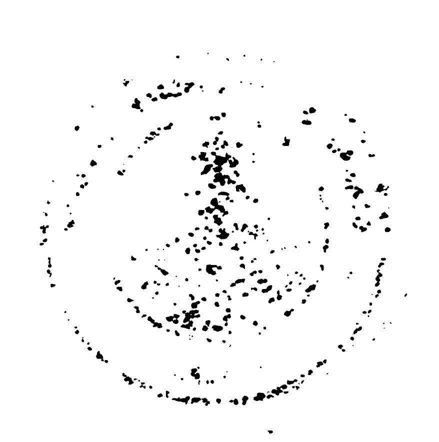
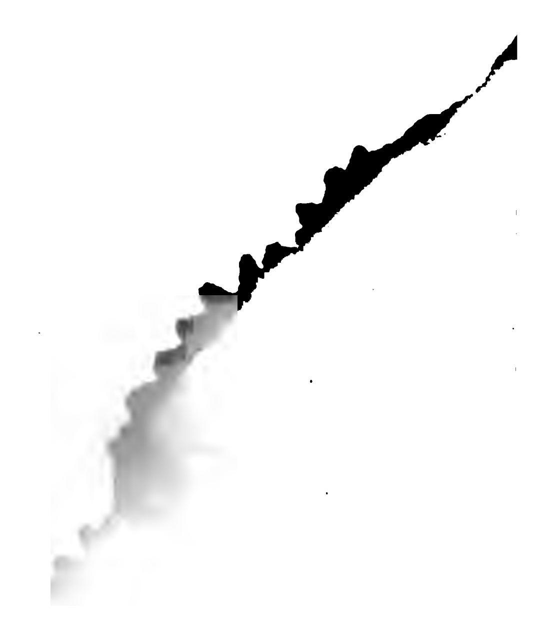




Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.



Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section
O — Z.

Herausgegeben von
M. H. E. Meier und L. F. Kämtz.

Elfter Theil.

PANVINIUS — PARCZENZEW.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.


RITTER U. LANDSCHAFT · BIBLIOTHEK D. MECKLENB.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section.

O — Z.

Elfter Theil.

PANVINIUS — PARCZENZEW.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Elften Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

PANVINIUS.

PANVINIUS (Onuphrius). Onofrio Panvinio wurde im J. 1529 zu Verona geboren. Das adelige Geschlecht, welchem er durch seine Geburt angehörte, zeichnete sich durch sein hohes Alter aus und war von Cremona, seinem ursprünglichen Wohnsitze, nach Verona gezogen. Daher ist Freher's [1]) Irrthum, wie es scheint, entstanden, der unsers Panvinius Vater einen geborenen Cremoneser sein läßt. Schon früh zeigten sich die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben und sein unermüdlicher Fleiß; schon im 12. Jahre entwickelte sich die Neigung zu den historischen und antiquarischen Studien, deren Pflege er sich später zur Lebensaufgabe gemacht hat. Der lebendige Drang, sich in diesen Wissenschaften zu vervollkommnen, veranlaßte den Jüngling, in den Orden der Einsiedler des heiligen Augustinus [2]) zu treten. Wenn er nun selbst erzählt [3]), daß er in Padua unter Hieronymus Girellus von Brixen die theologischen Wissenschaften studirt habe, der schon seit 1539 jenes Lehramt bekleidete, so dürfte dies zu der Vermuthung berechtigen, daß P. entweder in Padua selbst in den Orden getreten sei, oder doch wenigstens in einem dortigen Kloster seines Ordens lebend, die öffentlichen Vorlesungen an der Universität mit besucht habe. Das Talent des Bruders erkennend, sandte ihn Hieronymus Seripandi, der General des Ordens, zu weiterer Ausbildung nach Rom. Nachdem er hier am 25. Dec. 1553 das Baccalaureat in der Theologie erlangt hatte, ward er zur Beaufsichtigung der Studien, welche jüngere Mönche seines Ordens in Rom machten, bestellt, jedoch schon im folgenden Jahre 1554 zum Lehrer der Theologie nach Florenz berufen. Das neue Amt behagte ihm wenig, andere Studien schienen ihm anziehender, Geschichte und namentlich die alten Schriftsteller fesselten ihn mehr als die starre in scholastischen Formeln befangene theologische Gelehrsamkeit. Darum war es kein Wunder, wenn er seine Obern mit Bitten, ihn des übernommenen Amtes zu entbinden, anging, und die endlich erlangte Erlaubniß, auch außer dem Kloster zu leben und ganz seinen eigenen Neigungen in den wissenschaftlichen Beschäftigungen nachzuhängen, freudig benutzte. Daß er diese Muße zweckmäßig angewandt, erkannten auch seine Obern bei der im J. 1556 erneuerten Erlaubniß mit großem Lobe an. Diese Zeit widmete er zunächst einer größern Reise durch die bedeutendsten Städte Italiens, um Inschriften (vgl. *Blume*, Iter. Ital. IV. p. 191) und andere Denkmäler des classischen Alterthums durch eigenes Anschauen gründlicher kennen zu lernen und zu sammeln. Bei dieser Gelegenheit erwarb er sich die Freundschaft des um einige Jahre ältern Carlo Sigone, der grade damals (von 1552—1560) als Lehrer der Beredsamkeit in Venedig wirkte, eine Verbindung, die bei der Gleichartigkeit der Bestrebungen und der innigen Übereinstimmung in den Studien zu gegenseitiger Förderung und Anregung wesentlich beitrug und später durch literarischen Verkehr immer mehr befestigt wurde. Schöpfte doch aus ihr Fr. Robortello die Beschuldigung [4]), Sigonius habe sehr vieles in seinen Werken aus den Papieren des Panvinio gestohlen, die er durch dessen Lehrer, Lazarus Bonamicus, sich zu verschaffen gewußt habe [5]). Nach Rom zurückgekehrt fand P. hier nicht nur den passendsten und anregendsten Ort für seine Studien, da Rom damals einen ungeheuern Reichthum von Alterthümern besaß, wie ja die Werke eines Boissard, Gamucci u. a. deutlich erkennen lassen; da ferner die reichen Bücherschätze jener Stadt in öffentlichen und Privatsammlungen nicht nur die trefflichsten Hilfsmittel aller Art darboten, sondern auch eine Menge von Gönnern und Freunden, die auf die wissenschaftlichen Arbeiten dieses Gelehrten einen wohlthätigen Einfluß ausübten. Hier hielt sich Antonio Agustino von Saragossa, damals Bischof von Alifa (episcopus Allifanus), auf und überließ dem P. nicht nur freigebig seine Bibliothek zur Benutzung, sondern unterstützte ihn auch durch Rath und That bei seinen gelehrten Arbeiten [6]). Hier fand er Fulv. Orsini, in des-

1) Im Theatrum homin. illustr. T. IV. p. 1464. 2) Daher nennt er sich in allen seinen Schriften frater eremita Augustinianus. Worauf sich die Nachricht bei *Hanck*. de romanar. rer. scriptoribus T. II. p. 357, daß er 1559, also im 30. Lebensjahre, in diesen Orden getreten sei, stütze, weiß ich nicht aufzufinden. 3) Vorrede zu den Antiquitat. urbis Veronensis.

4) Invectiva I. in plagiar. 5) Bedauern muß ich, daß mir des würdigen Joh. Phil. Krebs' Vita Caroli Sigonii (Weilburg 1837) nicht zur Hand war; ich würde für dieses Verhältniß gewiß mannichfaltige Belehrung in derselben gefunden haben. Doch findet sich ein Zeugniß in *Manutii* Epistol. II, 9: Saepe litigat obscuris de rebus cum Sigonio nostro, sed utriusque bonitas, mutuus amor, excellens ad cognoscendam veritatem judicium facit, ut inter eos facile conveniat. 6) Ihm widmete er daher auch 1557 das erste Buch seiner Fasti mit den Worten: Quum quod de omnibus studiosis, et de me praesertim bene meritus sis, tum etiam quod quum hoc facio, me non tibi aliquid ex

sen belehrendem Umgange er genußreiche Stunden verlebte; hier in dem wackern Cardinal Marcello Cervini einen einflußreichen Gönner, der ihm noch mehr genützt haben würde als Papst Marcellus II., wenn er nicht schon am 22. Tage seines Pontificats verstorben wäre. Doch fehlte es auch nach dem Tode dieses Papstes nicht an Männern, die unsern P. beschützten; sie verschafften ihm eine Anstellung an der vaticanischen Bibliothek mit zehn Dukaten monatlicher Besoldung, als Papst Pius IV. ihn und Franc. Avanzati mit Nachsuchungen und Ankäufen zur Vermehrung des Handschriftenvorraths beauftragte [7]). Cardinal Alessandro Farnese, in eleganter Gelehrsamkeit und Kunstsinn ein würdiger Nachkomme Papsts Paul III., nahm ihn in seinen Palast auf und verschaffte ihm dadurch die schöne Muße, deren er zur Vollendung früher begonnener Arbeiten so sehr bedurfte. Ihm widmete er daher auch in dankbarster Anerkennung so großer Verdienste die fasti Romani [8]); seiner Empfehlung verdankte er überdies das reiche Geschenk von 500 Dukaten, welches Papst Pius IV. für die Fortsetzung von Barthol. Platina historia de vitis Pontificum Romanorum bis zum J. 1565 ihm zukommen ließ. In der Begleitung jenes Cardinals machte er eine Reise über Monreale nach der Insel Sicilien; sie führte seinen Tod herbei; denn da er auf derselben aus ganz unbekannten Gründen einen starken Verweis bekam, machte ihm dies so großen Verdruß, daß er in Palermo erkrankte und dort in dem noch kräftigen Mannesalter von 39 Jahren seinen frühen Tod fand. Über den Tag desselben finden sich die verschiedenartigsten Angaben, von denen mehre offenbar nur der Unbekanntschaft mit dem römischen Kalender ihre Entstehung verdanken. Denn was will man aus Bestimmungen, wie pridie octavo Aprilis [9]) machen, oder wie will man die Angabe XVIII. Kalend. Aprilis [10]) auf unsere Rechnungsweise übertragen, da die Römer jenen Tag gar nicht kennen? Sonst findet man den 12. Febr., oder den 15. oder 16. März [11]), den 15. April, den 25. März [12]), am richtigsten [illegible] scheint der 7. April zu sein, denn nicht nur [illegible] ausdrücklich in civitate Panormitana occubuit septima die Aprilis, und ihm sind Ghilini, Freher u. m. And. gefolgt, sondern Fr. Daniele, der Alterthumsforscher, hat auf eigene Kosten dem P. ein Denkmal errichten und nach sorgfältiger Prüfung auf demselben das hier angenommene Datum eingraben lassen [14]). In der Augustinerkirche zu Palermo ward der Leichnam des Verstorbenen beigesetzt, aber die römischen Freunde vereinigten sich, ihm in Rom selbst ein prächtiges Grabmonument von Marmor errichten und dort seine Statue von Bronze aufstellen zu lassen.

Nachdem wir so die spärlichen Nachrichten über das wenig bewegte und wechsellose äußere Leben des Mannes zusammengestellt haben, bleibt uns übrig auf die geistige Thätigkeit desselben, auf die von ihm herausgegebenen oder wenigstens bearbeiteten und beabsichtigten Werke unsere Aufmerksamkeit zu wenden. Bei der kurzen Dauer seines Lebens kann man die Menge dieser Schriften nicht genug bewundern; rechnet man dazu, daß sie fast alle das Resultat der sorgfältigsten und auch schwierigsten Untersuchungen sein müssen, daß eine Menge ganz vereinzelter Notizen zu ihnen aufgesucht, zusammengestellt und geordnet werden mußten, so wird man zunächst auf den außerordentlichen Fleiß dieses Schriftstellers einen Schluß machen können. Der Ausspruch des Florentiner Jac. Gaddi: tot Onuphrius scripsit, ut nihil legere, tot aliena legit, ut nihil scribere potuisse videatur, ist sehr treffend. Und in der That soll er ganze Nächte auf die Lectüre verwendet und selbst während der Tischzeit die Bücher kaum aus der Hand gelegt haben, um nach der Weise des ältern Plinius alles Gelesene zu excerpiren und zum jedesmaligen Gebrauch alsbald zur Hand zu haben. Auf diese rastlose Thätigkeit deutet zum Theil auch das Sinnbild, welches er sich gewählt hatte, nämlich ein zwischen einem Altar und einem Pfluge stehender Ochse [15]) mit den Virgilianischen Worten ad utrumque paratus, womit angezeigt werden sollte, daß er gleich bereit sei, sich dem Altare, dem Dienste der Kirche, zu widmen, als jede andere mühsame Arbeit zu übernehmen. Niceron zählt 27 Schriften von ihm auf, und darunter einige nie gedruckte, aber die Zahl derselben übersteigt im Ganzen 60. Es beziehen sich dieselben theils auf christliche Archäologie und Kirchengeschichte, theils auf Chronologie und Geschichte, theils auf römische Alterthümer; nach diesen Abtheilungen wollen wir dieselben etwas genauer behandeln.

Zu dem Studium der kirchlichen Alterthümer veranlaßte ihn zunächst die Aufmunterung seines Gönners, des Cardinals Marcello Cervini; auch war eine gründlichere, tiefere Geschichtsforschung für die katholische Kirche in jener Zeit um so dringenderes Bedürfniß, wo die centuriatores Magdeburgenses in jeder Centurie unter der Rubrik Kirchengebräuche, Verfassung und Regierung der Kirche sehr umfassende und gründliche Belehrung und scharfe Kritiken der katholischen Ansprüche gegeben hatten. 1) Sein erstes hierher gehöriges Werk ist die epitome pontificum Romanorum a S. Petro usque ad Paulum

---

[illegible] tradere, sed tua tibi reddere existimo. Quid [illegible] est, quod vel non tecum contulerim, vel non [illegible]

[illegible] annal. eccles. ad a. 1564 bei *Blume*, Iter. [illegible] biblioth. orient. T. I. praef. §. V. [illegible], sagt er, te praecipuum patronum et [illegible] judicavi; tum quod liberalitate [illegible] manum imposuerim, tum etiam quod [illegible] hos libros iis potissimum doctis vi[illegible] consilio et ope in hoc perficiendo [illegible] an einer andern Stelle praesertim vero [illegible] beneficentia tua, qua omnes [illegible] per triennium sublevaris, at[illegible] honestissimum tribueris. [illegible] T. II. p. 177. 10) Bei [illegible] T. V. p. 166. ed. Pa[illegible] welche in *Graevii* thes. A. [illegible] De scriptoribus ec[illegible] Maffei und *Hanck*. [illegible] della storia dell' Italia [illegible] p. 404. 12) Bei [illegible] T. II. p. 314.

14) s. Giornale Modenese. XXXIX. p. 107. 15) s. die Erklärung bei *Teissier* Elog. T. I. p. 320.

IV., gestorum videlicet electionisque singulorum et conclavium compendiaria narratio. Cardinalium item nomina, dignitatum tituli, legationes, insignia, patria et obitus. Es erschien Venetiis apud *Michaelem Tramezinum* ex museo *Jacobi Stradae* 1557. (Fol.), aber ohne Wissen des Verfassers und darum auch sehr fehlerhaft. Dies veranlaßte ihn zu einer abermaligen Durchsicht des Werkes, das nun in einer editio auctior emendatiorque zu Venedig 1567 in 4. erschien und darauf rasch hinter einander 1573 in Fol., Lovan. 1572 in Fol. Colon. 1574 in Fol. 1624 in 4. wieder gedruckt wurde; interpolirt ist es in *Joann. Gualteri* (d. h. *Jani Gruteri*) Chronicon chronicorum ecclesiasticum (Frcfti 1614) T. I. p. 189. Baluze[16]) rügt zwar einzelne Fehler, namentlich in der Geschichte der Päpste von Avignon, entschuldigt ihn aber auch zugleich wegen des Mangels zuverlässigerer Hilfsmittel und gesteht nie von seinen Meinungen abzugehen, wo er nicht durch ausdrückliche Zeugnisse dazu genöthigt werde. Er beginnt in diesem Werke mit der Ankunft St. Peter's in Rom, die er auf den 18. März 44 (richtiger 43, wenn es das Jahr des dritten Consulats des Kaisers Claudius sein soll) und schließt mit der Ernennung C. Caraffa's zum Cardinaldiakon am 7. Jun. 1555. Schon aus dieser Angabe erhellt, daß auch über die Cardinäle und nicht blos über die Päpste sehr specielle chronologische Daten mitgetheilt waren. 2) Mit dieser Arbeit stehen die Anmerkungen und Zusätze in enger Verbindung, mit denen er des Bartholomäus Platina von den Katholiken als unzuverlässig verdächtigte historia de vitis pontificum Romanorum von Sixtus IV. (1414) bis auf Pius IV. fortsetzte und vielfach verbesserte. In dieser Gestalt erschien das Buch unter dem Titel: Platina de vitis pontificum restitutus cum 60 ad eas annotatt. et additione pontificum a Sixto IV. usque ad Pium IV. (Venetiis 1562. 4. Lov. 1571. 4. Colon. 1574. fol. 1610 und 1626. 4.), auch italienisch unter dem Titel aggiunte al Platina delle Vite de' Papi zu Venedig 1563. 4. und 1613[17]). 3) Damit kann man noch viginti septem pontificum Romanorum elogia et imagines accuratissime ad vivum aeneis tabulis delineatae verbinden, welche Romae Antonii Lafrerii formis 1568 fol. erschienen und Antverpiae 1572 wiederholt wurden. Als Handschrift führt das Buch Montfaucon (bibl. bibl. MSS. p. 1286) an. 4) Mehr die christliche Archäologie berührend ist die Schrift de baptismate paschali, origine et ritu consecrandi agnos dei liber (Romae 1560. 4.)[18]), und ebendaselbst 1630 und 1656, in welchen beiden Ausgaben Maria Suarez, Bischof von Vaison, sehr gelehrte, aber wenig zum Gegenstande selbst gehörige Anhänge hinzugefügt hat. Viele der Kirchenväter hatten Ostern und Pfingsten für die zweckmäßigsten Taufzeiten erklärt, im 6. Jahrh. bestimmten mehre Synodalbeschlüsse dieselben als die gesetzlichen Tauftermine und paschale tempus bezeichnete dann die ganze Zeit zwischen jenen beiden kirchlichen Festen. Nach allgemeiner Observanz und nach der Vorstellung von einer besondern Heiligkeit dieser Stunden ertheilte man die Taufe in den Vigilien. Auf diese Untersuchungen gründen sich des P. Vermuthungen über die Consecration der agnus dei, daß man nämlich durch diesen Gebrauch nur die Erinnerung an die alten Gebräuche bei der Taufe in Rom habe bewahren wollen. 5) De ritu sepeliendi mortuos apud veteres christianos et de eorum coemeteriis erschien zuerst mit dem chronicon ecclesiasticum zu Cöln 1568 Fol., dann mit der epitome pontificum zu Löwen 1572 und zu Cöln 1574 Fol., und auch besonders zu Rom 1581; in Teutschland hat man auch eine besondere von Joh. Georg Joch zu Leipzig 1717. 4. besorgte Ausgabe; überdies eine zu Arras 1613[19]) erschienene Übersetzung unter dem Titel: Opuscule d'Onuphr. Panv., del' honneur fait par les anciens et premiers chrétiens aux corps saints et reliques des martyrs et de leurs cimetières. In natürlicher Ordnung beginnt der Verfasser mit dem im Sterben begriffenen Kranken, behandelt Buße und Beichte, Abendmahl und letzte Ölung, geht dann über zu dem Waschen des Leichnams und der öffentlichen Ausstellung desselben, den Feierlichkeiten bei der Beerdigung und zuletzt auf die Begräbnißplätze, die in ältesten Zeiten außerhalb der Städte waren, erst später auf die die Kirchen zunächst umgebenden freien Plätze verlegt und nur bei hochgestellten Personen in der Kirche selbst gestattet wurden. Über die Begräbnißfeierlichkeiten, Leichen- und Grabreden, Gedächtnißfeiern und das, was man zum Andenken an die Heiligen auf den Friedhöfen und in besondern Gottesackerkirchen veranstaltete, hat P. großen Fleiß gewendet, sowie denn überhaupt das ganze Buch sehr lesenswürdig und auch für unsere Zeiten noch sehr brauchbar ist[20]). 6) De praecipuis Romae sanctioribus basilicis, quas septem ecclesias vulgo vocant erschien zu Rom 1570, ingleichen zu Cöln 1584 und auch italienisch von dem Veroneser Marc. Antonio Lanfranchi zu Rom 1570. Die Einrichtung der fünf Basiliken, deren Gründung man gewöhnlich den fünf Patriarchen zu Rom, Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem zuschreibt, damit die obigen Patriarchen bei ihrer Anwesenheit in Rom eine eigene Kirche hätten, bezieht P. auf die päpstliche Oberherrlichkeit, die symbolisch durch diese ihr in Rom unterordneten Kirchen angedeutet werden solle. Dies gibt ihm Veranlassung auf eine genaue Beschreibung dieser Kirchen, ihre verschiedenen Altäre und die an den einzelnen zu verrichtenden Gebete einzugehen und im Allgemeinen die Kirchenverfassung Roms nach ihren verschiedenen Gliedern zu erläutern. Wenig

16) *Baluze* T. I. p. 751. Onuphrium saepe errasse in opere suo de Pontificibus Romanis et Cardinalibus. Et tamen non facile ab ejus opinionibus discedo, quando mihi testimonia non suppetunt adversus ea quae ab illo traduntur. Puto enim deberi magnam viro doctissimo reverentiam. 17) s. Historia bibliothecae Fabric. T. III. p. 421. cl. T. IV. p. 204. *Boecler*. bibliogr. litterar. p. 430. 18) Maffei gibt das Jahr 1550. Vergl. *du Pin* XVI. p. 99. a.

19) Bei Fabricius steht Paris als Druckort; über den Inhalt redet *du Pin* l. c. p. 97 sq. 20) Es ist die einzige Schrift, deren Augusti in seinem Handbuch der christlichen Archäologie 3. Bd. S. 268 gedenkt; andere scheint er nicht gekannt zu haben, wozu allerdings der Mangel eines thesaurus antiquitatum ecclesiasticarum, wie ihn Fabricius einmal projectirte, beigetragen haben mag.

verschieden dem Hauptinhalte nach ist 7) das Buch de episcopatibus, titulis [21]) et diaconiis cardinalium, welches zu Venedig 1557. 4., zu Paris 1609 in gleichem Format erschien und auch in *J. Gualteri* chronicon chronicor. eccl. T. I. p. 707—714 wieder abgedruckt ist. 8) De primatu Petri et apostolicae sedis potestate contra Centuriarum auctores libri III. (Veronae 1589, [1579 bei du Pin ist nur Druckfehler] 4. und Venetiis apud *Franc. Franciscium*. 1591. 4.), wiederholt in *Th. Rocaberti* bibliotheca maxima pontificia T. XVII. Der erstern Abhandlung geht eine schöne Vorrede gegen die heftigen und beleidigenden Ausdrücke, deren sich viele bei den kirchlichen Controversen bedienen, voraus. Die magdeburgischen Centurien gaben ihm die nächste Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift, die in drei Theile zerfällt. Der erste soll die Nothwendigkeit eines solchen Primats in der Kirche, die Einsetzung desselben durch Christus selbst und die Übertragung an Petrus erweisen; in dem zweiten zeigt er durch Stellen der Schrift und der Kirchenväter, daß Petrus auch wirklich diese Gewalt ausgeübt habe, daß er in Rom gewesen sei, die dortige Kirche gegründet und den heiligen Clemens und somit alle andern Bischöfe Roms zu seinen Nachfolgern bestimmt habe. Auf diesen letztern Theil scheint absichtlich der größte Fleiß verwendet zu sein, da diese Nachrichten von den Gegnern hauptsächlich in Zweifel gezogen werden und vom katholischen Standpunkte aus die Vertheidigung derselben und weitere Begründung Hauptsache sein mußte. Über die Macht des apostolischen Stuhles beabsichtigte P. eigentlich in drei Büchern zu handeln, aber nur das erste derselben befand sich vollendet in den Händen des Cardinals Anton. Colonna, der für die Herausgabe desselben sorgte. Für das zweite kennen wir nur die Aufschriften der einzelnen Abschnitte, aus denen man ersieht, daß er die Aufzählung aller Zeugnisse für die Ausübung der päpstlichen Oberherrschaft beabsichtigt hat. Das dritte würde eine Widerlegung der von den Gegnern beigebrachten Gründe geliefert haben. 9) Chronicon ecclesiasticum a. C. Julii Caesaris tempore usque ad imperatorem Maximilianum II. Augustum. Coloniae apud *Maternum Cholinum* 1568. fol., (Lovanii 1573), und ins Italienische übersetzt zu Venedig 1674. 4. In zwei getrennten Abschnitten werden die wichtigsten Begebenheiten der profanen und der Kirchengeschichte neben einander gestellt. Es geht von 46 v. Chr. bis 1566 nach Chr. 10) In der cölner Ausgabe der Schrift über die Gebräuche bei den Begräbnissen von 1574 findet man eine interpretatio vocum quarundam ecclesiasticarum, quae obscurae vel barbarae videntur, in welcher die Namen der Diener der [illegible] der Kirchen selbst und ihrer verschiedenen Abtheilungen, der heiligen Geräthe und der priesterlichen Gewänder erklärt werden; eine Abhandlung, die auch bei dem Chron. ecclesiast. von 1568 und sonst einige Male mit Platina wieder abgedruckt ist. 11) De urbis Romae stationibus sive sollennibus ad diversa templa processionibus conventibusque libellus, welches bei den verschiedenen Ausgaben des Platina, wie der löwener von 1572 und einigen cölnern (von 1574 Fol. u. 1626. 4.) hinzugefügt ist. Unter den Stationen in Rom ist, wie dies schon der erklärende Zusatz des Titels weist, nichts anderes zu verstehen, als die Altäre und Kirchen in Rom, in welchen der römische Bischof an gewissen Tagen pontificirt. 12) Auf die Geschichte seines eigenen Ordens bezieht sich Augustiniani ordinis chronicon per annorum seriem digestum a S. patre nostro Augustino ad annum CIↃDL [22]) et creationem Julii papae III. Romae per *Antonium Bladum* 1550. 4.

Die Zahl der Schriften, welche sich auf allgemeine und Specialgeschichte beziehen, ist natürlich geringer; man hatte sich namentlich für erstere noch nicht von den Fesseln der Kirche losgemacht und begnügte sich meistentheils nur den Stoff anzuhäufen. Des Panv. Eifer in Durchforschung der Archive muß hierbei lobend hervorgehoben werden. Daran ist in diesen Schriften noch nicht zu denken, daß die Materialien in einer gleichartigen Vollständigkeit gesammelt, kritisch gesichtet und der Stoff geistig durchgearbeitet wäre. Das findet man überhaupt nicht in den gelehrten Werken der damaligen Zeit. Von P. gehören hierher 13) Romanorum principum et eorum quorum maxima in Italia imperia fuerunt libri IV., Basileae per *Henricum Petrum* 1558. Fol., die er auf den Rath des Cardinals Farnese dem römischen Könige Philipp von Österreich mit sehr verbindlichen Worten widmete. Die Eintheilung in vier Bücher wählte er behufs einer übersichtlichen, jedoch wenig gelungenen Vertheilung des Stoffes; das erste behandelt die occidentalischen Kaiser von Julius Cäsar bis Augustulus, und fügt auch die orientalischen von Constantin dem Großen bis Theodosius hinzu; neben ihnen werden aber auch die Fürsten der Gothen und Longobarden und die Exarchen aufgezählt und die wichtigsten Begebenheiten unter ihren Regierungen genannt. Auf die Kaiser hat er die größte Sorgfalt verwendet, ihr Geschlechtsregister zusammengestellt und die Quellen seiner Angaben durchweg am Rande verzeichnet. Das zweite Buch behandelt die Kaiser des byzantinischen Reichs von Marcianus an bis zur Unterwerfung desselben unter die türkische Herrschaft, und hier hat P. sogar handschriftliche Quellen vielfach zu Rathe gezogen; im dritten Buche geht er zu den teutschen Kaisern über, von Karl dem Großen bis zu Karl V.; in vierten Buche endlich werden neben den Königen von Frankreich die Herzoge der Normannen, die Herzoge von Mailand und andere italienische Fürsten aufgezählt. 14) De comitiis imperatoriis liber, in quo praeter caetera septem Imperii Electorum origo demonstrata est atque communis, quae adhuc obtinuit fama, refutata. Es steht hinter dem eben beschriebenen Buche p. 335—418 und theilt

21) [illegible] Benennung der Kirchen, über welche die [illegible] sehr verschieden sind, ob sie von der [illegible] den Gräbern der Märtyrer und Heili[illegible] der dabei angestellten Geistlichen her[illegible] von titulo crucis wird noch [illegible] erhalten; s. Augusti, Handb. der [illegible]

22) Bei Niceron steht durch einen Druckfehler 1510.

in einem Anhange auch die goldene Bulle mit. Die Wahlen der römischen Kaiser vorausschickend, wendet er sich zu einer umfassenden Darstellung der teutschen Reichsverfassung, insbesondere zu einer genauen Beschreibung der Wahlversammlungen. Das Buch ist auch besonders von Friedr. Hortleder zu Strasburg 1613 und überdies in der hanauer Sammlung der auf die Kaiserwahl sich beziehenden Schriften abgedruckt worden. Ob das Buch de investitura electorum, welches Gottfr. Bukisch zu Prag 1689 herausgegeben, mit dem hier besprochenen gleichen Inhalts ist, kann ich nicht angeben. Übrigens scheinen noch umfassendere handschriftliche Arbeiten über denselben Gegenstand sich in Wien zu befinden[23]. 15) P. hatte ein großes Werk in acht Büchern über die Alterthümer seiner Vaterstadt Verona hinterlassen; lange blieb es ungedruckt und erst 1621 erschien zu Verona (typis et sumtibus *Angeli Tami*) ein Theil desselben unter dem Titel de urbis Veronae viris doctrina et bellica virtute illustribus, 4., und endlich das Ganze unter dem Titel de antiquitate et viris illustribus Veronae, Patavii, sumtibus *Pauli Fambroti* 1668[24]), fol., wo das frühere erschienene als sechstes, eine Sammlung veronesischer Inschriften als achtes Buch erscheint. Es begreift den Zeitraum von Erbauung der Stadt, die noch vor Rom gesetzt und den Etruskern zugeschrieben wird, bis 1558, hat aber das leidige Schicksal der meisten erst nach dem Tode ihrer Verfasser herausgegebenen Werke erfahren, daß eine Menge von Irrthümern und eine so allgemeine Verwirrung sich eingeschlichen hat, die man unmöglich der sonst vielfach bewiesenen Sorgfalt des P. Schuld geben darf. Außerdem findet sich nach Montfaucon's Angabe (in der bibliotheca biblioth. I. p. 526) in der Ambrosiana historia di Verona *d'Onufrio Panvinio*. 16) De bibliothecae Vaticanae initiis, bibliothecariorum et custodum catalogus. Diese Schrift hat zuerst Joh. Baptist Cardona, Bischof zu Tortosa (Dertusanus episcopus) hinter seinem Buche über die Bibliothek des Escorials (Tarracon. 1587. 4.) herausgegeben; dasselbe Fragment, denn so bezeichnet es Morhof[25]) ganz richtig, gab auch Franz Schottus in seinem Itinerarium Italiae II. c. 10. p. 440 (ed. Amstelod. 1655) und daraus Auszüge Joach. Joh. Mader in der bekannten Sammlung de bibliothecis atque archivis libelli (Helmst. 1666. p. 91. 1702. p. 83). Mehr die Bibliotheken der alten Kirche und die frühern Bibliothekare werden besprochen als die eigentliche vaticanische Sammlung[26]).

Wenden wir uns endlich zu den Werken Panvinio's, die sich auf das römische Alterthum beziehen, so müssen wir zunächst bemerken, daß er ihnen hauptsächlich den Ruhm seines Namens verdankt. Zu ihnen trieb ihn selbst auch eine besondere Vorliebe, die, frühzeitig erwacht, durch den mehrjährigen Aufenthalt in Rom genährt, durch Reisen in Italien und durch den vertrauten Umgang mit den bedeutendsten Alterthumsforschern jener Zeit immer mehr befestigt war. Selbst bei seinen Zeitgenossen mußten derartige Schriften einen größern Eindruck machen bei dem lebendigen Eifer, mit welchem man damals das römische Alterthum nach allen seinen Beziehungen hin zu ergründen bemüht war. Die häufige Wiederholung dieser Schriften gibt das beste Zeugniß für die Hochschätzung ab, welche man ihnen schenkte, und die Verbreitung derselben nach allen Ländern hin wird durch die in Teutschland und Frankreich unternommenen Drucke hinlänglich bestätigt. Hierher gehören: 17) Viginti quatuor Romanorum imperatorum imagines, qui a Julio Caesare extiterunt (Romae 1578. fol.). 18) Fastorum libri V. a Romulo rege usque ad Imp. Caesarem Carolum V. Austrium Augustum (Venet. apud *Valgrisium* 1558 u. 1573. fol., Heidelb. 1558. Fol.). Es zerfallen dieselben (die sich auch nebst andern handschriftlich in der Vaticana befinden, s. *Montfauc.* p. 106) in fünf Bücher, deren jedes einem andern gewidmet ist unter den Männern, welchen er besonders Anregung und Unterstützung bei diesem schwierigen Unternehmen verdankte. Frühzeitig schon 1544 hatte er zu Verona an die Ausführung eines solchen Werkes gedacht, die Vorarbeiten von Haloander, Cuspinianus und Glareanus, um die ältern nicht zu erwähnen, benutzt, jedoch erst die Auffindung der capitolinischen Fasten und die nur einen Theil dieser Zeiten umfassende Arbeit des Sigonius, die sich nur bis auf den Tod des Augustus erstreckte, erhöhte in ihm das Verlangen, das Ganze zu vollenden. Die einzelnen Data wurden in hinzugefügten gelehrten Commentarien begründet, die umständlicheren Untersuchungen über streitige Punkte mitgetheilt, ohne jedoch auf die Geschichte selbst Rücksicht zu nehmen, und in einem besondern Anhange des Verrius Flaccus, Cassiodorus, Prosper, Marcellinus und andere hierauf sich beziehende Schriften abgedruckt. Die spätern Arbeiten von Pighius, Almeloveen u. A. haben das Werk jetzt eher entbehrlich gemacht. Baronius bedauerte, ihm gefolgt zu sein, während Norisius zu seiner Vertheidigung eine besondere Schrift herauszugeben beabsichtigte[27]). Im Ganzen ist mehr Material, als Verarbeitung desselben, und daher nicht selten Schwanken und Unsicherheit, ja selbst offenbare Irrthümer, wo er auf spätere Quellen sich beschränkte, alte Inschriften aber zu befragen vernachlässigte[28]). 19) Reipublicae Romanae commentariorum libri tres und zwar lib. I. urbis antiquae imago, lib. II. civitatis Romanae descriptio und lib. III. imperii Romani descriptio (Venetiis apud *Valgrisium* 1558 u. 1581. 8. Paris 1588. Francof. apud *Wecheli* heredes. 1597. fol.), auch wiederholt in *Jo. Jac. Boissardi* Romanae urbis topogra-

23) s. Lambeccius. Doch ist die ganze Sache unbestimmt und scheint auf einem Irrthume zu beruhen. 24) Bei Fabricius steht Veronae 1647, bei Maffei Patavii 1660, bei andern 1674. Ebert nr. 15774 gibt die hier im Texte angegebene Jahrzahl. Ein sehr treffendes Urtheil wenigstens über den literarhistorischen Theil des Werks steht in Verona illustrata. T. II. p. IV: Degli Autori nostri diede già un saggio il celebre Panvinio nell' opera delle Antichità Veronesi, ma s' internò poco, e pochi ne raccolse, e ne parlò leggermente. 25) Polyhistor. T. I. l. 1, 17. §. 36. 26) s. Struvii biblioth. histor. litter. p. 287.

27) s. Addend. ad histor. Pelag. p. 212. 28) Vergl. *J. Jacobson.* de prisca Caesiorum gente. c. XXII.

phia et antiquitates. Tom. I. (Frankfurt 1597. u. 2. Ausg. 1627.), das erste Buch im Gräv'schen Thesaurus. T. III. p. 203 und die beiden andern ebendas. T. I. p. 193 u. 343. Das erste Buch bezieht sich blos auf die topographische Beschreibung Roms, in welcher er mit dankbarer Benutzung seiner Vorgänger Blondus Flavius, Rafael Maffei von Volterra, Julius Pomponius Laetus u. A. zuerst einen festen Grund legte (s. *Mabillon*, Diarium Italic. p. 279), und durch Abdruck der Schriften des Sept. Rufus, P. Victor und Rutilius Claudius Rumatianus auch diese alten Topographen zugänglicher machte. Das zweite Buch handelt in vier Abschnitten de sacerdotiis, de tribubus, de comitiis, de magistratibus, und bezieht sich also mehr auf die innere Verfassung des römischen Staats; das dritte endlich erzählt die Erweiterung der römischen Macht nach Außen, Verfassung der Provinzen, Stellung der Colonien und Municipien und das Heerwesen nach seinen Legionen. Grade in diesen Theilen hat die Wissenschaft, ganz abgesehen von den der Zeit nach zunächst stehenden Untersuchungen des Sigonius, Manutius und Anderer, die ungeheuersten Fortschritte gemacht, wodurch die Benutzung dieses ältern Werkes heutzutage überflüssig geworden ist. 20) De ludis Circensibus libri duo erschienen zu Antwerpen 1596, zu Venedig 1600 [29]), cum notis *Johannis Argoli* zu Padua 1642 u. 1681. Fol., und überdies in *Graevii* thes. A. R. Tom. IX. p. 1—471, mit einem Zusatze von Nic. Pinelli, in welchem die lateinische Übersetzung der griechisch angeführten Stellen mitgetheilt wird. Mit dieser Schrift ist häufig verbunden: 21) De triumpho commentarius; eigentlich ist es nur ein Theil aus den Commentarien zu dem fünften Buche der Fasten, wo es in der heidelberger Ausgabe p. 338—346 steht. Eine besondere Ausgabe notis et figuris illustratus a *Joachimo Johanne Madero* erschien zu Helmstedt 1676. 4., und wieder abgedruckt im Gräv'schen Thes. 9. Th. S. 1347. 1398. Dazu gehört: 22) Amplissimi ornatissimique triumphi ex antiquissimis lapidum, nummorum monumentis desumpti descriptio (Antverp. 1556. 4. Romae 1618. fol.). Kleinere Abhandlungen sind: 23) De ludis saecularibus liber, erschien zu Venedig 1558, wiederholt in *Gaudent. Roberti* Miscellanea italica erudita (Parma 1691). Tom. I., ebendaselbst steht auch 24) De Sibyllis et carminibus Sibyllinis liber, welches zu Venedig 1567 zuerst erschienen war, dann in der pariser Ausgabe der Sibyllinischen Orakelsprüche von 1599 u. 1607, endlich auch in *Dan. Clausen*, De oraculis gentilium (Helmst. 1673. 4.) abgedruckt ist. Jedoch ist diese Arbeit von Spätern weit übertroffen worden [30]). Endlich 25) das Büchelchen De antiquis Romanorum nominibus, in welchem er Fr. Robortello zum Vorgänger hatte, erschien Venedig 1558, und in Verbindung mit den beiden zuletzt genannten zu Heidelberg 1588. Fol. und in *Graevii* thes. A. R. T. II. p. 1989.

Aus den bisherigen Angaben über die Schriften des Panv. und die Jahre ihrer Erscheinung erhellt zur Genüge, daß nur die geringere Zahl derselben durch ihn selbst zum Drucke befördert worden ist, andere erst lange Jahre nachher und mit nicht eben rühmenswerther Sorgfalt veröffentlicht wurden. Noch schlimmer ging es mit seinem handschriftlichen Nachlasse, über den wir ein wichtiges Document in dem Briefe seines Bruders Paolo, welchen Maffei [31]) mittheilt, besitzen. Als nämlich ein schneller Tod unsern Onofrio zu Palermo übereilte, ernannte er vier Männer, denen er Einsicht und Geschick in der Sache ebenso wol als Liebe zu sich zutrauen konnte, zur Besorgung seiner hinterlassenen Werke, Panfilo aus Verona, Bischof von Segna, Fulvio Orsini, Latino Latini und Geronimo Mercuriale, welcher Letztere auch bei seinem Tode zugegen gewesen war. Der Bruder selbst eilte alsbald nach Rom, konnte aber, obgleich er anderthalb Jahre mit großem Kostenaufwande in jener Stadt verweilte und keine Mühe scheute, nur vom Cardinal Colonna das Versprechen erhalten, daß die oben unter Nr. 8 mitgetheilte Schrift alsbald gedruckt werden sollte, und gleiche Zusagen bei dem zum Testamentsvollstrecker ernannten Monsignore Antonio Ellio, Patriarchen von Jerusalem und nachherigem Bischofe von Capo d'Istria, erlangen, ja er mußte sehen, daß sogar einer von jenen Vier, Panfilo, das Chronicon Augustinianorum unter seinem Namen herausgab und den Ruhm sich anmaßte. Bei so großen Schwierigkeiten bleibt zur Prüfung der nachgelassenen Schriften nichts weiter übrig, als vor Allem seinem eigenen Zeugnisse in den Antiquitat. Veronens. p. 163 und in der Liste, welche er zwei Jahre vor seinem Tode an Geronimo Ruscelli geschickt hat (von welcher eine Copie bei Maffei sich vorfindet), Glauben zu schenken, und die oft von einander abweichenden Angaben bei Elsius (Encomiastic. Augustinian. p. 537), Gandolfin (p. 274), Possevin (Appar. sac. T. II. p. 176. ed. Colon. a. 1608) nur vergleichungsweise anzuziehen. Es sind aber nach sorgfältiger Prüfung folgende als sicher anzunehmen: 1) Antiquarum inscriptionum liber, oder, wie er es selbst nennt, Antiquarum totius terrarum orbis inscriptionum liber [32]). Schon in dem zweiten Buche der Commentarien zu den Fasten kündigte er das Werk mit den Worten an, p. 401: magnum inscriptionum totius urbis opus adorno, quod quam primum Deo auspice evulgabitur, in quo omnia singillatim Inscriptionum loca accuratissime descripta sunt. Wie Panv. überhaupt der erste war, der durch Benutzung der Inschriften zu bestimmten Zwecken in Chronologie, Geschichte und Alterthümern die hohe Bedeutung dieses Theiles der Alterthumswissenschaft klar machte, wie selbst die Masse und die Auswahl von Inschriften in seinen verschiedenen Werken ein rühmliches Zeugniß von sei-

29) s. Sinceri neue Sammlung von raren Büchern. S. 20 fg. 30) Bulenger (de ratione divinationis. IV, 1) lobt die Abhandlung, doch haben viele Andere nicht mit Unrecht auf die Mängel derselben aufmerksam gemacht. S. *Menck*. II. p. 816.

31) s. Verona illustr. T. II. p. 184. 32) Bei Possevin steht: de Portiibus una cum tribus millibus inscriptionibus Romanis.

ner Sorgfalt in der Behandlung derselben ablegt, so würde dieses Werk, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, es herauszugeben, seines Namens Ruhm außerordentlich erhöht haben. Aber grade hierbei hat er das größte Misgeschick zu erleiden gehabt. Können wir auch nicht mit Gewißheit den Verdacht, welchen die Italiener offen aussprechen, daß nämlich Smetius in der bekannten Inschriftensammlung von 1588 des Panv. Papiere gestohlen habe, zur Gewißheit bringen, so ist doch das zweideutige Lob, welches Gruter ihm ertheilt, gewiß zu misbilligen. Hatte doch auch er die Adversarien des P. aus Verona zur Benutzung erhalten; ohne jedoch seiner zu gedenken, werden für viele Inschriften ganz andere Gewährsmänner, die erst aus Panv. geschöpft hatten, angeführt, ja dieser sogar öfter der Verfälschung beschuldigt und dies noch dazu bei solchen, für die es viel ältere Zeugnisse gibt [33]). 2) De varia creatione Romani pontificis in fünf Büchern. Du Verdier meint, das Buch sei in Rom gedruckt; allein es findet sich nur unter den Handschriften der vaticanischen Bibliothek Nr. 543 [34]) unter dem Titel: Tractatus de variis modis eligendi pontifices cum aliis tractatibus ad electiones pontificum et sedis apostolicae jura pertinentibus, und Nr. 3554: De varia Romani Pontificis creatione libri X. Ähnliches ist auch in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand (*Montfaucon* p. 521), in der königlichen Bibliothek zu Paris (ibid. p. 891) und ebendaselbst auch eine Epitome de Pontificis Romani varia creatione (ibid. p. 901). 3) De origine cardinalium, von ihm selbst in dem Buche De episcopatibus angeführt, nach Montfaucon (p. 521) in der Ambrosiana zu Mailand und in verschiedenen Abtheilungen auch bei Labbe (p. 197) erwähnt. 4) Chronicon universale ab orbe condito ad annum MDLX. 5) De antiquis officiis et magistratibus sanctae Romanae Ecclesiae, woraus Elss. ein Buch De antiqu. off. et mag. urbis Romae gemacht hat. 6) De origine septem sacrorum ordinum. 7) Geschichte der Häuser Frangipani in vier Büchern, Savelli in ebenso vielen, Massimi (ein Buch), Cenci (zwei Bücher) und Mattei, welche sämmtlich jetzt in Rom aufbewahrt werden. 8) Collectio conciliorum, sollte nur eine kurze Erzählung werden und blieb ganz unvollendet. 9) Bibliothecae libri VI. 10) Annales ecclesiastici, kamen aus dem Besitze des Cardinal Savelli in die Vaticana. 11) Vitae patriarcharum quatuor primarum sedium führt Draudius fälschlich als in Rom gedruckt an; denselben Irrthum begeht du Verdier 12) mit den 12 Büchern de antiqua apud gentes religione vel potius superstitione, videlicet de sacrificiis, auguriis, aruspicinis, sortibus, sacris epulis, ludis scenicis, gladiatoriis et feriis. 13) De ecclesia, baptisterio et patriarchio Lateranensi, war in dem Besitze von Carlo del Poppo in Rom, gelangte aber dann in die vaticanische Sammlung, aus welcher es Assemani (Praef. biblioth. orientalis T. I.) anführt. 14) De basilica S. Petri, nach Mabillon in acht Büchern, genauere Angabe des Titels mag Fea geben [35]): De rebus antiquis memorabilibus et de praestantia basilicae S. Petri Apostolorum Principis. Vielleicht gehörten auch diese beiden Werke zu den öfter angeführten libri X. de antiquis et recentioribus ecclesiis, monasteriis, oratoriis, coemeteriis et aliis piis locis urbis Romae. 16) Vitae archiepiscoporum et primatuum primariarium ecclesiarum Occidentis, Aquileiae, Gradus (Grado), Ravennae, Mediolani, Moguntiae, Treveris, Coloniae, Toleti, Canterburii, Genonensis, Lugduni, Carthaginis etc. 17) De antiquis institutis, ritibus, ceremoniis et usibus ecclesiae Romanae, unvollendet. 18) Vita Gregorii septimi und 19) Vita Julii III., welche Assemani (Bibliothec. oriental. T. I. p. 124) anführt. 20) Zum Schlusse gedenke ich noch der großen Ritualiensammlung, welche in dem Archiv der Peterskirche von Montfaucon (p. 159) unter dem Titel: Collectiones ritualium et ceremonialium, in der Ambrosiana von demselben (p. 521), endlich zu München sich finden [36]). Dort nämlich werden Joan. Burcardi et aliorum diaria ceremoniarum curiae romanae, in welchen die Ceremonien und alle merkwürdigen Begebenheiten des römischen Hofes von 1484—1538 verzeichnet sind, von des Panv. Hand geschrieben und mit sehr charakteristischen Randglossen versehen, aufbewahrt. Das Ganze ist Joh. Jac. Fugger mit einem Briefe vom 1. Jan. 1565 dedicirt. Dabei aber finden sich auch noch von seiner Hand drei Bände Ritual- und Ceremonienbücher, sieben Bände de creatione romanorum pontificum nebst einem Auszuge dieses Werkes und sechs Bände mit den Bildnissen und Wappen der Päpste und Cardinäle. Über einige andere Bücher, wie das Breviarium imperii Romani cum iis, quae pace bellove gesta sunt Romae et foris a Romulo usque ad Justinianum; breve judicium de historicis antiquis latinis et graecis, kann ich gar keine nähere Auskunft geben.

Diese Verzeichnisse, in welche einige Ordnung zu bringen wir vielleicht vergeblich bemüht gewesen sind, geben den besten Beweis für die Thätigkeit des Panv. und für den Umfang der Kenntnisse, welche er in seinen Schriften zeigte, ab. Bei der Unersättlichkeit, seine Wißbegierde zu befriedigen, wegen der ihn P. Manutius [37]) nicht übel als antiquitatis helluo bezeichnet, ist eine solche Erscheinung nicht auffallend. Für die Verhältnisse seiner Zeit hat er aber auch Großes geleistet, und die allgemeinste Anerkennung der Zeitgenossen hat seinen Verdiensten nicht gefehlt, und selbst die Gegner seiner Kirche haben in dies Lob eingestimmt. Dazu trug auch die leichte und angenehme,

33) So steht p. 305: Confictum a Panvinio, ut alia multa und p. 244. nr. 6. Scaliger vult ab Onufrio fictum, vergl. auch p. 229 und 97. nr. 2, wo die Widerlegung, wenn hier der Ort dazu wäre, nicht schwer sein könnte. Auch Fabretti (de columna Traj. p. 237) tadelt ihn heftig, wogegen Maffei als bombastischer Lobredner auftritt. 34) s. *Montfaucon* biblioth. biblioth. MSS. p. 26. 109.

35) Notizie intorno Rafaele. p. 41, welchen Ranke, Päpste 1. Bd. S. 68 anführt. 36) s. Aretin Beiträge. 1 Bd. 6. Heft. S. 49 fg. und *Mabillon*, Museum Italic. T. II. p. 165. 37) Epist. II, 9.



bisweilen selbst elegante Darstellung, deren er sich in der Regel befleißigte, viel bei; zumal eine solche in Schriften dieses Inhalts überhaupt selten selbst in jener Zeit gefunden wurde. Daher die Lobsprüche des Sigonius[38]): vir et doctrina et fide singulari praeditus, des Jacq. de Thou[39]): vir ad omnes et Romanas et Ecclesiasticas antiquitates e tenebris eruendas natus; quod praeclara ejus et ad omnem aeternitatem victura monumenta testantur; des Jos. Scaliger[40]): optimus vir et in cujus obitu omnes numeri historiae collacrumarunt, und an einer andern Stelle rühmt er die diligentia oculatissimi et accuratissimi viri, amici sui, und nennt ihn den pater historiae; des Hub. Goltzius[41]): vir non minus eruditus quam sagax, omnis antiquitatis lustrator et observator diligentissimus; des Justus Lipsius[42]): vade ad O. P. ea super re libellum, viri industrii, diligentis et cui Romanae memoriae (curam tantum ferre potuisset aut limam) debent debebuntque und vieler Andern[43]), aus denen man einen Schluß auf die übertriebenen Lobreden seiner Landsleute wird machen können. Nur einer will ich noch gedenken, in der es heißt[44]): vir ingenii maximi et simul, quod insolens, studii indefessi; cui quantum tota respublica litteraria debeat memorari ex justo nequit. Sacram omnem profanamque historiam non modo evolvit accuratissime, sed rerum praeterea seriem ac tempora distinxit, expressit lumenque accendit omnibus, qui ad scribendum postea animum appulere. Haben auch seine Schriften für unsere Zeit jenen hohen Werth verloren, den die Zeitgenossen einstimmig ihnen zuschreiben, so dürfen wir doch seine Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaft nicht verkennen, und müssen seinen Bemühungen um alte Chronologie, römische Alterthümer und namentlich Inschriftenkunde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Fehlt auch allen eine zweckmäßige Methodik, so würde doch auch die Sammlung der Materialien, bei der er aber nie stehen geblieben ist, eben [illegible] der Schwierigkeit der Sache dankenswerth sein. [illegible] Sammlung seiner Schriften, wie sie Phil. Argelati [illegible], dürfte kaum noch an der Zeit sein; die an[illegible] wenigstens gehören nicht unter die bibliogra[illegible] [illegible]ten.

[illegible] gibt Bullart (Acad. des scienc. et [illegible] T. I. p. 157) mit einem schwülstigen Eloge. [illegible] Lebensbeschreibung, auf welches Verdienst dieser Versuch nicht die geringsten Ansprüche macht, müssen noch mehre handschriftliche Hilfsmittel benutzt werden. Dahin gehört die in einer Handschrift der Ambrosianischen Bibliothek enthaltene Selbstbiographie (bei *Montfaucon* p. 526 unter der Aufschrift: O. Panvini vita sua), die eben dort befindliche Briefsammlung mehrer Gelehrten an ihn und die Historia di Verona, aus der Vaticana die nomenclatura auctorum ab On. Panv. visorum et collectorum, und der Indice de libri de Honoffrio Panvinio in der königlichen Bibliothek zu Paris (s. *Montfauc.* p. 901). Unter den Hilfsmitteln dürften die Arbeiten über die Geschichte seines Ordens viel Glaubwürdigkeit verdienen, wie *Dominic. Anton. Gadolfin*, Dissert. histor. de ducentis celeberrimis Augustinianis scriptoribus p. 274; *Phil. Elsii* encomiasticum Augustinianum p. 537; *Cornel. Curtii* virorum illustrium ex ordine Eremitarum S. Augustini elogia p. 147; *Possevini* apparatus sacr. T. II. p. 175 sq.; zunächst die italienischen Historiker, welche die Geschichte Verona's und Cremona's in Monographien geschrieben haben, wie *Franc. Arisii* Cremona litterata (Parmae 1705). T. II. p. 312—314; *Maffei*, Verona illustrata Tom. II. degli scrittori Veronesi lib. IV. p. 182 und *Nic. Comneni* historia gymnasii Patavini (Venet. 1726). T. II. p. 220; aus denen meist die Nachrichten in Schriften, wie *Miraei* auctar. de scriptoribus ecclesiasticis p. 102 u. 182; *Fabricii* bibliotheca latinit. mediae T. V. p. 485 sq. (ed. Patav.); *Teissier*, Eloges des homm. sav. T. I. p. 319; *Niceron*, Mémoires. T. XVI. p. 329 und in der teutschen Bearbeitung Th. XII. S. 287 entlehnt sind. Jöcher III. S. 1229 mit den Fortsetzungen von Rotermund V. S. 1506 ist wenig brauchbar, so hat auch Blount (p. 731) nur untergeordneten Werth. Die unter Dan. Wilh. Moller's Vorsitz von L. Reuter vertheidigte Dissertatio de Onuphrio Panvinio (Altdorf 1697. 4.) stand nicht zu Gebote, sowie denn überhaupt mehre Hilfsmittel schmerzlich entbehrt werden mußten. (*F. A. Eckstein.*)

[38]) [illegible] I. c. 35, [illegible]nit *Panvinius* Fast. a. u. [illegible], quem postremum omni- [illegible] multa dicam. Fateor [illegible] et ex disputationibus, [illegible], multum in tota antiqui- [illegible] in modum peritis- [illegible] 40) De emendatio- [illegible] 1659. 41) in [illegible] XI. c. 37. [illegible] III. p. 425. [illegible] rerum scri- [illegible] in [illegible] viror. [illegible] 4.)

Panwitz, s. Pannewitz.

PANYASIS. 1) Quellen und Hilfsmittel. Die Untersuchungen über Leben und Schriften dieses epischen Dichters der Griechen werden sich am zweckmäßigsten an den Artikel des Suidas, als die Hauptquelle aller Nachrichten über denselben, anschließen, mit dem auch der Auszug der Eudocia (in *Villoison* Anecdot. Graec. I. p. 357) in wesentlichen Dingen übereinstimmt. Unter den neuern Gelehrten hat außer Gyraldus (Opera omn. T. II. p. 100. ed. Bas.) und G. J. Voß (de hist. gr. IV, 6. p. 452 de poetis. p. 27) zuerst Th. de Pinedo (in dem commentariol. auctorum, quos ad testimonium vocat Stephanus. T. IV. p. 62. ed. Lips.) Einiges zusammengestellt, aber dabei eine Menge Irrthümer sich zu Schulden kommen lassen; Lor. Crasso (Istoria de Poeti Greci. p. 399) begnügt sich Suidas auszuschreiben; Fabricius (Biblioth. Gr. Vol. I. p. 734. *Harl.*, auch abgedruckt in Gaisford's Ausgabe der Poet. gr. min. T. III. p. 268. ed. Lips.) gibt wenig Neues, und über die von ihm gefundenen Resultate gehen Larcher (Histoire

d'Hérodote. T. I. p. LXVI sq.), Heyne (ad Apollodori bibliothec. T. II. p. 360), Müller (Index scriptor. in *Tzetz.* Schol. p. 156) und F. A. Wolf in den von Gürtler herausgegebenen Vorlesungen (S. 176) nicht hinaus. Sorgfältigere Forschungen haben erst einige Gelehrte dieses Jahrhunderts, meist durch andere literarhistorische Untersuchungen auf diesen Gegenstand geleitet, angestellt, wie A. F. Näke (Choerili Samii quae supersunt. p. 14—20 und öfter), A. Weichert (über das Leben und Gedicht d. Apollonios von Rhodos. S. 245—247), L. Heyse (de Herodoti vita et itineribus. p. 12—19) und besonders O. Müller in den Untersuchungen über den Herakles-Mythus (Dorier 2. Bd. S. 471—474). Erst durch des zuletzt genannten Gelehrten treffliche Arbeit war H. Ulrici (Gesch. der hellenischen Dichtkunst. 1. Th. S. 501 fg.) in den Stand gesetzt, über die Poesie des Panyasis einigermaßen Befriedigendes zu geben, wobei ihm leider manches Bedeutende und sogar Fr. Schlegel's Bemerkungen (Gesch. der epischen Dichtkunst der Gr. in den sämmtl. Werken. 3. Th. S. 228) entgangen sind. Auch G. H. Bode (Gesch. der epischen Dichtkunst der Hellenen. S. 504—509) gibt nur das Bekanntere ohne eigenthümliche Forschung. Bei so zersplitterten Verhandlungen war eine Sammlung und Sichtung der bisherigen Ergebnisse dringendes Bedürfniß und wir verdanken demselben drei Monographien, von denen die eine *J. Tranér*, Panyasis Halic. symposiacus Graec. poeta (Upsala 1833) uns unbekannt geblieben ist, wie es scheint, ohne großen Nachtheil, da sie nach dem Titel zu urtheilen nur die allbekannten Fragmente behandelt; die zweite eine Inaugural-Dissertation von Traug. Tzschirner (de Panyasidis Halicarnassei epici poetae vita et carminibus), wovon die erste Abtheilung (Breslau 1836) recht fleißige, nur bisweilen zu sehr gewagte und zu wenig begründete Erörterungen über die Lebensverhältnisse des Dichters enthält. Endlich hat Franz Phil. Funcke in gleicher Absicht zu Bonn 1837 eine Abhandlung de Panyasidis Halicarnassensis vita ac poesi (72 S.) herausgegeben, die in ihrem ersten Theile wegen der Oberflächlichkeit wenig befriedigend, durch sorgfältige Behandlung der Fragmente, zweckmäßige Anordnung und scharfsinnige Verbesserung derselben unbedingt das Beste ist, was über die Gedichte des Panyasis bisher geschrieben ist.

2) Name des Dichters. In Handschriften und alten Ausgaben ist derselbe vielfach verdorben und eine Entscheidung über die richtige Form bei dieser Unsicherheit der alten Zeugnisse und bei dem Mangel einer sichern Analogie sehr schwierig. Außer vielen andern Corruptelen[1]) treten namentlich zwei Formen als die üblichern hervor, *Πανύασσις* mit doppeltem σ und *Πανύασις* mit einfachem. Ersteres ist bei Apollodor an zwei Stellen (III, 10. §. 13 u. 14. §. 3) durch die Handschriften bestätigt; so stand auch vor Facius in allen Ausgaben des Pausanias (s. *Siebelis*, Pausan. T. IV. p. 183), dasselbe findet sich bei Clemens Alexandr. (cohort. ad gent. p. 30. 31. ed. *Potter*.) an fünf Stellen und ein Grammatiker in der Bibl. Coislin. p. 597 schreibt ebenso. Ein doppeltes Sigma scheinen auch die Corruptelen *Πανίασσις* und *Πανυασσίδου* in der Trincavell. des Stobäos zu bestätigen. In der andern Form dagegen stimmen die alten Bücher des Apollodor in der dritten Stelle (I, 5. §. 2), die neueren und sorgfältigeren Ausgaben des Pausanias und zwei Stellen des Clemens Alex. (Strom. VI. p. 742 u. 751) überein, und es würden sich der Belege für dieselbe gewiß noch mehr finden, wenn die Herausgeber sonst in solchen Kleinigkeiten größere Sorgfalt angewendet hätten. Wenn Tzschirner (l. c. p. 9) den Namen von *πᾶν* und *ἰάομαι* ableitet und sich zur Bestätigung dieser Etymologie auf das dafür gesetzte *πανάκης* beruft, auch die in Eigennamen häufige Verwechslung von ῑ und ῡ vorschützt, so ist ersteres ohne alles Gewicht und die für den zweiten Grund aus Welcker's reichhaltiger Sammlung (der epische Cyklus. S. 240) beigebrachten Beispiele ganz anderer Art, als daß jene etymologische Spielerei dadurch begründet, geschweige denn die Vorzüglichkeit der Form *Πανίασις* entschieden werden könnte, was jener Gelehrte etwas jugendlich rasch gethan hat. Ungleich wichtiger dürfte die richtige Ableitung des Namens für die Bestimmung der Quantität desselben sein, über welche gleichfalls Zweifel erhoben sind. Hätten wir Dichterstellen aus guter Zeit, denen man hierin Glauben beimessen könnte, so wären alle Bedenken erledigt, aber das einzige bestimmte Zeugniß bei *Avienus Arat.* Phaen. v. 175 sq.

> Panyasi sed nota tamen, cui longior aetas
> eruit excussis arcana exordia rebus:

welches die Kürze der vorletzten Sylbe erweisen könnte, die auch von Forcellini, Frotscher (in *Quintil.* Lib. X. p. 310) u. a. als unbezweifelt hingestellt wird, darf um so weniger Gewicht haben, da derselbe Schriftsteller sich erlaubt hat die Kürze der ersten Sylbe zu verlängern und auch sonst durch die der Ableitung widersprechende Messung des Namens Hellanicus als unzuverlässig sich erwiesen hat (vergl. außer Bekannteren *Sturz.* de nominib. Graec. in s. opusc. p. 47). Aber auch das antispastische Maß des Namens (⏑——⏑) kann nicht erwiesen werden, am allerwenigsten durch die Analogie der von Tzschirner (p. 12) verglichenen Namen Amāsis, Phāsis, Hyphāsis, da dies fremde Namen sind, deren Aussprache für echt griechische keine Analogie ab-

1) *Πανύνασις* hat Proklos in dem bekannten Fragmente und die Handschriften des *Athen.* II. p. 36. D., *Πανίασσις* boten die gewöhnlichen Ausgaben des Schol. in Apollon. Rhod. IV, 1149, wofür jetzt im cod. Parisin. nach der sehr gewöhnlichen Verwechslung von ι und υ die Form *Πάντασις* sich darbietet. *Πανυάσιος* und *Πάννασις* findet sich bei den Schol. in *Hom.* Il. I, 591. *Πάνυσις* hat cod. Paris. 2774 und Trincavell. bei *Tzetz.* in Hesiod. p. 13, ja der cod. Par. 2778 sogar *Πανάκης*. Noch schlimmer stand bei Synkellos *Πανολας* oder *Πανιας*, wofür der neueste Herausgeber, ungewiß ob willkürlich oder aus Handschriften, die übliche Form gesetzt hat. Andere Chronisten schreiben Paniasos, die alten Ausgaben der Scholien zu Aratos geben Pannasis und endlich bei Hygin stimmen alle Handschriften in dem verdorbenen paniastis überein.

geben kann. Für die Kürze spricht die Tradition und ein Herkommen, dem, wenn es auch der Philologie zu widerstreiten scheint, doch einiges Gewicht beigelegt werden darf, außerdem die Kürze in Appellativen, die von Verben abgeleitet sind, wie *ἄροσις, ἔμβασις, ἄφεσις* u. a. Nicht unerwähnt darf bleiben der komische Einfall von Sturz, der (in d. opusc. p. 105) als Bedeutung des Namens valde sordidus annimmt und als Beispiel ähnlicher schmutziger Benennung des Constantinus Beinamen *Κοπρώνυμος* anführt.

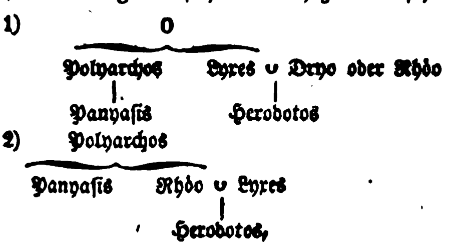
3) Herkunft des Panyasis. *Πανύασις Πολυάρχου Ἁλικαρνασσεύς* beginnt Suidas seine Notiz, führt aber zugleich eine davon abweichende Überlieferung mit den Worten an: *Δοῦρις δὲ Διοκλέους τε παῖδα ἀνέγραψε, καὶ Σάμιον· ὁμοίως δὲ καὶ Ἡρόδοτος Θούριον.* Von diesen beiden Nachrichten über den Vater des Dichters könnte auf den ersten Blick die zweite, welche denselben Diokles nennt, größeres Ansehen zu verdienen scheinen, da Duris, ihr Gewährsmann, nicht nur der Lebenszeit jener viel näher steht, als Suidas, denn er lebte unter Ptolemäus Philadelphus, sondern auch wegen seiner Genauigkeit und Sorgfalt gerühmt wird [2]). Allein für die Nachricht bei Suidas spricht vornehmlich die Auctorität des Pausanias (X, 8. §. 5) und wir stehen nicht an derselben größere Glaubwürdigkeit beizulegen; weit entfernt, mit Tzschirner zu dem beliebten Hilfsmittel einer Vermischung verschiedener Personen bei Suidas unsere Zuflucht zu nehmen und die Notiz des Duris auf den jüngern Panyasis überzutragen. Die Verschiedenheit der Angaben läßt sich aus der später zu besprechenden Unsicherheit der Nachrichten über die Familie unseres Dichters wol erklären [3]). Über das Vaterland desselben enthält der Lexikograph nach der gewöhnlichen Lesart drei abweichende Überlieferungen, er selbst nennt ihn Halikarnassenser, Duris Samier, endlich Herodot Thurier. Betrachten wir dieses letzte zuerst, so leuchtet die Unhaltbarkeit der Nachricht schon daraus ein, daß jene Colonie Ol. 83, 3 = 446 (nach *Diod.* LII, 7), oder gar noch später Ol. 84, 1 = 444 v. Chr. (nach *Dionys. Hal.* de Lysia. I. p. 453. *Pseudo-Plutarch.* vitae X oratt. p. 835. A. *Plin.* N. H. XII, 4) gegründet ist (vergl. Krüger, Leben des Thukyd. S. 24. 50. *Bergk.* comment. de reliqu. comoed. p. 53. sq.), demnach der bestimmt früher verstorbene Panyasis nicht von dort abstammend genannt werden konnte. Auch konnte Herodot nicht als Gewährsmann genannt sein; denn nirgends berichtet er davon, und die Freude Bouhier's über dies neugewonnene Bruchstück des großen Geschichtschreibers ist ebenso voreilig als Näke's Vermuthung, Herodotum *testimonium* edidisse de Panyasi. Verdorben müssen die Worte des Suidas sein, und wenn auch die Handschriften keine Hilfe an die Hand geben, so liegen doch zwei Vermuthungen zur Wiederherstellung der wahren Lesart sehr nahe, entweder *Ἡρόδοτος Θούριος* zu schreiben, oder *Ἡρόδοτον Θούριον.* Zu dem Nominativ müßte *καλεῖται, ἀναγράφεται* ergänzt werden; leichter aber und weniger gezwungen ergibt sich zu dem Accusativ aus dem Vorhergehenden die Ergänzung *Δοῦρις ἀνέγραψε*, und darum verdient diese Emendation Wesseling's (dissertat. Herodot. c. 1. p. 9), auf die auch Heyse und Funcke gefallen zu sein versichern, unbedingt den Vorzug. So wie der Halikarnassenser Herodot von seinem späteren Aufenthaltsorte Thurier genannt wird bei Duris (andere Belege führt *Heyse*, De Herodoti vita p. 70 sq. an), so hat ebenderselbe den Panyasis Samier genannt. Doppelte Angaben über das Vaterland griechischer Schriftsteller sind häufig, ein längerer Aufenthalt an irgend einem Orte veranlaßte die andere Benennung und Cicero's Bemerkung (Legg. II, 2) findet hier theilweise ihre Anwendung. Panyasis stammte aus Halikarnassos, aber die politischen Verhältnisse der Vaterstadt, namentlich die Herrschaft der Tyrannen, konnten bei ihm eine Veränderung des Wohnorts auf längere Zeit ebenso gut herbeiführen, wie ähnliche Gründe den Herodot zu einer Auswanderung nöthigten. Unbegreiflich ist es, wie Funcke (p. 4) grade zu der entgegengesetzten Ansicht gekommen ist, in Samos die Geburtsstätte des Dichters findet und ihm nur bürgerliche Rechte in Halikarnaß zuschreibt, ja sogar die letzteren aus seinem öffentlichen Amte und aus seiner Theilnahme an den politischen Händeln der Stadt folgern zu können vermeint. Grade dies mußte ihm das Verkehrte seiner Meinung in deutliches Licht stellen. Wenn Müller (Dorier. II. S. 496) ihn einen rhodischen Epiker nennt, so liegt bei diesem Irrthum eine leicht verzeihliche Verwechselung mit Pisander zum Grunde. Tzschirner's gewagten Combinationen überall hin zu folgen, oder gar sie alle zu widerlegen, verlohnt nicht; nur das eine darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Erwähnung des Herodot bei Suidas, die ihm ganz unerklärlich erschien, ihren triftigen Grund in der nahen Verwandtschaft findet, in der beide Schriftsteller standen und zu deren Erörterung er sich alsbald wendet. *Ἱστόρηται δέ*, fährt nämlich Suidas fort, *Παν. Ἡροδότου τοῦ ἱστορικοῦ ἐξάδελφος. γέγονε γὰρ Παν. Πολυάρχου, ὁ δὲ Ἡρόδοτος Λύξου, τοῦ Πολυάρχου ἀδελφοῦ. τινὲς δὲ οὐ Λύξην, ἀλλὰ Ῥοιὼ τὴν μητέρα Ἡροδότου Πανυάσιδος ἀδελφὴν ἱστόρησαν.* Hiernach steht die Verwandtschaft unbezweifelt fest, nach welcher also auch Panyasis zu den angesehensten Familien (*ἐπιφανεῖς*) der Stadt gehörte, vielleicht zu den dorischen Familien, von denen die Stadt gegründet worden war. Nur die Verwandtschaftsgrade sind zweifelhaft, denn nach der ersten Erzählung würden beide Geschwisterkinder und zwar von väterlicher Seite (patrueles) sein, nach der andern Panyasis Oheim (avunculus) des Historikers werden [4]). Zur Lösung dieser Zweifel tragen die

2) *Cic.* Ep. ad Attic. VI, 1, 14. Duris, homo in historia diligens.

3) Daß hierbei die *ἀναγραφὴ Ὀλυμπιάδων* nicht angeführt wird, wo es zu Ol. LXXVIII heißt: *Παν. Πολυάρχου Ἁλικαρνασσεὺς ποιητὴς ἐγνωρίζετο*, wird Niemanden verwundern, da jetzt die Untersuchungen in Clinton's Fasti Hell. p. XXV. Krüg. unbezweifelt dargethan haben, daß Scaliger Verfasser derselben ist.

4) Unbekanntschaft mit der wahren Bedeutung der Ausdrücke hat Pinedo's Irrthum, daß Panyasis filius sororis Herodoti sei, veranlaßt; ähnliche Unkenntniß nennt ihn in der lat. Übersetzung von Clinton's Fasti (p. 27) patruus des Herodot.

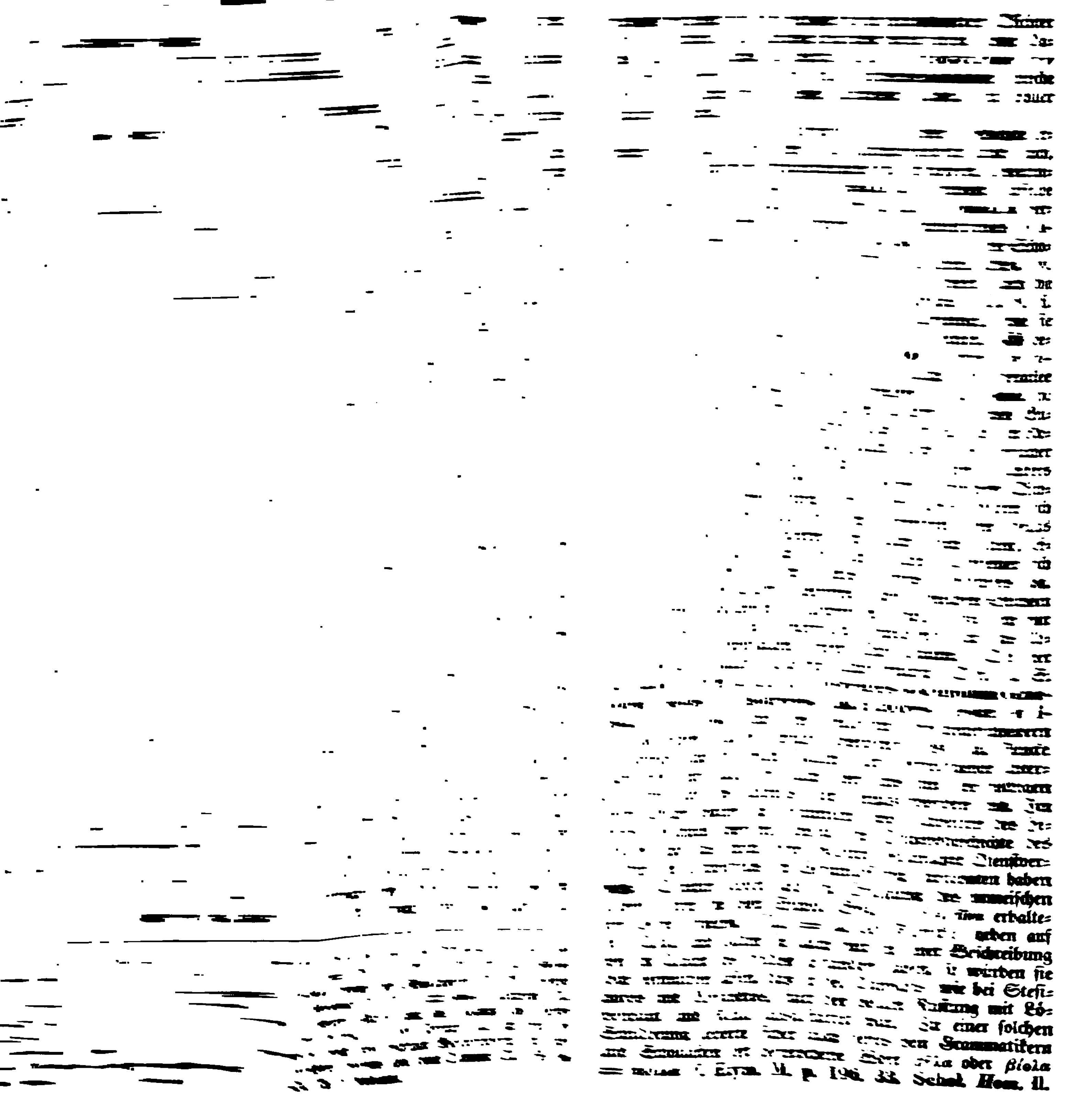
anderweitigen Nachrichten über Herodot's Leben eben nichts bei. Der Vater desselben heißt in den meisten Stellen Lyres (s. besonders das Epigramm bei Schol. in *Aristoph.* Nub. 331 und anderes bei Heyse a. a. O. S. 9), nicht etwa Lyros, wie Fabricius (Biblioth. gr. II, 20. p. 661) schreibt; nur Joh. Tzetzes weicht davon ab, indem er ihn bald ὁ παῖς ὁ τοῦ Ὀξύλου, bald Ὀξύλου παῖς, bald aber auch ὁ τοῦ Ξύλου παῖς nennt, welche letztere Form nicht blos der cod. Vossian. des Suidas darbietet, sondern auch bei Tzetzes die neuerdings von Dübner (im rhein. Mus. IV, 1. S. 6 u. 20) mitgetheilten Scholien der trefflichen pariser Handschrift bestätigen. Allein immer noch bleibt wahrscheinlich, was schon Wesseling (zu *Herod.* II, 78) meinte, daß dieses bloße Corruptel und dafür überall Λύξης zu schreiben sei. Die Mutter des Herodot nennt Suidas v. Ἡρόδοτος Dryo (Δρυώ), im Art. Πανύασις aber Rhöo (Ῥοιώ), zwischen denen zu entscheiden sehr schwierig ist, jedoch dürfte der im Hauptartikel enthaltene Name größere Glaubwürdigkeit verdienen und dessen Verwechselung in die zweite Form aus paläographischen Gründen leicht zu erklären sein. Es ergeben sich demnach zwei Geschlechtstafeln:



von denen neuere Gelehrte der zweiten hauptsächlich darum den Vorzug gegeben haben, weil nach ihr die Lebenszeit des Dichters in ein etwas höheres Alter hinaufgerückt und größere Übereinstimmung mit den Worten des Suidas κατὰ δέ τινας πολλῷ πρεσβύτερος erreicht wird; hingegen die von O. Müller aufgestellte Meinung, daß diese Nachricht dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinne, weil Panyasis Halikarnasseer und Samier genannt werde und ebenso Herodot einen Theil seines Lebens auf Samos zugebracht habe, nicht recht einleuchtet. Aber auch an dieser Stelle hat Heyse (a. a. O. S. 15) die Richtigkeit der Lesart bezweifelt und für Πανυάσιδος ἀδελφὴν geschrieben Πολυάρχου ἀδελφ., wodurch denn beide, der Dichter und der Historiker, Geschwisterkinder in der Art würden, daß des Einen (des Panyasis) Vater und des Andern (des Herodot) Mutter Geschwister gewesen, beide also nach lateinischem Sprachgebrauch amitini zu nennen wären. Zwar hat auch Funcke (p. 5) diese Ansicht gebilligt und eine weitere Bestätigung derselben in der Stellung der Sätze bei Suidas, insbesondere in der einfach vorausgestellten Nachricht, Panyasis sei Geschwisterkind (ἐξάδελφος) mit Herodot gewesen, gefunden; aber die von Seiten der Sprache gemachte Schwierigkeit hebt sich, wenn man zu οὐ Λύξην etwa ἱστόρησαν oder ὠνόμασαν ergänzt und das Ganze so versteht, daß Einige als Vermittler der Verwandtschaft Lyres, Andere aber nicht diesen, sondern die Rhöo genannt haben.

4) Zeitalter des Panyasis. In der Bestimmung desselben gewähren die allgemein gehaltenen Nachrichten wenig Nutzen, wie wenn Avienus sagt, er sei älter als Aratos, oder Athenäos (IV. p. 172. D.), daß Stesichoros und Ibykos einer frühern Zeit angehören als er, oder Suidas v. Ἀντίμαχος, daß dieser sein Schüler gewesen sei, und v. Χοίριλος, daß dieser γενέσθαι κατὰ Πανύασιν, oder Synkellos, daß sein Leben zwischen den ersten römischen Dictator Lartius und den Athenienser Aristides falle. Genauere Resultate werden sich auch hier aus einer sorgfältigen Prüfung der von Suidas mitgetheilten Angabe gewinnen lassen: Ὁ δὲ Πανύασις γέγονε κατὰ τὴν οή ὀλυμπιάδα. κατὰ δέ τινας πολλῷ πρεσβύτερος. καὶ γὰρ ἦν (vulgo γέγονε γὰρ) ἐπὶ τῶν Περσικῶν. ἀνῃρέθη δὲ ὑπὸ Λυγδάμιδος τοῦ τρίτου τυραννήσαντος Ἁλικαρνασσοῦ. Beginnen wir mit der Untersuchung über den Tod, vielleicht finden wir durch dieselbe wahrscheinlichere Angaben. Lygdamis, sagt der Lexikograph, der dritte Tyrann von Halikarnassos, hat ihn getödtet. Es war aber diese Stadt, welche früher zur dorischen Hexapolis gehört hatte, um die Zeit der persischen Kriege von dieser ausgeschlossen und unter die Herrschaft von Tyrannen gekommen, die die persische Obermacht anzuerkennen genöthigt waren (*Herod.* I, 174). Um die Zeit, als Herodot geboren wurde (484), regierte daselbst Artemisia, eines ältern Lygdamis Tochter (*Pausan.* III, 11. §. 3), von ihr kam die Tyrannis an ihren Sohn Pisindelis, von diesem an Lygdamis, der als dritter τύραννος der Stadt somit sich ergeben würde. Die Siege Cimon's in Kleinasien und Cyprus (Ol. 82, 3) mochten den Halikarnasseern Muth gemacht haben, sich ihres Tyrannen zu entledigen und die alte Freiheit wiederherzustellen. Aber Lygdamis scheint der Ausführung dieses Planes zuvorgekommen zu sein, die Häupter der Verschwörung, unter ihnen wahrscheinlich Panyasis, wurden getödtet, andere mit Verbannung gestraft, und unter diesen war auch Herodot, welcher sich nach Samos begab. Daß dieser von jener Insel aus einen neuen und zwar glücklichern Versuch zur Vertreibung des Tyrannen gemacht habe, daß ihn aber auch der Neid seiner Mitbürger nöthigte, die Vaterstadt wieder zu verlassen und sich der Colonie nach Thurii [5]) anzuschließen, ist anderweitig bekannt genug. Vor Ol. 84, 1, dem Jahre der Gründung jener Colonie, muß also des Lygdamis Vertreibung und noch früher des Panyasis Ermordung geschehen sein; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß der ganze Aufstand mit seinen Folgen in Ol. 82, 3 gehört. Fiele nun des Panyasis Geburt, wie dies Suidas mit dem Worte γέγονε anzudeuten scheint, um die 78. Ol., so würde er bei seiner Ermordung in den zwanziger Jahren gestanden haben, in einem Alter also, welches weder jene politische Thätigkeit, noch die Vollendung so umfangreicher Gedichte voraussetzen läßt. Unter solchen Umständen ist jenes γέγονε wol

5) Ergötzlich ist hier die Unbefangenheit, mit welcher Bode (S. 504) erzählt, Panyasis sei auch nach Thurii gegangen und naiv hinzufügt: „Vielleicht folgte Herodotos seinem Oheime späterhin auch nach dem neugegründeten Thurioi in Unteritalien." Doch solche Fehler bilden nur eine schwache Seite jenes Werkes.



habe. Auf diesen gehen wahrscheinlich die Citationen bei *Artemidor.*, Oneirocr. I, 2. 64, wo dieser ihn ausdrücklich Halikarnasseer nennt, und II, 85, denn wenn derselbe auch nicht ausdrücklich jener Schrift gedenkt, so macht doch die Gleichartigkeit des behandelten Gegenstandes eine solche Vermuthung mehr als wahrscheinlich. Das sind aber auch alle sichern Nachrichten über denselben, denen jetzt durch Tzschirner's gewagte Combinationen (de Panyasidis epici poetae vita et scriptis p. 13—20) noch einige unhaltbare Vermuthungen zugefügt sind. Da dieser die Schwierigkeiten in der oben behandelten Stelle des Suidas nicht zu lösen vermochte, so glaubte er eine Vermischung der Nachrichten über verschiedene Personen annehmen zu dürfen und bezog die Notiz des Duris auf diesen Philosophen. Solche Vermengung erhält zwar einige Wahrscheinlichkeit durch das von Suidas dem Epiker beigelegte Epitheton *τερατοσκόπος*, das auf diesen gar nicht, wol aber auf einen Philosophen, der über Träume geschrieben hat, paßt. Dann hätte der Epiker einen Sohn Diokles gehabt und unser Philosoph wäre ein Enkel des Dichters gewesen, der von seinem Aufenthalte auf Samos Samier geheißen habe. Der Schwierigkeit mit Herodot's Erwähnung entledigt sich jener Gelehrte durch die Änderung *ὁμοίως καὶ Ἡρόδωρος, Θούριον δέ*, dabei an den Grammatiker dieses Namens (s. Grobbeck in der Bibl. f. alte L. und K. II. S. 72. Weichert über Apollon. Rh. S. 154—175) denkend und eine solche Erwähnung in dessen Schriften über Homer und Orpheus voraussetzend. Möglich wäre dies alles wol, aber wahrscheinlich nicht. Übrigens sind beide Schriftsteller von Rigaltius ad Artemid. 1. 2 (wo weder Reiske noch Reiff den Fehler erkannt haben) und von Gyraldus verwechselt. S. *Vossius* de histor. gr. IV. 6. p. 454. (*F. A. Eckstein.*)

PANYASSUS, ein Fluß im griechischen Illyrien (Illyris Graeca), welcher sich in der Nähe von Dyrrhachium (Durazzo) in das adriatische Meer ergießt. Ptolemäus (III, 13) setzt seine Mündung drei geographische Meilen südlich von genannter Stadt. Cellarius (II, 13. vol. I, 823) nimmt aus dem Bellum civil. (*Caes.*) III, 42. an, daß Petra (ein kleinen Ort mit einem schlechten Hafen) in der Nähe seiner Mündung gelegen, welchen Ort aber Mannert (Th. VII, 398) auf die Nordseite von Dyrrhachium setzt, wohin er auch gehört, da Pompejus nördlich von Dyrrhachium sein Lager hier aufgeschlagen, als er durch Cäsar von der bezeichneten Stadt abgeschnitten worden war. Cellarius (l. c.) läßt ferner auf den P. in südlicher Richtung den bedeutenderen Fluß Arus und dann den Genusus (bei Livius XLIV, 30 Genusus) folgen. Mannert (l. c. p. 397. 398) dagegen hält den Genusus für identisch mit dem P., denn Cäsar habe ihn nach einem Tagemarsche von seinem Lager aus, welches er nördlich von Dyrrhachium aus gehabt hatte, erreicht, und sei dann weiter südlich zum Flusse Apsus gegangen. Nun setzt zwar auch die Peut. Tafel südlich von Dyrrhachium zunächst den Fluß Genesis, und 20 Meilen südlicher den Apsus. Allein aus dem Bell. civil. (*Caes.*) III, 75. 76 läßt sich leicht das Gegentheil folgern. Sickler (Th. I. S. 406) hat daher wiederum den P. (gegenw. Spirnazza) gewiß mit besserem Grunde von dem Genusus (gegenw. Iskoumi oder Uschkomobi) unterschieden. (*Krause.*)

PÁNYOK, ein Dorf im füzérer Gerichtsstuhle (Processus) der abaujvárer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns in gebirgiger Gegend mit 56 Häusern, 502 magyarischen Einwohnern, die sich von der Landwirthschaft nähren, einer eigenen Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einem Bethause der Reformirten und einer Schule. Das Dorf liegt in waldreicher Landschaft an einem Bache, der sich am linken Ufer in den Hernad ergießt. (*G. F. Schreiner.*)

PANYOLA, ein der adeligen Familie Kalai gehöriges Dorf im nyir-bátorer Gerichtsstuhle (Processus) der szabolcser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen ungarischen Ebene, in waldreicher, theilweise stark versumpfter Gegend, am rechten Ufer des Szamosflusses gelegen, nur ½ Meile von der Theiß entfernt, mit 70 Häusern, 530 magyarischen Einwohnern, die sich durch Feldbau und Viehzucht ernähren und 495 Reformirte, 30 Juden und 5 Katholiken unter sich zählen, einer eigenen Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, eignem Bethause der Reformirten und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PANYSSA (bei Plinius auch Panysus und Panissa), ein unbedeutender Fluß in Thrakien, welcher sich oberhalb Mesembria, bei Thynias, in den Pontus Euxinus ergießt. *Cellar.* II, 15. vol. I. p. 1057. 1083. Sickler Th. I. S. 485. (*Krause.*)

Panzacolo, s. Pensacola.

PANZANI (Gregorio), ein italienischer Geistlicher aus Arezzo, der von Urban VIII. nach England gesandt ward (1634), um dort entstandene Zwistigkeiten zwischen dem Säcular- und Ordensklerus beizulegen. Er verfaßte darüber Memoiren, die früher nur in Auszügen von Charles Dodd bekannt waren, bis sie aus dem Italienischen ins Englische übersetzt wurden: The memoirs of Gregorio Panzani, giving an account of his agency in England in the years 1634, 1635, 1636. Translated from the Italian Original, and now First published. To which are added an introduction and a supplement exhibiting the state of the English Catholic church, and a conduct of Parties, before and after that period, to the present times. By the Revd. *Joseph Berington* (Birmingham 1793). Der Zwist betraf den alten Streitpunkt, ob Ordensgeistliche befugt sind, ohne Erlaubniß des Bischofs Amtsgeschäfte bei Laien zu verrichten, Beichte zu hören und dergl. Richard Smith vertrat unter dem Titel eines Bischofs von Chalcedon die Rechte des Säcularklerus, und seit 1627 war ein lebhafter Schriftwechsel eröffnet, indem Jesuiten, Benediktiner und Bettelmönche auf ihre apostolische Mission fußten, und vorgaben, von dem Papst als einzigem Ordinarius der Gesammtkirche mit der Seelsorge beauftragt zu sein. Die Sendung Panzani's war mit der englischen Königin verabredet, und Karl I. gab seine Einwilligung, doch sollte die Sache geheim gehalten werden. Panzani begab sich mit dem außerordentlichen Nuntius am französischen Hofe,

Mazarin, nach Paris, als Mitglied der Gesandtschaft, und ging darauf als Privatmann nach England hinüber. Seiner Gewandtheit gelang die glückliche Beilegung des Streites, und zur Belohnung seiner Dienste, indem er die drohende Gefahr eines Schisma's unter den Katholiken Englands entfernt hatte, ward er mit einem Kanonikate der reichen Kirche des heil. Lorenz in Damaso beschenkt, ihm ferner ein Richteramt in der Stadt Rom übertragen und für später zum Bischofe von Milet erhoben.

(*Fr. W. Rettberg.*)

Panzen. f. **Bensen.**

PANZER, eine aus Metall oder andern dichten Stoffen bestehende Bekleidung zum Schutze gegen Verwundungen. Insgemein wird Harnisch mit Panzer gleichbedeutend genommen, von Einigen jedoch unter ersterem eine den ganzen Körper, unter letzterem die nur den Ober- und einen Theil des Unterleibes bedeckende Rüstung verstanden. Im mitlern Latein werden für Panzer die Worte: Pancerae, Panceria, Panseria gebraucht, im Italienischen Panziera, im Schwedischen Pantsar, im Böhmischen Pancerz. Nach einigen Etymologen und auch nach Frisch soll das Wort aus dem Slawischen herstammen, nach mehren Andern aus dem Teutschen, von Bansen, Panze, Wanst, französisch Panse, italienisch Pancia; weil der Panzer besonders auch den mittlern Theil des Körpers mit bedeckte; sächlichen Geschlechts kommt das Wort im Theurdank vor; übrigens wurde ein Panzer mit Zubehör während des Mittelalters in Teutschland auch Halsperick, Halsberge, Hoben (wahrscheinlich ein mit dem jetzigen Haube verwandtes Wort) oder Mus, Musu, Museisen benannt. (Letztere Worte wahrscheinlich von Masche, da die Panzer oft aus kleinen zusammengefügten Maschen oder Ringen bestanden.)

Die Erfindung des Panzers verliert sich in die ältesten, noch fabelhaften Zeiten; Pollux schreibt sie dem Jason zu. Die Griechen vor Troja, die Trojaner und andere asiatische Völker im hohen Alterthume waren damit gerüstet. Die Homerischen Helden trugen einen θώραξ von Erz (Kupfer), Silber oder Gold, mitunter auch von Leinen, der sowol den Rücken als die Brust vom Halse bis zur Dünnung bedeckte, wo dieser dann von dem Leibgurte ζωστὴρ aufgenommen wurde, der vom Unterleibe bis gegen die Knie reichte; unter letzterem befand sich noch die von einem Gürtel, ζῶνα, festgehaltene μίτρη, ein mit Wolle gefüttertes, dicht anliegendes Bauchblech. Die Schienbeine bis zum Knöchel waren durch Beinharnische, κνημῖδες, geschützt, welche im trojanischen Kriege vorzüglich den Griechen eigen waren, die daher von Homer die schöngestiefelten genannt werden. Auf ähnliche Weise waren die spätern Griechen gepanzert. An dem Panzertheile, welcher den Oberleib bedeckte, waren Panzerflügel, πτέρυγες, befestigt, Streifen von Metall, Leder oder Leinwand nach dem jedesmaligen Stoffe der Rüstung, welche den Vortheil hatten, daß sie den Unterleib schützten, ohne ihn zu pressen. Später traten an die Stelle der ehernen Panzer auch eiserne, sowol unbiegsame nur aus einem oder auch aus zwei ununterbrochenen Stücken bestehend, als biegsame; letztere waren zum Theil von Leder oder Leinen und wurden bei diesen zur Verdichtung dergleichen Riemen oder Schnüre doppelt und dreifach über einander gelegt und zusammengeflochten. Alexander der Große ließ seinen Soldaten halbe, nur den Vorderleib bedeckende Panzer (ἡμιθωράκια) anlegen, damit sie sich scheuen möchten, dem Feinde den Rücken zu zeigen; er selbst trug einen leinenen. Unter den griechischen Kaisern war diese Gattung sehr gewöhnlich und man tränkte das Geflecht mit Wein und Salz, um es desto haltbarer zu machen.

Die Lorica der Römer war von dem θώραξ der Griechen nur durch etwas größere Länge gegen Unten unterschieden, sonst nach Form und verschiedenartigem Stoffe ihm gleich. Vollständige Panzer wurden in der Regel nur von den Reichern und Vornehmern, von den meisten aber nur halbe Panzer (semiloricae, pectoralia) getragen. Der leinenen oder wollenen bedienten sich die Römer in früherer Zeit gewöhnlich nur bei Jagden zum Schutze gegen den Anfall wilder Thiere, unter den Kaisern aber häufiger im Kriege. Sie reichten dann bis zum Knie herab und waren anliegend, wie ein Kleid. Beinschienen (ocreae) oft nur an einem Fuße und zwar an dem, der im Gefechte vorgesetzt wurde, waren bei den Römern ebenfalls im Gebrauch. In Teutschland, Frankreich und den Nachbarländern wurden die Panzer erst mit der Gestaltung des Ritterwesens allgemeiner. Sie bestanden im Mittelalter aus Brust-, Leib- und Rückenstücken, Arm-, Hand- und Beinschienen, und waren gewöhnlich von geschlagenem, gliederweise zusammengefügtem Bleche, dem man oft durch Politur, oder durch Vergoldung und Versilberung, oder auch durch kunstvolle Einlegung edler Metalle einen besondern Glanz gab. Mitunter bestand der Panzer auch aus lauter kleinen eisernen Ringen, und dann lag ein Bruststück von geschlagenem Eisen oder Stahl darunter. Statt des Panzers wurden ferner auch Panzerhemden (gleichbedeutend mit Panzerrock) und Panzerhosen aus feinem Eisen-, Messing- oder Silberdraht geflochten, getragen; ebenso Panzerschürzen, vom Unterleibe über die Schenkel herabhängend, welche aus drähternen Ringen oder Maschen zusammengesetzt waren. Mit dem Verfalle des Ritterwesens, der Einführung der Feuergewehre, welche den Gebrauch blanker Waffen beschränkten, und mit den stehenden Heeren kamen auch die Panzer überall immer mehr und mehr ab und sind heute nur noch die Brust- und Rückenbedeckungen der Cuirassiere übriggeblieben.

In der Jägersprache bedeutet Panzer eine aus Leinwand und Fischbein verfertigte und mit Haaren ausgestopfte Bekleidung der Jagdhunde zum Schutze gegen das Schlagen der wilden Schweine. (*Heymann.*)

Panzer, f. **Panster.**

PANZER (Physik), ist gleichbedeutend mit Armatur des Magnets; f. Magnet. (*Fischer.*)

PANZER, 1) **Georg Wolfgang** [1]), ein evangeli-

1) Die Biblio- und Biographen bieten wenig Übereinstimmung dar in der Angabe seiner und seiner Söhne Vornamen. Karl Jos. Bouginé (Handb. der allgem. Literargesch. 4. Bd. S. 559) nennt den Bibliographen Georg Wolfgang und seinen Sohn, den Physicus

scher Geistlicher und überaus fleißiger Schriftsteller von ausgebreiteter Erudition und von großem Verdienste um die Kunde der Bibliographie, wurde am 16. März (nach Meusel und Rotermund, d. Biogr. univ. nennt d. 16. Mai) 1729 zu Sulzbach, wo sein Vater, Franz Bernhard, Hof- und Regierungsrath war, geboren, erhielt seine erste Bildung auf der Schule daselbst und außerdem privatim in philol. und philos. Wissenschaften von dem Prediger C. F. Aichinger, und bezog 1747 die Universität Altdorf, wo er 1749 zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Nachdem er in seine Heimath zurückgekehrt war, übertrug man ihm im J. 1751 eine Predigerstelle zu Etzelwang im nürnberger Gebiete, wo er seine Zeit theils den Amtsgeschäften, theils den literarischen Studien widmete. Im J. 1760 wurde er Diakonus zur Haupt- und Pfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg, 1772 Senior seines Capitels, und im folgenden Jahre Schaffer und Pastor [2]). Seit 1789 war er Vorsteher der Predigersocietät von der Pegnitz oder des sogenannten pegnitzer Blumenordens. (Er unterzeichnete sich in dem Conspect. Monum. u. a. als Societatis florigerae ad Pegnesum praeses.) Am 8. Febr. 1798 feierte er sein 25jähriges Dienstjubiläum. Den 29. Jun. 1799 ertheilte ihm die theologische Facultät zu Altdorf die theologische Doctorwürde, bei welcher Gelegenheit zugleich die philosophische Facultät Veranlassung nahm, ihm zu seiner 50jährigen philos. Doctorwürde zu gratuliren [3]). Am 6. Jan. 1802 beging er sein 50jähriges Dienst- und am 16. Oct. desselben Jahres sein 50jähriges Ehestandsjubiläum. Trotz seiner außerordentlichen literarischen Thätigkeit vernachlässigte er doch seine Kirche keinesweges, sondern traf auch hier zweckmäßige Einrichtungen, führte die öffentliche oder allgemeine Beichte ein, und verbesserte die Gesangbücher. Er erfreuete sich einer dauerhaften Gesundheit, wovon auch seine großartigen schriftstellerischen Leistungen Zeugniß geben können. Während seines Lebens hatte er sich eine ansehnliche Bibliothek gesammelt, welche an den Herzog Karl Eugen von Würtemberg verkauft wurde. Er erlag wiederholten apoplektischen Anfällen am 9. Jul. 1804 (nach Rotermund, die Biogr. Univ. setzt 1805, was richtiger sein möchte, da Meusel Bd. XI. S. 600, wo er den 11. Bd. der Typogr. annal. als Nachtrag erwähnt, seinen Tod nicht berührt, da doch die Vorrede zu diesem Bande erst am 9. April 1805 unterzeichnet ist). Panzer wurde besonders wegen seiner Verdienste um die Bibliographie der Maittaire der Teutschen genannt, weil bekanntlich noch früher dieser Franzose ein großes Werk dieser Art geschrieben hatte (s. Biogr. univ. l. c. p. 504). Panzer hat eine bedeutende Zahl größerer und kleinerer Schriften herausgegeben, welche wir hier in ihrer chronologischen Reihenfolge aufführen:

1) Dissert. epist. de origine punctorum et vocalium ebraicorum ex sententia Humfrey Prideaux (Altd. 1747. 4.); 2) Diss. de falsis conclus. ex attributis divinis (ib. 1749. 4.); 3) Diss. epist. de benedictione perituri ad ill. Joh. 19, 13 (Sulzb. 1755. 4.); 4) Joh. Siegm. Mörl's Predigten von der Auferziehung der Jugend (Nürnb. 1765.); 5) Ed. Well's histor. Geographie des A. und N. T. in vier Theilen übersetzt mit Anmerk. (Ebend. 1765). 1. Bd. 2 Thle. 490 S. 2. Bd. d. 3. u. 4. Th. 493—908. 6) Catal. bibliothecae Thomasianae c. vita possessoris et annot. Tom. I. II. III. (ib. 1765. 66. 69). 7) Die Kunst der Geduld und Zufriedenheit; a. d. Engl. (Ebend. 1765). 8) Abhandlung von der Abscheulichkeit der Sünde des Selbstmordes, nebst Marperger's Warnung für den verdammlichen Selbstmord (Ebend. 1766). 9) D. Wilh. Bate's Übereinstimmung der göttl. Eigenschaften in dem Werke der Erlösung; a. d. Engl. (Ebend. 1766). 10) Sam. Nelson's antideistische Bibel, übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. 8 Thle. (Erlangen 1766—1778. 4.). 11) Des P. Franz Xaver Charlevoix Geschichte von Paraguay und dem Missionswerke der Jesuiten in diesem Lande. 2 Thle.; a. d. Franz. (Nürnb. 1767. 68). 12) Miller's allgem. Gärtner-Lexikon; a. d. Engl. 3. u. 4. Th. (Ebend. 1775. 76. gr. 4.). 13) Tournefort's Beschreibung einer Reise nach der Levante. 3 Thle. (Ebend. 1776. 77). 14) Des Grafen Caylus Sammlung von Alterthümern. 1. Th. (Ebend. 1776. 4.). 15) Le Beau's Geschichte des morgenländischen Kaiserthums. Th. 13—21. (Ebend. 1776—82). 16) Literar. Nachr. von den allerältesten gedruckten teutschen Bibeln aus dem 15. Jahrh., welche in der öffentl. Bibliothek zu Nürnberg aufbewahrt werden (Ebd. 1777. 4.). Beiträge dazu im Allg. Literar. Anz. 1798. S. 553. 17) *Catesby*, Piscium, serpentum, insectorum — Carolinensium descriptiones; a. d. Engl., teutsch und lat. (Ebend. 1777. Fol.). 18) Geschichte der nürnberger Ausgaben der Bibel von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis auf unsere Zeiten (Ebd. 1778. 4.). Zusätze dazu bei der Beschreibung der augsburg. Bibeln. S. 145 fg. 19) Der Freidenker; a. d. Engl. (Ebend. 1780). 20) Ausführliche Beschreibung der ältesten augsburgischen Ausgaben der Bibel, mit literar. Anmerkungen (Nürnb. 1780. 4.). 21) Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-kathol. teutschen Bibelübersetzung (Ebd. 1781. 4.). 22) Prüfung der vom Stiftsprediger Weber zu Weimar herausg. augsburg. Confession, nach der Urschrift im Reichsarchiv (Ebend. 1781). 23) Die unver-

Georg Wolfgang Franz (S. 560). Meusel (Das gelehrte Teutschland. 6. Bd. S. 21. 10. Bd. S. 396. 11. Bd. S. 600) nennt den Vater Georg Wolfgang, den einen Sohn als Physikus Georg Wolfgang Franz, den zweiten Joh. Fr. Heinrich, und bemerkt zu Bd. 6. S. 21 in der Note von dem Bibliographen: „eigentlich G. W. Franz.“ Rotermund (Fortſ. und Erg. zu Jöcher's gel. Lex. 5. Bd. S. 1510) nennt den Vater Georg Wolfgang, und den Sohn Joh. Fr. Heinrich, ohne den G. W. Franz zu erwähnen. Beuchot (in d. Biographie universelle. T. XXXII. p. 508) nennt den Bibliographen G. Wolfg. Franz, ohne seine Söhne zu erwähnen. Panzer hat sich selbst auf dem Titel seiner Schriften nur Georg Wolfgang unterzeichnet.

2) A. Beuchot bemerkt in d. Biogr. universelle. XXXII. p. 508: Ce ne fut pas sans peine qu'il parvint à supprimer quelques pratiques qui lui semblaient des vestiges du catholicisme. 3) Meusel (10. Bd. S. 396) läßt ihn die theol. Doctorwürde 1799 erhalten. Allein Bd. 11. S. 600 bemerkt er: „seit 1797, nicht 1799, ist er Doctor der Theologie, wovon Rotermund keine Notiz nimmt, und wiederum das Jahr 1799 setzt (5. Bd. S. 1510).

änderte augsb. Conf. teutsch u. latein., nach der zu Nürnberg befindlichen authentischen Abschrift, mit einem literar. Vorber. (Ebend. 1782). 24) Entwurf einer vollständ. Literärgeschichte der Lutherisch-teutschen Bibelübersetzung von 1517—1581 (Ebend. 1783). Mit einem neuen Tit. 1791, und mit Zusätzen sub tit. Zusätze zu seinem Entwurfe rc. 25) Beiträge zu Weber's kritischer Gesch. der augsb. Conf. (Ebend. 1783). 26) Beiträge zur Gesch. der Kunst, oder Verzeichniß der Bildnisse der nürnb. Künstler (Ebend. 1784). 27) Gewissenhafte Erklärung über die Einführung der allgemeinen Beichte in Nürnberg (Ebend. 1788. 4.). 28) Annalen der ältern teutschen Literatur, oder Anzeige und Beschreibung derjenigen Bücher, welche von Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1520 in teutscher Sprache gedruckt worden sind (Ebend. 1788. gr. 4.) 464 S. Zusätze dazu (Leipz. 1802. gr. 4.) 198 S. 2. Bd., welcher die Bücher vom J. 1521 bis 1526 enthält (Nürnb. 1805. gr. 4.) 495 S. 29) Älteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs, oder Verzeichniß aller von Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1500 in Nürnberg gedruckten Bücher. Mit literärischen Anmerk. (Ebend. 1789. gr. 4.). 30) Verzeichniß von nürnberg. Portraiten aus allen Ständen (Ebend. 1790. 4.). Erste Fortsetz. (Ebend. 1801. 4.). 31) Gedächtnißpredigt auf Joseph II. (Ebend. 1790. 4.). 32) Die Hauptwahrheiten der christl. Lehre im Zusammenhange kürzlich dargestellt (Ebend. 1791). Sein Hauptwerk aber, zu welchem ihn viele seiner frühern bibliographischen Schriften vorbereitet und gerüstet hatten, waren die Annales typographici ab artis inventae origine ad an. MD. post Maittairii, Denisii aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti. Vol. I. (ibid. 1793). 560 S. Vol. II. (ibid. 1794). 562 S. Vol. III. (ibid. 1795). 570 S. Vol. IV. (ib. 1796). 500 S. Vol. V. (ibid. 1797. 4. maj.) 566 S. Annal. typogr. ab anno MDI. ad annum MDXXXVI. continuati. Vol. VI. (ibid. 1798). 506 S. Vol. VII. (ibid. 1799). 572 S. Vol. VIII. (ibid. 1800). 564 S. Vol. IX. (ibid. 1801). 555 S. Vol. X. (ibid. 1802). 545 S. Vol. XI. (ibid. 1803). 640 S. Dazu kam noch ein Conspectus Monumentorum typographicorum seculi decimi quinti ad ductum Annalium typographicorum huj. s. a se editorum dispositus, welchen die oben bezeichneten Bibliographen übersehen haben (Nürnb. 1797)[4]). 34) Erneuertes Gedächtniß des vor 150 Jahren gestifteten pegnesischen Blumenordens, in einer Rede (Ebend. 1794. 4.). 35) Zusätze zu dem in der neuen Ausgabe des Füßli'schen Künstlerlexikons befindlichen Verzeichniß von Künstlerbildnissen. In Meusel's Miscell. artist. Inhalts. Heft 26. (1785). 36) Vorrede zu einem Gebetbuche (Nürnb. 1793). 37) Ulrich von Hutten in literärischer Hinsicht (Ebend. 1798). Nachlese dazu in dem allgem. liter. Anzeiger. 1800. S. 1497—1502. 38) Anzeige einer seltenen Sammlung Schriften. Liter. Anz. 1800. S. 1934—1936. 39) Beitrag zur Geschichte des schwäbischen Bundes. Ebend. S. 2009—2013. 40) Etwas über den Todtentanz. In den lit. Blättern. 1803. Nr. 17. S. 291 fg. 41) Denkmal, dem Andenken der Anna Maria Forster gewidmet (Nürnb. 1802. Fol.). 42) D. Luther an den christl. Adel. 43) Gesammelte Schriften, einige Verbesserungen in der katholischen Kirche betreffend. 44) Besorgung der zweiten Ausg. von Geo. Theod. Strobel's auserlesenen Briefen D. Martin Luther's, zur nähern Kenntniß seines edlen Herzens (Nürnb. 1796). 45) Recensionen in der allgem. Lit.-Zeitung.

Sein Bildniß nebst kurzer Nachricht von seinem Leben findet man in Bock's Samml. Heft I. (1791). Dasselbe vor dem 6. Bde. der allgem. teutschen Bibliothek (1792). Vor dem 6. Bde. v. Beyer's allg. Magazin für Prediger, wo auch S. 563—567 sein Leben beschrieben ist. Vgl. Will's Lex. III. S. 118. Nop's Suppl. III. S. 94 fg. Neuer lit. Anz. 1806. S. 102 fg. Mehr über seine Schriften als über sein Leben haben C. Jos. Bouginé, Handbuch d. allgem. Literargesch. Bd. IV. S. 559 fg., nach dessen Erscheinen (1791) Panzer freilich noch lange lebte und schrieb, dann Meusel, das gelehrte Teutschland. Bd. VI. S. 21—24. Bd. X. S. 396. Bd. XI. S. 600, gründlicher noch H. W. Rotermund, Fortsetz. und Ergänz. zu Chr. G. Jöcher's allgem. Gelehrten-Lexikon. Bd. V. S. 1510—1513 gehandelt. Die Biograph. univers. T. XXXII. p. 503 sq. begnügt sich, nur einige seiner Hauptwerke anzugeben.

Auch seine beiden Söhne, Georg Wolfgang Franz, ein Arzt, und Johann Friedrich Heinrich, ein Theolog, haben sich als Schriftsteller ausgezeichnet. (*J. H. Krause.*)

2) Georg Wolfgang Franz, geboren 1755 zu Etzelwang in der Oberpfalz, gestorben als Landgerichts-Physicus und praktischer Arzt zu Hersbruck bei Nürnberg im J. 1829, hat sich sowol um die Entomologie, als um die Botanik, namentlich um die Systematik der Gräser, wohl verdient gemacht. Seine Schriften sind, außer den Beiträgen zu Sturm's Flora von Teutschland und den Bearbeitungen und Übersetzungen von Andern verfaßter Werke, folgende: 1) Diss. de dolore (Altorf. 1774. 4.). 2) Observationum botanicarum specimen (Norimb. 1781). 3) Beitrag zur Geschichte des ostindischen Brodbaums (Nürnb. 1783). 4) Beitrag zur Geschichte der Insekten (Nürnb. 1785. 4.). 5) Novae insectorum species (Norimb. 1790. 4.). 6) Faunae insectorum Germaniae initia (Norimb. 1792 sqq. 109 fascic. 12.) (jedes Heft mit 24 ausgemalten Kupfertafeln. Ein Hauptwerk!). 7) Faunae insectorum Americae borealis prodromus (Erlang. 1794. 4.). 8) Entomologia germanica (Norimb. 1795). 9) Symbolae entomologicae (Erlang. 1798. 4.). 10) Kritische Revision der Insekten-Fauna Teutschlands (Nürnb. 1805. 1806). 11) Entomologischer Versuch über die Jurine'schen Gattungen der Linné'schen Hymenopteren (Nürnb.

---

4) A. Beuchot (in d. Biogr. univers. T. XXXII. p. 504) führt ein Urtheil von Brunet über dieses wichtige Werk von Panzer an: Cet ouvrage est le plus complet que nous ayons sur cette matière; cependant il ne remplace pas entièrement les Annales de Maittaire; et il laisse encore beaucoup à desirer, surtout par rapport aux éditions de 1501 à 1536, dont il ne [illegible]

1806. 12.). 12) Index entomologicus. P. I. Eleutherata (Norimb. 1813. 12.). 13) Ideen zu einer künftigen Revision der Gattungen der Gräser (Münch. 1813. 4.). (Aus den Verhandlungen der königl. bairischen Akademie.) 14) Versuch einiger kritischen Bemerkungen über Gaudin's Agrostologia helv. (Regensb. 1818. 4.).

Nach ihm haben J. Fr. Gmelin, Mönch und Willdenow drei Pflanzengattungen benannt, welche aber leider entweder nicht wohl begründet waren, oder schon einen ältern Namen hatten; sodaß der Name Panzeria von Neuem zu vergeben ist. Panzera *J. Fr. Gmelin* ist Lycium carolinianum *Walter*, welches, wie auch andere Lycia die Vierzahl in den Blüthentheilen statt der Fünfzahl vorherrschend hat; Panzeria *Mönch* ist Leonurus *L.* und Panzera *Willd.* = Eperua *Aubl.*

(*A. Sprengel.*)

3) Johann Friedrich Heinrich, Sohn des im J. 1805 als Schaffer an der Hauptkirche St. Sebald zu Nürnberg verstorbenen Doctors der Theologie, Georg Wolfgang Panzer, war den 25. März 1764 in Nürnberg geboren. In der St. Sebaldschule seiner Vaterstadt machte er unter der Leitung des Conrectors Rosenauer und des Rectors Munker rasche Fortschritte in seiner wissenschaftlichen Bildung. Für diese sorgten außerdem einige Privatlehrer, der verstorbene Diakonus Schramm, der Conrector Jacobi und der nachherige Pfarrer Felbinger zu Rückersdorf. Im J. 1782 bezog Panzer die Universität Altdorf. Seine theologischen Studien leiteten dort Nagel, Will, Schwarz, Dietelmair und Junge. Zwei Jahre später ging er nach Erlangen, wo er Pfeiffer's, Seiler's, Rau's und Hufnagel's Vorlesungen benutzte. Besonders erwarb sich der zuerst genannte Gelehrte, durch seine philologischen Kenntnisse und seinen Charakter als Mensch auf gleiche Weise achtenswerth, große Verdienste um Panzer's wissenschaftliche Bildung. Er wohnte in Pfeiffer's Hause, und genoß fast täglich seinen belehrenden Umgang. Seine akademische Laufbahn hatte er mit dem J. 1786 beschlossen, und war, nach abgelegtem theologischem Examen, zu Nürnberg in die Reihe der Candidaten des Predigtamts getreten. Er übte sich seitdem fleißig im Predigen, und betrat für den Feiertagsprediger an der St. Sebaldkirche mehre Male mit Beifall die Kanzel. Späterhin ward er Katechet an der St. Jacobskirche, wo er die Feiertags- und Mittwochspredigten übernahm, und 1797 Pfarrer zu Eltersdorf und Tannenlohe. Die Zwistigkeiten, in welche damals seine Vaterstadt Nürnberg mit Preußen gerieth, führten für ihn manche unangenehme Verhältnisse und selbst seine Absetzung herbei. Erst im Februar 1798 ward er als Pfarrvicar, und hierauf, nach gehaltener Probepredigt und wohlbestandener Prüfung zu Baireuth, durch ein königl. Decret aus Berlin wieder in seinem Amte bestätigt. In jenen trüben Tagen hatte ihn die Anhänglichkeit seiner Gemeinde und eine geliebte Gattin trösten müssen, mit welcher er seit dem J. 1797 in einer sehr glücklichen Ehe lebte. Er starb den 15. Nov. 1815, und hinterließ den Ruhm eines Gelehrten, der mit gründlichen Kenntnissen in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens eine vielseitige gelehrte Bildung vereinigte. Manche schätzbare Beiträge lieferte er zur Kirchen- und Reformationsgeschichte, unter andern in seiner Schrift: Georg Peßler, Letzter Propst zu Nürnberg [1]). Von Wilibald Pirkheimer, einem der ersten Beförderer der Reformation und geachtet als tüchtiger Geschäftsmann und verdienstvoller Gelehrter, der mit den ausgezeichnetsten Köpfen seines Zeitalters in Verbindung stand, gab Panzer in zwei Werken schätzbare biographische Mittheilungen [2]). Ebenso machte er auf eine wenig gekannte Schrift des um die Verbreitung der classischen Literatur und um die Verbesserung des Schulunterrichts hochverdienten Professors Heinrich Bebel zu Tübingen wieder aufmerksam [3]). Wie sein Vater, war auch Panzer ein Mitglied des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg, und führte in demselben den Namen Irenander der Zweite [4]). (*Heinrich Döring.*)

Panzerhemde. Panzerhosen, s. Panzer.

PANZERKLINGE, eine in den Ritterzeiten gebräuchliche starke gerade Stoßklinge, um damit durch den Panzer zu dringen. Gleichbedeutend damit sind: Panzerrenner, Panzerstecher oder Panzerschürzer, letzteres, weil man mit den Panzerklingen auch die Panzerschürzen zu durchstoßen suchte. (*Heymann.*)

Panzerrenner, s. Panzerklinge.

Panzerrock, s. Panzer.

Panzerschürzer, Panzerstecher, s. Panzerklinge.

PAO, 1) P. oder Concepcion del Pao (n. Br. 8° 34′ 57″, w. L. 47° 8′ 12″) Stadt im colombischen Departement Maturin, liegt gegen 22 engl. Meilen von Barcelona entfernt, am gleichnamigen Flusse und an der Serrania de Paraigua und östlich von der Meza de Guanipa, war Anfangs ein 1744 gegründetes Dorf und zählt jetzt mit den umliegenden Holländereien gegen 4000 Einwohner, welche Mais, Yucca, Bananen und Cacao bauen und starke Viehzucht treiben. 2) Pao oder S. Juan Bautista del (Baptista de) Pao (n. Br. 9° 22′, w. L. 50° 40′), Stadt im colombischen Orinoccogebiete, liegt am gleichnamigen Flusse und hat 5400, mit dem Districte 10,000, Einwohner, welche Viehzucht und starken Handel mit Vieh, Käse und Häuten treiben. In der Nähe der Stadt entspringt südlich vom See Tacarigua 3) der Fluß P., welcher sich Anfangs in den genannten See ergoß, jetzt nach einem Laufe von 100 engl. Meilen sich unter 8° 20′ n. Br. mit dem Bariquicemeto verbindet und mit diesem vereint den Rio Portuguese bildet, welcher sich in den Apure ergießt. 4) P. oder Serra des Pao d'Assucar, Gebirgskette in der brasilischen Pro-

1) Erlangen 1802. 2) Wilibald Pirkheimer und Charitas Pirkheimerin. Ein kleiner Umriß der Bilder zweier großer und guter Menschen. (Ebend. 1802.) Wilibald Pirkheimer's Verdienste um die Herausgabe der Pandekten Gregor Haloander's; dargestellt und beleuchtet. Mit zwei Beilagen. (Ebend. 1805.) 3) Nachricht von einer bisher unbekannten Ausgabe einer sehr seltenen Schrift Heinrich Bebel's, welche unter dem Titel: In hoc libro continentur haec Bebeliana opuscula nova, 1509 erschien; nebst einem kleinen Beitrage zu dem Briefwechsel desselben (Erlangen 1804). 4) Vergl. Will und Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. 7. Bd. Meusel's gel. Teutschland. 6. Bd. S. 26 fg. 10. Bd. S. 397. 15. Bd. S. 7 fg. 19. Bd. S. 59.

vinz Alagoas, mit einem von riesenmäßigen Knochen der Urweltthiere angefüllten See an der Mittags- und einer merkwürdigen Höhle an der Nordseite. 5) P., Stadt in Corea, 30 engl. Meilen südöstlich von Dutchuen. 6) P., Berg in der chinesischen Provinz Setschuen, südlich von der Stadt Liutscheu, berühmt wegen seiner gesunden, vorzüglich Fieberkranken heilsamen, Luft. 7) P., Stadt in der ebengenannten Provinz. 8) P. de Nao, afrikanisch-portugiesische Stadt in der Nähe des Camarones-Flusses. (*Fischer.*)

PAO DE ROSA, ein dunkelrothes, aderiges, wohlriechendes Holz, welches zuerst von den Portugiesen aus China gebracht wurde und sich zu feinen Tischlerarbeiten eignet. (*Karmarsch.*)

Paoding, s. Paoting-fu.

PAOFONG-HIEN, Stadt des dritten Ranges in der chinesischen Provinz Honan. (*Fischer.*)

PAOGAN-TSCHEU, Stadt des zweiten Ranges in der chinesischen Provinz Petscheli, liegt in der Nähe der großen Mauer. (*Fischer.*)

PAOHAO, eins der vierhundert meist nur von Fischern besuchten oder bewohnten Eilande, welche, zur chinesischen Provinz Kiansi gehörend, die Insel Tscheu oder Schusan umgeben und sich südlich bis zum Cap Montagne herunterziehen. (*Fischer.*)

PAO-HIEN, Stadt des dritten Ranges in der chinesischen Provinz Setschuen, welche Handel mit Tibet treibt. (*Fischer.*)

PAOKANG-HIEN, Stadt des dritten Ranges in der chinesischen Provinz Hukang, liegt unter 30° 36′ n. Br. am Jantsekiang. (*Fischer.*)

PAOKING-FU (n. Br. 27° 3′ 36″, östl. L. 129° 0′ 20″), Stadt in der chinesischen Provinz Hukang, hat außer über sich selbst die Gerichtsbarkeit über vier andere Städte, liegt am Lokiang, hat mehre Tempel, viel Nahrung durch den Fluß und ist vorzüglich auf der Südseite von hohen Bergen umgeben. (*Fischer.*)

Paoking-fu, s. Pao nr. 6.

PAOLA, Lago di, ein See in der päpstlichen Delegation Frosinone, an der Grenze der Comarca di Roma am tyrrhenischen Meere im Norden des circeischen Vorgebirges (Monte Circello) gelegen, nur acht ital. Meilen westwärts von Terracina entfernt. Nur ein schmaler Dünenstreifen scheidet den See, der sich drei Miglien von Süden nach Norden streckt, von dem benachbarten Meere; der Torre di Paola, zur Bewachung und zum Schutze der Küsten gegen die Seeräuber errichtet, und eine einsame Meierei (Cassino di Paola) sind in der sumpfigen Gegend die einzigen Gegenstände, welche außer dem dicht an der Meierei schon sich erhebenden Vorgebirge die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen; dieser romantische Berg fesselt dafür um so mehr, da er in sehr grotesken Formen weit ins blaue Meer hineinläuft. (*G. F. Schreiner.*)

PAOLETTI (Agostino), geb. zu Buon-Convento, berühmt in dem Orden der Augustiner-Eremiten durch sein Talent für die Predigt; gest. 1671; seine Schriften, meist Predigten, sind verzeichnet in der Bibliotheca Aprosiana (Bologna 1673). p. 305 und Jöcher, Gelehrtenlex. ed. *Rotermund.* s. v. (*Fr. W. Rettberg.*)

PAOLETTI (Ferdinando), geboren alla Croce in Toscana den 21. Dec. 1717. Nach vollendeten Studien in dem erzbischöflichen Seminar zu Florenz leitete er das bischöfliche Seminar zu S. Miniato und nahm 1746 die Pfarrstelle in Villa-Magna an, wo er, nach einem Aufenthalte von 55 Jahren, am 1. Dec. 1801 starb. Seine Gemeinde gehörte zu den ärmsten im Großherzogthume und seine Stelle zu den geringsten Pfründen. Er faßte den Entschluß, den Zustand beider zu verbessern. Zu dem Ende widmete er mit dem ihm eignen lebendigen Eifer alle seine Freistunden den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft, dahin zielenden Versuchen und praktischen und theoretischen Belehrungen. Unter andern mannichfaltigen Verbesserungen führte er den Anbau des Weinstockes ein, der jetzt den Reichthum des Kirchsprengels ausmacht. Das von ihm gegebene Beispiel und seine Belehrungen fanden den aufmunternden Beifall des unvergeßlichen Großherzogs Peter Leopold. Sie brachten ihn in Verbindung mit dem gelehrtesten der französischen Ökonomisten, dem Marquis von Mirabeau, dessen staatswirthschaftlichen Ansichten er zugethan war, und mit der Accademia de' Georgofili, der er als Mitglied mehre seiner Abhandlungen vortrug. Als gelehrte Früchte seines Nachdenkens sind seine werthvollen Schriften zu betrachten, als 1) I veri mezzi di render felici le società (Firenze 1772); 2) Pensieri sopra l'agricoltura (Firenze 1769), wovon zu Florenz bei Cambiagi 1789 eine zweite Auflage erschien; 3) Opere agrarie (Firenze 1789. Zwei Octavbde.). In die schöne Sammlung der Scrittori classici italiani di Economia politica hat der Baron Custodi den theoretischen Theil der Pensieri sull' agricoltura und die ganze Abhandlung über die Mittel, die Staaten zu beglücken, aufgenommen. Sie bilden den Tomo XX der parte moderna (Milano MDCCCIV). Mit Recht lobt der verdienstvolle Herausgeber in den vorangehenden Notizie die echte Bescheidenheit des Verfassers, der von Natur sehr lebhaft und nicht gleichgültig gegen Lob und Tadel, mehrmals das ihm angebotene Bisthum di San Sepolcro ausschlug, um einfacher Dorfpfarrer zu bleiben. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

PAOLI, kleine Stadt im nordamerikanischen Freistaate Pensylvanien, liegt am Zusammenflusse des White und zählt gegen 1000 Einwohner. (*Fischer.*)

PAOLI. 1) D. Sebastian, ein ausgezeichneter Alterthumsforscher, geb. zu Lucca 1684, wandte sich zum geistlichen Stande und trat in die Gesellschaft des Ordens der Mutter Gottes. Berufspflichten und wissenschaftliche Studien füllten sein ganzes Leben aus. Bald lernte man seine Tüchtigkeit kennen und bewundern, und die meisten Akademien Italiens nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er war zugleich ein vorzüglicher Prediger und redete mit vielem Beifalle und großer Wirkung in den vornehmsten Sprengeln Italiens. Im J. 1729 wurde er Generalprocurator der Congregation und dann Rector des Collegiums der heil. Brigitte zu Neapel, wo er mit großem Eifer eine schöne Bibliothek anlegte, deren Katalog er selbst in

zwei Folianten mit Fleiß und Gelehrsamkeit ausarbeitete. Sein arbeitvolles Leben endete der Tod den 20. Juni 1751. Seine Schriften sind: 1) Della poesia de' S. S. Patri greci e latini, ne primi secoli della chiesa (Neap. 1714); 2) Lettera sopra tre manoscritti greci antichi (Venet. 1719) in dem Giornale de' letterati. Tom. XXXII. p. 58—67. 3) Ragionamento sopra il titolo di Divo dato agli antichi imperadori (Lucca 1722. 4.) in der Raccolta Calogerana. Tom. XV. 4) Dissertatio de nummo aureo Valentis imperat. in qua et de C. Ceionii Ruffi Volusiani praefectura et gente fusius disseritur (Lucca 1722. 4.) und in der Raccolta. Tom. XXIV. 5) Codice diplomatico del sagre militare ordine Gerosolimitano oggi di Malta, raccolto da varii documenti di quell' archivo, per service alla storia dello stesso ordine in Soria, ed illustrato con una serie cronologica de' gran maestri etc. (Lucca 1733—38. 2 Vol. fol.) Der Verfasser hat in dieser schätzbaren Sammlung für die Geschichte der Malteserritter mehrfache Irrthümer verschiedener Geschichtschreiber, namentlich des Vertot, bekämpft. — 6) Modi di dire toscani ricercati nella loro origine (Venet. 1740. 4.); werthvoll. 7) De patena argentea Foro-Corneliensi olim ut fertur S. Petri Chrysologi dissertatio (Neap. 1745). 8) Orazioni (Venet. 1748. 4.), eine Sammlung der in verschiedenen Akademien gehaltenen Reden. Auch verdanken wir Paoli eine gute Ausgabe der Reden des heil. Peter Chrysologus (Ven. 1750. Fol.). Die Biblioteca Gerosolomitano osia Notizia degli scrittori ed uomini illustri in lettere, del sagro militare ordine Gerosolomitano wurde 1753 vom P. Sarteschi angekündigt. Siehe noch über Paoli das Elogium des P. Paciaudi unter dem Titel: Commentarius epistolaris (Neap. 1751) und die literarische Geschichte des Ordens der Mutter Gottes vom P. Sarteschi.

2) Giacinto oder Hyacinth, cors. General, soll nach Einigen aus dem niedern Adel, nach Andern aus dem Volke stammen. Er entschloß sich zum Studium der Arzneiwissenschaften und besuchte mehre Universitäten des Continents. Hier bildete er seinen Geist, wurde nicht nur ein gewandter Redner, sondern auch ein Dichter, dessen Verse durch Leichtigkeit und Gefälligkeit sich auszeichneten. Die Überlegenheit seiner geistigen Fähigkeiten brachte ihn unter die Zahl der zwölf Abgeordneten, welche bei dem genuesischen Gouverneur die Interessen der Corsen vertraten. Er wählte sich eine Gattin aus der Familie der Caporali von dem niedern Adel, der seinen Ursprung den Kämpfen des Volkes gegen die alte Adelsherrschaft der Insel verdankt. Die Corsen, Berg- und Inselvolk zugleich, sind von Natur wild, kräftig und freiheitliebend, dabei hartnäckig, grausam und gewaltthätig, aber zugleich gastfrei, mäßig und enthaltsam. Schon die alten Römer mochten wegen des unbändigen Trotzes keinen Corsen zum Sklaven nehmen, ein Vorwurf, aus welchem Napoleon seinen Landsleuten ein Lob machte. Die Corsen übten Blutrache bis ins siebente Glied, und mordeten sich unter einander, so lange kein höheres Band, die Vertheidigung des Vaterlandes, sie zusammenhielt. Dann aber waren sie in glühendem Hasse entbrannt gegen den Feind des Landes und wagten das Äußerste, mit der Glut ihres Hasses die Widersacher zu verzehren. Gegen Niemanden sind sie darum empörend grausamer gewesen, als gegen die Genueser, welche schon seit dem 13. Jahrhundert, Anfangs mit den Pisanern wechselnd, eine tyrannische Herrschaft über die Insel behauptet hatten. Die Corsen sollten Sklaven sein, der Adel war aufgehoben, die Titel vernichtet, die Erzeugnisse des Landes Eigenthum der Herren, die Einwohner ohne Recht und Gesetz, Hinrichtungen und Martern an der Tagesordnung. Keine Schulen, keine Gesetze: in roher Unwissenheit und in thierischer Selbsthilfe mußte das naturkräftige Volk gegen seinen eignen Leib wüthen, und zahllose Ermordungen, offenbar und meuchlings, vollendeten den physischen und moralischen Jammer der schönen Insel. Nur ein feiges Volk läßt sich ganz unterdrücken und ertödten; die Corsen hatten Muth und wurden endlich durch die Verzweiflung zur Empörung getrieben. Im J. 1729 brach ein Aufstand aus, der sich bald in einen für die Genueser gefährlichen Krieg verwandelte. Die Corsen, unter Pompiliani, fanden an den Höfen von Versailles und Madrid Unterstützung, konnten aber den durch die Genueser zu Hilfe gerufenen teutschen Truppen nicht auf gleich erfolgreiche Weise widerstehen. Indessen kam bald, zwar mit größerer Macht, aber mit menschenfreundlichern Gesinnungen, der Prinz Ludwig von Würtemberg, und diesem war es nicht darauf abgesehen, die Insulaner wieder zu knechten, sondern vielmehr ihrer drückendsten Noth abzuhelfen und namentlich ihren Hilfeschrei nach Schulen und Volksbildung zu hören. Allein die treulose Grausamkeit der Genueser vereitelte meist auch seine Bestrebungen, und die Corsen waren wieder in der größten Rathlosigkeit. Sie sahen ein, daß, wenn sie noch Etwas erreichen wollten, eine größere Ordnung in ihren Aufstand gebracht werden müsse, und wählten darum zu ihren Oberhäuptern für Krieg und Frieden Hyazinth Paoli, Giafferi und Ceccaldi, welche letztere Beide schon in dem Kampfe gegen die ersten kaiserlichen Truppen sich ausgezeichnet hatten. Aber auch diese fühlten bald die Ungleichheit der Kräfte und des Kampfes und wendeten sich daher an den Papst und an den König von Spanien. Beiden bot man die Oberherrschaft über die Insel an; aber Keiner mochte die gebratenen Kastanien aus der Asche holen; denn jeden Falles hätte der neue Herr die Insel erst den Genuesern entreißen müssen. Nach diesen vergeblichen Bemühungen machten die Anführer bekannt, daß sie ihr Land unter den Schutz der „unbefleckten Empfängniß" stellten. So sehr waren sie aller Aussichten auf weltlichen Beistand beraubt. Da endlich erschien der Mann, mit welchem man schon lange in geheimen Unterhandlungen gestanden hatte, und welcher vermöge seiner Gewandtheit und Einsicht fast an allen Höfen Europa's beliebt und hier und da auch einflußreich geworden war, der Baron Theodor von Neuhof, am 13. März 1736 vor dem Hafen von Aleria, auf der Ostküste der Insel. Er brachte 6 Kanonen, 7000 Flinten, Bajonette, Pistolen und andere Waffen, Munition, Getreide, Kleidungsstücke und gegen Eine Million

[illegible] der [illegible]
[illegible] Ihre
[illegible]
[illegible] Doctor's

[illegible]

Kaufleute gewesen war. Boissieux erließ eine heftige Erklärung gegen ihn und seinen ganzen Anhang. Schon längere Zeit hatte Paoli mit Frankreich zu Gunsten Corsica's unterhandelt. Ihm mußte daher das Erscheinen Theodor's und die Drohungen des französischen Befehlshabers desto unangenehmer sein, und er warnte das Volk, sich nicht in neue Gefahren zu stürzen. Die Stimmung theilte sich zwischen Frankreich und Theodor. Doch entschied sich's bald gegen den Letztern, da acht seiner Fahrzeuge weggenommen wurden, und die Anführer der holländischen Flotte, welche corsische Erzeugnisse zur Gegenrechnung aufnehmen sollten, plötzlich die Insel verließen und ihre Ladung nach Neapel in Sicherheit brachten. Neue französische Truppen kamen an, und Theodor mußte abermals die Insel seines Glückes verlassen.

Wiederum standen Paoli und Giafferi allein an der Spitze ihres Volkes, bereit, Gut und Blut für die Freiheit zu opfern. Sie sprachen dies auch in einem Manifeste an ihr Volk aus, welches sie mit den Worten des Judas Maccabäus (Maccab. 3, 59) schlossen: „Uns ist leidlicher, daß wir im Streit umkommen, denn daß wir solchen Jammer in unserm Volke und Heiligthume sehen." Boissieux nahm seine Zuflucht zur List, kleidete einen Theil seines Heeres wie die Corsen und sandte sie mitten hinein, sodaß dadurch große Verwüstungen angerichtet und den Corsen beträchtlicher Schade zugefügt wurde. Doch überlebte Boissieux nicht lange den Fortgang seiner Feldzüge, er starb zu Bastia im Februar 1739. Die Corsen blieben unbeweglich. Im März kam der neue franz. Feldherr, der Marquis von Maillebois, ein Mann von großem Scharfsinne und ungewöhnlichem Feuer, auf Corsica an. Er sollte und wollte das Völkchen völlig überwinden, traf auch seine Anstalten so gut und wußte seine Truppen so geschickt zu verwenden, daß die meisten Pieven des nördlichen Theiles sich unterwarfen. Selbst Corte, die Hauptstadt, welche durch ihre Lage auf einem Felsen gesichert war, ergab sich ohne Schwertstreich. Alle Vertheidigungsplane scheiterten. Paoli, welcher einsah, daß einem solchen Sieger kein weiterer Widerstand geleistet werden könne, legte die Waffen nieder, begab sich mit seinen beiden Söhnen vor den französischen Feldherrn und ging mit dessen Bewilligung in Begleitung seines jüngsten Sohnes in ein freiwilliges Exil. Mit ihm ging auch Giafferi. Der König von Neapel, zu welchem sie ihre Zuflucht nahmen, machte sie Beide zu Obersten. Hier beschloß Paoli sein unruhiges Leben mit der lebhaften Hoffnung, daß sein Sohn Pascal das unvollendete Werk der Befreiung seines Vaterlandes zu Ende führen möge. Ehe wir zu diesem Helden übergehen, theilen wir noch einen Charakterzug des Hyacinth mit, aus welchem hervorgeht, wie sehr er die Wildheit und Rohheit seiner Landsleute haßte und selbst gegen den Feind den edeln Sinn nicht verleugnete, welcher sein ganzes Leben hindurch das Gepräge aller seiner Handlungen gewesen ist. Als eine Flotte, welche dem Grafen von Boissieux Proviant zuführen sollte, durch einen Sturm zerstreut war, landeten sechs Compagnien, welche zu derselben gehörten, mitten in der Nacht auf einem ihnen unbekannten Theile der Insel und fielen in die Hände der Corsen. Diese plünderten ihre Gefangenen und schleppten sie halbnackt, verwundet, von Hunger, Kälte und Anstrengungen ermattet, auf den Felsen umher. Paoli, welcher merkt, daß sich eine Bewegung, diese Unglücklichen zu ermorden, vorbereitet, sammelt eine Abtheilung von 400 Mann, läßt die Gefangenen herbeiführen, stellt sie in die Mitte dieser Schutzwache und führt sie den franz. Posten zu. So ersparte er den Corsen ein Verbrechen und beschützte die allgemeinen Menschenrechte auf eine Weise, welche schon allein die Franzosen zur Achtung und Verehrung vor ihm nöthigen mußte.

3) Pascal oder ital. Pasquale de Paoli, Sohn des Vorigen, geb. im J. 1726 im Dorfe La Stretta in dem Bezirke Rostino, der unter der Gerichtsbarkeit von Bastia steht. Seine ersten Jugendjahre fallen in die Zeit der Empörung gegen das tyrannische Joch, unter welches Genua die Corsen geknechtet hatte, in die Unruhen des Kampfes gegen die Unterdrücker der Freiheit; schon mit der Muttermilch sog er den Haß gegen den Namen Genua ein. Als die Franzosen unter Maillebois den Genuesern zu Hilfe gekommen und gegen die Empörer so äußerst glücklich gewesen waren, hatten sich die Besten des Volkes von der verlorenen Sache der Freiheit zurückziehen und ihr eignes Heil in der Flucht suchen müssen, um nicht ihren Nacken unter das Joch zu beugen, welches sie zerbrechen wollten. Pascal Paoli hatte seinen Vater nach Neapel begleitet. Dort besuchte er die Kriegsschule und erhielt einen ausgezeichneten Unterricht, dem noch der eigne Vater durch Belebung der Liebe zum classischen Alterthume und durch Erweckung der Phantasie für die Dichtkunst, worin er ja selbst Manches geleistet hatte, mit großem Eifer zu Hilfe kam. Der berühmte Genovesi, Professor der Gesetzgebung, sah recht wohl, wie in Pascal nicht gemeine Fähigkeiten waren, und prophezeite, daß sein Name einst ganz Europa in Staunen setzen werde. Diese Voraussage zu bewahrheiten bereitete sich Paoli im Stillen mit außerordentlicher Anstrengung vor. Die traurige Schmach, fern vom Vaterlande in der Verbannung leben zu müssen, die durch den Vater gegen die Genueser genährte Erbitterung und durch ebendenselben angefachte Begeisterung für die Freiheit, die einer hohen Seele angeborene Würde und edle Haltung, welche die große Bestimmung ihres Lebens in schönen Phantasiebildern ahnend vor sich erschaut: dies Alles verlieh schon dem Jünglinge einen seinen Jahren sonst fremden Ernst, machte ihn nachdenklich und besonnen, hielt ihn fern von den Neigungen und Leidenschaften der Jugend. Clemens, sein älterer Bruder, ein gottesfürchtiger und fast bis zu mönchischer Strenge enthaltsamer Mann, der die ihm verliehenen Gaben ebenfalls möglichst ausgebildet hatte, war auf der Insel in Rostino, dem Stammorte seiner Familie, geblieben, um während der Abwesenheit des Vaters den Namen der Paoli in gutem Ansehen zu erhalten, den Einfluß seines Geschlechtes auf die Gemüther des Volkes zu bewahren, den Haß gegen die Genueser zu nähren und den Muth für die Erkämpfung der Freiheit zu beleben. Er vermochte dies auch wegen des allgemei-

nen Ansehens, welches er sich durch seine strenge Rechtlichkeit und durch die edle Bereitwilligkeit, mit welcher er jedem Übel zu steuern, jeder Bedrängniß abzuhelfen bemüht war, überall erworben hatte. Seine dankbaren Mitbürger hatten ihm auch die oberste Magistratsstelle gegeben, und von diesem Platze aus konnte er um so leichter wirken und seinem alten Vater melden, daß nun der günstige Augenblick, die gute Sache durchzukämpfen, gekommen sei. Der alte Hyacinth konnte zwar nicht selbst mehr kommen und an der Spitze seiner Landsleute, wie ehemals, kämpfen; aber er hatte auch für sein Vaterland noch einen harten Kampf zu überstehen; er hatte den Corsen einen Vorfechter der Freiheit erzeugt und erzogen, und von diesem, dem geliebten Sohne, sollte er sich trennen. Der Abschied war schwer; denn auf Pascal allein hatte der Vater alle Hoffnungen gesetzt. Er fiel ihm um den Hals, küßte ihn, gab ihm seinen Segen und sprach ihm für sein großes Wagniß, das er beginnen wolle, Muth zu: „Mein Sohn," sagte er, „ich werde dich vielleicht niemals wiedersehen; aber ich werde alle Zeit in Gedanken bei dir sein. Dein Vorhaben ist groß und edel, und ich zweifle nicht, Gott wird dich darin segnen. Ich will den geringen Überrest meines Lebens deiner Sache widmen und mein Gebet und Flehen für dein Glück und Schutz zum Himmel schicken." Er umarmte ihn nochmals, und sie schieden für dieses Leben von einander.

Bisher war Pascal blos Fähnrich in einem Cavaleriereegimente gewesen. Aber kaum war er auf der Insel angelangt, so hatte er auch schon Jedermanns Aufmerksamkeit auf sich gezogen und binnen kurzer Zeit die Achtung seiner Landsleute erworben. Freilich war der edle Ausdruck seiner Gesichtszüge und der Anstand seiner Haltung, seine einnehmende Freundlichkeit selbst gegen den Geringsten, die Wärme seiner Beredsamkeit, der Name Paoli, an welchen sich so mancher Lorbeer des Sieges und Ruhmes anknüpfte, und die hohe Meinung, welche durch die lange Entfernung noch gesteigert sein mußte: alles dies war geeignet, ihm die Herzen der Corsen zu gewinnen. Der Weg zur höchsten Befehlshaberstelle war ihm offen, er wurde durch die einmüthige Stimme seiner Landsleute dazu erhoben. Die erste zu diesem Zwecke gehaltene Consulta machte ihn zum General, gab ihm aber noch einen Amtsgenossen. Eine zweite indessen, welche zu San-Antonio in Casabianca (Casinca) den 15. Jul. 1755 gehalten wurde, machte ihn zum alleinigen Oberhaupte der Insel. In dem darüber publicirten Manifeste heißt es unter Anderm: „Wir halten es daher für das beste und kräftigste Mittel, diesen unsern gewünschten Endzweck (der Freiheit und Einigkeit der Corsen) zu erreichen, wenn wir ein ökonomisches, politisches und allgemeines Oberhaupt von erleuchtetem Verstande wählen, der dieses Königreich mit völliger Gewalt regiere, und nur darin eine Ausnahme gemacht werde, wenn es nöthig sein sollte, über Staatssachen zu berathschlagen, die er ohne Zuthun des Volkes oder der jedesmaligen Deputirten desselben allein nicht entscheiden kann. Zu dem Ende ist Pascal Paoli einmüthig erwählt worden, ein Mann, dessen Tugenden und Geschicklichkeiten ihn völlig würdig dazu machen. Er soll die Regierung selbst übernehmen und außer zwei Staatsräthen noch einen von den angesehensten Personen aus jeder Provinz zu Gehilfen bekommen, welche monatlich abwechseln. Den dritten Tag des Monats August soll ein allgemeiner Umgang auf der Insel festgesetzt werden, um die Urheber großer Verbrechen, insonderheit Mörder, die man vor Kurzem in verschiedenen Provinzen eingezogen hat, zu bestrafen. Dieser Umgang soll von dem erwähnten General nebst den Deputirten regiert werden."

Die Wichtigkeit eines solchen Amtes hatte Paoli zuvor wohl überlegt, und doch schien ihm die Verpflichtung dazu jetzt, wo er es wirklich übernehmen sollte, außerordentlich schwer zu werden; denn seine Einsichten hatten gewonnen, die Foderungen an sich selbst waren gesteigert, und ein edles Gemüth mußte sich wol die Frage vorlegen: Ein ganzes hilfsbedürftiges Volk verlangt und erwartet von dir so Vieles, wirst du schwacher Einzelner wol Etwas davon leisten können? Sein langes Zaudern vor der Annahme des Oberbefehls war also wol nicht gemacht und erkünstelt. Er hatte die Lasten und Folgen erwogen, er mußte noch einmal einen Augenblick schwanken. Aber man bat und wünschte so dringend, stellte ihm vor, wie kein Anderer gleich ihm der Stellung gewachsen sei, und er mußte es sogar für Pflicht halten, die schwere Aufgabe, ein so unglückliches Volk wieder froh und frei zu machen, zu übernehmen. Ehe er jedoch an eine Organisation der Verfassung &c. denken konnte, waren erst theils die Genueser, theils andere Widersacher zurückzuschlagen. Und hier schien er Anfangs wenig Glück zu haben. Denn er verlor mehre Scharmützel mit den Genuesern und büßte viele Soldaten ein bei San-Pelegrino. Marius Emanuel Matra, der noch unlängst einer der corsischen Wahlgenerale gewesen war, fühlte sich durch den Vorzug, welchen das Volk dem Paoli gegeben hatte, verletzt, schlug sich zu seinen Feinden, wurde zwar in einem ersten Kampfe besiegt, nahm aber dann, dem Parteigeiste huldigend, welcher fast immer den Charakter entwürdigt, die Rolle eines genuesischen Söldlings an. In dem Verdachte, es mit den Genuesen zu halten, war er schon im J. 1736 gewesen. Überrascht durch einen solchen an Gewalt überlegenen Gegner und umringt bei einem Zusammentreffen in Bozzio, wäre Paoli ohne den edeln Entschluß eines andern seiner Feinde umgekommen. Thomas Cervoni (Vater des Generals dieses Namens) war ebenfalls aus persönlichen Gründen gegen Paoli aufgebracht. Seine Mutter erfährt, was zu Bozzio vorgeht, und fodert ihn auf, die Waffen zu ergreifen. „Aber der Schimpf, den ich erlitten habe!" „„Es handelt sich nicht um dein Unrecht, die Sache der Freiheit ist in der Person ihres Vertheidigers gefährdet. Fort, oder ich verfluche das Blut und die Milch, welche ich dir gegeben habe!"" Cervoni war nicht mehr unschlüssig; begleitet von einer kleinen Schar entschiedener Männer wirft er sich in das Gefecht und befreit Paoli. Dieser fragt nachher nach seinem Befreier; aber jener, seinem Hasse getreu, war abgereist. Matra wurde unter den Todten gefunden; Paoli beweinte sein Schicksal und ließ ihn auf eine ehrenhafte Weise bestatten. Darauf empfing er die Huldigung in den Pie-

ven „auf dem Gebirge," welche er zum ersten Male, aber mit einer Pracht, welche von den Bewohnern dieser Gegenden für ein Wunder gehalten wurde, besuchte.

Nicht lange nachher schlug er die genuesische Besatzung aus ihrer Stellung bei Rogliano, erbaute Festungswerke zu Nonza und besonders zu Furiani. Ebenso war Bastia eingeschlossen, und der Erdoge Grimaldi, welcher sich mit 6000 Mann eingeschifft hatte, um Furiani zu beschießen, erfuhr einen mörderischen Widerstand, an welchen die Corsen immer noch mit Stolz zurückdenken. Eine kleine Seemacht, welche Paoli geschaffen hatte, fügte dem Handel der Republik beträchtlichen Schaden zu. Die Anwesenheit eines Generalvisitators der Geistlichkeit, welchen der Papst Clemens XIII. auf die Bitte Paoli's geschickt hatte, steigerte noch das Ansehen und die Macht dieses Generals. Die Genueser faßten Argwohn auf die Schritte des Commissarius des heiligen Stuhles und verurtheilten ihn zu gefänglicher Haft; die corsische Geistlichkeit schrieb zu seiner Vertheidigung, und die Producte einer eifrigen Polemik gingen mit dem Zeitungsblatte der Insel aus einer kleinen Druckerei [1]) hervor. Nun nahm die genuesische Republik zu Unterhandlungen ihre Zuflucht. Die Genueser nämlich nahmen ohne Weiteres Fahrzeuge der Insel weg, wenn sie ihrer habhaft werden konnten, und darum beschlossen die Corsen, Vergeltungsrecht zu üben, fremden Schiffen aber die gehörige Achtung zu bezeigen. Zu dem Ende machte Paoli ein Manifest (Casinca, 20. Mai 1760) bekannt, in welchem es unter Anderm heißt: „Da wir gegenwärtig sehen, mit welcher Halsstarrigkeit und wie ernstlich sich die erwähnte Republik bemühet, unserm Königreiche allen Handel zur See abzuschneiden und zu verbieten, indem sie nicht nur mit ihren bewaffneten Fahrzeugen alle diejenigen wegnimmt, die sie auf ihren Streifereien von unserer Flagge antrifft, sondern auch bisher durch eine glückliche Verwegenheit die Fahrzeuge anderer angesehener europäischer Nationen verbrennet und beschimpfet, die des Handels wegen bei uns anlanden, oder aus den uns unterworfenen Häfen auslaufen wollen, und wir überdies gewahr werden, daß unsere Gelindigkeit und Mäßigung von den genuesischen Unterthanen nicht erkannt wird, und daß sie vielmehr ihren Fürsten antreiben, uns des Handels mit andern Flaggen zu berauben, und sich schmeicheln, unsere Nation solle es leiden, daß das Monopol aller ihrer Güter in ihren Händen sei, womit sie die Besatzungen haben versehen müssen, die wir jetzt eingeschlossen halten: so haben wir daher, um uns selbst auf keine Weise nachtheilig zu sein, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, um unsern Handel zu bedecken, und um denen unsere Empfindlichkeit zu zeigen, die uns bisher zur See zu unserm so großen Schaden ungescheut angegriffen und beschimpfet haben, uns unseres Rechtes bedient, welches uns zustehet, und von derjenigen Freiheit, die der Himmel unserer Tapferkeit gestattet hat, unzertrennlich ist, und uns entschlossen, allen und jedem von unsern Nationalen, die wider die Genueser, unsere Feinde, und wider ihre Flagge Fahrzeuge ausrüsten wollen, die Vollmacht zu ertheilen, sich unserer Flagge zu bedienen, nachdem sie vorher von uns den Paß und die gehörige Anweisung werden genommen haben, welche Freiheit wir auch auf ebendiese Weise allen Fremden gern gestatten, die sich derselben wider unsere Feinde und ihre Flagge bedienen wollen, und ihnen deswegen auch alle diejenigen Vortheile und Privilegien zugestehen, die man in dergleichen Umständen den Armateurs zu geben pflegt." Man verwundert sich mit Recht über diese kühne Sprache des Generals einer Insel, die bis jetzt nur sich selbst hatte, und welche so leicht durch die Vermittelung eines einzigen mächtigen Hofes in ihre frühere traurige Lage hätte zurückgebracht werden können. Aber mit der Kühnheit der Rede verband Paoli auch den Muth der That, und die genuesischen Schiffe, gegen welche er unablässig kreuzen ließ, hatten schon oft die schwere und gewandte Hand eines so tüchtigen Feindes gefühlt. Das historische Recht war ja auf Seiten der Republik; warum nahmen sie das nicht in vollen Anspruch? warum straften sie nicht eine Rede, die ihnen nur als übermüthig und pflichtvergessen gelten konnte? Das historische Recht hat seine Schranke; allzustraff gespannt zerspringt der Bogen, es war Zeit geworden, eine Bresche in die Mauer der jahrhundertelangen Gewohnheitsknechtschaft zu schießen. Paoli war der Mann zu solchem Unternehmen. Die Andern vor ihm besaßen nicht seine glänzenden Eigenschaften, konnten nur vorbereiten, was er zu vollenden geschickt genug war. Auf der andern Seite mochte Genua wol das Unrecht, welches man den unglücklichen Insulanern so lange angethan hatte, einsehen, durfte daher nicht wünschen, daß diese Verhältnisse in den Cabinetten zur Sprache kämen, und man anderswo einsähe, wie übel die stolze Genua ihren Untergebenen mitgespielt hatte. Es erschien darum ein Manifest der Genueser (Genua, den 9. Mai 1761, von D. M. Tatis unterzeichnet), in welchem sie nicht mehr gebieterisch und im Bewußtsein vollen Rechtes auftraten, sondern in sehr gelinden und begütigenden Ausdrücken das mit Milde zu erreichen suchten, was ihre Strenge vergebens erstrebt hatte. Sie versprachen Commissarien auf die Insel zu senden, verkündigten allgemeine Amnestie aller bei den Unruhen stattgefundenen Invectiven gegen sie selbst, wollten der corsischen Nation größere Freiheiten einräumen, gerechte Justiz einsetzen, den Handel befördern und den Frieden aufrecht erhalten. Alsobald hielten die Corsen einen allgemeinen Staatsrath zu Casinca (24. Mai 1761) und machten den daselbst gefaßten Beschluß, zu dessen Abfassung wiederum Paoli seine Hand geliehen hatte, den Genuesern bekannt. „Sie (Genua) hat dieses Vorhaben," heißt es darin, „um so viel lieber erwählt, je mehr sie bei dem Friedenscongresse in Aachen, da die Minister der andern Mächte die Hand auch an die corsischen Sachen legen wollten, listiger Weise die Nothwendigkeit davon, mit dem Vorgeben vereitelt hat, daß sie selbst die Unruhen dieses Reiches in kurzer Zeit dämpfen würde. Da sie nun jetzt auf gleiche Weise die Ca-

1) Diese Druckerei und den damit verbundenen Buchladen hatte ein geschickter Succeser zu Corte angelegt. Die corsischen Zeitungen, welche hier gedruckt wurden, erschienen auf hohe Erlaubniß nur von Zeit zu Zeit, oft erst von Monat zu Monat, und enthielten nur Neuigkeiten und Nachrichten, welche auf die Insel Bezug hatten.

binette durch ihre Gesandten und durch Manifeste vorzubereiten sucht, so behauptet sie auf eine unverschämte Art und machet bekannt, daß sie endlich Mittel gefunden habe, die corsischen Streitsachen beizulegen, und zu dem Ende auf Begehren des größten Theiles dieses Volkes und der Vornehmsten der Nation eine Commission von sechs Senatoren mit der hinlänglichen Vollmacht ernannt habe, um dadurch sowol das gute Vertrauen der Nation als auch die Zusammenkunft der Pieven in der Stadt Bastia zu befördern und den Friedenstractat selbst zu Stande zu bringen." Selbst der Congreß sollte von den Genuesern hintertrieben werden. „Don Filippo Grimaldi machte an der Spitze der Landesverwiesenen, die man vorsätzlicher Weise von Genua nach Bastia, mit Vorwissen des Martinetti, hatte kommen lassen, wie auch mit vielen Fahrzeugen eine Landung zu Fiumorbo, woselbst er mit Drohungen und Liebkosungen und mit dem Vorschlage, ein Regiment zu errichten, die guten Patrioten in Furcht zu setzen und viele Parteien an sich zu ziehen glaubte, um dadurch den erwähnten Congreß zu unterbrechen und uns der bequemsten Gelegenheit, wodurch wir unser Volk besser belehren und von ihrem Eifer und Großmuthe in der gemeinschaftlichen Noth Hilfe erlangen könnten, zu berauben. Die schleunige Verfügung, welche wider diesen ersten Versuch unserer Feinde getroffen wurde, und die Bereitwilligkeit, mit welcher diese ganze Gegend zur Vertheidigung der eignen Freiheit die Waffen ergriff, sind ebenfalls den Verräthern des Vaterlandes und den genuesischen Truppen zur Schande bekannt." Auf dem Congresse wurde nun festgesetzt, 1) „daß man zu keiner Zeit dem geringsten Vorschlage eines Vergleichs mit den Genuesern Gehör geben werde, wofern sie nicht, als den ersten vorläufigen Artikel, die Freiheit und Unabhängigkeit der corsischen Regierung anerkenneten und die wenigen Plätze, die sie noch im Reiche besäßen, sogleich abträten; 2) daß jeder Corse, der liegende oder bewegliche Güter besitze, von jedem Tausend ein Livre abgeben solle; 3) daß die Residenz nach Corte verlegt, aber durch den Beschluß des Generals immer wieder verändert werden könne; 4) daß eine corsische Münze mit dem Reichswappen in Kupfer und Silber geprägt werden und Jeder gehalten sein solle, Bezahlungen in dieser neuen Landesmünze anzunehmen; 5) daß eine Stempeltaxe eingeführt werden müsse; 6) daß man eine menschliche Gestalt aus Stroh, welche den Don Filippo Grimaldi vorstelle, verfertigen und von dem Gerichtsdiener an den Galgen öffentlich anschlagen solle, damit man, sofern er jemals in ihre Gewalt komme, diese Todesstrafe an ihm vollziehen könne; 7) daß alle politisch-verdächtigen Personen sogleich der Justiz überliefert werden sollen."

Solches Manifest war freilich eine offene Kriegserklärung, und man hatte auf alle Fälle daran zu denken, für die Sache der Freiheit auch andere Höfe zu gewinnen; was um so leichter schien, als in jener Zeit, wo man auf dem Continente noch so eigentlich Nichts von Revolutionen wußte, aber doch eine gewisse Sympathie für das damals schon oft gehörte Wort „Freiheit" fühlte, eine so außerordentliche Anstrengung eines kleinen Volkes Theilnahme erwecken und Schutz erwirken konnte. Darum erließ jetzt Paoli, welcher noch wenig diplomatische Verbindungen hatte eingehen können, ein Manifest an alle Fürsten Europa's, aus welchem wir, um den Muth und die Standhaftigkeit, welche so glänzend durch eine siegreiche Beredsamkeit unterstützt wurden, zu zeigen, den Schluß mittheilen: „Es ist auch nicht zu zweifeln, daß die heutigen Könige, zu deren Thronen die gerechten Klagen der Corsen schon gelangt sind, jenes Recht der Menschlichkeit ausüben werden, welches ihnen den Gedanken einflößen kann, Corsica einmal Ruhe zu verschaffen und dasselbe seine Freiheit genießen zu lassen, für welche es jederzeit so viel Eifer bezeigt und mit so vieler Standhaftigkeit einen so schrecklichen Krieg ausgehalten hat; oder Corsica unter den Schutz eines Fürsten zu geben, der es als eine Tochter ansehe und über die Verfassung seiner Regierung bei andern Staaten weniger Eifersucht erregen möge, oder auch endlich ein anderes Mittel ausfindig zu machen, welches der natürlichen Neigung dieses Volkes angemessener und ohne Verletzung seiner Freiheiten den politischen Absichten und Foderungen der dabei interessirten Mächte weniger zuwider sei."

Die Unternehmungen Paoli's auf der Insel hatten ebenfalls einen glücklichen Fortgang. Er erfocht zwei Siege bei Furiani und vernichtete, fast ohne Schwertschlag, die Partei des Matra, seines alten Widersachers. Da trat ein neuer Gegner auf, Abbatucci (Vater des Generals der französischen Republik, welcher bei der Vertheidigung der Brücke von Hüningen im J. 1794 fiel). Dieser hatte sich, begünstigt durch das Andenken an die Kriegsthaten seiner Familie und durch die Vortheile einer ausgezeichneten Erziehung und Bildung, welche ihm auf dem Festlande zu Theil geworden war, „auf dem Gebirge" ein unumschränktes Ansehen erworben. Auch über diesen letzten Gegner feierte Paoli seinen Triumph. Und von diesem Augenblicke beginnt die eigentliche Glanzperiode seines Lebens. Die Geschicklichkeit, mit welcher er alle seine Unternehmungen anlegte und ausführte, und welche durch die Unerschrockenheit seines schon erwähnten Bruders Clemens unterstützt wurde, hatte ihm das ganze Innere der Insel unterworfen. Die Nebenbuhler und Widersacher verstummten, und die Genueser, gezwungen, sich in die Plätze zurückzuziehen, welche allein ihnen noch übrig blieben, verhielten sich daselbst wie Gefangene. Europa hatte Paoli den Befreier und Rächer seines Vaterlandes genannt; aber es sollte in ihm noch weit mehr den Gesetzgeber bewundern. Unzählige Misbräuche waren abzustellen, eingewurzelte Vorurtheile auszureißen, Eigenheiten des Volkscharakters in eine bessere Richtung zu bringen. Paoli studirte Livius und Plutarch, verglich die demokratischen Verfassungen der neuern Zeit und suchte so die richtige Grundlage für die seinem Vaterlande geeignete Regierung zu erhalten.

Lange Zeit war in Corsica keine Gerechtigkeitspflege gewesen, das Recht der Privatrache war das oberste und gültigste. Jährlich verlor der Staat durch dieses Übel an 800 Unterthanen. Solches Unheil abzuwenden, mußte Paoli's dringendstes Bemühen sein. Er machte seinen

Landsleuten Vorstellungen, belehrte sie über das Verbrecherische dieser Blutrache, zeigte ihnen, wie bei Bedrängnissen von Außen Einheit im eignen Hause die erste Foderung sein müsse, und brachte es durch seine Anstrengungen endlich so weit, daß ein Mord, geschehe er auch unter einem Vorwande, unter welchem er wolle, durch die Gesetze als ein Hauptverbrechen bestraft werden sollte. Paoli kannte die glühende und in ihrer Leidenschaft ungemäßigte Natur seines Volkes; er suchte ihr eine andere Richtung als bisher zu geben, wandte ihren Sinn und ihr Streben auf Ruhm und Ehre hin, feuerte in ihnen den Trieb zur Freiheit an und bewirkte unter Anderm durch seine weisen Anordnungen, daß in wenigen Jahren die Zahl der Einwohner um 16,000 vermehrt war, ein Gewinn, welcher im Kampfe mit den Unterdrückern nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ebenso mußten die Corsen durch gütliche Vorstellungen, durch augenscheinliche Darlegung ihrer bisherigen Irrthümer, durch vorangehendes Beispiel des Befehlshabers selbst auch für andere Einrichtungen und Gesetze erst vorbereitet, mußten von Grund aus für bessere Elemente empfänglich gemacht werden. Paoli konnte nicht verfahren, wie Peter gegen die Russen, welche in ihrem Zar den angeborenen Herrn verehrten und fürchteten; er verdankte dem Volke seine Stellung und seine Macht, er durfte sich also auch nicht den geringsten Anschein geben, als wolle er die überkommene Gewalt gegen sie selber kehren. Die Wurzel eines guten Staatslebens ist das Wohlsein desjenigen Standes, welcher durch Beschränktheit der Bildung einerseits und durch die Tüchtigkeit und Gesundheit der Gesinnung andererseits auf das unmittelbare Zusammenleben mit der Natur angewiesen ist, welcher sie nicht verändert, zwingt und verkehrt, sondern mit Liebe und Hingebung das annimmt, was sie ihm darbietet, und das nur verlangt, was sie freiwillig ihm gibt: das Wohlsein des Bauernstandes. Nun war aber der Ackerbau in Corsica zur Zeit noch sehr unvollkommen. Viele Landesstrecken waren gar nicht angebaut, die Ackergeräthschaften ganz unvollkommen; das Pflügen z. B. glich nur einem Kratzen auf der Oberfläche der Erde; was man nothdürftig gebrauchte, gab die Insel fast von selbst her. Paoli, der auch diesen Zweig der Staatswirthschaft gründlich kannte, bestimmte darum, daß in jeder Provinz zwei Beamte, welche er großentheils selbst über das Wichtigste im Landbau unterrichtete, die Oberaufsicht über den Ackerbau führen und namentlich zur Pflanzung von Maulbeerbäumen für den Seidenbau ermuntern sollten. Wenn so die Bauern an eine vernünftige Thätigkeit gewöhnt waren, konnte es nicht fehlen, daß ihre Gesinnung veredelt, ihre Anhänglichkeit an die eigne Erdscholle gefestigt und dadurch eine innigere Liebe zum Vaterlande und zu dem Wohlthäter, welchem sie ihr persönliches Bessersein verdankten, erweckt wurde. Zu gleicher Zeit aber mußte auch für den Unterricht selbst der niedrigsten Classen des Volkes in den nöthigsten Dingen, im Lesen, Schreiben &c. gesorgt werden; denn die Unwissenheit des großen Haufens war zum Erstaunen groß. Für diesen Zweck mußten Lehrer gebildet werden, und darum faßte schon jetzt Paoli den Plan, eine Landesuniversität zu gründen, konnte ihn aber erst späterhin ausführen. Aber Schulen sollten wenigstens in allen Städten sein, damit in die genuesische Finsterniß, welche der leichtern Unterdrückung wegen künstlich erhalten war, endlich einmal ein Lichtstrahl eindringen konnte. Rücksichtlich des Militairs hielt es der General nicht für gerathen, den Gebrauch anderer Nationen nachzuahmen und seine Soldaten ordentlich einzuschulen und einzuexerciren, damit ein genau nach den Regeln der Taktik geordnetes Heer daraus gemacht würde, sondern er bildete nur zwei reguläre Corps und ließ den Übrigen ihre angeborene Sitte, haufenweise die Waffen zu ergreifen und, von persönlichem Muthe getrieben, auf den Feind loszustürzen. „Wir wollen keine regulären Truppen haben," sagte er einst; „wir würden alsdann nur die Tapferkeit dieses oder jenes Regimentes bemerken können. Jetzt ist bei uns ein einzelner Mann wie ein ganz Regiment. Sollten aber die Corsen reguläre Truppen aufrichten, so würden wir diejenige persönliche Tapferkeit verlieren, die so viele Thaten unter uns gewirkt hat, welche in einem andern Lande einen Feldmarschall berühmt machen könnten." Paoli verstand es allerdings auch vortrefflich, den Muth und die Tapferkeit des Einzelnen zu befördern. Die Kriegsmacht der Insel besteht, wie schon die Alten (*Livius* IV, 59) erkannten, in einer kräftigen Miliz. Wer stark genug ist, muß die Muskete tragen und darf ins Feld ziehen. Der General stellte in jedem Dorfe einen Wachtmeister und in jeder Pieve einen Kriegscommissarius an, welche von ihm selbst mit Bewilligung des Volkes gewählt wurden, und welche die Kriegsübungen des Volkes zu leiten hatten. Schon die Anerkennung vor dem Wachtmeister und nun gar noch die Auszeichnung vor dem Commissarius reichten beinahe aus, die Ruhmliebe und den Eifer für die Kriegspflichten zu steigern. Dazu aber ließ Paoli noch durch die Priester jedes Kirchspiels ein Verzeichniß von allen denen anfertigen, welche für das Vaterland gestorben waren, und dieses in den Kirchen aufhängen. Der Tod fürs Vaterland ist ehrenvoll; aber wer bürgt dem Ungebildeten dafür, daß auch er einmal die ihm gebührende Ehre empfangen werde? Oder kann er befriedigt sein, blos unter einem Haufen von der und der Größe mitgezählt zu sein und so als ein Gefallener erwähnt zu werden? Oder wird nicht seine Ruhmbegierde mächtiger erregt durch die Voraussicht: Wenn du fällst, so erfährt es deine Gemeinde, so erfahren es, die dich geliebt und die dich verachtet, die dir nichts so Edles zugetraut haben; so ehren dich alle die Deinigen noch lange, lange fort. Paoli kannte recht gut die einzelnen Bildungsstufen der Menschen, um für jede das passendste Mittel zu hohem Zwecke ausfindig zu machen.

Von der Regierungsform, welche der General in dem jungen Staate einrichtete, ist viel gesprochen und gerühmt worden. Sie soll darum im Folgenden etwas ausführlicher (nach Boswell) geschildert werden. Jeder Flecken oder Dorf wählt jährlich durch die Stimmenmehrheit einen Podesta und zwei Padri del Commune. Der Podesta allein kann Sachen von zehn Livres an Werth und mit Zuziehung der Väter Sachen von 30 Livres entscheiden; er ist

Regierungsdeputirter, und an ihn werden die Befehle des Staatsraths gerichtet; die Väter der Gemeine haben die Polizeisachen und die Berathschlagung mit dem Volke über gemeinsame Interessen zu pflegen. Die Namen dieser Vorsteher müssen sogleich nach der Wahl dem Magistrate der Provinz angezeigt werden, damit allenfalls ein Widerspruch gegen einen Unwürdigen ꝛc. eingelegt werden könne. Einmal des Jahres wählen die Einwohner jedes Dorfes einen Procurator, welcher bei dem allgemeinen Congresse zu Corte (im Mai) als Deputirter erscheint. Solcher bekommt von seiner Gemeine während seiner Abwesenheit täglich Einen Livre. Dieser allgemeine Congreß ist gewöhnlich eine sehr zahlreiche Versammlung, denn außerdem daß auch die Magistratspersonen jeder Provinz einen Abgeordneten schicken, werden dazu auch ehemalige Mitglieder des hohen Staatsrathes und Anverwandte der mit Ruhm im Kampfe für das Vaterland Gefallenen dazu eingeladen, damit ihnen vor allem Volke eine Ehre erwiesen werde. Die Versammelten wählen zwei aus ihrer Mitte — für jede einzelne Provinz — und diesen wird aufgetragen, mit dem Procurator ihrer Provinz den Präsidenten oder Sprecher bei dem Congreß zu bestimmen. Jeder von ihnen gibt in einem verschlossenen Zettel an den Staatsrath den Namen des von ihm vorgeschlagenen Sprechers ab. Diejenigen nun, welche auf den meisten Zetteln stehen, werden zur Wahl genommen, und wer zwei Drittheile der Stimmen für sich hat, zum Präsidenten gewählt. Dieser regirt während der Sitzung den allgemeinen Congreß. Wenn ein Vorschlag von der Regierung durch die Mehrheit der Stimmen gebilligt wird, so wird er sogleich gesetzlich festgestellt; allein ein Vorschlag des Volkes kann doch, ungeachtet der Billigung durch die Stimmenden, von der Regierung aufgeschoben werden. Dafür muß sie jedoch bei der nächsten Versammlung ihre Gründe angeben. (Diese aufschiebende Macht erregte Anfangs Widerspruch. Allein Paoli zeigte mit vieler Gewandtheit, wie der höchste Staatsrath tiefer in die Verhältnisse der Insel eingeweihet sein müsse und seine triftigen Gründe für die Verwerfung eines Vorschlags haben könne.) Die Procuratoren jeder Provinz ernennen ihren Deputirten in dem höchsten Staatsrathe auf das folgende Jahr. Einer von ihnen wird Großkanzler. Doch kann gegen diese Wahlen der Staatsrath Einsprache thun, und die Wahl einer jeden Provinz muß durch die Mehrheit der andern Provinzen bestätigt werden, weil diese Räthe nebst dem General die regierende Macht der ganzen Nation ausmachen. Der General behält sein Amt auf Lebenszeit. Er ist beständiger Präsident des aus neun Personen zusammengesetzten höchsten Staatsrathes, hat bei allen Fragen eine Stimme und bei Stimmengleichheit die Entscheidung. Dabei ist er unumschränkter Befehlshaber über die Truppen der Insel. Die Procuratoren wählen auch die Obrigkeiten in den Provinzen für das folgende Jahr. Diese Obrigkeit besteht aus einem Präsidenten, zwei Consulenten, einem Auditeur und einem Kanzler. Letztere Beide haben einen sehr geringen Gehalt. Der Magistrat kann die Verbrecher verhören und ein Todesurtheil sprechen; doch muß dies erst durch die höchste Landesregierung bestätigt werden. In bürgerlichen Sachen kann er bis zum Werthe von 50 Livres entscheiden. In höhern Angelegenheiten wenden sich die Parteien an die bürgerliche Rota, einen Rath von drei Rechtsgelehrten, die von dem höchsten Rathe gewählt werden, und welche großentheils nach dem alten unter dem Titel: **Statuti Civili et Criminali del Isola di Corsica** herausgegebenen Gesetzbuche entscheiden. Außerdem kann jeder Unterthan von dem Urtheile der Magistrate der Dörfer oder Provinzen an den höchsten Staatsrath oder an den Syndicatshof appelliren. Letzterer besteht aus einigen auch von den Procuratoren gewählten Personen hohen Ranges und hat die Verpflichtung, die verschiedenen Provinzen zu durchreisen, die Klagen gegen die Obrigkeiten anzuhören, Unrecht zu bestrafen, Misverständnisse auszugleichen und den Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit auf der Insel zu verbreiten. Der höchste Staatsrath besteht also aus neun Räthen, weil die Insel in neun Provinzen eingetheilt war. Drei sollen auf jener, sechs auf dieser Seite des Gebirges sein. Die drei Räthe in der Residenz haben vorzugsweise die Macht der übrigen. Doch kann der General bei wichtigen Angelegenheiten alle neun in die Residenz berufen. Aus der Residenz darf sich aber keiner der Drei ohne schriftliche Erlaubniß des Generals auf länger als acht Tage entfernen, und so lange er abwesend ist, ruhen die Geschäfte. Wer Staatsrath werden soll, muß über 35 Jahre alt sein und vorher das Amt eines Procurators oder Podesta oder ein anderes öffentliches Amt mit Beifall verwaltet haben. Nach dem Tode des Generals wählt der höchste Staatsrath unter dem Vorsitze des ältesten Mitgliedes einen andern General wieder auf Lebenszeit.

Man sieht auf den ersten Blick, daß diese Verfassung eine gegebene, eine künstlich gemachte ist, daß sie nicht nach grade in dem Wechsel der Zeiten aus dem Volke und seiner geschichtlichen Entwickelung herausgewachsen ist. Es kann also hier eher, als irgendwo anders, wo das historisch Gewordene den Vorzug vor dem philosophisch Construirten haben muß, nach der logischen Rechtfertigung des Systems gefragt werden. Einige Schriftsteller haben die Verfassung eine demokratische genannt, scheinen aber dabei nur im Auge zu haben, daß eigentlich alle Machthaber vom untersten Volke aus bis nach Oben hin gewählt werden. Allerdings ist dies demokratisch, wo das Volk seine Vertreter wählt. Aber doch nicht durchaus, denn sonst müßte auch bestimmt sein, daß die höchsten Stellen durch die Masse des Volkes besetzt würden. Vor dieser rein demokratischen Form der Regierung verwahrte sich Paoli; denn daß dabei nicht viel Gutes herauskomme, mußte ihm die Geschichte der alten Demokratien lehren. Ja man könnte von seiner Verfassung ebenso gut sagen, sie sei eine Aristokratie. Denn jedes Dorf wählt den Besten zum Podesta, die Podesta zusammen wählen den besten zum Procurator, und die Procuratoren wieder die besten zu höchsten Staatsräthen. Aber nicht allein die besten, sondern auch wol meistens die Vornehmsten. Der unterste Volkskreis ist aber nicht mit den Allervor-

nehmsten in Verbindung, kennt diese nicht, wählt sie auch nicht, sondern die weniger Vornehmen, welche ihm selbst noch nahe stehen, aber schon anfangen, zu einem höhern Stande aufzusteigen. So bietet diese Verfassung den großen Vortheil dar, daß im Durchschnitt alle Stände Theil an der Regierung, entweder mittelbaren oder unmittelbaren, haben können. Aber auch nicht Aristokratie allein ist die Regierungsform. Auch das monarchische Element fehlt ihr nicht. Der General hat zwar nur eine Stimme, wie die übrigen Räthe, allein er ist auf Lebenszeit gewählt. Dadurch gewinnt er allmälig eine so große moralische Macht, daß sein Urtheil wol meistens das allgemeine sein wird, ja daß die übrigen Räthe, welche obenein oft zum ersten Male ohne genaue Kenntniß der Verhältnisse ihre Stelle bekleiden, sich durchaus von seiner Einsicht leiten und bestimmen lassen. Aber die Monarchie, deren Bedeutung von der jedesmaligen Intelligenz des Generals abhängt, ist keine erbliche, kann darum die repräsentativen Elemente nicht schwächen und reine Monarchie werden, was leicht möglich wäre, da die Macht des Generals physisch noch durch den Oberbefehl über die Truppen gesteigert wird. Wir sehen also, daß man diese Verfassung des Paoli nicht mit dem Namen einer bestimmten, abgegrenzten Form bezeichnen kann. Er hat das für sein Land Vortheilhafte aus allen Formen ausgewählt und für die corsischen Verhältnisse verarbeitet. Daß es nicht leicht war, einem Volke, welches bisher in Knechtschaft gelebt und dessen Einzelne nicht einmal über sich selbst zu bestimmen gehabt hatten, eine Verfassung zu geben, wo Jeder frei sein und viele über das Wohl der Andern entscheiden sollten, kann nicht weiter in Abrede gestellt werden. Und wir müssen den außerordentlichen Scharfblick des Paoli bewundern, mit welchem er jedes Bedürfniß so zu durchschauen und zu befriedigen verstand, wie er mit der größten Genauigkeit und Umsicht die Grenzen der verschiedenen Machthaber absteckte. In solcher Zeit, wo ein Volk zum ersten Male frei aufathmet, wo es die Freiheit fühlen lernt, verwechselt es gar zu leicht die Willkür mit der Freiheit. Jeder will Recht haben, Jeder will befehlen, weil seine Freiheit nicht beschränkt werden soll. Auch diesen Trieb brachte Paoli in Rechnung. Daß die Corsen nicht alle zugleich regieren konnten, konnten sie in abstracto leicht einsehen; aber doch mochte wol Jeder so seine Meinung abgeben. Und darum war es eine sehr weise Einrichtung, daß die untersten Behörden vom Volke selbst, von der Masse, welche mit ihnen auch in der nächsten juristischen Beziehung stehen sollte, gewählt wurden und erst diese wieder die höheren Beamten aussuchten.

Den Beschluß seiner Gesetzgebung machte Paoli mit der Gründung einer Universität in Corte. Man darf nicht verlangen, daß diese höhere Bildungsanstalt so eingerichtet gewesen wäre, wie bei uns; denn dazu hätte man erst noch nach den Volksschulen, welche Paoli zugleich anlegte, höhere Vorbereitungsschulen, wie die Gymnasien, haben müssen. Vielmehr ist es schon sehr anerkennungswerth, daß eine Anstalt in der Ausdehnung, wie sie war, wirklich eingerichtet werden konnte. Denn es wurden doch Scholastik, Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, bürgerliche und kanonische Gesetze, Natur- und Völkerrecht, Mathematik, Philosophie, Rhetorik vorgetragen — Disciplinen, welche über den gewöhnlichen Wissenskreis blos Gebildeter hinausgehen. Die Professoren waren meist Patres aus verschiedenen geistlichen Orden und Corsen von Geburt, arbeiteten mit unermüdlichem Eifer und hatten aus Liebe zum Vaterlande andere gute Ämter im Auslande aufgegeben, ohne auf die viel geringere Besoldung in Corte zu sehen. Die corsischen Jünglinge blieben gern auf der Insel; denn theils war das Leben und Lernen im Auslande viel kostspieliger, theils hatten sie nach der ausdrücklichen Erklärung des Generals bei Besetzung vaterländischer Ämter vor denen, welche auf dem Festlande gebildet waren, den Vorzug. Dem Beispiele ihres Generals folgend lasen die Mönche mit großem Eifer die französischen Schriftsteller jener Zeit, und Montesquieu, Voltaire, Rousseau waren täglich in ihren Händen. Der letztere Philosoph war für Corsica gewissermaßen begeistert und schrieb in seinem Contrat social folgende Bemerkung nieder: „Es ist noch in Europa ein Land, welches der Gesetzgebung fähig ist; dies ist die Insel Corsica. Der Muth und die Standhaftigkeit, womit dieses tapfere Volk seine Freiheit wieder erhalten und vertheidigt hat, verdienten wohl, daß einige verständige Männer ihnen zeigeten, wie sie diese Freiheit beständig behalten könnten. Ich habe einige Vermuthung, daß diese kleine Insel noch einmal ganz Europa in Erstaunen setzen wird [2]." Paoli, dem daran liegen mußte, einen solchen Schriftsteller, auf welchen damals ganz Europa hinblickte, wenn nicht für immer auf seiner Insel zu fesseln und so aus seiner Beredsamkeit eine Zierde vor Volk und Welt zu haben, so doch zum Theilnehmer an seinen legislativen Arbeiten zu gebrauchen, schrieb an den Grafen von Buttafuoco, der als Officier in französischen Diensten stand, und ließ durch diesen den Philosophen einladen, auf die Insel zu kommen und an der Gesetzgebung mitzuarbeiten. Mit großer Wärme schien Rousseau auf diesen Antrag einzugehen, und wir theilen eine Stelle aus seinem ersten Briefe über diese Angelegenheit mit: „Schon die bloße Vorstellung davon erhebt meine Seele und entzückt mich. Ich würde glauben, daß der Überrest meiner Tage sehr edel, tugendhaft und glücklich angewandt wäre; ja, ich würde mir selbst vorstellen, daß ich viele meiner vergeblich zugebrachten Tage, die nun vergangen sind, wieder erlangt hätte, wenn ich diese traurigen Überbleibsel zu einigem Nutzen für Ihre tapfern Landsleute anwenden könnte, und wenn ich durch ein nützliches Vorhaben zu den Aussichten Ihres würdigen Oberhauptes und den Ihrigen Etwas beitragen könnte. Insofern können Sie sich auf mich verlassen. Mein Leben und mein Herz sind Ihnen gewidmet." Aber schon in diesem ersten Briefe ließ Rousseau Klagen über seine Unglücksfälle und Verfolgungen einfließen, die ihm Schwierigkeiten in den Weg legten. Zwar dauerte der Briefwechsel einige Zeit fort, aber die Begeisterung des Philosophen nahm mehr und mehr ab, und seine Verhältnisse erlaubten ihm

2) Du contr. soc. Liv. II. ch. 10.

Regierungsdeputirter, und an ihn werden die
Staatsraths gerichtet; die Väter der
Polizeisachen und die Berathschlagun
über gemeinsame Interessen zu pfleger
ser Vorsteher müssen sogleich nach de
strate der Provinz angezeigt werden,
Widerspruch gegen einen Unwürdige
den könne. Einmal des Jahres w
jedes Dorfes einen Procurator, w
meinen Congresse zu Corte (im
erscheint. Solcher bekommt von
rend seiner Abwesenheit täglich Ei
gemeine Congreß ist gewöhnlich ei
sammlung, denn außerdem daß a
nen jeder Provinz einen Abgeo
dazu auch ehemalige Mitglieder
und Anverwandte der mit Ruhm
terland Gefallenen dazu eingelad
Volke eine Ehre erwiesen w
wählen zwei aus ihrer Mitte
vinz — und diesen wird au
tor ihrer Provinz den Prä
Congreß zu bestimmen.
verschlossenen Zettel an d
von ihm vorgeschlagenen
welche auf den meisten
genommen, und wer
sich hat, zum Präside
rend der Sitzung den
Vorschlag von der R
men gebilligt wird,
stellt; allein ein
achtet der Billigun
gierung aufgeschob
der nächsten Ver
aufschiebende
Paoli zeigte
Staatsrath
het sein mü
werfung ein
ren jeder Pr
sten Staats
nen wird Groß
der Staatsrath
den Provinz mu
zen bestätigt wer
ral die regieren
Der General be
ständiger Präsid
setzten höchsten
Stimme und bei
Dabei ist er un
pen der Insel.
rigkeiten in den
Obrigkeit besteht
ten, einem Auditeur
haben einen sehr ger
die Verbrecher verhöre

... wie dies Paoli meinte,
... Absicht, Corsica für Frank-
... General merkte davon nichts,
... mit dem Minister des Auswärti-
... Unterhandlungen überzeugt, daß
... ihrer Freiheit und Unabhängig-
... Spanien fürchten müsse.
...ger seiner Landsleute zu erhalten,
... Insel Capraja zu erobern. Diese In-
... Capocorso, der toscanischen Küste ge-
...hörte sonst zu Corsica als Theil der
...amilie Damari, war aber von den Ge-
... worden. Ausgenommen bei einem Ha-
... Schiffen des mittelländischen Meeres zur
... Sicherheit dient, ist die Insel wegen der
...enden Felsen ganz unzugänglich. Paul
... Venturi kam 1766 auf einer Rückreise von
... Capraja, merkte, mit wie geringer Sorg-
... vertheidigt wurde, und zeigte dies Paoli
... zögerte auch nicht lange und schickte bald den
...turi und den Johann Baptista Ristori am
... 1767 in Begleitung des Mattei und vieler an-
... Freiwilligen aus Macinaja ab. Die Einwoh-
... Capraja, welche in einer ähnlichen Knechtschaft,
... Corsen gelebt hatten, standen gar nicht an, sich
...ren Befreiern zu vereinigen und so gemeinschaftlich
... Festung zu belagern. Zwar schickten die Genueser un-
... Pinello und Matra zwei ansehnliche Truppencorps
... landeten an einer den Feinden unbekannten Stelle
... Insel und suchten die Festung zu entsetzen; allein
... Muth der Corsen, unterstützt durch die Ausdauer der
...sen, siegte, und schon am 29. Mai ergab sich das
...tell von Capraja.

Da die Genueser nun wohl einsahen, daß sie allein den Corsen nicht mehr widerstehen und die Herrschaft über ihre Insel nicht mehr würden behaupten können, faßten sie den Entschluß, eine Besitzung, wo sie Nichts zu sagen hatten, an Frankreich abzutreten. Paoli reclamirte zwar gegen einen Vertrag, der ein Volk, ohne es zu fragen, in die Hände einer andern Regierung gab; aber vergebens. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich willig zu ergeben, oder den Kampf mit den Franzosen zu wagen. Da mochte er sich denn freilich täuschen und den Eifer und Enthusiasmus seines Heeres und die eigene Zuversicht mit der Kraft und Anzahl der Corsen gegen die franz. Nation verwechseln. Er setzte den Feinden alle seine Mittel und Kräfte entgegen. Begünstigt durch die Unerfahrenheit des Marquis von Chauvelin, gegen welchen er zuerst zu kämpfen hatte, erhielt er in kurzer Zeit die Oberhand über die Franzosen, welche wegen ihrer zu großen Zerstreutheit an einzelnen, weit von einander entfernten Ortern, auch einzeln angegriffen und geschlagen werden konnten. Ihr Lager von San-Nicolao wurde in Folge eines zehnstündigen hartnäckigen Kampfes genommen. Aber Chauvelin sollte noch eine größere Demüthigung erfahren. Paoli nämlich nahm ihm Borgo unter seinen Augen weg, machte die Garnisontruppen zu Gefangenen und brachte die franz. Armee ganz in Unord-

nung, nachdem er ihr 300 Mann getödtet hatte. Die Muthlosigkeit der Franzosen ging so weit, daß 50 Corsen acht Compagnien Grenadiere schlugen. Das Alles aber veränderte sich, als man den Chauvelin abberief. Der Graf von Vaux unterwarf in kaum vierzig Tagen an der Spitze von 22,000 wohl eingeübten Truppen eine Bevölkerung, welche, der regulären Kriegskunst unkundig, ihm nichts entgegenzustellen hatte, als einen ungebeugten Muth und die Schwierigkeiten eines bergigen Landes. Das Treffen von Ponte-Nuovo, wo die Corsen zwischen zwei Feuer eingeschlossen, eine mörderische Niederlage erlitten, vernichtete die Hoffnungen Paoli's. Vielleicht hätte er sich noch länger, den Franzosen gegenüber, halten können; allein der König schickte fortdauernd ansehnliche Geldgeschenke und Gnadenbriefe an corsische Officiere, um sie dadurch der guten Sache ihres Vaterlandes ungetreu zu machen. Solche betrügliche Politik wirkte, und nur ein kleiner Haufen war treu geblieben. Man hoffte auch immer noch auf England; allein auch diese Hoffnung schlug fehl. Frankreich siegte. „Mitbürger," sagte er zu den 600 Getreuen, die ihn noch umgaben, „wir sind aufs Äußerste gebracht. Was ein 40jähriger Krieg, was der tödtliche Groll der Genueser und die Gewalt feindlicher Mächte nicht auszurichten vermochten, das vermag der Geiz. Unsere unglücklichen Mitbürger eilen, durch bestochene Häupter verführt, ihren Fesseln entgegen. Alle unsere Freunde sind todt oder gefangen. Uns bleibt Nichts übrig, als Tod oder Knechtschaft. Mit dem Degen in der Hand müssen wir uns einen Weg bahnen durch unsere Feinde, um anderswo glücklichere Zeiten zu erwarten und dem Vaterlande Rächer aufzubehalten, oder unser mit Ehre geführtes Leben glorreich zu enden durch den Tod." Paoli schiffte sich eiligst nach Livorno ein und begab sich mit seinem Bruder und seinem Neffen nach England.

Hier lebten die Vorkämpfer der corsischen Freiheit ganz im Verborgenen theils von den Mitteln, die ihnen noch übrig geblieben waren, theils von den Unterstützungen, welche ihnen die englische Regierung zukommen ließ. Sie trösteten sich mit dem Gedanken, daß es nothwendig gewesen, den Ränken der Verräther und der Übermacht des Feindes zu weichen [4]), und mit der Hoffnung, daß einst doch noch einmal der Tag kommen werde, wo sie in ihren vorigen Glanz zurückversetzt würden. Ausgezeichnete Schriftsteller jener Zeit ehrten durch ihre Äußerungen und Urtheile den Verbannten. Alfieri widmete ihm seinen Timoleon. Voltaire schrieb über ihn: „Eine regelmäßige Regierung bei einem Volke einzuführen, das sie nicht haben wollte; getheilte und an keine Ordnung gewöhnte Menschen unter die nämlichen Gesetze zu vereinigen; zu gleicher Zeit reguläre Truppen zu formiren, und eine Art Universität zu stiften, welche die Sitten mildern konnte; Gerichtshöfe zu errichten, den Mordthaten Einhalt zu thun; die Barbaren zur Civilisation zu führen; sich gefürchtet und nichtsdestoweniger auch beliebt zu machen; Alles das konnte unmöglich das Werk eines gewöhnlichen Menschen sein. Paoli vermochte bei alle dem nicht, weder Corsica frei zu machen, noch sich die völlige Herrschaft zu verschaffen. Aber er that genug, um sich Ruhm zu erwerben und von Europa als der Gesetzgeber und Rächer seines Vaterlandes betrachtet zu werden." Friedrich der Große nannte ihn einen ausgezeichneten Feldherrn seines Jahrhunderts. Boswell, ein Freund des Generals, wandte auf ihn den Ausspruch des Nepos über Epaminondas nicht unpassend an: „Unum hominem pluris quam civitatem fuisse!"

Es bedurfte also nur einer andern Stimmung des französischen Ministeriums, um auch von dorther laute Anerkennung und den Ruf, ins alte Vaterland zurückzukehren, zu vernehmen. Das dauerte lange. Die französische Revolution brach unterdessen aus, und theils die derselben vorhergegangenen Ängsten und Bedenklichkeiten, theils die Noth und Geschäftigkeit des Aufruhrs selbst, hatten das Bild der freiheitliebenden Corsen und ihres tapfern Generals auf eine Zeit lang zurückgedrängt. Als aber im J. 1789 die constituirende Versammlung erklärt hatte, daß auch Corsica an der Wohlthat der französischen Gesetzgebung Theil nehmen müsse, rief Mirabeau vom Rednerstuhle herab, es sei jetzt auch Zeit, die flüchtigen Vaterlandsfreunde, welche jener Insel die Freiheit errungen, zurückzurufen, es sei Zeit, die ungerechte Eroberung, an welcher leider auch er Theil genommen habe, durch solche Maßregeln zu sühnen. Sein Vorschlag ging durch und wurde decretirt. Paoli eilte sogleich von London nach Paris, um den neuen Gesetzgebern seinen Dank zu sagen: „Sie haben," sagte er zu ihnen, „durch Ihren Beschluß mein früheres Thun geehrt: es sei Ihnen eine Bürgschaft für mein zukünftiges Verhalten. Ich wage auszusprechen, daß mein ganzes Leben ein der Freiheit geleisteter Eidschwur gewesen ist, und das gilt ebenso viel, als ob ich Ihre Constitution schon beschworen hätte." Paoli wurde von den Parisern mit lautem Beifallsgeschrei begrüßt, und Ludwig XVI., welchem er durch den Marquis Lafayette vorgestellt wurde, gab ihm den Titel eines Generallieutenants und den Oberbefehl über Corsica. Seine Rückkehr auf diese Insel erregte eine Begeisterung, die an Wahnsinn grenzte. Der Beschluß seiner Mitbürger stellte ihn an die Spitze der Nationalgarde und machte ihn zum Präsidenten der Verwaltung.

Wie groß die Begeisterung der Corsen für ihren General war, ersehen wir unter Anderm aus einem Briefe Bonaparte's, welchen derselbe von Auxonne in Burgund nach London an Paoli (12. Juni 1789) schrieb, und woraus wir einige Stellen mittheilen. „Ich kam zur Welt, als das Vaterland zu Grunde ging. Dreißigtausend Franzosen, ausgespieen auf unsere Küsten, den Thron der Freiheit in Blutströme versenkend — dies war das verhaßte Bild, welches zuerst meine Blicke traf. Das Geschrei des Sterbenden, der Jammer des Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege von meiner Geburt an. — Sie verließen unsere Insel, und mit Ihnen verschwand die Hoffnung des Glücks; Sklaverei war der Preis unserer Unterwerfung; unter der drei-

4) Gallia, vicisti profuso turpiter auro:
Armis pauca, dolo plurima, jure nihil.

[illegible] Rechtsgelehrten und des [illegible] unsere Landsleute ver[illegible] welche die Gewalt der Ver[illegible]; ist dies nicht die grau[illegible] Menschen von Ge[illegible] Vaterlande, die gemeinen, [illegible] Gewinn verführten See[illegible], Verläumdungen ge[illegible] gegen Ihre Person ins[illegible] Schriftsteller nehmen sie als [illegible] auf die Nachwelt. — Bei [illegible] unerkannt, und ich habe [illegible] der Unwissenheit, zu [illegible] Studium der franz. [illegible] und aus den Schreibta[illegible] Notizen [illegible] haben mich [illegible] zu dürfen. [illegible] vergleichen. — [illegible], welche die [illegible]. Ich werde die [illegible], vor den Rich[illegible] die Bedrückun[illegible] und [illegible] Minister (Ne[illegible] das jammervolle [illegible] Theilnahme entle[illegible] Unternehmen [illegible]

wurde in den Augen Paoli's ein Beweis von der geringen Bedeutung, welche Frankreich auf die Erhaltung seines Landes legte. Der Anbruch der Schreckenszeit in der französischen Revolution vollendete seine Abwendung von Frankreich. Er beweinte Ludwig XVI., zog sich unmerklich von der demokratischen Partei der Insel zurück und versprach seine Unterstützung der Gegenpartei, welche durch die Assignaten, durch die Religionsverfolgungen, durch die Verbannungen und durch die Unsittlichkeit des Convents empört war [5]). Bald aber wurde diese Veränderung in Paoli's politischen Überzeugungen — oder genau genommen Erfahrungen, denn der ganze Charakter des Mannes war zu ehrenfest, als daß er je an so hohlen Ausgeburten der Zuchtlosigkeit und der frevelhaften Eitelkeit hätte Gefallen finden können — beim Convent angezeigt, man beschuldigte ihn, Corsica unabhängig machen zu wollen, und das Unglück der Expedition des Viceadmirals Truguet, der ganz leichtsinnig und ohne Erfahrung gekämpft hatte, absichtlich herbeigeführt zu haben. Als man ihn nebst 20 andern Generalen auf eine Liste als Verräther gesetzt hatte, nahm er keine Rücksichten mehr und beschloß, alle Bande, welche ihn an Frankreich fesselten, zu zerreißen. Er pflanzte die Fahne der Empörung gegen die Republik auf. Hier gingen die Bestrebungen Bonaparte's und Paoli's aus einander und weil der Bruch zwischen ihnen für die Geschichte beider Männer Theilnahme erregen muß, so theilen wir die Erzählung des Erstern selbst davon mit, wie sie sich in dem 1. Bande der Memoiren des Antommarchi findet:

„Wir waren zu Corte, als er den [illegible] Entschluß [illegible] Corsica der [illegible] Herrschaft zu übergeben. Er machte mir Anfangs ein Geheimniß daraus; Gentili sagte mir auch Nichts davon. [illegible] entschlüpfte [illegible] ich [illegible] schnell an [illegible] hatte, mit zwei[illegible] Wir hatten uns [illegible] mich mehrmals [illegible]. Da ein [illegible] so mußte man [illegible] zu bringen. Sie [illegible] zu handeln. [illegible] anderen Gedanken, [illegible] es zu [illegible] Zeit ge[illegible] Freundschaft [illegible] Opfer, mit [illegible] Das war mein [illegible]. Die Lage [illegible]

[5]) [illegible]

kommen. Ich fing eine Unterredung mit einem gutmüthigen Capitän an, der besonders artig gegen mich war, sich entschuldigte und bedauerte, gehorchen zu müssen. Er foderte mich auf, frische Luft zu schöpfen; ich nahm es an. Meinen Bedienten schickte ich auf 5—600 Schritte auf der Straße voraus und sagte, ich hätte ein Bedürfniß zu befriedigen. Mein Wächter glaubte es, entfernte sich und ich war auf meinem Pferde, ehe er sich noch umgedreht hatte. Er rief nun, tobte, machte Lärm; aber ich flog, wie der Wind, und war schon aus dem Schuß, als er feuern ließ. Ich kam nach Ajaccio; die Bergbewohner waren mir auf der Spur; ich mußte eine Freistätte bei der Freundschaft suchen. Barberi nahm mich auf, führte mich an die Küste, und von da begab ich mich nach Calvi zu St. Michel. Ich war den Parteien, den ausgestellten Posten, der Polizei entgangen; man hatte mich nicht finden können; Paoli war trostlos. Er schrieb, beschwerte sich, drohte „wir verriethen seine Interessen, die Interessen des Vaterlandes; meine Brüder und ich verdienten die freundschaftlichen Gesinnungen nicht, die er für uns hegte. Wir könnten indessen noch zurückkommen, er würde uns mit offenen Armen empfangen; sollten wir aber dieses letzte Mal taub gegen seinen Rath und unempfindlich gegen seine Anerbietungen sein, so würde er keine weitere Schonung beobachten." Die Vollziehung war ebenso schnell, als stolz die Antwort ausfiel. Er tödtete unsere Heerden, plünderte und verbrannte unser Eigenthum und verheerte Alles. Wir ließen ihn machen; ermunterten die Patrioten; allein die Citadelle war besetzt, das Feuer zusammenhängend; wir konnten nicht landen. Wir legten uns ihr im Angesicht, im Norden des Golfs vor Anker. Die Insurgenten folgten uns; ich hatte Zeit gewonnen einige Kanonen zu laden, und überschüttete sie mit Kartätschen. Sie kamen aber wieder zurück, überhäuften mich mit Vorwürfen, und waren darüber entrüstet, daß einer ihrer Landsleute sich für Frankreich schlug. Sie waren auf Anhöhen, auf Bäume gestiegen, und überall hin, wo sie hofften, besser gehört zu werden. Ich ließ eine Kanone scharf laden, zielte und schoß den Ast ab, auf welchem einer dieser Redner saß. Er fiel herunter; sein Fall machte dem Haufen Spaß, er lief aus einander und kam nicht mehr zum Vorschein. Wir begaben uns wieder nach Calvi zurück, versuchten noch einige Überfälle, die nicht alle zu unserm Nachtheile waren; aber die Engländer waren gelandet, die Bergbewohner überschwemmten die Ebene; wir konnten dem Sturme nicht mehr Stand halten."

Es gibt Leute, die Alles gut und groß heißen, was Bonaparte je in seinem Leben gethan hat, und auch nach der eben von ihm selbst mitgetheilten Darstellung könnte man versucht sein, ihm Recht zu geben und, wie es von Manchen geschehen ist, den Paoli als undankbar gegen Frankreich und als treulos seinem gegebenen Worte zu schelten. Allein eine richtige Betrachtung der Verhältnisse muß den General rechtfertigen. Sein politischer Scharfblick sah längst ein, wie die pariser Nationalversammlungen von einer Abstraction zur andern gesteigert wurden, wie das Unglück der Rechtlosigkeit sich immer mehren mußte, wie das Ende solchen Unheils nur ebenso heillose Tyrannei und Despotie werden müsse; er fühlte ganz richtig, daß seine erste Begeisterung für jenen vermeintlichen Aufschwung zur Freiheit auch nur eine leichte Schaumblase auf dem Zeitmeere gewesen war und gewesen sein mußte, wollte er anders nicht von seiner bisher noblen Gesinnung loslassen und zum Sansculottismus sich bekennen; er ahnte also mit Recht, daß, wenn Corsica an Frankreich komme, seine Landsleute, bei denen Freiheit und Willkür und Knechtschaft sowol in ihren Begriffen, als in ihrem praktischen Leben noch fortdauernd schwankten und einander auf das Gefährlichste berührten, leicht in jenen Freiheitstaumel hineingerissen werden und dadurch das ganze Glück, an dessen Begründung er sein Leben gesetzt hatte, wieder vernichten könnten. Wenn sein Werk daher von Ausländern vollendet werden sollte, so mußte er sein Augenmerk auf England richten, dessen gesetzlich freie Verfassung er durch seinen Aufenthalt in London kennen gelernt hatte, mit dessen Ministern er seit seiner Entfernung von dort in ununterbrochenem Briefwechsel geblieben war, von dessen ausgedehnter Seemacht er für die Insel größeren Schutz und für den aufblühenden Handel sicherere Gewähr erwarten durfte. Bonaparte dagegen war damals ganz liberal gesinnt, hatte in Frankreich schon mancherlei Verbindungen angeknüpft, war unter der französischen Oberherrschaft aufgewachsen, begeisterte sich für ein großes Vaterland, vergaß das kleine, ihm von der Natur angewiesene, oder glaubte vielmehr, letzterem den besten Dienst zu thun, wenn er, selbst ohne Beziehung zu einer andern europäischen Macht, es dahin zu wenden suchte, wo er als Erster eine Herrscherrolle in den Verhandlungen übernehmen konnte. Er handelte wie ein ruhmsüchtiger, unerfahrener Jüngling, Paoli wie ein erfahrener Vaterlandsfreund.

Der englische Admiral Hood also hatte eine Landung in Corsica gemacht, eroberte Fiorenzo, Mortella und Fornelli, zerstörte die französischen Fregatten, zog auf Bastia und zwang (19. Mai) den Commandanten Gentili zur Übergabe. Die Franzosen wurden nach Toulon eingeschifft. Nur Calvi wurde noch belagert. Doch dies hinderte die Briten nicht, sich als Herren von ganz Corsica anzusehen. Am 10. Juni 1794 wurde unter dem Vorsitze Paoli's zu Corte eine Versammlung gehalten, die Trennung von Frankreich einstimmig beschlossen, dem Könige von Großbritannien die Krone von Corsica förmlich übertragen und die alte Verfassung mit einigen nach Maßgabe der britischen Regierung vorgenommenen Veränderungen wieder hergestellt [6]). Eine Deputation überbrachte am 19. Juni die von allen (400) Mitgliedern der Versammlung unterschriebene Vereinigungsacte an den englischen Minister Sir Gilbert Elliot, der den Repräsentanten der Nation im Namen des Königs den Eid der Treue abnahm. Trotz des unglücklichen Krieges also, dessen Verlauf für England immer bedenklicher wurde, nahm Georg III. doch die Krone an und ernannte den Ritter

6) Sie steht in Archenholz's Miscellen zur Geschichte des Tages.

Elliot *) zum Vicekönige der Insel, die Stelle, auf welche Paoli sich die meiste Hoffnung gemacht hatte. Allein dieser wurde auch nicht einmal Präsident des Parlaments, sondern dazu Pozzo di Borgo bestimmt. Dies brachte zwischen ihn und den Vicekönig ein offenes Misverständniß. Aber in der Überzeugung, daß das wahre Wohl seines Vaterlandes nur auf die Verbindung mit England zu gründen sei, erstickte er seine bittern Empfindungen und ermahnte seine Landsleute, dem Könige von Großbritannien treu zu bleiben.

Allein um diese Zeit erhob sich kräftiger, als je vorher, der alte Adel der Insel. Man hatte nämlich auch in der neuen Verfassung, bei welcher Paoli sehr thätig gewesen war, den Adel als besondern Stand ausgeschlossen; denn theils war Paoli selbst aus keinem altadeligen Geschlechte, hatte darum die größten Familien zu Feinden; theils waren viele vornehme Edelleute aus Haß gegen die Demokraten und aus Anhänglichkeit an Frankreich dahin ausgewandert, jetzt aber meistens zurückgekehrt; theils verabscheute das Volk der Corsen auch den unbedeutendsten Schatten von Aristokratie, deren grausame Bedrückung es unter der Herrschaft der Genueser sattsam erfahren hatte. Dieser Adel nun unterhielt immerfort die Verbindung mit den Franzosen, suchte die Einwohner der Insel gegen England aufzuregen und konnte darin um so leichter Fortschritte machen, als das Volk über die vielen Abgaben, welche zur Besoldung des Vicekönigs und seiner Beamten nöthig waren, bald zu murren anfing. Besonders waren die Corsen der südlichen Gegenden zum Kriege sehr geneigt, vorzüglich in den Bezirken von Casinca und Rostino. Sie verbargen ihr Misvergnügen nicht und schickten dreimal Abgeordnete an den Vicekönig, um gewisse Gesetze abgeschafft zu haben. Da man auf ihr Gesuch nicht einging, empörten sie sich im August förmlich, verbrannten die Parlamentsacten und weigerten sich die Auflage zu bezahlen. Weder Truppen noch Proclamationen des Vicekönigs konnten die Rebellen einschüchtern. Selbst in Bastia mehrten sich die Factionen, an deren Spitze sich bedeutende Männer, blos aus Haß gegen Paoli, stellten. Pozzo di Borgo, Präsident des Staatsrathes, stürzte mit eigenen Händen die im Versammlungssaale aufgestellte Bildsäule Paoli's um und schlug sie in Stücken; Colonna, Generaladjutant des Vicekönigs, bethätigte auf ähnliche Weise, wie sehr er den alten Paoli haßte.

Da verließ Paoli (1796) die Insel, reiste nach London und trug dem Parlamente seine Klagen vor, fand aber sehr wenig Berücksichtigung, und sah nach und nach ein, daß seine Rolle für das Vaterland wol ausgespielt [illegible] Eine Freude **) erhellte noch die letzten trüben Tage [illegible] kummervollen Lebens, die Freude über Bonaparte's [illegible] Aufschwung. Dieser spricht selbst davon ***):

„Er selbst mußte der Wendung des Glücks weichen. Er flüchtete sich nach England, wo er zur Zeit der italienischen und ägyptischen Feldzüge lebte. Er war über jeden meiner Züge entzückt; er feierte, er pries meine Erfolge; man hätte glauben sollen, wir lebten noch in der innigen Freundschaft, wie vormals. Als ich Consul und zuletzt Kaiser wurde, war es noch ärger. Ein Fest, ein Diner folgte auf das andere. Er war voll Wonne und Lust. Dieser Enthusiasmus misfiel der Regierung; Paoli wurde vorgerufen. — „Ihre Vorwürfe sind gerecht, aber Napoleon ist mein Landsmann, ich habe ihn aufwachsen gesehen, ich habe ihm sein Schicksal vorausgesagt; verlangen Sie, daß ich seinen Ruhm verabscheue, daß ich meinem Vaterlande die Ehre, welche er ihm macht, misgönne?" — Ich hegte dieselben Empfindungen für diesen großen Mann, wie er für mich; wollte ihn zurückrufen, ihm eine Staatsstelle antragen; aber die Geschäfte überstürmten mich; es fehlte mir an Zeit, und er starb. Ich sollte die Freude nicht haben, ihn zum Zeugen des mich umgebenden Glanzes zu machen."

Paoli starb in einem Dorfe bei London den 5. Jan. 1807. Aber noch sterbend hatte er mit Liebe an sein Vaterland gedacht, denn er vermachte demselben ansehnliche Summen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts.

Man hat mannichfaltige Schmähungen auf den Namen Paoli's gebracht; aber die Einheit und Unveränderlichkeit seines politischen Charakters muß ihn gegen jeden Tadel sicher stellen. Seine Talente für Gesetzgebung und Verwaltung sind genügend bewiesen durch die Verfassung aus seiner Hand, und sogar anerkannt von zwei großen Mächten, indem sowol England, als Frankreich bei ihrer Herrschaft über die Insel Vieles davon ganz unverändert gelassen haben. Man hat seinen persönlichen Muth in Zweifel gezogen, weil er selbst sich keiner dringenden Gefahr aussetzen mochte. Allein Oberhaupt einer kriegerischen Nation und selbst feige zu sein, ist eine unerweisliche Behauptung. Denn wenn er sich nicht selbst ins Gefecht begab, wenn er gewöhnlich mit einer Schutzwache erschien, so geschah dies aus Besorgniß, einem der vielen Meuchelmörder, die durch genuesisches Gold gedungen waren, in die Hände zu fallen. Welchen Einfluß diese Gefahr auf sein Benehmen überhaupt gehabt habe, erfahren wir aus der ersten Zusammenkunft Boswell's mit ihm, welche der Engländer also beschreibt: „Ich fand ihn ganz allein und erstaunte über seinen Anblick. Er ist lang, stark und wohl gewachsen; von schöner Gesichtsbildung, einer freien und offenen Miene, und einem männlichen und edlen Betragen. Er war damals in seinem 40. Jahre. Er war in Grün mit Gold gekleidet. Er pflegte sonst ein gemeines corsisches Kleid zu tragen; allein bei der Ankunft der Franzosen glaubte er, daß ein wenig äußerlicher Putz etwas beitragen könnte, der Regierung einen größern Glanz zu verschaffen. Er fragte mich, was meine Befehle an ihn wären. Ich überreichte ihm einen Brief von dem Grafen Rivarola, und da er ihn gelesen hatte, so zeigte ich ihm auch den Brief von Herrn Rousseau. Er war höflich, aber noch sehr zurückhaltend. Ich habe

*) [illegible] Archenholz, Annalen der britischen Gesch. 12. Bd. [illegible]

**) Die Biographie universelle, welche überhaupt die [illegible] Paoli weder genugsam anerkennt, noch immer im [illegible] hat, meint, der Hinblick auf Bonaparte [illegible] Bekümmernisse gewesen. So wird die Größe [illegible]

***) Bei Antommarchi 1. Bd.

vielen Prinzen aufgewartet, aber nie habe ich eine solche Prüfung, als von Paoli ausstehen müssen. Ich habe bereits erwähnt, daß er ein großer Kenner der Gesichtszüge ist. Und weil er in beständiger Gefahr wegen Verrätherei und Meuchelmordes gewesen ist, so hat er sich gewöhnt, ein jedes neues Gesicht genau und aufmerksam zu betrachten. Wir gingen daher wol zehn Minuten im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu reden, wo er mich mit unverwandten, scharfsichtigen und durchdringenden Augen ansah, nicht anders, als ob er meine ganze Seele ausforschen wollte u. s. w.".

Man hat ihm Herrschsucht vorgeworfen. Wäre das seine Leidenschaft gewesen, er hätte es wahrlich leichter haben können; er hätte, wäre es nicht lächerlich gewesen, ohne große Mühe die Bahn des Barons von Neuhof einschlagen können. Er wollte sein Volk glücklich machen, und kann man's ihm verargen, daß er, um seine großartigen Plane zu leiten, sich den Regierungsräthen beigesellte und der Erste in seiner neuen Schöpfung, deren Seele er ohnehin war, sein wollte? Die Corsen waren begeistert für die Freiheit, und ihr General hatte diese so natürliche Leidenschaft noch höher gesteigert. Er hätte ohne Gefahr seines Lebens und Ruhmes, nicht das Geringste zur Beschränkung derselben unternehmen dürfen. Man argwöhnte einmal, daß er die Absicht habe, sein Vaterland unter die Herrschaft Österreichs zu geben. Da trat ein alter Bauer zu ihm und sagte: „Wie! das Blut so vieler Braven soll doch nicht geflossen sein, um den Purpur eines Fremden zu färben!" Paoli soll nach einer Krone gestrebt haben! Für wen? Man wünscht zu der Macht eines Regenten die Krone nur, wenn man Nachkommen hat, denen man, wenn auch nicht seine Einsichten, doch die Frucht derselben hinterlassen kann. Paoli aber war nie verheirathet; er wollte nicht heirathen, es wäre ihm denn, wie er selbst sagt, durch die Frau ein sehr großes Heirathsgut zugebracht, womit er dem Vaterlande hätte beistehen können. Er dachte nicht an einen Erben seiner Stellung, denn er sagte: „Wie kann ich versichert sein, daß mein Sohn ebenso denken und handeln wird, wie ich? Was für einen Sohn hatte Cicero und Marcus Aurelius?"

Unter den Verläumdungen seines Ruhmes hört man auch [10]), daß er die Einkünfte des öffentlichen Schatzes für seine Bedürfnisse benutzt und sich bereichert, daß er den Krieg gegen Frankreich mit englischen Subsidien geführt, daß er dem Großmeister auf Malta, Pinto, eine große Geldsumme gegen das Versprechen, ihm die Oberherrschaft über die Insel zuzuwenden, abgenöthigt habe. Diesen Klätschereien widerspricht außer vielem Andern schon ein Brief, worin er den Wunsch ausspricht, sich in Neapel niederzulassen, weil seine „Vermögensumstände" ihm nicht gestatteten, länger mit Anstand in England zu leben. Ja man hat sich sogar nicht entblödet zu behaupten, daß er zur Abfassung seiner Manifeste und Briefe die Feder des Paters Guelfucci benutzt habe, ohne daß man daran gedacht hat, wie außerordentlich grade in dieser Rücksicht die Kenntniß des in den Alten so sehr bewanderten Generals gewesen ist.

Jedenfalls war Paoli eine großartige Erscheinung seines Jahrhunderts, der es nur an einem passenderen Terrain fehlte, die Wirkungen seines bedeutenden Geistes und die Segnungen seines Thuns noch auf weitere Kreise auszudehnen. Aber auch im Kleinen Großes leisten ist das Zeichen eines großen Mannes. Revolutionszeiten bilden Charaktere, bilden Männer, und Paoli war in solchen Zeiten aufgewachsen, war durch dieselben der vollkommene Charakter geworden, dessen Spuren allen seinen Bemühungen so deutlich aufgeprägt sind. Darum war freilich die Politik des Cabinets nicht das Feld, in welchem er siegen konnte, darum scheuete er mit edler Selbstachtung, nach den Zeitumständen sich zu richten und dem Zeitgeiste zu huldigen. Er war darum nur ein Vorläufer, aber ein würdiger Vorläufer des andern Corsen, der mit derselben unerschütterlichen Festigkeit des Willens und mit derselben Beharrlichkeit in der Ausführung des einmal Beschlossenen noch die Fügsamkeit in die Verhältnisse und die Klugheit, zu seinen Zwecken Alles, auch das Widerwärtigste, zu benutzen, in so glücklicher Mischung verband. Er war Vorgänger und Lehrer Bonaparte's, mit dessen eigenen Worten [11]) wir darum auch die Darstellung von dem Leben Paoli's schließen wollen: „Das Unheil, das uns Paoli zugefügt hatte, konnte mich doch nicht von ihm abkehren. Ich liebte und vermißte ihn immer noch. Er war groß, hatte eine stolze und edle Haltung, sprach gut, kannte die Corsen und übte einen unbeschränkten Einfluß auf sie aus. Er war gleich geschickt, eine wichtige Stellung aufzufinden und eine zweckmäßige Verhaltungsmaßregel zu ergreifen; er kämpfte und regierte mit einem Scharfsinne und einem Takte, die ich nur bei ihm in diesem Grade fand [12])." (*Joach. Günther.*)

PAOLINA (Santa), ein Dorf in der neapolitanischen Intendanz Principato ulteriore, das aus drei Häusergruppen besteht, die, nur eine halbe italienische Meile südlich von der Stadt Monte Fusco entfernt, auf drei Bergflächen, welche durch untiefe Schluchten getrennt sind, ober dem Anfange des Vallone di Marotta liegen. Der Ort, dessen einer Theil Caprioli heißt, wird von ungefähr 800 Seelen bewohnt, die nur von der Landwirthschaft leben. (*G. F. Schreiner.*)

---

10) Pommereul in dem Leben Paoli's — einem Buche, welches durchweg das Bestreben bekundet, den Helden zu verläumden und herabzusetzen. Das Gegentheil davon ist die Beschreibung Corsica's von Boswell, welcher von einer ungemessenen Verehrung seiner Größe erfüllt ist.

11) Antommarchi. 1. Bd.

12) Siehe über Paoli: *J. Boswell*, Account of Corsica; the journal of a tour to that Island and memoirs of P. Paoli. (London 1768.) Teutsch von E. A. Klausing. (Leipzig 1769.) Histoire des révolutions de Corse, par Mr. l'Abbé *de Germanès*. (Paris 1771—1776. 3 vol.) v. Archenholz, Annalen der britischen Geschichte. Bd. 12. 13. 14. Desselben Minerva. 1807. September. S. 457 fg. Geschichte Corsica's von Schlözer. (Göttingen 1770.) Napoleon Bonaparte von Thibaudeau. Teutsch. (Stuttgart 1827.) Memoiren des Antommarchi. Teutsch. (Stuttgart 1825.) De l'état de la Corse, par *Pompéi*. (Paris 1821.) Bibliothèque universelle sous le nom Paoli, par *Fournier Pescay*.

PAOLINI (Pietro), ein im Allgemeinen wenig bekannter Maler, geboren zu Lucca 1604, gestorben 1682, 78 Jahre alt, war ein Schüler von Angelo Caroselli zu Rom, der unter die Nachahmer des Mich. Angelo Caravaggio gerechnet wird. (Lanzi setzt ihn unter die florentiner Maler der vierten Epoche.) Dominichino Zampieri, welcher seine Studien in Rom sah, munterte ihn zur Kunst auf, und der fleißige Künstler erstrebte großartige Zeichnung und kräftiges Colorit, weshalb mehre Kunstkenner ihn in dieser Beziehung mit Titian, Pondenone und Veronese vergleichen; er besaß mehr Feuer als Zartheit, welches sich auch in seinen Compositionen aussprach. Zu seinen merkwürdigsten Werken gehören ein großes Altarbild in der Michaelskirche in Lucca und ein anderes ebendaselbst in der Kirche alla Trinità, welches den Papst Gregorius darstellt, wie er den Pilgrimen ein Mahl zubereitet, eine Composition von unzähligen Figuren, worin schöne Handlung und Anmuth ausgedrückt und die Perspective trefflich gemalt ist; ebenso ist noch ein riesenhaftes Gemälde von ihm in der Bibliothek San Frediano, Werke, welche, wie Lanzi sagt, ihn unvergeßlich machen. Auch in Conversationsgemälden, wo er ländliche Feste oder andere Scenen aus dem Leben darstellte, versuchte sich der Künstler mit Erfolg. Lucca bietet davon mehre Gemälde von guter Vollendung dar, worunter eins im Hause Orsetti die Ermordung von Valdostein darstellt. Der ideenreiche, jedoch weniger graziöse Pietro Testa, bekannt durch seine großen radirten Compositionen, war Paolini's Schüler. (*Frenzel.*)

PAOLITZA, griechisch-moreotisches Dorf auf dem Berge Kotylios, im ehemaligen Districte Belvedere. Es soll an der Stelle des alten Phegia stehen, und man sieht noch Trümmer eines Apollotempels. (*Fischer.*)

PAOLO, PAULINER, Giulio, Julier. Mit diesem Namen belegt man eine Silbermünze, die bei der Größe, aber nur halben Dicke eines Viergroschenstückes im mittlern Italien, besonders im Kirchenstaate und in Toscana, umläuft. Ursprung und Namen verdankt sie dem Papste, welcher sie schlagen läßt, und es zeigt daher auch gewöhnlich ihre Vorderseite das päpstliche, von der Tiara gedeckte, Wappen mit den Schlüsseln, wobei die Umschrift den Namen und die Titel angibt, die Rückseite aber eine Cartouche mit irgend einem passenden Spruche, z. B. Non Concupisces Argentum, den man freilich oft im umgekehrten Sinne zu nehmen versucht wird. In Bologna, wo man den Werth durch eine auf das Gepräge gesetzte 10 andeutete, rechnet man zwei Paoli auf die Lira, drei auf einen Testono, zehn auf einen Scudo. Dies ist auch in Rom der Fall, wo man jedoch den Paolo zu zwei Grossi oder zehn Bajocchi oder 50 Quatrini berechnet, während in Bologna der Paolo fünf Murajolle oder zehn Bolognini oder 120 Denari gilt. Die päpstlichen Paolis sind aus 14 Loth 12 Grän feinem Silber so geprägt, daß von den ganzen Paolis, denn man hat auch halbe und Viertelpaolis, $87\frac{1}{10}$ auf die rauhe, $95\frac{1}{4}$ auf die feine cölnische Mark gehen und ihr Gewicht $55\frac{2}{3}$ holländische Aß beträgt *). In Toscana, wo man doppelte, halbe, Viertel- und einfache Paoli hat, werden die letztern zu acht Crazie oder 13 Soldi oder 40 Quatrini oder 160 Denari berechnet, und $1\frac{1}{2}$ Paolo macht eine Lira, drei Paoli machen einen Testono, neun einen Tallero, 20 einen Zecchino rc. Hatten nun die päpstl. Paolis einen Werth von ungefähr 3 Gr. 4 Pf. Conv. oder 4 Sgr. $4\frac{2}{3}$ Pf. preußisch, so haben die toscanesischen, welche aus 14 Loth 4 Grän feinem Silber so geprägt werden, daß sie $57\frac{1}{5}$ holländische Aß wiegen und $95\frac{1}{50}$ Stück auf die feine cölnische Mark gehen, einen Werth von 4 Sgr. $4\frac{4}{5}$ Pf. preußischen Silbergeldes. (*Fischer.*)

*) Vergl. *Benaven*, Caiss. Ital. Tab. 16. 17. 18. 37. 38. 47.

PAOLO (San) heißen mehre Orte und Punkte in Italien, die zuweilen auch nur aus einem Kirchlein und einem daneben gelegenen Gebäude für einen Priester oder einem und dem andern dazu gehörigen Hause, oder einem Kloster für Mönche bestehen; darunter sind aber folgende von größerer Wichtigkeit: 1) ein Eiland in der neapolitanischen Intendanz (oder Terra di) Otranto im sogenannten Mare grande der Tarentiner oder im Meerbusen von Tarent, drei ital. Meilen südwestlich von der Stadt, dem Vorgebirge S. Vito gegenüber gelegen. Die Insel ist flach, mit einigen Schanzen bedeckt und das benachbarte Meer reich an Conchylien und eßbaren Muscheln. 2) Eine kleine sicilische Stadt in der Intendanz Siragosa, im südöstlichsten Theile der Insel, unfern vom rechten Ufer des Alisso, in einem öden, an Steinen reichen Gefilde gelegen, dessen ganzer Strich eine sehr dürftige Vegetation und nur hin und wieder ein kümmerliches Getreidefeld zeigt. 3) Ein Ort in derselben Intendanz, der nördlich von dem Monte orfano, 10 ital. Meilen ostwärts von Syracus am linken Ufer eines in den Anapus der Alten links sich ergießenden Baches liegt. Die Gegend ringsum besteht aus malerischen Bergschluchten und aus Höhen und Thälern, die mit Oleastern, fetten Asphodelien und Kleebäumen bewachsen sind, und eine Wildniß bilden, die sich der Maler nicht schöner wünschen kann. 4) Ein sicilischer Fluß, den Göthe ostwärts von Castro Giovanni erreichte und eine Zeit lang auch verfolgte, an dessen Ufer Mollmenti liegt. Er fließt durch ein schönes Thal, in dessen unterm Theile eine große durchaus gleiche Fruchtbarkeit herrscht, welche die den Fluß links einschließenden Gebirge von Kalk- und Sandstein durch ihre Verwitterung bereitet haben. 5) Ein bedeutender Ort der neapolitanischen Intendanz Capitanata auf einem Berge, drei italienische Meilen ostwärts vom Flusse Fortore und fünf Meilen nordöstlich von dem Städtchen Sansevero gelegen, mit einer Pfarre und Kirche und 2500 Einwohnern. Am Fuße des Berges, den der Ort einnimmt, entspringt der Bach il Rovello, der sich in den Calendaro ergießt, und $1\frac{1}{2}$ ital. Meile ostwärts von S. Paolo steht ganz einsam das Kirchlein der Madonna di Belmonte. 6) Ein Dorf in der Generalintendanz Alessandria, der festländischen Staaten des Königs von Sardinien, bei Villa nova d'Asti, auf einem jener Hügel, die im Osten von Turin beginnen, gelegen. 7) San Paolo Ripa d'Oglio, ein Gemeindedorf im Districte (VIII) von Piadena der Delegation Cremona des lombardischen König-

reichs in der großen norditalienischen Fläche, am rechten Ufer des Oglio-Flusses, in sumpfiger Gegend gelegen, von rebenbepflanzten Feldern umringt und nur ½ ital. Meile nordwärts von der von Mantua nach Cremona führenden Poststraße entfernt, mit einem Gemeindevorstande, einer eignen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule. Die Umgebung unterliegt den Überschwemmungen des Oglio-Flusses. 8) Eine zu dem Gemeindedorfe Morsano und zur Pfarre Mandrisio gehörige Villa im Districte (VIII) von S. Vito des venetianischen Friauls. 9) Eine zu dem Gemeindedorfe Belforte und zur Pfarre S. Biaggio gehörige Villa im Districte (III) von Roverbella der lombardischen Delegation Mantova. 10) Eine zu dem Gemeindedorfe und zur Pfarre S. Eufemia gehörige Villa des Districtes (I) und der Delegation Brescia der Lombardie. (*G. F. Schreiner.*)

PAOLO (Giacomo und Giovanni), zwei alte Maler aus der ersten Periode der venetianischen Schule von 1346; von ihnen ist ein Bild mit Darstellungen aus der Geschichte Jesu und der Apostel in mehren Abtheilungen in der St. Marcuskirche zu Venedig (*Lanzi* Vol. III. p. 14). (*Frenzel.*)

PAOLO DA CASTELLO war nach Baini ein berühmter Organist des 16. Jahrh., von welchem freilich bis jetzt nichts weiter bekannt ist. Nur hüte man sich, ihn mit dem gleichfalls berühmten Orgelspieler und noch mehr Componisten der ersten Hälfte des 17. Jahrh., mit Agostino da Vallerano, Paolo, der auch zuweilen unter dem Namen Paolo schlechthin angeführt wird, zu verwechseln. Von dem Letztern kann allerdings mehr berichtet werden. (*G. W. Fink.*)

PAOLUCCI (Giuseppe), ein gelehrter Minorit, welcher 1765 zu Venedig in zwei Quartbänden drucken ließ: Arte pratica di Contrapunto dimostrata con Esempi di vari Autori e con osservazioni. Da das Werk ganze Sätze von alten berühmten Contrapunctisten mit Erklärungen enthält, ist es in mehrfacher Hinsicht wichtig. Man findet darin ganze Stücke von Christoph Morales, Orlando di Lasso, Clari, Perti, Culdara, Bernabei, Marcello, Vittoria, Colonna, Porta, Asola, Palestrina, Bononcini, Fux, Händel, Zarlino rc. Einige Compositionen dieses Franziskaners finden sich als Autographen noch zu Assisi, nämlich Hymnus: Veni Creator Spiritus, Voc. VIII, geschrieben 1763; Gaudeamus. Introitus in Solemnitate S. P. Francisci, Voc. VIII, geschrieben 1772. (*G. W. Fink.*)

PAON, Le (Louis), ein Schlachtenmaler, welcher gegen 1785 starb und als Schüler Casanova's angegeben wird; doch liegt nicht das Feuer jenes großen Künstlers in Paon's Arbeiten. Eine Belagerung des Forts St. Philippe und von Granada ist von Godefroy nach ihm gestochen, sowie das Bildniß von Washington und Lafayette in ganzen Figuren sehr zart von Noel le Mire. (*Frenzel.*)

PAO-NING-FU, eine Stadt vom ersten Range in der chinesischen Provinz Szö-tschuan. Sie liegt unter 31½° n. Br. und 123½° östl. L. am Flusse Kia-ling-kiang, der zum nördl. Stromgebiete des Yang-dsö-kiang gehört. (*W. Schott.*)

PAOOM (s. Br. 16° 30′, L. 185° 49′). Diesen Namen führen zwei kleine von Cook entdeckte, aber noch fast ganz unbekannte kleine Inseln, welche zum australischen Heiligen Geist-Archipel gehören. (*Fischer.*)

PAOTE-SCHEU, befestigte Stadt des zweiten Ranges in der chinesischen Provinz Schansi, liegt, westlich von Peking, am Hoangho. (*Fischer.*)

PAO-TING-FU, eine Stadt vom ersten Range in der chinesischen Provinz Pe-dochi-li. Sie liegt unter 39° nördl. Br. und 133° östl. L. Zu ihrem Gebiete gehört Thián-dsin am Pe-ho, welches durch Karl Gützlaff's Aufenthalt bekannt geworden. (*W. Schott.*)

PAP, auch **PAPP**, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im kis-várdaer Gerichtsstuhle der szabolcser Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen ungarischen Ebene, in waldreicher, theilweise stark versumpfter Gegend, an der von Kis-Várda nach Kászony führenden Straße gelegen, etwas über eine halbe Meile von dem erstern Flecken entfernt, mit 137 Häusern, 1011 magyarischen Einwohnern, die sich vom Feldbau und der Viehzucht nähren, und 798 Reformirte, 186 Katholiken und 27 Juden unter sich zählen; einer eignen Pfarre, einem Bethause und einer Schule der Evangelischen helvetischer Confession. (*G. F. Schreiner.*)

PAP, PAPP, eine aus Talg, Harz, Schwefel, Thran und gestoßenem Glase zusammengesetzte Art von Schiffstheerung, dient als Mittel zur Abhaltung der zerstörenden Seewürmer. (*Fischer.*)

PAPA, Papst (Name), Bezeichnung des Hohenpriesters der römisch-katholischen Kirche. Dieser Name weist auf das griechische πάπας, πάππας (= Vater) zurück. In der orientalischen Kirche wurde er bald Bezeichnung der Geistlichen, weil diese als Väter der Gemeinde in Spiritualibus verehrt wurden. Vorzugsweise ertheilt man denselben gern den höhern Geistlichen, den Bischöfen rc. [1]). Auch in der occidentalischen Kirche gebrauchte man diesen Titel schon im 2. Jahrh. [2]) für den Klerus, besonders für angesehene Bischöfe. So gaben diesen Titel die römischen Geistlichen dem Bischofe von Carthago, Cyprianus, Mitte des 3. Jahrhunderts [3]). Gegen Ende des 5. Jahrh. fing man in Italien an, den Bischof von Rom mit diesem Titel vorzugsweise zu beehren [4]), während die Orientalen gewohnt waren, den Bischof von Alexandrien und Rom hierdurch auszuzeichnen. Außer Italien blieb aber Papa noch bis ins 10. Jahrh. hinein Ehrenname jedes Episkopen [5]). Erst Gregor VII. (Di-

1) *Gregor. Thaumat.* ep. can. c. 1. ἱερὲ (ἱερώτατε) πάπα. 2) *Tertullianus*, De pudic. c. 13: bonus pastor et benedictus *papa*. 3) Cypriani *papae*, presbyteri et diaconi Romae consistentis (unt. Cypr. Briefen ep. 31). Vergl. auch Hieronymus (ep. 61) an Augustinus: vere sancte et sanctissime papa! 4) Vergl. die unter Bischof Symmachus († 514) gehaltenen Concilien (Synod. Rom. III und IV [palmaris]). 5) *Walafrid Strabo* (Mitte des IX.), De reb. eccl. c. 7: Pabst a Papa, quod cujusdam paternitatis nomen est, et Clericorum congruit dignitati. Vergl. auch Schröckh, K. G. 17. Bd. S. 23 fg.

[illegible] XI.) machte ihn 1075 durch sein Verbot zum exclusiven Titel der römischen Bischöfe, während schon für ihn und noch weniger für seine Nachfolger dieser Name, nach seinem eigentlichen Sinne, gar nicht mehr paßte [6]). Diese Incongruenz drückt sich denn auch aus in der gewöhnlichen Art, wie von dem Papste gesprochen wird: dominus, dominus papa! Die bei Walafrid (s. unten Anm. 5) sich findende falsche Schreibweise dauerte im Mittelalter fort, ja sie wurde noch unrichtiger. Man schrieb Babst, Babest [7]) ꝛc. (zur Reformationszeit gewöhnlich Bapst), und sie wird noch an manchen Orten bis jetzt beibehalten. Im Niedersächsischen hat sich das Papa verwandelt in Pawest, Paust, Paus; schwedisch Påfwe, im Engl. Pope, franz. Pape. An mehren Orten Teutschlands findet man das Wort als Bezeichnung von Straßen, Plätzen ꝛc. In Berlin gibt es eine Papenstraße, in Hildesheim einen Papenstieg; auch ist das Wort Familien- und Spottname [8]) geworden. Das griechisch-russische Pope, was noch immer Name aller Kleriker (ja hier vorzugsweise der niedern) ist, weist offenbar auf das alte *πάπας* zurück (vgl. auch d. Art. Papstthum.) (*Rheinwald.*)

PAPA oder PAPAS, die Benennung von Zeus und Atys, namentlich bei den Bithyniern und Skythen; *Eustath.* in *Hom.* Il. V, 408. p. 565: *Ἐνταῦθα δὲ χρήσιμον καὶ τὸ τοῦ Ἀρριανοῦ εἰπόντος ἐν Βιθυνιακοῖς, ὅτι ἀνιόντες εἰς τὰ ἄκρα τῶν ὀρῶν Βιθυνοὶ ἐκάλουν Πάπαν τὸν Δία καὶ Ἄττιν τὸν αὐτόν· ὁμοίως καὶ Ἡροδότου* (IV, 59) *τὸ καλεῖται Ζεὺς ὑπὸ Σκυθῶν ὀρθότατα Παπαῖος.* Daher *Diodor* III, 57: *τὸν προςαγορευόμενον μὲν Ἄττιν ὕστερον δὲ κληθέντα Πάπαν* (vgl. zu den Stellen Herodot's und Diodor's die Noten der Ausleger. (*H.*)

PAPA nennt Paracelsus im zweiten Buche von der Pest den Basilisken. So lange er lebe, sei auch die Pest zu [illegible]. (*Rosenbaum.*)

PAPA, 1) einer der vier Gerichtsstühle (Bezirke, [illegible]), in welche die veszprimer Gespanschaft getheilt wird, welche zum Kreise jenseit der Donau Niederungarns gehört; er umfaßt einen Flächenraum von 14,49 [illegible] Meilen, enthält zwei Marktflecken, nämlich Pâpa selbst, [illegible] den Namen hat, und Marczattó, 41 Dörfer [illegible] Prädien, wird im Westen durch die Marczal [illegible] der eisenburger Gespanschaft getrennt und grenzt im Norden an das raaber Comitat. Seine im Nordwesten ebene, sonst aber von den Ausläufern des bakonyer Waldgebirges durchfurchte Oberfläche ist größtentheils sehr fruchtbar und wird von der Marczal, Gereneser, Bitva, Tapólcza und mehren kleinern Bächen sehr gut bewässert. Im östlichen Theile wird eine sehr starke Schweinezucht getrieben; auch hat dieser Theil noch immer einen sehr großen Überfluß an Holz. Korn wird häufiger als Weizen gebaut, Gerste auch in Menge gewonnen und ebenso auch viel Mais, Heidekorn und Linsen. 2) Eine gräflich Eszterházy'sche Stammherrschaft, zu welcher außer dem gleichnamigen Markte mehre andere große Ortschaften gehören. 3) Ein großer Marktflecken (Br. 47° 19′ 32″, L. 35° 6′ 10″) und Hauptort der gräflich Eszterházy'schen, nach ihm benannten Herrschaft, der größte Ort des veszprimer Comitats, in anmuthiger und fruchtbarer Fläche, zwischen den schönsten Gärten und Wiesen an einem kleinen Bache, welcher sich in die Tapolcza ergießt, an der von Sümegh nach Raab führenden Poststraße gelegen, sechs Meilen nordwestwärts von Veszprim und fast ebenso weit von Raab entfernt, mit 1780 Häusern, 13,272 meist magyarischen Einwohnern, unter denen sich 8809 Katholiken, 2672 Juden und 1751 Protestanten befinden; einer eignen katholischen und einer Pfarre der Evangelischen augsburgischer und helvetischer Confession, einer prachtvollen Pfarrkirche (welche im J. 1778 auf Kosten des Grafen Karl Eszterházy, damaligen Ortspfarrers, dann Bischofs von Erlau, erbaut, zum Theil mit rothem Marmor im Innern verkleidet wurde; den Plafond derselben zieren Fresken von Malpertsch; auch sind daran zwei Thürme aus Quadern aufgeführt, von denen der kleinste 30 Centner wiegt; sie besitzt endlich eine große Orgel von dem raaber Künstler Becking); einem Kloster der Franziskaner und einem Spitale und Convente der barmherzigen Brüder, deren Kirchen ebenfalls hübsch sind, einem Lutherischen und einem Bethause der Evangelischen helvetischer Confession, zwei jüdischen Synagogen, einem katholischen Gymnasium mit Lehrern aus dem Benedictinerorden, einem Collegium der Reformirten, einer katholischen Volks- und einer Judenschule, einem großen, schönen Schlosse und dazu gehörigen prächtigen Garten, einer Lutherischen Senioralschule und Alumneum für arme Schüler, einer Steingutfabrik, einem Postamte und Station, welche mit Téth und Vásárhely Pferde wechselt, und einigen Aerarialämtern. Das alte Schloß, auch von einem Garten umgeben, war nicht sehr fest und bestand viele und hartnäckige Belagerungen; im J. 1408 wurde es von den Garas erbaut. Der Ort hat bedeutende Jahrmärkte, Weinbau und treibt nicht unbedeutenden Handel. (*G. F. Schreiner.*)

Papa ist der Sitz der Comitatsversammlungen und der Geburtsort des berühmten ungarischen Geschichtschreibers und Domherrn von Kalotscha, Stephan Katona, sowie des Vaters des nicht minder berühmten Philologen Franz Páriz, der deshalb nur Párizpápai, d. h. der Pápaer Páriz, genannt wird. In der ältern Zeit war Pápa eine starke Festung, die viele Helden gebar und von den Türken am 1. Oct. 1594 erobert wurde. (*X...*)

[illegible] papae aetatibus, diss. II. (Viteb. [illegible]) Eine ähnliche und verwandte Geschichte hat der Name [illegible] Anfangs Ehrenname für Lehrer, besonders im [illegible] Abba, [illegible] Vater), später vorzugsweise [illegible] Klosters (*ἀββᾶς*, Abbas). Ebenso [illegible] Pater, welcher den unter dem Abte stehen[illegible] wird. Vgl. auch den Art. Pa- [illegible] der Vogelweide: der bâbest la[illegible] Hist. des Pennalwesens (1747). [illegible] die Pennale Half-Papen (halbe [illegible] Papen hieß man vor alten Zeiten alle Studen[illegible] des vornehmen Ranges und [illegible] ganze übrige Welt der Nichtstu[illegible] heutiges Tages zum Schimpfworte [illegible]

Papa ist in der ungarischen Kriegsgeschichte nicht ganz unwichtig. Im J. 1597 entriß der Erzherzog Matthias die Stadt den Türken; kurz darauf fiel die merkwürdige Empörung der aus Lothringern und Wallonen zusammengesetzten Besatzung vor. Im J. 1683 ergab sich Papa dem Grafen Tekeli, dem es jedoch nach der Aufhebung der Belagerung von Wien wieder entrissen wurde. Im J. 1709 mußte Papa eine nochmalige Belagerung erleiden. (*Fischer.*)

PAPA (Josef del), geboren 1649 zu Empoli im Toscanischen, gest. 1735, studirte Medicin in Pisa unter Franz Redi, wurde dann ebendaselbst Professor Anfangs der Logik, darauf der theoretischen, zuletzt der praktischen Medicin, eine Stellung, die er endlich mit der eines ersten Leibarztes beim Großherzog vertauschte. Er ist Verfasser von folgenden Schriften: I. Lettere intorno alla natura del caldo e del freddo (Florenz 1674). II. Lettere nella quale si discorre se il fuoco e la luce sieno una cosa medesima (Florenz 1675). III. Exercitatio de praecipuis humoribus, qui in humano corpore reperiuntur, deque eorum historia, qualitatibus et officiis (Florenz 1733. 4., wiederholt Venedig 1735. 8. und Leyden 1736. 8.). IV. Consulti medici (Rom 1733; wiederh. Venedig 1734; beidemal 4.). V. Trattati varii fatti in diverse circonstanze (Florenz 1734. 4.) (*H.*)

PAPAA, Ameha, Kleinpopo, westafrikanische Stadt im Lande Kerrapay oder Krepe, liegt 40 engl. Meilen östlich von Quitta auf einer vom Amoősee, welcher sich zwischen den Flüssen Volta und Moosuee hinzieht, gebildeten Düne, und hat 4000 Einwohner, welche starken Handel theils mit rohen Producten, als Gold, Elfenbein, Palmöl, Gummi, Wachs und Lebensmitteln, theils mit aus Eisen und Gold verfertigten Kunstsachen, so wie mit Geweben treiben, die ihnen aus Mahie und Fakpami zugeführt werden. Als Geld dienen die Kauris, eine Art höckeriger Porzellanmuscheln (Cyprea moneta *Lin.*), welche in Bengalen und Afrika als Scheidemünze dienen, daher man sie auch guineisches Geld heißt. Sie sind kaum einen Zoll lang und kommen hauptsächlich von den maldivischen Inseln. (*Fischer.*)

PAPABILES heißen diejenigen Cardinäle der römischen Kirche, welche bei einer Papstwahl die Aussicht haben, zur päpstlichen Würde erwählt zu werden, und da man dazu am liebsten solche nimmt, welche den Interessen keiner einzelnen weltlichen Macht hingegeben sind und ebendeshalb auch nicht zu besorgen haben von andern Mächten ausgeschlossen zu werden, so versteht man unter Papabiles solche Cardinäle, die überall rein im päpstlichen Interesse und nicht in dem irgend einer der europäischen Mächte in politischen Dingen verfahren. (*H.*)

Papadonisia, s. Papas Adasi.

PAPADOPOLI (Nicolaus Comnenus), ein gelehrter Grieche, der aber, wie manche seines Volks, nach Verlust der nationalen Freiheit, in den Dienst der lateinischen Kirche sich begab, dann aber doch Vorliebe für die väterlichen Dogmen genug besaß, um die Differenz beider Kirchen als möglichst gering darzustellen. Geboren auf Candia 1655, kam er früh nach Rom, ward im Collegio des heil. Athanas erzogen, und trat 1672 in den Jesuiterorden. Seine Jugend war noch in die Zeit des Leo Allatius gefallen, bei dessen Leichenbegängniß er gegenwärtig war. Nach dessen Vorbilde behandelte er das Verhältniß der griechischen und lateinischen Kirche: De differentia graecorum et latinor. episcopor., und wurde durch diese Schrift so berühmt, daß, als nach seinem Austritt aus dem Orden er als Rector einer Schule zu Capo d'Istria vorgestanden hatte, Venedig ihn zum zweiten Professor des kanonischen Rechts an der hohen Schule zu Padua berief, 1688. Hier stieg er nicht allein zur ersten Professur auf, sondern stand auch in so hohem Ansehen, daß Venedig ihn nebst drei andern bei Clemens XI. in Vorschlag brachte, als die Stelle eines Venetianers unter den Richtern der Rota Romana zu besetzen war; er starb im Januar 1740. Sein irenisches Streben war der Republik sehr erwünscht gewesen, zur Erhaltung des kirchlichen Friedens bei ihren Verbindungen mit Griechen. Unter seinen Schriften ist am verbreitetsten die Historia gymnasii Patavini. (Venet. 1726.) 2 voll. fol., die er auf Veranlassung der venetianischen Regierung bearbeitete. Die Stellung der griechischen und lateinischen Kirche gegen einander behandelte er noch in seinen Praenotationes mystagogicae sive responsa sex, in quibus una proponitur commune ecclesiae utriusque graecae et latinae suffragium de iis, quae omnino praemittenda sunt ordinibus sacris, atque obiter et Graecia adversus calumniatores defenditur, et praecipue Photinianorum ineptiae refelluntur, 1697. Er vertritt darin die griechische Kirche gegen Angriffe der Lateiner, sogar eines Baronius und Bellarmin, denen er nachweiset, Vieles aus griechischen Schriftstellern ohne Nennung der Namen entlehnt zu haben. Er selbst erwähnt noch zahlreicher von ihm gearbeiteter, meist kirchenrechtlicher Abhandlungen. Vergl. *Fabricii* bibliotheca graeca ed. *Harles*. Vol. XI. p. 451. Jöcher, Gelehrt. Lexikon s. v. Papadopoli. (*Fr. W. Rettberg.*)

PAPADULA, kleine Inselgruppe in dem Hafen von Kalendro im türkisch-asiatischen Ejalet Itschil. Sie ist unbewohnt und wird nur des Fisch- und Vogelfanges wegen besucht. (*Fischer.*)

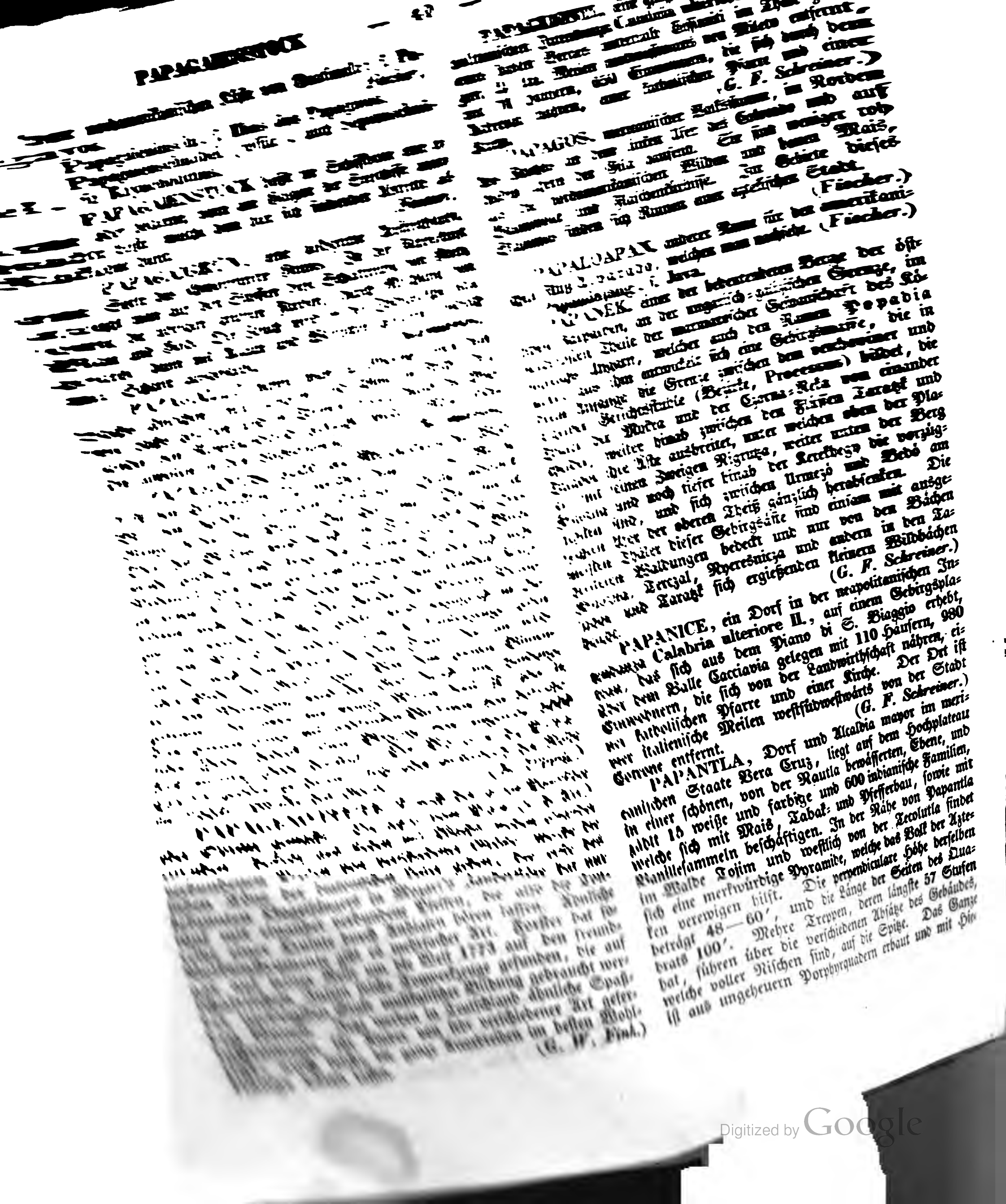
Papae Marcelli Missa, s. 3. Sect. 10. Th. S. 3.

Papaeos, s. Papa oder Papas.

PAPAFAVA ist der Name einer der berühmtesten Familien in Padua. Sie stammt von dem Hause Carrara her und führt ihre Geschichte mit diplomatischer Genauigkeit und mit unverwerflichen Urkunden belegt, bis zum Jahre 970 zurück. Sie blühet noch. Männer aus diesem Geschlechte haben von jeher Ämter und Würden in der Vaterstadt bekleidet. Vergl. Albero della famiglia Papafava nobile di Padova, compilato con le sue prove da d. *Pietro Ceoldo*, prete della stessa città. (Venezia, presso *Antonio Zatta qu. Giacomo* 1801. in 4.) (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Papagai, s. Psittacus.

PAPAGAIENBAI, Meerbusen des Australoceans



[illegible]

PAPAGOS, [illegible] (Fischer.)

[illegible] (Fischer.)

PAPALOAPAN [illegible]

[illegible] Java.

PAPANEK, einer der bekanntesten Berge der [illegible] Grenze, im [illegible] des Königreichs, in der ungarisch [illegible] Namen Popadia [illegible] die in [illegible] Theile der [illegible] (Bezirk, Processus) bildet, die [illegible] von einander [illegible] und [illegible] der Pla[illegible] Berg [illegible] vorzüg[illegible] Bedö am [illegible] Die [illegible] ausge[illegible] Bächen [illegible] den [illegible] Wildbächen [illegible] Tercjal, Nyeresnicza und [illegible] kleinen [illegible] und Taraʒk sich ergießenden [illegible] (G. F. Schreiner.)

PAPANICE, ein Dorf in der neapolitanischen In[illegible] Calabria ulteriore II., auf einem Gebirgspla[illegible], das sich aus dem Piano di S. Biaggio erhebt, über dem Valle Cacciavia gelegen mit 110 Häusern, 980 Einwohnern, die sich von der Landwirthschaft nähren, ei[illegible] katholischen Pfarre und einer Kirche. Der Ort ist vier italienische Meilen westsüdwestwärts von der Stadt Cotrone entfernt. (G. F. Schreiner.)

PAPANTLA, Dorf und Alcaldia mayor im meri[illegible]canischen Staate Vera Cruz, liegt auf dem Hochplateau in einer schönen, von der Nautla bewässerten, Ebene, und zählt 18 weiße und farbige und 600 indianische Familien, welche sich mit Mais, Tabak- und Pfefferbau, sowie mit Vanillesammeln beschäftigen. In der Nähe von Papantla findet im Walde Tojim und westlich von der Tecolutla findet sich eine merkwürdige Pyramide, welche das Volk der Azte[illegible] ken verewigen hilft. Die perpendiculare Höhe derselben beträgt 48—60′, und die Länge der Seiten des Qua[illegible]drats 100′. Mehre Treppen, deren längste 57 Stufen hat, führen über die verschiedenen Absätze des Gebäudes, welche voller Nischen sind, auf die Spitze. Das Ganze ist aus ungeheuern Porphyrquadern erbaut und mit Hie[illegible]

[illegible] (G. W. Fink.)

roglyphen überdeckt, die auf einen Champollion warten. Die Waldungen um Papantla gehören zu den bedeutendsten des Reichs. (*Fischer.*)

PAPAPIO, ein unbedeutender Ort in Etrurien, an der Meeresküste oder an der Via Aurelia, zwischen den Flüssen Arnus und Tiberis, welcher nur von der Tab. Peut. aufgeführt wird und sich nicht weiter bestimmen läßt. (*Krause.*)

PAPARA, kleines, wahrscheinlich zu der australischen Inselgruppe von Ulietea gehöriges, Eiland. (*Fischer.*)

PAPARAS, ein zu den spanischen Marianeninseln (s. d. Art.) gehöriges Eiland. (*Fischer.*)

PAPARRA, wenig fruchtbarer District auf der Südküste der zum Gesellschaftsarchipel gehörigen Insel Oporeonu und am Ende eines Thales gelegen, welches sich von Nordosten nach Südwesten zu durch die ganze Insel zieht. Die Bewohner, deren man 1044 zählt, theilen diesen District in 17 Matteynas (etwa Grafschaften) und 157 Ties (etwa Rittergüter). (*Fischer.*)

PAPAS, 1) Vorgebirge im Königreiche Griechenland. 2) Landsee im südamerikanischen Staate Columbia, aus welchem der Magdalenenstrom entspringen soll. 3) Papas Paramos de las (2° n. Br.), Gebirgskette im zuletzt genannten Staate. (*Fischer.*)

Papas, s. Papa.

PAPAS-ADASI, PAPADONISIA, türkische, zu den Demonesi- oder Prinzeninseln gehörige, Insel im Mare di Marmora. Sie ist 3½ □Meil. groß, enthält außer dem gleichnamigen Städtchen zwei griechische Klöster und 5000 Einwohner, von denen 2—3000 auf die Stadt kommen. Das Klima der Insel, welche äußerst fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Wein und Obst ist, auch Hornvieh und Ziegen ernährt, ist sehr gesund, und es halten sich daher hier immer viele Fremde auf. (*Fischer.*)

PAPASIDORO, auch **PAPASIDERO**, ein großes Dorf in der neapolitanischen Intendanz Calabria citeriore, am linken Ufer des Lao, über den hier eine Brücke führt, an eine sanfte Anhöhe hinangebaut, mit ungefähr 200 Häusern und 1800 Einwohnern, welche griechischer Abkunft sind. Die Kirche S. Maria di Constantinopoli liegt jenseit der Brücke und des Flusses am Fuße bebüschter Berge und überragt das ganze lange Thal. (*G. F. Schreiner.*)

PAPASQUIARO, Villa und Alcadia mayor in Mexico, liegt an der Sauceda und hat 6000 Einwohner. (*Fischer.*)

PAPA-STOUR, eine von den Shetlandsinseln, im Kirchspiele Walls und Sadneß, nur gegen zwei englische Meilen lang und eine breit, wird von 300 Menschen bewohnt, die sich größtentheils mit dem Fischfange beschäftigen. (*Eiselen.*)

PAPA-STRONSAY, eine von den Orkneyinseln im Nordosten von Stronsay, mit einem Umfange von ungefähr drei englischen Meilen und einem fruchtbaren Boden. (*Eiselen.*)

Papaume, s. Bapaume.

PAPAVER, Mohn. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Classe hat den Namen und Typus einer eigenen natürlichen Familie, Papavereae, hergegeben. Char. Der Kelch zweiblättrig, hinfällig; vier in der Knospe unregelmäßig gefaltete Corollenblättchen; zahlreiche, unterhalb des Fruchtknotens angeheftete fadenförmige Staubfäden mit aufrechten, zweifächerigen Antheren; kein Griffel; die schildförmige, stehenbleibende, aus 4—20 verwachsenen Strahlen bestehende Narbe sitzt unmittelbar auf dem Fruchtknoten; die meist umgekehrt-eiförmige, in der Mitte einfächerige Kapsel ist ursprünglich aus 4—20 Eierstöcken zusammengewachsen; ebenso viele unvollkommene Scheidewände stehen der Länge nach senkrecht im inneren Umfange der Kapsel und tragen die Mutterkuchen; in ebenso vielen Löchern öffnet sich die Kapsel beim Reifen unter der Narbe; die Samen sind sehr zahlreich, nierenförmig, klein, gitterartig gestreift (*Gärtner*, De fruct. I. t. 60). Candolle (Prodr. I. p. 117—120) zählt 26 Arten zu dieser Gattung, von denen indessen mehre zweifelhaft sind. Nur etwa der vierte Theil derselben ist perennirend, die übrigen sind Sommergewächse, und zwar kommen die perennirenden Arten vorzugsweise im kalten Norden und auf hohen Gebirgen vor, während die einjährigen mehr ebenes, bebautes Land und wärmere Klimate lieben. Sie finden sich ausschließlich in der alten Welt und zwar besonders im südlichen Europa und in Mittelasien; nur eine Art (P. horridum *Cand.* syst. veg. II. p. 79, vielleicht, sowie P. setigerum *Cand.* Fl. fr. V. p. 585, nicht specifisch von P. somniferum verschieden, und nicht ursprünglich in Neuholland einheimisch) kommt in Neuholland, und eine andere (von welcher dasselbe gilt: P. gariepinum *Burchell* catal. n. 1633) im südlichen Afrika vor. Alle Arten haben faserige Wurzeln, abwechselnde (bei einigen Arten nur aus der Wurzel hervorkommende), unregelmäßig gelappte Blätter, drehrunde Stengel, einblumige Blüthenstiele, rothe, gelbe oder weiße Blumen, und sind reich an einem weißen, mehr oder weniger narkotischen Milchsafte. Die bei weitem wichtigste Art ist P. somniferum *L. Sp.* pl., Engl. bot. 2145, Svensk bot. 525. Hayne Arzneigew. 6, 40. v. Schlechtendal und Guimpel Taf. 88. Weißer oder Schlafmohn, holländ. wit heul, engl. white poppy, franz. pavot blanc oder oeillette, span. adormidera oder amapola, Papaver album, sativum, hortense und nigrum der Väter der Botanik), ein Sommergewächs, welches in Griechenland, Ägypten (seit den ältesten Zeiten) und vorzüglich in Kleinasien, aber auch an vielen andern Orten des Morgen- und Abendlandes cultivirt wird. Die Wurzel ist ästig-faserig, holzig, weiß; der Stengel aufrecht, drehrund, glatt, wie die Blätter mit einem weißlichen Reife bedeckt, oberhalb ästig, drei bis vier Fuß hoch und darüber; die Blätter sind stengelumfassend, länglich-eiförmig, stumpf, gelappt-gezähnt; die langen einblumigen Blüthenstiele sind, wie die hinfälligen Kelchblättchen, zuweilen mit einzeln stehenden Borsten bedeckt; die große Blumenkrone ist entweder weiß (auch blaßviolett) mit dunkeln Flecken an der Basis der Blättchen, und dann sind die Samen hellgrau und die Löcher unter der zehn- bis zwölfstrahligen Narbe der Kapsel kaum zu bemerken; oder sie ist roth

oder dunkelviolett und die Samen haben dann eine dunkelgraue oder schwärzliche Färbung. Besonders die erstgenannte Abart (P. somniferum album, P. officinale *Gmelin*) wird zum Anbaue benutzt. Das frische Kraut und die unreifen Samenkapseln des Schlafmohns strotzen von einem weißen, unangenehm narkotisch riechenden, scharf bitterlich schmeckenden Milchsafte, welcher, durch Einschnitte hervorgelockt und an der Luft getrocknet, das Opium (s. d. Art.) gibt. Die unreifen Samenkapseln (Capita Papaveris albi) werden gesammelt und als beruhigendes, besänftigendes Mittel vorsichtig angewendet, auch daraus ein Syrup (Syr. diacodii) bereitet. Die reifen Samen sind frei von dem narkotischen Principe, dagegen sehr reich an einem milden, angenehm schmeckenden Öle (Mohnöl, huile d'oeillette). Nach Gaujac geben 400 Kilogramme Samen 100 K. Öl und 280 K. Ölkuchen. Dies Öl gefriert sehr schwer und gerinnt bei 0° F. nur zu der Dichtigkeit des Schweinefettes. Der Gebrauch der Mohnsamen zu allerlei Speisen und zum Vogelfutter ist bekannt. Über die Cultur des Opiummohns in Kleinasien sind die neuesten Nachrichten durch Texier (Journ. de Chim. méd. Mai 1835. p. 266, Journ. de Pharm. Avr. 1835. p. 196, l'Institut., Mars 1835. p. 70) geliefert. Über Opiumsorten ist zu vergleichen G. Smytten (Transact. of the med. and phys. Soc. of Calcutta. VI. 1833. Gerson und Julius Magaz. Jan. und Febr. 1834. S. 166); über die Bestandtheile des Opiums: J. Pelletier (Journ. de Pharm. Nov. 1835. p. 181) und Couërbe (Ann. de Chim. méd. Dec. 1835. p. 208). Eine andere, gleichfalls officinelle Art ist P. Rhoeas *L.* (*Sp.* pl.. Engl. bot. t. 645, Svensk bot. t. 519. Sturm, Teutschl. Fl. 6. 17, Hayne, Arzneig. V. 38, v. Schlechtendal und Guimpel Taf. 87, P. rubrum, erraticum und Rhoeas der Väter der Botanik, Gemeine Klatsch- oder Klapperrose, schwed. kornros, holländ. korenheul, engl. red poppy, franz. coquelicot, ital. papavero selvaggio, span. adormidera silvestre, portug. papoileira). Dieses Sommergewächs, welches jetzt mit einigen andern nahe verwandten Arten (P. Argemone, dubium und hybridum *L.*) überall im gemäßigten Europa an cultivirten Orten vorkommt, ist wahrscheinlich, sowie Delphinium Consolida, Agrostemma Githago, Centaurea Cyanus und andere Gewächse erst mit den Getreidearten aus südlichern Ländern eingeführt. Die Klatschrose hat eine wenig ästige, faserige, senkrechte Wurzel, drehrunde, mit abstehenden Borsten besetzte Stengel, abwechselnde, unterhalb gestielte, oberhalb aufsitzende, borstige, halbgefiedert-zerschlitzte Blätter, deren Fetzen lang und eingeschnitten-gezähnt sind, lange, einblumige Blüthenstiele, borstige Kelche, schön rothe (in Gärten auch weiße, violette und bunte), an der Basis blauschwarze Corollenblätter, eine umgekehrt eiförmige, oben abgestutzte, glatte Kapsel und dunkelbraune Samen. Die Blumenblätter dieser, sowie die kleinern der obengenannten verwandten Arten, sind frisch schwach bitterlich und etwas narkotisch riechend; die getrockneten sind geruchlos und von schleimig-bitterlichem Geschmacke. Die letztern enthalten nach Riffard 12% gelben, fetten Stoff, 40% rothen Farbestoff, 20% Gummi und 28% Faserstoff. Nach Andern enthalten die Frischen außerdem: Cerin, Weichharz, Gärbestoff, etwas Satzmehl, Eiweiß, Apfelsäure, Gallussäure (?), schwefel- und salzsaures Kali, Kalk, Magnesia und viel Wasser (85%). Man benutzt die getrockneten Blumenblätter als ein schleimiges, beruhigendes Mittel im Theeaufguß, im Syrup (Syr. Pap. Rhoeados) und in der Tinctur (Tinct. Pap. erratici); auch werden sie, ihrer schönen Farbe wegen, zu Magenmorsellen, Räucherpulver ꝛc. genommen. Die Samen der Klatschrosen sind ebenfalls reich an einem milden Öle. Auffallend ist die Angabe, daß das junge Kraut dieser und der verwandten Arten in Irland als Gemüse gegessen wird (*Rutty* nat. hist. of the county of Dublin. II. p. 175). Beide Arten, P. Rhoeas sowol, als P. somniferum, waren ohne Zweifel auch den Alten bekannt; doch läßt sich P. somniferum bei den alten griechischen Autoren sonderbarer Weise nicht mit Sicherheit nachweisen, denn μήκων (*Hom.* Il. VIII, 306. 307. *Theocrit.* eidyll. XI, 57) kann ebenso wol P. Rhoeas sein, und daß das Nepenthes (φάρμακον νηπενθές *Hom.* Odyss. IV, 220. 221) wirklich Opium sei, wie einige Ausleger meinen, läßt sich ebenfalls bezweifeln. Wol aber dürften die Lethaea papavera Virgil's (Georg. I, 78. IV, 545) darauf zu beziehen sein; und mit Bestimmtheit sprechen Dioskorides (Mat. med. IV, 65 μήκων ἥμερος) und Plinius von dem Schlafmohne (H. N. XIX, 53 papaver sativum candidum et nigrum, H. N. XX, 76 Opion). P. Rhoeas findet sich erwähnt bei Virgil (Georg. I, 212. Cereale papaver), Dioskorides (Mat. med. l. c. μήκων ἀγρία) und Plinius (H. N. XIX, 53. XX, 77 papaver rhoeas vel erraticum, wahrscheinlich mit dem folgenden zusammengenommen); P. dubium bei Theophrast (Hist. pl. IX, 12, 4 μήκων ῥοιάς) und Dioskorides (Mat. med. IV, 64); und endlich P. Argemone bei Dioskorides (l. c. II, 208 ἀργεμώνη ἑτέρα) und Plinius (H. N. XXV. 56 argemonia). (*A. Sprengel.*)

PAPAVEREAE, eine dikotyledonische Pflanzenfamilie, welche schon Adanson erkannte (Papavera fam. 53), welche Linné und Batsch Rhoeadeae, Jussieu (Gen. pl. p. 235. ord. 2. class. 13) Papaveraceae nannten und welche durch Candolle nach Absonderung der Fumarieae und Podophylleae in ihrem jetzigen Umfange festgestellt wurde. Diese Familie ist durch Chelidonium und Glaucium nahe mit den Fumarieen (welche Bernhardi [Linnaea VIII. p. 401 s.] mit Hinzuziehung von Hypecoum als Gruppe der Papavereen betrachtet) und den Kreuzblumenpflanzen, durch Sanguinaria mit den Podophylleen und durch diese mit den Ranunculeen verwandt, von denen sich wieder Isopyrum sehr nahe an die Fumarieen anschließt. Mit den Nymphäaceen (welche jedoch nach Jussieu, Link und Bartling zu den Monokotyledonen gehören) stellen sie Candolle und Lindley zusammen, bewogen durch die äußere Ähnlichkeit der Samenkapsel. Die Papavereen sind reich an einem weißen, gelben oder rothen Milchsafte; nur die Gattungen Glaucium, Eschscholtzia Hunnemannia und Hypecoum

haben, wenigstens im Kraute, farblosen Saft. Sie kommen als einjährige oder als perennirende Kräuter, selten als Staudengewächse (Bocconia) in allen Welttheilen vor, am ausgebreitetsten im gemäßigten Theile der alten Welt. Ihre Wurzel ist faserig, ihr Stengel einfach oder ästig, blattlos oder beblättert, drehrund; ihre Blätter sind abwechselnd, einfach, gezähnt, eingeschnitten oder gefiedert-gelappt, oft, wie alle grüne Theile der Pflanze mit weißgrauem Reife überzogen; die Blattstiele ohne Gliederung mit dem Blatte verbunden; keine Afterblättchen. Die Blüthenstiele lang, einblumig, selten dolden- oder rispenförmig zusammengestellt; die Blüthen regelmäßig hermaphroditisch; der Kelch zweiblätterig, grün, mit nach Innen ausgehöhlten, hinfälligen, in der Knospe klappen- oder dachziegelförmig zusammenstoßenden Blättchen. Die Corollenblättchen, gewöhnlich vier, selten acht oder zwölf, sind unter dem Fruchtknoten eingefügt, gleich, nagelförmig, hinfällig, in der Knospe unregelmäßig runzlig-gefaltet; sehr selten (bei Bocconia) fehlen sie ganz. Die Staubfäden sind frei, unter dem Fruchtknoten eingefügt, selten in gleicher Anzahl mit den Corollenblättchen und dann diesen gegenüberstehend, meist doppelt oder mehrmal so viel, in mehren Reihen, kürzer als die Corollenblättchen; die Antheren am Ende der Staubfäden, aufrecht, zweifächerig, die Fächer in zwei Längsritzen sich öffnend. Der Fruchtknoten ist zuweilen gestielt, aus zwei oder mehren Eierstöcken bestehend, meist einfächerig, mit dem Mutterkuchen im innern Umfange und vielen Eierchen. Ein oder kein Griffel. Die Narben, von gleicher Anzahl mit den Mutterkuchen und mit diesen abwechselnd, sind mit einander verwachsen und bilden gewöhnlich eine sternförmige, stehenbleibende Scheibe. Die Frucht ist entweder eine trockene, einfächerige Kapsel mit unvollkommenen oder ganz fehlenden Scheidewänden und den Mutterkuchen auf den Scheidewänden oder innerhalb des Umfangs, in Löchern unterhalb der Narbenscheibe oder in unvollkommenen Klappen an der Spitze sich öffnend; oder zweiklappig, schotenförmig mit keiner oder einer feinen Scheidewand und nervenförmigen Mutterkuchen auf den Nähten, oder mit einer dicken, schwammigen, die Mutterkuchen tragenden Scheidewand; oder durch Querscheidewände gegliedert (Hypecoum). Die Samen sind meist zahlreich, kugelig oder nierenförmig, oft durch Grübchen und Streifen gegittert mit kurzem Nabelstrange und zuweilen mit einer Keimwarze; der sehr kleine, gerade Embryo liegt in der Basis des fleischig-öligen Eiweißkörpers (*Gärtner*, De fruct. t. 44. 60, 115, 180).

Die Papavereen sind wegen ihrer Heilkräfte von besonderer Wichtigkeit; ihr Milchsaft ist scharf narkotisch. P. somniferum *L.* liefert in dem eingetrockneten Milchsafte eins der wichtigsten Heilmittel, das Opium; die Samen geben das Mohnöl. Die Blumenblätter von P. Rhoeas liefern ein schwaches, einhüllendes und beruhigendes Mittel. Argemone mexicana *L.* (Cardo santo der Portugiesen) soll in der Wurzel scharf drastisch in den Blumen betäubend, in den Samen brechenerregend wirken und der weiße Milchsaft äußerlich gegen Augenkrankheiten angewendet werden. Chelidonium majus *L.* mit gelbrothem, scharf-bitterem, narkotischem Milchsafte ist ein nützliches, in Europa sehr häufiges Arzneigewächs. Glaucium flavum *Crantz* und fulvum *Smith* sollen ähnlich wirken, jedoch schwächer, wie Chelidonium. Sanguinaria canadensis *L.* (Puccoon in Nordamerika) wirkt in starken Gaben drastisch nach Oben und Unten abführend; in geringern diaphoretisch reinigend. Stylophorum nepalense *Spreng.* ist nach Hamilton's Angabe außerordentlich giftig. Der scharfe Saft der Bocconia frutescens *L.* endlich soll in Amerika zur Zerstörung von Augenfellen und Warzen angewendet werden.

Es gehören eilf Gattungen zu den Papavereen: Papaver *Virg.*, Stylophorum *Nutt.* (Meconopsis *Cand.*), Argemone *Tournef.* (Echthrus *Lour.*), Sanguinaria *Dillen.*, Bocconia *Plum.*, Macleaya *R. Br.*, Chelidonium *Diosc.*, Glaucium *Tourn.* (Roemeria *Medic.*), Hypecoum *Tournef.*, Eschscholtzia *Chamiss.* und Hunnemannia *Sweet* (s. Eschscholtzia). (*A. Sprengel.*)

Papaverin, s. Morphin.

PAPA-WESTRAY, eine der Orkneyinseln, im Norden von Westray, vier englische Meilen lang und drei breit, enthält einen Binnensee, die Überreste zweier heidnischen Tempel, und wird von 240 Menschen bewohnt, welche sehr viel Kelp gewinnen. (*Eiselen.*)

PAPAWS, nennt man auf den westindischen Inseln die aus dem afrikanischen Widah geholten Sklaven, welche wegen ihrer Stärke und Lernfähigkeit sehr gesucht werden. (*Fischer.*)

Papaya *Tournef.*, s. Carica und Papayaceae.

PAPAYACEAE, PAPAYAE, unter diesem Namen hat Agardh aus der einzigen Gattung Carica *L.* (Papaya *Tournefort*, *Jussieu*, *Gärtner*) eine kleine dikotyledonische Pflanzenfamilie gebildet. Die hierher gehörigen Gewächse sind tropische (in Südamerika und Guinea einheimische), milchende Bäume, mit ungetheiltem, oft über 20 Fuß hohem Stamme, an dessen oberem Ende abwechselnde, langgestielte, gelappte Blätter stehen. Die Blüthen sind getrennten Geschlechts auf verschiedenen Individuen (diöcisch), regelmäßig, und stehen in wenigblumigen Trauben zwischen den Blattachseln oder auf dem Stamme. Der Kelch ist frei, klein, fünfzähnig; die Corolle einblättrig, roth oder gelb, die männliche trichterförmig, fünflappig; die weibliche tief fünftheilig; zehn zweifächerige Antheren sind unter dem Saume innerhalb der Corolle eingefügt; fünf davon, welche mit den Corollenfetzen abwechseln, sind kurz gestielt, die fünf übrigen, den Corollenfetzen gegenüberstehenden sind ohne Staubfäden. Der Fruchtknoten ist einfächerig, mit fünf peripherischen Mutterkuchen und zahlreichen Eierchen; die Narbe ist aufsitzend, fünfstrahlig, gefranzt. Die Frucht ist eine Kürbißfrucht, einfächerig, mit fünf Mutterkuchen, welche auf dem innern Umfange sitzen; die zahlreichen Samen sind in eine schleimige Haut gehüllt; der Embryo liegt in der Längsaxe des fleischigen Eiweißkörpers mit dem Würzelchen nach der Keimgrube gerichtet. Nach Jussieu bildet Carica, die einzige diese Familie vertretende Gattung, den Übergang von den Cucurbitaceen zu den Urticeen, später zählte man sie zu den Cucurbitaceen, und Lindley

betrachtet sie als zunächst mit den Passifloreen verwandt, jedoch durch Tracht und einblättrige Corollen hinlänglich unterschieden. Von den sechs bekannten Arten ist C. Papaya *L.* (*Hooker* bot. mag. t. 2898. 2899, der Melonenbaum, Papaw der Engländer, Papayer der Franzosen) die bekannteste. In Brasilien ursprünglich einheimisch und jetzt überall zwischen den Wendekreisen angebaut, wächst dieser Baum sehr schnell (in der Jugend monatlich fast einen Fuß), hat aber auch weiches, schwammiges Holz. Er hat die merkwürdige Eigenschaft, schon durch seine Ausdünstung zähes Fleisch mürbe zu machen; man hängt daher sowol frisch getödtetes Vieh zwischen seinen Blättern auf, als man auch altes Geflügel, Schweine rc. genießbar macht, wenn man sie nur kurze Zeit mit seinen Blättern und Früchten füttert. Die Früchte (s. d. Art. Carica) werden roh und gekocht gegessen. Der klebrige, an Faserstoff reiche Milchsaft der unreifen Früchte, sowie die gepulverten Samen werden als ein treffliches Wurmmittel gepriesen. (*A. Sprengel.*)

Papay-Stronsay, s. Papa-Stronsay.

Papay-Westray, s. Papa-Westray.

Papaz-Adaszi, s. Papas-Adasi.

PA-PE, ein hinterindisches Volk, das wir fast nur aus chinesischen Notizen kennen. Es wohnt in den nördlichsten Gegenden der transgangetischen Halbinsel oder noch wahrscheinlicher auf den wärmern südlichen Terrassenabfällen und Vorbergen des zu China gehörigen Landes Yün-nan. In Betreff ihrer Abstammung gibt man uns nur die negative Versicherung, daß die Pape keine Chinesen sind. Sie sollen sich über den Augenbrauen tätowiren und zum Buddha-Cultus bekennen, wie die Awaner. Sie sind ohne Zweifel identisch mit den Pa-pe-si-fu der chinesischen Annalen, von welchen zur Zeit des mongolischen Kaiserhauses öfter die Rede ist, und mit den Lo-lo in Yün-nan. Im J. 1300 sollte ein chinesisches Heer von 100,000 Mann das Reich dieser Pa-pe-si-fu erobern; aber verheerende Seuchen und barbarische Gebirgsvölker nöthigten die kaiserliche Armee schon in Yünnan zum Rückzug, und bald nachher machten die Pa-pe, im Verein mit andern wilden Stämmen von räthselhafter Abkunft, räuberische Einfälle in das südwestliche China. Im J. 1311 wird diese Nation unter den tributpflichtigen Völkern Hinterindiens mit aufgeführt *). (*W. Schott.*)

PAPE (Heinrich), geb. 1745 zu Bremen, erhielt in den Lehranstalten seiner Vaterstadt die erste wissenschaftliche Bildung und widmete sich zu Göttingen dem Studium der Theologie. Sehr gründliche Kenntnisse erwarb er sich in den ältern Sprachen. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er Prediger zu Wulsbüttel im Herzogthume Bremen. Im J. 1783 erhielt er eine Pfarrstelle zu Visselhövede, die er bis zu seinem Tode, den 17. April 1805, bekleidete. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, vorzüglich aber sehr bewandert in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens. Durch Anspruchlosigkeit, Toleranz und liberale Gesinnung zeigte sich sein Charakter als Mensch von einer sehr liebenswürdigen Seite. Er verband mit jenen Eigenschaften eine sehr richtige Beobachtungsgabe und seltene Schärfe des Urtheils. Diese Naturanlagen wirkten für ihn als Schriftsteller höchst günstig. Neben den gründlichen Kenntnissen, die er fast in Allem, was aus seiner Feder floß, entwickelte, empfahl ihn auch die Gabe eines fließenden und correcten Styls. Der Beifall, den sein Versuch, das 53. Capitel des Jesaias nebst einigen Psalmen zu übersetzen [1]), gefunden hatte, ermunterte ihn unmittelbar nachher zu einer Erläuterung und Paraphrase des Evangelisten Lucas [2]). Zu richtigerm Verständniß und zu praktischer Anwendung der Sonn- und Festtagsevangelien, über die er auch eine Sammlung von Predigten herausgab [3]), schrieb Pape ein nicht unbrauchbares Handbuch [4]), und den Unterricht in den unentbehrlichsten Religionswahrheiten suchte er durch sein christliches Glaubensbekenntniß für Confirmanden zu erleichtern [5]). Für die christliche Gesinnung, besonders auf dem Lande, sorgte er (1786) durch ein tägliches Gebetbüchlein. Auch als Mitarbeiter an mehren theologischen Zeitschriften war er thätig. Seine Abhandlung über die Eckermann'sche Erklärung der messianischen Weissagungen, sein Plan zu einem liturgischen Handbuche für Prediger und andere Aufsätze, die er in den göttingenschen Nebenstunden, in dem Journal für Prediger, in Pratje's liturgischem Archiv u. a. Journalen, theils mit, theils ohne seinen Namen drucken ließ, sprechen für seine seltene Freimüthigkeit, und brachten zugleich manche fruchtbare und nützliche Idee in Umlauf [6]). (*Heinrich Döring.*)

PAPEBROCH, richtiger PAPEBROEK (Daniel), ein gelehrter Jesuit und Hauptarbeiter unter den Bollandisten oder Verfassern der berühmten antwerpener Acta Sanctorum. Geboren zu Antwerpen am 17. März 1628, aus einer der katholischen Religion wegen von Hamburg dort eingewanderten Familie, studirte er zu Douai, trat im 18. Jahre in die Gesellschaft Jesu und ward bald für das großartige Unternehmen der Acta Sanctorum bestimmt, das von Bolland begründet, die Ausdauer wie die Mittel des Jesuiterordens anstaunen läßt. Mit dem gleichfalls so thätigen Henschen ward er zur Sammlung des Materials 1660 auf zwei Jahre nach Italien gesandt, und stand nach Bolland's Tode mit jenem der Bearbeitung und Redaction vor, namentlich die vier Monate von März bis Junius umfassen seine Arbeiten; erblindet starb er am 28. Jun. 1714. Berühmt und zugleich unterhaltend ist sein Streit mit dem Karmeliterorden, dessen Ursprung seine Kritik im Leben des heil. Berthold (29. März) erst für das 12. Jahrhundert erwies, während der Orden zum mindesten vom Propheten Elias abstammen, so früh auf dem Berge Karmel eine Niederlassung

*) Vergl. Ritter's Erdkunde. 4. Th. S. 765 fg.

1) Bremen 1777. 2) Ebd. 1777—1781. 2 Theile. 3) Ebd. 1782. 4) Ebd. 1781. 5) Ebd. 1786. 2. Aufl. Ebd. 1790. 3. Aufl. Ebd. 1799. 6) Vergl. Rotermund's bremisches Gelehrtenlexikon. 2. Bd. Anhang. S. XCI. fg. Journ. f. Prediger. 49. Bd. S. 68 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 211 fg. Meusel's gel. Teutschland. 6. Bd. S. 27 fg. 10. Bd. S. 397. 19. Bd. S. 60.

gegründet und seine Regel entworfen haben wollte. Papebroch hatte Gelegenheit bei den einzelnen Heiligen ihres Ordens seine kritischen Resultate mitzutheilen. Sie führten den Streit sofort in die Dogmatik über, und zeichneten in den bis dahin erschienenen Bänden der Acta nicht minder als 2000 verschiedene Ketzereien aus. Ihre Denunciation in Rom hatte keinen Erfolg, aber die spanische Inquisition zwang ihm endlich eine gelehrte Vertheidigung in 3 Bänden ab, 1696, allein schon war 1695 von jenem Tribunal die Verdammung der 14 erschienenen Bände der Acta erlassen, und diese in den Index gesetzt, ein Urtheil, das 1697 wiederholt ward. In Rom verfuhr man glimpflicher, und verurtheilte blos die Chronologie der Päpste in dem propylaeum ad acta Sanctorum, das dem Monat Mai als 8. Band beigegeben ist. Innocenz XII. ergriff das bei solchen innerlichen Händeln der Kirche sehr gewöhnliche Mittel, beiden Parteien bei Strafe des Bannes Stillschweigen aufzulegen. Papebroch war bei dem ganzen Streite auch dadurch im Vortheil, daß er die Karmeliter mit ihren ungeheuren Prätensionen dem Gelächter Preis geben konnte. So führte er nachträglich den Beweis, daß wenn auch der Prophet Elias ihr Ahnherr sei, doch wenigstens in der Arche Noah es noch keine Karmeliter, weder unter Menschen noch Vieh gegeben habe. Einzelne seiner historischen Arbeiten sind auch unabhängig von den Acta Sanctorum gedruckt; so seine acta vitae S. Ferdinandi regis Castellae et Legionis (Antwerp. 1684). Papebroch's Biographie steht vor Act. Sct. Mens. Jun. T. VI. In Verbindung mit Henschen arbeitete er den Monat März; darauf allein den April und die drei ersten Bände vom Mai; dann in Verbindung mit Fr. Baert und Konrad Janning die vier letzten des Mai; auch nahm er an der Ausarbeitung der sieben Bände des Juni Antheil. (*Fr. W. Rettberg.*)

Papek, s. Babek.

PAPELINE, ein zu Frauenkleidern, Hüten rc. viel angewandter halbseidener Stoff, der nach Art des Taffetes oder Gros de Naples glatt gewebt ist, und dessen Ketten aus Organsinseide, dessen Eintrag aber aus Baumwolle oder Angorahaar bestehet. Hiernach unterscheidet man Baumwoll- und Angora-Papeline. Der Eintrag ist aus zwei Fäden gezwirnt, und oft nimmt man dazu einen hell und einen dunkel gefärbten Faden, wodurch der sogenannte melirte Papeline entsteht. Übrigens hat man ganz einfarbige, gestreifte, carrirte und auch gemusterte (façonnirte) Papelines. Die Breite beträgt gewöhnlich $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Ellen. (*Karmarsch.*)

PAPELS, Negervolk im afrikanischen Senegambien um die Mündung des Cacheo (Kaschiu). In ihrem Gebiete liegt die Insel Bissao, welche ein portugiesisches Fort und einen guten Hafen hat (s. d. Art. Senegambien). (*Fischer.*)

PAPEN, PFAFFEN, im Wasserbaue, kleine steile, rund abgestochene Hügel, die man im Püttwerke stehen läßt, um zu erfahren, ob die Pütten oder Pfützen das volle Maß halten. (*Fischer.*)

PAPENBERG, 1) P. oder Takabokusima, japanische Insel im Hafen von Nagasaki. 2) Berg auf der Molukkeninsel Neira. 3) Alter Name für Bamberg, 4) gleichbedeutend mit Pfaffenberg (s. d. Art.). (*Fischer.*)

PAPENBURG, Stadt und Vehn- (Torfmoor) Colonie im hanöver'schen Ostfriesland, liegt unter 53° 4′ 35″ n. Br. u. 25° 4′ 55″ ö. L. an einem mit der Ems verbundenen Kanale, hat 682 Häuser und 3600 Einwohner, welche zwei Kirchen, drei Schulen, zwei Branntweinbrennereien und vier Muschelkalkbrennereien unterhalten. Die Papenburger befahren nicht nur die Ost- und Nordsee in 21 eignen Schiffen, sondern sie liefern jährlich in 19 Schiffbauereien und Segeltuchfabriken mehr als 60 Schiffe für Fremde, daher man in der Nord- und Ostsee alle aus der zwischen der Weser und Ems gelegenen Gegend kommenden Schiffe papenburgische Fahrzeuge zu nennen pflegt. Noch vor 100 Jahren war die papenburger Gegend ein unwirthbarer, kaum zu übersehender Sumpf, in welchem sich nichts fand als die Ruinen einer alten Burg und einige elende Häuser. Ein Herr von der Landsberg Veelen entschloß sich, die Gegend urbar zu machen und ließ deshalb einen $1\frac{1}{2}$ Meile langen Kanal von der Ems in den Sumpf hineinziehen, dem bald mehre andere hinzugefügt wurden, sodaß sie zusammen eine Länge von $3\frac{1}{2}$ teutschen Meilen haben würden. Bald fanden sich Colonisten ein, welche sich an beiden Seiten dieser Kanäle in einstöckigen, auf holländische Weise mit Giebeln versehenen Häusern anbauten und die Ruinen der alten Burg in eine Kirche verwandelten. Sie fanden Anfangs Unterhalt in der bedeutenden Torfgräberei und in der Benutzung des abgegrabenen Bodens — der Torfhandel beschäftigte allein gegen 100 Schiffe, welche Ostfriesland, Jeverland, Bremen, Hamburg rc. mit Torf versorgen, — bald aber auch in der Schiffahrt und Schiffbauerei. Im J. 1796 sendete Papenburg 232 und im folgenden Jahre 361 Schiffe in den Sund und holsteiner Kanal, und jede Schiffbauerei beschäftigt gegen 12—15 Zimmerleute, welche größtentheils aus Fremden, hauptsächlich aus Ostfriesen, bestehen. Alle neuen Schiffe, deren größte 120—130 Lasten tragen, werden auf den horizontalen Ufern der Kanäle gebaut und meistens an die Holländer verkauft. Das Holz beziehen die Papenburger aus dem Münster'schen, doch schneiden sie es selbst auf einer schönen Sägemühle, außer welcher sie auch zwei Windmühlen besitzen. Das männliche Geschlecht in der Herrlichkeit Papenburg ist schön und kraftvoll, dagegen zeichnen sich die Frauen durch grobe, geistlose Gesichtszüge und plumpe Körperformen aus, die noch mehr durch die geschmacklose Kleidertracht entstellt werden. Eiförmig zugespitzte, kattunene Hauben decken den Kopf, Röcke von grobem braunrothem Boi den Leib, grobe schwarze Strümpfe und plumpe Schuhe mit kleinen Schnallen die Füße. In den Ohren tragen sie unförmliche Ohrringe von edlem oder unedlem Metall, Kreuze ebenderselben Art schmücken die Brust, dicke Bernsteinkorallen den Hals. Dabei gibt ihnen der beständig ihre Häuser füllende Torfrauch eine gelbe Zigeunerfarbe. Beide Geschlechter besitzen eine große Vaterlandsliebe. (*Fischer.*)

PAPENDRECHT (Cornelius Paul Hoynck van),

geb. zu Dordrecht 1686, gest. den 13. Dec. 1753 als Kanonikus zu Mecheln (Malines), stammte von einer adeligen katholischen Familie, trat in den geistlichen Stand und wurde, nachdem er einige Zeit lang als Priester im Haag fungirt hatte, Geheimschreiber des Cardinals d'Alsace, Erzbischofs von Malines, eine Stelle, die er 24 Jahre lang bei diesem Prälaten bekleidete, der ihn auch zum Kanonikus von Mecheln, darauf zum Erzpriester und für die Zeit, während welcher er eine Reise nach Rom machte, zum Generalvicar der Diöcese ernannte. Man hat von ihm verschiedene in lateinischer Sprache verfaßte und nachher ins Holländische übersetzte historische und Controversschriften, welche sich auf die katholischen Schismatiker von Utrecht beziehen, als 1) eine Geschichte der Kirche von Utrecht seit dem Religionswechsel in den vereinigten Provinzen (Mecheln 1725). 2) Sechs Briefe über die Ketzerei und das Schismatische einiger Priester von Utrecht (Ebendas. 1729. 4.). 3) Eine gegen den Nicolaus Brodersen, Pastor in Delft und Decan des utrechter Capitels, gerichtete Streitschrift unter dem Titel: Probe der Gelehrsamkeit von Brodersen. 4) Analecta Belgica (Haag 1743. 6 Bde. 4.). Dieses Buch enthält eine Sammlung von Actenstücken, welche sich auf die Geschichte der Niederlande beziehen, mit Anmerkungen begleitet (n. Picot in der Biogr. univ.). (*H.*)

PAPENHEIM*) (von). Dieses Ministerialgeschlecht stammte aus dem jetzt nicht mehr vorhandenen Dorfe Papenheim bei Grimmelsheim im Kurhessischen. Das Dorf findet sich schon sehr früh und bestand noch 1437. Die Abtei Corvey besaß den dasigen Haupthof. Wernard v. Papenheim ist der erste dieses Namens, welchen man findet; er schenkte zu Folge der Stiftungsurkunde des Klosters Hardehausen vom J. 1155 demselben 40 Äcker (jugera) in Menne. Im J. 1238 verkaufte Rabe und seine Hausfrau Imma eine Hufe zu Alfnen, dem Bischofe Bernhard von Paderborn. Sein Name Rabe, Ravenno, Rabbono, Corvus ꝛc. wurde ein Eigenname seiner Familie, sodaß dieselbe sich später meistens die Raben von Papenheim nennet. Rabe trat nach 1247 in den geistlichen Stand und lebte noch 1266. Er hatte bereits das Schloß und Städtchen Liebenau an der Diemel, in Kurhessen, im Besitze, welches auf seine drei Söhne überging. Diese waren Rabe der ältere (1266—1305), Konrad (1266—1305) und Rabe der jüngere (1266—1295), welche drei verschiedene, jedoch in einer Gütergemeinschaft bleibende Stämme stifteten. Im J. 1299 findet man auch einen Rabe von Papenheim als Conventual in Herdehausen und einen Konrad von Papenheim als paderbornischen Domherrn.

I. Der papenheimer Stamm entstand durch Ritter Rabe den ältern. Im Jahre 1305 erhielt er das Schloß Kugelberg, über der Stadt Volkmarsen, vom Stifte Corvey zur Bewachung. Seine Söhne waren Herbold (1305—1347), welcher zu Liebenau wohnte, Rabe (1305—1340) und Herbold (1305—1332), welche ihren Sitz auf dem mainzischen Schlosse Malsburg hatten. Beide erstern erwarben Güter zu Delbrück, Menne, Ostheim ꝛc. Sie kamen 1333 in eine Fehde mit dem Grafen Johann von Ziegenhain und versetzten 1335 mit ihren Vettern der beiden andern Stämme die Voigtei Dasberg dem Kloster Bustorf in Paderborn für 100 Mark Silber. Herbold erhielt 1333 einen Pfandantheil an der Burg Kruckenberg über Helmarshausen und 1339 mit seinem Bruder Rabe Volkmarsen und Kugelberg. Durch die beiden erstern Brüder entstanden zwei neue Linien, die zu Liebenau und zu Kanstein.

1) Die liebenauer Linie, durch Herbold, welcher viele Güter an die Klöster vergabt, hatte drei Söhne: Burghard wurde Geistlicher und Propst in Bustorf, Ritter Johann starb ohne Söhne, und sein vierter Theil an Liebenau kam durch seine Tochter an die Familie von Löwenstein-Westerburg, welche denselben an das Stift Paderborn verkaufte; nur Herbold setzte die Linie fort. Im J. 1361 gab er und seine sämmtlichen Stammverwandten dem Stifte Corvey das Amt in Papenheim, wogegen ihnen dasselbe Güter zu Papenheim, Luttikenhune, Oldendorp, Herwardessen ꝛc. überwies. Auch später wurden noch Verträge hierüber geschlossen. Herbold hatte zwei Söhne, von denen Burghard den Stamm fortsetzte; er schloß sich 1385 einem großen Ritterbündnisse an. Im J. 1395 verkaufte er Liebenau für 7100 Gulden an Paderborn und erhielt es von demselben wieder als Pfandschaft. Seine Söhne waren Herbold und Friedrich, welche sich bereits in jenem Bündnisse befanden. Nur einer von ihnen hinterließ Söhne, Friedrich und Burghard. Letzterer hatte 1420 eine Fehde mit Corvey und stiftete durch seine Söhne Friedrich und Burghard zwei neue Linien, die zu Liebenau und die zu Stammen.

a) Liebenauer Linie. Ihr Stifter Friedrich erhielt 1454 von seinem Oheime Friedrich Runst dessen sämmtliche cölnische Lehngüter. Sein Sohn Burghard wurde 1472 Amtmann über den hessischen Antheil an Liebenau und errichtete 1483 in Gemeinschaft mit seinen Vettern der Stammerlinie, mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen einen Burgfrieden über Liebenau. Er starb ums Jahr 1495 und hinterließ fünf Söhne, von denen jedoch nur Burghard die Linie dauernd fortsetzte. Johann hatte Gieselwerder an der Weser im Pfandbesitze, als er 1516 mit dem Bischofe von Hildesheim und dem von Mandelslo in eine heftige Fehde gerieth, welche bis 1520 währte und die Hessen veranlaßte, jene Pfandschaft von ihm einzulösen. Burghard's Sohn Georg der ältere (geb. 1468, gest. 1536) hatte aus zwei Ehen Söhne. Von denen der letzten Ehe erwarb Georg der jüngere durch seine Gattin einen Sitz zu Gladebeck und hatte vier Söhne; von diesen starb Johann Rabe in dänischen Diensten; dessen Bruder Burghard wurde 1613 mainzischer Amtmann zu Fritzlar und Naumburg; mit dem Sohne des Letztern, Adam, erlosch 1632 dieser Zweig. Von Georg's Söhnen erster Ehe ging Burghard nach Dänemark und starb daselbst 1590 mit Hinterlassung einer Tochter, welche Hilarius Ruth ehelichte; nur Georg's ältester Sohn Christoph hinterließ männliche Erben: Georg,

*) Nach einer reichen Sammlung größtentheils ungedruckter Nachrichten.

dessen Söhne zwei neue Zweige bildeten. Der eine erlosch 1695 mit Georg's Urenkel Georg Friedrich, nachdem dessen Vater Wilhelm Georg (gest. 1668) beinahe alle seine Lehngüter, und zwar ohne lehnsherrlichen Consens, veräußert hatte. Der andere Zweig entstand durch Georg's Sohn Jost Friedrich, der 1609 nach Dänemark gegangen und dort Rath und Oberamtmann geworden, und erlosch mit dessen Enkel Alexander am 10. December 1718, der sonach auch der Letzte der liebenauer Linie war.

b) Stammer Linie; genannt von ihrem Sitze im Dorfe Stammen, bei Trendelburg. Burghard war der Stifter derselben. Dessen Enkel Herbold und Friedrich hatten Foderungen an das Erzstift Mainz, wofür ihnen dieses ein jährliches Manngeld von 10 Fl. gab; da aber die Auszahlung desselben unterblieb, befehdeten sie den Erzbischof, bis endlich dieser Streit 1489 durch die Vermittelung des Landgrafen Wilhelm's des Mittlern von Hessen gütlich beigelegt wurde. Herbold setzte den Stamm fort. Sein Enkel Friedrich (geb. 1520, gest. 1591) erneuerte das Schloß Liebenau. Von seinen vier Söhnen waren Heinrich und Rabe Johann Domherrn zu Paderborn, letzterer auch 1604 Domküster, und nur Christoph, welcher 1603 starb, hatte Söhne. Von diesen hinterließ nur Christoph, anfänglich paderbornischer Domherr, männliche Nachkommen. Diese Linie, welche die liebenauer beerbte, lebt noch gegenwärtig. Zu ihr gehörte der königl. westfälische Ceremonienmeister Wilhelm Maximilian, dessen Gattin Diana, geborene Gräfin von Waltner, durch ihre Rolle, welche sie an dem Hofe des Königs Jerome von Westfalen spielte, bekannt ist.

2) Die kansteiner Linie. Rabe zu Malsburg (1305—1340) hatte sechs Söhne; von ihnen wurde Ludolf Comthur des teutschen Ordens zu Alt-Calm, 1364 wurde er dieses Amtes entlassen. Nur Konrad hatte von denselben Söhne: Rabe, Herbold und Rabe. Diese erhielten 1342 vom Erzbischofe Walram von Cöln den Berg Kanstein zwischen Arolsen und Stadtberg, um auf dessen Gipfel, auf dem schon vor Jahrhunderten ein Schloß gestanden, das aber zerfallen war, ein neues zu erbauen. Dieses geschah alsbald, denn schon 1344 öffneten sie dasselbe dem Landgrafen von Hessen und wurden dafür zu Erbburgmannen auf dem Schlosse Schartenberg bestellt. Aber Graf Heinrich von Waldeck glaubte nähere Rechte an dem Berge zu haben und kam darüber mit Cöln und den von Papenheim zur Fehde, in welcher er zur Bezwingung des Schlosses Kanstein ein anderes Schloß Grimmenstein vor demselben aufschlug. Im Jahre 1346 wurde diese Fehde geführt; Cöln gab die Hälfte des Schlosses dem Waldecker zu Lehn, der damit jene Brüder von Papenheim wieder belehnte; bei einem Aussterben derselben sollte er dasselbe von diesen mit 1200 Mark Silber lösen können. Das Haus Grimmenstein mußte er niederbrechen. Die von Papenheim zu Kanstein ließen nun ihren alten Geschlechtsnamen fallen und nannten sich von Kanstein. Im J. 1385 schlossen sie sich einem großen Ritterbündnisse an. Herbold und Rabe der jüngere setzten ihr Geschlecht fort; ersterer hatte Rabe, letzterer Rabe und Lippold zu Söhnen. Die Söhne und Enkel derselben befehdeten 1402 Hessen, wurden aber zur Ruhe gezwungen; auch 1407 mußten Kurt und Rabe dem Landgrafen Hermann von Hessen eine Urfehde schwören. Dessenungeachtet wurde 1408 derselbe Landgraf genöthigt, sich mit dem Grafen Heinrich von Waldeck gegen sie, die von Kanstein und ihre Genossen, die von Padberg und die Spiegel zum Desenberge, zu verbinden. Schon damals waren einige Linien entstanden. Konrad's Sohn, Johann Rabe, hatte außer seinem Erbantheile auch noch einen Theil als Pfand am Kanstein, als ihn die Brüder Lippold und Johann daraus verdrängten; es kam darüber zur Fehde, aber nicht unterstützt von seinen Freunden, war er zu schwach; er verkaufte deshalb sein Achttheil an Gerd und Johann Spiegel für 1000 rhein. Fl.; auch sein Bruder Volkhard that ein Gleiches, worauf jene von Cöln damit belehnt wurden; von ihnen ging dieser Theil auf den paderbornischen Erbmarschall Georg Spiegel über. Dieser und Rabe, Johann und Herbold von Kanstein, hatten mehre cölnische Untersassen beraubt; Erzbischof Dietrich von Cöln zog deshalb 1461 gegen sie aus und eroberte Kanstein. Nur auf die Bitte der Ritterschaft und der Städte von Cöln und Paderborn gab er ihnen das Schloß wieder zurück. Im J. 1464 beschädigte Rabe als cölnischer Vasall den Landgrafen Ludwig von Hessen, trat dann aber in dessen Dienste und focht in der Fehde desselben gegen dessen Bruder, den Landgrafen Heinrich, mit. Im J. 1474 war er Amtmann zu Volkmarsen und Kugelberg. Lippold und Rabe kamen 1501 mit Waldeck zu einer verwüstenden Fehde. So benutzte Rabe 1502 die Lustbarkeiten der Fastnacht der Stadt Mengeringhausen und brach unbemerkt durch eine Mauer ein. Als die Bürger die Feinde erkannten, griffen sie zwar zur Wehr, aber unvorbereitet erlagen sie größtentheils. Nachdem die Stadt durchaus geplündert, wurde sie angezündet und sank bis zur Hälfte in Asche. Im J. 1506 erhielten beide Brüder von den ihnen früher von Waldeck versetzten Orten Adorf, Heddinghausen, Leitmar und Dorlar die beiden letztern zu Lehn. Lippold beraubte und brannte 1510 das Dorf Adorf nieder. Rabe hinterließ zwei Söhne, Rabe und Lippold, von denen nur der erstere den männlichen Stamm fortsetzte; letzterer hatte drei Töchter, Anna, verehelicht an Johann von Meschede, Margarethe und Elisabeth, welche 1572 mit ihres Vaters Hälfte an Kanstein belehnt wurden. Eine der letztern ehelichte einen Spiegel zum Desenberg, welcher die ganze Hälfte an sich brachte und dadurch von Neuem und zwar einen dauernden Besitz an Kanstein begründete, denn die alte Pfandschaft war wieder eingelöst worden. Rabe's Sohn, Mordian, setzte den Stamm fort, der nun aber bedeutende Schulden häufte und nach und nach ansehnliche Gefälle an die Spiegel versetzte, bis endlich Karl Hildebrand von Kanstein seinen Antheil im J. 1710 dem Waisenhause zu Glaucha bei Halle, zur Errichtung der nachher berühmten Bibelanstalt, vermachte. Von dort löste denselben der Kammerpräsident Franz Wilhelm Spiegel nach und nach ein, sodaß dadurch bereits vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts der ganze Kanstein in Spiegel's-

schen Besitz gelangte. Die Familie von Kanstein lebt noch gegenwärtig.

II. Der kugelberger Stamm. Konrad (1266—1305), der Stifter desselben, hatte, wie es scheint, zwei Söhne, Rabe (1332—1348), welcher zu Malsburg, und Johann (1335—1385), welcher zu Kugelberg wohnte. Ersterer erhielt 1332 mit Ritter Rabe von Papenheim über die Villen Rimbeck und Ponnechusen vom Kloster Hardehausen die weltliche Gewalt und den Schutz auf drei Jahre. Im J. 1343 verkauften beide Brüder in Gemeinschaft mit den von Papenheim und von Kalenberg dem Kloster Gerden Gefälle zu Roden. Johann hatte einen Burgmannssitz zu Kugelberg bei Volkmarsen, den er wahrscheinlich von seinem Vater ererbt, und nennt sich deshalb meist Johann Rabe von Kugelberg, doch auch oft noch von Papenheim. Im J. 1370 war er cölnischer Amtmann zu Scherwa und schloß sich 1385 mit seinem Sohne Rabe dem obenerwähnten Ritterbündnisse an. Wann dieser Stamm, über welchem noch vieles Dunkel liegt, erlosch, ist mir nicht bekannt; als dieses geschah, wurden die andern Stämme seine Erben.

III. Kalenberger Stamm. Rabe der jüngere hatte vor seinem Tode eine Seelenmesse zu Corvey gestiftet, über welches der dortige Abt 1295 eine Urkunde ausstellte. Sein Sohn war Rabe, Knappe, der 1307 für seine Dienste, welche er der paderbornischen Kirche geleistet, vom Bischofe Otto das Schloß Kalenberg, zwischen Warburg und Liebenau, erhielt, das nun auf seine Nachkommen überging, welche nun den Namen von Kalenberg annahmen. Im J. 1312 schenkte er der Abtei Corvey ein Gefälle aus dem Officium Imbicke und Butelstorp und reversirte den Wiederverkauf des Officii Daseberg für 170 Mark Silber. Im J. 1315 wurde er mainzischer Amtmann in Hessen. Später veräußerte er noch verschiedene Güter zu Menne, Liebenau, Germete rc. größtentheils an die von Papenheim. Im J. 1335 lebten Werner Rabe und Hermann, wovon Rabe zu Kugelberg wohnte. Werner und Rabe erhielten 1341 vom Landgrafen Heinrich II. von Hessen die Gerichte über die Dörfer Röda, Breuna und Oberlistingen ganz, sowie die Hälfte der Gerichte über die Dörfer Ober- und Niederelsungen, Niederlistingen und Weltesingen zu Lehn. Die andere Hälfte erhielt 1342 Ritter Rabe von Kalenberg. Letzterer hatte 1351 zu Söhnen Werner Johann und Rabe, welche 1356 hessische Burgmannen zu Immenhausen wurden. R. Rabe von Kalenberg beerbte 1406 die von Mederich und findet sich bis 1420 häufig als Obmann; sein Bruder Werner war Abt des Klosters Hasungen. Obgleich das Schloß Kalenberg paderbornisches Lehn war, so gab Ritter Rabe dasselbe dennoch 1449 als Eigenthum an Hessen und ließ sich damit belehnen, worüber später zwischen Hessen und Paderborn langjährige Streitigkeiten entstanden. Da er keine Kinder hatte und mit ihm sein Stamm erlosch, so verkaufte er 1457 seine hessischen Lehngüter an die von Gudenberg. Sein Tod erfolgte vor dem Jahre 1468.

Mit diesen von Kalenberg muß man ein anderes Geschlecht, welches sich nach demselben Schlosse nannte, nicht verwechseln, wie dieses bisher immer geschehen, sodaß es, begünstigt durch die eigenthümlichsten Verhältnisse, schon im 15. Jahrh. zu einem Mitbesitze der Güter jener von Kalenberg gelangte. Es ist hier nicht der Ort, dieses merkwürdige Falsum zu erweisen; und ich bemerke deshalb nur so viel, daß dasselbe schon diesen Namen führte, ehe die Papenheim zum Besitze des Kalenbergs gelangten, daß es an den ältesten Familienverträgen der von Papenheim nie Antheil genommen, in ältester Zeit durchaus in keiner Gütergemeinschaft mit den von Papenheim erscheint und ein völlig verschiedenes Wappen (an und für sich zwar kein Beweis) führte. Dieses erlosch erst 1813.

Das Wappen der von Papenheim, sämmtlicher drei Hauptstämme, war ein schwarzer Rabe im silbernen Felde. (*G. Landau.*)

PAPEN- oder **PFAFFENMÜTZE** nennt man im Deich- und Schleußenbau eine zum Einschlagen hoher Pfähle dienende Ramme, welche aus einem willkürlich großen Klotze besteht, der wie ein abgestumpfter Kegel zuläuft und drei heruntergehende Arme von sechs bis sieben Fuß Länge hat, die durch eiserne Krampen befestigt sind. (*Fischer.*)

Papennaht, s. Pfaffennaht.

Papenschuh, s. Pfaffenschuh.

PAPENTEICH, District nach der alten Eintheilung im Fürstenthum Lüneburg, welcher theilweise fruchtbaren Getreide-, aber auch minder fruchtbaren Geestboden hat. Es lagen darin 43 Dörfer, ein einzelnes Haus und eine Mühle, deren Bewohner sich theils als Frachtfuhrleute beschäftigten, theils bei ihrer starken Viehzucht Handel mit Vieh, Garn und weichem Holze führten, mit welchem letztern sie namentlich Braunschweig und Hanover versorgten. Der District lag auf der linken Südseite der Aller und wurde zugleich von der Schunter bewässert, welche bei dem Dorfe Walle sich in die Ocker ergießt. (*Fischer.*)

PAPENWASSER heißt der südlichste Busen des stettiner Haffs, in welchen die Oder mündet. (*Fischer.*)

PAPENZIN, adeliges Dorf im rummelsburger Kreise der preußischen Provinz Pommern, liegt eine Meile von Rummelsburg entfernt an dem gleichnamigen eine Meile langen See, hat eine Schule, drei adelige Vorwerke, eine Schmiede, sechs Halbbauern, 14 Feuerstellen, mit Fischerei und Jagdgerechtigkeit. (*Fischer.*)

PAPETO, PAPETTO, päpstliche Silbermünze von der Größe des Paolo, aber einer das Doppelte haltenden Dicke. Der Papeto enthält auf der Vorderseite das Brustbild oder das mit der Tiara gedeckte Wappen des Papstes und die Namen und Titel angebende Umschrift. Auf der Rückseite zeigt sich die Mutter Gottes im Strahlenkranze auf Wolken sitzend. Sie hält die Himmelsschlüssel in der Rechten, in der Linken einen Tempel mit verschiedenen Legenden. Über die während einer Vacanz geschlagenen Papettis sehe man den Art. Sedisvacanzmünzen. Der Papetto wird aus 14 Loth 12 Grän feinem Silber so geprägt, daß er 111½ holländ. Aß schwer ist und 43⅑ Stück auf die rauhe, 47⅓ Stück auf die feine cölnische Mark gehen. Der Werth eines Paolo ist

daher ungefähr 6 Gr. 8 Pf. Conv. oder 8 Sgr. 9⅓ Pf. preußisch. Übrigens machen 5 Papetti einen Scudo, 1½ Papetti einen Testono *). (*Fischer.*)

PAPHARA (*Παφάρα*), ein unbedeutendes Städtchen oder Ort im südlichen Theile der großen Provinz Kyrrhestike (*ἡ Κυῤῥεστικὴ*) in Obersyrien, nördlich über Beröa, welche nur von Ptolemäus (V, 15) genannt wird. Weder die alten noch die neuern Geographen wissen über dasselbe Genaueres zu berichten (*Cellar.* orb. ant. III, 12. p. 431. vol. I. ed. I. Mannert VI, 1. S. 402. 2. Ausg. Sickler II. S. 553. 550. 2. Ausg.). (*Krause.*)

Paphia Venus, s. Kypris.

PAPHLAGONIA (*ἡ Παφλαγονία*), ein Küstenland am rechten oder südlichen Ufer des Pontus Euxinus in Kleinasien, welches seinen Namen laut der Sage von Paphlagon, Sohne des Phineus, erhielt (*Eustath.* ad Il. II, 851. p. 273. ad *Dion. Per.* 787. p. 249. *B. Steph.* v. *Const. Porphyr.* de them. I, 7), bisweilen aber auch nach dem Pylämenes, Heerführer vor Troja, Pylämenia genannt wird (*Plin.* H. N. VI, 2. *Just.* XXXVII, 4). Bochart (Phal. S. 393) hat den Namen Paphlagonia aus dem Semitischen P'ath-Phaleg (Gegend des Phaleg) hergeleitet, welche Worte in Pa-Phlagonia hellenisirt worden seien. Sickler, welcher überaus gern Namen auf orientalische Bestandtheile zurückführt, findet (alt. Geogr. II. S. 370) den Grund dieser Benennung in der räumlichen Gestalt des Landes, weil es als eine gespaltene oder getheilte Ecke oder als ein in der Mitte eingefurchter Keil sich tief (gegen 19 geogr. Meilen weit von der Küste der übrigen Nordprovinzen Kleinasiens) in den Pontus Euxinus schiebe, wovon es den bezeichnenden Namen Peath-phlegah, die „Ecke, Spitze der Theilung" für „die getheilte eingefurchte Landecke" erhalten habe. Allein bevor wir diese Ableitungen gelten lassen können, muß nachgewiesen worden sein, daß die Ureinwohner des Landes oder diejenigen Einsassen, von welchen dieser Name ausgegangen, dem Semitischen Stamme angehört haben, worüber unten bei der Angabe der inwohnenden Stämme und bei der geschichtlichen Darstellung.

Grenzen, Umfang, Eintheilung. Die natürlichen Grenzen des Küstenlandes bildeten, obgleich nicht für alle Zeiten, westlich der Parthenius, östlich der Halys, nördlich der Pontus Euxinus (*Strab.* XII, 3, 543 sq.). Kaum war jedoch ein anderes Land schon früh so mannichfachem Wechsel unterworfen als Paphlagonien. Deshalb sowol als weil die Berichte der Alten selten zusammentreffen, kann man hier wenig allgemeingeltende Bestimmungen geben [1]). Die politischen Grenzen wurden schon während der Herrschaft der Perser, noch mehr durch Mithradates' VI. (Eupator) Eroberungen, ganz besonders aber durch die hier waltende römische Macht hin und her geschoben und fortwährend neuen Modificationen unterworfen [2]). Für die ältere Zeit stellen wir jedoch folgende Abmarkungen: Gegen West wurde Paphlagonien von Bithynien und dem Gebiete der Mariandyner (*Strab.* XII, 3, 544. 4, 563. *Agathemerus* II. p. 228. *Gron.* *Ποντοβιθυνία, καὶ ὁ ἐνδοτέρω Πόντος, μεθ' ἧς ἐστι ἡ Παφλαγονία*), südlich von den Galatern (*Strab.* XII, 5, 566), östlich von den Kappadokern (auch Syrer genannt; *Herod.* I, 6. 72), dem Gebiete Phazemonitis und vom pontischen Reiche (*Herod.* I, 6. 72. *Strab.* XII, 1, 533. 3, 552, 560) begrenzt [3]). Bei der Angabe der westlichen Nachbarn fügt Strabon (XII, 3, 544) hinzu, daß der Stamm der Kaukonen gänzlich zu Grunde gegangen sei (*τὸ γὰρ τῶν Καυκώνων γένος ἐξέφθαρται τελέως πάντοθεν*), woraus hervorgeht, daß auch diese einst an Paphlagonien gegrenzt haben. Sie hatten, wie es heißt, das Küstengebiet von den Mariandynern bis zum Parthenius mit der Stadt Tieum inne. Demnach gehörte zu ihrem Gebiete selbst noch ein Stück von Paphlagonien. Auch Kallisthenes setzt sie um den genannten Fluß (*Strab.* XII, 3, 542), und zu Strabon's Zeit sollen hier noch einige Kaukoniten gefunden worden sein [4]). — Strabon geht bei seinen Angaben von dem politischen Zustande dieser Länder zu seiner Zeit aus, welcher sich theils noch auf die durch Mithradates d. Gr. herbeigeführte Gestaltung, theils auf die Eintheilung der Römer gründete (XII, 3, 541), und nur selten nimmt er auf die ältere Zeit Rücksicht. Herodot (I, 28) nennt im Verzeichnisse der von Krösus unterworfenen Völker die Mariandyner, Chalyber und Paphlagoner, von welchen die Chalyber östlich von Paphlagonien über dem Halys hausten (über ihren frühern und spätern Namen *Strab.* XII, 3, 549 sq.). Bei Ptolemäus ist nach der kaiserlichen Eintheilung der kleinasiatischen Länder Paphlagonien größtentheils mit Galatien verschmolzen. Nur das Küstenland bezeichnet er als Paphlagonien (V, 5. *τὰ ἐπὶ θαλάσσῃ οἱ κατὰ τὴν Παφλαγονίαν κατέχουσι*). Plinius (VI, 2) zieht noch Amisum zu Paphlagonien, welche Stadt zum Reiche Pontus gehörte und Sitz des Mithradates VI. war (*Appian.* de bello Mithr. c. 78. 120). — Die Länge von West nach Ost in größter Ausdehnung betrug im geraden Durchschnitte gegen 40, und die Breite von Süd nach Nord 20 geogr. Meilen. Doch gilt das erstere Maß nur von dem Küstenstriche. Südlicher in das Land hinein mochte die Länge von West nach Ost nicht über 30 geogr. Meilen messen. Allein die persischen Statthal-

*) Vergl. *Benaven*, Caiss. Ital. tab. 26. 27.

1) *Strab.* XII, 8, 573: *Μετὰ δὲ τὰ Τρωϊκὰ αἵ τε τῶν Ἑλλήνων ἀποικίαι καὶ αἱ Τρηρῶν καὶ αἱ Κιμμερίων ἔφοδοι, καὶ Λυδῶν καὶ μετὰ ταῦτα Περσῶν καὶ Μακεδόνων, τὸ τελευταῖον Γαλατῶν. ἐτάραξαν πάντα καὶ συνέχεαν. Γέγονε δὲ ἡ ἀσάφεια οὐ διὰ τὰς μεταβολὰς μόνον, ἀλλὰ καὶ διὰ τὰς τῶν συγγραφέων ἀνομολογίας, περὶ τῶν αὐτῶν οὐ τὰ αὐτὰ λεγόντων κτλ.*

2) *Strab.* XII, 2, 541: *Ὕστερον δ' οἱ τῶν Ῥωμαίων ἡγεμόνες ἄλλους καὶ ἄλλους ἐποιήσαντο μερισμούς. βασιλέας τε καὶ δυνάστας καθιστάντες, καὶ πόλεις τὰς μὲν ἐλευθεροῦντες, τὰς δὲ ἐγχειρίζοντες τοῖς δυνάσταις, τὰς δ' ὑπὸ τῷ δήμῳ τῶν Ῥωμαίων ἐῶντες. κτλ.* 3) Strabon (XII, 3, 544) setzt auch die Phryger als südliche Grenznachbarn, was sich entweder auf die spätere Provinzeintheilung beziehet, oder auch auf die frühere Zeit, bevor die Galater in diese Gegenden gelangten. (Cf. *Memnon* ap. *Phot.* cod. 224. p. 227 sq. *Bekk.*) 4) Auch sollen sie sich von Heraklea und den Mariandynern bis zu den Leukosyrern oder Kappadokern erstreckt haben (*Strab.* XII, 3, 542).

ter hatten während der Blüthe ihrer Macht seit dem ältern Cyrus allmälig die östlichen Grenzen weit fortgerückt und ihre Satrapie bis an das Vorgebirge Jasonium (cf. *Xenoph.* Anab. V, 10. 1. *Strab.* XII, 3, 548) ausgedehnt. Nach der Darstellung des Hekatonymus aus Sinope, des Redners unter den Gesandten jener Stadt an die rückkehrenden Zehntausend, sowie nach der Beschreibung des Xenophon selbst müssen wir annehmen, daß zu jener Zeit sogar der Iris und Thermodon noch zu Paphlagonien (dessen mächtiger Herrscher jetzt Korylas war) gehört haben (*Xen.* Anab. V, 6, 1. 9. c. 10. §. 1). Doch dürfte man wol in der letztern Stelle den Xenophon nicht ohne Grund eines Irrthums beschuldigen. Denn wie konnten die von dem Hafen zu Armene aus nach Heraklea segelnden Hellenen an den Mündungen der Flüsse Thermodon und Iris vorüberfahren, welche sie viele Meilen weit östlich im Rücken hatten? Und doch deutet hier Xenophon nicht auf ein Sehen aus der Ferne (obgleich auch dies keineswegs möglich gewesen wäre), sondern auf Betrachtung der Vorübersegelnden in der Nähe (*παραπλέοντες ἐθεώρουν*)[5]. — Jene Ausdehnung nach Osten hin mochte nicht nur bis auf Alexander d. Gr. bestehen, sondern auch unter seinen Nachfolgern scheinen bei der Theilung des Reichs zunächst keine wesentlichen Veränderungen stattgefunden zu haben. Dagegen wurde Paphlagoniens Gebiet mit der Einrichtung des pontischen Reichs schon durch Pharnaces, welcher Sinope eroberte und zu seiner Residenz machte, weit mehr aber durch den kriegerischen nach Land und Macht strebenden Mithradates VI. geschmälert, und verlor nicht nur das östliche Gebiet um den Fluß Halys, sondern auch das ganze Küstenland mit seinen hellenischen Pflanzstädten, welches nun zum Reiche Pontus geschlagen wurde[6]). Die griechischen Küstenstädte waren schon mehrmals mit den persischen Statthaltern in Paphlagonien, sowie mit den spätern selbständigen Machthabern in ungünstige Berührung gekommen, waren auch durch Streitigkeiten unter einander selbst geschwächt, und konnten um so leichter dem Mithradates zur Beute werden. — Nachdem dieser König gefallen, wurde zwar das pontische Reich aufgelöst, aber dennoch in vieler Beziehung die alte Eintheilung beibehalten (*Strab.* XII, 3, 541. *Καταλυθέντων δὲ τῶν βασιλέων, ἐφύλαξαν οἱ Ῥωμαῖοι τοὺς αὐτοὺς ὅρους, ὥστε τὴν Ἡράκλειαν προσκεῖσθαι τῷ Πόντῳ, τὰ δ' ἐπέκεινα Βιθυνοῖς προσχωρεῖν*). Die paphlagonische Küste machte noch fortwährend ein Stück des westlichen Pontus aus,

5) *Xen.* l. c. c. 10. §. 1. (vulg. libr. VI, 2): *Ἐντεῦθεν τῇ ὑστεραίᾳ ἀναγόμεναι πνεύματι καλῷ ἔπλεον ἡμέρας δύο παρὰ τὴν γῆν. Καὶ παραπλέοντες ἐθεώρουν τήν τ' Ἰασονίαν ἀκτήν, ἔνθα ἡ Ἀργὼ λέγεται ὁρμίσασθαι, καὶ τῶν ποταμῶν τὰ στόματα· πρῶτον μὲν τοῦ Θερμώδοντος, ἔπειτα δὲ τοῦ Ἴριος, ἔπειτα δὲ τοῦ Ἅλυος, μετὰ δὲ τοῦτον τοῦ Παρθενίου· τοῦτον δὲ παραπλεύσαντες ἀφίκοντο εἰς Ἡράκλειαν κτλ.* Man vergl. die Karten bei Mannert 6. Th. 2. Abth. 6) Er nahm ein Stück nach dem andern. *Strab.* XII, 3, 540. 541. *Εἶχε — καὶ τὴν ἐντὸς Ἅλυος τὰ μέχρι Ἀμάστρεως καί τινων τῆς Παφλαγονίας μερῶν. Προσεκτήσατο δ' οὗτος καὶ τὴν μέχρι Ἡρακλείας παραλίαν ἐπὶ τὰ δυσμικὰ μέρη, κτλ.* Cfr. *Appian.* de bell. Mithr. c. 11. 12.

welcher nun in eilf Distrikte zerlegt und der Provinz Bithynien einverleibt wurde[7]). — Allein unter der Kaiserherrschaft wurde bei der neuen Eintheilung der kleinasiatischen Länder in Provinzen (im 1. Jahrh. n. Chr.) Paphlagonien bis an die Küste zu Galatien geschlagen. Ein kleiner westlicher Theil jedoch, welcher früher zu Bithynien gehört hatte, trug noch späterhin den Namen Pontus als besondere Provinz. Indessen geht aus der Notit. Imp., aus Hierokles (*Συνέκδημος* p. 695, 701. *Wess.*) und aus andern spätern Schriftstellern hervor, daß unter Diocletian und Constantin die alten umfassenden Provinzen wieder in kleinere Theile gesondert wurden, wodurch auch Paphlagonien abermals zur Provinz erhoben wurde, und zugleich die westlichen Theile der Küste umfaßte. Allein Sinope und das östliche Küstenland wurden wieder mit dem Pontus vereinigt, welcher nun unter dem Namen Helenopontus Amasia zur Hauptstadt erhielt (vgl. Mannert VI, 3. S. 8. f.). — Außerdem ist noch zu bemerken, daß das Küstenland von dem südlichern Mittellande (*μεσογαία*, mediterranea Paphlagonia) mit der Hauptstadt Gangra unterschieden wurde, in welchem letztern, während die Übermacht des pontischen Reichs das Küstengebiet bis Heraklea verschlungen hatte, Paphlagonien vorzüglich bestand und von eigenen Königen mit mancher Unterbrechung beherrscht wurde, worüber unten bei der Angabe der Städte und in der geschichtlichen Entwickelung. Ein südlicher an Galatia stoßender Theil wird *Τιμωνιτὶς Παφλαγονία* genannt (*Memnon* ap. *Phot.* cod. 224. p. 232. *Bekk.*).

Gebirge, Vorgebirge. Der obengenannte Hekatonymus aus Sinope, ein nach eigner Versicherung des paphlagonischen Landes kundiger Mann, belehrt die Heerführer der Zehntausend bei Xenophon (Anab. V, 6, 6 sq.), daß jenes Land sehr schöne Ebenen und sehr hohe Berge (*πεδία κάλλιστα καὶ ὄρη ὑψηλότατα*) habe; ferner, daß die letztern da, wo man von Osten her allein nach Paphlagonien gelangen könne, durch zwei steile Höhen einen Engpaß bilden, daß eine geringe Mannschaft jene Höhen vertheidigen und von diesem Engpasse die größte Macht abhalten könne. Obgleich sich nun Hekatonymus bereit zeigt, die Wahrheit seiner Aussage an Ort und Stelle zu bekräftigen, so verräth doch offenbar die Farbe seiner Rede die Absicht, die Zehntausend von dem Marsche durch Paphlagonien abzuschrecken und ihnen die Fahrt zu Wasser wünschenswerther zu machen, was auch jenen Heerführern keineswegs entging (*Xen.* Anab. V, 6, 11). Die Berge nun, welche Hakatonymus bezeichnet, können keine andern sein, als die zum hohen und steilen Olgassys (ὁ Ὀλγασσυς ὄρος σφόδρα ὑψηλὸν καὶ δύσβατον) gehörenden, welches Gebirge westlich von der Mündung des Halys anhebend in westlicher Richtung fortläuft, das sinopeische Gebiet von dem der Provinz Pontus scheidet, sich dann nordwärts wendet und im hohen Vorgebirge Karambis abbricht (*Strab.* XII, 3, 561). In westlicher

7) *Strab.* XII, 3, 541 vom Pompejus nach Mithradates Besiegung: *Τὰ δὲ λοιπὰ εἰς ἕνδεκα πολιτείας διεῖλε καὶ τῇ Βιθυνίᾳ προσέθηκεν, ὥστ' ἐξ ἀμφοῖν ἐπαρχίαν γενέσθαι μίαν.*

und südwestlicher Richtung laufen von ihm mehre Arme aus, von denen einige, wenn auch nur in Hügelreihen, sich bis nach Bithynien erstrecken und mit Waldung bedeckt waren (*Strab*. XII, 3, 546. Phineus verkündigt den Argonauten bei *Apoll. Rh.* II, 358 *ἀγχίμολον ἐπὶ τῇ πολέας παρανεῖσθε κολωνοὺς Παφλαγόνων*). Die Paphlagoner hatten auf diesem Gebirge überall Heiligthümer aufgeführt (*Strab*. XII, 3, 562). Den Namen Olgassys hat man von dem phönicisch-hebräischen Ol (Joch) und Gassas (abschneiden) hergeleitet (also steil abgeschnittenes Joch), wobei man auf seine Gestalt besonders in dem steil abgeschnittenen Karambis Rücksicht genommen hat (Sickler II, 370). Späterhin mochte es den Namen Gigas führen. Gegenwärtig heißt es Elkas. Mehre Städte hatten eine hohe Lage auf Bergen, wie Kromna (daher Cromnae juga bei *Val. Flaccus*, V, 106), eine Bergfeste. Kytorus oder Kytorum lag in der Nähe eines hohen Berges (montes Cytorii *Plin.* VI, 2. XVI, 26, 16. *Marc. Her.* VI, p. 222). Er zeichnete sich durch seine Productivität im Buxbaum aus, weshalb Catull Cytorus *buxifer* nennt (IV, 13. Cf. *Strab*. XII, 3, 545)[8]). Auch Erythini war ein hoher Ort (Il. II, 855 *ὑψηλοὺς Ἐρυθίνους*. *Apoll. Rhod.* II, 942 *αἰπεινοὺς Ἐρυθίνους*; wozu der Schol. *λόφους περὶ Παφλαγονίαν*), obwol möglich, daß hier mehr Uferhöhe oder Hügel, als eigentlicher Berg zu verstehen ist. Appian (de bell. Mithr. c. 19. p. 668. *Schweigh.*) bezeichnet einen Berg, welcher die Grenze von Bithynien und dem Reiche Pontus unter Mithradates VI. bildete und vor der Ausdehnung dieses Reiches zum alten Gebiete der Paphlagoner oder der Mariandyner gehören mochte, mit dem Namen Skorobas. Einen Berg in der Stadt Pompejopolis, mit einem wichtigen Bergwerke, welcher Sandarakurgion genannt wurde, erwähnt Strabon (XII, 4, 562). Karambis (*Κάραμβις, Καραμβιακὴ ἄκρη*. *Orph.* v. 733. *Ptol.* V, 6. *Marc. Her.* p. 70 *Huds.* *Καραμβὶς ἄκρη* *Dion. Per.* 786) hieß die nördlichste weit ins Meer ragende Landspitze, ein großes Vorgebirge (*ἄκρα μεγάλη, ἀκρωτήριον ὑψηλὸν καὶ μέγα, ἠλίβατον*. *Apoll. Rhod.* II, 362. *Strab.* l. c. *Marc.* l. c. *Plin.* VI, 2, 1. promontorium vasto excursu: bei *Val. Flacc.* IV, 599 erhebt es sich nubifera rupe), Kriu Metopon im taurischen Chersonesus gegenüber, durch welche beiden einander entgegenlaufenden Spitzen der Pontus Euxinus gleichsam in zwei Hälften getheilt (*διθάλαττος*) wird (*Strab*. XII, 3, 545. *Luc.* Toxar. §. 57)[9]). Die Schiffer versicherten auf ihrer Fahrt beide Vorgebirge zugleich erblickt zu haben, was bei der Entfernung, welche Strabon (VII, 4, 309) und Plinius (IV, 26, 12) geben (s. Anm. 9), leicht möglich war, da der Wasserspiegel dem Auge Vorgebirge in bedeutender Ferne wahrnehmen läßt. Nach des Plinius Messung war ein in gleicher Distanz von beiden segelnder Schiffer von jedem 17 geogr. Meilen entfernt. Von seiner Eigenthümlichkeit hat man den Namen Karambis (aus Karabith, Karabis hellenisirt) aus dem phönicisch-hebräischen Kerabah (Annäherung) abgeleitet, also in der Bedeutung „Vorgebirge der Annäherung" (Sickler II, 371). Die Entfernung von Sinope bis Karambis beträgt 700 Stadien = $17\frac{1}{2}$ geograph. M., von der Mündung der thrakischen Meerenge setzt Plinius (VI, 2) 325 M. p. = 65 geogr. M. Die Genuesen nannten es im Mittelalter Cap Pisello, die Türken jetzt Burnu (Cap) Kerembe (Mannert, VI, 3, 22).

Ein weiter östlich liegendes kleines und weniger nordwärts in den Pontus Euxinus auslaufendes Vorgebirge, nördlich von Armene, ist die *ἄκρα λεπτή*, promontorium parvum, Syrias und Lepte genannt, im Verhältniß zum hohen Karambis nur eine niedrige Landspitze. Artemidor setzt die Entfernung von Armene auf 50, Arrian auf 60, der anonyme Verfasser des Periplus auf 67 Stadien. Gegenwärtig heißt es Indsche (Mannert VI, 3. S. 17). Auf den Karten findet man diese Landzunge zu weit nördlich gerückt.

Flüsse, Hafen, Schiffahrt und Handel. Der Parthenius (auch *Παρθένης* bei d. Anom. des Peripl., und verdorben *Παρολνιος* bei *Skylax*. p. 81. *Gron.* 34 *Huds.*), schon von Homer genannt (Il. II, 854), wird von den alten Geographen gewöhnlich als westliche Grenze Paphlagoniens betrachtet. Er entspringt in Paphlagonien selbst auf dem Gebirge Olgassys, strömt dann westlich, nordwestlich und nördlich und mündet in den Pontus Euxinus (Strabon [XII, 3, 543] nennt seine Quellen in Paphlagonien, läßt ihn aber in Bithynien dem Meere zuströmen; Arrian [Peripl. p. 14. *Huds.*] betrachtet ihn als Grenzfluß zwischen Paphlagonien und Bithynien; Plinius [VI, 2, 1] und d. Schol. zu Apoll.

8) Auf d'Anville's Karte wird er Kytros, von Albufeda (Tab. XVIII. p. 309) Kotru genannt. Beauchamp bezeichnet ihn mit dem Namen Gydras, und bestimmt genau seine Länge und Breite. Vergl. Mannert VI, 3, 25. 9) Mela (I, 19, 8) stellt es fast in die Mitte der paphlagonischen Küste, was mit seiner westlichen und östlichen Grenzbestimmung harmoniren mag. Bei Straben (l. c.) liegt es westlicher, wie es auch Mannert auf der Karte von Kleinasien (VI, 3) gestellt hat. Ausführlicher *Strab.* II, 5, 124 sq. *Ἔστι δὲ διθάλαττος τρόπον τινὰ οὗτος (Εὔξεινος πόντος)· κατὰ μέσον γάρ πως ἄκραι δύο προπίπτουσιν, ἡ μὲν ἐκ τῆς Εὐρώπης καὶ τῶν βορείων μερῶν, ἡ δ' ἐκ τῆς Ἀσίας ἐναντία ταύτῃ, συνάγουσαι τὸν μεταξὺ πόρον, καὶ ποιοῦσαι δύο πελάγη μεγάλα· τὸ μὲν οὖν τῆς Εὐρώπης ἀκρωτήριον καλεῖται Κριοῦ μέτωπον· τὸ δὲ τῆς Ἀσίας Κάραμβις· διέχοντα ἀλλήλων περὶ δισχιλίους σταδίους καὶ πεντακοσίους.* Allein VII, 4, 309 setzt er die bezeichnete Entfernung von 2500 Stadien nicht von Kriu Metopon, sondern von der Stadt Chersones bis Karambis, wodurch die erstere auf ein geringeres Maß reducirt wird. *Dion. Per*, v. 156. *Πόντον διθάλασσον*. Dazu *Eustath*. p. 115. *B. Priscian*. v. 146. bimaris pontus. *Avien*. v. 235 gemini forma maris. Aber Sophokles (Antig. 968) *διδύμας ἁλὸς ἀκταὶ βοσπόριαι* kann mit gleichem Rechte auch auf den Pontus Euxinus und die Palus Mäotis bezogen werden, welche der Bosporus Cimmerius verbindet. Plinius (IV, 26, 12) setzt die Entfernung von Kriu Metopon bis Karambis auf 170 M. p. = 1360 Stad. = 34 geogr. Meilen. Dionysius Per. (155) und Priscian (v. 144) geben als Entfernung die Fahrt von drei Tagen an, aber der Anonymus des Periplus nur die Fahrt eines Tages und einer Nacht. Agathemerus (II. p. 249 *Gron.*) folgt der erstern Angabe des Strabon. Nach Apollon. (Arg. II, 363) brechen oder theilen sich hier die Nordwinde (*περισχίζονται*).

Rhod. [II, 937] lassen ihn in Paphlagonien fließen. Cf. *Eusth.* Il. II. 855. p. 274), 90 Stadien von Amastris. Als schöner Strom wird er vielfach gepriesen; Orph. (728) nennt ihn (*Παρθενίοιο ῥεέθρα*) *Καλλίχορον ἐπώνυμον* (worüber *Ammian.* XXII. 8). Apollonius bezeichnet ihn als sanft strömenden Fluß (Arg. II, 937. *Παρθενίοιο ῥοὰς ἁλιμυρήεντος, πρηΰάτου ποταμοῦ*), dagegen Xenophon (Anab. V, 6, 9) als *ἄβατος*, und Ovid (ex Pont. IV, 10, 50) sogar als rapax (cf. *Amm. Marc.* XXII, 8). Der Name Parthenius wird verschieden erklärt. Die meisten beziehen ihn auf das Bad der jungfräulichen Diana in seinen Wellen (*Apoll. Rh.* II, 938 sq.), Andere auf seine sanfte Strömung (*Eusth.* Il. II, 854. p. 274. 362). Strabon (XII. 3, 543) leitet ihn von den blühenden Gefilden ab, durch welche der Fluß ströme (cf. *Mitscherlich* ad *Hom.* Hymn. in Cer. v. 99. p. 145), Sickler (II, 371) aus dem phönicisch-hebräischen Ph'rath oder Phorath (die Fruchtbare). Einige haben den Parthenius und Kallichorus für einen und denselben, andere für zwei verschiedene Flüsse gehalten. Die Richtigkeit der letztern Annahme bestätigen Skylax (p. 82 sq. *Gron.*), Apollonius Rhodius (II, 904. 910. 936) Val. Flaccus (V, 75, 104), dazu Voß (cf. *Tzschucke* ad *Pomp. Mel.* 1, 19, 8. p. 586. vol. III.). Über seine Mündung zwischen Tieum und Amastris Ptolemäus (V, 1) und Schol. Apollonius (II. 938). Gegenwärtig heißt er Gerede-Su (Rich. Pococke, Beschreib. d. Morgenland. u. einiger and. L. Thl. III. 138. Aus d. Engl. von Windh. Erlang. 1755), bei den Griechen Bartin, bei den Türken Dolap. Über die Mündung des kleinen Flusses Cherke in denselben, über seinen Lauf und Ausfluß in den Pontus Eurinus gibt Pococke (ebend.) einige Notizen aus eigener Anschauung. Auch Pitton de Tournefort (Relation d'un voyage du Levant. T. II. p. 88, b) redet über seinen gegenwärtigen Zustand als Augenzeuge [10]). Dieser Fluß wurde auf einer Medaille der Stadt Amastris vorgestellt [11]). — Der Sesamus, ein kleiner Fluß bei Amastris, welcher, wie die Stadt, früher Sesamus, späterhin Amastris hieß (*Marc. Heracl.* Geogr. Min. I, 73 *Huds. Ptol.* V. 3). Der ebenfalls unbedeutende Zaleкus (*Ζάληκος* Peripl. ebend. *Ζάλισκος Ptol.* l. c.) fließt 210 Stadien nordwestlich vom Halys. Von dem Flüßchen Euarchus (*Εὔαρχος*, auch *Εὔηχος* genannt), in der Nähe von Sinope, reden Artemidor und der Anonymus des Periplus, welche dasselbe an die alte Grenze zwischen Paphlagonien und Kappadokien setzen (Mannert, VI, 3, 11). Bei Armene ergießt sich ein kleiner Fluß, Acheránus, in den Hafen dieses Orts. Skylax (p. 81 *Gron.*) nennt ihn *Ὀχέραινος*, aber ein Fragment des Artemidor und Menippus *Ὀχοσβάνης* (*Voss.* ad *Scyl.* l. c. ed. *Gron.*). — Wir gelangen zum Halys, wol dem bedeutendsten Flusse in Vorderasien, welcher seinen Namen von den Salzquellen hat, an denen er vorüberströmt (*Strab.* XII, 3, 546; genauer XII, 3, 561: *εἰσὶ ἐν τῇ Ξιμηνῇ ἅλες ὀρυκτοί, ἀφ' ὧν εἰκάζουσιν εἰρῆσθαι Ἅλυν τὸν ποταμόν.* Cf. p. 560), und in Groß-Kappadokien, nahe am polemonischen Pontus, im Gebiete Kamisene entspringt, wie Strabon (XII, 3, 546) berichtet, dessen Angabe hier am meisten Beachtung verdient, da er aus Amasia am Iris, nicht sehr fern vom Halys, gebürtig war. Nach Herodot (I. 72) ergießt er sich vom armenischen Gebirge (*ἐξ Ἀρμενίου οὔρεος*), strömt durch das Gebiet der Kiliker, hat die Matiener rechts, die Phryger links zu Nachbarn, geht dann nordwärts, scheidet die syrischen Kappadoker von den Paphlagonern und strömt dem Eurinus zu (Herodot [l. c.] bemerkt hierbei: *οὕτω ὁ Ἅλυς ποταμὸς ἀποτέμνει σχεδὸν πάντα τῆς Ἀσίης τὰ κάτω ἐκ θαλάσσης τῆς ἀντίον Κύπρου ἐς τὸν Εὔξεινον πόντον· ἔστι δὲ αὐχὴν οὗτος τῆς χώρης ταύτης ἁπάσης κτλ.*). Jedenfalls setzt er seinen Ursprung viel zu weit südlich, wovon wol der Grund in seiner eigenthümlichen topographischen Vorstellung und Benennung des bezeichneten Gebirges, oder auch in dessen großer Ausdehnung und Verzweigung zu suchen ist (vgl. Arrian Peripl. Pont. S. 16 Hudſ. Auct. Descr. Pont. Eux. p. 9. vol. III. Geogr. M. *Huds. Cellar.* III. 8. 57. *Wesseling* ad *Herod.* I, 6. Mannert VI, 2. 453. *Tzschucke* ad *Mel.* I, 19, 8. p. 599. sq. vol. III.). Plinius (VI. 2) findet seine Quellen am Fuße des Taurus, und versteht wahrscheinlich den Antitaurus, von welchem einige Zweige sich bis in die Nähe des noch schwachen Halys erstrecken (s. d. Karte von Kleinasien bei Mannert VI, 3). — Er strömt von seinen Quellen ab lange gegen West, wendet sich dann nordwärts durch Galatien und Paphlagonien und scheidet diese von den Leukosyrern. Skylax (p. 80 *Gron.*) findet ihn in Assyrien, worunter er jedenfalls nach der persischen Eintheilung und Benennung dieser Länder, Kappadokien versteht (denn bekanntlich lebte Skylax früh und soll vom persischen Hofe zu seiner Seeexpedition ausgesandt worden sein). Dionysius Per. (v. 784. 85) folgt in Betreff seiner Quellen dem Herodot und läßt ihn in der Nähe des Karambis münden. Nach Eustathius (ibid. p. 249 *Bernh.*) rauschen seine vom armenischen Gebirge kommenden Wellen nicht fern vom Iris nordwärts in der Nähe des Karambis (dies freilich unrichtig) dem Pontus Eurinus zu. Nicht weit von einander entfernt sind beide da, wo sie, noch unbedeutend, westlich strömen. Der Halys bildete einst die Grenze der medischen und lydischen Herrschaft (*Herod.* I. c.). Noch reichte das Reich des Krösus, bevor er mit Cyrus zusammenstieß, bis an den Halys (*Herod.* I, 28.

---

10) „Nous entrâmes — dans la rivière de Partheni, dont les Grecs ont encore conservé le nom; mais les Turcs l'appellent Dolap. La rivière n'est pas bien grande, quoique ce fut une de celles que les Dix mille appréhendoient de passer. Strabon et Arrien assurent qu'elle séparoit la Paphlagonie de la Bithynie. Si ce premier Auteur revenoit au monde, il la trouveroit aussi belle qu'il l'a décrite. Ses eaux coulent encore parmi ces prairies fleuries qui lui avoient attiré le nom de Vierge. [illegible] mieux fait de les faire passer au travers de la campagne d'Amastris, que par le milieu de la ville [illegible] Les Citoyens d'Amastris l'a[illegible] sur une Medaille de M. Aurèle; le fleuve a [illegible] un roseau de la [illegible] sur des roches d'où sortent

Curt. IV, 11). Thales soll einst den Halys zu Gunsten des Krösus durch einen tiefen Kanal getrennt und leicht zum Durchgehen gemacht haben (*Herod.* I, 75. *Eusth.* ad *Dion. Per.* v. 783. p. 249 *Bernh.*). Als die hellenische und besonders die attische Seemacht blühete, wagten die Perser zu Wasser nicht über Phaselis, zu Lande nicht über den Halys vorzudringen, wie Isokrates (Areop. c. 37) bemerkt. So hatten die Römer in ihren Friedensbedingungen mit Antiochus den Taurus und Halys als Grenzen bestimmt (*Appian.* de bello Mithr. c. 62. p. 731. vol. I. *Schweigh.*). Die Breite des Halys wird bei Xenophon (Anab. V, 6, 9) auf zwei Stadien geschätzt. Da sein Lauf sehr lang war, so konnten ihn Regengüsse außerordentlich anschwellen (*Appian.* bell. Mithr. c. 65. p. 737, *τὸν Ἅλυν ποταμὸν περάσας, μέγαν τε ὄντα καὶ δύςπορον τότε μάλιστα αὐτῷ γενόμενον ὑπὸ ὄμβρων*). Ovid (ex Pont. IV, 10, 48) nennt ihn crebro vortice tortus. Cf. *Apoll. Rhod.* II, 367 sq. Er wird bald als paphlagonischer, bald als leukosyrischer, bald als kappadokischer Fluß betrachtet (Schol. ad *Apoll. Rh.* II, 366, 965). Jetzt heißt er Kisil-Irmak oder Kizil-Ermak [12]). — Im südlichen Theile oder im Mittellande strömte der Fluß Amnias durch das Gebiet Domanitis und mündete wahrscheinlich in den Halys (*Strab.* XII, 3, 562). Da Paphlagonien eine so ausgedehnte, vielfach einbeugende und Buchten bildende Küste hatte, konnte es natürlich hier an guten Häfen nicht fehlen. Amastris, die copulirte Vierstadt, welche noch spät als bedeutender Handelsplatz blühete, lag auf einer Halbinsel und hatte auf beiden Seiten Häfen (*Strab.* XII, 3, 544). Kytoron bezeichnet Strabon (l. c.) als *ἐμπορεῖον* von Sinope. Skylax (p. 81 *Gron.*) nennt den Hafen Stephane (*Στεφάνη*), welchen Plinius (VI, 2) als Städtchen betrachtet. Tournefort (l. c.) fand hier in schöner Gegend das Dorf Stephanio. Als Castell mit einem Hafen für Küstenschiffahrt wird auch Potamoia betrachtet (Artemidor bei Marc. Her. ebend.). Ein bequemer und sehr geräumiger Hafen, nördlich von dem kleinen Vorgebirge Lepte geschützt, war der zu Armene, welcher mit diesem Orte selbst der Stadt Sinope gehörte (*Strab.* XII, 3, 345). Hierher brachten die Sinopeer mit ihrer Flotte die Zehntausend, wo sie fünf Rasttage hielten. Entweder war dieser Hafen geräumiger, oder sie wollten das ausgehungerte verwegene Corps nicht gern in ihre Stadt aufnehmen, und sandten ihnen die *ξένια*, 3000 Medimnen Mehl, und 1500 Gefäße mit Wein hierher (*Xenoph.* Anab. V, 9, 14. 15). Sinope selbst hatte durch ihre Lage auf einer Landzunge zwei gute sichere Häfen (*Strab.* XII, 3, 545; *ἑκατέρωθεν δὲ τοῦ ἰσθμοῦ λιμένες καὶ ναύσταθμοι*), beherrschte mit ihrer Flotte lange das Meer innerhalb der Kyaneä (*Strab.* l. c.) und war hier allein fähig mit ihren Schiffen das hellenische Heer zu transportiren (*Xenoph.* Anab. V, 6, 1). Auch war Sinope lange der wichtigste Stapelplatz des Pontus und trieb beträchtlichen Handel. So erhielt der Zinnober, ein Product Kappadokiens, Sinopis (*Σινωπικὴ μίλτος*) genannt, blos deshalb diesen Namen, weil hier die Niederlage desselben war, und von hier aus derselbe überallhin bezogen wurde, bevor Ephesus seinen Handel bis in diese Gegenden ausdehnte (*Strab.* XII, 3, 540). Auch Herakleа an der bithynischen Küste des Pontus erhob sich bald als mächtige Seestadt und mochte wol mit seiner Seemacht und seinem großen Hafen (*Memnon* ad *Phot.* cod. 224. p. 236. *Bekk.*) Sinope bald den Rang streitig machen. In der Seeschlacht des Ptolemäus Keraunus gegen Antigonus zeichnete sich die Herakleische Flotte besonders aus (*ἑξήρεις τε καὶ πεντήρεις καὶ ἄφρακτοι, καὶ ὀκτήρης μία ἡ λεοντοφόρος καλουμένη, μεγέθους ἕνεκα καὶ κάλλους ἥκουσα εἰς θαῦμα κτλ.* *Memnon* ad *Phot.* cod. 224. p. 226. *Bekk.*). Später stand sie mit ihrer Flotte dem Nikomedes gegen den Antiochus bei (*Memnon* l. c. p. 227). Die Römer nahmen sie freundlich auf und schlossen mit ihr einen besondern Vertrag (*Memnon* l. c. p. 229. *B.*). Allein sie hatte später im Kampfe des Lucullus mit Mithradates ein schreckliches Schicksal, und wurde besonders durch Cotta ihrer Zierden, ihrer Macht und Bedeutung beraubt (*Memnon* l. c. p. 239). — Als Xenophon mit dem Reste seiner Zehntausend zu Kotyora, einer Colonie von Sinope, verweilte, waren hier Handelsleute aus Heraklea und Sinope (*Xenoph.* Anab. V, 6, 19). Besonders mochte Sinope in der ältern Zeit bedeutenden Handelsverkehr mit der taurischen Chersonesus und dem Bosporus haben. Allein späterhin erhoben sich hier selbst wichtige Handelsplätze mit guten und bequemen Häfen und günstiger Lage, welche als *ἐμπορεῖα* den mercantilischen Verkehr des Pontus mit der Palus Mäotis und der taurischen Halbinsel größtentheils an sich zogen (Panticapäum, Tanais, Phanagoria, Eupatoria, Cherson u. a.; s. d. Art. Panticapaeum.

Klima, Boden, Producte. Wenn auch die nördliche Küste Kleinasiens am Pontus Euxinus keineswegs mit der südlichen am Mittelmeere, und noch weniger mit der westlichen, an welcher entlang sich die fruchtbarsten und anmuthigsten Inseln des ägäischen, ikarischen und karpathischen Meeres an einander reihen, verglichen werden kann, so hatte sie doch in jener Zeit, sowie noch jetzt, fruchtbare und schöne Landstriche. Hekatonymus bei Xenophon (V, 6, 6) preist die schönen Ebenen Paphlagoniens (*πεδία κάλλιστα*); Strabon (XII, 3, 543) läßt den Parthenius durch blühende Fluren (*διὰ χωρίων ἀνθηρῶν*) strömen, von welchen er, wie bemerkt, seinen Namen ableitet, und Rich. Pococke sowohl als Tournefort fanden noch in neuerer Zeit hier schöne Gegenden (prairies fleuries: *Tournefort* l. c. Pococke ebend. S. 138. „Vier Meilen weiter gingen wir über die Berge gegen Westen in ein schönes Land; ich halte es für das alte Paphlagonien" u. s. w.). Daß es hier nicht an fruchtbarem Boden mangelte, ersehen wir daraus, daß sich die

12) Schon oben wurde angegeben, daß nach der Darstellung bei Xenophon (l. c.) selbst der Iris und Thermodon zu Paphlagonien gehört zu haben scheinen. So bezeichnet auch Eustathius (ad *Dion. Per.* 652. p. 227 sq. *B.*) den Thermodon als paphlagonischen Fluß (*τὸν Παφλαγονικὸν ποταμὸν Θερμώδοντα πάτραν τῶν Ἀμαζόνων εἶπε, διότι πάλαι ποτὲ περὶ τοὺς Παφλαγονικοὺς αὗται κατῴκουν τόπους, ὡς αἱ ἱστορίαι φασίν.*

Römer in der Kaiserzeit mehrmals Getreide aus Paphlagonien verschafften (*Plin.* ep. X, 36). Strabon rühmt den Boden oberhalb der Stadt Sinope, welche mit vielen fruchttragenden Gärten, und noch mehr die Vorstädte, umgeben waren [13]). So bezeichnet er das benachbarte Gebiet Gadilonitis als ein ebenes, ergiebiges und glückliches Land (*εὐδαίμων χώρα, καὶ πεδιὰς πᾶσα, καὶ πάμφορος*, XII, 3, 546). Andererseits bot das Land ausgezeichnete Waldung auf seinen Gebirgszügen dar. Das Gebiet von Sinope sowohl als ein langer Gebirgsstrich bis gegen Bithynien hin hatte Überfluß an Schiffsbauholz, mit bequemem Transport wegen der Nähe des Ufers (*Strab.* l. c.). Auch erzeugte das sinopeische Gebiet Rüstern (*σφένδαμνος*) und Bergnußbaum (*ὀροκάριον*), woraus man Tische fertigte [14]). Vom Meere ab landeinwärts trug der Boden Ölbäume (*Strab.* l. c.). Ein ganz vorzügliches Product des Gebietes von Amastris und besonders in der Nähe von Kytoros, war der Buchsbaum [15]). In Betreff des Thierreiches nennt schon Homer (Il. II, 852) die Maulthiere der in alter Zeit hier wohnenden Heneter; und noch zur Zeit des Dionysius von Sicilien soll sich der henetische Stamm in Oberitalien der Maulthierzucht befleißigt haben (*Strab.* V, 1, 212. XII, 3, 543). In dem benachbarten Gadilonitis blühte die Schafzucht und es wurde schöne und weiche Wolle gewonnen (*Strab.* XII, 3, 546), an welcher es in Kappadokien und im Reiche Pontus mangelte. Auch fand man hier die anderwärts seltenen *δόρκαδες* (*ζόρκες*), eine Gazellen- oder Antilopenart (*Strab.* XII, 3, 546). Überhaupt rühmt Strabon (XII, 3, 547 sq.) die ausgezeichnete Fruchtbarkeit, die reichliche Jagd (*συχναὶ θῆραι παντοίων ἀγρευμάτων*), den ergiebigen Fischfang, auch einigen Bergbau der östlich benachbarten Landstriche. Daß hier Flüsse und Meer Überfluß an Fischen darboten, läßt sich leicht denken (cf. *Liv.* XXXVIII, 18) [16]). Auch das Mineralreich bot einige Producte dar. In dem obenerwähnten Pompejopolis (einer der wichtigsten Städte *τῆς Παφλαγονίας τῆς μεσογαίας*), befand sich ein Bergwerk *Σανδαρακούργιον* genannt, ein durch Schachten und Stollen ganz unterminirter Berg. Man verbrauchte zur Arbeit Sklaven, welche wegen Verbrechen als solche feilgeboten und zu diesem Behufe gekauft wurden. Denn die Arbeit war nicht nur sehr anstrengend, sondern es herrschte auch in den unterirdischen Gängen eine schwer zu ertragende, tödtliche Luft, weshalb die Unglücklichen fortwährend krank wurden und starben [17]). Den hier gewonnenen Stoff, Sandaraka genannt, hat man fälschlich für identisch mit Sinopis gehalten (Mannert VI, 3, 3). Laut der Angabe des Plinius (XXXV, 6) war es eine rothe metallartige Farbe, welcher man sich zur Verfälschung des Zinnobers bediente. Wenigstens wurde der letztere, wie schon bemerkt, in Kappadokien gewonnen, und von hier erst nach Sinope gebracht. — Viel *ἀκόνιτον* fand man im benachbarten Herakleotischen Gebiete (*Strab.* XII, 3, 543).

Stämme. Weder über die ureinwohnenden noch über die eingewanderten Stämme haben wir hier viel zu sagen. Die wichtigste und älteste Notiz finden wir bei Homer, welcher in seinem Verzeichnisse der Hilfsscharen der Troer und Dardaner auch die Paphlagoner und ihren Heerführer Pylämenes aus dem Stamme der Eneter (Heneter) aufführt (Il. II, 851 sq. *Παφλαγόνων δ' ἡγεῖτο Πυλαιμένεος λάσιον κῆρ, ἐξ Ἐνετῶν, ὅθεν ἡμιόνων γένος ἀγροτεράων*). Über den Sitz dieser Heneter und ihre Wanderung haben schon die Alten geredet, ohne zu einem sichern Resultate zu gelangen. Aus der Anführung des Homer, auf welche alle zurückkommen, leuchtet ein, daß sie zur Zeit des troischen Krieges ein in Paphlagonien seßhafter nicht unbedeutender Stamm waren, aus welchem, als dem mächtigsten oder auch als dem kriegerischesten der Führer sämmtlicher Paphlagoner hervorging (Apoll. Rhodius [II, 359, 60] bezeichnet den Eneteier Pelops als ersten Herrscher und Stammvater der Paphlagoner. Dieser Sagenkreis war gewiß vielgestaltig, und die Spätern schöpften aus verschiedenartigen Quellen). Laut einer Tradition nun, in welcher die meisten Alten übereinstimmen, kehrten diese Heneter nach Verlust ihres Führers, als Troja erobert, nicht in ihre Heimath zurück, sondern wandten sich nach Thrakien, von wo aus sie endlich in das Gebiet am adriatischen Meere gelangten, welches von ihnen den Namen erhielt. Einige behaupteten, daß auch Antenor mit seinen Söhnen an diesem Zuge Theil genommen habe (*Strab.* V, 1, 212. XII, 3, 543. 544. 552). Livius (I, 1) berichtet, daß die Heneter, durch innere Unruhen aus Paphlagonien vertrieben, nach Verlust des Pylämenes vor Troja einen Führer und neue Wohnsitze suchend unter Antenor bis zum innersten Busen des adriatischen Meeres gekommen, hier die Euganeer, welche zwischen dem Meere und den Alpen wohnten, vertrieben und nun mit den Troern diese Region behauptet haben. Der Ort, wo sie zuerst gelandet, heiße Troja, und das ganze Volk werde Veneter genannt. Man führte auch als Beweis an, daß Homer die Maulthiere der Heneter in Paphlagonien nenne, und daß auch bei den Henetern in Italien die Maulthierzucht geblüht und noch Dionysius von Sicilien von dorther den Grund zu seinem *ἱπποτροφεῖον τῶν ἀθλητῶν ἵππων* gelegt habe. Auch sei die henetische Race lange bei den Hellenen sehr

13) *Strab.* XII, 3, 545: *Ἄνωθεν μέντοι καὶ ὑπὲρ τῆς πόλεως εὔγαιόν ἐστι τὸ ἔδαφος, καὶ ἀγροκηπίοις κεκόσμηται πυκνοῖς, πολὺ δὲ μᾶλλον τὰ προάστεια.* 14) *Strab.* l. c. 546. Eustath. ad Dion. Per. 772 sq. über die Holzart *ὀροκάρυον* herrschen verschiedene Ansichten; s. Schneider's Lex. u. d. W. 15) *Πλείστη δὲ καὶ ἀρίστη πύξος φύεται κατὰ τὴν Ἀμαστριανήν, καὶ μάλιστα περὶ τὸ Κύτωρον.* Catull. IV, 13. Cytoros buxifer. Cf. Theophr. H. plant. III, 15. *Plin.* N. H. XVI, 28, 16. Val. Flacc. V, 16. 16) Strabon (XII, 4, 562 sq.) bemerkt, daß Eudoxos von ausgegrabenen Fischen in Paphlagonien rede, aber den Ort nicht bestimme. Nach Athen. (VIII, 331 d.) waren es lebendige Fische. 17) *Strab.* XII, 3, 563: *Πρὸς γὰρ τῇ ἐπιπόνῳ τοῦ ἔργου καὶ θανάσιμον καὶ δύσοιστον εἶναι τὸν ἀέρα φασὶ τὸν ἐν τοῖς μετάλλοις διὰ τὴν βαρύτητα τῆς τῶν βώλων ὀδμῆς, ὥστε ὠκύμορα εἶναι τὰ σώματα. Καὶ δὴ καὶ ἐκλιπίσθαι συμβαίνει πολλάκις τὴν μεταλλείαν διὰ τὸ ἀλυσιτελές· πλειόνων μὲν ἢ διακοσίων ὄντων τῶν ἐργαζομένων, συνεχῶς δὲ νόσοις καὶ φθοραῖς δαπανωμένων.*

geschätzt worden (*Strab.* V. 1. 212)[18]). Andere hielten die italischen Heneter für Auswanderer der am Ocean wohnenden Kelten (*Strab.* l. c. *Κελτῶν εἶναι ἀποίκους τῶν ὁμωνύμων παρωκεανιτῶν.* Lib. IV, 4, 194. 195 läßt er sie von den *Οὐενετοί*, einem belgischen, der Schiffahrt kundigen Küstenvolke, abstammen). Dieselbe Meinung hat in neuerer Zeit Sabellico (Gesch. der Republik Venedig, von dem Grafen Daru, bearb. von Bolzenthal. 1. Bd. S. 14) vertreten und zu erweisen sich bemüht. Allein dieser Ansicht widerspricht mit gutem Grunde Polybius, welcher bemerkt, daß diese *Οὐενετοί* am adriatischen Meere zwar im Betreff ihrer Bräuche und Tracht wenig, aber im Sprachidiom gänzlich von den Kelten verschieden seien[19]). Jedenfalls muß die Sprache mehr entscheiden, als Sitten, Bräuche und Tracht, welche gar zu leicht durch vieljährige nachbarliche Berührung ihre Farbe wechseln. — Dazu kommt, daß Antenor und die aus Kleinasien gekommenen, an Adria's Wogen ihren Sitz genommenen Heneter schon bei den Alten einen vielfach besprochenen Sagenkreis bildeten, welcher doch irgend einen Haltpunkt haben mußte (*Virgil.* Aen. I, 242 sqq. Antenor potuit mediis elapsus Achivis. Illyricos penetrare sinus atque intima tutus regna Liburnorum et fontem superare Timavi. Dazu Serv.). Herodot (I, 196) erwähnt sie als ein illyrisches Volk, ohne jedoch grade ihre Abstammung dadurch anzudeuten (*τῷ καὶ Ἰλλυριῶν Ἐνετοὺς πυνθάνομαι χρῆσθαι*). Man hat eine Stelle bei Appian (de bell. Mithr. c. 55) gänzlich übersehen, wo sie als thrakisches Volk neben den Dardanern und Sintern, welche gemeinschaftlich Makedonien beunruhigten und von Sulla bekriegt wurden, genannt sind. Diese mögen sich auf dem Zuge von dem größern Haufen getrennt und hier angesiedelt haben. Cf. ad h. l. *Schweigh.* p. 621 sq. vol. III. Von Andern sind sie zum sarmatischen, von Einigen sogar zum slawischen Stamm gerechnet worden. Doch wir können hier keineswegs auf eine genauere Auseinandersetzung dieses Gegenstandes eingehen, und verweisen daher auf Drakenborch (ad *Liv.* I, 1. vol. I. p. 15 sq.) und Heyne (ad *Virgil.* Aen. I, 242 sqq. T. II. p. 48 sq. et Excurs VII. p. 153—156. T. II.). Auch ist in dieser Encyklopädie (2. Sect. 5. Thl. S. 301—304) unt. Art. Heneter schon das Wesentlichste beigebracht worden. — Näher dürfte uns jedoch noch die Frage liegen, ob die Heneter in Paphlagonien Ureinwohner waren, ob sie zu dem syrischen oder leukosyrischen Stamme, auf welchen die ältesten Bewohner dieses Landes zurückzuführen sind, gehören, oder ob sie als Eingewanderte hier Platz genommen hatten. Das Letztere möchte wol das Wahrscheinlichste sein, und wir würden in diesem Falle zugleich erklärlich finden, wie die Heneter als ein von den Ureinwohnern verschiedener Stamm nach langer Abwesenheit im Kampfe mit den Achäern vor Troia und nach Verlust ihres Stammführers nicht Lust hatten nach Paphlagonien zurückzukehren, oder, als dies geschehen, von dem während ihrer Entfernung mächtig gewordenen syrischen Einsassen vertrieben werden konnten. Als einer der henetischen Wohnsitze in Paphlagonien wird Kromna genannt (*Plin.* H. N. VI, 2. Cromna, quo loco Henetos adjecit Nepos Cornelius, a quibus in Italia ortos cognomines eorum Venetos credi postulat. Cf. III, 19, 23).

Die Kaukonen sollen die Küste von den Mariandynern bis zum Parthenius bewohnt und die Stadt Tieon (Tion, Tieum) inne gehabt haben. Einige hielten sie für Skythen, Andere für Makedoner, noch Andere für Pelasger[20]). Wir möchten vermuthen, daß auch sie als Einwanderer, vielleicht mit den Henetern zugleich, in diese Gegenden gekommen seien. Auch über die benachbarten Mariandyner wußten die Alten nichts Zuverlässiges mitzutheilen. Strabon bemerkt, daß man nicht wisse, welcher Stamm und von wannen er sei; auch zeichnen sie sich weder durch ihren Dialekt noch durch einen anderen ethnischen Unterschied aus. Den Bithynern ähnlich, scheinen sie thrakischer Abstammung zu sein. Theopompos berichtet, daß Mariandynos einen Theil von Paphlagonien, welches von vielen Dynasten beherrscht worden sei, behauptet, diesen dann verlassen und das Gebiet der Bebryker besetzt habe. Der aufgegebene Theil Paphlagoniens habe dann seinen Namen erhalten. Einige erzählten auch, daß die Mariandyner von den Herakleia gründenden Milesiern unterworfen, und ähnlich den Heloten zu Sparta, den Mnoiten auf Kreta, den Penesten in Thessalien, zu Sklaven gemacht und sogar (jedoch nicht über die Grenze) verkauft worden seien (*Strab.* XII, 3, 542). —

Abgesehen von diesen, haben wir nach mehrfacher Überlieferung die Hauptmasse der alten paphlagonischen Bevölkerung für einen Theil des syrischen oder leukosyrischen Stammes zu halten, zu welchem auch die Kappadoker

18) Zu Strabon's Zeit war dies nicht mehr der Fall: l. c. *ἡ (ἱπποτροφία) νῦν μὲν τελέως ἐκλέλοιπε, πρότερον δὲ ἐτιμᾶτο παρ' αὐτοῖς, ἀπὸ τοῦ παλαιοῦ ζήλου, τοῦ κατὰ τὰς ἡμιονίτιδας ἵππους κτλ.*, also scheint Strab. unter *ἱπποτροφεῖον τῶν ἀθλητῶν ἵππων* Maulthierzucht verstanden zu haben; oder er will andeuten, daß die Heneter späterhin, noch zu des Dionysius Zeit, aus Wetteifer mit der alten vom Homer erwähnten Maulthierzucht ihres Stammes sich auf Roßzucht überhaupt gelegt haben. Wie sehr sich die sicilischen Maulthiere auszeichneten, bekunden die olympischen vom Pindar (Ol. IV. V. VI) verherrlichten Siege des Psaumis von Kamarina und des Agesias aus Syrakusä mit dem Maulthiergespann (*ἀπήνη*). Der Letztere siegte Ol. 76—78, der erstere Ol. 82. Vergl. J. H. Krause, Olympia, S. 237. 363. Die *πώλους Ἐνέτας* erwähnt Euripides (Hippol. v. 231 et 1132) *συζυγία πώλων Ἐνετᾶν.*
19) *Polyb.* II, 17, 5: *Τὰ δὲ πρὸς τὸν Ἀδρίαν ἤδη προσήκοντα γένος ἄλλο πάνυ παλαιὸν διακατέσχε· προσαγορεύονται δὲ Οὐένετοι, τοῖς μὲν ἔθεσι καὶ τῷ κόσμῳ βραχὺ διαφέροντες Κελτῶν, γλώττῃ δ' ἀλλοίᾳ χρώμενοι.* §. 6. *Περὶ ὧν οἱ τραγῳδιογράφοι πολύν τινα πεποίηνται λόγον, καὶ πολλὴν διατίθενται τερατείαν.*

20) *Strab.* XII, 3, 542. Er bemerkt hierbei: *Καλλισθένης δὲ καὶ ἔγραφε τὰ ἔπη ταῦτα εἰς τὸν διάκοσμον· μετὰ τὸ*
Κρῶμνάν τ', Αἰγιαλόν τε καὶ ὑψηλοὺς Ἐρυθίνους,
τιθείς: — Καύκωνας αὖτ' ἦγε Πολυκλέος υἱὸς ἀμύμων,
Οἳ περὶ Παρθένιον ποταμὸν κλυτὰ δώματ' ἔναιον·
παρήκειν γὰρ ἀφ' Ἡρακλείας καὶ Μαριανδυνῶν μέχρι Λευκοσύρων, οὓς καὶ ἡμεῖς Καππάδοκας προσαγορεύομεν· τὸ δὲ τῶν Καυκώνων γένος τὸ περὶ τὸ Τίειον μέχρι Παρθενίου, καὶ τὸ τῶν Ἐνετῶν τὸ συνεχὲς μετὰ τὸν Παρθένιον, τῶν ἐχόντων τὸ Κύτωρον· καὶ νῦν δ' ἔτι Καυκωνίτας εἶναί τινας περὶ τὸν Παρθένιον.

gehörten. Herodot schon bezeichnet die um den Thermodon und Parthenius Wohnenden als Syrer, und Strabon redet von Leukosyrern in Paphlagonien[21]). Sie sollen vom Syros, Sohn des Apollon und der Sinope, ihrem Könige, diesen Namen erhalten haben (*Diodor.* IV, 72. vol. I. p. 316 *Wessel.*).

Städte und feste Plätze. Wir betrachten die Städte des Küstenlandes von West nach Ost und finden hier zunächst Tieion (*Τίειον* Strabon, *Τῖον* Memnon, *Τίος* Ptolemäos und Stephanus, auch *Τίον*, Tios Mela. Voß will bei Strabon gegen Salm. [ad *Sol.* p. 624] und bei Stephanus *Τήϊον* statt *Τίειον* geschrieben wissen [ad *Scyl.* p. 82. *Gron.*]. Über andere fehlerhafte Formen cf. *Tzschucke* ad *Mel.* I, 19, 8. p. 585 sq.), von Skylax (p. 82) als hellenische Stadt, von Arrian (Per. p. 14. *Huds.*), Mela (I, 19, 8), Steph. als milesische Colonie betrachtet, von Strabon (XII, 3, 543) als *πολίχνιον* genannt, welche nichts Merkwürdiges darbiete, als daß Philetäros, der Stammvater der attalischen Könige, ihr Sprößling sei. Jedoch war sie weder in der frühern noch in der spätern Zeit ohne Bedeutung. Als Amastris die nach ihr benannte Stadt aus den vier Städten Sesamos, Kytoros, Kromna und Tieion gegründet hatte, riß sich die letztgenannte bald wieder los von dieser Vereinigung (*Strab.* XII, 3, 544). Während der Kriege der Nachfolger Alexander's hatten sich die Herakleoten, welche schon unter Amastris' Herrschaft im Besitz von Tieion gewesen, dieselbe wieder angeeignet (*Memn.* ap. *Phot.* cod. 224. p. 227. *Bekk.*). Später wurde sie von Prusias, dem Bithynier, erobert (*Memn.* l. c. p. 229 sq.). Im Kriege des Lucull mit Mithradates hatte Konnakorex, nachdem er Heraklea durch Verrath den Römern Preis gegeben, sich in den Besitz von Tieion und Amastris zu setzen gewußt (*Memn.* p. 237. l. c.), welche Städte er jedoch bald wieder an die Römer abtreten mußte (*Memn.* l. c.). Auch hatte sie in der Kaiserzeit wieder einige Geltung gewonnen, wie die Münzen von Domitian bis Gordian befunden (*Eckh.* D. N. I, 2, 438). Strabon (l. c.) zieht diese Stadt noch zu Bithynien, Plinius (VI, 2) zum Gebiete der Mariandyner; dagegen Skylax (p. 82), Pomp. Mela (I, 19, 8), sowie Stephan Byz. v. zu Paphlagonien, welche Differenz wol größtentheils ihren Grund in der unsteten politischen Grenzbestimmung hat. Gegenwärtig nennt man sie Tilios, Tios oder Neapolis (cf. *Tzschucke* ad *Mel.* l. c. p. 585. t. III). Von hier gelangt Strabon über den Parthenius zur Stadt Amastris, welche diesen Namen von ihrer Gründerin erhielt. Amastris nämlich, Tochter des Oxyathres (Strab., Oxathres Memnon, und Oxyartes bei Arrian [VII, 4]), eines Bruders des Darius Ochus, war vom Alexander dem Kraterus zur Ehe bestimmt worden. Allein nach Alexander's Tode hatte dieser die Phila, Antipater's Tochter, vorgezogen und jene dem Dionysius, Herrscher von Heraklea, überlassen. Der Letztere vergrößerte seine Macht durch den Einfluß derselben und überließ ihr nach seinem Tode die Herrschaft (*Memn.* ap. *Phot.* cod. 224. p. 224. 25 sq. *Bekk.* *Strab.* XII, 3, 544. *Arrian.* Exp. Al. VII, 4). Amastris, ein regierungsfähiges Weib, späterhin auch mit Lysimachus vermählt, gründete nun diese Stadt durch Zusammenziehung von vier kleinern Städten oder Orten (*ἐκ τεττάρων κατοικιῶν*), nämlich Sesamos, Kytoros, Kromna und Tieion, von welchen sich jedoch die letztere bald wieder losriß. Die drei erstern Orte werden schon vom Homer (Il. II, 853—55) genannt. Sesamos war die Akropolis von Amastris und gleichsam der Kern der Stadt, welche durch ihre treffliche Lage auf einer Landzunge zwei Hafen hatte und zur wichtigen Seestadt wurde (*Strab.* XII, 3, 544. *Lucian.* Tox. §. 57: *ἐς Ἄμαστριν τὴν Ποντικήν· ἡ προσβολῇ δέ ἐστι τοῖς ἀπὸ Σκυθίας προσπλέουσιν οὐ πολὺ τῆς Καράμβεως ἀπέχουσα ἡ πόλις*). Im dritten Kriege mit Mithradates wurde sie von Lucullus eingenommen (*Appian.* bell. Mithrid. c. 82). Der jüngere Plinius noch fand diese Stadt trefflich und lobt besonders eine sehr schöne lange Straße (Ep. X, 99: Amastrianorum civitas elegans et ornata habet inter praecipua opera pulcherrimam eandemque longissimam plateam). Auch wird sie noch von den Spätern als schöne Handelsstadt gerühmt (*Nicet.* Paphlag. or. in *S. Hyacinth.* XVII. *Wess.* p. 696). Arrian (p. 15. *Huds.* Geogr. min.) redet von ihren Häfen und setzt ihre Entfernung vom Parthenius auf 90 Stadien (vergl. *Tournefort*, Voyag. du Lev. II, 88. 89). Auf Münzen ist ihr Name vielfach verewigt. Münzen unter Augustus *ΑΜΑΣΤΡΙΑΝΩΝ*; unter Antoninus Pius *ΑΜΑΣΤΡΕΑΣ*, auch *ΑΜΑΣΤΡΙΟΣ ΒΑΣΙΛΙΣΣΗΣ*; unter Trajan erscheint sie als Metropolis (*Spanheim*, De us. et pr. p. 164. *Sestini*, Descr. num. vet. p. 231. *Eckh.* D. N. I, 2, 384)[22]). Die spätern Griechen nennen sie Amastrion, Nicetas und Constant. Porphyrog. aber Amastra, und noch jetzt heißt sie Amasra, Amasserah (*Wessel.* ad *Hierocl.* p. 696). In der Tab. Peut. wird sie Mastrum, bei Plinius (H. N. VI, 2) Mastya, Mastra genannt, wahrscheinlich im Munde des Volkes zusammengeschrumpfte und dann von Fremden gebrauchte, theils auch verdorbene, Formen. Abulfeda nennt sie Samsari. Die An=

21) *Herod.* II, 104. Cf. I, 72. *Strab.* XII, 3, 552: *Μαιάνδριος γοῦν ἐκ τῶν Λευκοσύρων φησὶ τοὺς Ἐνετοὺς ὁρμηθέντας συμμαχῆσαι τοῖς Τρωσίν· ἐκεῖθεν δὲ μετὰ τῶν Θρακῶν ἀπᾶραι, καὶ οἰκῆσαι περὶ τὸν τοῦ Ἀδρίου μυχόν· τοὺς δὲ μὴ μετασχόντας τῆς στρατείας Ἐνετοὺς Καππάδοκας γενέσθαι*, u. [illegible] *ἡ δὲ Ἀμισὸς εἴρηται, διότι τῶν Λευκοσύρων ἐστί.* κτλ. Cf. *Plutarch.* *Lucull.* c. 23. *Eustath.* ad *Dion.* *Per.* v. 772. p. [illegible]

22) Über noch spätere Münzen *Tournefort* l. c. p. 89: La bonté des Ports d'Amastris avoit donné lieu au sénat et au peuple de cette ville de faire frapper quelques Médailles: on en trouve aux têtes de Nerva, de M. Aurèle, de la jeune Faustine, de Lucius Verus, dont les revers répresentent une fortune debout, laquelle tient de la main droite un timon et de la gauche une corne d'abondance. On n'avoit pas manqué d'en frapper en l'honneur de Neptune, comme celle d'Antonin Pie, qui est chez le Roi, où ce Dieu marin tient de la main droite un Dauphin (Delphin), et de la gauche un Trident. Il est assez surprenant, qu'il se voye tant de Médailles d'une ville qui n'a pas fait beaucoup de bruit dans l'Histoire: on y en avoit frappé, pour ainsi dire, pour toutes les Divinitez etc.

gaben der Alten über die Entfernungen treffen mit denen des Beauchamp genau zusammen (Mannert VI, 3, 28). Durch die Stadt strömte ein kleiner Fluß, früher Sesamos, dann Amastris genannt, dem Meere zu (*Marc. Her.* Peripl. p. 71. Der anonyme Verf. d. Peripl. p. 5. *H.*). Sesamos (Σήσαμος, Σήσαμον) hatte als eine dem Homer und nach Apoll. Rhod. (II, 941) selbst den Argonauten bekannte Stadt schon lange vor Amastris geblühet und muß eine hohe feste Lage gehabt haben, da sie zur Akropolis der Vierstadt wurde. Ihr Ursprung wird auf den Agenoriden Phineus, welcher hier gehaust haben soll, zurückgeführt (*Apollon. Rhod.* II, 178 sq. Schol. *Skymn. Chius* Fragm. v. 217. *Steph. Byz.* v. *Eustath.* ad Il. II, 853). Sickler (II, 372) vermuthet, daß ihr aus dem Phönik.-Hebr. oder Arab. gebildeter Name von „Sama" (hoch sein) und Ssae (dieses, da) stamme, folglich „da die Höhe" bezeichne. Auch Münzen zeugen von ihr (*Eckh.* D. N. I, 2, 389). Erythinoi, eine kleine hochliegende Uferstadt (ὑψηλοὺς — αἰπεινοὺς Ἐρυθίνους Il. II, 855. *Apoll. Rh.* II, 943), 60 Stadien von Kromna, 90 von Amastris. Strabon (XII, 3, 545) bemerkt, daß man die zu seiner Zeit von ihrer Farbe sogenannten Erythrinoi, zwei Felsenhöhen, für jene halte. Kromna (Κρῶμνα, Κρῶμνα, Κρώμνη) wird als Stadt oder als Castell genannt; seit der Verbindung mit Amastris als χωρίον Ἀμάστριδος (*Steph.* v.), war schon dem Homer bekannt (Il. II, 855. *Apoll.* II, 942. *Val. Flacc.* V, 106 Cromnae juga), 60 Stadien von Erythini entfernt. Skylax (p. 81. *Gr.*) gibt den verdorbenen Namen Κόραμος. Keineswegs können wir diese schon von Homer erwähnten Orte mit Mannert (VI, 3, 23. 24) als spätere Gründungen der Milesier betrachten, bei deren Anlegung sie den Dichter zur Seite gehabt und die Namen nach seinem Verzeichnisse bestimmt haben[23]. Bei Plinius (VI, 2) erscheint Kromna als Sitz der Heneter. Ägialos hieß das mehr als 100 Stadien lange Ufer, mit einem Ort (κώμη) dieses Namens, welchen schon Homer (Il. II, 855) kennt. Spätere wollten bei diesem Κωβίαλος schreiben (*Strab.* XII, 3, 545). Bei Apoll. Rhod. (II, 942) wird dieser Ort Κρωβίαλος genannt. Ebenso bei Valer. Flacc. (II, 105). Kytoros, einst ein ἐμπορεῖον der Stadt Sinope, soll ihren Namen vom Kytoros, dem Sohne des Phrixos, erhalten haben (*Ephor.* ap. *Strab.* XII, 3, 545) und wird ebenfalls schon von Homer (Il. II, 853) erwähnt. Sie war von Waldung umgeben, hatte einen hohen Berg in der Nähe und mochte selbst eine hohe Lage haben (*Apoll.* II, 942: ὑλήεντα Κύτωρον. *Valer. Flacc.* II, 105: jugo pallente Cytoron. *Eusthat.* ad Il. l. c.: ἡ Κύτωρος. *Ptol.* V, 1: τὸ Κύτωρον). Wir dürfen diesen Ort nicht mit Kotyora, einer östlichen Colonie der Stadt Sinope jenseit des Halys, wo die Zehntausend 45 Tage Rast hielten, verwechseln (*Xenoph.* Anab. V, 5, 3. 4), welchen Irrthum Voß zum Skylax (p. 81. *Gron.*) und Wesseling zum Diodor (XIV, 31. t. I. p. 666), auch Berkel zum Stephan. Byz. v. begangen haben. Stephanus hatte schon beide richtig unterschieden, und wenn Berkel annahm, Kytoron sei der alte Name gewesen, welcher zur Zeit des Königs Kotys von Paphlagonien in Kotyora übergegangen, so hatte er von der großen localen Differenz keine Notiz genommen. Kotyora lag im Gebiete der Tibarener (*Xen.* l. c. *Plin.* VI, 2, 4. *Ptol.* V, 1, 6). Die Bewohner von Kytoros werden durch verschiedene Formen bezeichnet (Κυτωριεύς, Κυτωρίτης, Κυτώριος, auf Münzen ΚΥΤΩΡΙΟΣ. Vgl. *Rasche*, Lex. Num. T. I, 2. p. 1171). Gegenwärtig führt sie den Namen Kiedrus (*Pococke*, Tab. As.). Tavernier (Voyag. III, 6) nennt hier einen tiefen und sichern Hafen Quitros. Man bemerkt hier noch Trümmer ansehnlicher Bauwerke. Ein hoher Berg auf der Südseite versieht die Stadt mit gutem Wasser. Auf d'Anville's Karte heißt er Kütros, bei Abulfeda (Tab. XVIII. p. 309) Kotru. Beauchamp nennt ihn Gydros (Mannert VI, 3. S. 25). Zwischen Kytoros und Karambis setzt Ptolemäus (V, 2) den Ort Klimax (χωρίον) und Teuthrania (ἡ καὶ Θύμαινα), wol beide von geringer Bedeutung, da sie von andern alten Geographen übergangen werden. Arrian (Peripl. p. 15. *Huds.*) schiffte von Kytoros in 60 Stadien nach Ägialoi und von hier in 90 Stadien nach Thymäna, welches 160 Stadien von Karambis entfernt war (Anonym. d. Peripl. p. 6. *Huds.*). Eine kleine Stadt Karambis erwähnt nur Plinius (VI, 2). Voß zu Skylax (p. 81. *Gr.*) wollte hier für Κάραμος (πόλις Ἑλληνίς genannt) Κάραμβις lesen. Gegenwärtig Capo-Pisello (nach *Harduin* ad *Plin.* l. c.), Gherini (nach Pococke, Kart. v. Kleinas.), Kerempe (nach Zach, Geogr. Eph. vol. II, 21). Nach dem Vorgebirge Karambis nennen Arrian und Ptolemäus (l. c.) Zephyrion, 150 Stadien von Abonuteichos und 60 Stadien von dem Vorgebirge Karambis entfernt, ein sonst unbekannter Ort, worauf Ptolemäus Kallistratia folgen läßt (*Cell.* orb. ant. III, 8, 311 sq.), 40 Stadien von Zephyrion und 20 von Karambis. Ägínetes (bei Steph. Byz. und dem anonym. Verf. d. Peripl.; Αἰγινήτου πολίχνιον Artemidor bei Marc. Herakl. [p. 72. *Huds.*]), ein geringer Ort in einer großen und tiefen Bucht, 60 Stadien westlich von Kinolis. Gegenwärtig nennt ihn d'Anville auf seiner Karte Ghinut, Beauchamp auf der seinigen Inichi (Mannert VI, 3, 18). Stephan v. bezeichnet zugleich einen Fluß mit diesem Namen (Αἰγινήτης, πολίχνιον καὶ ποταμὸς Παφλαγονίας). Von Ägínetes gelangte Arrian in 60 Stadien nach Kinolis, einer Handelsstadt mit einer Rhede[24]), welche

23) In der That eine seltsame Idee! Mannert lebte in dem franzdsirenden Zeitalter, und liebt Schlüsse und Wendungen dieser Art, welche Unkundige mit dem Scheine des Scharfsinnes leicht bethören können. Diese alten Küstenorte mochten aber wol durch die Milesier Verstärkungen erhalten, seitdem Sinope von ihnen gegründet.

24) *Κίνωλις, Κινωλίς, Κίμωλις, Κιμωλίς, Κινώλης. Strab.* XII, 3. 545. *Ptol.* V, 4. Descr. Pont. Eux. ed. *Huds.* III. p. 3. *Κίμωλις, νῦν Κινώλης λεγομένη*, als *κώμη* bezeichnet. Skylax (p. 81 *Gr.*) nennt sie *Κορωνὶς πόλις Ἑλληνίς*. Arrian (Peripl. l. c.) nennt sie *Κίνωλις*; so auch Artemidor und Menippus (bei *Marcian.* Heracl. Epit.), dessen Worte Voß (zu *Scylax* l. c.) so berichtiget: *Ἀπὸ Αἰγινήτου ἐπὶ Κίνωλιν κώμην καὶ ποταμὸν στάδια ξ΄· ἔχει δὲ καὶ ὕφορμον· εἰς τὴν καλουμένην Ἀντικίνωλιν στάδια ξ΄.* *Plin.* VI, 2. Cinolis; *Pomp. Mela* I, 19, 8. Cinolis, Anticinolis. Ibid. *Tzschucke* p. 592. T. III.

jedoch nur im Sommer zu Gebote stand. Dagegen hatte Antikinolis, 60 Stadien entfernt, einen bequemen Hafen[25]). Von Kinolis und Antikinolis gelangt Strabon nach Abonuteichos (*Ἀβώνου τεῖχος*), von ihm als *πολίχνιον* bezeichnet (XII, 3, 545), uns besonders durch den hier gebürtigen und von Lukian (*Ἀλέξ. ἢ Ψευδόμαντ.* §. 1. 9—11) beschriebenen Lügenpropheten und listigen Gaukler Alexandros bekannt. Auch Münzen tragen ihren Namen: *ΑΒΩΝΟΤΕΙΧΕΙΤΩΝ* mit doppelter Schlange, dem Attribut des Äskulapius, auf einer Münze des Antoninus Pius; auf einer andern *ΑΒΩΝΟΤΕΙΧΙΤΩΝ ΓΛΑΥΚΩΝ* (*Ez. Spanh.*, De us. et pr. num. p. 177. *Sestini*. Descr. num. vet. p. 241. *Eckh.*, D. n. I, 2. p. 385). Die letztere Aufschrift ist um so merkwürdiger, als Lukian (l. c. §. 18) berichtet, daß die zu Wunderdingen gebrauchte Schlange des Alexandros als verjüngter leibhafter Asklepios von ihm Glykon genannt worden sei (*Luk.* l. c.: *Γλύκων γὰρ ἐκαλεῖτο κτλ.: Εἰμὶ Γλύκων, τρίτον αἷμα Διός, φάος ἀνθρώποισιν*). Cellarius (III, 8, 313) wollte hier *Γλαύκων* gesetzt wissen. Allein dadurch würde der an sich schon gebrechliche Hexameter mit seinem Orakel- und Bakis-Gepräge gänzlich zu Grunde gehen. Jene Form läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß hellenische Worte durch die paphlagonische Zunge mannichfach umgestaltet oder verunstaltet wurden. Derselbe *Ψευδόμαντις* wagte es, beim römischen Kaiser darum nachzusuchen, daß sein Geburtsort fortan Ionopolis genannt werden möchte (*Luk.* l. c. §. 58), welches Gesuch ihm wahrscheinlich gewährt wurde, da dieser Name auf einige Zeit in Gebrauch kam. Eine unter L. Verus geschlagene Münze hat die Umschrift *Ιωνοπολειτων* (*Sestini*, Num. Geogr. p. 34). Auch berichtet Marcian. Herakl. (Peripl. fin.): *εἰς πόλιν Ἀβώνου τεῖχος, τὴν νῦν Ἰουνόπολιν λεγομένην*. Hierokles nennt sie *Ἰουνόπολις*. Dagegen Nov. Constit. (XXIX, 1) Ionopolis (cf. *Cellar.* III, 8, 313). Zugleich hatte Alexandros selbst, wie Lukian (l. c. §. 58) bemerkt, eine Münze schlagen lassen, auf der einen Seite mit dem Bilde des Glykon, auf der andern mit seinem eigenen, umwunden mit den *στέμματα τοῦ πάππου Ἀσκληπιοῦ* und mit der Harpe des Perseus, seines angeblichen mütterlichen Großvaters. Tournefort (Lettre XVI. p. 90) fand hier noch einen geringfügigen Ort Abono, jedoch dadurch wichtig, weil hier das Tauwerk für die türkische Flotte bereitet wurde. Gegenwärtig heißt er Ineboli, Inebolu (*Pococke* l. c.). Armene (*Ἀρμήνη* bei Xen. [Anab. V, 9, 15], *Ἀρμένη* bei Strab. [l. c.] und bei Skylax *Ἀρμένη* [p. 81. *Gr.*]) ist schon oben als bedeutender Hafenort berührt worden. Skylax nennt ihn *πόλις Ἑλληνίς* und führt ihn nach seiner Eintheilung der kleinasiatischen Länder in Assyrien auf (vergl. *Eustath.* ad *Dion.* Per. v. 772. p. 246. *B.*). Andere bezeichnen ihn als *κώμη*, wie Strabon (l. c.), welcher seine Geringfügigkeit durch ein Sprüchwort darthut (*ὅστις ἔργον οὐδὲν εἶχεν, Ἀρμένην ἐτείχισεν*), woraus jedoch erhellt, daß er Mauern hatte. Mela (I, 19, 8) nennt ihn als östlichen Grenzort Paphlagoniens. Der Geograph. Ravennas (II, 17. V, 10) bezeichnet ihn fälschlich Armone. Die Aspiration hat Mela und Plinius (VI, 2) ebenfalls weggelassen (cf. *Tzschucke* ad *Mel.* l. c. p. 593. vol. III). Die Entfernung von Sinope betrug 50 Stadien, die von der nördlichen kleinen Landspitze (*ἄκρα λεπτή*) 60 Stadien, von dem Castell Potamoi 160 Stadien (Mannert VI, 3, 17). Von hier gelangen wir zur wichtigsten See- und Handelsstadt der paphlagonischen Küste, Sinope[26]), deren erste Entstehung die spätere Sage in die früheste mythische Zeit zurückführt, und zwar auf mehrfache Weise. Nach einer Sage wurde die Sinope, Tochter des Asopus, vom Zeus hierher gesetzt, nachdem er, von ihr getäuscht, ihre Bitte gewährt und ihr die Jungfrauschaft zugesagt hatte (*Apoll. Rhod.* II, 947 sq. *Valer. Flacc.* V, 108 sq.). Von dieser soll die Stadt den Namen erhalten haben, obgleich von einer Gründung derselben durch jene eigentlich nicht geredet wird (*Eust.* ad *Dion. Per.* 775. p. 246. 391. *Bernh.*). Nach des Diodoros Darstellung (IV, 72. p. 316. *Wess.*) wurde sie vom Apollon entführt und hierher gebracht. Die Frucht dieser Liebe war Syros, welcher die nach ihm benannten Syrer beherrschte (cf. Schol. ad *Apoll.* l. c. *Eustath.* ad *Dion. Per.* l. c. p. 246—248. *B.*). Eine andere Sage bringt den Autolykos, als ersten Gründer, theils mit dem Zuge des Herakles gegen die Amazonen (*Plutarch.* Lucull. c. 23), theils mit den Argonauten in Berührung (*Appian.*, De bello Mithr. c. 83. p. 765. *Schweigh.*). Nach Apoll. Rhod. (II, 956 sq.) waren es drei Brüder, welche, nachdem sie sich vom Herakles verirrt, hier hausten, Deileon (bei Plutarch [l. c.] Demoleon), Autolykos und Phlogios. Als die Argonauten sich näherten, gaben sie sich ihnen zu erkennen und bestiegen das Schiff. Nun wurde zu Sinope Autolykos als Heros und Gründer der Stadt göttlich verehrt. Man hat demnach diesen theils auf die älteste Zeit bezogen und als Zeitgenossen der Argonauten betrachtet, theils als Coloniefuhrer von Milet (*Strab.* XII, 3, 546). Bedenkt man nun, wie sehr die hellenischen Staaten ihre Gründung in die früheste Zeit zurückzuführen strebten, um ihr Ansehen dadurch zu autorisiren, so begreift man leicht, wie die spätere Sage einen *οἰκιστής* dieses Namens mit Herakles und den Argonauten in Verbindung bringen konnte. Auch wird der Koer Kritias als Gründer genannt (*Eust.* ad *Dion.* 772. p. 246. *B.*). Die Statue des Autolykos zu Sinope war eins der trefflichsten Werke des Sthenis und wurde vom Lucullus, wie Strabon (l. c.) berichtet, entführt (Plutarch [Luc. l. c.] und Appian [l. c.] erwähnen davon nichts, vielmehr wi-

25) Abulfeda (Tab. XVIII, p. [illegible]) bezeichnet die erstere als kleine Seestadt mit dem Namen Kinuli. Mannert VI, 3, 17. 18.

26) Nach der verschiedenen kleinasiatischen Länderabtheilung wurde diese Stadt bald zu diesem, bald zu jenem Lande gezogen. Xenophon (Anab. l. c.) und Strabon (l. c.) setzen sie an die paphlagonische Küste, Mela (I, 19, 8) bezeichnet Sinope und Amisos als Städte der Chalyber; Ptolemäus (V, 1, 6) ziehet sie zu Bithynien und Galatien; ein Beweis, wie unstet und schwankend die Grenzen dieser Länder durch die politischen Ereignisse und die aus ihnen hervorgehenden neuen Eintheilungen gemacht wurden. Vgl. *Tzschucke* ad *Melam* l. c. p. 586. T. III.

verspricht ihre Darstellung einer Entführung). Mit dem Cult des Autolykos hatte man sogar ein Orakel in Verbindung gebracht (*Appian.* l. c. *Strab.* l. c.). Wie viel nun auch einer frühern vorhistorischen Siedelung angehören mag (der Peripl. d. Anonym. [p. 2. *Huds.*] setzt ihre Gründung in die Zeit, als die Kimmerier siegreich Kleinasien durchzogen), so bleibt doch gewiß, daß diese Stadt von den Alten einstimmig als milesische Gründung betrachtet wurde (*Strab.* XII, 3, 545: *ἔκτισαν μὲν οὖν αὐτὴν Μιλήσιοι*, und 546: *εἶθ' ὕστερον Μιλήσιοι τὴν εὐφυΐαν ἰδόντες καὶ τὴν ἀσθένειαν τῶν ἐνοικούντων, ἐξιδιάσαντο καὶ ἐποίκους ἔστειλαν*). Sie erhob sich bald zu bedeutender Macht, und im Besitze einer Flotte beherrschte sie das Meer innerhalb der Kyaneä. Auch nahm sie im fernern Meere an vielen Kämpfen der persischen und hellenischen Mächte Antheil, behauptete sich lange als autonome Stadt, verlor aber doch endlich ihre Freiheit durch Pharnakes, König von Pontus, war dann dessen Nachfolgern unterthan bis auf Mithr. Eupator, nach dessen Besiegung sie den Römern anheimfiel. Eupator war hier geboren und erzogen, ehrte sie auf alle Weise und machte sie zur Metropolis seines Reichs. Auch hatte sie von Natur eine treffliche Lage auf der schmalen Landzunge einer Halbinsel (dah. auch *Σινωπικὴ χεῤῥόνησος* genannt [*Eust.* ad *Dion.* p. 248. *B.*]), auf beiden Seiten Hafen und Schiffsstationen mit den einträglichsten Thunfischereien (*Polyb.* IV, 56, 5—9. *Strab.* XII, 3, 545). Die Halbinsel hat ringsherum steile Ufer, mit Höhlungen, welche Felsengrotten gleich *χοινικίδες* genannt wurden. Dieselben füllen sich bei flutendem Meere und machen es schwer, sich dem Ufer zu nähern, da die Felsenspitzen überall hervorragen (*Strab.* l. c.). Die Stadt, zur Residenz Mithradates' VI. geworden (*τὰ μέγιστα βασίλεια Diod.* XII, 31), hatte schöne Mauern und war mit einem Gymnasium, mit einem Marktplatze und Säulenhallen glänzend ausgeschmückt [27]). In der ältern Zeit lebte sie mit den benachbarten persischen Satrapen in Paphlagonien bald in Fehde, bald in Freundschaft, und jene trachteten bisweilen nach ihrem Besitz, wie Korylas, der Herrscher Paphlagoniens zu Xenophon's Zeit (Anab. V, 6, 11). Allein die größere Gefahr drohete ihr vom Pontus her. Pharnakes eroberte sie durch einen plötzlichen Überfall, nachdem sie von seinen Vorgängern ohne Erfolg heimgesucht worden war (*Polyb.* IV, 56. *Strab.* l. c.). Ihre spätere Einnahme durch Lucullus wird auf verschiedene Weise erzählt (*Strab.* l. c. *Appian.* bell. Mithr. c. 83. *Plutarch.* Luc. c. 23). Strabon erwähnt hierbei die *σφαῖρα* des Billaros, wahrscheinlich ein bedeutendes astronomisches oder horologisches Kunstwerk, welches Lucullus sich angeeignet habe. Zum dritten Male wurde die Stadt durch Pharnakes, König von Bosporus, Sohn Mithradat's VI., erobert, während Cäsar und Pompejus mit einander im Felde standen; dieser mußte sie aber bald wieder dem Domitius übergeben, welchen der über ihn selbst schon siegreiche Cäsar gegen ihn abgeschickt hatte (*App.* bell. Mithrid. c. 120). Zu Strabon's Zeit erhielt Sinope auch eine römische Colonie, welcher ein Theil der Stadt und des Gebietes überlassen wurde (*Strab.* l. c.). Die Abführung geschah wahrscheinlich im Jahre der Ermordung Cäsar's, worauf man einige Münzen dieser Stadt mit der Umschrift C. I. C. F. SIN. (Col. Jul. Caes. Felix Sinope) und mit der Andeutung der Ära, 684 und 709 u. c. (*Sestini*, Geogr. num. p. 34) bezogen hat. Wir finden außerdem noch sehr viele Münzen von Sinope theils aus der Zeit ihrer autonomen Verfassung, theils aus der Kaiserzeit. Sestini (descr. num. vet. p. 242) führt folgende auf: 1) eine Münze, auf deren Vorderseite ein weibliches Haupt mit einem pileus; Umschrift *ΣΙΝΩ.* Rückseite ein Adler mit ausgebreiteten Fittigen; 2) weibliches bethurmtes Haupt, und *ΣΙΝ.*; 3) weibliches Haupt, und *ΣΙΝΩ.*; 4) lorbeerumwundenes Haupt des Zeus: *ΣΙΝΩΠΗΣ.*; ein auf dem Blitz stehender Adler; 5) ein behelmtes Haupt der Pallas: *ΣΙΝΩΠΗ.*; Köcher und Bogen, eine rhodische Blume (deutet wahrscheinlich auf ein Bündniß oder die Freundschaft mit den Rhodiern. [*Polyb.* IV, 56]). Andere unter Augustus und Titus geschlagene Münzen ibid. p. 242. 243. Über andere unter Hadrian, M. Aurel und Caracalla *Vaillant*, Num. aer. imp. Aug. etc. p. 232. 233. 178. *Eckh.* Doct. num. I, 2. p. 380—394. *Rasche*, Lex. num. T. IV, 2. p. 1105 sq. Über die Ära der Sinopeer cf. *Belley*, Sur les éres de Sinope. T. XXVI. Mém. de Par. p. 456 sq. *Eckh.* l. c. p. 391 sq. Schon oben wurde bemerkt, wie Sinope in der spätern Zeit ihren Handel, ihre Seemacht und politische Geltung verlor. Im Mittelalter gehörte sie zum kleinen griechisch-trapezuntischen Reiche und wurde von unabhängigen christlichen Fürsten regiert, welche auch im Besitze einer kleinen Flotte waren (*Abulfeda* p. 318), bis Ismael, der letzte derselben, seine kleine Herrschaft an Muhammed II. übergab. Noch gegenwärtig ist Sinah oder Sinap an dieser Küste eine ansehnliche türkische Stadt und macht noch gute Geschäfte mit Thunfischerei (vgl. Mannert VI, 3, 15). Sinope war von Herakleia 2000, von Karambis 700, von Amisos 900, von der nördlichen Mündung des Bosporus 3500 Stadien entfernt (*Strab.* XII, 546. 47), welche Bestimmungen auch die Verfasser der Periplus, sowie neuere Messungen bestätigt haben. Aus dieser Stadt waren die Philosophen Diogenes und Timotheos (*ὁ Πατρίων*), der Komiker Diphilos und der Geschichtschreiber Baton, welcher *τὰ Περσικα* verfaßt hatte, gebürtig (*Str.* l. c.). Als Colonien von Sinope werden Kotyora im Gebiete der Tibarener (*Xen.* Anab. V, 5, 3), Trapezus im Lande der Kolcher und Kerasus ebendaselbst genannt (*Xen.* V, 2, 28 sq. 3, 1. 4, 1 sq. *Diod.* XIV, 30. 31). Strabon kommt von Sinope unmittelbar zur Mündung des Halys, als der östlichen Grenze; allein Arrian setzt zwischen Sinope und den Halys noch Korusa und Zagora. Die erstere nennt auch Skylax (p. 80. *Gron.*:

27) Zu Sinope wurden auch die pontischen Könige beigesetzt. Hier ließ Pompejus den Leichnam des Mithradates, welcher ihm von Pharnakes, dessen Sohne, dahin übersandt worden war, königlich bestatten (*καὶ ἐν Σινώπῃ τοῖς βασιλείοις ἐνθάδαι τάφοις*). *Appian.* bell. Mithr. c. 113. *Plut.* Pomp. c. 42. *Cic.* pro leg. Man. c. 8. überhaupt *Ovid.* ex Pont. I, 3, 67. *Stephan. Byz.* v. *Diod.* XIV, 32.

Κάρουσσα, πόλις Ἑλληνίς). Arrian bezeichnet sie als unsichere Station für die Schiffe. Zagora (Arrian *Ζάγωρα*, Artemidor *Ζάγωρον*) wird als Castell angegeben (*Arr.* Peripl. p. 18. Geogr. Min. T. I. *Huds.*). Die Tab. Peut. erwähnt Zacoria und der Anonymus (Peripl. p. 8. Geogr. M. T. III. *Huds.*) *Γάζουρον*. Letzterer bemerkt auch, daß selbiges zu seiner Zeit Kallippoi geheißen habe. Gegenwärtig Ghezere, welchem Beauchamp auf seiner Karte die nämliche Stelle anweist. Ptolemäus (l. c.) nennt hier noch Kyptasia, dann die Mündung des kleinen Flusses Zaliskos (Zalekos) und die Stadt Galoron, Namen, welche wenig Bedeutung erlangt haben. Bisher haben wir das mit hellenischen Pflanzstädten besetzte Küstenland betrachtet. Seitdem aber dieses von Mithradates VI. zum Reiche Pontus geschlagen worden war, begriff Paphlagonien nur noch das von kleinen Dynasten beherrschte Mittelland mit seiner Hauptstadt Gangra (*τὰ Γάγγρα, ἡ Γάγγρα*, Gangre, Gangrae), einer kleinen, aber festen Stadt (*πολισμάτιον ἅμα καὶ φρούριον*), die lange der Sitz der Dejotariden war (*Strab.* XII. 4, 562. 3, 547). Morzes war hier König zur Zeit des Antiochus des Großen (*Liv.* XXXVIII, 26. Cf. *Athen.* III. 23. p. 82. c.). Der letzte Fürst dieses Landes war Dejotarus Philadelphus, Sohn des Kastor, wahrscheinlich derselbe, welchen Pompejus eingesetzt hatte (*Strab.* l. c.). Dieses Mittelpaphlagonien (*μεσογαία*, Paphlagonia mediterranea) wurde großentheils durch den Gebirgszug Olgassys vom Küstenlande geschieden, bildete zu Strabon's Zeit einen Theil der römischen Provinz Pontus außerhalb des Halys, war fruchtbar und zerfiel in mehre kleinere Districte, Blanene, Domanitis und Pimolisene mit dem festen Castell Pimolisa, welches die Römer zerstörten. Durch das Gebiet Domanitis strömte der Amnias (*Str.* XII, 3, 562). Hier wurde das Heer des Nikomedes von Bithynien von den Feldherren des Mithradates gänzlich aufgerieben, worauf dieser Bithynien in Beschlag nahm und überhaupt sein Reich bis Karien und Lydien ausdehnte (*Strab.* l. c.). In dieser Gegend lag Pompejopolis, durch das erwähnte Sandarakurgion ausgezeichnet, nicht fern von Pimolisa. Von Pompejopolis erstreckte sich der übrige Theil des Mittellandes bis Bithynien in mehren kleinen Districten, Timonitis, das Gebiet des Zegatorix, Marmolitis, Sanisene, Potamia und Kinistene mit dem festen Castell Kimiata am Fuße des Olgassys, von welchem aus Mithradates Ktistes den Grund zu seinem pontischen Reiche legte (*Strab.* l. c.). Gangra war wieder Hauptstadt der Provinz vom 4. Jahrhundert an, und es wurde hier eine große Synode der Bischöfe Kleinasiens gehalten (*Socrat.* II, 43. *Sozomen.* III, 14: *πλησιοχώρους ἐπισκόπους συνελθεῖν ἐν Γάγγραις τῇ μητροπόλει Παφλαγόνων*). Hierokles nennt sie noch als Hauptstadt des Landes. Die Peut. Tafel setzt sie 35 Mill. südwestlich von Pompejopolis, 71 Mill. östlich von Flaviopolis, dem heutigen Boli (cf. *Hierocl.* p. 695. *Wess. Nicet.* Chon. p. 14). Pococke (3. Th. S. 136) setzt die Entfernung von Angora bis Changreh = 9 geogr. Meilen, und von hier bis Tocia auf 24 Meilen, welche Angabe Mannert (VI, 3, 33) zu klein findet. Entweder führte Gangra in der spätern Zeit selbst oder eine ihr beigefügte neue Anlage den Namen Germanicopolis, welche Ptolemäus und die Novellen als eine paphlagonische Stadt angeben, sowie Münzen als ihr Stiftungsjahr 747 u. c. bezeichnen (*Eckh.* I, 2, 387. *Sestini*, Geogr. num. p. 34 und Descript. num. vet. p. 241. 42. *ΓЄΡΜΑΝΙΚΟΠΟΛЄΩC. ЄCΤΙΑ. ΘЄΩΝ.* unter Severus; eine zweite daselbst hat die Aufschrift nicht vollständig und ist verschieden ergänzt worden; s. die Erklärung ebendaselbst). Schriftsteller, welche Gangra nennen, gedenken keines Germanicopolis, und Ptolemäus, welcher dieses aufführt, kennt kein Gangra. Aus den Novellen muß man nach der richtigern Lesart (Nov. XXIX, 1 *Γερμανικοπόλεως τε τῆς πρὸς Γάγγραν*; cf. *Wessel.* ad *Hierocl.* p. 695) schließen, daß diese Stadt eine neue Anlage neben Gangra war. Pompejopolis rückt Ptolemäus (l. c.) viel zu weit südlich in die Nähe von Ankyra in Galatien. Nach der Peut. Taf. lag sie zwischen Gangra und Sinope, 27 M. p. von der letztern entfernt. Sie hatte eigne Bischöfe. Solche waren Sophronius und Arginus (*Socrat.* IV, 22. *Sozomen.* IV, 22. Im ephes. Concil. unterschrieb *Ἀργῖνος ἐπίσκοπος Πομπιουπόλεως τῆς Παφλαγονίας*). Wahrscheinlich ist sie identisch mit dem spätern Docea (*Nicet.* Chon. p. 336) und mit dem heutigen Tocia (Mannert VI, 3, 32). Dadybra kennen nur die Concilien und Novellen, Hierokles, Const. Porphyr. und Nicetas Chon. (p. 304), welche letztern sie Dadibra nennen. Andrapa, am Fuße des Olgassys, erhielt als röm. Anlage den Namen Neoclaudiopolis. Dieser Ort hatte später seinen eignen Bischof, gehörte zur Provinz Helenopontus und lag demnach in der Nähe des Halys (*Hierocl.* p. 705. Dazu *Wess.* Novell. XXIII. praef. *Ἄνδραπα*). Ein unbekannter Ort ist Mantinium (*Socrat.* II, 38: *κατὰ τὸ Παφλαγόνων ἔθνος καὶ μάλιστα κατὰ τὸ Μαντίνιον*). Andere Orte, wie Sora (*Ζῶρα, Σόρα, Σοῦρα*), Zalichos (*Σάλτος, Ζαλίχης*, auch Leontopolis genannt), Antoniopolis, Anadymata, Candara, Castamon kommen blos in später Zeit vor. Als wichtige Stadt und Festung wird im 11. Jahrhund. und später in dieser Gegend, auf der Straße nach Heraklea, von den Byzantinern Kastamuni aufgeführt (*Niceph. Brien.* p. 63. 64. *Nicet.* Chon. p. 14. 15), nach Abulfeda (Tab. XVIII. p. 318. Tab. XVII, 305; hier wie noch gegenwärtig Kastamunjah genannt) fünf Tagereisen nordöstlich von Ankyra und ebenso weit südwestlich von Sinope.

Charakter, Sprache, Institute, Cult. Bei den Hellenen standen in der ältern Zeit die Paphlagoner in schlimmem Rufe, besonders wegen ihrer superstitiosen Leichtgläubigkeit und *δεισιδαιμονία*, von welcher uns Lukianos in Beschreibung menschlicher Schwächen dieser Art besonders humoristisch, ein anschauliches Bild gibt, mag auch die ausschmückende Farbe das Wahre der Sache beeinträchtigen. Er bezeichnet sie, jedoch nur die meisten (*τοὺς πολλούς*), als abergläubische, einfältige Menschen (*δεισιδαίμονας καὶ ἠλιθίους*), welche besonders durch ihren Landsmann, den listigen Pseudomantis Alexandros, auf eine seltsame Weise getäuscht wurden (*Luc. Alex.* §. 9 sq.). Allein die künstlichen Vorrichtungen des Gauklers

waren auch so illusorisch, daß in jener Zeit besonders der ungebildete Theil der Volksmasse leicht hintergangen werden konnte (*Luc. Alex.* §. 15. 17: συγγνώμην χρὴ ἀπονέμειν τοῖς Παφλαγόσι καὶ Ποντικοῖς ἐκείνοις, παχέσι καὶ ἀπαιδεύτοις ἀνθρώποις, εἰ ἐξηπατήθησαν κτλ.). Auch die Bithyner, Galater und Thraker werden in dieser Beziehung von Lukian mit ihnen auf eine Linie gestellt. Eine gewisse Simplicität der Paphlagoner erhellt auch aus Xenophon (Anab. V, 9, 6): καὶ ἀνέκραγον οἱ Παφλαγόνες, als nämlich die Thraker im Heere der Zehntausend ihren Nationalwaffentanz aufführten, wobei einer den andern zu ermorden schien. Nichtsdestoweniger würden wir diesem Volke Unrecht thun, wenn wir dasselbe in seiner Gesammtheit nach diesem Maßstabe beurtheilen wollten. Den ungebildeten Theil des Volkes beherrschte damals wol in den meisten Ländern ein gewisser Grad von Superstition und Deisidämonie. Wir dürfen nicht einmal Griechenland und Rom in jeder Beziehung davon ausnehmen. Das paphlagonische Volk hatte gewiß auch seine Gebildeten. Wenigstens mußte ein gewisser Grad von Cultur sich von den hellenischen Küstenstädten nach den übrigen Theilen des Landes verbreiten. Ferner hatten sich wol seit dem Heerzuge Alexander's auch in diesen Regionen freiere Ansichten unter den Gebildeten entwickelt und die Cultur gefördert, sowie die großen Bewegungen während der Kriege der Römer mit Antiochos, Mithradates, Tigranes das geistige Leben vielseitig anregen konnten und mußten. Unter Ariarathes VI., Herrscher von Kappadokien, blühten in diesem Lande sogar die Wissenschaften (*Diod.* Eclog. XXXI, 3, 518. T. II. *Wessel.*), was auch auf die Cultur in Paphlagonien Einfluß haben mußte. Bemerkenswerth ist aber, daß wir in Hellas, vorzüglich zu Athen, sowie später zu Rom, häufig Paphlagoner als Sklaven finden, wie sich dies auch in griechischen und römisch-griechischen Lustspielen zeigt. Spottend bezeichnet Aristophanes in den Rittern den machthabenden Gerber Kleon mit dem Prädic. Παφλαγών (v. 2. 65. 102. 110 u. a.), wodurch er doch in irgend einer Beziehung seine Gemeinheit, Aufgeblasenheit (παφλάζειν) und geistige Erbärmlichkeit oder auch seinen banausischen Sinn, im Gegensatze zu dem geistig gewandten, feinen Perikles anzudeuten scheint. Man hat es auf verschiedene Weise erklärt. In Betreff des Sprachidioms hat uns Strabon einige Worte aufbewahrt (XII, 3, 533: διότι πᾶσα ἡ πλησίον τοῦ Ἅλυος Καππαδοκία, ὅση παρατείνει τῇ Παφλαγονίᾳ, ταῖς δυσὶ χρῆται διαλέκτοις, καὶ τοῖς ὀνόμασι πλεονάζει τοῖς Παφλαγονικοῖς, Βάγας καὶ Βιάσας, καὶ Αἰνιάτης, καὶ Ῥατώτης, καὶ Ζαρδώκης καὶ Τίβηρος, καὶ Γάσυς καὶ Ὀλίγασυς, καὶ Μάνης κτλ.), aus welchen wir jedoch keine wichtigen Resultate gewinnen dürften [28]). Die meisten derselben verrathen griechische Wurzeln oder haben wenigstens mit solchen Ähnlichkeit. Bis zu Strabon's Zeit konnte auch leicht die so vielfache Berührung mit Hellenen gewissen Worten hellenische Farbe verleihen. Die Bewohner der Küstenstädte als milesischer Gründungen redeten natürlich im ionischen Dialekt, welchem jedoch die Umgebung auch seine eigenthümliche Färbung geben mochte. Was nun Institute, Cult, öffentliches und häusliches Leben, Beschäftigung ꝛc. anlangt, so herrschte natürlich unter den Bewohnern des Küstenlandes in allen diesen Beziehungen mehr oder weniger griechische Art und Sitte, während sich im Mittellande mehr das barbarische Element der asiatischen Stämme behaupten mochte. Zu Sinope finden wir ein Gymnasion als Beweis von der hier getriebenen hellenischen Gymnastik (*Strab.* XII, 3. 546), sowie in dem benachbarten Herakleа Leichenspiele verschiedener Art begangen wurden (*Memn.* ap. *Phot.* cod. 224. p. 223. *Bekk.*: ἐπιτελεῖ δὲ καὶ ἀγῶνας ἱππικούς, οὐχ ἱππικοὺς δὲ μόνον ἀλλὰ καὶ σκηνικοὺς καὶ θυμελικοὺς καὶ γυμνικούς, κτλ.). Die hier blühende Schiffahrt, von welcher schon oben geredet, deuten auch Münzen mit dem Delphin und dem Dreizack an (*Tournefort*, Rel. d'un voyag. du Lev. T. II. p. 89). In kriegerischer Beziehung war die paphlagonische Reiterei ausgezeichnet. Der Redner Hekatonymus bei Xenophon versichert, daß sie selbst von den Persern für besser als die ganze übrige Reiterei des Königs gehalten werde (*Xenoph.* Anab. V, 6, 8). Der hellenische Cult der Küstenstädte tritt uns allein schon in den zahlreichen Münzen von Amastris, welche fast alle hellenischen Gottheiten veranschaulichen, klar entgegen (*Tournef.* Voyag. du Lev. T. II. p. 89 sq. *Sestini*, Descr. n. v. p. 241. *Eckh.* I, 2. p. 384. 389). Die Münzen anderer Städte sind schon oben angegeben worden (vergl. noch *Rasche*, Lex. num. T. I. 2. p. 1084. *Tzetzes* ad *Lycophr.* v. 522). Das mit dem Cult des Autolykos verbundene Orakel zu Sinope ist schon oben berührt worden. Aus derselben Stadt leitet auch eine ägyptische Priestersage den Cult des Serapis oder vielmehr des Jovis Ditis zu Alexandria ab, worüber Tacitus (Hist. IV, 83. 84) ausführlichen Bericht erstattet. Über eine hierher gehörende Münze s. *Vaillant*, Achaem. Imp. p. 61. Allein jene Legende hat wenig Glaubwürdigkeit und wird durch abweichende Berichte (c. 84) sehr problematisch. Wenn wir nun überhaupt in barbarischen Ländern Kleinasiens vielfach hellenische oder diesen ähnliche Culte finden, so dürfen wir um so mehr annehmen, daß auch die Bewohner in Παφλαγονία μεσογαία, wenigstens in der spätern Zeit, im Wesentlichsten keine andern als hellenische Gottheiten verehrten [29]).

Geschichte. Die Geschichte dieses Landes für sich allein betrachtet kann natürlich nur eine fragmentarische ohne große welthistorische Bedeutung sein, und nur in Verbindung mit der Geschichte der kleinasiatischen Staaten überhaupt ihren Platz ausfüllen. Sie gleicht einer auf der Bühne des Lebens auf- und abtretenden Person, welche in dieser oder jener Rolle mitspielt, oft auch nur

28) Daß die Heneter in Italien sich durch ihre Sprache von den sie umgebenden keltischen Stämmen unterschieden, ist schon oben aus *Polyb.* II, 17, 5 bemerkt worden.

29) In Beziehung auf die Jahreszeiten hatten die Paphlagonier eine besondere Idee von dem Kronos, *Plutarch.* de Isid. et Osirid. c. 69: Παφλαγόνες δὲ καταδεῖσθαι καὶ καθείργνυσθαι χειμῶνος, ἦρος δὲ κινεῖσθαι καὶ ἀναλύεσθαι φάσκουσι. In Betreff des häuslichen Lebens wissen wir, daß sich die Paphlagoner hörnerer Trinkgeschirre bedienten. *Xenoph.* VI, 9, 4. *Athen.* XI, 476 c.

als Statist oder als persona muta, und nun eben im Strome der bewegten Völker und Staaten mit fortgezogen wird, ohne selbst zu bewegen oder als leitendes Haupt jener Bewegung die Richtung zu geben. Wenn nun aber Jahrhunderte hindurch Kleinasien Schauplatz der größten Weltbegebenheiten war, auf welchem sich bald die dominirenden Kriegsmächte der drei alten Welttheile feindlich begegneten, bald auch kleinere Machthaber sich einander befehdeten (cf. *Memnon.* ap. *Phot.* Cod. 224. p. 227 sq. *Bekk.*), so mußte natürlich auch Paphlagonien hier und da mit jenen in Berührung gebracht und betheiligt werden. Wir finden es für gut, die fragmentarische Geschichte dieses Landes in sechs Perioden abzutheilen, von welchen wir freilich einige ziemlich leer an wichtigen Ereignissen finden werden: 1) Von der ältesten Zeit bis Krösus und Cyrus; 2) bis Alexander d. Gr.; 3) bis Mithradates VI.; 4) bis zur Einrichtung der pontischen Provinz durch die Römer; 5) bis zur Herrschaft der byzantinischen Kaiser; 6) bis zur Auflösung jenes Kaiserthums durch die Türken. Diese Abschnitte können wir hier keineswegs mit einer zusammenhängenden geschichtlichen Darstellung ausfüllen, sondern müssen uns vielmehr oft nur mit einzelnen, abgerissenen Notizen begnügen, sowie wir auch schon im Vorhergehenden hier und da einzelne geschichtliche Bemerkungen mit eingewebt haben. — In den ältesten Zeiten vor und nach dem troischen Kriege bis auf die Ansiedelungen der Milesier mochte in diesen Regionen wenig Bewegung zu Wasser und zu Lande herrschen und das Leben und Treiben der hier hausenden Völker im Vergleich mit der südlichen und westlichen asiatischen Küste geringfügig sein. Auch die kühnsten Schiffahrer der alten Welt, die Phöniker, mochten in jener ältesten Zeit sich selten oder gar nicht durch den Hellespont und thrakischen Bosporus in den Pontus Euxinus wagen. Denn dieser galt ja für ein verschlossenes Meer, zu welchem man nur durch die gefahrvollen kyanischen Felsen (*Κυανέας Συμπληγάδας, εἰς γῆν Κυανεᾶν Συμπληγάδων* [al. *Κυανέαν Συμπληγάδα*], *Κυανέας ἀναιδέας Eurip.* Med. 2. Iph. T. 241. Orph. 680. *Apoll. Rh.* II, 606. *Dion. Per.* 144; dazu *Eusth.* Pher. b. d. Schol. *Pind.* Pyth. IV, 133, *πέτρας πλαγκτάς* nennt sie schon *Hom.* Od. XII, 61) gelangen konnte. Daher die Argofahrt für das kühnste Unternehmen jener Zeit gelten mußte, welches eben nur Götter- und Heldensöhne unter göttlicher Obhut auszuführen vermochten. Die Minyer also und späterhin andere Schiffahrt treibende hellenische Küsten- und Inselstaaten mochten aus dem ägäischen Meere zuerst hierher ihre Segel richten. An der pontischen Nordküste Kleinasiens werden uns, nach späterer Darstellung, kleine rohe Völkchen mit unbekannten Namen und anachronistisch auch schon die hellenischen Pflanzstädte genannt, an welchen die Argo vorüberfährt (Schol. ad *Apoll. Rh.* II, 550. *Diod.* IV, 40: *τὸν δὲ Πόντον κατ' ἐκείνους τοὺς χρόνους περιοικούμενον ὑπὸ ἐθνῶν βαρβάρων καὶ παντελῶς ἀγρίων κτλ.*). In welchem Verkehre jene barbarischen Völkerschaften mit einander standen und in welcher Berührung sie mit den südlichern Theilen Kleinasiens lebten, wissen wir nicht. Die Hilfsscharen der Troer aus diesen Regionen, die Paphlagoner mit den Henetern, die Halizoner u. a. (Il. II, 848 sqq. 856 sqq.) bekunden jedoch, daß man sich zu Bündnissen und Verträgen einander näherte. Welchen Impuls die Züge der Kimmerier und Trerer nach dem troischen Kriege gegeben und welchen Einfluß sie gehabt haben, ist ebenfalls dunkel (Strabon [XII, 8, 573] bemerkt nur, daß durch diese und die folgenden Völkerzüge hier alles in Unordnung und Verwirrung, besonders in Betreff der Grenzen, gekommen sei: *Eusth.* ad *Dion. Per.* 772. p. 246 *Bernh.*). Der erste lebendige Verkehr auf dem paphlagonischen Küstenlande mußte aber mit den milesischen Gründungen anheben. Gewiß hatten die Milesier schon lange in diese Gegenden Handel getrieben, bevor sie auf den Gedanken kamen, sich hier niederzulassen und durch sichere Plätze ihren Pontushandel zu stabiliren. Außerdem lebten die Paphlagoner als ein autonomes Volk (denn das medische Reich wurde westlich vom Halys bekränzt; *Herod.* I, 72), bis sie vom Krösus, wie fast alle Völker, innerhalb des Halys, unterworfen wurden (*Herod.* I, 28). Hiermit beginnt also die zweite Periode unserer Abtheilung. Als aber des Krösus Macht an der persischen unter Cyrus scheiterte und sein Reich dem letzteren anheimfiel, ging natürlich auch Paphlagonien an die persische Herrschaft über und wurde nun, wie alle diese Regionen, durch Satrapen verwaltet, welche jedoch späterhin in lockerer Abhängigkeit lebten und nicht selten eigenmächtig verfuhren, auch, wie schon oben bemerkt wurde, die Grenzen ihrer Satrapie erweiterten. In den Heereszügen des Darius und des Xerxes mußten natürlich auch die Paphlagoner Hilfstruppen stellen [30]), sowie die Schiffe von Sinope mit der persischen Flotte bei Artemisium, Salamis und Mykale verbunden waren, wie aus Herodot's Angabe hervorgeht, obgleich dieselben nicht besonders genannt werden [31]). Als der Rest der rückkehrenden Zehntausend nach Kotyora am Pontus, einer hellenischen Stadt und Gründung von Sinope, im Gebiete der Tibarener, gelangt war, und ihnen die Kotyoriten gastliche Aufnahme verweigerten, keine *ἀγορὰ* gewährten und die Thore schlossen, nahmen jene ihren Unterhalt, wo sie ihn fanden, theils aus dem benachbarten Paphlagonien, theils aus dem Gebiete der Kotyoriten, und verweilten hier auf solche

30) Herodot (VII, 72) nennt in seinem Verzeichnisse der mit Xerxes ausgezogenen Völker auch die Paphlagoner und beschreibt ihre Waffentracht also: *Παφλαγόνες δὲ ἐστρατεύοντο, ἐπὶ μὲν τῇσι κεφαλῇσι ἔχοντες κράνεα πεπλεγμένα, ἀσπίδας δὲ σμικράς, αἰχμὰς δὲ οὐ μεγάλας· πρὸς δὲ ἀκόντια καὶ ἐγχειρίδια· περὶ δὲ τοὺς πόδας πέδιλα ἐπιχώρια ἐς μέσην κνήμην ἀνατείνοντα.* Die Ligyer, Matiener, Mariandyner und Syrer waren auf dieselbe Weise bewaffnet. Anführer der Paphlagoner und Matiener war Dotos, Sohn des Megasidres. Auch die Phryger waren beinahe ebenso bewaffnet (c. 73). Hier werden die Paphlagoner blos als Fußvolk genannt. Bei dem Verzeichnisse der persischen Reiterei werden keine Paphlagoner aufgeführt, obgleich diese als treffliche Reiter bei Xenophon (Anab. V, 6, 8) gepriesen werden. 31) *Herodot.* VII, 95: *Ἑλλησπόντιοι δέ, πλὴν Ἀβυδηνῶν — οἱ δὲ λοιποὶ οἱ ἐκ τοῦ Πόντου στρατευόμενοι παρείχοντο μὲν ἑκατὸν νέας, ἐσκευασμένοι δὲ ἦσαν ὡς Ἕλληνες. οὗτοι δὲ Ἰώνων καὶ Δωριέων ἄποικοι.* Die Worte *Ἕλληνες* und *Ἰώνων ἄποικοι* lassen uns nicht zweifeln, daß hier vorzüglich die milesischen Colonien, und mit ihnen Sinope zu verstehen sind.

Weise 45 Tage. Da kamen Gesandte von Sinope, den beredtsamen Hekatonymus an ihrer Spitze, und erklärten den Heerführern, daß die Kotyoriten ihre Abkömmlinge seien, ihnen Tribut zahlen, wie die Trapezuntier und Kerasuntier, und was diesen zu Leide gethan werde, betrachte Sinope als sich angethan, und werde in diesem Falle sich den Korylas mit seinen Paphlagonern, und jeden Andern, wen sie nur könne, zum Freunde machen. Darauf erwiedert Xenophon in angemessener Rede, welche er mit der definitiven Erklärung beschließt: daß sie nöthigenfalls mit beiden den Kampf aufzunehmen bereit seien und schon mit viel größeren Mächten sich gemessen haben; daß sie aber auch, wenn es ihnen vortheilhaft erscheine, sich selbst den Paphlagoner zum Freunde machen würden. Denn sie haben vernommen, daß Korylas nach dem Besitz von Sinope strebe und nach Küstenorten (*Xen.* Anab. V, 5, 11—23). Obgleich sie nun durch Verwendung der Gesandten von Sinope Lebensmittel von den Kotyoriten (theils *ξένια*, theils *ἀγορά*, d. h. Lebensmittel für Geld) erhielten, gingen doch noch Abtheilungen in das paphlagonische Gebiet auf Beute aus, sowie die Paphlagoner zerstreute Hellenen von dem Heere ausplünderten (*Xen.* Anab. VI, 9, 1). Da kamen auch Gesandte vom Korylas zu Roß in schönen Gewändern mit der Erklärung, daß Korylas bereit sei, den Hellenen keine Beleidigung zuzufügen, aber auch nicht beleidigt sein wolle. Die Heerführer antworteten, daß sie sich hierüber berathen wollten und bewirtheten sie gastlich. Nach vollbrachtem Opfer folgten die Libationen und der Päan, worauf Festtänze aufgeführt wurden. Am folgenden Tage trugen die Strategen den Antrag des Korylas dem Heere vor, worauf in gleicher Weise beschlossen wurde, die Paphlagoner nicht zu beeinträchtigen und auch sich kein Unrecht zufügen zu lassen, worauf die Gesandten sich wieder entfernten, die Zehntausend aber von Kotyora aus zu Wasser bis Armene gebracht wurden, wie schon oben angegeben worden ist (*Xen.* Anab. V, 9, 2—15). Korylas mochte wol genaue Kenntniß haben von der hellenischen Tüchtigkeit im Kriege und einsehen, wie gefahrbringend der Kampf mit einer so geübten, verwegenen und durch die Noth getriebenen Schar sei. — Er erscheint hier als selbständiger Herrscher (*Xen.* l. c. V, 9, 2; *ὃς ἐτύγχανε τότε Παφλαγονίας ἄρχων*); wenigstens gedenkt Xenophon keines Verhältnisses, welches den Satrap andeuten könnte[32]). Auch würde wol ein solcher aus Rücksicht gegen den König das griechische Heer nicht unangefochten haben ziehen lassen. Korylas wird hier als Dynast des Mittellandes bezeichnet, welcher an der Küste keine Besitzungen hat und nach solchen strebt (*Xenoph.* l. c.). Seine streitbare Macht schätzt Hekatonymus bei Xenophon (V, 6, 9) auf mehr als zwölf Myriaden zu Roß und zu Fuß. Sowie Xenophon den politischen Zustand in diesen Regionen gefunden hatte, mochte es wol im Ganzen bis auf Alexander's Heerfahrt bleiben, mit welcher der dritte der oben gemachten Zeitabschnitte beginnt. Alexander's Zug berührte diese Gegenden nicht, sondern hatte seine Richtung an der südlichen Küste Kleinasiens hingenommen (*Arrian.* Exp. Al. I, 25—30), und er selbst mochte sich wol im Anfange seiner großen Unternehmungen gern begnügen, wenn die nördlichern Völkerschaften nur den Namen nach seine Hoheit anerkannten, oder ihn wenigstens nicht beeinträchtigten und durch feindliche Operationen aufhielten (*App.* bell. Mithr. c. 8). Zu seiner Zeit war Ariarathes II. Herrscher von Kappadokien und Paphlagonien, welcher während der entfernten Züge des makedonischen Heeres die Grenzen seines Reichs sehr erweitert hatte[33]). Alexander's Sieg am Granikus besonders gab allen Dynasten, welche ihr Gebiet zu vergrößern strebten und früher von der persischen Macht daran verhindert worden waren, die beste Gelegenheit, welche z. B. vom Dionysius, Herrscher von Heraklea am Pontus, sehr gut benutzt wurde[34]). Ariarathes hatte sich um die makedonische Macht wenig gekümmert, und war auch von Alexander übersehen worden, während er große Schätze sammelte und sich ein gutes Heer rüstete (*Diod.* XVIII. 16)[35]). Eine andere Gestaltung der Dinge tritt mit Alexander's Tode ein, mit welchem die vierte Periode unserer Geschichte anhebt. Bei der Ländervertheilung unter Arrhidäus und Perdikkas wurde das Reich des Ariarathes, welchen Alexander's Nachfolger nicht als rechtmäßigen Besitzer anerkannten, dem Eumenes ertheilt (*Diod.* XVIII, 3. p. 258. *Wess. Just.* XIII, 4, 16), nämlich Paphlagonien, Kappadokien und das angrenzende Gebiet (*καὶ πάσας τὰς συνοριζούσας ταύταις χώρας, ἃς Ἀλέξανδρος οὐκ ἐπῆλθεν, ἐκκλεισθεὶς ὑπὸ τῶν καιρῶν, ὅτε διεπολέμει πρὸς Δαρεῖον*). Als jener aber dasselbe nicht freiwillig abtreten wollte, sich vielmehr mit seinem Heere dem Perdikkas entgegenstellte, wurde er besiegt, gefangen genommen und mit allen seinen Verwandten ans Kreuz geschlagen (*Diod.* XVIII, 16. *Luk.* Macrob. §. 13. *Appian.* bell. Mithr. c. 8. *Arrian.* ap. *Phot.* cod. 92. p. 69 *Bekk.* u. *Diod.* ap. *Phot.* cod. 244. p. 382 *B.* In dieser letztern Stelle und bei *Diod.* Eclog. XXXI, 3. p. 517 *Wess.* fällt Ariarathes in der Schlacht). Bei einer spätern Ländervertheilung fällt Kappadokien dem Nikanor anheim (*Arrian.* ap. *Phot.* p. 72 *Bekk.*). Der Sohn des Ariarathes mit gleichem Namen hatte sich nach Armenien geflüchtet. Nach dem Tode des Eumenes und Perdikkas, als Antigonus und Seleukus mit einander Krieg führten, kehrte er von dem Ardoatus, Könige

32) Theopompus (bei *Athen.* IV, 25, 144 sq.) nennt einen König der Paphlagoner Thys, welcher gefangen genommen und zum Artaxerxes gebracht wurde. Von ihm wird hier berichtet: *Βασιλέα Θῦν ἑκατὸν πάντα παρατίθεσθαι δειπνοῦντα ἐπὶ τὴν τράπεζαν, ἀπὸ βοῶν ἀρξάμενον· καὶ ἀναχθέντα αἰχμάλωτον ὡς βασιλέα καὶ ἐν φυλακῇ ὄντα πάλιν τὰ αὐτὰ παρατίθεσθαι ζῶντα λαμπρῶς κτλ.*

33) Im Heere des Darius gegen Alexander erscheint Ariakes als Führer der Kappadoker. *Arrian.* Exp. Al. III, 8. 34) *Memnon.* ap. *Phot.* *περὶ τὴν Ποντικὴν Ἡράκλειαν.* cod. 224. p. 223 *Bekk.* 35) Arrian (II, 4) berichtet jedoch, daß eine Gesandtschaft der Paphlagoner an Alexander zu Ankyra gekommen sei, welche ihr Volk unter seine Oberhoheit gestellt und einen Vertrag mit ihm geschlossen habe. Alexander habe sie dann angewiesen, dem Oberbefehle des Kalas, Satrapen von Phrygien, zu gehorchen. Also hatte wohl Ariarathes nur ein Stück, nicht das ganze Paphlagonien, mit seinem Reiche verbunden.

von Armenien, mit einem Heere ausgerüstet, nach Kappadokien zurück, vertrieb die Makedonier, tödtete ihren Strateg Amyntas, und herrschte nun im väterlichen Reiche als Ariarathes III. Ihm folgte sein ältester Sohn, Ariamnes, welcher sich mit Antiochus (*θεός* genannt) befreundete und dessen Tochter Stratonike mit seinem ältesten Sohne Ariarathes, mit welchem er gemeinschaftlich regierte, vermählte. Nach seinem Tode herrschte Ariarathes (als der IV.) allein, starb aber früh und hinterließ das Reich seinem noch zarten Sohne Ariarathes, welcher sich hierauf mit Antiochis, Tochter von Antiochus d. Gr., vermählte, und als der V. dieses Namens herrschte. Er wetteiferte mit seinem Sohne in kindlicher Liebe, und wollte diesem bei seinem Leben schon das Reich abtreten, welches jener nicht annahm. Ihm folgte sein Sohn Ariarathes VI., ein ausgezeichneter Herrscher mit hellenischer Bildung und besonderer Liebe zur Philosophie (*Diod.* Ecl. XXXI, 3. p. 518 *Wess.* *ἐξ οὗ καὶ ἡ παρὰ τοῖς Ἕλλησιν ἀγνοουμένη πάλαι Καππαδοκία τότε τοῖς πεπαιδευμένοις ἐμβιωτήριον ὑπῆρχεν*). Er erneuerte auch das Freundschaftsbündniß mit den Römern, mit welchen diese Fürsten während des Krieges mit Antiochus d. Gr. in Berührung gekommen waren. Wahrscheinlich war er derselbe, welcher mit Crassus im Feldzuge gegen die Parther umkam (*Just.* XXXVII, 1). Sie führten ihre Stammlinie auf den ältern Cyrus zurück (*Diod.* l. c. Vgl. Schlosser, Univ.-Gesch. d. alt. W. I, 3, 390. Anm.). Der Name Paphlagonien kommt während dieser Zeit wenig vor, und dieses Land, welches unter Ariarathes II. und unter Eumenes mit Kappadokien wenigstens theilweise verbunden war, muß unter Ariarathes III. schon von diesem getrennt worden sein. Denn Mithradates, der Stifter (*Κτίστης*), legte von der Bergfeste Kimiata, im Innern Paphlagoniens, aus den Grund zu seinem pontischen Reiche (*Strab.* XII, 3, 562); woraus wir folgern dürfen, daß jenes wol unter dem genannten Herrscher mit diesem verbunden war. Doch finden wir bald darauf wieder besondere kleine Fürsten von Paphlagonien, z. B. den Morzes, welcher im Kriege der Römer mit den Gallern diesen (den Tektosagen und Trokmern) mit den Kappadokern unter Ariarathes (wahrscheinlich dem III. oder IV.) beistand (*Liv.* XXXVIII, 26. *Strab.* XII, 4, 562. *τὸ Μορζέως βασίλειον ἔχων*). Der letzte derselben wird, wie schon oben bemerkt, Dejotarus Philadelphus, Sohn des Kastor, genannt (*Strab.* l. c.). Die pontischen Könige streben zwar fortwährend nach dem Besitz von Paphlagonien, finden aber westlich besonders in den Fürsten Bithyniens ein Gegengewicht. Auch war hier die Stadt Herakleа ziemlich mächtig, und hatte während der Kriege unter Alexander's Nachfolgern Tieum an sich gezogen (*Memnon* ap. *Phot.* 224. p. 227 sqq. *Bekk.*). Den wichtigsten Abschnitt in Paphlagoniens Geschichte (nach der obigen Eintheilung die fünfte Periode) bildet nun der Krieg der Römer mit Mithradates VI., mit dem Beinamen Eupator, dem Könige von Pontus, einem kühnen und kriegslustigen Fürsten, mit welchem Sulla, Lucullus und Pompejus im Felde standen (*App.* bell. Mithr. *Plut.* Sull. Luc. Pomp.). Er hatte das ganze Küstenland Paphlagoniens mit den hellenischen Handelsstädten bis Heraklea mit seinem Reiche vereiniget, allein das Mittelland (*Παφλ. μεσογαία*) war noch unter besondern Fürsten geblieben (*Strab.* XII, 3, 540. 541 u. 544. *Appian.* bell. Mithr. c. 11. 12), welche früher nur die Verwandtschaft mit dem pontischen Königsstamme schützen mochte. Bald aber traf er ein Übereinkommen mit seinem westlichen Nachbar Nikomedes und theilte mit ihm Paphlagonien, worauf der römische Senat ihm durch eine Gesandtschaft erklären ließ: „daß er von diesem Lande abstehen und selbiges in pristinum statum restituiren solle." Allein der König antwortete, daß dieses Land seinem Vater als Erbtheil zugefallen sei, und er wundere sich, wie man ihm dasselbe streitig machen könnte, da man seinem Vater es gelassen habe. Er unterwarf sich sofort auch Galatien. Nikomedes glaubte die Römer mit einer täuschenden Antwort befriedigen zu können, gab seinem Sohne den Namen Pylämenes, und ernannte ihn zum Könige von Paphlagonien; als wenn er hiedurch das Land dem alten Stamme des Pylämenes wiedergegeben habe (*Just.* XXXVII, 4, 3—8). Indessen der Besitz-dauerte nicht lange. Die Römer nahmen es ernstlich [36]). Bevor jedoch Sulla den Oberbefehl gegen Mithradates erhielt, war es bereits zwischen diesem und dem Nikomedes zum Bruche gekommen, und der Letztere war durch seinen Bruder Sokrates, welchen Mithradates mit einem Heere nach Bithynien gesandt hatte, vertrieben worden. Gleiches Schicksal hatte der von den Römern in Kappadokien eingesetzte Ariobarzanes, welchen Mithradates verjagte und den Ariarathes, seinen Sohn, einführte. Beide wandten sich in ihrer Bedrängniß an die Römer und wurden von diesen wiederum in ihre Reiche eingesetzt (*App.* bell. Mithr. c. 10. 11). Beide Könige wurden nun von den römischen Gesandten angereizt, in das Gebiet des Mithradates einzufallen. Nikomedes ließ sich dazu bewegen, und führte reichliche Beute hinweg (c. 11. 12). Mithradates beschwerte sich nun bei jenen Gesandten, welche aber nur unbestimmte und ausweichende Antwort ertheilten (c. 13). Denn die Römer wünschten den Krieg, um die zunehmende Macht des pontischen Königs zu brechen. Dieser säumte nicht, setzte wiederum seinen Sohn Ariarathes als König in Kappadokien ein (c. 15), und bald darauf schlugen seine Feldherren Neoptolemus und Archelaus den Nikomedes in Paphlagonien am Fluß Amneios (bei Strabon Amnias) gänzlich, worauf dieser nach Italien entwich und Mithradates Bithynien besetzte (c. 18). Wir übergehen hier seine weitern

36) Bei Appianus (bell. Mithr. c. 112. p. 813 *Schweigh.*) wird nach Mithradates' Tode ein Überblick seiner Thaten gegeben und bemerkt, daß er sich oft Bithyniens und Kappadokiens bemächtigt, daß er Asien durchstürmt habe und oft in Phrygien, Paphlagonien, Galatien, Makedonien und in Hellas eingefallen sei rc. Also war er nicht zu einem dauernden Besitze von Paphlagonien gekommen. Nur das Küstenland hatte er fortwährend bis zum ersten Vertrage mit Sulla behauptet, und auch nach dem Vertrage vor dem Ausbruche des zweiten Kriegs wieder occupirt. Nach der Darstellung des Justin (XXXVIII, 2, 6. 7), welcher freilich nicht immer als zuverlässiger Abbreviator erscheint, wurde Kappadokien sowol als Paphlagonien, nachdem jenes dem Mithradates, dieses dem Nikomedes genommen, für frei erklärt, doch bald darauf den Kappadokern auf ihren Wunsch ein König, Ariobarzanes, gegeben.

Fortschritte und die Erweiterung seines Reichs. Er wurde nicht eher gedemüthigt, als bis Sulla seinen Feldherrn Archelaos gänzlich besiegte und ihn dadurch zum Frieden nöthigte. In Betreff der ihm von Sulla gemachten Bedingungen war er mit allem zufrieden, nur forderte er noch Paphlagonien. Doch ließ er auch endlich von diesem ab und begnügte sich mit den alten Grenzen des pontischen Reichs (c. 55—58). Sulla eilte bekanntlich nach Rom zurück, um dort wichtigere Angelegenheiten zu ordnen, und übertrug es dem Curio, den Nikomedes wieder in Bithynien und den Ariobarzanes in Kappadokien wieder einzusetzen (c. 60). Paphlagonien erwähnt hierbei Appian nicht, und wir erfahren daher auch nicht, in welchen Zustand es durch diesen Friedensschluß gebracht wurde[37]). — Bevor der zweite große römisch-mithradatische Krieg ausbrach (welcher jedoch nach Appian c. 66 als der dritte zu betrachten ist), hatte auch Sertorius in Hispanien mit dem pontischen König einen geheimen Vertrag geschlossen, laut dessen letzterem Asien, Bithynien, Paphlagonien, Kappadokien und Galatien zuerkannt wurde (*App.* l. c. c. 68). Im zweiten Kriege hatte er Bithynien, und wahrscheinlich auch Paphlagonien wieder in seine Gewalt bekommen (c. 71), bevor Lucullus gegen ihn vorrückte. Wir wollen hier nur der Schicksale der Stadt Sinope während dieses Kampfes gedenken. Von Sinope aus hatte Mithradates seine wichtigsten Operationen unternommen (*Memnon.* ap. *Phot.* l. c. p. 234 *Bekk.*). Als er den Kampf gegen Lucullus unglücklich geführt hatte, und nun zum Tigranes nach Armenien entflohen war, ging Leonippus, welchem er nebst dem Kleochares jene Stadt anvertraut hatte, damit um, diese den Römern zu übergeben, wurde aber vor der Ausführung seines Plans durch den Kleochares ermordet (p. 238), welcher nun eine Art Tyrannei begründete. Als in dieser Zeit Censorinus mit einer Flotte von 13 Schiffen aus dem Bosporus dem römischen Heere Getreide zuführte und in die Nähe dieser Stadt gelangte, segelten ihnen Kleochares und Seleukus mit ihren Trieren entgegen, siegten und erbeuteten die beladenen Schiffe. Jener wollte nun in begonnener Weise das Regiment behaupten und den Krieg gegen die Römer fortsetzen. Allein dieser fand es gerathener, die Bewohner der Stadt zu ermorden, und dieselbe den Römern gegen große Remuneration zu übergeben. Indessen jedoch rückte Lucullus heran, dessen Freundschaft Machares, Mithradates' Sohn, von Bosporus aus erstrebt und erhalten hatte. Als dies Kleochares vernommen, brachte er das Kostbarste zu Schiffe und entwich in die innern östlichen Theile des pontischen Reichs, worauf Sinope in des Lucullus Gewalt fiel. So erzählt dies Memnon (ap. *Phot.* cod. 224. p. 238 sqq. *Bekk.* Anders *Plut.* Luc. c. 23. *App.* b. M. c. 83)[38]). Nach den Siegen des Lucullus, welcher mit seinen Waffen bis an den Phasis dominirte, also auch Paphlagonien in seiner Gewalt hatte (*Plut.* Luc. c. 33), wird dieses Landes nur selten gedacht. Auch im dritten und letzten Kriege, in welchem der pontische König endlich dem Pompejus erlag, kommt dasselbe wenig zur Sprache. Bei der neuen statistischen Anordnung und Ländereintheilung, welche nun von dem Pompejus ausging, ernannte er den Attalus zum Tetrarchen von Paphlagonien (*App.* b. M. c. 114), doch scheint derselbe nicht das ganze Land, sondern blos einen Theil desselben erhalten zu haben[39]). Strabon bezeichnet, wie schon bemerkt, als den letzten Herrscher Paphlagoniens den Dejotarus Philadelphus, Sohn des Kastor, welcher seinen Sitz zu Gangra hatte (XII, 3, 562). Dejotarus war ein Freund des Pompejus, stand ihm mit seinen Paphlagonern (*App.* bell. civ. II, 71) in der Schlacht bei Pharsalus zur Seite und begleitete ihn selbst auf der Flucht (*Plut.* Pomp. c. 73). — Über die spätern Schicksale Paphlagoniens, wie es mit Galatien verschmolzen, wie ein westlicher Theil als besondere Provinz den Namen Pontus führte, und wie noch später bei der neuen Eintheilung unter Diocletian und Constantin dasselbe wieder zur besondern Provinz erhoben wurde, ist schon oben bei der Grenzbestimmung das Nöthige angegeben worden[40]). Bei jener letzten Eintheilung mochte es bleiben, bis diese Länder zu dem byzantinischen Kaiserthume geschlagen wurden, womit die fünfte der oben angegebenen Perioden sich endigt. — Der Glaube an Christus und seine Lehre hatte hier früh Eingang gefunden und bedeutende Fortschritte gemacht, und wir finden hier früh schon Bischöfe, Synoden und andere kirchengeschichtliche Begebenheiten, wie oben gezeigt wurde. Auch werden die Paphlagoner schon in den Briefen des Apostels Paulus erwähnt, sowie er an die benachbarten Galater bekanntlich selbst geschrieben hat. — Bei der Auflösung des byzantinischen Reichs durch die Türken fiel ihnen natürlich auch dieses Gebiet anheim. Dadybra hatte schon im Jahre 1196 gegen dieselben eine viermonatliche Belagerung ausgehalten und sich endlich durch Hunger gezwungen, ergeben (*Nicetas.* Chon. p. 304). Sinope übergab Ismael, der letzte Fürst des kleinen griechischen trapezuntischen Reichs, freiwillig (im J. 1461) an Muhammed II., wie schon oben bemerkt wurde. — Über den Zustand dieser Regionen in neuerer Zeit haben Pitton de

37) Zu bewundern ist es, wie sich dem bereits so mächtigen Mithradates im ersten Kriege, bevor er von Sulla gedemüthigt worden war, außer den Magnetern und Lykiern auch die Paphlagoner noch widersetzen konnten; *Appian.* bell. Mithr. c. 21. *Μάγνησι δὲ καὶ Παφλαγόσι καὶ Λυκίοις, ἔτι ἀντέχουσι, διὰ τῶν στρατηγῶν ἐπολέμει.* Memnon (ap. *Phot.* cod. 224. p. 230 *Bekk.*) bemerkt (nach seiner Besitznahme von Bithynien): *Καὶ τῶν ἄλλων δὲ πόλεων τῶν κατὰ τὴν Ἀσίαν αἱ μὲν ἡλίσκοντο, αἱ δὲ προσεχώρουν τῷ βασιλεῖ, καὶ μεταβολὴ τῶν ὅλων ἀθρόα καθίστατο κτλ.*

38) Früher schon zur Zeit des römisch-makedonischen Kriegs hatte Sinope viele Drangsale zu bestehen. *Liv.* XL. c. 2. 39) *Strab.* XII. 3, 562: *Ταύτης δὲ (τῆς Παφλαγονίας τῆς μεσογαίας μέχρι Βιθυνίας) καίπερ ὀλίγης οὔσης, μικρὸν μὲν πρὸ ἡμῶν ἦρχον πλείους· νῦν δ' ἔχουσι Ῥωμαῖοι, τοῦ γένους τῶν βασιλέων ἐκλιπόντος κτλ.* Bei Appianus (bell. Mithr. c. 118) wird Paphlagonien mit unter den Ländern aufgeführt, welchen die Römer theils nach Mithradates Sturze, theils späterhin Tribut auflegten. Über die noch spätere Zeit unter Cäsar, Antonius und Augustus vergl. c. 121. 40) Auch in den Notitiis erscheint Paphlagonien als besondere Provinz mit der Metropolis Gangra (*Γαγγρῶν τῆς μητροπόλεως ἐπαρχίας Παφλαγονίας*). *Cellar.* III, 8, 318.

Tournefort (Rel. d'un voyage du Levant. T. II. p. 88 sqq.) und Rich. Pococke (Beschreib. d. Morgenl. u. einiger and. Länd. 3. Thl. §. 123. S. 138 fg. aus d. Engl. 1755) Einiges mitgetheilt. Anderes kann man in den Reiseberichten von Tavernier, Spon, Chandler u. Wheler finden. — Die Literatur und vorzüglich die Quellen über die alte Zeit betreffend, heben wir Folgendes hervor: Die Sänger der Argofahrt berühren die Topographie der paphlagonischen Küste vielfach, da die Fahrt an dieser sich hinzog (über die verlornen Dichtungen dieser Art, sowie über die Benutzung verschiedenartiger Quellen derselben vgl. G. E. Groddeck [über die Argonautica des *Apoll. Rh.* I. p. 70 sq.] in d. Biblioth. der alten Literat. u. Kunst. 2. St. Götting. 1787). Auch Homer (Il. II, 850 sq.) gibt schon einige Notizen. Wichtiger noch sind die verschiedenen Periplus, der des Skylax (Periplus maris mediterr. ed. *Gron.* et *Huds.* Geogr. min.). Fragmentarisch kennen wir nur den des Skymnus von Chius (*Gron.* ed. *Scyl.* p. 133. Not.); dann den Periplus von Arrian; den des unbekannten Verfassers: Peripl. Pont. Eux. in d. Ausg. d. Skylax von Gron. (p. 133 sqq.), welcher sich vorzüglich auf die Dichtung des Skymnus gründet. Dann Artemidor und Menippus bei Marcian Herakl. (cf. *Voss.* ad *Scyl.* p. 81 ed. *Gron.*); der Periplus eines Anonymus, der 121. Cod. der Escurial-Bibliothek aus Iriartes Katalog (vgl. Mannert, Vorrede zum 8. Thl. p. VII u. VIII). Strabon, aus der Nachbarschaft gebürtig, muß hier besonderes Gewicht haben (XII, 3, 543 sq. 553. 560. 563 sq.). Lehrreich ist auch Xenophon (Anab. V, 5, 6), welcher aus eigner Anschauung redet, obgleich er nicht in jeder Beziehung genau genug ist. Ferner *App.* bell. Mithr. und *Memnon.* *τὰ περὶ τὴν Ποντικὴν Ἡράκλειαν* ap. *Phot.* Cod. 224. p. 222—240. *Bekk.* *Plut.* Lucull. *Pomp. Mel.* I, 19, 8. *Plin.* VI, 2 sqq. *Dionys. Perieg.* 775 sq. Dazu *Eusth.* d. Schol. et Paraphr. *Lukian.* Alex. siv. Pseudom. u. Tox. Einzelnes geben die Historiker Herodot, Diodor, Arrian, welche wir an den betreffenden Stellen angeführt haben. Spätere Quellen sind Hierokles, d. Peut. Taf., die Notit., Nicetas (Chon.). Numismatisches gibt Vaillant, Sestini, Rasche, Eckhel. Die allgemeinen geogr. Werke sind bekannt.

(*J. H. Krause.*)

PAPHNUTIUS, Bischof in Oberthebais und Confessor; die erste bedeutende Stimme gegen den Cölibat der Kleriker auf der Synode zu Nicäa im J. 325. In der letzten Christenverfolgung unter Maximinus, dicht vor dem Siege des Christenthums durch Constantin, war ihm das rechte Auge ausgestochen, der linke Schenkel gelähmt und er darauf in die Bergwerke geschickt. Schon diese ausgestandenen Martern verliehen ihm nachher großes Ansehen, sodaß Constantin ihn eines genauern Umgangs gewürdigt und die leere Augenhöhle als Merkmal des Bekenntnisses wiederholt geküßt haben soll. Dieses sein Ansehen, das noch durch ein von Jugend auf geführtes ascetisches Leben gesteigert war, machte er auf der gedachten Synode geltend, als der Cölibatszwang in Vorschlag gebracht ward. Er erklärte in offener Versammlung ein solches Zumuthen für eine unerhörte und unerträgliche Neuerung; zwar dringt er nicht auf völlig freie Priesterehe; wer unverheirathet in den Klerus tritt, soll nach hergebrachter Weise die Ehe meiden; dagegen die im Laienstande Vermählten und dann Ordinirten sollen auch in den obern klerikalischen Graden ihre Weiber behalten (*Socrat.* hist. eccles. I, 11); er nannte den geregelten ehelichen Umgang selbst eine Enthaltsamkeit (*σωφροσύνην*). Sein Wort war um so einflußreicher, da Alter und Stellung ihn über jeden Verdacht der Berücksichtigung seiner selbst erhob. Unter den Stimmen gegen den Cölibat ist Paphnutius stets so bedeutend gewesen, daß katholische Historiker, wie Baronius, Bellarmin, jene ganze Erzählung gegen die ausdrücklichsten alten Angaben zu verdächtigen gesucht haben. Auch auf den nächsten Synoden zu Tyrus, Sardica, läßt sich seine Thätigkeit verfolgen.

(*Fr. W. Rettberg.*)

PAPHOS, zwei verschiedene Orte auf der Insel Kypros, *Παλαίπαφος* und *Πάφος*, welche letztere auch bisweilen *Πάφος νέα* genannt wird. Auf jener großen Insel im östlichen Mittelmeere, deren Umfang Strabon (XIV, 6, 682) auf 3420 Stadien schätzt, nördlich dem rauhen Kilikien, östlich dem issischen Meerbusen benachbart, westlich vom pamphylischen und südlich vom ägyptischen Meere umströmt (*Strab.* XIV, 6, 681 sq.), kannte schon das graue Alterthum an der westlichen Küste die hohe Paphos (celsa Paphos *Virg.* Aen. X, 51), mit dem Heiligthum und Cult der Aphrodite, welcher weit, selbst über das Meer hin, celebrirt war [1]). Denn hier war ja laut der Sage Aphrodite aus den Meereswogen ans Land gekommen. Wir betrachten hier zunächst die Topographie, dann den Cult und die politische Geschichte. Strabon nennt als Anfangspunkt der westlichen Umfahrt (*τοῦ δυσμικοῦ περίπλου*) die Stadt Kurion, kommt dann zu einer Landspitze (wahrscheinlich das Phrurion des Ptolemäus [V, 13]), von welcher man diejenigen stürzte, welche den Altar des Apollon berührt hatten, gelangt weiter zu zwei sonst unbekannten Orten, Treta und Boosura (*Βοόσουρα*) und von hier nach Alt-Paphos, zehn Stadien oberhalb des Meeres, am Flusse Barbaros, mit einer Rhede oder einem Ankerplatze an dessen Mündung [2]). Hierauf

1) *Hom.* Od. VIII, 362. 363. *Pomp. Mela* II, 7, 5. In sinu, quem maximum Asia recipit prope media, Cypros, ad ortum occasumque se immittens, recto jugo inter Ciliciam Syriamque porrigitur; ingens, ut quae aliquando novem regna ceperit, et nunc aliquot urbes ferat, quarum clarissimae Salamis et Paphos, et quo primum ex mari Venerem egressam accolae affirmant, Palaepaphos. Vergl. *Eusth.* ad *Dion. Per.* 508. p. 197. B. f.). Plinius (V, 31) gibt 16 Städte an, unter diesen Paphos, Paläpaphos. Vergl. die Karte dieser Insel bei Rich. Pococke, Beschreibung des Morgenlandes u. e. a. L. 2. Th. S. 304. übers. a. d. Engl. v. Windh. Erlang. Den Namen Paphos hat Bochart (Can. I, 354) theils von dem ägyptischen *Ἐπαφι* oder Epaphus, theils von Hhabubá (Liebe, Liebestrieb) abgeleitet. Sickler (II, 285) geht bei seiner Etymologie von der Localität aus, nach seiner Weise, wobei er nicht selten zu künstliche, gesuchte Deutungen anwendet. 2) Eine merkwürdige Beschreibung dieses Flusses gibt Euripides (Bacch. v. 403—406): *Ἱκοίμαν ποτὶ τὰν Κύπρον — Πάφον θ' ἂν ἑκατόστομοι Βαρβάρου ποταμοῦ ῥοαὶ καρπίζουσιν ἄνομβροι.* Man hat diese Stelle verschieden erklärt. Einige hielten *Βάρβαρος*

berührt er das alte Heiligthum der Aphrodite Paphia, dann die kleinen Vorgebirge oder Landspitzen (ἄκραι) Zephyria und Arsinoe, beide mit Landungsplätzen, die letzte auch mit einem Tempel und Haine, worauf er zum heiligen Garten (ἱεροκηπίς) und endlich zur Stadt Paphos selbst, mit einem Hafen und schauwürdigem Tempel, gelangt, welche er als Gründung des Agapenor betrachtet. Er setzt die Entfernung von Altpaphos bis hierher auf 60 Stadien, bis Alexandria auf 3600 Stadien (*Strab.* XIV, 6, 638. Agathemeros bestimmt bis Alexandria 3800 Stadien und zwar mit Nordwind. p. 195. ed. *Gron.*). Von dieser Stadt aus unternahm man jährlich einen panegyrischen Processionszug nach Altpaphos, Männer und Frauen, welche aus benachbarten Städten zusammenzukommen pflegten (*Strab.* l. c.)[3]). Wenn Kypros überhaupt nicht selten von Erdbeben heimgesucht wurde, so hatte ganz besonders Paphos durch jene ein hartes Schicksal (*Seneca* ep. 92. p. 209. ed. *Gothofr.*: Cyprum quoties vastavit haec clades? Quoties in se Paphus corruit? Nat. quaest. VI, 26: Sic Paphos non semel corruit). Als auch unter Augustus dieses Unglück über diese Stadt gekommen war, unterstützte sie der Kaiser und erlaubte ihr durch ein besonderes Decret den Namen Augusta zu führen[4]). Dies geschah im Jahre der Stadt 739 (*Dio Cass.* l. c. *Böckh* l. c.). Wie aber in der Mehrzahl Inseln und Küstenstaaten, in welchen Erdbeben gewöhnliche Erscheinungen sind, sich durch Fruchtbarkeit auszeichnen, so auch Kypros und natürlich auch das Gebiet von Paphos, welches in einer großen Ebene liegt[5]). Rich. Pococke gibt aus eigner Anschauung hierüber sowol als über Anderes folgenden Bericht: „Wir gingen über die Hügel, die an der Westseite der Insel liegen und kamen südwestwärts in eine Ebene, die ungefähr 15 Meilen lang und drei Meilen breit ist. Die Stadt Neupaphos und der Hafen von Altpaphos waren auf dieser Ebene. Diese Gegend machte vermuthlich ein anderes Königreich aus, wovon Paphos die Hauptstadt sein mochte. Wir langten zu Baffa an, das unweit Neupaphos auf einer felsigen Anhöhe in einer schmalen Ebene an der See liegt, die von der großen Ebene durch einige niedrige felsige Klippen geschieden wird, welche vielleicht vor Alters, ehe noch Neupaphos erbauet worden, die See mag angespült haben. Diese Klippen sind gegenwärtig voller Grabhöhlen, welche ohne Zweifel der Stadt zum Besten waren gemacht worden. Westwärts der Stadt ist eine Spitze Land, und der alte Hafen war südostwärts davon in einem Winkel, den ein kleines Vorgebirge macht, und wurde von Bollwerken, die in die See hinaus gemacht waren, und von denen man noch Überreste sieht, beschützt. Die Stadt war dem Ansehen nach ost- und nordwärts des Hafens ɩc." Weiterhin bemerkt er noch: „Gegen Mitternacht des Hafens sind auf einer durch die Kunst gemachten Anhöhe einige Merkmale eines alten Tempels. Aus der Art, wie die grauen Granitsäulen lagen und aus der Beschaffenheit des Erdbodens schloß ich, daß ringsumher eine Säulenstellung und westwärts ein Porticus mit einer doppelten Säulenstellung gewesen war. Die Säulen hatten ungefähr zwei Fuß im Durchmesser. Einen halben Feldweg ostwärts davon und nahe bei der Ecke des Hafens sind Grundlagen eines kleinern Gebäudes von Quadersteinen, welches entweder ein Tempel oder ein anderes öffentliches Gebäude gewesen sein mag. Weiter gegen Morgen sind Überbleibsel einer großen Kirche, die vermuthlich die Kathedralkirche war und auf die Stelle eines großen Tempels gebaut zu sein schien; denn nicht weit davon stehen noch jetzt etliche ungemein große Säulen von grauem Granite, die ungefähr drei Fuß im Durchmesser halten und sehr glatt geschliffen sind. Ich darf nicht erst sagen, daß diese beiden Tempel der Venus gewidmet waren ɩc." Dann (S. 328): „Eine halbe Meile ostwärts von diesem Orte liegt die neue Stadt Baffa, wo der Statthalter residirt, da Neupaphos jetzt Altbaffa heißt und nur von wenigen Christen und einer kleinen Besatzung, die in einem Castelle bei dem Hafen liegt, bewohnt wird[6]).

ποταμός für gleichbedeutend mit Ὠκεανός, andere bezogen ihn auf den Nil und wollten für *Πάφον Φάρον* lesen. Cf. *Barnes* et *Reiske* ad h. loc. ed. *Musg.* Das ἄνομβροι ließe sich wol aus *Tacit.* Hist. II, 3 erklären: (altaria) nec ullis imbribus, quamquam in aperto, madescunt. Daß aber Euripides die Mündung jenes kyprischen Flusses durch ἑκατόστομοι bezeichnet, bleibt auffallend, und man möchte vermuthen, daß er dadurch die Nilmündungen, welche Paphos gegenüber dem Meere zuströmen, habe andeuten wollen.

3) Wo Paphos schlechthin genannt wird, ist jedesmal Neupaphos zu verstehen. Späterhin fügten einige zur Unterscheidung νέα hinzu. So *Ptolem.* V, 13. *Πάφος νέα, Πάφος παλαία.* Bei Plinius (V, 31) hat Harduin Nea hinzugesetzt. 4) *Dio Cass.* LIV, 23. *Παφίοις τε σεισμῷ πονήσασι καὶ χρήματα ἐχαρίσατο καὶ τὴν πόλιν Αὔγουσταν καλεῖν, κατὰ δόγμα ἐπέτρεψε.* Er macht hierbei eine interessante Bemerkung: *Ταῦτα δὲ ἔγραψα, οὐχ ὅτι καὶ ἄλλαις πόλεσι πολλαῖς καὶ πρότερον καὶ μετὰ τοῦτο καὶ αὐτὸς ὁ Αὔγουστος, ἐφ᾽ ὁμοίαις συμφοραῖς, καὶ οἱ βουλευταὶ ἐπεκούρησαν· ὧν εἴ τις ἁπάντων μνημονεύοι, ἀπέραντον ἂν τὸ ἔργον τῆς συγγραφῆς γένοιτο· ἀλλ᾽ ὅτι καὶ τὰς ἐπωνυμίας ταῖς πόλεσι ἡ γερουσία ἐν μέρει τιμῆς ἔνεμε, καὶ οὐχ, ὥσπερ νῦν, αὐτοὶ ἑαυτοῖς ἕκαστοι καταλόγους ὀνομάτων, οὓς ἂν ἐθελήσωσιν ὡς πλήθει ποιοῦνται.* Das Letztere bekunden besonders spätere Inschriften. So kommt dieser Name der Stadt Paphos selbst auf einer Inschrift aus der Kaiserzeit vor, allein in Verbindung mit dem alten Namen und in griechischer Form: *Σεβαστῆς Πάφου ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος.* *Boeckh.* corp. inscr. n. 2629. p. 442. vol. II. 5) *Strab.* XIV, 6, 684: *Κατ᾽ ἀρετὴν δ᾽ οὐδεμίας τῶν νήσων λείπεται· καὶ γὰρ εὔοινός ἐστι καὶ εὔελαιος· κτλ.* *Aelian.* An. Hist. V, 56: *Στέλλονται δὲ ἐπὶ τὴν Κύπρον πόθῳ τῆς πόας τῆς ἐκεῖ· λέγονται γὰρ εἶναι βαθεῖαι καὶ νομὰς ἀγαθὰς ἔχειν. Καὶ λέγουσί γε Κύπριοι εὔγεων οἰκεῖν χώραν καὶ ταῖς Αἰγυπτίων ἀρούραις τολμῶσι ἀντικρίνειν τὰς σφετέρας.* Auch deutet Euripides (Bacch. 406) auf die Fruchtbarkeit von Paphos. Cf. *Amm. Marcell.* XIV, 8.

6) Rich. Pococke, Beschreibung des Morgenlandes u. e. a. L. 2. Th. §. 390. 391. S. 326—328. Aus dem Engl. v. Windh. (Erlang. 1754). S. die Karte dieser Insel daselbst. S. 304. Demnach haben wir folgende Unterscheidung zu machen: Altpaphos mit dem alten berühmten Wallfahrts-Tempel der meerentsproßnen Göttin heißt gegenwärtig Kukla (vergl. d. not. litt. bei *Boeckh.* corp. inscr. n. 2618. 2629. 2636. 2637. 2640, wo die hier aufgefundenen Inschriften angegeben werden): Paphos aber, das alte Neupaphos, heißt gegenwärtig Altbaffa, zur Unterscheidung von Baffa, welche eine neu angelegte Stadt ist und mit jenen beiden alten nichts gemein hat (*Pococke* l. c. §. 391. p. 328). Böckh (l. c. n. 2615. 2628) nennt aber in den not. litt. das alte Neu-

Cult. Als die meerentsprossene liebliche Göttin der Befruchtung zuerst aus den fluthenden Wogen (*Ἀναδυομένη*) ans Land emporstieg, nahm sie zunächst auf dem freundlichen Eilande Platz, wie der Mythos (*Tac.* Hist. II, 3. *Mela* II, 7, 5) meldet. Welchen Eindruck der Glaube an solche Sage auf die Bewohner desselben machen mußte, ist leicht einzusehen. Aphrodite wurde ihre allverehrte Schutzgöttin, etwa wie zu Athen die Athene *πολιάς, πολιοῦχος*, und sie boten Alles auf, den Glanz ihres Cultes zu verherrlichen und zugleich dadurch immer mehr ihre segnende Huld zu gewinnen. Die kyprische und besonders die paphische Aphrodite war daher schon dem Homer bekannt (Od. VIII, 362 sq.). Man dachte sich ganz besonders Paphos als ihren Lieblingssitz, und so oft ihr von Göttern oder Menschen Unerfreuliches begegnet, eilt sie nach dem geliebten Eilande zur hohen Paphos, wo ihr Temenos und der duftende Altar, wo sie die Charitinnen waschen, mit ambrosischem Öle salben und ihr glänzende Gewänder anlegen, ein Wunder zu schauen (Od. l. c. 362—366. Hymn. *εἰς Ἀφρ.* 58 sq. Hesiod [Theog. 200] nennt sie *Κυπρογένειαν, ὅτι γένετο πολυκλύστῳ ἐνὶ Κύπρῳ*, welcher Vers jedoch als unecht angetastet worden ist. Denn vorhergeht: *πρῶτον δὲ Κυθήροισιν ζαθέοισι ἔπλητ', ἔνθεν ἔπειτα περίρρυτον ἵκετο Κύπρον.* Also erscheint hier nicht Kypros, sondern die Insel Kythera im ionischen Meere als der Ort, wo sie zuerst das trockene Element mit dem feuchten vertauschte. Herodot [I, 105] führt sowol den kyprischen als den kytherischen Cult auf syrische Abstammung zurück; Pausanias [III, 23, 1] von dem kytherischen Tempel: *τὸ δὲ ἱερὸν τῆς Οὐρανίας ἁγιώτατον, καὶ ἱερῶν ὁπόσα Ἀφροδίτης παρ' Ἕλλησίν ἐστιν ἀρχαιότατον.* Für die phönikische oder syrische Abstammung spricht besonders die thebanische Sage über ihre uralten *ξόανα* der Aphrodite, welche Harmonia, Kadmos' Tochter, als Weihgabe, als Urania, Pandemos und Apostrophia verehrt haben soll. (*Paus.* IX, 16, 2. cf. IX, 27. 4. I, 14, 6). Ihr Cult auf Kypros war jedenfalls der stärkste, denn hier waren ihr die alten neun Hauptstädte heilig, von denen nächst Paphos besonders Amathus zu nennen ist (*Strab.* XII, 8, 683. *Tacit.* Annal. III, 62. *Paus.* IX, 41, 2, wo wiederum Harmonia damit verwebt wird. *Theopomp.* ap. *Phot.* cod. 176, p. 120. *Bekk.*) Daher auch ihr Name *Κύπρις*, Cypria den griech. und röm. Dichtern so gewöhnlich, wie *Ἀφροδίτη* selbst (*Eurip.* Hecab. 819. [illegible] und in unzähligen andern Stellen). Daß aber eine aus dem Schaume des Meeres entsprossene Göttin ihren Sitz und Cult vorzüglich auf wellenumrauschten Inseln hat, ist leicht zu erklären. Noch ehe Paphos gegründet, soll Aphrodite schon zu Golgoi, einem Orte der Insel, verehrt worden sein (*Paus.* VIII, 5, 2). Als Gründer des paphischen Tempels nennt eine uralte Sage den [illegible] König [illegible] (*Tacit.* Hist. II, 3); eine spätere [illegible] Tradition aber den Kinyras, aus [illegible] eine sehr hohe [illegible] wurde (*Tacit.* l. c. cf. *Theopomp.* ap. *Phot.* l. c. p. 120. *B. Eustath.* ad *Dion. Per.* 508. p. 197. 98. *Bernh. Apollod.* III, 14, 3. 4) [7]. Mit diesem Tempel war ein Orakel verbunden, welches in hohem Ansehen stand und auch vom Titus, als Vespasianus noch in Syrien war, befragt wurde. Die Opferschau lag dem hohen Priester aus dem genannten Geschlechte ob (auf Inschriften *ἀρχιερεύς* genannt). Die größte Zuversicht setzte man auf die Eingeweide der Böcke (haedorum fibris). Denn diesem Thiere, zum Dienste der Göttin geschaffen, war sie natürlich gewogen. Überhaupt bediente man sich nur Opferthiere männlichen Geschlechts. Die Gattung derselben stand jedem frei. Mit blutigen Opfern durfte der Altar nicht benetzt werden. Man erflehte die Huld der Göttin durch Gebet und reines Feuer (*Tacit.* Hist. II, 3). Desto mehr aber dufteten die Flammen von Weihrauch und andern Spenden. Die Altäre, obgleich unter freiem Himmel stehend, wurden dennoch nie vom Regen befeuchtet (*Tac.* l. c.). Das Bildniß der Göttin hatte nicht menschliche Gestalt, sondern eine kreisähnliche, konisch aufsteigende, nabelförmige Rundung, welche Tacitus (l. c.) mit folgenden Worten beschreibt: Simulacrum Deae non effigie humana: continuus orbis latiore initio tenuem in ambitum, metae modo, exsurgens: et ratio in obscuro [8]). Der Tempel war überaus reich und mit Geschenken der Könige ausgestattet. Als Titus sich hier die Zukunft enthüllen ließ, verwaltete Sostratus das Hohepriesteramt, welcher nach gehaltener Opferschau den jungen Römer mit großen Hoffnungen und schönen Aussichten beglückte (*Tac.* l. c. c. 4). Welcher Art diese Priesterwürde war, ersehen wir aus Inschriften, auf welchen derselbe *γραμματεύς* des Rathes und des Volks, *ἀρχιερεύς* der Stadt und der musischen Agonistenzunft (*τῶν περὶ τὸν Διόνυσον καὶ θεοὺς Εὐεργέτας τεχνιτῶν*) und zugleich als Gymnasiarch

---

[illegible] Paphos be-[illegible]

7) Tacitus (l. c.) bemerkt hierbei noch: Sed scientiam artemque Haruspicum adscitam; et Cilicem Tamiram intulisse: atque ita pactum, ut familiae utriusque posteri caerimoniis praesiderent. Mox, ne honore nullo Regium genus peregrinam stirpem antecelleret, ipsa, quam intulerant, scientia hospites cessere: tantum Cinyrades Sacerdos consulitur, etc. Cf. *Suet.* Vespas. c. 5. 8) Polycharmos aus Naukratis, welcher ein Buch *περὶ Ἀφροδίτης* geschrieben, erzählt (bei *Athen.* XV, 18. 675 f. 676 a.) folgende Begebenheit: „In der 23. Olympiade ging der Handelsmann Herostratos aus Naukratis in Ägypten zu Schiff, und nachdem er schon weit umhergesegelt, landete er auch zu Paphos auf Kypros, kaufte sich hier ein kleines Bildniß der Aphrodite (*ἀγαλμάτιον Ἀφροδίτης σπιθαμιαῖον, ἀρχαῖον τῇ τέχνῃ*) und segelte damit ab nach Ägypten. Da das Schiff schon nahe am Lande war, überfiel dasselbe ein plötzlicher Sturm und man wußte bald nicht mehr, wo man war. In dieser Noth wandten sich alle auf dem Schiffe zu dem Bildniß der Aphrodite, um Hilfe flehend. Da erfüllte augenblicklich die Göttin alles um sich her mit grünender Myrthe und das ganze Schiff mit dem lieblichsten Geruche, welcher die durch den Sturm hin und her geschleuderten ermatteten Schiffer stärkte, bis sie Land erblickten und nach Naukratis gelangten, wo ihr Herostratos opferte, eine Statue aufstellte und ein Festmahl veranstaltete." Nicht nur von griechischen, sondern auch von römischen Dichtern ist die Venus Paphia vielfach besungen worden. Cf. *Horat.* Carm. I, 30, 1. III, 28, 14. *Virg.* Aen. X, 51. 86. *Ovid.* Met. X, 530. *Virg.* Georg. II, 64. Eine merkwürdige, sich auf den Cult der Aphrodite beziehende, Sitte der kyprischen Jungfrauen vor der Verehelichung erwähnt *Justin.* XVIII, 5, 4.

aufgeführt wird (*Boeckh*. Corp. inscr. n. 2620; dazu die nota. Vgl. n. 2637. not. ad 2618. p. 437. 438. vol. I). Die Bedeutung dieser priesterlichen Würde stimmt ganz mit dem syrisch-phönikischen Ursprunge dieses Cultes überein. Sie war die nächste Würde nach der königlichen und somit hierokratischer Natur (vgl. *Plut*. Cat. c. 17).

Geschichte. Auf eine ausführliche geschichtliche Entwickelung seit der ältesten bis in die spätere oder neuere Zeit können wir hier keineswegs eingehen und begnügen uns vielmehr mit der Angabe der wichtigsten Ereignisse bis auf die röm. Kaiserherrschaft. Über den Gründer von Paphos gibt es verschiedene Sagen. Nach Apollodor (III, 14, 3. 4, Tacitus [Hist. II, 3] redet nur von der Gründung des Tempels) war es der syrische König Kinyras, nach Strabon (XIV, 6, 683) und nach Pausanias (VIII, 5, 2) aber Agapenor, Heerführer der Arkader vor Troja, welcher auf der Rückkehr vom Sturme hierher verschlagen wurde (Herodot [VII, 90] kennt hier Arkader und Phönikier; s. Not. 10). Wir können beide Traditionen dahin vereinigen, daß wir den Kinyras als Gründer von Palápaphos mit dem alten Tempel und Cult der Aphrodite, den Agapenor hingegen als Gründer der jedenfalls spätern Stadt Paphos (*Πάφος νέα*, Neupaphos) betrachten [9]). In der historischen Zeit finden wir die Insel unter persischer Hoheit und wird vermittels der phönikischen Flotte behauptet, da Persien selbst keine Seemacht hatte (*Aristid*. XXIX, *Σικελ*. I. p. 565. vol. I. *Dind*.). In der Unternehmung des Xerxes gegen Hellas waren mit der persischen Flotte 150 Schiffe von Kypros vereinigt, woraus wir auf ihre Macht schließen können [10]). Dann wurde die Insel lange von besondern kleinen Königen oder Fürsten regiert [11]). Unter Mitwirkung des ägyptischen Königs hatte sich Euagoras von der persischen Oberhoheit losgerissen und die Herrschaft über die Insel an sich gezogen, worüber es zum Kriege kam (*Phot*. cod. 176. p. 120. *Bekk*.). Nikokles ist uns als König von Kypros durch die Reden des Isokrates an ihn bekannt. In der 117. Olympiade stand die Insel bereits unter ägyptischen Königen, hatte aber noch besondere Fürsten [12]). Ein solcher war Nikokles, König der Paphier genannt. Dieser hatte zu derselben Zeit, als (Ol. 117, 3) Ptolemáos und Antigonos einander feindlich gegenüberstanden, mit dem letztern im Geheimen Freundschaft geknüpft. Sobald Ptolemáos davon Kunde erhalten, sandte er den Argáos und Kallikrates mit dem Auftrage ab, den Nikokles zu vernichten. Diese begaben sich sofort nach der Insel, umstellten mit einer Mannschaft von dem Strategen Menelaos die Wohnung des Nikokles zu Paphos, zeigten ihm den Willen des Königs an und befahlen ihm, freiwillig vom Leben zu scheiden. Jener wollte sich gegen die Anschuldigungen vertheidigen, fand aber kein Gehör und entleibte sich selbst. Sobald dies seine Gattin Axiothea [13]) vernommen, ermordete sie ihre Töchter, um sie nicht in feindliche Gewalt kommen zu lassen, und bewirkte, daß auch die Gattinnen der Brüder des Nikokles sich mit ihr entleibten, obgleich Ptolemáos ihnen Sicherheit gewährt hatte. Hierauf schlossen die Brüder des Fürsten die Thüren des Hauses, zündeten dasselbe an und tödteten sich selbst. So ging der königliche Stamm des Nikokles auf eine tragische Weise zu Grunde (*Diodor*. XX, 21. t. II. p. 420. 21. *Wessel*. Cf. *Polyaen*. Strat. VIII, 48). Aus der hierauf folgenden spätern Zeit kennen wir mehre zu Paphos aufgefundene Inschriften, welche eine wenigstens den Worten nach ausgezeichnete, göttliche Verehrung der ägyptischen Könige (Euergetes I. II. *θεοὶ Εὐεργέται*, und Ptolemáus, *θεὸς Σωτήρ*, *Boeckh*. Corp. inscr. n. 2615. 2618. Dazu d. Not.) andeuten, zu Folge deren ihnen hier besondere Priester angeordnet wurden (*Boeckh*. Corp. inscr. n. 2618. not. n. 2620. Dazu die Not. n. 2621. p. 439. vol. II. *Eckh*. Doctr. Num. T. IV. p. 9). Ptolemáos, Sohn des Lagos, hatte die Stadt Kition zerstört und die Einwohner nach Paphos versetzt [14]). In der Besitznahme der Insel waren die Ptolemáer früher mehrmals von den Römern unterstützt worden (*συμπραττόντων πολλάκις καὶ τῶν Ῥωμαίων* *Strab*. XIV, 6, 684). Als aber der letzte Ptolemáus, Vatersbruder der Kleopatra, regierte und sich gegen die Römer undankbar und eigennützig benahm, ging er zu Grunde. Die Römer behaupteten nun die Insel selbst und machten sie zu einer besondern Provinz (*Strab*. XVII, 3, 840 und XIV, 6, 684: *καὶ γέγονε στρατηγικὴ ἐπαρχία καθ' αὑτήν*). Die Veranlassung zum Verluste der Insel und zum Untergange des Ptolemáus war Publius Claudius Pulcher (nach Strabon [l. c. p. 684]. Allein nach Appian (bell. civ. II, 23] war es Clodius). Denn als dieser zur Zeit, in welcher die Kilikier mächtig waren (d. h.

---

9) Über Pygmalion, Eluláus, Paphos cf. *Bochart*. Can. I, 354. Theopompos hatte in seinem geschichtlichen Werke auch über Kypros gehandelt, *Phot*. cod. 176. p. 120 *Bekk*., auch darüber: *τίνα τε τρόπον Ἕλληνες οἱ σὺν Ἀγαμέμνονι τὴν Κύπρον κατέσχον ἀπελάσαντες τοὺς μετὰ Κιννύρου, ὧν εἰσὶν ὑπολιπεῖς Ἀμαθούσιοι κτλ.* 10) *Herodot*. VII, 90: *Κύπριοι δὲ παρείχοντο νέας πεντήκοντα καὶ ἑκατόν, ἐσκευασμένοι ὧδε. τὰς μὲν κεφαλὰς εἱλίχατο μίτρῃσι οἱ βασιλῆες αὐτέων· οἱ δὲ ἄλλοι εἶχον κιθῶνας· τὰ δὲ ἄλλα, κατάπερ Ἕλληνες.* Man erkennt demnach hier eine Verschmelzung phönikischer und hellenischer Sitte. Über die verschiedenartige Bevölkerung der Insel: *τουτέων δὲ τοσάδε ἔθνεά ἐστι· οἱ μέν, ἀπὸ Σαλαμῖνος καὶ Ἀθηνέων· οἱ δὲ ἀπ' Ἀρκαδίης· οἱ δὲ ἀπὸ Κύθνου· οἱ δέ, ἀπὸ Φοινίκης· οἱ δὲ ἀπὸ Αἰθιοπίης, ὡς αὐτοὶ Κύπριοι λέγουσι.* Hier werden wir die Paphier unter „*οἱ ἀπὸ Ἀρκαδίης*" zu verstehen haben. 11) Mela (II, 7, 5) redet von neun Reichen der Insel: Cypros — ingens, ut quae aliquando novem regna ceperit. Die verschiedenen Stämme mochten ihre besondern kleinen Dynasten haben. Die Zeit wird von Mela nicht angegeben. *Strab*. XIV, 6, 684: *Πρότερον μὲν οὖν κατὰ πόλεις ἐτυραννοῦντο οἱ Κύπριοι.* Nämlich vor der ägyptischen Herrschaft. 12) Beispiele von ausgezeichnetem Luxus, Weichlichkeit und Üppigkeit einiger Fürsten von Paphos erwähnen Klearchos und der Komiker Antiphanes bei Athenáos (VI, 67. p. 255, c. d. und 71. p. 257, e. f.). In der letztern Stelle wird ein König zu Paphos beim Mahle von Tauben umfáchelt (*ἐῤῥιπίζετο ὑπὸ τῶν περιστερῶν, ὑπ' ἄλλου δ' οὐδενός, δειπνῶν ὁ βασιλεύς*), welche durch den Geruch einer syrischen Salbe, womit jener gesalbt war, herangelockt und wieder hinweggescheucht wurden, was sich fortwährend wiederholte. Über den König Anaxagoras cf. *Ctesias* ap. *Phot*. p. 45. *Bekk*.

13) Athen. (VIII, 349 f.) nennt sie Biothea. Vergl. *Wesseling*. ad *Diod*. l. c. p. 420. t. II. 14) Vgl. Pococke, Beschr. d. Morgenl. 2. Th. S. 327. Über Kition vergl. daselbst tab. XXXII. p. 309 den Grundriß des Areals von Kition und tab. XXXIII. p. 309 die alten Inscriptiones Citienses.

als die Seeräuberei blühte), den Seeräubern in die Hände gefallen und man von ihm Lösegeld verlangte, sandte er zum Könige Ptolemäus, mit der Bitte, ihn auszulösen. Dieser aber schickte so wenig (Appian [l. c.] gibt zwei Talente an), daß jene sich schämten, es anzunehmen und den Römer unentgeltlich freigaben, welcher es nun beiden gedachte. Denn sobald er Tribun geworden war, bewirkte er, daß Marcus Cato abgesandt wurde, um Kypros in Besitz zu nehmen. Allein bevor dieser anlangte, hatte sich bereits der König entleibt [15]). Die Insel wurde nun zur Provinz gemacht, was sie noch zu Strabon's Zeit war. Eine kurze Unterbrechung trat ein, als Antonius dieselbe der Kleopatra und ihrer Schwester Arsinoe geschenkt hatte, was jedoch nach seinem Tode, wie alle seine Einrichtungen, für nichtig erklärt wurde (*Strab.* XII, 6, 684. 685. XVII, 3, 840. *Appian.* l. c. Als provincia Proconsularis erscheint Cyprus seit 732 u. c. Cf. *Eckh.* D. Num. T. II. p. 84. *Boeckh.* Corp. inscr. ad n. 2629) [16]). (*J. H. Krause.*)

PAPHOS (Mythol.), 1) Sohn des Kinyras (*Hygin.* f. 242). 2) Sohn des Pygmalion, den dieser nach einer von Ovid (Metam. X, 243—297) erzählten Sage mit der von ihm gefertigten und auf seine Bitte belebten elfenbeinernen, herrlichen Frauenstatue gezeugt hat. (*H.*)

PAPI, 1) ein mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf im miskolczer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus), der borsoder Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, an der von Onod nach Gath führenden Commercialstraße, in der Fläche am rechten Ufer des in die Theiß sich ergießenden Hejóflusses gelegen, 1¼ teutsche Meile vom rechten Theißufer entfernt, mit 81 Häusern, 667 magyarischen Einwohnern, welche mit Ausnahme von 19 Katholiken und 6 Juden sich sämmtlich zur evangelischen Kirche helvetischer Confession bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der Reformirten, und einigen adeligen Sitzen. 2) Marok-Papi, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im tiszahather Gerichtsstuhle der beregher Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, in waldreicher, sumpfiger Gegend nächst Marok, unfern von der szathmarer Comitatgrenze gelegen, mit 46 Häusern, 594 magyarischen Einwohnern, von denen sich 301 zur evangelischen Kirche helvetischer Confession und 293 zur katholischen Kirche bekennen, einer eigenen reformirten Kirche und einer griechisch-katholischen Filialkirche. 3) Csonka-Papi, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf in demselben Gerichtsstuhle, Comitate, Kreise und Lande, zwischen dem Markte Kaszony und zwischen Heteny, am rechten Ufer des Miczbaches in waldiger Gegend gelegen, mit 38 Häusern, 335 magyarischen Einwohnern, deren 307 Reformirte und 28 Katholiken sind, und einer eigenen Pfarre und Kirche der evangelischen schweizerischen Confession. (*G. F. Schreiner.*)

PAPIA nannte Micheli eine Abart des Lamium Orvala *L.* (*A. Sprengel.*)

PAPIA GENS. So weit die Geschichte die Abkunft dieses Geschlechtes verfolgen kann, stammten die Papii aus Samnium. Im zweiten samnitischen Kriege war ein angesehener und mächtiger Mann, Papius Brutulus, der zur Erneuerung des Krieges um 322 v. Chr. hauptsächlich gerathen hatte. Aber demüthigende Unfälle in dem Feldzuge verleideten den Samnitern die Fortsetzung des Krieges, allgemeine Friedensbegier ergriff sie und alle Landtage beschlossen den Senat zu ermächtigen, Rom alle Foderungen zu bewilligen, deren Verweigerung vor fünf Jahren den Krieg entschieden hatte, sogar die Auslieferung des Papius Brutulus, den man als Urheber des ganzen Unglücks verwünschte. Solche Rathschläge siegten, der Senat bewilligte die Auslieferung des Brutulus, die Rückgabe aller Beute, aller Gefangenen. Diese Schmach konnte Brutulus nicht ertragen, er endigte sein Leben freiwillig (ipse morte voluntaria ignominiae se ac supplicio subtraxit bei Livius). Die Gesandten konnten blos seine Leiche nach Rom führen und mit ihr die Güter des Todten übergeben, deren Annahme die Römer verweigerten (Cf. *Liv.* VIII, 39. Niebuhr. 3. Bd. S. 213. 235). Im marsischen Kriege steht an der Spitze der Samniter C. Papius Mutilus [1]), den der Senat der Bundesgenossen zugleich mit dem Marser Q. Pompädius Silo zum Consulate erhob. Papius durchzog mit seinem immer mehr wachsenden Heere Campanien, nahm Nola ein, besetzte Stabiä, Minturnä, Salernum und rüstete sich zur Belagerung von Acerrä. Dort trat ihm der römische Consul L. Julius Cäsar mit einem Heere entgegen, in welchem neben 10,000 Mann gallischen Hilfsvölkern auch numidische und maurische Reiterei diente. Den Numidiern zeigt Papius, des Jugurtha Sohn, Oxynthas als ihren rechtmäßigen König und Herrn in seinem Lager, und veranlaßt dadurch den Übertritt eines großen Theiles und bei dem römischen Feldherrn den Beschluß auch die übrigen als wenig Vertrauen einflößend zu entlassen. Die Samniter wagten einen Angriff aufs römische Lager, wurden aber zurückgeschlagen und besiegt. Die Freude über diesen wenig entscheidenden Sieg war groß, das Heer begrüßte den Cäsar als Imperator und die Römer glaubten sich so gesichert, daß sie das Kriegsgewand ablegten (*Appian.* I, 42. *Liv.* epit. 73. *Oros.* V, 18). Die von Papius belagerte Stadt vermochten die Römer nicht zu entsetzen. Da man aber eine Empörung aller italischen Bundesgenossen befürchtete, so beantragte der Consul Cäsar ein Gesetz, worin den Italikern und Latinern, welche treu geblieben waren, das römische Bürgerrecht unter der Bedingung verliehen wurde, daß

15) Nach Appian (bell. civ. II, 23) hatte er auch zuvor seine Schätze ins Meer geworfen. Nach Strabon (XIV, 6, 684) aber brachte sie Cato ins Ärarium nach Rom. 16) Über den politischen und physischen Zustand der Insel Cypern in neuerer Zeit handelt Rich. Pococke a. a. O. 2. Th. 3. §. 360 fg. S. 305—340, nebst Karten, Grundrisse und Inschriften.

1) So *Appian.* bell. civ. I. 40. und ziemlich übereinstimmend *Vellej. Paterc.* II, 16. Papius Mutilius, wie die ed. princ. hat, der aber die meisten Herausgeber nicht gefolgt sind, und *Oros.* V. 18. Nur Diodor (Fragm. l. 36) nennt ihn *Γαῖος Ἀπώνιος Μούτυλος*, dem Keferstein (in der Monographie de bello Marsico p. 36 u. öfter) gefolgt ist; gewiß mit Unrecht.



sie die mit ihm verbundenen Rechte und Verpflichtungen freiwillig übernähmen. Nur die Samniter und Lucaner fuhren im Kampfe fort und gegen sie ward L. Cornelius Sulla geschickt, dessen Name und Glück das Heer anzog und zu tapfern Thaten begeisterte. Er besiegte den Papius in einer Schlacht; dieser ward verwundet und zur Flucht nach Aesernia genöthigt. Hier fand er noch nicht seinen Tod, wie Keferstein (p. 41) vermuthet, vielmehr söhnte er sich später mit den Römern aus und sein Stand, Reichthum und die im Kriege bewährte Tapferkeit verschafften ihm Aufnahme in den römischen Senat. Hier traf ihn 43 v. Chr. die Proscription durch die Triumviren, die wegen seiner Reichthümer auch den achtzigjährigen Greis nicht schonten [2]).

So sehen wir das Papische Geschlecht in Rom; es war ein plebejisches, wie der nachher zu erwähnende Volkstribun erkennen läßt; zwei Familien desselben werden in alten Denkmälern erwähnt, Celsi und Mutili. Die erstern hatten ihre Heimath in Lanuvium [3]); das zeigt eine große Anzahl von noch erhaltenen Münzen und noch mehr die Geschichte des Milo. Auf den Denaren nämlich, deren Rasche (Lex. rei numariae. III. p. 551 sqq.) eine sehr große Menge aufzählt, findet sich neben den Aufschriften: L. PAPIVS. CELSVS. III VIR oder L. PAPI. oder L. PAPIVS CELSVS, der Kopf der Juno Sospita, die Schlange, der Adler und der Wolf, Embleme, die sich alle auf den berühmten Tempel jener Göttin in dem Municipium Lanuvium beziehen. Ein Cajus Papius Celsus war auch der Vater des Titus Annius Milo Papianus [4]), der erst, nachdem er von dem Vater seiner Mutter T. Annius adoptirt war, jenen Namen annahm. Milo aber stammte von Lanuvium (*Sil. Ital.* XIII, 364. *Ascon.* argum. Milon. p. 32. 17. ed. Bait.); dorthin unternahm er auch ad flaminem prodendum die Reise, auf welcher die Ermordung des Clodius geschah, die sein freiwilliges, aber nothgedrungenes Exil in Massilia zur Folge hatte.

Die Familie der Mutili [5]) ist besonders durch Gesetze bekannt geworden, die ihres Namens Gedächtniß erhalten haben. Über eines derselben kann kein Zweifel sein, das zweite hat Manutius blos vermuthet, ein drittes und zwar das älteste von ihnen, verdankt man nur einem unglücklichen Einfalle des Pighius, dem aber nicht wenige ihren Beifall geschenkt haben. Gellius erzählt (Noct. Att. I, 12, 11—12): Papiam legem invenimus, qua cavetur, ut pontificis maximi arbitratu virgines e populo viginti legantur sortitioque in concione ex eo numero fiat, et cuius virginis ducta erit, ut eam pontifex maximus capiat eaque Vestae fiat. Sed ea sortitio ex lege Papia non necessaria nunc videri solet. Nam si quis honesto loco adeat pontificem maximum atque offerat ad sacerdotium filiam suam, cuius dumtaxat salvis religionum observationibus ratio haberi possit, gratia Papiae legis per senatum fit. Pighius (Annales ad a. 504) setzte das Gesetz ins Jahr 504, aber gewiß ist, daß dasselbe in eine spätere Zeit fallen muß, da erst durch die 615 gegebene lex Gabinia jene Art des Abstimmens festgesetzt wurde. Bedenkt man ferner, daß die in der weitern Erzählung in Bezug auf die Prätoren enthaltenen Bestimmungen gar nicht vor 585, oder gar 687 in Anwendung kommen konnten, daß keine Nachricht uns von gesetzlichen Bestimmungen über die Vestalinnen von Numa bis auf Augustus herunter meldet, endlich, daß jene Angaben mit dem von Dio (LVI, 10) erwähnten Julischen Gesetze übereinstimmen, so dürfte man wol nicht abgeneigt sein, an die lex Julia et Papia Poppaea zu denken und zu der frühern Annahme der Gleichheit beider Gesetze zurückzukehren [6]). Aber dagegen spricht eine genauere kritische Betrachtung der Worte des Gellius, bei der sich die Unechtheit der Worte ut cuius virginis ducta erit, eam Pontifex Max. capiat eaque Vestae fiat aus innern und äußern Gründen (vor Stephanus hat sie keine Ausgabe), und die Unsicherheit der Lesart Papia ergibt. Dafür steht in vielen Büchern an der dritten Stelle wenigstens Popilia oder Populia, was viele um so schneller annahmen, als sie dadurch an ein Gesetz des Numa Pompilius denken zu können sich berechtigt glaubten [7]). Doch hat die Ungereimtheit dieser Ansicht Andr. Wilh. Cramer [8]) in der akademischen Schrift ad Gellium excursus quartus (Kiel 1832) p. 56—61. gezeigt, auf welche zu verweisen vollkommen genügen wird.

Die Erwähnung eines Volkstribunen C. Papius knüpft sich an ein von ihm herrührendes Gesetz, dessen unter den Alten namentlich Cicero öfters gedenkt. Als jener im J. der Stadt 689 (65 v. Chr.) unter dem Consulate des L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus das Tribunat bekleidete, setzte er ein Gesetz de peregrinis ex urbe eiiciendis [9]) durch (*Dio* XXXVII, 9. p. 117, 50. *Reim.*), das in seinem ersten Capitel die Entfernung der Peregrinen aus Rom foderte und über diejenigen Strafen verhängte, welche das römische Bürgerrecht widerrechtlich sich anmaßten. Das andere Capitel bezog sich auf die Latiner, denen in ihre Wohnsitze zurückzukehren darum zur Pflicht gemacht wurde, damit nicht die italischen Städte eine allgemeine Verödung bedrohe. Zwar fehlt es nicht an hemmenden Bestimmungen ähnlicher Art auch aus früherer Zeit; bekannt ist des M.

2) *Appian.* B. Civ. IV. 25, wo offenbar für Στάτιος zu lesen ist Πάπιος. Vergl. auch Drumann, Gesch. Roms. 1. Th. S. 42. 3) s. *Eckhel.* D. N. Vol. V. p. 267. 4) Ascon. (in Milon. §. 95. p. 53. ed. Bait.) erzählt freilich: Milonem ex familia fuisse Papia, deinde adoptatum esse ab C. Annio, avo suo materno, aber schon Manutius schrieb T. Annio und Drumann (Geschichte Roms. 1. Th. S. 43) bemerkt ganz richtig, daß jener gar nicht Cajus habe heißen können, weil Milo selbst Titus genannt werde und der Vorname des Adoptirenden auf ihn überging. 5) s. *Heinecc.* ad l. Jul. et Pap. Popp. I, 4. p. 59, wo jedoch mehre Irrthümer zu berichtigen sind.

6) So thut auch D. L. Gitzler (quaest. de lege Julia et Papia Poppaea. spec. I. p. 40. 7) Wie *J. Raevard.* Conjectan. III. cap. ult. und *Ant. Augustin.* de Legg. et SCtis. v. Popilia. 8) Wiederholt in s. kleinen Schriften herausg. von Ratjen. S. 123 fg. [Vergl. hierüber den nachfolgenden Artikel Papia lex. Red.] 9) *Cicer.* c. Rull. I, 4, 13: Illa lege qua peregrini Roma ejiciuntur.

Junius Pennus[10]) Gesetz (im J. 628) über die Fremden, das in Verbindung mit dem vier Jahre später gegebenen Gesetze des Consul C. Fannius über die Latiner und italischen Bundesgenossen wol dieselben Bestimmungen enthielt, deren Erneuerung und Schärfung 60 Jahre später gewiß dringendes Bedürfniß war. Den ersten Theil des Gesetzes findet Cicero grausam und unmenschlich; male etiam, sagt er Off. III, 11. qui peregrinos urbibus uti prohibent, eosque exterminant, ut Pennus apud patres nostros, Papius nuper — usu urbis prohibere peregrinos sane inhumanum est. Dasselbe wurde gegen die Civität des A. Licinius Archias[11]) geltend gemacht; seiner auch von Cicero an andern Stellen (pro Balbo 23. 52. ad Attic. IV, 16, 12) gedacht. Trotz der ausdrücklichen Angabe des Dio über die Zeit, trotz der wenigstens ein zu hohes Hinaufgehen verbietenden Notiz des Cicero, wenn man auch aus einem solchen nuper nicht viel folgern kann, hat doch die Erzählung des Valerius Maximus (III, 4, 5) Bedenken erregt. Dort heißt es von Perperna, er sei ohne das Bürgerrecht zu besitzen, doch zum Consulate gelangt, als aber dies nach seinem Tode ruchbar geworden, trotz der großen Verdienste um das Wohl des Staates, mors Papia lege damnata est. Da aber jene Begebenheit ins Jahr 623 fällt, so mußte eine ältere Papia lex schon in jener Zeit vorhanden gewesen sein, was auch von Manutius (ad Archian. c. 5. ad agrar. I. c. 4) behauptet wird. Die Übereinstimmung der Handschriften macht eine Änderung, wie des Pighius (Annal. III. p. 18) Penni, unmöglich, daher eher ein Irrthum des Schriftstellers, der spätere Einrichtungen aus Unkunde auf eine frühere Zeit übertrug, zu vermuthen ist. Vgl. *Ernest.* Clav. Cicer. p. 31. *Orell.* Onom. Tull. III. p. 224. *Beier* in *Cic.* Offic. T. II. p. 263.

Demselben Geschlechte gehört auch M. Papius M. F. M. N. Mutilus an, der mit C. Poppaeus Sabinus oder richtiger mit Q. Poppaeus Q. F. G. N. Secundus, der im Jul. 762 (9 n. Chr.) consul suffectus wurde und dessen Name durch die nach beiden benannte lex Julia et Papia Poppaea unsterblich geworden ist (s. *Dio* LVI, 3 u. 10).

Einen M. Papius M. F. nennt eine Inschrift bei Gruter (p. C. nr. 8), die Gattin des Oppianicus Papia Cicero (pro Cluent. 9, 27), der auch eine Frau desselben Namens unter seinen Schuldnern hatte (ad Famil. XVI, 24, 2); ein Papius Faustus ward von Severus getödtet. Ein Q. Papius Secundus in einer Inschrift bei Kellermann (VII, 2, 44). Der von Glandorp (Onomast. p. 656) angeführte L. Papius Pollio heißt in der Inschrift bei Gruter (p. CCCCXLVIII. nr. 4) L. Pappius L. F. Pollio. Auch können leicht noch andere hierher gehören, da die Verwechselung mit Papus und Pupius nahe lag. (*F. A. Eckstein.*)

PAPIA LEX. Unter diesem Namen sind uns mehre römische Gesetze bekannt; die erste bezog sich auf die Ernennung der Vestalinnen; während nämlich früher, wenn eine Vestalinstelle erledigt war, der Pontifex Maximus vermuthlich ganz nach freiem Belieben die Nachfolgerin ernennen durfte, enthielt sie die Bestimmung, daß aus der Mitte des Volkes[1]), also nicht blos aus der Mitte der Patrizier, 20 Jungfrauen vom obersten Pontifex erwählt, dann über dieselben in der Volksversammlung[2]) eine Verlosung veranstaltet und die vom Loose bezeichnete durch den Pontifex maximus zur Vestalin bestellt werden solle (*Gell.* I, 12, 11). Es concurrirten also hier, wie so oft bei Besetzung von Priesterstellen, Wahl und Loos; wir dürfen demnach auch voraussetzen, daß die Wahl sich nur auf durch persönliche und durch die Eigenschaften ihrer Ältern dazu eignende Mädchen richten durfte. Die Zeit dieses Gesetzes läßt sich nicht genauer bestimmen und es ist eine durch nichts zu erweisende Annahme des Pighius, daß es dem Jahre 504 d. St. angehöre[3]). Übrigens ist auch der Name unsicher und die Ausgaben des Gellius schwanken zwischen Papia, Pappia und Popilia oder Populia. Gellius fügte hinzu, daß späterhin die durch dieses Gesetz verfügte Losung nicht mehr für nöthig erachtet worden sei, es vielmehr genügt habe, wenn ein Mann von anständiger Geburt seine Tochter dem Pontifex maximus zur Vestalin angeboten. —

Die zweite lex dieses Namens ist die auf die Entfernung der Peregrinen und Latinen von Rom abzweckende, worüber ich auf den obigen Artikel Gens Papia verweise. Über die dritte und berühmteste des Namens die lex Julia et Papia Poppaea de maritandis ordinibus wird unter Julia lex gehandelt werden. (*H.*)

PAPIANO, eine Ortschaft in der päpstlichen Delegation Perugia, acht italienische Meilen südwärts von

10) Beier's Conjectur (bei *Cic.* Off. III, 11, 47) für den Pennus C. Fannius zu substituiren, ist scharfsinnig, aber schlecht begründet und die von jenem Gelehrten erhobenen Bedenken hat Walter (in der Rechtsgesch. S. 245) scharfsinnig beseitigt und die scheinbaren Widersprüche vermittelt. 11) Schol. Bob. p. 354, 5. Reus factus est lege Papia, quae lata fuerat ad eos coercendos, qui temere et inlicite civitatem Romanam usurpassent, und vgl. I, 3, 16 hanc causam lege *Papia de civitate Romana* apud Q. Ciceronem dixit Archias.

1) Wie Cramer (l. c. p. 124) aus den Worten e populo die Folgerung herleiten konnte, daß sie aus den fünf Classen genommen, die Classen also hierbei in Betracht gezogen seien, ist nicht recht abzusehen. 2) Nach Lipsius, dem Cramer beistimmt, in Curiat-Versammlung, weil Religionssachen vorzüglich vor diese Versammlung gehörten; aber schwerlich war dies ausschließend noch in der Zeit dieser lex der Fall. Möglich also wäre doch, daß an Centuriatcomitien zu denken sei. 3) Cramer behauptet, daß diese lex jünger sein müsse, als die lex Gabinia von 615, weil durch diese zuerst die in den Verhandlungen der Volksversammlung übliche Abstimmung mit Geschrei durch Abstimmung mit Täfelchen ersetzt worden sei; das ist ein sonderbarer Grund, die Stimmtäfelchen der lex Gabinia waren solche, die jedes Mitglied der Volksversammlung abgab; wenn aber die durch die lex Papia eingeführte Verlosung auch mit Täfelchen erfolgt sei, was übrigens noch gar nicht ausgemacht ist, so waren es doch jedenfalls andere, und wurden nicht vom Volke abgegeben, sondern vom Pontif. max. in ein Gefäß geworfen. Deshalb aber, weil durch die lex Julia et Papia Poppaea August den Vestalinnen gewisse Vorrechte einräumte (*Dio Cass.* 56, 10 *καὶ ταῖς ἀειπαρθένοις πάνθ᾽ ὅσα περ αἱ τεκοῦσαι εἶχον, ἐχαρίσατο*), ist noch nicht anzunehmen, daß diese lex auch die Bestimmung, die ihr so fremdartige, über die Ernennung der Vestalinnen enthalten hätte; diese Vermuthung ist also ganz unhaltbar.

dieser Stadt auf einem steilen hohen Berge gelegen, der demselben Gebirgszuge angehört, auf dem die Stadt Perugia liegt und der sich am rechten Ufer des Tiberflusses gegen Mittag fortzieht und erst bei diesem Dorfe stufenweise in das Thal des Nestore herabsinkt.

(*G. F. Schreiner.*)

Papiansberg, s. Gnadenthal auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

PAPIANUS. Die sogenannte lex Romana Burgundiorum führt auch den Namen „seu responsum Papiani, oder auch Papiani liber responsorum (vgl. d. Ausg. von Barkow 1826. p. 1); dieser Papian ist aber gewiß kein anderer als Papinian (s. d. Art.). (*H.*)

PAPIAS, einer der frühesten christlichen Schriftsteller aus dem Ende des 1. und Anfange des 2. Jahrh., der sogar mit dem Ehrentitel eines apostolischen Vaters, oder unmittelbaren Apostelschülers belegt werden müßte, wenn es erwiesen werden könnte, daß er nach der Meinung so mancher Kritiker des Unterrichts des Evangelisten Johannes genossen habe. Es kommt dabei auf die Vereinigung ziemlich widersprechender Angaben des Irenäus und des Eusebius an: Jener nennt ihn gradezu *Ἰωάννου μὲν ἀκουστήν, Πολυκάρπου δὲ ἑταῖρον*, und meint, da er den Johannes nicht weiter bezeichnet, gewiß den Evangelisten. Sein Zeugniß hat großes Gewicht, da Irenäus selbst ein Schüler des Polykarp war, und mit jenen Verhältnissen vertraut sein mußte (*Iren.* adv. haer. lib. V. c. 33). Dagegen berichtet nun Eusebius (hist. eccl. III, 29), daß Papias sich durchaus nicht einen *ἀκροατὴν* oder *αὐτόπτην τῶν ἱερῶν ἀποστόλων* genannt habe. Freilich scheint das Zeugniß des Eusebius dadurch zu verlieren, daß er nicht etwas historisch Gewußtes berichtet, sondern nur einen Schluß aus den eigenen Worten des Papias macht; allein zum Glück hat er die Worte desselben aufbewahrt, und auch jetzt noch ist der Eindruck, den sie machen, ganz derselbe, wie Eusebius ihn aufnahm; Papias erwähnt, er habe sich bei seinen Erkundigungen nach den Worten des Herrn, an die möglichst treuen Quellen gewandt, an solche, die mit den Älteren selbst umgegangen waren; als diese Älteren nennt er größtentheils Apostel, sodaß also erst deren Schüler als seine Quellen feststehen: *εἰ δέ που καὶ παρηκολουθηκώς τις τοῖς πρεσβυτέροις ἔλθοι, τοὺς τῶν πρεσβυτέρων ἀνέκρινον λόγους· τί Ἀνδρέας, ἤ τί Πέτρος εἶπεν, ἤ τί Φίλιππος, ἤ τί Θωμᾶς, ἤ Ἰάκωβος, ἤ τί Ἰωάννης, ἤ Ματθαῖος, ἤ τις ἕτερος τῶν κυρίου μαθητῶν· ἅτε Ἀριστίων καὶ ὁ πρεσβύτερος Ἰωάννης, οἱ τοῦ κυρίου μαθηταί, λέγουσιν.* Würde er wol, da ihm Alles darauf ankam, die Zuverlässigkeit seiner Quellen darzuthun, versäumt haben, grade an dieser Stelle auch den Evangelisten Johannes als seinen Gewährsmann zu nennen, wenn er sich dessen Unterrichts hätte rühmen können? Daß eine solche Annahme aber durch keine andere, uns vielleicht nicht aufbewahrte Stelle, gerechtfertigt werden könne, dafür ist Eusebius Bürge, der zu Folge der ganzen ihm vorliegenden Schriften des Papias sein Urtheil dagegen ausspricht. Gegen diese Zeugnisse kann die obige Autorität des Irenäus nicht Stand halten, da ja bekannt ist, wie dieser überhaupt darauf ausgeht, seine oft sehr wunderlichen chiliastischen Ansichten möglichst auf apostolische Zeugnisse zurückzuführen, und auch sonst manches durch seinen Lehrer Polykarp vom Johannes erfahren haben will, worin er wol schwerlich Glauben verdient. Papias war durch seinen grobsinnlichen Chiliasmus dem Irenäus nahe verwandt; nichts natürlicher, als eine Angabe, die auch ihn zu einem unmittelbaren Apostelschüler macht, und dadurch den Chiliasmus kräftig stützt. Der unbefangene, kritische Eusebius, und die eigenen Worte des Papias müssen dagegen Recht behalten. Ein Schüler des Evangelisten Johannes war Papias hiernach nicht; nur fragt sich noch, vielleicht ein Schüler des andern, in Ephesus auch sonst bekannten, Presbyter Johannes? dafür entscheidet sich Eusebius; die oben angeführte Stelle gibt ihm dazu nun aber kein Recht; denn Aristion und der Presbyter Johannes stehen dort in demselben Zusammenhange, wie die Apostel selbst, sodaß er auch die Aussagen Jener nur durch dritte Berichterstatter erfahren haben könnte. Die bestimmte Aussage des Eusebius, daß Papias den zweiten Johannes als seinen Lehrer genannt habe, wird also wol auf anderweitigen, uns nicht aufbewahrten, Stellen beruhen (*Eus.* l. c. *Ἀριστίωνος δὲ καὶ τοῦ πρεσβυτέρου Ἰωάννου αὐτήκοον ἑαυτόν φησι γενέσθαι*). Wenn demnach das Verhältniß des Mannes zu dem Evangelisten Johannes als ausgemacht betrachtet werden darf, so bleibt dasjenige zu der überhaupt so problematischen Person des Presbyters dieses Namens, am besten unbestimmt. Die spätern Berichte bei Hieronymus u. s. w. haben gar kein Gewicht, da sie nur auf die Autorität des Irenäus ihn zum Apostelschüler machen. Über die persönlichen Umstände des Mannes wissen wir weiter nichts, als daß er Bischof von Hierapolis in Phrygien gewesen ist, und spätere Nachrichten ihn zum Märtyrer machen; so *Steph. Gobarus* ap. *Phot.* cod. 232. Nach den Märtyreracten des Simeon Metaphrastes (bei *Surius* ad XVI. Febr.) soll er mit dem bekannten Onesimus in Rom vor dem Tribunal des Tertullus verurtheilt und hingerichtet worden sein; allein schon die Bollandisten haben sich wegen Nichtzutreffens der Zeit dagegen erklärt. Eine eher glaubwürdige Angabe (Chron. Alexandr. ad an. 133) läßt den Papias zu Pergamus gleichzeitig mit Polykarp zu Smyrna enden. Über seine Verdienste als Lehrer und Schriftsteller sind die Urtheile der alten Kirche, je nach dem individuellen Standpunkte der Zeugen, sehr verschieden. Irenäus gibt auf ihn, als Hauptvertreter des Chiliasmus, natürlich sehr viel, beruft sich auf ihn als Apostelschüler und *ἀρχαῖος ἀνήρ*; wenn dagegen Hieronymus (ep. 28 ad *Lucin.*) den Schriften des Papias, wie denen des Polykarp große venustas beilegt, die er im Lateinischen wiederzugeben sich nicht getraut, so ist auch er wol durch die Verehrung gegen ihn als einen Apostelschüler bestochen. Der unbefangene Eusebius redet sehr offen über seine geistige Unbedeutsamkeit, III, 39: *σφόδρα σμικρὸς ὢν τὸν νοῦν*; während eine andere Stelle c. 36: *ἀνὴρ τὰ πάντα ὅτι μάλιστα λογιώτατος, καὶ τῆς γραφῆς εἰδήμων*, auch wenn sie

gegen die bedeutenden kritischen Zweifel als echt vertreten werden könnte, ihm immer noch kein großes dogmatisches Gewicht verleihen würde. Zu deutlich wirft ihm Eusebius vor, Manches aus der Lehre Christi und der Apostel, was nur uneigentlich, parabolisch gesagt war, im streng historischen Sinne gefaßt zu haben. Zur vollen Bestätigung dieses Urtheils darf man nur die Schilderungen des Papias von dem chiliastischen Reiche lesen, wie sie Irenäus aufbewahrt und so recht in seinem Geschmack gefunden hat; die kühnsten Prophetenbilder über die Herrlichkeit des kommenden goldnen Zeitalters werden darin überboten und durchaus wörtlich genommen; denn es soll jeder Weinstock 10,000 Zweige, jeder Zweig ebenso viel Ranken, diese ebenso viel Äste, Trauben, Beeren treiben, und jede Beere gibt 25 Maß Wein. Greift ein Heiliger nach einer der Trauben, so ruft die andere, ich bin eine bessere Traube, nimm mich, und preise in mir den Herrn! Ebenso wunderbar wird es auch mit dem Weizen, dem Obste, den Hülsenfrüchten u. s. w. gehen! Papias selbst hatte vollen Glauben daran, und berichtet, bei dem zweifelnden Einreden des Judas habe Christus nur auf die Erfüllung in der Zukunft hingewiesen. Schon nach dieser Probe seiner Lehrart wird man mit der obigen Angabe des Eusebius, die ihn zum apostolischen Unterrichte nicht zuläßt, gern einverstanden sein. Die in fünf Büchern verfaßte Schrift des Papias führte den Titel: *Λογίων κυριακῶν ἐξήγησις*, worin er die mancherlei mündlichen Berichte über Facta der evangelischen Geschichte gesammelt hatte; so weiß er, daß Judas der Verräther von einem Wagen übergefahren zu Tode gekommen sei (*Oecumenius*, Comment. in *Acta* Apost. c. 2), ist über die Bestimmung und den Fall der Engel unterrichtet (*Andr. Caesariens.* in Apocalyps. c. 34. serm. 12) u. dgl. Wichtig ist sein Zeugniß über die Urform der beiden ersten Evangelien, besonders des Matthäus, den er hebräisch schreiben läßt. (*Fr. W. Rettberg.*)

PAPIAS, ein Grammatiker, seiner Geburt nach ein Lombarde, lebte um die Mitte des 11. Jahrh. Die glaubwürdigste Notiz über die Zeit, in welche er fällt, gibt ein chron. MS. Alberici, aus welchem Leibnitz (Accession. historic. T. II. ad a. 1053) mittheilte: Anno 1053 anno decimo tertio Imperatoris Henrici filii Conradi Papias suum videlicet Elementarium doctrinae rudimentum edidit; quod probatur per numerum annorum, ubi agit de aetatibus saeculi in prima litera et enumerando pertingit usque ad hunc annum. Daraus ergibt sich, wie sehr Oln Borch (Borrichius) irrte, wenn er (de lexicis latin. et graec. p. 42) die Vollendung des Werkes, welches allein den Namen jenes Gelehrten erhalten hat, ins Jahr 1286 verlegt. Er verwendete nämlich zehn Jahre auf die Abfassung eines Wörterbuchs, mit fleißiger Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel, ob aber blos das von andern bereits Begonnene nur zu Ende führend, oder von Neuem und selbständig das Ganze bearbeitend, läßt sich aus den Worten in der Zuschrift an seine Söhne: opus quidem a multis aliis iam pridem elaboratum a me quoque super per spatium circiter decem annorum prout potui adauctum et accumulatum nicht ersehen. Es finden sich auch in diesem Buche schätzbare Beiträge zur Kenntniß der Sprache des Mittelalters und manche ältere Notizen und Spuren nicht ganz dürftiger griechischer Sprachkenntnisse, was in jenen Zeiten zwar auffallend, genügend jedoch durch die Lobsprüche gerechtfertigt wird, welche Trithemius (bei *Muratori* Antiquit. Ital. med. aevi. T. III. p. 913) ihm ertheilt: vir in saecularibus litteris eruditissimus, Grammaticus omnium suo tempore clarissimus, Graeco et Latino sermone ad plenum instructus, in divinis quoque scripturis non mediocriter exercitatus. Welchen Werth man auf dieses elementarium, oder, wie es richtiger heißt, vocabularium legte, zeigt am deutlichsten der ihm deswegen ertheilte Beiname Vocabulista und die Menge von Handschriften, in denen es erhalten ist. Denn Montfaucon allein zählt deren über 25 und zwar die meisten aus der königl. Bibliothek zu Paris (s. biblioth. bibl. MSS. p. 751. 754. 760) auf, anderer in italienischen, englischen und französischen Bibliotheken und zu Leyden (*Oudin* de script. eccl. T. II. p. 621) nicht zu gedenken. Auch die rasch auf einander folgenden Drucke in den ersten Zeiten der italienischen Typographie sprechen zu Gunsten des Buches. Im J. 1476 erschien zu Mailand bei Dm. de Vespolate die erste, sehr seltene Ausgabe, deren Beschreibung bei Maittaire (Annal. typogr. I. p. 362. *Saxe*, Histor. typogr. Mediol. p. DLXV. u. in Ebert's bibliogr. Lex. Nr. 15,796) zu suchen ist. Es folgten darauf drei venediger Ausgaben, die erste 1485 bei Andreas de Bonetis, die zweite 1491 bei Theodor. de Ragazonibus, die dritte bei Philipp de Pincis 1496, alle in Folio. Seitdem ist keine Ausgabe erschienen, und da der Plan des Johannes Lydius, eine neue zu veranstalten, nie ausgeführt ward, so gehört das Werk zu den Seltenheiten. In der folgenden Zeit hat es Du Cange bei seinem Glossarium mit großem Nutzen zu Rathe gezogen und auch Kasp. Barth, der in seinen Adversarien sich sehr häufig auf ihn bezieht, nicht schlecht geurtheilt. Die in der Sammlung der lateinischen Grammatiker von Putsche (p. 1639—1666) abgedruckten explicationes notarum veterum ex Papiae glossario excerptae charakterisiren sich hinlänglich durch diese Aufschrift, und es ist unbegreiflich, wie sehr viele darin einen Wiederabdruck des Vocabularium haben erkennen können. — Auch Briefe sollen von ihm vorhanden sein. Man vergl. *du Cange*, Praef. gloss. nr. 44. p. 36 = 18 ed. Basil. *Walch*. histor. crit. ling. lat. p. 334. Hamberger, Nachrichten. 3. Thl. S. 755. *Fabric.* bibl. med. et inf. latinit. T. V. p. 194. ed. Patav. *Tiraboschi*, Storia della lett. T. III. p. 299 sq. Bernhardy, Röm. Litt. S. 148. (*Eckstein.*)

PAPICAT, Rajahschaft auf der kleinen asiatischen Sundainsel Sumbawa, liegt an der diese Insel theilenden Bai, und wurde am 10. April 1815 durch den Ausbruch des Tomboro, welcher zu den höchsten der dortigen Vulkane gehörte, sehr verwüstet, in dem zugleich ein Sechstel der Einwohner das Leben verlor. Diese sind, wie die übrigen Bewohner der Insel, malaischer Abstam-

mung und beschäftigen sich mit Küstenperlenfischerei. Die Mannschaft wird auch Pekati genannt. (*Fischer.*)

PAPIER. Dies Wort bezeichnet ein Fabricat, welches, aus zerkleinerten mit Hilfe der Feuchtigkeit jedoch wieder innig verbundenen Pflanzenfasern, selten nur aus animalischen oder beigemischten mineralischen Substanzen bereitet, in bogen- oder blattförmiger, meist viereckiger Gestalt, bisweilen aber auch in langen, Leinwandstücken ähnlichen, Rollen, in verschiedener Feinheit, Stärke, Größe und Farbe im Handel vorkommt.

Die durch den Handel verbreiteten Papiersorten lassen sich generell nur in zwei Hauptabtheilungen bringen: A. Papier aus Lumpen, Habern oder Strotzen, B. Papier aus andern Stoffen bereitet, welche wieder in die drei Nebenabtheilungen: a) ungeleimte, b) geleimte, c) anderweitig präparirte Papiere zerfallen, wovon dann die Unterabtheilungen alle Sorten, welche der verschiedene Bedarf fodert, in sich aufnehmen.

A. Das Lumpenpapier wird am meisten benutzt, theils weil es für die meisten Zwecke das brauchbarste ist, theils aber auch, weil man noch kein hinlänglich vorhandenes, gleich wohlfeiles Surrogat für die Lumpen hat ausfindig machen können.

In allen civilisirten Ländern beschäftigen sich viele Fabriken mit der Anfertigung desselben und nur ausnahmsweise Einzelne mit der Fabrication von Papieren aus andern Stoffen, als z. B. Stroh, Binsen, Lederabfällen rc. Leinene, hanfene, baumwollene und, jedoch seltener, wollene Lumpen sind es vorzüglich, woraus das meiste Papier gefertigt wird, welches sodann theils ungeleimt, theils geleimt, in den Handel übergeht, indem es zuvor gezählt und in Riesen oder Ballen verpackt worden ist.

Das Ries Papier enthält 20 Buch, das Buch 24 und bei den ungeleimten Druckpapiersorten 25 Bogen; der Ballen aber jedesmal 10 Ries. Doch werden oft mehr als 10 Ries Druckpapier in einen Pack gebunden. Die Buchdrucker nennen einen solchen oft 15 bis 20 Ries enthaltenden Pack ein Stück.

a) Ungeleimte Papiere nennt man solche, welche die Eigenschaft nicht besitzen, für einen gewissen Grad von Feuchtigkeit undurchdringlich zu sein. Es gehören dieser Sorte an alle Arten gewöhnlicher Druckpapiere, das Kupfer- und Notendruckpapier, das sogenannte Seiden- oder feine Einlegepapier, das Lösch-, Filtrir- und viele Sorten Umschlage- und Packpapiere.

b) Geleimte Papiere sind solche, welche durch den Gehalt einer Leimsubstanz für nicht allzu dauernd auf sie einwirkende Feuchtigkeit undurchdringlich wurden. Hierher gehören alle Zeichnen-, Brief- und Schreibpapiere, die zum Notenschreiben und zu der Spielkartenfabrication bestimmten Sorten, ferner die zur Aufnahme von Farben oder andern feucht aufzutragenden Bedeckungen bestimmten Arten und viele Packpapiere, besonders wenn sie zum Verpacken von solchen Gegenständen gebraucht werden sollen, welche vor Feuchtigkeit geschützt werden müssen.

Sowol Name als Geldwerth der verschiedenen Papiersorten werden durch die Feinheit, Farbe, Stärke und Größe des Formats und die Art ihrer Fabrication bestimmt, indem es bei ihrem Verbrauche oft einen wesentlichen Unterschied macht, ob sie mit Menschenhänden aus der Bütte geschöpft oder auf einer erst seit wenigen Jahrzehnten von Didot eingeführten, sogenannten Continuationsmaschine als Bogen ohne Ende dargestellt, ob sie über Velin oder geflochtene Drahtformen, ob gleich in der Masse oder als fertiger Bogen geleimt wurden.

Bei der Namensbezeichnung der so entstandenen vielen Papiersorten herrscht im Allgemeinen in Teutschland noch viel Verschiedenheit und Unsicherheit, indem hier jede feste Bestimmung darüber fehlt.

Frankreich erhielt im J. 1739 ein Gesetz, in Folge dessen jede dort erzeugte Papiersorte nur dann unter einem vorgeschriebenen Namen zum Verkaufe gestellt werden durfte, wenn sie in Bezug auf Format, Gewicht und Feinheit genau begrenzende Bedingungen erfüllte [1]).

---

1) Dieses Gesetz wurde durch ein anderes vom 18. Sept. 1741 zum Theil widerrufen, abgeändert und verbessert, und es lauten die hierher gehörigen §§. nach von Justi's Übersetzung (s. dessen Schauplatz der Künste und Handwerke. 1. Bd. S. 416—420) folgendermaßen:

I. Alle verschiedenen Sorten Papiere, die in dem Königreiche verfertiget werden, sollen künftig diejenige Breite, Höhe und Gewicht haben, die in dem unter dem Gegensiegel beigefügten Tarif bestimmt sind, bei Strafe der Confiscation, sowohl der Papiere, welche die besagten Größen nicht haben, als der Rieße, die von einem in dem Tarif bestimmten verschiedenen Gewichte befunden werden [a]).

II. Jedoch verstehen Se. Majestät nicht, daß die Meister Fabricanten in dem Fall zur Verantwortung gezogen werden sollen, wenn die Bogen Papiere einige Linien über oder unter der in dem Tarif vorgeschriebenen Größe haben, im Fall sich nur veroffenbaret, daß diese Vergrößerung oder Verminderung von der Jahreszeit, in welcher das Papier verfertiget worden, hat entstehen können, nicht aber von den Fehlern der Formen und der übeln Beschaffenheit der Materie herrühret, und keinen Unterschied in den Größen verursachet, der sich über den vierzigsten Theil dererjenigen erstrecket, die in dem Tarif bestimmet sind [b]).

III. Es ist der Wille Sr. Majestät, daß die Meister Fabricanten, außer denen Zeichen, die nach dem XI. Art. des Reglements von 27. Jan. 1739 auf jedem Bogen Papier befindlich sein müssen, gehalten seyn sollen, mit dem nächsten ersten Januar anzufangen, in Zahlen hinzuzufügen: ein Tausend sieben hundert und zwei und vierzig, bei Confiscation sowohl der Formen, in welchen sich dieses Zeichen nicht befindet, als der Papiere, welche mit diesen Formen gemacht sind, und bey drey hundert Livres Strafe gegen die Fabricanten [c]).

IV. Um aber denen Meister Fabricanten noch mehr Leichtigkeit zu dem Verkauf und Absatz derer verschiedenen Sorten Papier zu verschaffen, die sich den bevorstehenden ersten Januar in ihren Mühlen und Magazinen befinden, ohne daß sie die in dem hierbey unter dem Gegensiegel angefügten Tarif vorgeschriebenen Größen

---

a) Nachdem also der Tarif von 1739 widerrufen ist, so hält man sich an den von 1741, den man zu Ende dieses Reglements findet. b) Dieses ist dasjenige, was man das gesetzmäßige Remedium nennt, wenn die Rede von den Münzen ist. Man hat §. 125 gesehen, daß die Jahreszeit einen Einfluß auf die Größe des Papieres hat, wenn man gleich voraussetzet, daß die Formen wohl gemacht sind, und eine gleiche Vorsicht angewendet wird. c) Dieses Zeichen 1742 befindet sich noch gegenwärtig auf allen Papieren, welche verfertiget werden.

In Teutschland blieb es der Willkür der einzelnen Fabricanten und Consumenten überlassen, die Eigenschaften der Sorte und ihre Benennung zu bestimmen, doch einigte man sich allmälig über allgemeine Begriffe, adop-

und Gewicht haben; so befehlen Se. Majestät, daß, nachdem besagte Meister Fabricanten ihren Formen das Zeichen: Ein Tausend, sieben hundert und zwei und vierzig hinzugesetzet haben werden, dieselben die besagten Papiere frey verkaufen dürfen, ohne daß sie verbunden sind, darüber eine Erkläbrung und Anzeige zu thun. Se. Majestät wollen demnach, daß die Meister Fabricanten, welche nach besagtem ersten Januar sich solcher Formen bedienen werden, die das erwehnte Zeichen nicht haben, nicht allein in die in dem vorhergehenden Art. III. verordneten Strafen verurtheilet, sondern auch alle Papiere, die bei ihnen gefunden werden, ob sie schon von der alten Fabricirung sind, weggenommen werden sollen, um deren Confiscation benebst drey hundert Livres Strafe vor jeden Contravenienten zu erkennen.

V. Erlauben Se. Majestät denen Papierhändlern, alle Papiere, die nicht das oben im Art. III. vorgeschriebene Zeichen: Ein Tausend, sieben hundert und zwei und vierzig haben, ob sie schon nicht die in dem angefügten Tarif anbefohlnen Größen und Gewichte haben, abzusetzen und zu verkaufen, ohne daß sie gehalten seyn sollen, deshalb eine Erklährung und Anzeige zu thun.

VI. Gleichergestalt erlauben Se. Majestät [d]) denen Meister Fabricanten, aus denen zerrissenen, durchlöcherten, runzelichten und andern fehlerhaftigen Papieren Bücher und Rieße zusammen zu setzen, und sie selbst in auswärtige Lande zu versenden; jedoch mit der Bedingung, daß ein jedes Rieß der besagten Papiere in dem Raume der Höhe der Bogen von einem Drittheil des Raumes zum andern mit zwei Löchern durchstochen werden soll, die mit einem vier Linien im Durchmesser habenden Stecheisen, das mithin einen Zoll im Umcreiße hat, gemacht sind; und daß durch ein jedes Loch ein Bindfaden gezogen und mit den zwey Enden zusammengeknüpfet werden soll. Zu dem Ende müssen auch die besagten Rieße besonders einballirt werden, ohne daß unter irgend einem Vorwand kein Rieß von besagtem Papiere mit gutem und vollkommnem Papiere in einerlei Ballen vermenget werden darf: alles im Fall der Entgegenhandlung bei Confiscation der besagten Papiere und hundert Livres Strafe wider die Contravenienten.

VII. Verbiethen Se. Majestät denen Meister Fabricanten, keine Papiere von andern Sorten und Eigenschaften, noch von andern Breiten, Höhen und Gewichten zu verfertigen oder verfertigen zu lassen, zu verkaufen und zu debitiren, als diejenigen, welche durch den unter dem Gegensiegel hier beygefügten Tarif bestimmet und demjenigen, was darinnen vorgeschrieben ist, nicht vollkommen gemäß sind. Sie verbiethen auch allen Kaufleuthen, keine Sorten Papier zu kaufen, zu verkaufen und zu debitiren, die nicht von den besagten Breiten, Höhen und Gewichte und der Vorschrift des Reglements gemäß sind; wie nicht weniger denen besagten Papiermüllern und Kaufleuthen unter keinerley Vorwand zerrissene und ausgeschossene Papiere auf andere Art zu verkaufen, zu kaufen und abzusetzen, als oben in dem Art. VI. vorgeschrieben worden: alles im Fall der Entgegenhandlung bei Confiscation der besagten Papiere und hundert Livres Strafe.

VIII. Alle Pappen sollen von der Breite, Höhe und Gewichte gemacht werden, als die Handwerker, zu deren Gebrauch sie dienen, verlangen; und können sowohl aus altem Papier, oder Abschnitzeln von Pappen und Papieren, als aus Lumpen, Lappen und Habern gemacht werden [e]).

IX. Se. Majestät wiederrufen demnach die Artikel VIII. IX. XVI. XIX. XX. XXI. XXII und XXVI. des Reglements vom 27. Januar 1739, in Ansehung desjenigen, was dem gegenwärtigen Reglement entgegen ist, desgleichen den dem gedachten Reglement unter dem Gegensiegel beygefügten Tarif; in übrigen aber wird dieses Reglement in aller seiner Form und Inhalt beobachtet.

X. Bedeuten Se. Majestät dem Herrn Generallieutenant der Policey der Stadt Paris und denen Herren Intendanten und verordneten Commissarien in den Provinzen und Generalitäten des Königreiches [f]) auf die Erfüllung des gegenwärtigen Reglements Obacht zu haben, welches allenthalben abgelesen, publiciret und angeschlagen werden soll, wo es nöthig seyn wird. Geschehen in dem Staatsrath des Königes, gehalten in Gegenwart Sr. Majestät zu Versailles den achtzehenden Tag des Septembers, ein Tausend, sieben hundert und ein und vierzig.

Unterzeichnet
Phelypeaux.

Die nach diesem Edict vorgeschriebenen Papiersorten sind:

Namen der Papiere.	Breite.		Höhe.		Das Ries soll wiegen	Das Ries darf nicht weniger wiegen als
	Zoll	Lin.	Zoll	Lin.	Pfund	Pfund
Grand Aigle	3	6	24	9	131 und darüber	126
Grand soleil	36	—	24	10	112 und nicht mehr als 120	105
Au soleil	29	6	20	4	86 und darüber	80
Grand fleur des lis	31	—	22	—	70 und nicht über 74	66
Grand colombier, ou Impérial	31	9	21	3	85 und darüber	84
A l'Elephant	30	—	24	—	88 und darüber	80
Chapelet	30	—	21	6	66 und darüber	60
Petit Chapelet	29	—	20	3	60 und darüber	55
Grand Atlas	27	6	24	6	70 und darüber	65
Petit Atlas	26	4	22	9	65 und darüber	60
Grand Jesus, ou super Royal	26	—	19	6	53 und darüber	48
Grand Royal Etranger	25	—	18	—	50 und darüber	47
Petite fleur des lis	24	—	19	—	36 und darüber	33
Grand Lombard	24	6	20	—	36 und nicht über 40	32
Grand Royal	22	8	17	10	32 und darüber	29
Royal	22	—	16	—	30 und darüber	28
Petit Royal	20	—	16	—	22 und darüber	20
Grand Raisin	22	8	17	—	29 und darüber	25
Lombard	21	4	18	—	24 und darüber	27

d) Diese Erlaubniß ist bewilliget zu Wiederruffung des XVI. Art. des Reglements von 27. Januar 1739. e) Die Freyheit Lumpen zu Verfertigung der Pappe anzuwenden, die durch das Reglement von 1739 aufgehoben war, ist durch diesen VIII. Art. wieder verstattet worden, welcher demnach den XVI. Art. des vorhergehenden Reglements abändert.

f) Diese Auftragung ist durch verschiedene Befehle des Staatsrathes von fünf zu fünf Jahren verlängert worden, bis zum 4. May 1760.

tirte dabei auch bisweilen in den Nachbarstaaten gebräuchliche Namen und versteht nun in Teutschland ziemlich allgemein unter

Namen der Papiere.	Breite.		Höhe.		Das Ries soll wiegen	Das Ries darf nicht weniger wiegen als
	Zoll	Lin.	Zoll	Lin.	Pfund	Pfund
Lombard ord. ou Grand carré	20	6	16	6	22 und darüber	20
Cavalier	19	6	16	2	16 und darüber	15
Petit Cavalier	17	6	15	2	15 und darüber	14
Double Cloche	21	6	14	—	18 oder mehr	16
Grande licorne à la cloche	19	6	12	—	12 und darüber	11
A la cloche Carré, ou gr. compte, ou Carré au raisin ou sabre, sabre au lion	20	—	15	6	18 oder mehr	16
Carré tres mince	20	—	15	6	13	—
A l'Ecu, ou Moyen compte, ou Pomponne	19	—	14	—	20 oder mehr	15
A l'Ecu très mince	19	—	14	2	11	—
Coutelas	19	—	14	2	17 oder mehr	16
Grand messel	19	—	15	—	15 oder mehr	14
Second messel	17	6	14	—	12 oder darüber	11
A l'étoile, ou à l'éperon, ou Longuet	18	6	13	10	14 oder mehr	13
Grand Cornet	17	9	13	6	12 und nicht mehr als 14	10
Grand Cornet très mince	17	9	13	6	8 und darüber	—
A la main	20	3	13	6	13 oder mehr	12
Couronne, ou Griffon	17	1	13	—	12 und darüber	10
Couronne, ou Griffon très mince	17	1	13	—	7 oder darunter	—
Champy, ou Bastard	16	11	13	2	12 und darüber	11
Tellière grand Format	17	4	13	2	12 und darüber	10
Cadran	15	3	12	3	11 und darüber	10
La Tellière	16	—	12	3	12½ und darüber	11½
Pantalon	16	—	12	6	11 und darüber	10
Petit Raisin, ou Bâton royal, ou Petit Cornet à la grande sorte	16	—	12	—	9 oder darunter	8
Les trois O, ou trois Ronds, ou Genes	16	—	11	6	9 und darüber	8½
Petit Nom de Jesus	15	1	11	—	7½ oder mehr	7
Aux Armes d'Amsterdams Pro Patria, ou Libertas	15	6	12	1	12 bis 13	11

Antiquar-Velin eine Sorte von 39 Zoll Höhe 48″ Breite
Elefant 24—26 = 32—38 =
Super Royal oder Imperial 22—23 = 30—31 =
Royal 20—22 = 24—26 =
Kurz Royal 19—20 = 23—24 =
Lexikon 18—19 = 21—22 =
Median 17—18 = 19—21 =
Klein Median 16—17 = 19 =
Register (im Druckpap. auch leipziger Format) 15 = 17—18 =
Kanzelei auch Schreibformat 13½ = 16½ =
Propatria 13 = 16 =
Pandekten 11 = 16 *) =

Briefpapiere werden gewöhnlich in Medianformat aus den Fabriken verkauft und erst beim Beschneiden in halbe sogenannte Briefbogen getheilt.

Namen der Papiere	Breite.		Höhe.		Das Ries soll wiegen	Das Ries darf nicht weniger wiegen als
	Zoll	Lin.	Zoll	Lin.	Pfund	Pfund
Cartier grand Format, Dauphine	16	—	13	6	14 und darüber	12
Cartier grand Format	16	—	12	6	13 und darüber	12
Cartier	15	1	11	6	11 und darüber	10
Pot, ou Cartier ordin.	14	6	11	6	10 und darüber	9
Pigeone, ou Romaine	15	2	10	4	10 und darüber	8½
Espagnol	14	6	11	6	9 und darüber	8
Les Lis	14	1	11	6	9 und darüber	8
Petit à la main, ou main fleurie	13	8	10	8	8 und darüber	7
Petit Jesus	13	3	9	6	6 und darüber	5¼

Außer diesen genannten Sorten hat man noch Demoiselle mince, welches Papier aus den feinsten Fäserchen der Fischernetze gemacht wird, dann Demoiselle forte und Joseph Raisin mit Quarré Musc, welche ebenfalls aus Fischergarn und Seilwerk verfertigt werden.

2) In Österreich sind folgende Hauptsorten gewöhnlich: A. Druckpapiere oder ungeleimte, weiße und gefärbte Papiere. 1) Conceptdruckpapier, Höhe 13—14 Zoll, Breite 16—17 Zoll. 2) Kanzleidruckpapiere. H. 14—14½ Z., Br. 17—19¼ Z. 3) Registerdruckpapiere, H. 15—16½ Z., Br. 19—20 Z. 4) Postdruckpapiere, H. 15—16½ Z., Br. 17—18½ Z. 5) Mediandruckpapiere, H. 16½—17 Z., Br. 19½—21 Z. 6) Feine Druckpapiere, H. 15½—16½ Z., Br. 19½—22 Z. 7) Velindruckpapiere, H. 13—21 Z., Br. 16½—30½ Z. 8) Noten- und Kupferdruckpapiere, H. 14—26 Z., Br. 17½—36 Z. 9) Goldschläger- oder Seidenpapiere, H. 15—16 Z., Br. 16—19 Z. 10) Gefärbte Druckpapiere. B. Schreib- und Zeichnen- oder geleimte Papiere. 1) Conceptpapiere, H. 12—16 Z., Br. 15—19½ Z. 2) Kanzleipapiere, H. 12—14½ Z., Br. 15½—19½ Z. 3) Postpapiere, H. 8½—18 Z., Br. 14—20½ Z. 4) Medianpapiere, H. 15—18 Z., Br. 19¼—23 Z. 5) Regal- oder Royalpapiere, H. 17—20 Z., Br. 18—24 Z. 6) Imperialpapiere, H. 19¾—21 Z., Br. 24—29 Z. 7) Colombierpapiere, H. 22½ Z., Br. 31¼ Z. 8) Oliphan- oder Elefantenpapiere, H. 24—25 Z., Br. 31—39 Z.

Durch die Leichtigkeit, mit welcher die Maschinenpapiere sich in jedes beliebige Format theilen lassen, sind jetzt, der Bequemlichkeit des Bedarfs angemessen, noch eine Menge Zwischenformate entstanden, welche keine besondern Namen erhielten.

Neben Format und Stärke bedingt nun auch noch die feinere oder gröbere Masse, woraus die Sorten gefertigt, die Benennung und den Werth derselben.

Ganz feine Masse ist diejenige, welche zu den besten Zeichnenpapieren verwendet wird; dann folgt feine Post-, feine Kanzlei-, ord. Kanzlei-, feine und ord. Schreib-, feine und ord. Concept- und endlich Sack- und halb oder ganz wollene Schrenz- oder graue Löschpapiermasse. Doch gilt diese Eintheilung nur für die Benennung des Handels; in den Papierfabriken findet eine mehrfache Eintheilung, gewöhnlich nach Nummern, statt.

Diejenigen Papiere, welche keine Streifen zeigen, wenn man sie gegen das Licht hält, sondern ein leinwandähnliches Einsehen und eine mehr körnige als gereifte Oberfläche haben, werden Velinpapiere genannt, wovon man wieder Maschinen- und gewöhnliches Velin unterscheidet (über die verschiedene Bereitungsart siehe d. Art. Papierfabrication). Die gestreiften Sorten heißen gerippte Papiere oder Vergeure, und unterscheidet man dabei die Sorten, welche über Formen mit doppeltem Drahtboden geschöpft sind, durch die Benennung sans pareille Papier, weil sich bei ihnen an dem Nähdraht keine Verdunkelung zeigt, wenn man den Bogen gegen das Licht hält. Bei Papieren über Formen mit einfachem Drahtboden geschöpft, ist dies dagegen immer der Fall, wodurch das klare Einsehen verloren geht.

Die farbigen Papiere machen eine besondere Classe für sich aus. Sie unterscheiden sich in naturfarbige und in der Masse gefärbte.

Erstere sind solche, welche entweder aus farbigen oder aus ungewaschenen Hadern gemacht werden; letztere erhalten als weiße oder halbweiße Masse einen färbenden Zusatz. Fast alle weißen Schreib- und auch oft Druckpapiere erhalten einen geringen Zusatz von blauer Farbe, um die Weiße zu heben.

Viele Papiere bekommen nun auch von der Bestimmung, welcher sie am häufigsten angehören, einen besondern Namen, z. B. Goldschläger-, Landkarten-, Tapeten-, Tabaks- und Zuckerpapier &c.; aber auch der rohe Stoff, welcher zu ihrer Erzeugung benutzt wird, bedingt diesen oft.

Unter B. den Papieren aus andern Stoffen nimmt neben dem unsern Kupferstichdruckern und Lithographen durch seine stark einsaugende Beschaffenheit und die sammtweiche glatte Oberfläche sich besonders empfehlenden, sogenannten chinesischen Papier das Strohpapier die zweite Stelle ein.

Die Anfertigung des erstern wird von den wenigen sich mit dessen gelungener Nachahmung beschäftigenden Fabricanten noch als Geheimniß betrachtet, doch weiß man, daß eine Binsenart das Material dazu liefert. Im preußischen Staate wurde im J. 1833 der jetzt verstorbene Papierfabricant L. D. Keferstein zu Köpenick bei Berlin zur alleinigen Anfertigung dieser Papiersorte patentirt.

Mit Anfertigung des Strohpapiers ist man dahin gekommen, daß man nicht allein ein gutes Pack- und Umschlagepapier aus diesem Vegetabil darstellt, sondern man macht jetzt auch ein vollkommen weißes und vorzüglich das zum Durchzeichnen und für den Gebrauch der Copirmaschine bestimmte sogenannte Papier lucydonique und Papier de Guimauve daraus [3]).

Die Vorbereitungskosten und der Verlust an roher Masse sind beim Stroh, sowie auch bei allen übrigen als Ersatzmittel der Lumpen bis jetzt benutzten Stoffen so bedeutend, daß wol nur für einzelnen und namentlich letztern Zweck vom Stroh als Urstoff zum Papier mit wirklichem Nutzen Anwendung gemacht werden kann. Alle Versuche im Großen, d. h. ganze Fabriken mit der Strohpapierfabrication zu beschäftigen, sind bis jetzt mislungen. Es wurden dieselben unternommen in England von Koops zu Millbanck nahe bei London, in Frankreich von Lequin und Rousseau, in Polen von Okoniev bei Warschau, und in Teutschland von Estler zu Wien und dem Besitzer der jetzt nicht mehr existirenden Papierfabrik zu Rittersfelde in Österreich.

Gelungene Versuche im Kleinen haben gemacht in Teutschland der Papierfabricant Fischer zu Bautzen, der Papierfabricant Nitsche zu Wolfswinkel unweit Berlin, Louis Lombert u. Lequin's in Frankreich und George Delgone in Genua. Angelo Osio erhielt in Mailand 1824 ein Patent auf Strohpapier [4]).

---

f) [illegible]papiere, H. 24—26 Z., Br. 34—39 Z. 10) Pappiere [illegible] a) Notenpapier, H. 11½—19½ Z., Br. 16½—[illegible] Z. b) Zeichnenpapiere, H. 14½—21½ Z., Br. 19—30 Z. c) [illegible] Kupferdruckpapier, H. 16—19 Z., Br. 19—22½ Z. [illegible] Packpapiere, a) Ungeleimtes kleines Schrenz, H. 12—13 Z., Br. [illegible] Z. b) Ungeleimtes mittleres Schrenz, H. 20—[illegible] Z., Br. [illegible] Z. c) Ungeleimtes großes Schrenz, H. 20—[illegible] Z., Br. [illegible] Z. d) Geleimte Packpapiere, H. 17—25 Z., Br. [illegible] Z. (Vergl. [illegible], Darstellung des Fabrik- und [illegible] 46. S. [illegible]—600). In Italien sind die ge[illegible] e final mente la carta o buona, o rea, [illegible], o commune, o mezzana, o reale, o imperiale, o pa[illegible], o da [illegible], o da zucchio, o capretta, o cartone, o [illegible], o [illegible], o d'altri paesi. Vergl. Garzoni, Piazza universale, p. [illegible].

3) In Frankreich wurden die Werke des Marquis de Villette zum Theil auf Papier de Guimauve gedruckt, welches Levrier de l'Isle 1786 zu Montargis aus Eibisch oder wilder Pappel — daher der Name — verfertigt hatte. Es hatte jedoch, obgleich es sich zum Malen, Zeichnen und Tapeten gut eignete, eine gelblich grüne Farbe und war sehr spröde. Späterhin brachte man es jedoch zu einer größern Vollkommenheit; es wurde das sogenannte Papier rabin de guimauve verfertigt, welches vollkommen fein, zart, weiß und durchsichtig war, und von welchem der straßburger Papierhändler Scherz 1803 die ersten Proben auf die leipziger Messe brachte. Auch der Waschblaufabricant, Anton Estler, in Wien stellte 1814 sowol das Papier de Guimauve als lucydonique aus Stroh her, und beide Sorten wurden für sehr brauchbar erkannt. 4) Am 7. Nov. 1800 wurde dem Könige Georg III. von England beim Lever durch den Marquis von Salisbury ein auf Strohpapier gedrucktes Buch überreicht, dem einige dem feinsten Lumpenpapiere gleichkommende Strohpapierproben beigelegt waren (vergl. Intelli-

Den ersten Versuch, aus Gerstenstroh Papier zu erzeugen, veranlaßte wol der Superintendent Schäfer (er war 1718 zu Querfurt im preuß. Herzogthume Sachsen geboren und ein Sohn des damaligen herzogl. sachsen-weißenfels'schen Generalsuperintendenten Schäfer, dessen Bildniß sich noch in der dasigen Hauptkirche befindet) zu Regensburg, welcher 1764 aus 40 verschiedenen Pflanzenstoffen, worunter Pappelholz, Fichtennadeln, Disteln, Rosenblätter, auch sogar Wespennester, die Papiererzeugung auf 81 verschiedene Weisen versuchte und praktisch bewies, was man theoretisch längst wußte, daß jeder Faserstoff zu Papier zu benutzen sei, daß aber aus keinem einzigen ein dem Lumpenpapier an Brauchbarkeit und Wohlfeilheit gleichkommendes Fabricat sich darstellen lasse. Die Versuche des Pastors G. A. Senger, aus Conversen Papier darzustellen, welche er in einem auf dergleichen, grau genug aussehendes, Papier gedruckten Büchlein, betitelt: die älteste Urkunde der Papierfabrication (Dortmund und Leipzig 1799), beschreibt, sowie die Proben von Gleditsch und Guitard bestätigen dasselbe. Aus rohem Hanf verfertigt man in England und in Preußen zu Trutenau bei Königsberg, auch bei Göttingen, bei Muskau in der Lausitz, zu Zwönitz in Sachsen und manchen andern Orten in Teutschland schon längst die sogenannten Preßspähne, eine Pappenart, welche durch große Festigkeit sich besonders zur Annahme einer haltbaren Politur eignet, die ihnen durch wiederholtes Glätten mitgetheilt wird.

Jetzt aber hat der preußische Staat die neuen Kassenanweisungen ebenfalls auf einem aus reinen, rohen Hanffasern bereiteten Papiere anfertigen lassen, wodurch dieselben viel dauerhafter, d. h. weniger zerbrechlich und viel glatter, also für den Gebrauch bei weitem geeigneter geworden sind, als die frühern es waren, welche nach congrevischer Art aus Papier, das dreibögig geschöpft war, und wovon der mittlere Bogen die farbige Einsicht lieferte, gefertigt waren [5]).

Aus bereits gebrauchtem Papiere kann wieder Papier gemacht werden und geschieht dies in jeder Papierfabrik fast täglich, indem die schadhaften Bogen sowol als auch erkaufte Papierabgänge der Papiermasse wieder zugetheilt werden; doch findet bei Benutzung dieser letztern manche Rücksicht statt, da das Reinigen derselben nur mit großem Verlust an Masse zu bewerkstelligen ist und namentlich die Vertilgung der Druckerschwärze große Schwierigkeit macht. Bedruckte Papiere werden daher gewöhnlich in Pappen verarbeitet und nur beschriebene und sonstige mit keiner ölgetränkten Farbe versehene Papiere wieder zu Papier benutzt.

Im J. 1800 entstand neun Meilen von London zu Bermondsey eine Fabrik, in welcher das Umarbeiten alter Papiere im Großen betrieben wurde.

Es soll dieselbe sowol alte Druck- als Schreibpapiere in neues, gutes Papier verwandeln und wöchentlich 5—600 Ries Papier liefern, wozu jährlich 1,400,000 Pf. altes Papier verbraucht werden [6]).

Aus der Rinde des sogenannten Papier-Maulbeerbaums, **Broussonetia papyrifera**, hat man versuchsweise auch in Teutschland Papier gemacht. Metzger verfertigte aus der Rinde des im botanischen Garten zu Heidelberg gezogenen Papier-Maulbeerbaums Papier und leimte es durch Zusatz von Eibischwurzelschleim. Zur regelmäßigen Papiererzeugung benutzen dieselbe jedoch nur die Japanesen.

Auch in China gebraucht man dieselbe, allein daneben auch viele andere Stoffe; Reis- und Kornstroh, Hanf,

---

genzblatt der allgemeinen lit. Zeit. Jena 1801. Nr. 6), und im Mai 1801 legte der franz Technolog Seguin dem pariser Nationalinstitute ähnliche Proben vor, die zwar etwas grau ausfielen, aber doch nach gehöriger Bleiche sowol für das Schreiben als für das Drucken und zu Kupferstichen ganz geeignet sich auswiesen. Ein Blatt enthielt das Bild des Consuls Napoleon. Ein vollkommen weißes Schreib- und Druckpapier aus Stroh lieferte der Papierfabricant Rousseau zu Clairvault, dasselbe gelang seinem Landsmanne Beaumont, sowie dem Engländer Koops. In Teutschland lieferte der bereits erwähnte Estler in Wien 1814 aus Stroh mehre Sorten gutes Schreibpapier. Er erhielt ein ausschließliches Privilegium für seine Erfindung und verkaufte sein Geheimniß 1815 an den König von Dänemark.

5) Über Congreve's Verbesserungen in Verfertigung des Banknotenpapiers vergleiche man das Repert. of Arts. March. 1824. Dingler's Journ. XIII. 4. Heft. Leng's Jahrbuch. 3. Bd. S. 622. Wir bemerken noch, daß der Franzose Delisle ein Mittel erfand, in die allerfeinsten Blätter des zu Wechselbriefen bestimmten Papieres Buchstaben, Ziffern und Zeichen von jeder Farbe zu bringen, um Betrügereien zu verhindern, und daß auch der Papiermacher Odent zu Coutalin im Departement der Seine und Oise ein zu Wechselbriefen, Obligationen ɛc. vorzüglich brauchbares Papier lieferte, weil sich in ihm das Wasserzeichen in zweierlei Farben und in der Papiersubstanz gefärbt vorfindet. Vergl. Journal für Fabriken ɛc. 1793. Febr. S. 72 und Jahr 1801. Oct. S. 308.

6) Die Idee aus gedruckten Papieren nach Herauswaschung der Druckerschwärze neues Papier zu machen, hatte zuerst der halle'sche Kanzler Ludwig und er sprach dieselbe bei Gelegenheit einer in der teutschen Gesellschaft zu Leipzig 1764 gehaltenen Rede auf eine mehr sinnreiche als praktische Weise aus. Einer nähern Prüfung unterwarf diese Idee der Prof. Justus Klaproth zu Göttingen, und er realisirte sie, indem er die Vertilgung der Schwärze durch Terpentinöl, Walkererde und einen Zusatz von etwas ungelöschtem Kalk bewirkte, sodaß er 1774 eine Abhandlung über diesen Gegenstand auf nach seiner Anweisung vom Papiermacher Schmidt zu Kleinlengden bei Göttingen bereitetem Papiere drucken lassen konnte. Verbessert wurde das Verfahren 1777 durch den Papiermacher Joh. Mich. Stoß zu Arnstadt, welcher sich blos der Walkererde bediente, dann durch den Prof. Göttling in Jena, wo auch der Prof. Fuchs am 3. Febr. 1797 der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt eine Abhandlung: über die Art aus alter Maculatur neues Papier zu verfertigen, einsendete, und endlich durch den Papiermacher Fischer, welcher ein Verfahren angab, durch eine mit oxygenirter Salzsäure geschwängerte und dann wieder von der freien Erde gereinigte Kalkmilch altes, beschriebenes Papier zu reinigen und neues daraus zu verfertigen. In Frankreich kam dieser Gegenstand 1794 durch einen Bericht der Commission der Künste zu Paris an den dortigen Gemeinderath in Anregung, und Deyeur, Molard, Pelletier und Verkaven gaben zwei Methoden zur Umarbeitung des bedruckten Papieres vermittels einer kaustischen Potaschen- oder Sodalauge und ein Verfahren zur Umarbeitung des beschriebenen Papieres durch verdünntes Vitriolöl an, welches letztere jedoch in Teutschland schon bekannt war. Ihnen folgten Heubier und Viallart im Jahr 1800 und der Engländer Koops, welcher sein Papier regenerated Paper, d. i. wiedergeborenes Papier, nennt. — Handbuch der Papierfabrication von Piette, aus dem franz. übersetzt und bearbeitet von D. C. F. A. Hartmann (Quedlinburg und Leipzig 1833).

das Bambusrohr, die Baumwollenstaude, Ulmenrinde ꝛc. Jede Provinz hat ihr eignes Papier, und soll überhaupt die Kunst, Papier zu machen, erst 160 Jahre v. Chr. Geburt in China erfunden worden sein [7]).

Aus den Fasern der Sonnenpflanze, Crotalaria juncia, macht man in Hindustan Papier. Auch aus Wurzeln, deren innere Substanz wergähnliche Fasern hat, macht man, sowie noch aus vielen andern Stoffen, in Asien Papier, bei dessen Zubereitung man sich häufig des Erbsen- und Reisschleims als Leim bedient.

Die Hüllen vom Mais oder türkischem Korn, auch die Blätter der Agave Americana wurden in Amerika zur Papierfabrication benutzt, und im J. 1828 erhielten die Herren A. und N. A. Sprague bei Neu-York ein Patent auf die Benutzung der erstern [8]).

In den Abgängen der zur Zuckerfabrication benutzten Runkelrüben bietet sich vielleicht der Papierfabrication ein neues Lumpensurrogat dar, doch müssen erst Versuche lehren, ob es schon deshalb, weil dabei keine Knoten ausgeschnitten zu werden brauchen, sich besser als das Stroh dazu eignen wird.

Papier aus animalischen Bestandtheilen hat man aus wollenen Lumpen schon längst gemacht und als graues Lösch- und, wenn nur weißwollene Lumpen dazu verbraucht wurden, als weißes Kaffee-Filtrirpapier in den Handel gebracht; später jedoch ist man auch auf die Benutzung der Lederabfälle zu Papier verfallen. Im J. 1819 und 1820 wurde Dúfort in Paris auf die Erzeugung einer Art Pappendeckel aus Leder patentirt; 1821 erhielt Anton Tedeschi und der Graf Magnis in Wien ein fünfjähriges Patent auf die Anwendung von Lederabfällen zur Papierfabrication. Das Patent ist nicht erneuert worden, und der gewesene Privilegiumsbesitzer ist der Meinung, daß diese Papiermasse sich nur zu ganz ordinairem Pack- und Schrenzpapier, auch allenfalls zu Pappendeckeln, eigne [9]). Der Amerikaner Thomas Blanck, welcher erst ganz neuerlich sich ein Patent auf die Anfertigung von Papier aus Lederabfällen genommen hat, ist der Meinung, daß das Lederpapier sich besonders gut zur Unterlage des Schiffsbeschlages eigne. Es wird fast ganz wie das aus Lumpen gefertigte Papier bereitet.

Die Lederspähne werden naß gemahlen, dann geformt und gepreßt. Die Farbe wird theils durch die der angewandten Lederabgänge, theils dadurch bedingt, ob ein Bleichverfahren, wozu schweflige Säure dienen könnte, damit vorgenommen wurde.

Der Engländer Hooper hat die Idee, aus Lederabgängen Papier zu machen, wol zuerst angeregt, indem er die Erfindung gemacht haben wollte, aus Lederabfällen wieder ganzes Leder zu machen, welches ihm auch insofern gelungen sein soll, daß er ein ähnlich dem Papier bereitetes Leder herstellte, welches zum Büchereinband, zu Sessel- ja sogar Kutschenbeschlag gebraucht worden sein soll.

Der Seide oder vielmehr der abgewickelten Cocons soll man sich an einigen Orten, besonders in China, auch als rohen Papierstoffs bedienen. Diese bedarf jedoch noch sehr der Bestätigung (nach Pallas wird in China kein Papier aus Seide gemacht), da jeder praktische Papierfabricant aus Erfahrung weiß, daß die Seidenfaser sich noch viel weniger als Wolle zur Papierbereitung eignet.

Das aus Abgängen von seidenen Stoffen gemachte Papier wird locker, schrumpflich, brüchig, nimmt keinen Leim an und ist weder zum Bedrucken noch zum Beschreiben, ja nicht einmal als Packpapier zu gebrauchen.

Das zum Einlegen zwischen Kupferstiche oft benutzte, ganz dünne und seidenartig anzufühlende Papier ist nicht aus seidenen, sondern leinenen Lumpen gemacht, führt daher den Namen Seidenpapier nur in Bezug auf obige Eigenschaften, und beim Verbrennen belehrt der Geruchssinn bald, daß es keine animalischen Bestandtheile besitzt.

---

7) Einige lassen mit Fabricius (s. dessen Bibliographia antiquaria edit. III. T. II. p. 308) das Papier den chinesischen Kaiser Venti oder Venius (Jablosnki allgem. Lexikon. S. 1327) um das Jahr 200 v. Chr. Geb., andere es mit von Murr (Merkwürdigkeiten der Stadt Nürnberg und Altorf) einen Mandarin 170 vor Chr. erfinden. Nach den chinesischen Originalwerken wurde jedoch die Papierfabrication in China erst 105 v. Chr. Geb. von einem Beamten des zur Handynastie gehörigen Kaisers Han-Ho-ti Namens Tsai-lün, weshalb das Papier auch Anfangs Tsai-lün-tschi hieß, erfunden. Vorher bediente man sich in China statt des Papiers dünner, glatter Bretchen aus Bambus, welche kien oder tse hießen, oder eines zu diesem Zwecke eigens bereiteten Seidengewebes kien-pe geheißen. Vergl. Prechtl's Jahrbücher. 8. Bd. S. 151. *Astle*, Origin and Progress of writing. p. 199. Historie aller Reisen. 22. Th. S. 281 fg.

8) Einen Versuch aus Binsenwolle Papier zu verfertigen, stellte 1814 der k. k. Feldkriegscommissär Koska in Wien an. Der Franzose Guettard verfertigte 1753 Papier nicht nur aus Hanf, und überzeugte sich, daß auch die bei den Seilern abfallenden Hanfscheben gut dazu taugten, sondern auch aus gemeinen Raupennestern, und um dieselbe Zeit gebrauchten die Engländer dazu Nesseln, Rüben, Pastinaken, Kohlblätter ꝛc. Herr von Reaumur schloß aus den pappenartigen Wespennestern, daß man Papier aus Holzspähnen verfertigen können müsse; Seba schlug in seiner natürlichen Geschichte des Meergrases die alga marina, sowie den russischen Lindenbast vor, und Stackel verfertigte 1751 wirklich aus Sägespähnen Papier. Die Baumseide verarbeitete Pastor Mayer mit Schäffern zu Papier, und der Engländer Thomas Greaves machte 1788 ein solches aus der Rinde und den Hobelspähnen des Weidenbaumes, sowie auch aus den Fasern der Aloe (vergl. Transact. for encour. of Arts. Vol. VI, 8), und ein anderer Engländer legte in Portugal eine eigene Fabrik an, um aus den weißen Häutchen der wilden Aloe, welche sich dort häufig findet, Papier zu bereiten (vergl. Intelligenzblatt der jena'schen allgem. lit. Zeit. Jahr 1788. Nr. 224). Aus den Samenkapseln der syrischen Seidenpflanze lieferte der Papierfabricant Schmidt auf der Hasenburg bei Lüneburg zum Theil mit Lumpenvermischung ein dreifaches Papierfabricat und der Russe Wasili Winidow bereitete aus Wiesenmatte, womit schon Schäfer Versuche anstellte, — Linnée, Gleditsch und Guitard hatten sie vorgeschlagen — ein Papierproduct, welches nach dem Urtheile des Pastellmalers Gutsche sich sowol zur Pastellmalerei als zu Bleistift- und Röthelzeichnungen vorzüglich eignete. Den bastartigen Stamm der Pisangpflanze verarbeitete 1778 der Papiermacher Stoß zu Arnstadt. Proben aus Moostorf verfertigten Packpapieres, welche sehr gut befunden wurden, legte der Bergrath Eiselen zu Berlin am 4. Nov. 1804 der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam vor. Aus Kartoffelmark stellte Bareta in Frankreich ein starkes Packpapier her. Aus der Pappelwolle verfertigte der Prof. Herzer in München 1788 feines Druck- und Schreibpapier. Vergl. Busch, Handbuch der Erfindungen im Artikel Papier.

9) Man vergleiche hierüber Prechtl's Jahrbücher des polytechnischen Instituts. 9. Bd. S. 406.

Das Mineral-, Asbest- oder Amiantpapier ist die einzige Papiersorte, welche man bis jetzt aus mineralischen Stoffen bereitete.

Der Asbest wird wie gewöhnlicher Papierstoff, jedoch mehrentheils noch mit einem geringen Zusatze von ordinairer Papiermasse, vermahlen und unter häufigen Bewegungen der Masse mit der Form wie anderes Papier bogenweise geschöpft. Der größern Haltbarkeit wegen bestreicht man die Bogen mit Gummi oder Leim und kann dasselbe nachher wie anderes Papier beschreiben, im Nothfalle auch, mit Vorsicht, bedrucken, denn es bleibt immer sehr zerbrechlich.

D. Bruckmann ließ auf solches Papier eine Abhandlung de Asbestite lapide drucken.

Auf der Obwie'schen Fabrik zu Danzig wurde dies Papier gefertigt. Schäfer und Delisle ließen auch Asbestpapier fertigen. Im J. 1808 ließ Frau Perpenti zu Como aus den Rückständen, die beim Kardätschen des zum Verspinnen bestimmten Asbests übrig blieben, Papier machen. Die Papierfabrik bei Karlsbad in Böhmen soll auch dergleichen geliefert haben.

C. **Anderweitig präparirte Papiere.** Hierher gehören alle diejenigen Papiersorten, welche durch besondere Vorbereitung noch zu andern Zwecken, als zum Bedrucken, Schreiben, Zeichnen, Malen, Einlegen und Verpacken tauglich gemacht werden.

Das Steinpapier ist eine Erfindung, von Aloys Sennefelder 1819 in Paris gemacht. Die Papierographie bedient sich seiner, wie die Lithographie der Steinplatten. Nach des Erfinders Angabe wird gutes Velinpapier in Öl getränkt, mit einer Mischung von 10 Th. weißer Kreide, 2 Th. Gyps, 1 Th. Kalk, 1½ fetter Erde, 1 Th. Thon und 3 Th. Öl überzogen und drei bis vier Minuten in freier Luft getrocknet. Ein Blatt von der Dicke eines Kartenblatts soll 20mal gebraucht werden können [10]).

Das sogenannte Elfenbeinpapier für Miniaturmaler ist von Einsle in London zur größten Vollkommenheit gebracht worden. Es hat ¼ Zoll Dicke und übertrifft an Ausdehnung die größten Elfenbeinplatten. Die Oberfläche ist hart und fein. Die Farben haften sehr leicht darauf und lassen sich fast noch leichter davon wegwaschen als vom Elfenbein [11]).

Auch das Abschaben mit dem Federmesser kann vorsichtig einige Male ohne Nachtheil an derselben Stelle wiederholt werden. Die Miniaturmaler sollen sogar diesem Papiere Vorzüge vor dem Elfenbeine zugestanden haben, weil es seine Weiße nicht ändert, die Farben leichter annimmt und dieselben nicht nüancirt.

Das Sammtpapier mit rauher Oberfläche ist ebenfalls zum Zeichnen und Schreiben bestimmt. Man bedient sich dazu der Metallstifte aus leichtflüssigem Metall. Es erhält durch Abreiben mit präparirtem Hirschhorne die Eigenschaft, den Bleistift anzugreifen. Von der gehörigen Menge des zurückbleibenden Pulvers hängt die Anwendbarkeit des Sammtpapiers ab.

Das Tragantpapier für Maler und Zeichner, worauf mit Wasser- und Ölfarben gemalt werden kann, wurde von dem Amerikaner Couder 1809 zuerst in Paris verfertigt. Es ist blos gewöhnliches Zeichnenpapier, mit Tragantauflösung gut überstrichen. — Ein Schreibpapier, worauf mit Wasser leserlich schwarz geschrieben werden kann, verfertigte seit 1823 Madame Coulon in Paris. Es ist wahrscheinlich mit feinem Tintenpulver eingerieben. Auch in Wien wird unter dem Namen Reisepapier ein solches Papier verfertigt.

Unter dem Namen Patent-Schulpapier verkauft G. Kirchhoff zu Stralsund eine Papiersorte, auf deren alleinigen Vertrieb er unter dem 7. August 1835 für acht Jahre im ganzen Umfange der preuß. Monarchie privilegirt ist. Sie besitzt die Eigenschaft, daß die Tinte sich davon mit einem nassen Schwamme wol 100mal wieder abwaschen läßt. Doch darf dies nicht gewöhnliche Tinte sein, sondern die anzuwendende Art wird unter dem Namen Schultinte von dem Patentirten verkauft. Dieses Papier ist wahrscheinlich nur mit einer Harzauflösung ge-

---

10) Ausführlicher ist das Sennefelder'sche Verfahren, Steinpapier zu verfertigen, welches auch die Steindruckplatten ersetzen soll, da es 15—20mal wohlfeiler ist als diese, dabei auch dem stärksten Drucke widersteht, beschrieben in der Handlungszeitung, 1827. Nr. 66 und in Leng's Jahrbuch. 6. Th. S. 599. 11) Die Einsle'sche Verfahrungsart in Herstellung des Elfenbeinpapieres ist folgende: In ein zwei Quart haltendes Gefäß wirft man ½ Pfund zerstücktes Pergament, füllt es dann fast ganz mit Wasser an und läßt dieses 4—5 Stunden kochen, wobei man das verdampfte Wasser durch frisches ersetzt. Ist dieses geschehen, so seihet man die flüssige Masse durch feine Leinwand und läßt sie erkalten, bis sie eine starke Gallerte Nr. 1 gibt. Aus dem Rückstande wird darauf ein Leim Nr. 2 gekocht, und mit diesem drei Bogen Zeichnenpapier, welche vorher mittels eines nassen Schwammes auf beiden Seiten angefeuchtet worden sind, zusammengeleimt. Das noch feuchte Papier wird darauf auf einer Tafel ausgebreitet und mit einer etwas kleineren Schiefertafel bedeckt, sodaß man den Rand des Papieres auf die Rückseite derselben kleben kann. Hierauf dreht man die Schiefertafel um und läßt das Papier langsam erkalten. Jetzt werden drei andere ebenfalls befeuchtete Bogen einzeln auf die drei erstern geleimt, wobei man durch Streichen alle Luftblasen entfernt. Den über die Schiefertafel hinausragenden Rand der letzten drei Bogen schneidet man ab. Ist dies geschehen, so wird das Papier mittels eines in grobes Packpapier gehüllten Schieferstückes so lange gerieben, bis die Oberfläche ganz weich wird, worauf man auf dieselbe noch einen Bogen vollkommenes Zeichnenpapier aufleimt, dessen Rand ebenfalls abgeschnitten und dessen Oberfläche, sobald sie trocken ist, mit feinem Glaspapiere abgerieben wird, wodurch sie gleichfalls eine große Weiche erhält. Jetzt läßt man ½ Pinte der Gallerte Nr. 1 bei einem mäßigen Feuer zergehen, vermischt sie auf das Innigste mit drei Eßlöffeln ganz feinen Gypses, legt dann das Papier in diese Masse und verbreitet diese mittels eines nassen Schwammes gleichförmig über die Oberfläche desselben, welche man darauf langsam trocknen und wenn dieses geschehen ist, mit feinem Glaspapiere poliren läßt. Sobald dies vollbracht ist, mengt man unter einen Eßlöffel der Gallerte Nr. 1 ¾ Wasser, erhitzt diese Mischung langsam, läßt sie darauf erkalten, bis sie halbgallertartig wird, und verbreitet ein Drittel derselben mit einem nassen Schwamme über das Papier. Sobald der erste Überzug erkaltet ist, läßt man auf die angegebene Weise einen zweiten und dritten folgen, und endigt mit einer Hauptpolitur durch feines Glaspapier. Der Gyps gibt eine völlig weiße Oberfläche, die elfenbeinähnliche Farbe erhält man durch eine Mischung von 4 Theilen Zinkoxyd mit 3 Theilen Gyps. Eine zwischen beiden Farben die Mitte haltende Farbe gewährt kohlensaurer Barytniederschlag. Vergl. Transactions of the Soc. for Encour. 37. Bd.

deckt, und muß die Tinte deshalb säurenfrei und tuschähnlich sein, wie es bei der Schultinte auch wirklich der Fall ist [12]).

Als Ersatz der zerbrechlichen Schiefertafeln macht man besonders zum Gebrauche für Brieftaschen ein künstliches Schieferpapier. Auch pergamentähnlich überzogenes Papier hat man für gleichen Zweck.

Das Copierpapier, welches auch häufig von Zeichnern zum Durchzeichnen gebraucht wird, wurde von dem Engländer Cathercy durch Anwendung einer Mischung aus rectificirtem Terpentinöl, fein gestoßenem Bleizucker und canadischem Balsam sehr vervollkommnet; noch vollkommener liefert es aber David Kiser zu Boston. Sein Papier ist so durchsichtig wie Milchglas und kann zu Lampencylindern, sogar zur Bedeckung von Kupferstichen, benutzt werden. Für ein zum Durchzeichnen sehr brauchbares Papier erhielt 1828 Andreas Molina in Mailand ein zweijähriges Patent.

Ein Papier, von welchem die Schrift gar nicht oder doch wol nur sehr schwer wegzubringen ist, erfand 1817 Gabriel Figere in England. Er tränkt zu diesem Behufe die Papiermasse oder das schon fertige Papier mit einer Auflösung von blausaurem Kali.

Wasserdichtes Papier, welches in vielen Fällen die Wachsleinwand ersetzt, wird in Augsburg in der Fabrik von Rebinger gemacht.

Unter dem Namen Rauchpapier kündigte 1821 Krieg in Nürnberg ein von ihm erfundenes Fabricat an, welches als zuverlässiges Vertilgungsmittel der schädlichen Hausinsekten gelobt wurde. Das Papier sieht schwärzlich aus und ist wahrscheinlich mit einem Quecksilberpräparat gesättigt.

Von ähnlicher Art ist das sogenannte Fliegenpapier, wobei Arsenik angewandt wird, weshalb beide Sorten an den Orten, wo überhaupt der Verkauf nicht schon verboten ist, wol nur mit großer Vorsicht anzuwenden sein dürften [13]).

Ein Papier zum Schwarzfärben rother Haare gab Thenard an. Es werden dazu 1 Th. Bleiglätte, $\frac{1}{2}$ Th. ungelöschter Kalk und 1 Th. Kreide fein gepulvert, innigst gemengt und mit Wasser zu einem steifen Brei gerührt. Mit diesem Brei bestreicht man sehr dünn das zum Wickeln der Haare bestimmte Papier, und vier Stunden, nachdem man die Haare damit gewickelt hat, sind sie schwarz.

Das Rost- oder Polirpapier, zum Putzen des Eisens und Stahls, wird theils mit Bimsstein und Schmirgel, theils auch mit Glas- und Feuersteinstaub in Verbindung von Leinölfirniß überzogen.

Das Papier zum Verpacken von Eisenwaaren darf nicht mit Alaunzusatz geleimt werden. Aus alten getheerten Schiffstauen macht man das beste.

Unverbrennliches Papier läßt sich mit essigsaurem Natron bereiten, welches sich leicht aus Bleiglätte, Essig und Kochsalz darstellen läßt [14]).

Seit einigen Jahren bedient man sich des sogenannten papier-linge nicht allein als Tischzeug, sondern auch Vorhänge, Draperien, Halskragen, Damenhüte werden aus diesem Papier gemacht. Die damastähnliche Zeichnung gibt man ihm wahrscheinlich durch gravirte Walzenpressung. — Es kann sich der Gebrauch dieses Ersatzmittels der Leinen- und Baumwollengewebe aber wol nicht auf die Dauer durch Wohlfeilheit empfehlen, man müßte denn die Kunst, diese Fabricate wie das Kirchhoff'sche Schulpapier zu waschen, dabei anwenden lernen.

Die vergoldeten, versilberten, auch mit andern Metallsubstanzen überzogenen Papiere machen nebst den gefärbten Papieren eine zahlreiche Classe aus, wozu auch das satinirte Papier gehört, sobald man darunter nicht die blos durch Walzendruck zwischen Preßspähnen oft mit Hilfe einer heißen Pressung geglätteten und nur fälschlich sogenannten Briefpapiersorten, sondern das mit Talkerde (Federweiß) überzogene und glatt gebürstete Papier versteht.

Es würde zu weit führen, wenn alle Sorten hier aufgeführt und beschrieben werden sollten. Wir bemerken nur, daß man echte und unechte Gold- und Silberpapiere hat, wovon die ersten auf einem rothen und weißen Grunde mit echtem Gold und Silber, die anderen aber mit geschlagenem Metall verschiedener Composition entweder belegt oder nur mit einer Auflösung davon angestrichen sind.

Ein Papier neuer Art ist auch das **Moiré-métallique**. Der Erfinder, Ferd. Friedr. Zoller, wurde 1824 in Östreich auf dessen Anfertigung patentirt, welche in dem Verfahren besteht, mit moirirter und gefirnißter Zinnfolie das Papier zu bedecken [15]).

Die gefärbten Papiere werden auf fünffach verschie-

12) Am 4. Nov. 1824 erhielt der Lehrer im k. k. Civilmädchen[illegible] zu Wien, Ant. Ferd. Drexler, ein späterhin von ihm [illegible] Patent auf ein sogenanntes Schulpapier, [illegible] dem Linien- und Mappenpapiere, besteht, [illegible] Linien das Schreiben erleichtert [illegible] der Buchstaben in teutscher und lateinischer [illegible], sowie auch die Anfertigung [illegible]. Man vgl. Prechtl's Jahrb. [illegible] Conservationspa[illegible], erfand der Prof. [illegible] Terpentinöl und [illegible] von Kees Dar[illegible] Papier, welches [illegible] Wolfsmilch be[illegible] Francs der [illegible]

14) Die erste Erfindung eines unverbrennlichen Papieres machte 1740 ein Ungenannter. Man findet die Bereitung desselben angegeben im Universallexikon. 16. Th. S. 643. Ein gleichfalls weder Feuer fangendes noch verbrennbares Papier erzeugte 1778 der paduanische Prof. Graf Carburi, und der Senat von Venedig ließ deshalb eine Schaumünze schlagen. Im J. 1786 erfand der Kanzleirath Christin zu Bergen in Norwegen ein weder durch Feuer noch durch Wasser auflösbares Papier. Viele Versuche, das Schreibpapier unverbrennlich zu machen, stellte der Italiener Brugnatello an. Hierher gehört auch Delisle's unverbrennliches Patronenpapier, sowie Taxe's künstlicher Schiefer oder unverbrennliches Papier. Man kann die Platten dieses letztern, ohne daß sie die geringste Veränderung erleiden, vier Monate lang dem Wasser und fünf Minuten lang dem stärksten Feuer aussetzen. Das beste Papier erhielt er durch folgende Verhältnisse: 1 Th. Papierzeuch, $\frac{1}{2}$ Th. Leim, 3 Th. weiße Thonerde, 1 Th. Kalk, $1\frac{1}{4}$ Th. Leinöl. Vgl. *Gill*, Technical Repos. 1828. Nr. 12. Leng's Jahrbuch. 2. Th. S. 557.

15) Es dient vorzüglich zu ganz feinen Papparbeiten, kann jedoch auch

dene Weise verfertigt: 1) durch Anstreichen, 2) durch bloßes Durchziehen durch eine Farbenbrühe, 3) durch Bespritzen oder Sprengen, 4) durch Auflegen auf schwimmende Pigmente, 5) durch Aufdrücken von Formen. — Von den in der Masse gefärbten Papieren wird beim Art. Papierfabrication die Rede sein.

Die gefärbten Papiere werden ungeglättet, geglättet, satinirt und gepreßt oder geprägt benutzt, auch nicht immer in einzelnen, sondern häufig in zusammengeklebten Bogen von 18 bis 20 Ellen Länge als Tapeten verkauft.

Die vorzüglichsten im Handel vorkommenden Sorten sind folgende: Glattfarbige Glanzpapiere, feines Titelpapier, Maroquinpapier, die Farben-, Taft- und Atlaspapiere, Irispapier, Holzpapier (der Holzmaser ähnlich gefärbt), Spritzmarmor, englische und türkische Marmorpapiere, ordinaire und feine Kattunpapiere, satinirte Papiere.

Unter den gepreßten Papieren nehmen die Gold- und Silberborduren nebst Rosetten und andern Verzierungen den ersten Platz ein. Man hat sie auch in durchbrochenen, selbst in Spitzen ähnlichen Mustern. Sodann verdienen die Visitenkartenpapiere besonderer Erwähnung; auch guillochirte Papiere hat man in vielen Farben und Dessins.

Aus Papier oder auch nur Papiermasse werden ferner angefertigt: Papierblumen, Walzen, Kalander, architektonische Verzierungen, Masken, Puppenköpfe, Dosen, überhaupt Papiermaché-Arbeiten; ferner Pappen zum Dachdecken, welche theils mit Gyps, theils mit harzigen Bestandtheilen getränkt und gegen die Feuchtigkeit undurchdringlich gemacht wurden, sich aber noch nirgends als hinlänglich brauchbar bewährt haben, obgleich man besonders in Rußland kostspielige Versuche damit anstellte. Dort soll man auch mit einigem Erfolge versucht haben, Korkstöpsel aus Pappe zu machen. Die reine Gypspappe hat sich als Feuersicherungsmittel anwendbar gezeigt, wenn man Holzwerk ganz damit umgibt. (Vergl. d. Art. Pappe.)

Noch zu unendlich vielen andern Zwecken wird das Papier verwandt, welche alle zu bezeichnen unmöglich sein dürfte. Einer besondern Erwähnung bedarf aber wol noch das unter dem Namen Reispapier (rice paper) bekannte Papier, welches man zur Anfertigung künstlicher Blumen auch wol in den Ateliers der Maler und Zeichner benutzt. Es ist dasselbe keineswegs mittels besondern Verfahrens aus Reis bereitet, sondern wird aus dem Marke einer Pflanze gewonnen, welche in Ostindien bei Calcutta wächst, und den botanischen Namen Aeschynomene paludosa trägt. — Das Mark des Papyrus der Alten benutzt man jetzt zur Fabrication künstlicher Blumen ebenfalls. A. Denevers in Paris erhielt 1825 ein Patent auf dies Verfahren.

Papier. Geschichtliches darüber. Wenn wir wol mit Recht das Papier als den Wohnort des freigewordenen menschlichen Gedankens ansehen können, der edlere Theil unseres Ichs sich also stets in naher Beziehung zu diesem Fabricat befindet und befunden hat, so musste, indem der Geist doch eigentlich das schafft, wozu die Hände nur als Werkzeug dienen, es allerdings schon längst auffallend erscheinen, daß in einzelnen Ländern und Zeiten oft ein so mangelhaftes Product dieser Art sich dem Bedarf darbot. Läßt sich nun aber nicht in Abrede stellen, daß bei allen Gegenständen der menschlichen Kunst und Betriebsamkeit, die als solche einer fortschreitenden Entwickelung und Vervollkommnung fähig sind, ihr gegenwärtiger Zustand nur immer aus der Vergangenheit richtig erklärt werden kann, so dürfte ein Versuch, die jedesmaligen Einwirkungen zu ermitteln, welche den Zustand der Papierfabrication in den verschiedenen Ländern und Zeiten bedingten, wol allein im Stande sein, jene auffallende Erscheinung zu erklären, und deshalb in gewerblicher wol mehr noch, als in antiquarischer Beziehung von einigem Nutzen sein.

Bald nach seinem Entstehen empfand das Menschengeschlecht das Bedürfniß, wichtige, die Gesellschaft sowie den Einzelnen betreffende Begebenheiten für Andere zu bewahren. Anfangs dienten zu diesem Zwecke die einfachsten Denkmale; man warf einen Haufen Steine zusammen, errichtete eine Säule rc., und überließ der Tradition die Erklärung dieser Zeichen. Die Hieroglyphen und Schriftzeichen wurden sodann erfunden. Sie übernahmen das Geschäft der mündlichen Überlieferung, und nun bedurfte man der verbesserten Hilfsmittel, sich ihrer zu bedienen. Steinplatten, Metall- und Holztafeln, Elfenbein, Thierhäute, Baumrinde, Wachs, endlich Pflanzenblätter nahmen die geschriebenen Gedanken auf. Der wachsenden Geistescultur genügten diese Schreibmateriale jedoch noch nicht dauernd. Man sah sich nach bequemern um, und verfiel endlich auf die Benutzung eines Pflanzenstoffes, welchen die in Ägyptens, Syriens und Siciliens sumpfigen Gegenden und Flüssen wachsende Papyrusstaude (Papyrus antiquorum) darbot (s. d. Art. Papyrus).

(*A. L. Keferstein.*)

Älter vielleicht als das Papyruspapier, weil das Material dazu näher lag und allgemein zugänglicher war, oder wenigstens gleichzeitig mit ihm, war das sogenannte Baumbastpapier (ξυλοχάρτιον, charta corticea), welches aus der membrana ligni tenuiori, d. i. aus den abgelösten, zarten Häuten der innern von der äußern harten Rinde oder Borke bedeckten Oberfläche der dazu tauglichen Bäume (z. B. Linde, Birke, Buche) — Plinius (hist. nat. XIII, 11) sagt daher: libri arborum teneri haud secus quam chartae literarum notas capiunt. Vergl. *Colum.* IV, 29 — auf ähnliche Weise wie das ägyptische Papier durch Waschen, Schlagen, Trocknen, Planiren, Glätten und Leimen verfertigt wurde und dessen Vorhandensein überhaupt von Maffei [16]), Brissot und Chifflet bestritten worden ist, indem sie sich theils auf den Eustathius, bei welchem es ad Odyss. 21, wo er von den ξυλοχαρτίοις redet, so heißt: *ἐγένοντο γάρ, φασίν, ἀπὸ βύβλων αἰγυπτίων*, theils aber auch darauf beriefen, daß zwischen dem Papyrus- und Baumbastpa-

zu Tapeten verwendet werden. Vergl. Prechtl Jahrbücher. 8. Bd. S. 404. 405.

16) Nach Maffei bediente man sich des Baumbastpapieres blos zu Kleinigkeiten, als zu Notizenblättern, welche man auf beiden Seiten beschrieb.

piere kein nennenswerther Unterschied zu finden sei, welches letztere Montfaucon [17]) gewissermaßen selbst zugesteht. Allein abgesehen davon, daß Eustathius in der angeführten Stelle nicht seine, sondern die Meinung Anderer anführt, und daß selbst das Wort liber (Bast, Buch) für diese Papierart spricht, finden sich zwischen beiden Papierarten doch auch wesentliche Verschiedenheiten. Diese bestehen namentlich in folgenden Stücken: a) das Papyruspapier hatte niemals mehr als zwei Lagen, das Baumbastpapier hatte deren wenigstens drei, daher war b) das Baumbastpapier stärker, dicker und zerbrechlicher als das ägyptische, weshalb sich die Häute leichter von einander ablösten. Namentlich war dies häufig mit den obern Häutchen, welche die Schrift trugen, der Fall, sodaß dadurch die Manuscripte entweder ganz verloren gingen, oder wenigstens sehr lückenhaft wurden. Das Erstere fand statt bei einem Baumbastmanuscripte, welches sich ehemals in der Abtei St. Germain befand, indem sich hier die ganze obere Lage mit der Schrift abgelöst hatte, das zweite bei einem andern fast zwei Ellen langen und eine Elle breiten Manuscripte der Kirche zu Gironne, welches die Bullen der Gegenpäpste Romanus und Formosus aus den Jahren 891—95 enthielt [18]). Nach Petrus Venerabilis gebrauchte man das Baumbastpapier, welches überhaupt, da alle Manuscripte dieser Art in lateinischer Sprache geschrieben sind, im Abendlande gebräuchlicher als im Morgenlande gewesen zu sein scheint, in Frankreich noch im 12. Jahrh., wo man mehr dergleichen Manuscripte vermuthet, die vielleicht jetzt, insofern sie die Revolution überlebt haben, die jetzige Zeit an das Licht bringen dürfte, da man angefangen hat, in Frankreich die Privatbibliotheken mehr zu beachten [19]). (*Fischer.*)

Das ägyptische Papier sowol als das Baumbastpapier entbehrte noch manche Vorzüge des unsrigen. Es mangelte ihm Festigkeit, Weiße, Größe und Dauer. Auch war es mühsam anzufertigen, und theilte daher schon seit Anfange des 6. Jahrh. mit dem vervollkommneten Pergament seine Anwendbarkeit besonders für archivarische Zwecke. Der Verbrauch des Letztern wuchs auf Kosten des ägyptischen Papierbedarfs bis in die Mitte des 9. Jahrh.; da aber führte der Handel von Asien herüber eine neue Papierart in Europa ein, welche, nachdem sie das ägyptische Papier gänzlich verdrängt hatte, allmälig vervollkommnet, unser jetziges Papier entstehen ließ. Es war dies das Baumwollenpapier, aus roher Baumwollenfaser, vielleicht mit Hilfe einer Handstampfe gefertigt.

Welcher der asiatischen Völkerschaften das eigentliche Verdienst dieser einflußreichen Erfindung beizumessen ist, dürfte schwer zu ermitteln sein. China und Japan kannten und benutzten sie sehr lange schon [20]), aber nur so viel wissen wir mit einiger Sicherheit, daß um das Jahr 704 die Araber [21]) die Kunst, ein solches Papier zu bereiten, von ihren östlich wohnenden Nachbarn, namentlich bei ihren Eroberungen in der Buckharei, zu Samarkand [22]), kennen lernten.

Geraume Zeit versorgten sie nun die europäischen Märkte mit dieser Waare, bis im 11. Jahrh. die Mauren diese Papiermacherkunst nach Spanien und vielleicht gleichzeitig auch über Sicilien nach Italien verpflanzten [23]).

---

17) Vergl. *Montfaucon*, Palaeogr. Lib. I. c. 2. p. 15. 18) Eine eigene Schrift über dieses Manuscript hat man vom Abbé Hiraut de Belmont. Vergl. den berliner genealogischen Kalender vom Jahre 1788, in der Abhandlung vom Papier. 19) Ein nach Montfaucon (Palaeogr. I. c. 2. p. 15), Mabillon (de re diplom. lib. I. c. 8) und Schwarz (de ornamentis librorum veterum et varia rei librariae veterum supellectile dissertationum antiquariarum hexas et sic porro, Diss. IV. p. 142) unbestritten baumbastpapiernes Manuscript befindet sich auf der k. k. Bibliothek zu Wien.

20) Da China sein Baumwollenpapier, welches aber von der gröbsten Art ist und nicht zum Schreiben, sondern nur zum Verpacken taugt, hauptsächlich aus Japan, wo man selbst Kleider daraus macht, und aus Korea, dessen König es als Tribut liefern muß (vergl. Neue allgemeine geographische Ephemeriden. 3. B. S. 36), erhält, wogegen diese Länder ihr Schreibpapier aus China beziehen, so wird es fast unwahrscheinlich, daß man die Erfindung desjenigen Baumwollenpapieres, welches wir durch die Araber kennen gelernt haben, hier zu suchen haben sollten. 21) Nach Casiri (in Biblioth. Arab. Hisp. T. II. p. 9) schrieben die Araber die Erfindung des Baumwollenpapieres einem gewissen Joseph Amru oder Amra zu, welcher dieselbe 706 gemacht haben soll. Vgl. auch Wehrs vom Papier ꝛc. 1. Th. S. 119 fg. 22) Hierfür spricht eine Stelle bei Casiri (l. c. p. 208), welche er einem im Escurial unter Nr. DCCVI. befindlichen Manuscripte, — es enthält ein im J. 1482 von Ezzedin Abdelaziz Ebn Abilcassem Babasri aus andern arabischen Schriftstellern zusammengetragenes Florilegium oder opus de politico regimine — entnommen hat, und die nach seiner Übersetzung so lautet: In urbe Samarcanda praecellit chartae nitidissimae usus, quae tantum ibi et in Sinis reperitur, unde Arabes Mahometani, ea in ditionem suam redacta, conficiendae chartae artificium acceperunt. Dieser Stelle fügt er in Beziehung auf den Casuindus, Abulfeda und andere noch Folgendes hinzu: Samarcandam cunctas inter Asiae urbes magnitudine atque amoenissimo prospectu fuisse et celebratissimam, sed non minus quoque illustrem pernitidae chartae fabrica, quam Arabes deinde tum in suam regionem, tum in Africam transtulerunt, postquam Catibah Mosleme anno Egire 85 i. e. Christi 704 Samarcandam expugnasset. Sind nun die Seres, von welchen Plinius (H. N. VI. c. 20) sagt: Seres lanicio sylvarum nobiles, nicht in China, sondern, wie es höchst wahrscheinlich ist, in der heutigen Buckharei zu suchen, was verhindert dann die Annahme, die Buckharei bei ihrem Reichthume an Baumwolle geradezu für das Land zu halten, welchem das Baumwollenpapier entweder seinen Ursprung überhaupt, oder doch wenigstens diejenige Verfeinerung verdankt, durch welche es zum Schreibmaterial taugt. Du Halde (in seiner Description de la Chine. P. II. p. 288. 291) sagt, daß das Baumwollenpapier 177 Jahre v. Chr. Geb. in Samarkand erfunden sei, nach von Murr lernte man es aber erst 648—650 n. Chr. Geb. in dieser Stadt von den Chinesen verfertigen. Zu den Persern kam es 652 n. Chr. Geb. (Vergl. Dell' origine, de progressi e dello stato attuale d'ogni letteratura. Dell Abb. *Don. Giovan. Andres*. T. I. 10. *Casiri* l. c. T. II. p. 188). Was nun die dem Amru zugeschriebene Erfindung betrifft, so ließe sich annehmen, daß die Araber bei Samarkands Eroberung wol das Papier, nicht aber die Bereitung desselben kennen lernten, und daß diese erst zwei Jahre nachher von dem Amru entweder selbständig erfunden oder doch wenigstens bekannt gemacht wurde. Vergl. Meerman's kleines Werk: De chartae nostratis seu lineae origine und *Gerardi Meerman* et doctorum virorum ad eum epistolas atque observationes de chartae vulgaris seu lineae origine, welche Jac. von Vaassen 1767 herausgegeben hat. 23) Wie die Araber durch den Krieg, so lernten die Griechen das Baumwollenpapier wahrscheinlich nicht viel später als jene durch ihre Handelsverbindung mit dem Osten Asiens kennen, und durch diese beiden

Das um diese Zeit gefertigte Baumwollenpapier war noch sehr unvollkommen bereitet. Man bemerkt darin noch keine Streifen einer Drahtform. — Die Masse war schlecht zerkleinert, und daher ungleich, dick, gelb und rauh, wurde jedoch oft geglättet und so dem Pergament ähnlicher [23]).

An dem Papier aus dem 12. Jahrh. bemerkt man schon eine namhafte Vervollkommnung; man erkannte den Gebrauch der Drahtform beim Schöpfen an der egaleren Stärke und Glätte der Bogen; der Gebrauch des bessern Fabricats nahm daher sehr zu.

Zu Anfange des 13. Jahrh. aber wurde das Baumwollenpapier schon zu Urkunden und Documenten benutzt, und zwar so häufig, daß Kaiser Friedrich II. im J. 1221 den Gebrauch desselben zu allen öffentlichen Instrumenten untersagte, weil seine Dauer der des Pergaments nicht gleich zu achten sei.

Durch diesen häufigen Verbrauch des Papiers mußten die Verfertiger desselben natürlich ermuntert werden, mancherlei Versuche mit den zu seiner Bereitung geeignet scheinenden Stoffen anzustellen; und zu nahe liegt der Gedanke, daß ein mürbes, abgetragenes Baumwollengewebe sich ebenso gut wie die rohe Baumwollenfaser zur Zerkleinerung und Umarbeitung eigne, als daß man den damaligen Papiermachern nicht die baldige Anwendung der Baumwollenlumpen, als wohlfeilen Ersatzmittels für die theure Baumwolle, zutrauen sollte [25]).

Bediente man sich nun aber erst einmal der verbrauchten Kleidungsstücke zur Papierbereitung, so verwandte man für diesen Zweck gewiß auch bald alle die abgetragenen Stoffe, welche eine weiße Faser und den mangelhaften Maschinen einen nicht zu großen Widerstand bei der Zerkleinerung darboten. Es ist daher wohl anzunehmen, daß man mürbe Leinwand recht bald den Baumwollenlumpen beimischte, in dem Verhältnisse, wie solche der Landesverbrauch lieferte. Erst später aber bei mehr gesteigerten Ansprüchen an die Papiermacherkunst erkannte man, daß ein aus reinen Leinenfasern gemachtes Papier dem Pergamente am ähnlichsten sei, und nachdem man nun die Maschinen so weit verbessert, daß sie die härtern Leinenfasern mit Leichtigkeit zermalmten, erst da benutzte man die abgetragene Leinwand ausschließlich zu Papier.

Völker wurde es so lange über die des Papiers bedürftigen Länder Europa's verbreitet, bis diese sich selbst ihren Bedarf erzeugen lernten. Die Araber verfertigten schon früh zu Septa, Sabda, Sebda, Septa — der Name soll aus den Worten septem fratres entstanden sein — oder dem heutigen Ceuta in Afrika Papier und versorgten von da aus lange Zeit das benachbarte Spanien. Die Griechen führten es nicht nur den Russen, bei denen noch heute das Papier Pymara. d. i. Baumwolle, genannt wird, sondern auch über Venedig dem Westen und Nordwesten Europa's zu, obgleich auch hier arabischer Einfluß nicht zu leugnen ist, da dies Volk bereits 652 nach Sicilien, 710 nach Spanien und 842 nach Italien kam. Daß den Griechen das Baumwollenpapier schon im 9. Jahrh. bekannt war, erhellt aus des Mönchs oder Presbyters Theophilus oder Tutilo, welcher nach der wahrscheinlichsten Annahme ein Teutscher war und zu St. Gallen lebte, Werke: De omniscientia artis pingendi — Lessing hat das ganze Werk nach einer wolfenbüttler Handschrift dem 6. Bande seiner Beiträge zur Geschichte und Literatur einverleibt, und gleichzeitig geschah dies von R. E. Raspe nach einem cambridger Manuscripte in dem Critical Essay on Oil-Painting —, indem es bei ihm im 21. Cap. de auri petula unter dem Namen Parmacena greca vorkommt, und da er hinzusetzt: quo fit ex lana ligni, so liegt darin der Beweis, daß es damals noch nicht aus Lumpen verfertigt wurde. Gleichwol kommt in Griechenland selbst keine Erwähnung eines Manuscripts auf Baumwollenpapier vor der Zeit der Kaiserin Irene vor. In ihrer am Schlusse des 11. und Anfange des 12. Jahrhunderts für die Nonnen zu Constantinopel aufgesetzten Regel sagt sie nämlich, daß sie drei Exemplare und zwar zwei auf Pergament, eins aber auf Kattunpapier ausfertigen lasse. Vergl. *Muratori*, Analecta graeca. p. 278.

24) Bekanntlich lieben die orientalischen Völker die Glätte am Papiere so sehr, daß sie (vergl. Lüdecke's Beschreibung des türkischen Reichs) die ihnen von den Franzosen und Venetianern zugeführten Papiere, wozu namentlich bei den erstern, welche im J. 1775 allein nach Aleppo 33 Kisten und 119 Ballen papier au raisin verführten, die Sorten aux trois Croissans, façon de Venise, trois lunes, Croisette, Couronne, Cartier und à la Cloche gehören, vor dem Gebrauche noch einer besonderen Glättung unterwerfen. Die gelbe Farbe, sowie die Glätte sind aber charakteristische Merkmale des ältesten Baumwollenpapieres; durch diese wurde es dem Pergament ähnlich und daher rührt auch die Benennung griechisches Pergament. Mit dieser Benennung stimmt eine andere überein, welche sich bei alten spanischen Schriftstellern findet. Sie nennen es papel bruñido, und Majansius erklärt sich in seinem an Meerman gerichteten Briefe hierüber folgendermaßen: Dubitare videris — quid significet charta bruñida? Nimirum idem ac polita et nitida. Quam polituram nitoremque accipere poterat, ut nunc vel a buxo laevigata vel a vitro vel ab alicujus animalis dente collumellari, eam confricante, vel forte malleo contundebatur. Andere Namen, unter welchen das Baumwollenpapier im Mittelalter vorkommt, sind Charta Gossypina, Xylina, Bombycina, Cottonea. Cuttunea, Serica und Damascena, welche man ihm theils in Beziehung auf die Baumwolle liefernden Pflanzen, theils rücksichtlich des Orts beilegte, wo es vorzüglich gut verfertigt wurde. Man vergl. Breitkopf's Versuch, den Ursprung der Spielkarten ꝛc. zu erforschen. S. 46—49. Note D.

25) Der Gebrauch der baumwollenen Lumpen zur Papierverfertigung muß wenigstens, wenn man auch nicht wohl mit Montfaucon annehmen kann, daß die Gallier schon im 9. Jahrh. aus solchen Lumpen ein das Papyruspapier an Weiße übertreffendes Papier verfertigt hätten, wenigstens in das 12. Jahrhundert gesetzt werden, da Petrus Mauritius Venerabilis, — er starb 1157 als Abt zu Clugny, — in seinem 1120 geschriebenen tractatus contra Judaeos (*Du Chesne*, Bibl. Cluniac. p. 1069—1070) cap. 5. des ex rasuris veterum pannorum verfertigten Papieres gedenkt. In dieser Anwendung der Baumwollenlumpen, wodurch das Papier wenigstens in Spanien eine nicht zu seinem Vortheil gereichende Veränderung erlitten zu haben scheint, lag auch wol der Grund, daß der spanische König Alphons IV. in seinen 1263 erlassenen und von Joseph Berni (P. III. T. 18. l. 5) 1758 zu Valencia herausgegebenen Gesetzen das Papier Tuchpergament nennt. Die hierher gehörige Stelle, welche von den Schriften handelt, denen ein Wachssiegel angehängt werden dürfe, und zu denen nach der ältern Diplomatik, die überhaupt nicht wie die jetzige blos auf die nächste, sondern auch auf die spätest zukünftige Zeit bedacht war, nur die Pergament- und Baumwollenpapierurkunden gehörten, — auf Linnenpapierurkunden wurde bis in das 14. Jahrh. nur gesiegelt — heißt: De cera deven ser otras cartas selladas con sello colgado. E estas son de muchas maneras, que las unas facen en pergamino de cuero et las otras en *pergamino* de paño. Majansius sucht zwar auch hier (ad *Meerm.* epist. p. 63) zu beweisen, daß dieses Tuchpergament nichts anderes als Linnenpapier sei, allein da seine Beweise alle aus einer weit spätern Zeit, namentlich aus dem 1492 erschienenen Vocabularium Hispano-Latinum des Antonius Nebrissensis hergenommen sind, auch alle von ihm eingesendeten Papierproben sich als Baumwollenpapier ausgewiesen haben, so ist auf seine Meinung nicht viel zu geben.

Der Zeitpunkt, wann dieses zuerst geschehen, dürfe wol ebenso wenig genau mehr zu erforschen sein, als der Anfang der Papierverfertigung in Teutschland überhaupt. Mit Gewißheit weiß man nur, daß auch wir Teutschen sehr früh den Gebrauch des Papiers kennen lernten. Indessen für die Annahme, daß wir schon vor dem 14. Jahrh. nicht allein Papier wirklich machten, sondern es auch auf andere und bequemere Weise darstellten, als die Südeuropäer, findet sich mancher gültige Beleg, wie sich bald zeigen wird. (*Keferstein.*)

Die Frage nämlich, wenn das Linnenpapier erfunden sei, wodurch zugleich die Erforschung der Geschichte des Baumwollenpapiers einer nähern Prüfung unterworfen ward, wurde, nachdem sie bereits von Muratori, Montfaucon, Mabillon, Du Halde, Harduin, Nigrisolli, Calmet und Andern [26]) gelegentlich berührt worden war, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und den darauf folgenden Jahren mehrfach angeregt, und es geschah dies namentlich durch den Prof. Hering in Stettin [27]), durch den Kanzler Ludwig in Halle [28]), durch die königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen [29]) und den rotterdamer Syndicus Gerhard van Meerman [30]), von welchen letztern beiden deshalb selbst nicht unbedeutende Prämien ausgesetzt wurden. Zum sichersten Resultate glaubte man durch Zuratheziehung der Manuscripte und Urkunden zu gelangen und die ältesten derselben auf Baumwollenpapier waren in Spanien: 1) ein Manuscript vom Jahre 1079, welches die Auffindung des Leichnams des heil. Eucuphat erzählt, aber sehr Hinsichts seines Alters in Zweifel gezogen wird, da die Schrift für die angegebene Zeit zu neu erscheint [31]); 2) ein im Kloster zu Silos befindliches und mit gothischen Buchstaben geschriebenes lateinisches Vocabularium, welches, da der Gebrauch dieser Buchstaben 1129 auf dem Concilio zu Leon verboten wurde, dem Jahre 1090 angehören dürfte [32]); 3) ein im königl. Archive zu Barcellona befindlicher Vertrag zwischen dem aragonischen König Ildefons II. und dem castilischen Könige Alphons IX. vom Jahre 1178. Er ist auf Charta communi geschrieben, welche Majansius für Linnenpapier halten möchte. Da jedoch in der damaligen Zeit sich von diesem keine anderweitige Spur findet, selbst die Vermischung der Baumwolle mit dem Lein kaum stattfand, so ist die charta communis wol nichts anderes als das in jener Periode allgemein gebräuchliche Baumwollenpapier [33]); 4) die Regesta Expugnationis Regni Valentiae vom Jahre 1237. Sie beginnen mit den Zeiten Jacob's des Eroberers und sind durch seine Nachfolger fortgesetzt worden [34]); 5) die Fori oder Gesetze des Königreichs Valencia vom Jahre 1238, durch welche unter andern die maurischen Papiermacher mit einer Steuer belegt werden [35]); 6) ein auf der Kirchenbibliothek zu Toledo befindliches Manuscript mit dem Titel: Claudio Ptolomeo quadripartido Centiloquio. Das letzte Blatt desselben enthält die Jahrzahlen 1262, 1264, 1265, denen auch die Schrift entspricht [36]); 7) ein im Escurial, wo sich in drei Sälen mehr als 18,000 Bücher und über 3000 arabische Manuscripte — das Lesen derselben war früher-

---

26) Vergl. *Fabricii* Bibliogr. antiquar. p. 957. Galleria di Minerva. T. III. p. 149—260. 27) *Joh. Sam. Heringii* Cogitationes, quo primum tempore hodierna Charta, quae ex fragmentis lineis conficitur, inventa fuerit, et quamdiu ea in Pomerania fuerit usitata? editae Stettini cis Oderam 1736. Pommersches Magazin. 2. Th. 1. Samml. S. 2—7. 28) Halle'sche Anz. 1736. Nr. 7. Jahr 1744. 2. Th. Nr. 55. 29) Göttingische gel. Anz. Jahr 1755. Nr. 142—148. Jahr 1756. Nr. 7 u. 28. Jahr 1763. S. 405. 30) Im J. 1762 erschien Meerman's kleine Schrift de Chartae nostratis seu lineae origine. Den durch diese veranlaßten Briefwechsel gab, wie bereits erwähnt ist, Jac. van Vaassen unter dem Titel: Meermanni et doctorum virorum ad eundem epistolae atque observationes de chartae vulgaris seu lineae origine heraus. Meerman's Prämie betrug 25 Dukaten, der Werth der von der göttinger Gesellschaft ausgesetzten Medaille betrug ebenfalls 25 Dukaten. 31) *Meerm.* epist. p. 59. 32) *Meerm.* epist. p. 49. 50. 85. *Franc. de Berganza* Antiquid. de España. (Madr. 1721. T. II. l. VII. c. 7. §. 124) sagt: En el monasterio de Silos se conserva un Vocabulario todo latino — i entre hoja, i hoja de vitela, tiene otra de papel, aunque algo gruesso, mui bien batido: la letra es Gothica. Es wechseln also bei diesem Manuscripte, wie dies schon nach Mabillon (de re diplomat. lib. I. c. 8. p. 35) mit den Papyrusmanuscripten der Fall war, Pergament- und Papierblätter mit einander ab, eine Vermischung, die selbst noch im 15. Jahrh. bei gedruckten Büchern vorkommt. Als Ursache derselben haben einige, z. B. Gerken (s. d. Reisen. 1. Th. S. 100). Mangel an Papier, andere Mangel an Pergament angenommen. Das Richtigere scheint Mauregard gesehen zu haben. Er findet den Grund in der geringen Haltbarkeit, welche sowol dem Papyrus- als Baumwollenpapier eigen war, und sagt deshalb in seinem Extrait du mémoire sur la Manière dont les anciens se sont servis pour écrire (er befindet sich in La nature considerée sous ses différens Aspects, seconde Epoque nr. 18 et 19) not. 74: 1) Dans les premiers Volumes MSS. ou imprimés sur papier on prenoit la précaution de mettre alternativement une feuille de parchement et de papier, parceque cet papier étoit cassant par son épaisseur et étoit soutenû par le parchement. Ähnliche Codices finden sich auf der Capitelsbibliothek zu Metz nr. M. 3 vom J. 1382, in der Bibliotheca Lolliana Belunensi unter nr. XXX vom J. 1338, in der ulmer Bibliothek, und ein gedruckter die Decretalen Gregor's enthaltender Codex auf der Harley'schen Bibliothek.

33) Reg. Acad. Bon. Litter. urbis Barcinonis. T. I. c. 2. p. 355. *Meerm.* epist. p. 59 et 87. 34) *Meerm.* epist. p. 59. 35) *Meerm.* epist. p. 60 et 148—153. Quam usitata autem papyrus esset in hoc regno Valentiae declarant ejus leges sive Fori, in quibus frequens fit papyri mentio. Nam foro XVIII, rubrica 34 de leuda et hostalage, e altres drets reals, e de corredors lib. IX legitur, caxa de paper quatre sous, h. e. capsa papyri quatuor solidos. In foro 21 ejusdem rubricae 34. lib. IX, ubi agitur de hostalage (tributi specie) dicitur caxa de paper, dotse diners h. e. capsa papyri duodecim nummulos aereos. In eodem foro 21 rubrica 34 libri IX, pedaz de paper (castellane, ut puto, pliego de papel) no done alcun peatge h. e. non solvat aliquod pedagium. In privilegio 46 Jacobi I. d. a. 1251 legitur fol. 15. col. 1 carga de paper donet duos solidos h. e. onus papyri contribuat duos solidos. 36) *Meerm.* epist. 94, 146. Das erwähnte Blatt enthält folgende Rechnungen. Nota Conduxi domum Domini Praepositi ::::: anno Domini MCCLXII èt fuit hoc ::: secundi anni in mense Januarii XI die exseunte Januario. Et fuit terminus annorum X et debeo sibi vel suo Procuratori solidos XXXV pro pensione. Item solvi Domino Praeposito pro pensione domus anno Domini MCCLXIV solidos XX die VI intrante Madio, et fuit iste annus secundus post conductionem. Item anno Domini MCCLXV solvi Dom. Praep. pro pens. domus d. V intrante Madio solidos XX.

hin verboten — befinden sollen, aufbewahrter hebräischer Codex, auf papel brunnido (s. Note 24. S. 85) geschrieben, welcher mehre Abhandlungen, unter andern eine des Rabbi Moses Ben Jacob Mikotzi de praeceptis negativis enthält vom Jahre 1267 [37]); 8) ein im Archive zu Barcellona befindliches Registr. Donationum Valentiae, welche mit dem Jahre 1238 anfangen [38]); 9) ein Fragment aus einem alten Registerbuche in der Kanzlei des aragonischen Königs Alphons IV., welches wahrscheinlich vor das Jahr 1276 zu setzen ist [39]); 10) ein Manuscript in der Kirchenbibliothek zu Toledo, welches unter dem Titel Cuenta y gasto del Rey Don Sancho, Briefe und Verordnungen des castilischen Königs Sanctius, vom Jahre 1294 an enthält [40]); 11) eine Documentenreihe aus den Jahren 1298—1340, ehemals in der Bibliothek des Spaniers Velasco befindlich [41]); 12) mehre Blätter aus dem erwähnten Registerbuche mit den Jahrzahlen 1300—1332, sowie ein Zettel von Vertheilungen zum Besten der Kirchensänger von 1339. Auf letzterem stand: Esta es la presencia que me de (ven) XVII dias, de marcio era de XCVII, welches, — die Rechnung nach der Ära wurde 1397 abgeschafft — das Jahr 1339 ist [42]). Wir bemerken hier nur noch kurz, daß außer dem Majansius auch die übrigen spanischen Gelehrten, Franc. Perez zu Toledo, Fern. Velasco zu Madrid und Finistrier sehr geneigt waren, das Papier sämmtlicher genannten Manuscripte für Linnenpapier zu erklären, und daß sich wirklich einige Manuscripte aus dem 13. Jahrh. fanden, die auf solches Papier geschrieben waren; allein mit Recht haben Meerman und Murrey eingewendet, daß die Jahrzahl allein nichts für das Alter eines Manuscripts beweise, da spätere Abschreiber dieselbe oft beizubehalten pflegten [43]), ohne die ihrige beizusetzen, und bewiesen, daß alle ihnen zugesendete Proben spanischer Manuscripte entweder aus reinem Baumwollenpapiere bestanden oder höchstens einen Zusatz von Linnen vermuthen ließen. Mit Recht können wir daher die Alleinherrschaft des Baumwollenpapiers in Spanien bis zum Jahre 1340 annehmen, obgleich es noch viel länger im Gebrauche blieb. B. England. Weit ärmer als Spanien, auf dessen christliche Bewohner die Wissenschaft und Kunst liebenden Mauren einen wohlthätigen Einfluß hatten, ist an baumwollenen Manuscripten England mit Schottland und Irland, obgleich hier wol noch mancher Schatz im Verborgenen liegen mag. Ein sehr altes Manuscript vom Jahre 1049 befindet sich auf der Bodley'schen Bibliothek [44]) und nach Andreas Ducarell [45]) sollen sich viele zwischen den Jahren 1282—1347 auf Linnenpapier geschriebene Codices vorfinden, wozu nach Prideaux die im J. 1320 geschriebene Registratur einiger Acten des Priors zu Ely, Joh. Crandens, sowie das in der Bibliothek zu Canterbury aufbewahrte Inventarium des 1340 gestorbenen Priors an der Christkirche, Heinrich, gerechnet werden müssen [46]); allein da Ducarell selbst sagt, daß sich in England Niemand finde, der es verstände, linnenes und Baumwollenpapier gehörig zu unterscheiden, auch die in griechischer und lateinischer Sprache geschriebenen Carmina aurea Salomonis Regis [47]), welche dem 14. Jahrh. angehören, bestimmt auf Baumwollenpapier geschrieben sind, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch die übrigen Manuscripte bis zum Jahre 1340 noch dergleichen Material haben werden. Über Schottland mangeln alle Nachrichten, da selbst Thomas Ruddimann in seiner Vorrede zu Anderson's Diplomatario diesen Gegenstand ganz übergeht, und von dem ganz vernachlässigten Irland kann nicht die Rede sein. C. Frankreich. Hier, wo sich namentlich Montfaucon, Mabillon und Andere große Verdienste um die Paläographie überhaupt, wie auch um die Unterscheidung der verschiedenen Papierarten insbesondere erworben haben, befindet sich das älteste baumwollenpapierne Manuscript vom Jahre 1050 unter Nr. 2889 auf der königl. Bibliothek zu Paris; doch glaubt sich Montfaucon berechtigt, einige der vielen jahrzahllosen Manuscripte (unter Nr. 2436 auf der genannten Bibliothek befindlich) durch Vergleichung der Schriftzüge in das 10. Jahrh. versetzen zu dürfen. Auch in Frankreich erhielt sich das Baumwollenpapier bis in das Jahr 1340 und darüber hinaus [48]). D. In Italien und Sicilien, in welchem letztern Lande die erste Papiermacherfamilie aller europäischen Länder von Rochus Pirrus in seiner Sicilia sacra lib. IV, p. 92 mit den Worten erwähnt wird, Carta Cuttunea, quam fecerat Simon frater et mater ejus [49]), dürfte wol der Gebrauch des Baumwollenpapiers mit Ausnahme Griechenlands am frühesten aufgekommen sein (vergl. Note 23). Vom 9. Jahrh. steht dies fest, namentlich durch die Bullen, welche die Päpste Sergius II., Agapetus II., Johannes XIII. in den Jahren 844, 847, 968 an das im erstgenannten Jahre vom Sachsenherzoge Ludolf errichtete Kloster Gandersheim erließen, indem Mabillon's Behauptung (de re diplom. p. 38), daß man unter dem papyro, welches in diesen Bullen erwähnt wird, das ägyptische Papyruspapier zu verstehen habe, sich dadurch erledigt, daß nicht nur das von Kaiser Heinrich II. durch seinen Kanzler Arel Peranza im J. 1007

37) *Meerm.* epist. p. 142. 146. 38) Diese Donationen finden sich in *Eman. Maria Ribera*, Centuria prima Regii et militaris instituti inclytae Religionis Dominae nostrae de Mercede Redemtionis Captivorum Christianorum. p. 166. 39) *Meerm.* epist. p. 78. 83. 40) *Meerm.* epist. p. 96 et 137. Nach Perez Übersetzung enthält dieses ganz in spanischer Sprache geschriebene Manuscript: Sanctii IV Castellae Regis litterae ad Regios per Dioecesin Toletanam Judices directae, ut Archiepiscopus, Decanus, Capitulum et Clerus ejusdem Ecclesiae ac Dioeceseos pro impensis in bello contra Mauros Granatenses et Aben Jacobum suscepto factis et faciendis tamquam pro communi Religionis ac fidei caussa symbolam suam in pecunia numerata conferant. 41) *Meerm.* epist. 65. 75. 81. 164. 42) *Meerm.* epist. 65. 75. 79. 80. 81. 83. 84. 164. 43) Dies war z. B. nach Meerman's Meinung bei einer Handschrift der Fall, welche die im J. 1250 von Moses Bar Samuel Bar Sehudah Ben Thibun aus Granada beendigte Übersetzung einiger Bücher des Aristoteles aus dem Arabischen enthielt.

44) Phil. Transact. Jahr 1703. Vol. 23. p. 1515. *Meerm.* epist. p. 98. 45) *Meerm.* l. c. 46) Humphr. Prideaux, Altes und Neues Testament rc. 1. Th. 7. Buch. S. 462. 47) Catalogue of the MSS. of the Kings Library by *Dav. Casley.* (London 1734.) 48) Mémoire de Litterat. Tom. IX. p. 323. 49) *Du Fresne*, Glossar. Art. Charta Cuttunea.

bestätigte Plenarium des gedachten Klosters, welches ebenfalls auf Baumwollenpapier geschrieben ist, diese Bullen mit den Worten Bambatias quinque sericas [50]) erwähnt, sondern daß auch Victor's II. Bestätigungsbulle vom J. 1055 oder 1056 an bunten baumwollenen Fäden hing [51]). Zwei auf Baumwollenpapier geschriebene Urkunden des Königs Roger von Sicilien aus den Jahren 1102 und 1112 erwähnt Pirrus oder Pyrrhus in seiner Sicilia sacra [52]), der Schwede Björnståhl (s. dessen Briefe an Gjörwell. 2. Th. S. 277) sah in Verona bei dem Propste Campagnella einen im J. 1186 vom Bischofe Omnibonus geschriebenen Brief und drei Foliobände mit Protokollen aus den Jahren 1179—1417 im Archive von Genua. Von letztern sagt er: „sie sind aber sehr leicht; dies sind die ältesten Urkunden auf Papier, die ich gesehen habe; doch ist's Baumwollenpapier. Mit großer Wahrscheinlichkeit gehört auch zu den Baumwollenpapiermanuscripten ein in der Bibliotheca Lolliana Belunensi [53]) befindlicher, das bellum Catil. und Jugurth. des Sallust's enthaltender Coder vom Jahre 1202 und ein anderer vom Jahre 1225. Im J. 1147 ließ König Roger die vorhin erwähnten und auf charta cuttunea geschriebenen Urkunden auf Pergament übertragen; daß dasselbe mit den gandersheimischen Freiheitsbriefen geschehen solle, befahl 1205 [54]) Papst Innocenz III. und eine gleiche Umschreibung, wegen der geringen Haltbarkeit und Dauer des Baumwollenpapiers befahl, wie bereits erwähnt, Kaiser Friedrich II. in seinen 1221 gegebenen Constitutionibus siculis [55]). Aus demselben Grunde mußte wol ein vom Grafen Rambald di Collalto angenommener Notar demselben 1318 versprechen, kein Instrument in charta Bombycis [56]) auszufertigen, was auch 1331 mit einem andern Notar der Fall war. Hiernach würde auch in Italien die Alleinherrschaft des Baumwollenpapiers mit dem Jahre 1340 endigen, obgleich es sich, was auch du Halde's Meinung ist, und was durch die von Björnståhl erwähnten Urkunden bestätigt zu werden scheint, noch bis in das 15. Jahrh. zugleich mit dem Linnenpapier erhielt. E. In Teutschland fand der Gebrauch des Baumwollenpapiers durch dessen kirchlichen und politischen Zusammenhang mit Italien schon frühzeitig und wahrscheinlich ebenfalls im 9. oder doch wenigstens im 10. Jahrh. Eingang. Zu den ältesten hierher gehörigen Baumwollenpapiermanuscripten sind zu rechnen: 1) Das bereits erwähnte Plenarium der Kirche zu Gandersheim; 2) ein vom Kaiser Heinrich IV. im Juni 1077 für die Kirche zu Utrecht ausgestelltes Document [57]); 3) ein von Lambeck (Comment. de Biblioth. Vindebon.) und von Montfaucon (Palaeogr. Graec. p. 50—54) beschriebenes Manuscript vom Jahre 1095 auf der k. k. Bibliothek zu Wien; 4) ein aus dem Anfange des 13. Jahrh. herrührendes, die Reise eines Pilgers nach dem gelobten Lande enthaltendes Manuscript, vormals in der Capitelsbibliothek zu Burg Brandenburg, jetzt zu Berlin befindlich. Spätere Manuscripte bis in das 14. Jahrh. hinein sind in Teutschland zu häufig, als daß sie einer besondern Erwähnung verdienten. Von den übrigen europäischen Ländern mangeln alle Nachrichten. Geht nun gleich aus dem Gesagten unleugbar hervor, daß im 13. Jahrh., das Baumwollenpapier das allein- und allgemeinherrschende war, so scheint es doch auch gewiß, daß in diesem Jahrhunderte, obgleich kein Petrus Venerabilis dies meldet, baumwollenes und linnenes Zeuch vermischt zu Papier verarbeitet wurde, und daß man erst gegen das Ende des genannten oder gewiß im Anfange des folgenden Jahrhunderts reines Linnenpapier herstellte. Dies geht namentlich daraus hervor, daß man schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. mehre Codices gefunden hat, bei denen das Papier die Eigenschaften des Lumpenpapiers mit denen des Linnenpapiers vereinigte, sodaß die Kenner zwischen beiden Papierarten schwankten, wovon wir bald mehre Beispiele sehen werden. Verfolgen wir daher das Vorhandensein des Linnenpapiers in den verschiedenen Ländern. — In Spanien findet sich die erste sichere Probe desselben in dem Bruchstücke eines Manuscripts, welches Francisci Eximii Vitam et Acta Christi enthält vom Jahre 1367 [58]), woraus jedoch noch nicht geschlossen werden kann, daß das Papier dieses Manuscripts selbst ein spanisches Product sei. In Frankreich scheint nach Mabillon [59]) das Linnenpapier, wie er durch einen Brief des Joinville an Ludwig X. beweist, zwischen 1314—1316 bekannt geworden zu sein [60]), und Montfaucon [61]) versichert, daß weder in Frankreich noch in Italien ein Linnenpapiermanuscript gefunden werde, welches die Zeit Ludwig's des Heiligen übersteige, dessen Tod im Jahre 1270 erfolgte; allein er scheint sich hier zu irren, da Maffei [62]) als das älteste ihm vorgekommene Manuscript der Art die Litteras investiturae decimarum des Bischofs della Scala von

50) Aus dem Worte sericas scheint hervorzugehen, daß man damals das Baumwollenpapier noch nicht selbst erzeugte, sondern durch den Handel erhielt. Vergl. *Meerm.* praef. p. 12. 13. 15. 51) Vergl. *Harenbergii* hist. eccles. Gandersheim. diplom. p. 50. 107. 620. 52) *Du Fresne* l. c. 53) Vergl. Nuova Raccolta d'Opusc. Scientif. e Filolog. T. IV. p. 143, wo der Katalog dieser Bibliothek zu finden ist. 54) *Harenberg* l. c. 55) Constitutiones siculae Friderici II. Imp. Rom. Anno 1221 vulgatae. L. I. Tit. 78. Es heißt daselbst: Volumus etiam et sancimus, ut instrumenta publica et aliae similes cautiones nonnisi in pergamenis in posterum conscribantur. Cum enim eorum fides multis futuris temporibus duratura speretur, justum esse decernimus, ut ex vetustate forsan destructionis periculo non succumbant. 56) *Tiraboschi*, Storia della Letteratura Italiana. T. V. p. 77.

57) *v. Hedae*, Hist. Traject. Episc. p. 137. 58) *Meerm.* epist. p. 86. 59) De re diplom. L. I. c. 8. §. 16. p. 39. 60) Bulletin Recherches historiques sur les cartes à jouer. (Lyon 1757.) p. 25 will eine auf Linnenpapier 1302 geschriebene Clausel des Testaments Otto's IV., Grafen von Burgund, gesehen haben. 61) Dissertation sur la plante appellée papyrus; sie steht in Tom. IV. des Mémoires de l'Acad. des Inscript. et belles lettres. 62) *Maffei*, Istor. Diplom. L. I. p. 78. Hier behauptet Maffei gegen Harduin, der den Gebrauch des Linnenpapiers vor dem 14. Jahrh. behauptete, daß sich vor dem Jahre 1300 kein auf solches Papier geschriebenes Manuscript nachweisen lasse. Dieser Meinung stimmt auch Joh. Dan. Flabb in seinem Briefe an Meerman (p. 198) bei. Vergl. auch Trombelli (Arte di cognoscere l'età de Codici. c. IX), welcher ebenfalls kein Linnenpapiermanuscript vor dem 14. Jahrh. gesehen haben will.

Verona aus dem Jahre 1367 anführt. In England findet sich die erste bestimmte Probe von Linnenpapier in einigen 1342 unter Eduard III. geschriebenen Zetteln, welche auf der Cottonianischen Bibliothek aufbewahrt werden [63]), und ein auf ebensolches Papier geschriebenes Verzeichniß von Vermächtnissen aus dem Jahre 1370 liegt in der Kanzlei des Bischofs von Norwich [64]). Von Schottland und Irland gilt das bereits Bemerkte. In Teutschland haben wir, wenn man auch das Diplom, in welchem der Graf Adolf von Schaumburg der Stadt Rinteln 1239 das Stadtrecht ertheilt [65]), da dies nach Spangenberg und Andern erst 1340 geschah, und ein anderes Papier vom Jahre 1308, welches von Senkenberg [66]) an von Meerman sendete, weil es noch zu viele Eigenschaften des Baumwollenpapiers zeigte, weshalb es die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen für oben erwähntes Mischpapier erklärte, nicht als für die Existenz des Linnenpapiers geltende Zeugen ansehen will, doch andere sichere Beweise für dessen Vorhandensein im Anfange des 14. Jahrh. Hierzu gehört eine vom Rector Longolius zu Hof aus dem fürstlich onolzbach'schen Archive mitgetheilte Urkunde, die nach seiner und von Stetten's Meinung zwischen 1307—1330 geschrieben sein muß, obgleich Meerman einige Zweifel dagegen erhebt [67]). Ein mit Mönchsschrift copirtes älteres Document vom Jahre 1315 führt der Prof. Hering in seiner bereits erwähnten Schrift an. Im Spital- und Stadtarchive zu Kaufbeuern findet man unbestreitbare linnenpapierne Urkunden aus dem Jahre 1318, 1324, 1326, 1331 und nach von Murr [68]) findet sich in Nürnberg die erste Spur des Linnenpapiers im J. 1319. Ein teutsches Bienenbuch: Het boeck der byen, welches 1330 zu Frankfurt geschrieben wurde, hält v. Meerman für ein linnenpapierenes, weil ihm nie ein in teutscher Sprache geschriebenes Manuscript auf Baumwollenpapier vorgekommen sei [69]). Urkunden auf unbestrittenem Linnenpapiere von den Jahren 1333—1391 finden sich in dem Hohenlohischen Archive [70]), in dem Stiftsarchive zu Quedlinburg [71]), im Archive zu Prag [72]), auf der Stiftsbibliothek zu Fulda, wo sich außer andern Handschriften und Briefen auch die von 1341—1491 reichenden Decreta Judicialia der dasigen Äbte finden [73]). Fladd in Heidelberg erhielt die göttinger Preismedaille für die Entdeckung mehrer alten Linnenpapiermanuscripte, deren ältestes 1342 geschrieben war. In Helmstedt befand sich wenigstens sonst ein 1343 ausgestellter Kaufbrief auf solchem Papiere [74]); nach Gerken entdeckte der Archivar Spies in Baireuth linnenpapierne Urkunden vom J. 1347 und nach dem Kanzler von Ludwig finden sich viele dergleichen im Archive des Domcapituls zu Magdeburg [75]). Drei Urkunden, zwei vom Jahre 1353 und eine vom Jahre 1369 entdeckte H. W. Qualenbrink im Teutschenordensarchive der Ballei zu Utrecht [76]), sowie auch einen Fehdebrief, welchen ein Dietrich von Enghusen dem Commandeur der genannten Ballei sendete [77]). Das älteste auf Linnenpapier geschriebene Buch jedoch in den Niederlanden ist die von Jacob Märland in niederländische Reime gebrachte Biblia rhythmica, welche sich ehemals in der Bibliothek des Isaak le Long befand. Das Manuscript ist vom Jahre 1322 [78]). Noch einige linnenpapierne Manuscripte von 1377 und 1403 entdeckte Fladd, ein anderes vom Jahre 1389 der Hofrath Gatterer in Göttingen in dem Familienarchive der Holzschuher zu Nürnberg [79]); der Schluß der letztern Urkunde lautete: „Dez zu urkunt drucke ich Bruder Fridrich Holzschuher Teutz Ordens mein aygen Insigeln an disse Schrift." Endlich findet sich noch ein Manuscript vom Jahre 1391, welches den von Hugo Trimbergh gedichteten „Renner" enthält [80]), da jedoch um diese Zeit die Erfin-

63) Philos. Transact. Jahr 1703. nr. 288. p. 515. Epist. ad *Meerm*. p. 212. 64) *Prideaux* l. c. 65) s. Spangenberg's schauenburgische Chronik. S. 73. 66) *Meerm*. epist. p. 48. *Breitkopf*. p. 93. 67) Vergl. Chartam indubitate linteam hactenus notis antiquiorem A. D. VI. Idus Martias A. R. S. CIƆIƆCCLXII in Curiano in medium ponit Rector *Paul. Dan. Longolius*. (Curiae 1762.) Epist. ad *Meerm*. p. 30—42. 68) v. Murr, Journ. zur Kunstgeschichte und zur allgem. Literatur. 2. Th. S. 95 fg. 5. Th. S. 154. 69) Es befindet sich auf der Hulsianischen Bibliothek. Vergl. Catal. Bibl. Huls. T. I. p. 331. 70) Hanselmann, Weiter erläuterte und vertheidigte Landeshoheit des Hauses Hohenlohe. S. 323. 71) *Meerm*. epist. p. 201—205. 72) Bohuslaus Balbinus sagt, daß sich in Prag mehre Linnenpapiermanuscripte vor 1340 finden. Dies vermochte den Kanzler Ludwig zu der Behauptung, daß in Böhmen das erste Papier in Teutschland gemacht worden sei. 73) Gerken's Reisen. 2. Th. S. 372.

74) *Meerm*. epist. 201—203. 75) Halle'sche Anzeigen vom J. 1736. Nr. VII. S. 99. 76) *Meerm*. epist. 101—105. 77) Dieser Fehdebrief lautete: Weyt Her Commandeur van Dyderen, dat ic Dieterich van Enghusen U Vyand wezen wil um des ouregchts wil dat Ghi mi an mine Erfenisse doet en wil min ere daer mede verwaert hebben ic en mine Knechte En ik Gysebet van der Heut, Johan van Heker, Evert Rode Willems Zone, Raelde van den Korenhorst, Maes van Bruechusen, Johan Stocke, Herman van Enghusen, Sweder Kalentier Lubbert van Bruechusen liever hebben Diederic van Enghusen dan U en willen U vyant wezen wy en alle onse Knechte, en daer mede wil wy onse ere bewaert hebben. 78) *Meerm*. epist. p. 13. 134. 79) *Murrey* epist. ad *Meerm*. p. 207. Not. 1. *J. C. Gatterer*, Histor. genealog. Domin. Holzschuerorum. (Norimb. 1755.) 80) Zu Anfange dieser Handschrift steht: Hy hebet sych der renner an, und nun folgen diese Verse:

Jam Juventus per eventus mea curo studia
Nunc benigne nunc cordigne in te ducens gaudia
Amo flores et amores ac estatis tempora
Colo tantum dampno planctum et annosa corpora
Placet risus atque visus forme (ae) pulchritudine.
Tedet vultus dum incultus constat egritudine
Galatheas et coreas frequentare soleo
Que (ae) si strident, dum me vident, toto corde doleo
Vestimentum et argentum enitor acquirere
Sit sors mortis minus fortis cuncta cogor linquere
Nescit etas quales metas cursus vite (ae) prebeat.
Donet (Deus) factor meus ut laus finem praebeat
Ducta per eventus tum sit male structe juventus.

Ich bynd die Jugunt
Dy dy thugunt
Unde die untugunt gryffet an.
Myn gemute
Stet in Blute
Dy wyle ich nit sorghen kan

dung und das Vorhandensein des Leinwandpapiers durch andere Nachrichten feststeht, so würde es unnütz sein, sich weiter auf Manuscripte basiren zu wollen. Fassen wir die Resultate kurz zusammen, so finden wir, daß sich das Baumwollenpapier von 604 bis über die Mitte des 15. Jahrh. erhalten hat, daß dagegen das Leinwandpapier nicht eher als am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrh. aufgekommen zu sein scheint, wobei es jedoch noch dahin gestellt bleiben muß, ob Teutschland, was allerdings das Wahrscheinlichste ist, oder Italien die Ehre der Erfindung zukommt. (*G. M. S. Fischer.*)

Auf jeden Fall mußte vor Erbauung der ersten wirklichen Papiermühle in Teutschland, welche der als Mitglied des nürnberger Rathes bezeichnete Uhlmann Stromer um das Jahr 1390 bei jener Stadt errichtete, und welche unter dem Namen Fichtemühle jetzt noch existirt, schon die Papiermacherkunst in Teutschland nicht allein in ziemlich vollkommenem Grade, sondern auch von der in Italien ganz verschiedenen Art betrieben worden sein. Dies geht aus den auf uns gekommenen eignen Mittheilungen des Uhlmann Stromer hervor [81]).

In Italien bediente man sich der Stampfwerke zum Zerkleinern des Papierstoffes. Lange Zeit hindurch bewegte man dieselben gewiß durch animalische Kräfte; denn der Gedanke, eine immer nur kostspielig zu gewinnende und sodann einen größern Geschäftsbetrieb erfodernde Wassermühle auf Papiererzeugung zu benutzen, fand anfänglich nicht sowol in dem geringern Verbrauche des Papiers, als vielmehr in dem hohen Werthe der rohen Baumwolle, und später, als man die Hadern benutzen lernte, in einigen Eigenthümlichkeiten dieses Materials, bedeutende Hindernisse.

Die Hadern bieten sich nämlich gewöhnlich der Papierfabrication im unreinlichen Zustande dar, es mußte daher das mühsame Geschäft, sie mit der Hand zu waschen, auch die Schwierigkeiten einer größern Anlage vermehren. Man konnte deshalb wol erst, nachdem man vielleicht einer Walkmühle die Kunst abgelernt hatte, das Geschäft des Stampfens und Waschens zugleich zu verrichten, wie es die Stampfwerke der Papiermühlen jetzt thun, an die wirkliche Anlage einer solchen denken. Es bleibt aber unentschieden, ob Italien seine Fabriken zu Fabriano, oder Spanien die Papiermühlen zu Xativa, Valencia und Toledo [82]), früher mit Wasserkraft bewegte. — Die Fabrik zu Fabriano ist nach Angabe des 1355 verstorbenen Juristen Bartolus schon zu seiner Zeit in großem Betriebe gewesen und in verschiedenen Gebäuden sind auch durch verschiedene Zeichen kenntliche Papiere dort gemacht worden.

Wir Teutschen haben uns wahrscheinlich gleich von Anfang an nicht, wie die Italiener es von den Mauren erlernten, der Stampfwerke zum Zerkleinern der Papiermasse bedient, sondern für diesen Zweck eine eigne Erfindung, die der Handmahlmaschine, benutzt, welche jedoch einen wesentlichen Vorzug der jetzigen Holländer darin entbehrte, daß sie noch nicht zum Waschen und Mahlen zugleich eingerichtet war. — Die Lumpen mußten, ehe sie hineingethan wurden, ebenfalls mit der Hand gereinigt und gewaschen werden, und gewiß nur, um dieses lästige Geschäft vom Mühlwerk mit besorgen zu lassen, ahmte man der Italiener Stampfwerke nach, und stellte die Handmahlmaschine so lange zurück, bis wir sie vom Auslande verbessert wieder empfingen. — Der fast ganz vollständige Beweis für diese Behauptungen liegt in den durch Uhlemann Stromer's Tagebuch auf uns gekommenen Nachrichten vor.

Lachen Synghen
Tanczen Sprÿngen
Lern ich frowen und man
Her ist wÿse
Der nach prÿse
Sÿch bÿ mÿr behalen kan.

Die Unterschrift lautet: Anno dni. milesimo. cccxci Sabbato. aũ. dñicag' Invocavit. Cõpletg. est liber. p. mãg. f. Wylhelmi. tornow. Orate. d'm. p. sc' pto'e.

81) Vergl. v. Murr, Journ. zur Kunstgeschichte und Literatur. 5. Th. S. 136. Ulmann Stromer starb 1407 am Zotenberge. Seine Schrift begann er 1360. Die Stelle, wo er von Aplegung seiner Papiermühle redet, beginnt so: In Nomine Christi Amen. Domini MCCCLXXXX. Ich Vlman Stromer hub anzufahen mit dem ersten zu den Papier zu machen zu St. Johannstag zu Sunwenden unnd namb mit den ersten darzu den Klesen obser und der gab mir sein trew und schwur zu den heiligen ain Aydt mit aufgeregten Fingern, dieselben trew zu halten, daß er mir unnd meinen Erben trew solt seyn, unnd mein fürnehmen werben unnd mein schaden zu wenden unnd dieweil er lebt soll er niemandt kein Arbeit zu pappir machen, dann mir oder meinen Erben, denen ich das verschickh oder verschaff, unnd soll auch niemandt lehren noch vnterweisen, Pappier zu machen in keinerley Weiß ohn alles geuerde, das geschah an den nechsten Sontag vor St. Lorentzentag in meiner Cammer zu Vesperzeit, Anno 1390. Darbei war mein Sohn Gedrg Stromer. Vergl. Wehr's 1. Th. S. 261 fg., wo sich der ganze hieher gehörige interessante Auszug des Stromer'schen Buches findet.

82) Schon 1051 wurde nach dem Berichte des Scherifs al Edrisi in Xativa, dem alten Satabis, ein vortreffliches und unvergleichliches Papier gemacht, denn er sagt: Saetaba autem est urbs venusta. In ipsa praeterea conficitur papyrus praestantissima et incomparabilis, und hiermit stimmt das Zeugniß des Cacim Aben Hegi, welcher über Spaniens Eroberung durch die Araber schrieb, hinsichts des Papiers seiner Zeit überein. Auch zu Toledo und Valencia wurde und wahrscheinlich auch in Galicien Papier gemacht, welches jedoch in christlichen Händen immer schlechter wurde, sodaß König Peter II. von Valencia 1338 den Papiermachern unter Androhung einer Strafe anbefehlen mußte, das Papier in alter Güte zu liefern. In Italien entstand nach Tiraboschi (Storia della Letteratura Italiana. T. V. p. 77) neben der Fabrik zu Fabriano eine andere Fabrik zu Treviso noch vor der Mitte des 14. Jahrh., in welcher Linnenpapier ausschließlich verfertigt wurde. Die Beweise dafür findet Tiraboschi 1) in einer Stelle des Cortusius, wo es heißt: facti fuerant Fulli Omnium Sanctorum et Laboreria pannorum, lanae et cartarum paperum coeperunt Paduae; 2) darin, daß in den alten Rechnungen des Capitels und der Domkirche zu Treviso das Papier noch bombacina genannt wird, während es nach 1363 heißt: pro isto libro papyri; 3) in einem 1366 dieser Fabrik von dem Rathe zu Venedig ertheilten Privilegio, nach welchem sie alle alten Papiere und Abgänge davon allein aus Venedig erhalten solle; 4) daß ein Notar 1367 versprechen mußte kein Instrument in carta bombycis vel papyri zu schreiben, und er will deshalb die Erfindung des Linnenpapiers den Italienern vindiciren. Allein da wir gesehen haben, daß diese Papierart in Teutschland bereits 1308, in Italien aber erst 1367 vorkommt, so scheint die Ehre der Erfindung unserm Vaterlande zu gebühren, obgleich Italien diese dann vervollkommnet haben mag. Vergl. Breitkopf S. 106.

Er erzählt darin, daß er zu Sonnenwenden (also zu Johannis oder Weihnachten) 1390 angefangen habe, Papier zu machen, daß er sich dazu vieler teutscher, aber auch dreier italienischer Arbeiter bedient habe, mit deren Hilfe er in seiner Papiermühle alle Arbeiten verrichten ließ, welche jetzt noch beim Papiermachen vorkommen, als Hadernlesen, Schöpfen, Aufhängen, Glätten und Zählen des Papiers.

Ferner theilt er mit, daß mehre der teutschen Arbeiter, namentlich Kleßen und Thirmann, früher als die Italiener, Franciscus und Marcus de Marchia sammt ihrem Knecht Bartholomäus, von ihm als kunsterfahrne Arbeiter angenommen wurden; weshalb sie auch mit den Italienern „nichts zu schicken haben sollten," und daß schon im ersten Jahre die Mühle so stark im Betriebe war, daß zwei Wasserräder 18 Stampfen bewegten. Stromer verlangte in demselben Jahre noch ein drittes Rad dazu; die Italiener aber weigerten sich dessen, behinderten den Betrieb der schon gangbaren Werke, und suchten ihn zu zwingen, ihnen die Mühle zu verpachten, wofür sie ihm 200 Gulden jährlichen Pacht, auch bei der Weigerung noch Papier dazu boten. Bei diesem Zwiste ließ Stromer die Italiener auf den Thurm setzen, woraus sie erst nach getroffenem Vergleich und von Neuem geleisteten Eide wieder entlassen wurden.

Aus diesen Mittheilungen geht nun deutlich hervor, daß es 1390 schon in der Papiermacherkunst erfahrene Leute in Teutschland gab, daß diese aber des Unterrichts der Italiener bedurften, um ein neues Verfahren bei ihrem Geschäfte kennen zu lernen. Denn die Abhängigkeit der neuen Fabrik von den Kenntnissen der Italiener offenbart sich wol füglich dadurch, daß sie überhaupt von so fernher verschrieben waren, ferner sich weigern konnten, die Vergrößerung der Mühle zu gestatten, nach dem deshalb entstandenen Zwist aber dennoch als unentbehrlich beibehalten wurden, endlich daß Stampfen die Masse zerkleinerten. Die Teutschen mußten also die Kunst, mit Stampfwerken Papier zu machen, von ihnen erlernen.

Für den früher vorhandenen Betrieb der Papierfabrication in Teutschland spricht sich in den Stromer'schen Nachrichten noch ein kräftiger Beweis dadurch aus, daß sie uns zeigen, wie das wichtige Geschäft des Hadersammelns bereits so ausgebildet war, als der Betrieb einer so ansehnlichen Fabrik, für welche mehr als 200 Gulden Pacht geboten werden konnten, es erfoderte.

Da nun leinene Lumpen mit Handstampfen fast unmöglich zerkleinert und in Papierbrei verwandelt werden konnten, so mußten schon Handmahlmaschinen zu ihrem Verbrauche vorhanden sein, wofür auch noch die starke Vermehrung der Buchdruckereien gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst spricht, während die Erbauung neuer Papiermühlen nur langsam von Statten ging.

Nur von wenigen läßt sich die Entstehung in dem Laufe des 15. Jahrh. nachweisen. Fabricius nennt die bei Kempten 1477 erbaute Papiermühle als die zweite, welche diesseit der Alpen entstanden, allein schon 1470 wurde bei Basel eine erbaut, und sowol die Mühlen bei Augsburg als auch die zu Alt-Beckern bei Liegnitz und zu Wartenfels bei Culmbach in Baiern sind, nach Documenten zu urtheilen, welche sich in den Händen der jetzigen Besitzer noch befinden, früher als die bei Kempten erbaut worden. In dem Stadtarchive zu Liegnitz befindet sich ein Document aus dem Jahre 1420, welches auf Leinenpapier geschrieben ist, und das Wasserzeichen der liegnitzer Papiermühle trägt.

Wenn, wie Breitkopf anführt, in den ersten zehn Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Teutschland 30 Druckereien entstanden, welche sich nun schon alle des Leinenpapiers zu ihrem Verbrauche bedienten, so läßt sich hieraus wol nur folgern, daß wir entweder der meisten Nachrichten über die fernere Erbauung von Papiermühlen in jener Zeit verlustig gingen, oder daß man noch länger fortfuhr, sich der Handmahlmaschinen zu bedienen.

Der Handel konnte uns damals nur von Italien oder Spanien aus mit Papier versorgen, denn Holland und England besaßen noch gar keine Papierfabrication und Frankreich erlernte auf keinen Fall früher als wir die Kunst, Papier zu machen. Wenn nun aber Orte, welche ihr Papier aus Italien bezogen, wie es mit der Stadt Görlitz in der Lausitz von 1370 bis 1426 wirklich der Fall war, grade jetzt aufhörten, ausländischen Papieres sich zu bedienen, so gewinnen wir dadurch ein Zeugniß mehr für die fortwährende Benutzung der teutschen Handmahlmaschinen, welche uns in Ermangelung der wachsenden Wassermühlenzahl allein mit Leinenpapier versorgen konnten.

Die Papiere des 15. Jahrh. haben als Kennzeichen mit einander gemein, daß sie aus reiner, ungefaulter, weißer Masse in nur kleinen Formaten über weite Drahtformen gearbeitet waren, und bei solider Stärke guten Leim hatten. —

In den meisten Papieren war auch schon ein Formenzeichnen sichtbar, welches häufig in einem Ochsenkopf, einer Bischofsmütze, einem Kreuze, auch wol gekreuzten Schlüsseln ꝛc. bestand [83]).

Gröbere Papiersorten, graue Pack- und Löschpapiere wurden dazumal noch gar nicht angefertigt, so wenig als Brief-, Zeichnen- und besondere Druckpapiere, denn die Anwendung des dünnern und ungeleimten Druckpapiers fällt erst in das folgende Jahrhundert, wo der gewaltige Zuwachs der menschlichen Erkenntnisse auch einen größern Vorrath an Papier bedurfte, und der größere Verbrauch schon zur sparsamern Benutzung des rohen Materials anrieth.

Amerika war entdeckt, Vasko de Gama hatte Afrika

83) Aus diesen Zeichen des Ochsenkopfs mit einem Kreuze auf der zwischen den Hörnern heraussteigenden Stange in dem Papiere eines Documents vom J. 1289 wollte Prof. Hering folgern, daß dieses Papier in Pommern selbst verfertigt worden sei. Allein mit Recht wendet Breitkopf (S. 95) dagegen ein, daß der Ochsenkopf — Hering nahm diesen für das Wappen der Herren von Wachold, sowie das Kreuz für das Zeichen des Bischofs von Camin — ein allgemeines teutsches Papierzeichen sei, von welchem er auf der 14. Kupfertafel 20 verschiedene Abbildungen gibt.

umschifft, die Reformation erschien und Handel und Gelehrsamkeit entfalteten sich zu hoher Blüthe. Die, um mit v. Rotteck zu reden, jetzt dicht emporschießende Saat der Kenntnisse wollte Wurzel schlagen, — hätte sie es gekonnt ohne Druckerpresse und — Papier? —

Überall, so auch in Teutschland, vermehrte sich daher im Laufe des 16. Jahrh. die Zahl der Papiermühlen ansehnlich. Die Erbauer begegneten aber dabei auch schon einer besonders einflußreichen Schwierigkeit. — Es hatten nämlich Mahl-, Loh-, Walk-, und andere Mühlwerke um diese Zeit bereits die meisten Flußgefälle in Besitz genommen, und nur da, wo sie noch eine disponible Wasserkraft finden konnten, welche nicht auf zu kostspielige Weise zu gewinnen war, indem das junge, seine einflußreiche Bestimmung kaum ahnende Gewerbe, größere Wasserbauten noch nicht zu unternehmen wagte, konnten die damaligen Fabricanten ihre neuen Anlagen machen. Da nun die Gebirgsgegenden noch die meisten Gefälle wohlfeil darboten, so entstanden am Fuße der Gebirge nahe bei einander, an kleinen, kraftlosen, im Sommer bisweilen ganz versiegenden Bächen um diese Zeit die meisten Papiermühlen; oft eines guten, reinen Brunnenwassers, zugänglicher Wege und mancher anderer, der bessern Papiererzeugung wichtigen, Vorzüge entbehrend.

Es wurde daher die so bedingte Entstehungsart unserer meisten Papiermühlen der Vervollkommnung der teutschen Papierfabrication schon an sich in sehr hohem Grade nachtheilig, und hierzu kam denn noch die in der damaligen teutschen Landesverfassung begründete Gesetzgebung über den Lumpenhandel, auf welche wir später zurückkommen werden.

Sämmtliche Papiermühlen, welche jetzt entstanden, wurden nach italienischen Mustern als reine Stampfwerke erbaut. Da diese viel Kraft zu ihrem Betriebe erfodern, geringe Wasserkräfte aber nur benutzt wurden, so waren es auch nur lauter kleine, nie mehr als eine Bütte nothdürftig mit Papierstoff versorgende Werke, denen es jedoch noch um so weniger jetzt an rohem Material mangeln konnte, als keine Gesetze den freien Verkehr im Lumpenhandel behinderten, viel linnene Kleider damals getragen wurden, und das Ausland noch keine Ansprüche auf teutsche Hadern machte; denn historisch bekannt ist es ja, daß erst im J. 1588 ein Teutscher, Namens Spielmann, die erste Papiermühle in England bei Dartfort anlegte, wofür er von der Königin Elisabeth zum Ritter erhoben wurde, und daß Holland, weil es keine Flußgefälle besaß, und Stampfwerke sich nicht von der ungleichen Kraft des Windes leicht abhängig machen lassen, nur an ein Paar kleinen Flüssen in Geldern Papiermühlen hatte.

Es läßt sich daher wol mit Gewißheit annehmen, daß beim Beginn des 17. Jahrh. unsere Papiermühlen, eines brauchbaren, hinlänglich vorhandenen rohen Materials nicht entbehrend, dabei im Besitz ebenso gut eingerichteter Maschinen, als unsere Nachbarn sie benutzten, auch ein ebenso gutes Papier lieferten als diese; wie dies auch alle aus damaliger Zeit auf uns gekommenen [illegible]proben beweisen.

[illegible]ie Fabriken des nachbarlichen Frankreichs erfreuten sich aber um diese Zeit schon einer großen Ermunterung durch eine starke Ausfuhr nach Genua und andern italienischen Häfen des mittelländischen Meeres, denn während der gewinnreiche Zwischenhandel mit Asien und Indien damals in den Händen der Italiener war, wußte der schon sehr kränkelnde Handel der Hansa den Teutschen keinen auswärtigen Absatz zu verschaffen. Doch wurde der hieraus entstehende Nachtheil uns nicht sogleich fühlbar, indem in Teutschland nicht mehr blos Druckerpresse und Schreibstube den Fleiß der Papiermacher in Anspruch nahmen, sondern bereits auch das Gewerbe und der Handel im Innern vielfach gesteigerte Ansprüche an den Bedarf des Papiers machten.

Die vorhandenen Mühlen konnten in sich selbst der mangelnden Wasserkraft halber sich nicht vergrößern, es mußten daher neue entstehen. Immer dichter rückten sie zusammen, und immer geschätzter wurde daher das rohe Material in der nähern Umgebung der dicht belegenen Mühlen. Man erkannte jetzt die Eigenthümlichkeit desselben fühlbar an, daß Fleiß und Industrie wol auf dessen sorgfältige Sammlung, nie aber auf die Erzeugung der Lumpen zu wirken vermöge.

Theils nun diese immer deutlicher werdende Erkenntniß, theils aber auch wol der Ausbruch des 30jährigen Krieges, welcher, wie alle Kriege, viel abgetragene Leinwand in den Lazarethen consumirte, die der Papierfabrication verloren ging, und es schwieriger machte, den entstandenen Mangel aus entfernten Gegenden zu ersetzen, da Unsicherheit der ohnehin nicht zahlreichen Landstraßen damals noch mehr als jetzt eine Folge der Heereszüge war, mögen besonders dazu beigetragen haben, daß schon im ersten Viertel des 17. Jahrh. einzelne Papiermacher von ihren Landesbehörden die Befugniß erhielten, besondere Bezirke für den Gebrauch ihrer Mühle ausschließlich auf Lumpen besammeln zu lassen.

Im Jahre 1622 erhielten die Papiermühlen zu Altenkloster und Bremervörde im Fürstenthume Bremen, den 22. März desselben Jahres aber auch die Papiermühle zu Alt-Beckern bei Liegnitz die obrigkeitliche Befugniß, daß nur ihnen allein die in den Fürstenthümern, worin sie belegen, gesammelten Lumpen verkauft werden durften. — Diese Papiermühlen waren daher wahrscheinlich mit die ersten, welche sich einer Begünstigung erfreuten, die in damaliger Zeit ihnen gewiß sehr ersprießlich sein mochte, deren systematische Anwendung auf alle Papiermühlen Teutschlands aber von den allerverderblichsten Folgen für die Vervollkommnung derselben wurde, und dürften wir der Stadt Venedig, welche schon 1366 der Papiermühle zu Treviso, in Bezug auf ihr Stadtgebiet, ein ähnliches Privilegium ertheilte, wol den spätern Verfall der teutschen Papierfabrication allein Schuld geben, wenn es sich erweisen ließe, daß ihr Beispiel die Regierer der teutschen Länder veranlaßt habe, im Laufe des 17. Jahrh. ihre Provinzen als Sammlungsdistricte an die Papiermühlen zu vertheilen?

Diese nur in unserm Teutschland allgemein angenommene Maßregel brach dem Ge-

deihen unserer Papiermacherkunst den Stab, denn indem sie jede Vergrößerung und Verbesserung unserer Papiermühlen von dem größern oder geringern, guten oder schlechten Ertrage des Lumpenreviers abhängig machte, bedingte auch zugleich die nachtheilige Ausbildung und das spätere Fortbestehen des Zunftunwesens unter den Papiermachern, welches völlig unzeitgemäß sogar an vielen Orten noch bis auf den heutigen Tag herrscht, weil in Ermangelung jeder andern ausreichenden Grenzwache für ihre Bezirke, nur eine auf Kosten der Selbständigkeit der Fabricanten wohl eingerichtete Zunftpolizei den nöthigen Schutz gegen benachbarte Eingriffe darbieten konnte.

Der Besitz dieser privativen Sammlungsgerechtsame behinderte ferner die Ausbildung eines eigentlichen Lumpenhandels im Großen (worunter ein solcher zu verstehen ist, welcher dadurch, daß größere Aufkäufer wohl sortirte Vorräthe verschiedener Qualitäten von Lumpen dem Fabricanten zum Verkaufe stellen, diesen in den Stand setzen, nur solche Sorten rohen Materials seiner Fabrik zuzuführen, die ihrem durch Örtlichkeit oder Industrie bedingten Bedarf besonders erfoderlich sind) gänzlich, wenigstens konnte er sich nie zum Nutzen des teutschen Fabricanten, sondern nur zum Vortheile des Auslandes organisiren. Außerdem zwang noch jene Gerechtsame ihren Inhaber, dem Sammlungsgeschäfte selbst, in der Controle seiner Sammler, viel Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen, und gestattet ihm, nachdem dies geschehen, dennoch nur, die Lumpen, welche sein Bezirk im bunten Gemisch ihm lieferte, auch so zu verarbeiten, und so heute vielleicht Löschpapier, morgen aber wieder weißes Schreib- und Druckpapier anfertigen zu lassen.

Behält man nun hierbei im Auge, daß die Mühlen nur klein waren, und es den gegebenen Umständen gemäß auch noch lange bleiben mußten, daß also mit denselben Leuten und mit denselben Maschinen die verschiedensten Sorten gemacht werden mußten, und findet man bei näherer Beleuchtung der stattfindenden Bedingungen sich auch noch gezwungen, denselben es beizumessen, daß, gebunden durch Wassermangel, Lumpeneinkommen und Zunftzwang, jede anderwärts erfundene Verbesserung der teutschen, vollkommen isolirt dastehenden Papiermachergesellschaft unzugänglich bleiben mußte, so wird man gewiß zugeben müssen, daß die Vertheiler der Lumpenreviere die Geburt der sämmtlichen schlechten teutschen Papiere zu verantworten haben, welche das vorige Jahrhundert verdruckte und verschrieb.

Um recht anschaulich zu machen, wie das Zunftwesen so nachtheiligen Einfluß ausüben konnte, sei es gestattet, hier einiges Nähere darüber anzuführen.

Eine gesetzlich bestimmte Handwerksordnung hatten die Papiermacher eigentlich nicht, es war mehr Herkommen, welches die Gebräuche regelte; nur ein Theil der schwäbischen Papiermacher erkannte ein vom Kaiser Ferdinand III. 1656 erlassenes, aber wenig umfassendes Mandat als verbindlich an. Sie wurden deshalb von den übrigen Zunftgenossen als Abtrünnige behandelt, und mit dem Namen schwäbische Stampfer bezeichnet, während die übrigen teutschen Papiermacher sich nur noch in Glätter und Stampfer schlichtweg unterscheiden, wovon Erstere das Papier mit einem Steine glätteten, Letztere es mit einem großen vom Wasser bewegten Schlagstampfe glatt schlugen; das Glätten durch Hilfe der Presse kannte man noch nicht [84]).

Pfuscher wurden alle diejenigen genannt, welche zu keiner der drei obengenannten Papiermacherclassen gehörten, entweder weil sie daraus eines Vergehens halber verstoßen waren, oder weil sie nicht zunftmäßig gelernt hatten. Alle Papiermacher außerhalb Teutschlands wurden als unzünftig betrachtet. —

Ein Lehrling lernte vier Jahre und vierzehn Tage, mußte von, nach damaligen Begriffen, ehrlichen Ältern geboren, das heißt, weder ein Frühkind noch eines Freiknechts- oder Schäfers-Sohn sein, zahlte kein Lehrgeld, und wurde, nachdem er seine Lehrjahre in einer Mühle, in welcher mindestens zwei Gesellen stets beschäftigt waren, ehrlich bestanden, auf feierliche Weise freigesprochen und zum Gesellen gemacht, nachdem er seinen Lehrbraten bei Gelegenheit eines großen Schmauses, welcher mehre Tage dauerte, aufgetragen hatte, und wozu nicht allein die Gesellen der Mühle, in welcher er lernte, sondern auch die Meister und Gesellen der benachbarten Mühlen eingeladen wurden. Diesen Schmaus mußte er bezahlen, und dafür oft mehr als 100 Thlr. entrichten.

Bei seinem Eintritt in den Gesellenstand wurden ihm nun folgende Regeln eingeschärft: Zuerst mußte er versprechen, daß er den Handwerksgesetzen stets treu bleiben, sich immer ehrlich und zum Nutzen seines Meisters betragen, kein geschwängertes Frauenzimmer heirathen, auf keiner unzünftigen Mühle arbeiten, und sodann, was die Hauptsache war, an keinem Orte, wo er Arbeit nehme, etwas Altes ab- oder etwas Neues aufbringen lassen wolle.

Zur Erfüllung dieses unsinnigen Versprechens wurde er durch die Zunftgesetze mit reichlichen Hilfsmitteln versehen.

Diese erkannten nämlich als ersten Grundsatz an, daß, wer als ehrlicher Papiermachergeselle gelten wolle, nur auf einer ehrlichen Werkstatt neben ehrlichen Gesellen arbeiten dürfe. Unehrlich war aber jede Werkstatt und jeder Geselle, welcher gescholten war. Ein solches Scheltwort konnte nun aber von jedem Zunftgenossen, er mochte Meister oder Geselle sein, sowol gegen Einzelne als ganze Werkstätten ausgesprochen und geltend gemacht werden, sobald dieselben seiner Meinung nach eine handwerkswidrige Handlung sich hatten zu Schulden kommen lassen. Es hatte die unausbleibliche Folge, daß neben einem gescholtenen Gesellen oder auf einer gescholtenen Mühle kein Geselle fortarbeiten durfte, wenn der Betroffene nicht binnen 14 Tagen sich dem Urtheilsspruch

84) Die niederösterreichische Kammer verbot am 6. Jul. 1754 das Glätten des Papiers bei Confiscation desselben und befahl das Schlagen an.

1698 vereinigten sich auch einer solchen Streitigkeit wegen über 100 Meister und Gesellen; in Osterode 1745 auf dem Rathhause ebenfalls etliche 80, weil sie auf der Concertsmühle zu Petershütten nicht Platz hatten.

Es würde unerklärlich bleiben, warum von den Mühlenbesitzern solche Plackereien ruhig ertragen wurden, wenn der wesentliche Vortheil, ihre kostbaren Lumpenreviere durch dies Zunftunwesen mit beschützt zu sehen, dafür nicht eine Entschuldigung dargeboten hätte; und dieselben bedurften um so mehr eines kräftigen Schutzes, als es bei ihrer Vertheilung bunt genug hergegangen sein mochte, und ein fester Grundsatz dabei weder die Begehr noch die Gewähr leitete, sondern Willkür und Zufall die Vertheilung besorgte, sodaß die eine Mühle ein großes, die andere ein kleines, die eine ein näheres, die andere ein entfernteres Sammlungsrevier erhielt, wodurch Neid und Mißgunst Gefahr drohend aufgeregt wurden. — So z. B. besaß die Papiermühle zu Cröllwitz bei Halle die ausschließliche Sammlungsgerechtigkeit im ganzen Herzogthume Magdeburg am linken Elbufer, und in der Grafschaft Mansfeld nebst den Ämtern Rosenburg und Petersberg, während die Vordermühle zu Werningerode allein die Stadt Aschersleben besammeln lassen durfte.

Ganz unmöglich, von außerhalb des eigenen Reviers Lumpen zu beziehen, war es zwar im 17. Jahrh. dem teutschen Papiermacher noch nicht, denn die Gegenden, in welchen wegen mangelnder oder nur kostspielig zu benutzender Flußgefälle noch keine Papiermühlen angelegt waren, boten schon den industriösen Fabricanten noch eine Hilfsquelle dar, allein von Jahr zu Jahr wurde es schwieriger, sich ihrer zu bedienen; denn nicht allein neu entstehende Papiermühlen, sondern nun auch schon das Ausland benutzten die teutschen Lumpen, und es konnte dies um so leichter, da, wie bereits angeführt, blos zu seinen Gunsten sich eine Art Lumpenhandel in unsern Hafenplätzen organisirte. — Die teutschen Fürsten, Herren und Magistrate, jetzt bemerkend, daß dem Rechte, Lumpen einsammeln zu dürfen, ein hoher Werth beigelegt wurde, benutzten dasselbe als Regale, und fingen nun an, das Sammlungsrecht (wie es, traurig genug! auch jetzt noch häufig geschieht) zu verpachten.

So wurde z. B. die Lumpensammlungsgerechtigkeit der Stadt Bremen anfänglich für 1 Dukaten, dann für 10 Thlr., später für 65 Thlr., und im J. 1773 für 230 Thlr. verpachtet, ohne daß man bei diesen Verpachtungen die Bedingung machte, die darin gesammelten Lumpen an teutsche Fabricanten zu verkaufen.

Dem kleinen teutschen Fabricanten (denn größere Papiermühlen wurden, jedoch sehr sparsam, erst im 18. Jahrh. angelegt) konnte es nicht vortheilhaft erscheinen, seinen Bedarf aus einem weit entfernten Bezirke zu beziehen. Er behalf sich daher lieber mit dem geringen bunten Einkommen seines eigenen Reviers, verarbeitete die schlechtern Lumpen mit zu schlechtem Papier, und gestattete dem Handel, daß er sich der dargebotenen Gelegenheit bemächtigte, in den größern Seestädten das Einkommen dieser, Oasen gleich in ganz Teutschland vertheilten, freien Lumpenreviere sammelte, demselben noch die

seinen Lumpen beifügte, welche heimlich dem, schlecht gegen auswärtige gut jedoch gegen die Eingriffe der Collegen beaufsichtigten, Mühlenreviere entzogen wurden, und solche dann dem Auslande, damals wahrscheinlich Frankreich, und später Holland, zuführte [85]).

Das erstere dieser Länder erfreute sich in der Mitte des 17. Jahrh. eines sehr bedeutenden Papierhandels nach Außen, denn im J. 1658 gingen für 2 Millionen Liv. außer Landes, und im J. 1663 zahlte allein England 100,000 Pf. St. für Papier an Frankreich, welches deshalb seinen Lumpenhandel auch sorgfältig vor Exportation schützte. Im J. 1664 mußte jeder ausgehende Centner Lumpen 6 L. Ausgangssteuer zahlen. Im J. 1687 wurde diese Abgabe verdoppelt, und durch Arrets des Staatsrathes wurde in den Jahren 1697 und 1727 [86]) die Ausfuhr aller Papiermaterialien überall verboten. Hieraus läßt sich folgern, daß unsere hanseatischen Kaufleute dort willige Abnehmer für ihre Lumpen fanden, während Holland derselben erst später bedurfte, als es die alte teutsche Erfindung der Handmahlmaschine für seine Windmühlen benutzen lernte.

Dies geschah kurze Zeit vor dem Schlusse des 17. Jahrh., und leicht ist es möglich, daß Holland diesen wichtigen Vortheil der Industrie französischen Emigranten verdankt, welche 1685 durch das Edict von Nantes vertrieben, in Teutschland kein Unterkommen finden konnten, weil sie weder zünftig waren, noch ein Lumpenrevier mitbrachten. Papiermühlen mit Stampfen ließen sich in Holland bei den dortigen Windmühlen nicht anlegen, sie nahmen also ihre Geschicklichkeit zu Hilfe, versahen die zurückgestellten teutschen Handmahlmaschinen mit Kropf und Waschscheibe, wodurch diese Maschine zum Mahlen und Waschen zugleich brauchbar wurde, und befähigten so die ungleichmäßig wirkende Windeskraft, die schönste Papiermasse zu mahlen, und das Land dieser Erfindung sich mit großem Vortheil in die Reihe der Papier erzeugenden Staaten einzuführen.

Während wir also beim Beginn des 18. Jahrh. Holland im Besitze der wichtigsten Erfindung sehen, welche es bald weislich zu seinem Vortheile zu benutzen verstand, Frankreich ebenfalls durch guten Absatz und verständige Gesetze seine Papierfabrication hob, finden wir in unserm Teutschland alle Bedingungen vorbereitet, der Papiermacherkunst gänzlichen Verfall zu begünstigen. Damit verband sich nun noch zum Überflusse das Unwesen des Büchernachdrucks, wodurch der rechtmäßige Verleger zu größerer Sparsamkeit aufgefodert wurde, und diese nun auf Kosten der bessern Papiererzeugung mit geltend zu machen suchte, indem er den gutmüthigen teutschen Leser nur graue Bogen bedrucken ließ, sich hinter der Entschuldigung versteckend, daß kein besseres Papier zu bekommen sei; und wenn auch nicht immer, doch oft leider war dies wirklich der Fall [87]).

Es geschah zwar im Laufe des vorigen Jahrhunderts zur Aufnahme der Papierfabrication wol auch manches in Teutschland, aber dem Hauptübel wurde noch immer die Art nicht an die Wurzel gesetzt. Die Lumpenreviere bestanden fort, mit ihnen das Zunftwesen, und als nothwendige Folge davon Sudelei, welche alle theilweisen Verbesserungen erfolglos machten.

Den Holländern sah man ihre neue Erfindung zwar bald ab; schon 1720 wurde zu Cröllwitz bei Halle eine holländische Mahlmaschine (später schlichtweg Holländer genannt) angelegt, welchem Beispiele im Laufe des Jahrhunderts fast alle Papiermühlen zwischen Rhein und Oder, auch viele mehr östlich gelegene, nachfolgten; allein nicht zur Verbesserung, sondern mehr nur zur Vermehrung des Papiers wurde sie benutzt. Statt des bisher üblichen Hackens der Lumpen auf einem Klotze, welches viel Holzschmutz gab, wurde der Lumpenschneider, eine vom Mühlwerke bewegte, der Herellade ähnliche Maschine in Teutschland erfunden und eingeführt; das Glätten mit dem Steine wurde in diesem Zeitraume auch abgeschafft, und dafür Pressen von besserer Construction, oft von der Wasserkraft bewegt, zum Auspressen der Puschte und Glätten des Papiers in Wirksamkeit gesetzt; die Velinformen wurden eingeführt, die übrigen Formen verbessert und auch hier und da das sogenannte Umlegen oder Austauschen in Anwendung gebracht.

Auch die Regierungen thaten Manches [88]). Es wurden allgemeine Lumpenausfuhrverbote erlassen, die bestehenden geschärft, Versuche zur Einführung von Handwerksordnungen gemacht, den folgsamen Gesellen Militairfreiheit bewilligt, geschickte Papiermacher mit Unterstützung der Regierungen nach Holland und England geschickt, Prämien für die Erzeugung guten Papiers ausgesetzt, ja von Friedrich dem Großen mit Hinzuziehung französischer Dirigenten bei Neustadt-Eberswalde zu Spechtshausen

---

85) Ein einziger holländischer Papierfabricant bezog 1755 aus Teutschland 140,000 Pfund Lumpen. 86) Nach einem Gesetz vom 8. März 1733 wurde jedoch die Ausfuhr der Lumpen mit einer Abgabe von 10 Liv. für den Centner wieder gestattet, und da mancherlei Unterschleif stattfand, so wurde durch ein anderes Gesetz vom 18. März 1755 verboten, Magazine oder Haufen von altem Linnenzeuche an irgend einem Orte, welcher an den Seeküsten oder vier Lieues davon liegt — was auch von den übrigen Grenzprovinzen galt — anzulegen. Zu gleicher Zeit wurde befohlen, daß jeder Lumpen verfahrende Schiffer nicht nur die Menge derselben genau angeben, sondern auch der Zollstätte des Ausführungsortes ein Certificat der Ablieferung von dem Ausladungsorte überbringen solle. In Preußen wurde wenigstens für die Kurmark die Ausfuhr der Lumpen 1685, 1697 und 1705 verboten. Dasselbe geschah am 16. Oct. 1777. In Sachsen wurde diese Ausfuhr bei Strafe der Confiscation sowol der Waare, als des Wagens, der Pferde, des Schiffs und Geschirrs untersagt. Ein Gleiches geschah 1785 und 1786 in Mecklenburg, sowie auch im Hildesheimischen.

87) Hierin liegt auch der Grund, daß die Engländer und Franzosen, welche bei ihren Drucken an schönes Papier gewöhnt sind, lieber die österreichischen Nachdrucke als die Originalausgaben der teutschen Classiker kaufen. 88) Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen setzte eine Prämie von 100 Dukaten für denjenigen aus, welcher in Sachsen ein dem holländischen gleichkommendes Papier liefern würde. Für das Jahr 1787 und die zwei folgenden Jahre bestimmte die Kriegs- und Domainenkammer zu Breslau eine Prämie für die Papiermühlenverbesserung, und drei Prämien von 50, 25 und 15 Thlrn. theilte 1770 die kurfürstl. hanoversche Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle aus.

sogar eine große Normalfabrik mit 8 Bütten angelegt; aber dennoch machte man in Teutschland im J. 1800 noch immer höchst mittelmäßiges Papier. Der thätigste und unterrichtetste teutsche Papierfabricant mußte seine Kraft in dem Bestreben zersplittern, seine Lumpensammler und Gesellen in Ordnung zu halten; nie konnte er es wagen, mit Leuten, welche nicht gehorchen durften und wollten, und mit Maschinen, welche das bunte Durcheinander eines teutschen Lumpenreviers zu verarbeiten hatten, Verbesserungen zu unternehmen, die allein in Accuratesse und Reinlichkeit ihre Basis hatten; während in andern Ländern weise Gesetze die Arbeiter zur geschäftlichen Ordnung anhielten, und es dort kaum einiger Briefe an die Inhaber großer Lumpenmagazine bedurfte, um die größte Fabrik Jahre lang mit Material von jeder beliebigen Qualität zu versorgen.

Wahrhaft musterhaft in dieser Beziehung sind die Gesetze zu nennen, welche von 1671 bis 1739 in Frankreich erlassen wurden. Darum erhielt sich auch dort die Papierfabrication im Fortschreiten, trotz der auflebenden Concurrenz der holländischen und englischen Fabriken. In diesen beiden Ländern begünstigte ein blühender Handel, der Besitz großer Colonien und gewerbliche Freiheit jedes Gewerbe, besonders aber die Papierfabrication durch freien Lumpenhandel; bei ersterm Volke that dies aber noch besonders die dem Holländer überhaupt eigne Liebe zur Reinlichkeit und seine besonnene Ausdauer. —

Mit Hilfe der Letztern gelang es dem holländischen Papierfabricanten, die sumpfigen Gewässer seiner niedern Bruchgegenden vollständig zu klären, und zur Darstellung der weißesten Papiere vortheilhaft zu benutzen. Überall verschafften sich die feinen holländischen Papiere Eingang. In ganz Europa wurde fast kein Brief auf anderm als holländischem Papier geschrieben, kein größeres Werk gedruckt, ohne daß ihm eine Anzahl Prachtexemplare auf holländischem Papier beigegeben worden wären, und die Firmen Hoonig und Zoon, van der Veerde und Vanderlei waren als die vorzüglichsten Papierfabriken der Welt bekannt.

So schön und berühmt nun aber auch die holländischen Brief- und sonstigen feinen Papiere waren, so gelang es doch den Engländern nicht allein bald, sie in der Kunst ihrer Darstellung zu erreichen, sondern in Bezug auf feines Zeichnenpapier sie noch weit zu übertreffen, und noch heute steht die Fabrik des Herrn Wathmann in Moidstone in dieser Hinsicht als unübertroffen da.

Italien hatte mit Teutschland gleiches Schicksal; auch dort wirkten zu verschiedene Gesetze auf den Gewerbsbetrieb nachtheilig ein, und in Spanien behinderte der Fanatismus das Erblühen einer Kunst, die nur als die Handlangerin frei sich entwickelnder Geistesthätigkeit betrachtet werden kann. In beiden Ländern war daher von sichtbaren Fortschritten der Papiermacherkunst nicht die Rede, und sie mußten so gut wie Teutschland, wollten sie bessere Papiere haben, dieselben aus Frankreich, Holland und England beziehen.

Rußland, Dänemark und Schweden hatten noch wenige Papiermühlen, und die vorhandenen wurden auf teutsche Weise betrieben. Das 19. Jahrh. fand daher auch hier viel zu verbessern, und wird es gewiß bald erfolgreich thun, wie es in Teutschland bereits geschah, nachdem hier endlich ein Theil der Ursachen schwand, welche bisher die bessere Papiererzeugung behinderten. Dem teutschen Papiermacherschlendrian setzte die französische Invasion in die jenseitigen Rheinprovinzen zuerst das Messer an die Kehle. Die durch sie verbreitete Gewerbsfreiheit wurde dort rasch benuzt.

Man suchte holländische Arbeiter zu gewinnen, richtete nach ihrer Anweisung Mühlen und Betrieb ein, und bald versorgten uns die Gegenden von Cöln und Aachen mit trefflichem Brief- und andern feinen Papieren. Der Krieg von 1806 verbreitete die Gewerbsfreiheit mit dem Königreiche Westfalen bis an die Elbe; das einsichtsvolle Preußen bewilligte 1810 dieselbe ebenfalls seinen Unterthanen, und auch in den meisten andern teutschen Staaten fielen zu Gunsten der Papierfabrication um diese Zeit manche hindernde Schranken [89]).

Die Monopole schwanden in vielen, doch leider noch nicht in allen teutschen Ländern und mit ihnen augenblicklich fast in vielen Fabriken Schlendrian und Sudelei. Da, wo es die Gesetze nun gestatteten, gewann der Lumpenhandel schnell eine andere Gestalt; der Einkauf dieses unentbehrlichen Materials aus erster Hand war, so lange die Monopole bestanden, entweder von den Papierfabricanten selbst oder in den fernen Orten von dazu beauftragten Factoren derselben besorgt worden, welche Sammler ausschickten, die gegen Band, Schnur, Steck- und Nähnadeln und andere dergleichen geringfügige Artikel die Lumpen vom Publicum eintauschten, und solche dann, ohne sie einer Sortirung zu unterwerfen, in die Papiermühlen ablieferten. Geschah dies ohne Betrug, so empfingen die Mühlen auf diese Weise ⅕ weiße leinene und ⅘ bunte und ungebleichte Lumpen.

Oft aber waren von den weißen Behufs der Schmuggelei ins Ausland noch die bessern ausgezogen, sodaß das Verhältniß der weißen zu den bunten Lumpen sich gewöhnlich wie 1 zu 4 stellte. Da nun damals die Kunst, die Papiermasse zu bleichen, noch nicht erfunden war, so konnte der teutsche Papiermacher auch nur ein Vierteljahr lang weißes Papier machen, während er drei Vierteljahre lang bunte Masse verarbeiten mußte. Daher die Überfüllung des Marktes mit solchem halbweißen Papiere. Hierzu kaufte er das Material freilich nicht theuer ein, denn da die Preisbestimmung von seiner Willkür abhing, so zahlte er selten mehr als dringend erfoderlich war, um den Sammlern ein dürftiges Brod zu sichern. Gewöhnlich gab er für den Ctnr. solcher sogenannten Landlumpen einen Thaler. Der frei gewordene Sammler fand diesen Preis nun aber bald zu gering, fing an, gleich in erster Hand zu sortiren und foderte für die weißen einen höhern Preis, während er alle nicht in diese Kategorie gehörigen Sorten für billigere Zahlung zu überlassen bereit war.

---

89) Im Königreich Würtemberg wurden erst 1831 durch Verordnung vom 26. Juni die privativen Lumpensammlungsgerechtsamkeiten aufgehoben und den Besitzern Entschädigung versprochen.



Als dies nun auch die unabhängig gewordenen Factoren thaten, welchen sich bald Kaufleute beigesellten, wurde es dem speculativen Mühlenbesitzer bald möglich, zu bestimmen, welch Material er verarbeiten wollte. Er bezahlte die weißen Lumpen nun zwar mit fünf und mehren Thalern pro Cntr., konnte sie aber doch nun haben und wurde durch diese Aussicht befähigt, nicht allein jede willkürliche Erweiterung seines Geschäftsbetriebes vorzunehmen, sondern auch die wichtigen neuen Erfindungen nutzbar bei sich geltend zu machen. Der Benutzung der Maschine zur Erzeugung von Papier ohne Ende, welche bei richtigem Betriebe mehr Papiermasse als vier gewöhnliche Bütten consumirt, stand kein Hinderniß mehr entgegen, und diese wichtige Erfindung, wozu die erste Idee der Franzose Robert zu Essonne im J. 1799 hatte, und die sodann Léger Didot, der Besitzer der Fabrik, in welcher jener angestellt war, weiter verfolgte, wurde in Teutschland eingeführt. Auch die treffliche Erfindung von Scheele, welche Bertholet benutzen lehrte, das Chlor als Bleichmittel anzuwenden, fand ebenfalls bald Eingang in den bessern teutschen Papiermühlen, und mit mächtigen Schritten eilte daher dieses wichtige Gewerbe in Teutschland der Vervollkommnung zu, hoffend, daß auch die letzten Schranken bald fallen werden, welche seiner freien Entwickelung noch hindernd im Wege stehen.

Die Verhältnisse der Fabricanten zu ihren Arbeitern haben sich zwar in allen größern Etablissements jetzt zeitgemäß geordnet, und der Handwerksschlendrian ist aus ihnen verbannt, seit er nicht mehr dringendes Bedürfniß ist; allein noch nicht überall ist dies in den kleinern Mühlen der Fall. Theils Gewohnheit, theils Örtlichkeit, und auch an vielen Orten noch das Fortbestehen der Monopole bedingen hier und da das Beibehalten der alten Zunfteinrichtung. Allein so schädlich als sonst wirkt diese nicht mehr, weil Jeder fühlt, daß ihr Misbrauch das Ende der sehr entbehrlichen Gebieterin herbeiführen würde. Deshalb können auch die kleinern Mühlen wirklich bessere Papiere jetzt darstellen als sonst, und thun es auch, während in den größern Fabriken fast jede Art von Papier, welche uns sonst das Ausland lieferte, gefertigt und von ihnen in vorzüglicher Qualität zu Markte gebracht wird. Zugleich zeigt sich bei sehr erweitertem Betriebe kein eigentlicher Mangel an rohem Material; nur dessen Bewirthschaftung im Vaterlande läßt noch immer manches, ja viel zu wünschen übrig.

Es ist wirklich auffallend, daß unsere Staatswirthe, welche doch wol die Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit dieses rohen Materials erkannt haben sollten, so wenig dafür thun, es dieser Erkenntniß gemäß zu beachten und zu würdigen. Man sollte beinahe glauben, sie thäten dies nur, um die alte Erfahrung, daß das, was dem Menschen am nächsten liegt, am wenigsten von ihm beachtet wird, von Neuem zu bestätigen. Denn während das Blatt Papier, auf welchem den Gewerben Schutz und Gedeihen zugesichert werden soll, sich unter der Feder des Gesetzgebers befindet, gedenkt er grade des Papiers, oder vielmehr seines Urstoffs, der Lumpen, am wenigsten.

So z. B. hat man sich beim Abschluß des neuen Zollverbandes im Allgemeinen damit begnügt, die Exportation der Lumpen durch einen Ausgangszoll von 2 Thlrn. pro Cntr. zu erschweren, hat aber den Verkehr im Innern insofern ganz außer Acht gelassen, als man gar nicht darauf Rücksicht genommen, daß diejenigen Länder, welche innerhalb ihrer Grenzen alle Monopole aufgehoben haben, in großen Nachtheil kommen müssen, wenn die Monopole in andern aufrecht erhalten werden, der Grenzverkehr aber frei ist, und nun die Fabriken der letztern Staaten sich wol ihren Mehrbedarf aus dem entmonopolisirten Staate entnehmen können, in welchem sich ein eingerichteter Lumpenhandel gebildet hat, während dies dem Papierproducenten des freien Staates umgekehrt nicht möglich ist.

So kauft z. B. der sächsische Papierfabricant die Hadern, welche ihm sein Revier nicht ausreichend liefert, ungehindert in Magdeburg, Berlin, Breslau oder auf andern preuß. Märkten ein, während ihm sein Privilegium vollen Schutz gegen jeden Eingriff der preußischen Sammler *gewährt und die Errichtung größerer Lumpenhandlungen gänzlich behindert*. Die kleinern Staaten, und wie viele gibt es deren in Teutschland! verpachten das Recht, innerhalb ihrer Grenzen die Lumpen sammeln lassen zu dürfen, für hohe Summen; so ist z. B. noch jetzt der auf dem linken Elbufer belegene Antheil des Herzogthums Köthen, welches etliche 20,000 Einwohner enthält, für 211 Thlr. zu diesem Behufe verpachtet, während es jedem Einwohner dieses kleinen Staates gestattet ist, aus den übrigen freien Vereinsstaaten unentgeltlich so viel Lumpen zu beziehen, als ihm beliebt. Die beiden Papierfabriken im Herzogthume Dessau haben das alleinige Sammlungsrecht in diesem Staate. Kein fremder Sammler darf hinein, während sie jedoch in den benachbarten preußischen Städten Factoren etablirt haben, welche gegen Erlös eines mit wenigen Thalern erkauften Gewerbescheins so viel Hadern ihnen zuführen, als sie nur immer bedürfen. Der dessauische Staat gestattet auf diese Weise den freien Ausgang der Lumpen vertragsmäßig *dem Namen nach*, jedoch eigentlich nur, wenn es seinen Papierfabricanten beliebt, weil sie Eigenthümer der Lumpen waren und blieben, und diesen wird es nie belieben.

Noch schlimmer ist es aber, wenn innerhalb der Grenzen des einen Staates solche Bevorrechtungen für einzelne Landestheile fortbestehen, wie dies zwischen den übrigen preußischen Provinzen und dem Herzogthume Sachsen und im Hanover'schen noch der Fall ist, wo die Fürstenthümer Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen, die Ämter Duderstädt, Lindau und Giboldshausen frei besammelt werden dürfen, während das Lüneburg'sche, die Fürstenthümer Bremen und Verden und mehre Theile der nördlichen Provinzen Privatsammlungsbezirke bilden.

Bei dem Erwerb der sächsischen Landestheile wurden von Seiten Preußens den Bewohnern ihre Privilegien gesichert, also auch das Recht des Lumpensammelns, welches dort in sehr vielen Händen ruht. Nicht allein jede Papiermühle, sondern auch fast ein jedes Rittergut, Domcapitel und jeder Magistrat besitzt dergleichen Eigen-

thum und sucht es bestmöglichst zu verwerthen. Wie mühsam daher der teutsche Papierfabricant noch heute, solchen Gerechtsamen gegenüber, sein rohes Material sich verschaffen muß, dies ist vielleicht gut an einem Beispiel zu zeigen.

Als im J. 1825 der Preis aller rohen Materialien, weil sie vom Auslande begehrt wurden, sehr hoch stieg, und auch der Ctnr. weiße Lumpen in Hamburg 36, ja 38 Mark Courant kostete, wurde dies unentbehrliche Material so selten, daß jedes erlaubte Hilfsmittel von den Fabricanten in Anspruch genommen werden mußte, seine Fabrik damit zu versorgen. Der Verfasser dieser Abhandlung erpachtete daher von dem damaligen Besitzer der merseburger Papiermühle das Recht, im Stifte Merseburg (45,000 Einwohner) Lumpen sammeln lassen zu dürfen, für 120 Thlr. baares Geld und einige andere Leistungen, im Werth von jährlich 80 Thlrn.

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
also zusammen für	200	—	—
Vom Domcapitel in Merseburg erpachtete er das Recht, die Vorstadt Altenburg und sieben Stiftsdörfer besammeln lassen zu dürfen, für 1½ Ballen Papier, im Werth	23	—	—
Von der kleinen Stadt Brehna erpachtete er die Besammlungsgerechtigkeit für	7	—	—
Die der Stadt Delitzsch nebst vier Dörfern für	6	7	6
Die der Stadt Bitterfeld	7	—	—
Die der Stadt Eilenburg für zwei Ries Papier, Werth	5	—	—
Das Amt Ostrau, 14 Dörfer	5	15	—
Drei verschiedene Rittergüter zu Roitsch	1	15	—
Die Gerichtsbezirke Tiefensee und Glessine, zwölf Dörfer und einige Güter enthaltend, für	13	—	—
Die Gerichtsbezirke Dobernitz u. Schenkenberg, 18 Dörfer u. einige einzelne Güter enthaltend für	15	20	—
Das Dorf Laue für	—	15	—
Die Dörfer Bärendorf und Hayn	—	17	6
in Summa	285	—	—
Zahlte außerdem für die in diesen Revieren beschäftigten Sammler an die Staatscasse Gewerbesteuer	32	—	—
Summa Summarum	317	—	—

und erhielt dafür durchschnittlich jährlich an Lumpen:

367 Ctnr. 82 Pf. weiße
892 " 45 " ordinaire
1260 Ctnr. 17 Pf.

Die weißen Lumpen bezahlte er an die Sammler mit 5 Rthlrn., die ordinairen Lumpen mit 1½ Rthlr.

	Rthlr.	Sgr.
also zusammen mit	3025	6
Hierzu die Erwerbskosten der Reviere und die Staatsabgaben mit	317	—
also für den ganzen Erwerb	3342	6

oder 2 Rthlr. 19½ Sgr. pro Ctnr.

Nun verbrauchte die Fabrik aber jährlich 5353 Ctnr. 72 Pf. Lumpen; leicht ist es also zu ermessen, wie vielfach die Bemühungen noch hätten gesteigert werden müssen, wenn der ganze Bedarf auf ähnliche Weise hätte beschafft werden sollen. Dies war jedoch nicht der Fall, sondern die größern inländischen Lumpenhandlungen besorgten die fernere Zufuhr, zwar für hohen Preis, aber doch sicher, und besorgen dieselben noch, obgleich durch Erweiterung der Fabrik der Bedarf sich jetzt um ⅓ vermehrt hat und die Pachtung nicht fortgesetzt wurde. Doch wirkt die Nähe dieser bevorrechteten Reviere immer störend ein, indem noch im Sommer 1836 auf dem Wege zwischen Merseburg und Halle eine ganze Fuhre Hadern auf offener Landstraße unter dem Vorwande, daß sie im privilegirten Bezirke gesammelt sein könnten, angehalten und erst nach Monaten auf mühselig gewonnenes, rechtliches Geheiß wieder verabfolgt wurden. Der privilegirte Besitzer des benachbarten Bezirks hat aber, während er keinen andern Sammler zu dulden braucht, das volle Recht, in dem ganzen preußischen Staate bis vor die Thür der benachbarten Fabrik seine Sammler auszusenden. Und nun die Frage: sind solche Überreste alter, ehemals nothwendiger, jetzt aber nur schädlicher und ungerecht wirkender Gesetze dem Erblühen der Papierfabrication vortheilhaft oder nachtheilig?

Schon nach dem Obigen wird jeder Unbefangene sich für die Verwerflichkeit dieser leider noch fortwirkenden Misbräuche entscheiden, wird dies aber mit noch mehr gesteigerter Überzeugung thun, wenn er ferner erwägt, wie es bei deren Fortbestehen ein frommer Wunsch bleiben muß, auf unserm Papiermarkte irgend eine Gleichmäßigkeit in Bezug auf Preis, Format, Qualität und Benennung der Sorten entstehen zu sehen.

Der eine Fabricant, noch im Besitze eines großen Lumpenreviers, in welchem er den Einkaufspreis bestimmt, verarbeitet daraus lauter wohlfeile Lumpen, der andere nur einen Theil theure, der dritte aber lauter theure, durch die Concurrenz des Auslandes und der bevorzugten Nachbarn ihm im Preise gesteigerte Hadern. Ist Letzterer wol im Stande, so wohlfeilen Preises seine Fabricate abzugeben, als Jene? Und muß er es thun, so ist er gezwungen, sie entweder ohne Vortheil zu verkaufen oder die Waare zu verringern, bei gleicher Benennung entweder leichter, weniger weiß oder schlechter appretirt dieselbe zu liefern.

Da vielfach die kleinern Staaten den Schutz, welchen sie der Sammlungsgerechtigkeit gewähren, an die Bedingung knüpfen, daß die Papierfabriken den Kanzleien dafür eine gewisse Menge Papier in vorgeschriebenem Format, Güte und Farbe liefern müssen, so ist

damit, daß nun das mehrgefertigte ebenfalls in diesen nach den verschiedenen Ländern verschiedenen Eigenschaften zu Markte kommt, die zweite Bedingung der Ungleichheit gegeben; die dritte bestehet aber darin, daß verschiedene Gegenden ganz verschieden qualificirte Lumpen liefern.

So liefern z. B. alle Leinwandhandel treibende Gegenden die wenigsten feinen Lumpen; aus dem einfachen Grunde, weil man dort die feine Leinwand verkauft und die Wergleinwand consumirt, die Dörfer überhaupt weniger feine als die Städte.

Manche Gegenden liefern vorzugsweise halbgebleichte, wie z. B. Schlesien, wo viele dergleichen Kleider getragen werden; dagegen gibt Ostpreußen nur schlechte, sehr unreine Lumpen in die Papierfabriken ab, weil dort Niemand niedern Standes Strümpfe, selten Schuhe trägt, sich aber sorgfältig mit Lumpen die Füße umwickelt, welche erst, wenn sie zu diesem Gebrauche nicht mehr dienen, in die Papiermühle kommen.

Die Gegenden am Harz und das Eichsfeld liefern viele blaue Lumpen, Böhmen viele weiße Lumpen, mit wollenem Einschlag, die Mark Brandenburg liefert sandige Lumpen, weil unter jedem Flick sich dieser Feind der Papierfabrication verbirgt, wenn der Bewohner mit seinen Leinenhosen den heimathlichen Boden berührt. Die Schweiz hat schon Hanflumpen, welche Teutschland fehlen, während Frankreich dies treffliche Material im Überfluß besitzt.

Überblickt man nun diese Verschiedenheit des Materials, so erkennt man hierin gewiß eine neue Bedingung der verschiedenen Production unserer Fabriken an. Nur wenn der Handel sich aller dieser verschiedenen Lumpensorten bemächtigt und sie gleichmäßig für gleichen Preis an die verschiedenen Fabricanten vertheilt, welche dadurch, daß sie sich nur diesem Lieferanten verpflichten, aller übrigen hindernden Verpflichtungen quitt werden; nur wenn dies überall geschieht, wie es in den ältern preuß. Provinzen jetzt der Fall ist und in Frankreich, England und Holland längst geschah, nur dann kann der teutschen Papierfabrication schnelles Gedeihen erwartet werden.

Von den Gesetzen, welche den Lumpenhandel regulirten, und nur von diesen allein, hing und hängt noch das Wohl und Wehe der teutschen Papierfabrication ab.

Wer nicht ganz befangenen Blickes ist, wird bei vorurtheilsfreier Prüfung der angeführten Thatsachen dieser Meinung gewiß beitreten, und wünschen, daß nicht allein die sämmtlichen noch bestehenden Privilegien bald verschwinden, sondern daß auch wo möglich, wenigstens in ganz Teutschland, der Lumpenhandel frei, gegen das Ausland derselbe aber mit einem noch höhern Ausgangszoll besteuert, oder noch besser, gänzlich verboten würde, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Dies Material kann, ist es einmal verschwunden, dem Lande nie wiedergegeben werden, da es nirgends, außer vielleicht im Kirchenstaate, wo es wenigstens 1818 den Engländern noch gestattet war, Lumpen aufzukaufen (Kees, Darst. Fol. 591), ausgeführt werden darf, und auch nicht absichtlich producirt wird. Denn wer legte wol der Papierfabrication zu Liebe ein Kleidungsstück auch nur Einen Tag früher ab, als es die Noth erfodert? Wolle, Flachs, Baumwolle und jedes andere rohe Material vermehrt sich nach Bedarf, die Lumpen aber nie! — nur sorgfältiges Sammeln der vorhandenen kann sich die Industrie zur Aufgabe machen; die Production zu befördern wird ihr aber so wenig gelingen, als durch den Handel Ersatz zu liefern.

2) Weil das Ausland, selbst wenn es unsere Ausgangssteuer zahlt, immer noch wohlfeiler unsere Lumpen bezieht, als es dieselben bei sich selbst haben kann. Nicht sowol England, welches zur Versorgung seiner Colonien und des südamerikanischen Continents mit Papier und zur Einschmuggelei zugeschnittener Leinwand, z. B. der Beinkleider für die Armee, gewiß noch viele, doch aber nicht die meisten teutschen Hadern gebraucht; wol aber Amerika kauft jetzt die größten Quantitäten teutscher Lumpen, und muß es thun, weil der Papierbedarf dort groß, die Sammlung der Lumpen aber sehr kostspielig ist, denn ihr Preis wird von der dichtern oder weitern Bevölkerung des Sammlungsbezirkes bedingt. Für fast gleiche Sammlungskosten liefert eine mit 2000 Einwohnern bevölkerte Quadratmeile Landes viermal so viel Lumpen als eine nur von 500 Menschen bewohnte. Berücksichtigt man nun, daß im preußischen Staate auf jede Quadratmeile 2618 Einwohner kommen, während die vereinigten Staaten von Amerika bei einem Flächenraume von 113,800 Quadratmeilen und 13,500,000 Einwohnern nur 118 darauf zählen, so ergibt sich leicht, daß die Mühe des Besammelns dort 22mal größer ist als hier, folglich der Preis der Lumpen auch verhältnißmäßig höher sein muß; daß also ein Ausgangszoll von zwei Rthlr. pr. Ctnr. uns um so weniger gegen das Bedürfniß jenes Staates schützt, als jetzt die Frachten dorthin so wohlfeil geworden sind, daß der Ctnr. dadurch nicht mehr im Preise erhöhet wird, als wenn sich ein Fabricant in der Nähe von Leipzig seinen Bedarf per Axe von Berlin kommen läßt.

Die Ausgangssteuer erreicht durch den Zolltarif in den preußischen Vereinstaaten kaum den dritten Theil des Werthes der guten weißen Lumpen, wovon jetzt der Ctnr. zwischen 6 und 8 Rthlr. gilt, während dort die Sammlungskosten diesen doch um das Zwanzigfache erhöhen. Wollen wir daher unsern Papierfabriken dies kostbare, nie zu ersetzende Material erhalten, so kann nur ein gänzliches Ausfuhrverbot, wie es dafür in allen andern großen Staaten besteht, dies bewirken.

Unsere teutschen Staatsmänner betrachten nun zwar den Erlös für die ausgeführten Lumpen als reinen Gewinn, welchen man vom Auslande zieht (s. Färber's Beiträge, Fol. 64 und 65); sollten sie sich hierin aber wol nicht irren? Gewiß würde es dem preuß. Staate von größerm Vortheile gewesen sein, wenn die 23,904 Ctnr. Lumpen, welche der Angabe dieses Staatsmannes zufolge in den drei Jahren, von 1829 bis 1831, öffentlich über die preuß. Grenze gingen, im Lande geblieben wären, und statt des kleinen Gewinnes, welchen sie den Lumpenhändlern abwarfen, den Papierfabriken mehr Beschäftigung und Ermuthigung gegeben hätten; der Gewinn wäre, wenn auch nicht so offenbar, doch gewiß ebenso

sicher gewesen und, vergrößert durch den industriösen Fleiß, in den Händen vieler Arbeiter und der Fabricanten geblieben.

Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß der Bedarf des Auslandes uns zuerst einen Lumpenhandel bilden half, denn nur langsam entsagt der einzelne Mensch sowol als ganze Gewerbe vieljähriger Gewohnheit, und der kleine Krieg, welcher sich nach eröffneter Gewerbefreiheit zwischen den Interessen des industriösen Kaufmanns und den falsch verstandenen Fabrikvortheilen des sich im Besitz aller Localkenntnisse befindenden Papierfabricanten entspann, würde noch lange nicht zum wahren Vortheile beider streitenden Parteien entschieden worden sein, wenn nicht das Ausland dem Erstern mit seinem Gelde die Waffen in die Hand gegeben hätte, womit sich endlich der Handel den Sieg errang. Allein dieser ist gegen Vorurtheil und Schlendrian nur erkämpft; ein, wenigstens in Berlin und den preußischen Hafenplätzen, auch in einigen Stapelplätzen am Rhein wohl eingerichteter Lumpenhandel ist nun organisirt; der Fabricant kann sich dort mit Hadern aller Art versorgen, welche, wohl sortirt und frei von Schmuz, ihm gut verpackt unter der Benennung:

SPEE als reine, gebleichte flächsene,
SPE gebleichte wergne und harte,
HW halbgebleichte,
EE ungebleichte linnene und wergne,
EB feine und grobe blaue,
EX Sackhadern

überlassen werden. Freilich muß er jetzt, wo Ausland und begünstigtes Inland dort kaufen, sie zu hohen Preisen bezahlen, welche allein durch allgemein gesetzliche Maßregeln wol nicht verringert, so doch gleichmäßiger festgestellt werden können, und daß solche Maßregeln dem wirklich vorhandenen Aufstreben der Papierfabrication in Teutschland zu Hilfe kommen möchten, muß Jeder wünschen, dem das Wohl dieses wichtigen Erwerbszweiges am Herzen liegt. Wie viel ist nicht bereits im 19. Jahrh. von den Fabricanten selbst gethan worden! Ist es unbillig, wenn sie erwarten, daß man ihre Bemühungen auch einmal unterstützen und denselben bleibende, immer gedeihlichere Erfolge sichern werde?

Vor Ausbruch des Krieges von 1806 bestanden im ganzen nördlichen Teutschland nur sehr wenige Papiermühlen von einiger Bedeutung. Fast alle beschäftigten sie nur Eine Bütte. Dergleichen von zwei Bütten wurden schon als bedeutend angesehen, und mehr als diese Zahl hatten im ganzen preuß. Staate z. B. wol nur die Fabriken zu Spechtshausen, welche auf königl. Kosten mit acht Bütten errichtet war, und die Fabrik zu Cröllwitz bei Halle, welche deren vier zählte, aufzuweisen.

Im J. 1824 gab dagegen der Geheimerath Kunth (in seiner Abhandlung über Nutzen und Schaden der Maschinen, Fol. 21) die Zahl der Papiermühlen im preuß. Staate auf 360 mit 570 Bütten und zwei Continuationsmaschinen an, wovon im westlichen Theile des Staates 133 mit 266 Bütten. In den drei Jahren von 1821 bis 1824 hatte sich die Zahl der Mühlen um 31, die der Bütten aber um 91 vermehrt. Färber's Beiträge, 1829, gaben die Zahl der Fabriken im preuß. Staate auf 392 und die der Bütten auf 654 an. Es haben sich also in fünf Jahren die Fabriken wieder um 32, die Bütten um 84 vermehrt. Man sieht, da hier nach beiden Angaben schon auf jede neu errichtete Fabrik beinahe drei Bütten kommen, daß bei deren Anlage ein ganz anderes System befolgt wurde, welches nur in der durch den freien Lumpenhandel gesicherten Aussicht auf den möglichen Erwerb des erfoderlichen rohen Materials seine Basis haben konnte.

Noch viel bedeutender sind die Fortschritte dieses wichtigen Gewerbzweiges nun aber in neuester Zeit gewesen. Der preuß. Staat hat die Zahl seiner Bütten wieder um viele vermehrt und seit 1834, wo das der berliner Maschinenfabrik auf 15 Jahre verliehene ausschließliche Privilegium erlosch, daneben acht neue Continuationsmaschinen innerhalb seiner Grenzen entstehen sehen; auch Sachsen, welches überhaupt 60 Papiermühlen besitzt, hat deren drei jetzt aufzuweisen und liefert besonders aus der großen Fabrik des Herrn F. A. Fischer zu Bautzen, welche neben einer Maschine noch zwölf Bütten beschäftigt, treffliche Brief-, feine Druck- und Schreibpapiere. Im Königreich Hanover, worin sich überhaupt 51 Papierfabriken befinden, welche 18,000 Ballen Papier zu einem Werthe von 350,000 Rthlrn. jährlich liefern (Mitth. d. hanov. Direction des Gewerbevereins, 1836), ist zu Hameln auch eine Maschine in Thätigkeit, und die umfangreichen Fabriken zu Bachendorf bei Celle und bei Osnabrück liefern schöne Papiere. In Baiern, woselbst 132 Papiermühlen überhaupt beschäftigt sind, ist zu Marien-Zell von den Herren König und Bauer, den berühmten Erfindern der Walzenpresse zum Bücherdruck, auch eine Maschine errichtet, und die Zahl der Bütten hat sich vermehrt und ihr Product verbessert. Im Großherzogthume Hessen befinden sich 32, in Kurhessen 17, im Braunschweig'schen 16 und in Mecklenburg-Schwerin 7 Papierfabriken.

In Österreich hat sich nach der Angabe von v. Kees in der neuesten Zeit die Anzahl der Papierfabriken nicht vermehrt, doch hat sich das Fabricat verbessert, seitdem die 1768 eingerichteten Lumpenreviere aufgehoben sind und der Ausgang der Lumpen nur gegen besonders nachzusuchende Concession gestattet ist.

Im Badischen, worin 30 Papierfabriken thätig sind, und im Königreiche Würtemberg, welches 1822 deren 56 besaß, besonders im erstern Lande, wo die Herren Gebrüder von Rauch und Herr Bohrenberger, auch die Herren Bule und Sohn und mehre andere Fabricanten so schöne Resultate mit Hilfe ihrer Continuationsmaschinen erzielten, hat die Papierfabrication sehr erfreuliche Fortschritte gemacht, sodaß wir Teutschen jetzt wol mit Recht uns wieder in die Reihe der gutes, ja schönes, Papier erzeugenden Völker als eingeführt betrachten können.

Alle teutschen Fabriken sind zwar noch nicht, was sie sein sollen, allein in welchem Lande ist dies der Fall? In Frankreich, in England und Holland gibt es gut und schlecht betriebene Geschäfte. Aber auch feine und grobe Papiere werden gebraucht, und eben darin, daß

jetzt, wer Betriebskraft, Geld und Industrie besitzt, damit Etwas Tüchtiges zu produciren vermag, während er sonst durch die eisernen Banden der Lumpenreviere und des Handwerksschlendrians zur Sudelei verdammt war; darin liegt der Unterschied der jetzigen gegen die frühere Zeit, nicht aber in der Persönlichkeit der Mühlenbesitzer, welche sonst *Handwerker bleiben mußten, jetzt aber, wo sie dazu befähigt sind, fast überall schon Fabricanten sind.* Nur verlange man nicht, daß sie deshalb alle Papiere des Auslandes ganz entbehrlich machen sollen. Denn manche Sorten Papier werden wir nicht eher machen können, als bis wir dazu das Material vom Auslande bekommen, und dies ist bei den dort bestehenden Gesetzen unmöglich, selbst wenn dessen Bezug vortheilhaft erschiene. So z. B. kann gutes Kupferdruckpapier nur aus Hanflumpen dargestellt werden, welche in ganz Teutschland fehlen. Ganz tadelfreies Zeichnenpapier bedarf desselben Stoffes und würde, da der Bedarf zu gering und dessen Erzeugung eine ganz besonders sorgfältige Fabrikeinrichtung erfodert, wol nur dann mit Nutzen producirt werden können, wenn der Papierluxus überhaupt mehr zunähme, denn vor der Hand liefert *eine Fabrik* ziemlich genug davon für halb Europa. Der Buchhandel hat damit jetzt einen löblichen Anfang gemacht, während im Übrigen der Teutsche sich leider noch immer gern mit geringem, aber wohlfeilem *Schreibpapier* begnügt, und selbst die Behörden noch fodern, daß ihre Arbeiter sich auf grauem Conceptpapier die Augen verderben und so eine doppelt schädliche Sparsamkeit geltend machen.

Da trotz der Ausfuhr noch immer Stoff genug zu dem bedeutend gesteigerten Papierverbrauche sich darbietet, ohne daß wir zu Surrogaten für Lumpen unsere Zuflucht nehmen dürfen, so geht hieraus schon eigentlich der Beweis hervor, daß die vielfach geäußerte Besorgniß, es werde einstmals wirklicher Mangel an Lumpen entstehen, ziemlich voreilig ist. Zur Beruhigung besorgter Papierconsumenten sei daher hier noch angeführt, daß so leicht die Gefahr, auf Stroh-, Brennessel- oder gar Runkelrübenpapier schreiben oder drucken zu müssen, noch nicht bevorsteht. Denn erstlich vermehren sich die Lumpen mit der Bevölkerung, und erfahrungsmäßig liefert jeder Mensch, groß oder klein, frei- oder unfreiwillig, jährlich 4 Pfund Lumpen, wobei $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ ungebleichte und bunte sind, an die Papierfabrication ab (vorausgesetzt, daß das Sammlungsgeschäft richtig betrieben wird); und dann zweitens haben wir ja jetzt die Kunst erlernt, mit Hilfe eines zweckmäßigen Bleichverfahrens aus den grauen und bunten Lumpen schöne weiße Papiere zu machen. Es werden also diese nachrücken, den Schreib- und Druckbedarf gewiß decken, und höchstens die Verbraucher der ganz geringen Papiersorten würden bei noch mehr gesteigerter Exportation der Lumpen oder noch sehr erhöhtem innern Bedarf zu fürchten haben, daß Papiere, aus Lumpensurrogaten gefertigt, ihren Bedarf abhalten müßten. Doch auch diese Besorgniß ist noch voreilig, denn rechnen wir, daß jede Bütte jährlich 3000 Ries Papier producirt und dazu 600 Ctnr. Lumpen bedarf, welche Annahme jeder Sachverständige als richtig anerkennen wird, eine Maschine aber vier Bütten gleich zu achten ist, so hatte der preußische Staat, welcher im J. 1824 570 Bütten und 2 Maschinen beschäftigte und damals ungefähr 12,000,000 Einwohner zählte, 48,000,000 Pf. Lumpen zur Disposition seines Handels und seiner Fabriken, wovon ersterer nach dem Zollregister vom J. 1831 als Ausfuhrartikel 879,780 Pf., letztere nach obiger Annahme 38,148,000 Pf. beanspruchten. Folglich bleibt noch ein Plus von 8,972,220 Pf. im Lande, wovon nun wol noch ein Theil durch Schmuggelhandel dem Lande entzogen, der Rest aber gewiß von den betriebsamsten Fabricanten benutzt wird, welche in ihrem Betriebe mehr als die angenommene Centnerzahl consumiren, was um so leichter möglich, da theils viele Fabriken nach holländischer Art mit doppelten Formen jetzt arbeiten lassen, wodurch die Production sehr gesteigert wird, theils bei den jetzt üblichen größern und stärkern Formaten auch mehr als zwei Ctnr. Lumpen auf den Ballen Papier verbraucht werden.

Über den gegenwärtigen Zustand der Papierfabrication im Allgemeinen mögen noch folgende Notizen hier Platz finden:

In Färber's neuen Beiträgen zur Kenntniß des gewerblichen Zustandes der preuß. Monarchie, aus amtlichen Quellen, Berlin, 1832, finden wir über Ein- und Ausfuhr von Papier Folgendes angeführt:

a) *Graues Lösch- und Packpapier.*

	eingeführt	ausgeführt
1829	4,360 Ctnr.	604 Ctnr.
1830	4,363 „	502 „
1831	4,355 „	375 „
	13,078 Ctnr.	1,481 Ctnr.
Durchschnittlich	4,359 Ctnr.	493 Ctnr.

b) *Ungeleimtes Druckpapier, auch weißes und gefärbtes Packpapier.*

	eingeführt	ausgeführt
1829	5,443 Ctnr.	986 Ctnr.
1830	5,198 „	788 „
1831	5,421 „	729 „
	16,062 Ctnr.	2,503 Ctnr.
Durchschnittlich	5,354 Ctnr.	834 Ctnr.

c) *Alle andere Papiergattungen.*

	eingeführt	ausgeführt
1829	5,689 Ctnr.	6,319 Ctnr.
1830	4,337 „	6,512 „
1831	4,320 „	5,600 „
	14,346 Ctnr.	18,431 Ctnr.
Durchschnittlich	4,782 Ctnr.	6,143 Ctnr.

Das Land führte also in den drei letzten Jahren jährlich 3866 Ctnr. graues Lösch- und Packpapier und 4520 Ctnr. ungeleimtes Druck- und gefärbtes Packpapier mehr ein als aus, aber 1361 Ctnr. andere feine Papiergattungen mehr aus als ein.

Diese ersten beiden Gattungen von Papier sind besonders ein unentbehrliches Bedürfniß der Gewerbe bei der Verpackung der Fabricate und bei dem Handel, welche sich im preußischen Staate sehr erweitert haben.

In den drei Jahren 1826, 1827 und 1828 überstieg die Einfuhr die Ausfuhr in Lösch- und Packpapier nur um 9838 Ctnr. und in ungeleimtem Druckpapier um 9638 Ctnr., also jährlich mit 3279 und 3212 Ctnr.

Erfreulich ist das veränderte Verhältniß der Fabrication der feinern übrigen Papiergattungen in den letzt verflossenen drei Jahren, da nach demselben die Ausfuhr um 1361 Ctnr. die Einfuhr übersteigt. So wenig dies auch scheinen mag, so ist doch nun Aussicht darauf vorhanden, daß endlich Preußen auch in der Papierfabrication die ihm gebührende Stelle einnehmen und die Lumpen, die es andern Ländern zuführt, selbst gewinnreich verarbeiten werde.

Übrigens bleiben auch in der Ausfuhr der feinen Papiergattungen die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Schlesien fast ganz zurück. Brandenburg führte doch 424 Ctnr., Sachsen 658 Ctnr. aus, aber die westlichen Provinzen gingen auch hier in der Industrie voraus. Westfalen führte allein im letzten Jahre 3401 Ctnr., die Rheinprovinzen 1017 Ctnr. feines Papier aus.

Dies ist aber auch ganz leicht dadurch erklärlich, daß sie fast um 20 Jahre früher einen freien Lumpenhandel besaßen und das Zunftwesen abschaffen konnten, auch am ersten Gelegenheit hatten, sich mit geübten Leuten aus Holland und Frankreich zu versorgen.

Den Zustand der Papierfabrication im österreichischen Staate bezeichnet v. Kees in seiner Darstellung des Fabrik- und Gewerbwesens, Wien 1824, folgender Art:

Die Papierfabrication, welche im vorigen Jahrhundert ungeachtet der Sorgfalt der Staatsverwaltung und der vielen zur Emporbringung derselben getroffenen Verfügungen weit zurückgeblieben war, hat in der neuern Zeit sowol in Hinsicht ihres Umfanges als in Hinsicht auf die Qualität der Papiere sehr bedeutende Fortschritte gemacht.

In denjenigen Provinzen, wo dieser Industriezweig schon seit längerer Zeit betrieben wird, wie in Böhmen, Österreich und im lombardisch-venetianischen Königreiche, hat man es in einigen Papiergattungen bereits zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht; in den übrigen Provinzen, wie in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien 2c., ist die Zahl der Papiermühlen nicht nur vermehrt worden, sondern das Papier hat auch sichtlich an Schönheit und Güte gewonnen.

Von allen Provinzen dürfte Böhmen in quantitativer und qualitativer Hinsicht den ersten Rang behaupten. Vor einigen Jahren waren in diesem Lande noch 107 Papiermühlen mit 627 Papiermachern gezählt worden, welche mit Ausnahme des Stahlpapiers für Nähnadeln und der Preßspähne nach englischer Art alle übrigen Papiergattungen verfertigen.

An Böhmen darf das lombardisch-venetianische Königreich, wo über 100 Papiermühlen bestehen, angereiht werden. Ungeachtet die meisten davon, was auch in Böhmen der Fall ist, nur klein sind, und mit einer einzigen Bütte betrieben werden, so gibt es doch darunter mehre von bedeutendem Umfange, und das Venetianische allein zählt gegenwärtig 55 Papierfabriken.

In Österreich unter der Ens bestehen neun königl. kaiserl. privilegirte Papierfabriken, wovon die eine zu Klein-Neusiedel 20 Bütten hat und außerdem noch sieben Papiermühlen, welche Privatbesitzern gehören. Der Fabrik zu Klein-Neusiedel gebührt das Verdienst, zuerst seine Papiere über Velinformen gearbeitet zu haben. Die bei Alberti 1792 in Wien gedruckte Quartausgabe von Ossian's und Sined's Liedern war das erste auf österreichischem Velinpapiere gedruckte Werk.

In Österreich ob der Ens sind nur kleine Papiermühlen; Illyrien hat Papierfabriken zu Padgora, Heidenschaft, Görtschach und Seidenburg.

In Mähren sind 13, in Galizien 11 Papiermühlen, welche in beiden Ländern nur die gewöhnlichen Papiere darstellen, was auch die 40 ungrischen und siebenbürgischen Papiermühlen thun.

Die Ausfuhr aus den alten Provinzen nach dem Auslande ist eben nicht von sehr großer Bedeutung. Schon in den Mauthtabellen vom J. 1807 wurde die Einfuhr fremder Papiere in die teutschen Provinzen auf 45,352 Fl. 20 Kr. und die Ausfuhr aus teutschen Provinzen (worunter aber auch die den größten Theil consumirenden ungarischen Lande mitgerechnet sind) auf 99,416 Fl. 24 Kr. angesetzt.

Im Lande unter der Ens wurden von 1810 bis 1812 eingeführt: 366 Ries Fächerpapier, 2570 Ries gemeines Schreibpapier, 867 Ries Packpapier, 22,191 Ries Druck-, Lösch-, Schrenz-, Goldschläger- und sogenanntes Seidenpapier, und 4698 Ries großes Druckpapier, wofür der Zoll von diesen drei Jahren die Summe von 30,300 Fl. erreichte. Transito gingen durch Wien in den fünf Jahren von 1812 bis 1816 nach dem Auslande 171,757 Pf. Papier aller Gattungen. Den meisten Absatz nach dem Auslande haben ohne Zweifel die venetianischen Papierfabriken, welche ihre Papiere nach dem übrigen nicht österreichischen Italien, nach der Türkei und nach Nordamerika verschicken. Die Fabrik der Gebrüder Galvani treibt mit ihren ausgezeichnet schönen Papieren einen sehr bedeutenden Handel, und dieselben sind besonders in Amerika sehr beliebt. Dies wird sich nun wol auch geändert haben. Die Amerikaner kaufen lieber teutsche Lumpen und machen ihr Papier selbst, wie weiter unten aus der Mittheilung über Amerika zu ersehen ist.

Derselbe Verfasser sagt in seiner 1829 bei Karl Gerold in Wien herausgekommenen systemat. Darstell. d. neuesten Fortschr. 2c. (S. 624 2c.): der Zustand der Papierfabrication hat sich im österreichischen Staate seit den letzten Jahren wieder merklich verbessert. Die Zahl der Papierfabriken scheint in diesem Zeitraume nicht vermehrt worden zu sein, und beträgt gegenwärtig im österreichischen Staate über 300. Böhmen allein hatte 1823 nicht weniger als 60 Papiermühlen mit 148 Bütten, die 904 Personen beschäftigten und ein Quantum im Werthe von 684,329 Fl. erzeugten. (Wie soll sich diese Angabe des Herrn von Kees mit der frühern, worin er die Zahl der

böhmischen Fabriken auf 107 mit 627 Papiermachern ꝛc. angibt, in Übereinstimmung bringen lassen? Man muß annehmen, daß er entweder sich geirrt, oder daß viele kleine Mühlen eingegangen und dafür größere Fabriken entstanden sind). — Im Allgemeinen genommen stehen die österreichischen Papiere denen aus England, Frankreich, Holland und der Schweiz nach.

In der Ausfuhr betrug das Papier stets eine Quantität, die sich zwischen 6000 und 9300 Ctnr. hielt, und erreichte im Werthe 1820 einen Betrag von 205,890 Fl., 1821 154,200 Fl., 1822 187,700 Fl., 1823 207,500 Fl., 1824 211,450 Fl., 1825 238,900 Fl., 1826 242,315 Fl. Conv.-M. Böhmen allein führte im J. 1823 aus 113 Ctnr. Druckpapier, 2068 Ctnr. Canzlei- und 978 Ctnr. Schrenzpapier, zusammen 3159 Ctnr.; die Einfuhr von Post- und Zeichnenpapier betrug nur 59 Ctnr.

Der Zustand der Papierfabrication in Frankreich läßt sich am zuverlässigsten wol aus den Angaben des Grafen Daru ermessen, welcher auf Veranlassung des neuen Preßgesetzes 1826 Notizen über Buchdruckerei und Buchhandel dieses Landes herausgab. Er sagt darin, die Papierfabriken in Frankreich liefern jährlich 2,880,000 Ries Papier, welche 48,960,000 Pf. wiegen. (Diese Angabe ist wol etwas zu niedrig, denn Preußen hat offenbar keine verhältnißmäßig stärkere Papierproduction als Frankreich, und doch führt Färber an, daß im preußischen Staate die Zahl der producirten Papiere sich von 1819 bis 1827 von jährlich 1,132,800 auf 1,569,600 Ries gesteigert habe. Frankreich hat mehr als dreimal so viel Einwohner, gebraucht wenig oder gar kein ausländisches Papier, während Preußen noch immer Zufuhr annimmt. Wenn also die Angabe von Daru wirklich richtig ist, so ließe sich daraus wol folgern, daß die Geistescultur, welche namentlich auf den Dörfern in Frankreich noch sehr zurück ist, bedeutend weniger Lese- und Schreibbücher bedarf als in Preußen. Vielleicht vermehrt auch die bureaukratische Einrichtung des letztern Staates den Papierverbrauch). — Die dazu nöthigen Lumpen wiegen 81,600,000 Pf. Paris zählt 4000 Lumpensammler, die täglich für 1200 Fr. Lumpen sammeln. Dieser Werth verdoppelt sich in den Händen der Großhändler. Der Werth der jährlich in Paris gesammelten Lumpen ist also 1,752,000 Fr. Für das ganze Reich beträgt es 7,480,000 jährlich.

Frankreich zählt 200 Papierfabriken, die in der weitesten Ausdehnung 30,000 Menschen beschäftigen.

In England scheint die Papiermacherkunst am schwersten Wurzel geschlagen zu haben. Denn bis zum Jahre 1713, wo Thomas Watkin, ein londoner Papierhändler, sie emporbrachte, wollte kein Gedeihen derselben sichtbar werden, obgleich sogar König Wilhelm III. sich dafür interessirte, indem er die Emigranten Biscoc und Comp. bei Anlegung einer Papierfabrik besonders begünstigte, welche aber dennoch wieder in Verfall gerieth. Jetzt aber hat in diesem Lande die Papierfabrication großen Antheil an dem blühenden Zustande des Handels und der Gewerbe. Dingler's polytechn. Journal (55. Bd. 6. Hft.) sagt darüber: Wir entlehnen aus der dem Recueil industriel Decbr. 1834 beigegebenen 12. Note der Annales de statistique folgende Notizen über die Papierfabrication in England.

Im 17. Jahrh. wurde England noch größtentheils vom Continent aus mit Papier versorgt, namentlich von Frankreich. Im J. 1690 erzielte man daselbst, Dank sei es dem Edict von Nantes, schon ziemlich hübsche Papiere. Im J. 1721 fabricirte England 300,000 Riese, oder beiläufig den dritten Theil seines damaligen Bedarfs. Im J. 1783 schätzte man den mittlern Werth des fabricirten Papiers auf 19½ Millionen Fr. Im J. 1831 endlich war man der Ansicht, daß der Werth des Papiers in den drei Königreichen zu 30 bis 32 Millionen Fr. anzuschlagen sei. England besitzt 700, Schottland 70 bis 80, Irland eine noch geringere Anzahl Papierfabriken.

Aus einem Vergleiche der Papierfabrication Englands in den letzten drei Jahren ergibt sich folgende Zusammenstellung:

	1831	1832	1833
England u. Wales	51,149,069 Fr.	52,923,026 Fr.	55,912,774 Fr.
Schottland	8,354,508 „	8,806,780 „	9,088,014 „
Irland	1,771,827 „	2,179,303 „	2,397,868 „

Die davon erhobenen Abgaben beliefen sich

	1831	1832	1833
England u. Wales	566,029 Pf.St.	590,259 Pf.St.	622,933 Pf.St.
Schottland	94,559 „	100,061 „	102,556 „
Irland	19,212 „	24,303 „	26,785 „

Die Auflagen betragen in England jährlich dreimal so viel als der Gesammtverdienst aller in den Papierfabriken beschäftigten Arbeiter.

England erzeugt gegenwärtig nicht allein seinen eignen Bedarf an Papier, sondern es führt jährlich 2 bis 3 Millionen Pf. Papier aus, deren Werth auf 2½ Millionen F. angeschlagen werden kann, von denen der Fiscus eine Auflage von 950,000 Fr. erhebt.

Wie weit man es in England, selbst in fabriklichen Spielereien, gebracht hat, deren Gelingen aber doch immer einen ernsthaften Beweis für die Geschicklichkeit der Fabricanten und die Tüchtigkeit der benutzten Maschinen abgibt, darüber belehrt uns eine Notiz in Weber's Zeitblatt für Gewerbtreibende, Nr. 15. Jahrgang 1829. S. 240, worin er sagt: Zu White-Hall-Mill in Derbyshire ist neuerlich ein Bogen Papier gefertigt worden, der 13,800 Fuß lang, vier Fuß breit war und anderthalb Acker Land hätte bedecken können.

Hassel (neue geographische und statistische Ephemeriden. XXIII. 1827. S. 409) sagt über den Zustand der Papierfabrication in der Schweiz:

Es finden sich gegenwärtig in der Schweiz 47 Papierfabriken, die mit 82 Bütten arbeiten, die meisten Bütten, 19 an der Zahl, hat Basel. In den sämmtlichen Fabriken arbeiten gegen 650 Menschen, dazu Lumpensammler und andere Hilfsarbeiter, womit die Zahl auf 1200 steigt. Jede Bütte liefert mindestens im Durchschnitt für 10,000, also 82, mithin für etwa 820,000 Fr. Papier.

Schweden hatte im Jahre 1831 90 Papiermühlen, worin 1338 Arbeiter beschäftigt waren (Brahn, Miscellen 1834. 5. Heft. S. 211), Dänemark deren 22.

Im russischen Reiche bestanden laut Meyer's Briefen über Rußland (Göttingen 1778) dazumal nur 23 Papiermühlen, wovon jedoch, wenn man einem andern Schriftsteller glauben darf (Georgi, Bemerkungen auf einer Reise im russischen Reiche im J. 1772 [Petersburg 1775]), eine von außergewöhnlicher Größe schon damals in Thätigkeit war. Es sagt derselbe: Zu Jaroslaw ist eine Papiermühle, die 70 Bütten und 28 Holländer hat, und 150 Arbeiter mit ihren Familien beschäftigt. Jährlich werden 50,000 Ries Papier darin gemacht. Ein Pud Habern gibt 35 Pf. Papier.

In neuester Zeit hat die Papierfabrication in Rußland nun aber auch bedeutende Fortschritte gemacht, und in Petersburg auf der kaiserlichen Fabrik ist schon seit 1822 eine Continuationsmaschine; in der Fabrik des Herrn von Roll daselbst aber sind neun Bütten im Betriebe, die vortreffliche Papiere liefern. Unweit Odessa besitzt ein Herr von Cromhewsky eine Papierfabrik, ganz im neuesten Style erbaut, welche gleichfalls treffliche Waare liefert. Ganz genaue statistische Nachrichten über dies Gewerbe dort sind jedoch noch nicht bekannt; nur in den Mittheilungen, welche die Direction des hanoverschen Gewerbevereins 1836 über Papierfabrication macht, finden wir die Notiz, daß 1815 Rußland 67 Papiermühlen gehabt haben soll.

Amerika hat in den südlichen Staaten noch gar keine Papiermühlen, weil Spanien und Portugal deren Anlage im Interesse der Mutterstaaten sonst nicht gestatteten, und werden diese Länder jetzt theils von England, theils von Nordamerika aus mit Papier versorgt. Teutschland und namentlich die hanoverschen Fabriken bei Celle und Burtehude lieferten auch Einiges dahin, doch war es nie bedeutend. In Nordamerika ist dagegen ein sehr lebhafter Betrieb der Papierfabrication vorhanden. Im polytechn. Journal (35. Bd. 6. Heft. S. 481) wird darüber folgendes Nähere mitgetheilt:

In dem kleinen Staate Massachusetts sind nicht weniger als 60 Papiermühlen. Der Werth des in demselben erzeugten Papiers ist 700,000 Dollars, zu dessen Erzeugung 1700 Tones (34,000 Ctnr.) Lumpen und alte Seile verwendet werden.

Der Gesammtwerth der ganzen Papiererzeugung in den Vereinigten Staaten wird zwischen 5 und 7,000,000 Dollars geschätzt. Die Papiermacherei beschäftigt in den Vereinigten Staaten ungefähr 11,000 Menschen. Der Werth der jährlich gesammelten Lumpen wird auf 10 Millionen Dollars angeschlagen, und viele Lumpen werden aus Teutschland und Italien geholt.

Die größte Papiermühle in den Vereinigten Staaten besitzt Herr Gilpin am Brandywine in Delaware. Er macht auf seiner Maschine Papier, das netto 100 engl. Meilen lang ist (?) und nachher in die gehörigen Formate geschnitten wird (Herald Galignani Messanger. Nr. 4649).

Die Türkei und Griechenland besitzen noch gar keine Papierfabrication, und Holland, welches zwar noch immer schöne Papiere liefert, hat viel an seinem Absatz verloren, theils weil nun auch andere Staaten seine Papiere darstellen lernten, theils weil es nicht alle Fortschritte der neuesten Zeit sich hat aneignen können. So z. B. lassen sich die eine sehr geregelte Geschwindigkeit erfodernden Continuationsmaschinen der Bewegung des Windes nicht anvertrauen. Wasserkraft ist nicht da und Dampfkraft theuer, weil das Land keine Steinkohlengruben hat. Es läßt sich für Holland daher eher ein Stillstand als ein Fortschritt in der Papierproduction prophezeien.

Fassen wir nun das hier Gesagte zusammen und überblicken unbefangen den Gesammtbestand der Papierfabrication, so werden wir erkennen, daß in allen den Ländern, wo ihr eine freie Entwickelung vergönnt war und die Gesetzgeber die Eigenthümlichkeiten des ihr nothwendigen rohen Materials erkannten und schätzend beachteten, die Papierfabrication einer fortschreitenden Entwickelung sich erfreute; dahingegen im umgekehrten Falle alle Anstrengungen der Einzelnen, selbst wenn Kenntnisse und ein reeller Volkscharakter sie begünstigten, vergeblich wirkten.

Wir wollen hoffen, daß die Weisheit unserer Gesetzgeber die der Beseitigung dieser anerkannten Hindernisse noch entgegenstehenden Schwierigkeiten hinwegzuräumen wissen wird, und bald wird dann Teutschland, welches unwidersprechlich jetzt ebenso schöne Papiere liefert als andere Länder, deren auch ebenso viele und gewiß noch wohlfeiler darbieten als die Nachbarn es zu thun vermögen, denn das ganze Geheimniß, welches bei der Erzeugung besserer Papiersorten in Anwendung kommen muß, heißt Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit.

Wer wollte dem Teutschen den Sinn dafür absprechen? Er kennt dies Geheimniß und wird es anwenden, sobald er überall es ungehindert kann. Dafür sorge der Gesetzgeber, indem er die Monopole einer freien Concurrenz Platz machen läßt. *(A. L. Keferstein.)*

Papierbaum*), Papiermaulbeerbaum, s. Broussonetia.

PAPIERFABRICATION. Wie wir bereits im Artikel Papier sahen, unterscheidet sich das Papier der Japanesen, Chinesen, Koreaner, Tibetaner, Hindustaner und anderer asiatischen Völker, sowie das jetzt bei den Europäern gebräuchliche, von dem Papyrus- und Baumbastpapiere der Griechen und Römer wesentlich dadurch, daß die letztern beiden Papierarten durch Aufeinanderleimen der dem Rohr oder den Bäumen entnommenen zarten Häute entstanden, während das Papier der erstgenannten Völker sowie das unsrige gebildet wird, indem die dazu tauglichen Stoffe erst ganz zerkleinert und in eine breiartige Masse verwandelt werden, aus der dann das Papier hervorgeht. Verschieden ist jedoch hier nach

*) Die Composita von Papier, die man nicht, wie Papierfabrication, Papiergeld, Papierhandel, Papiermühle in den folgenden Specialartikeln, oder wie Papierballen, Papierbogen, unter Papier und Papierfabrication findet, suche man unter den Simplicia, also Papiertapeten, Papieroblate etc. unter Tapeten, Oblate etc. Red.



den verschiedenen Ländern das Verfahren der Papierfabrication, wie wir gleich sehen werden. In China, wo man sich der linnenen und baumwollenen Lumpen nicht bedient, um Papier zu verfertigen, gebraucht man fast in jeder Provinz andere Stoffe zu diesem Zwecke, z. B. Hanf in der Provinz Se-chuen oder Setchuen[1]), Bambusrinde (Tschu-tsé, Bambus)[2]) in Fo-kien und andern Provinzen, die Rinde des Maulbeerbaumes (morus alba) und des Tscho-ku oder Papiermaulbeerbaumes — und diese zwar hauptsächlich — in Hukang und den nördlichen Provinzen, Weizen- und Reisstroh in Tsche-kiang, die innern Gehäuse der Seidenkokons[3]) in Kiang-nan, andere Stoffe in andern Provinzen, und das Papier (chi, Tschi), welches die Chinesen liefern, und von welchen wir bereits 40 verschiedene Sorten fast in allen bekannten Farben, doch so, daß die gelbliche vorherrscht, kennen, ist im Allgemeinen sehr fein[4]) und hat eine glättere Oberfläche als das europäische, welches es auch in Beziehung seiner Masse übertrifft. Am nächsten kommen ihm das zum Durchzeichnen dienende papier lucidonique und de Guimauve, welches man, wie bereits im Artikel Papier bemerkt wurde, jetzt auch aus Stroh verfertigt[5]). Die Bambusrinde ist das Hauptpapiermaterial bei den Chinesen, und ihr Verfahren, um das Papier zu machen, ist folgendes: Die (Note 2 erwähnten) jährigen Bambussprossen läßt man rösten und mazeriren. Dies geschieht in einer ausgemauerten Grube, deren Boden mit einer Lage ungelöschten Kalkes bedeckt ist. Auf diese kommt dann der Bambus zu liegen, welcher wieder mit Kalk bedeckt wird, und mit diesem Aufeinanderschichten der genannten Stoffe fährt man fort, bis die Grube angefüllt ist. Das Ganze wird darauf mit Holz und Steinen beschwert und Wasser in die Grube gefüllt. Das Kalkwasser, welches sich bildet, durchdringt das Rohr, erweicht es und bewirkt die Trennung der Fasern von dem sie verbindenden extractivstoffartigen Leim. Nach 14 Tagen, in welcher Zeit die Mazerirung gewöhnlich erfolgt ist, werden die Bambusstängel herausgenommen und so lange mit einem eisernen Schlägel bearbeitet, bis sich nicht nur die grüne Rinde ablöst, sondern auch bis sich die weiße, holzige Substanz in eine Art Flachs verwandelt, den man dann an Stöcken aufhängt und der Sonne zum Trocknen und Bleichen überläßt. Ist dies geschehen, so wird die Masse ganz wie das erste Mal einer zweiten Mazerirung in einer Grube unterworfen, und wenn diese erfolgt ist, wird die Masse herausgenommen, auf einer gereinigten Stelle in Haufen aufgeschüttet und einer Gährung überlassen, durch welche aller Leim selbst aus den feinsten Fäserchen entfernt wird. Hierauf läßt man, indem man das verdampfende Wasser durch frisches ersetzt, die Masse einen Tag lang kochen, wobei das Wasser eine gummiartige Substanz in sich saugt, sodaß es dem Honig ähnlich wird. Ist dies geschehen, so wird die Masse aus dem Kessel genommen, in fließendem Wasser möglichst von allen ihr anklebenden Kalktheilen gereinigt, dann in Knäule zusammengebunden, in einem mit Reisstrohlauge gefüllten Kessel von Neuem gekocht und hierauf wieder gewaschen. Ist dieser Proceß vorüber, so wird das Zeuch bis zur Zeit des letzten Zerstampfens in Gruben aufbewahrt und schichtweise mit gekochtem Erbsenwasser überschüttet und fortwährend feucht erhalten. Soll endlich Papier gemacht werden, so wird die auf die angegebene Art vorbereitete Masse durch zwei Männer mit hölzernen, durch eine Schaukelvorrichtung in Bewegung gesetzte, Stößel in steinernen Mörsern bis zu einem flüssigen Breie zerstampft, der dann in eine wasserdichte Bütte oder in eine gemauerte Grube gebracht und mit Wasser verdünnt wird, worauf man auf die bei uns gebräuchliche Weise die Papierbogen mit einer aus Bambusstäbchen, die mit roher Seide, welche die Querdrähte bildet, verbunden sind, zusammengesetzten Form schöpft. Da die Stäbchen höher als breit sind, so erhalten sie dadurch eine gewisse Stärke und das chinesische Papier hat dieselben Zeichnungen wie unser nicht mit Velinformen geschöpftes Papier. Neben der Bütte steht ein aus Ziegeln aufgemauerter Ofen, welcher die Gestalt einer glatten Wand hat. Seine Länge beträgt 12—15, seine Höhe 6, seine Dicke $4\frac{1}{2}$ Fuß, und die den Arbeitern zugekehrte Außenseite desselben ist mit Gyps überzogen und äußerst geglättet. Züge heizen ihn. Die Arbeiter legen nun den geschöpften Bogen an die glatte Wand, durch deren Wärme der Bogen schnell trocknet, nehmen ihn dann ab und legen ihn zu den andern Bogen auf eine neben ihnen stehende Tafel. Hat die Höhe der aufeinanderliegenden Bogen eine gewisse Größe erreicht, so preßt man sie unter einer Hebelpresse, nimmt sie dann aus einander und vertheilt sie in Bücher von 100 Bogen. Geleimt wird das Papier in China nicht. Statt des Erbsenwassers bedient man sich auch des Reiswassers, sowie einer aus dem Ko-tongstrauche[6]) gezogenen, gummiartigen Flüssigkeit, um dem Papiere Festigkeit zu geben.

1) Nach einem chinesischen Buche, welches den Titel Su-ikyen-chi-pu führt, ließ der Kaiser Kaotsang, der dritte aus der Tang-Dynastie, ein vortreffliches Hanfpapier verfertigen und seine geheimen Verordnungen auf dasselbe schreiben. Vergl. Justi Schauplatz. 1. Bd. S. 456. 2) Die jungen Sprößlinge des Bambusrohres werden in China, wie bei uns die Hopfensprossen und der Spargel, als Nahrungsmittel gebraucht, und die südlichen Provinzen versenden sie, nachdem sie dem Dampfe siedenden Wassers ausgesetzt und dann getrocknet worden sind, in großer Menge nach den nördlichen Provinzen, wo man sie das ganze Jahr hindurch verspeist. Vergl. Mémoires des Missionaires de Pekin concern. les Chinois. T. II. p. 353. 3) Die daraus verfertigte Papierart nennen die Chinesen Lowen-chi. Wegen seiner Feinheit, Weiche und Stärke wird das chinesische Papier oft überhaupt Seidenpapier genannt, was dann auch von allen ihm ähnlichen Papierarten gilt, obgleich weder in China noch sonst wo wirkliche Seide dazu genommen wird. 4) Prechtl wog ein chinesisches 11 Zoll hohes und 7 Zoll breites Buch von 96 einzelnen Blättern und fand, daß es, die Druckfarbe mitgerechnet, deren Gewicht er auf $\frac{1}{4}$ Loth setzt, $6\frac{1}{2}$ Loth wog. Ebendieselbe Menge sehr feinen holländischen Briefpapiers, welches so durchscheinend wie das chinesische war, sodaß es auch nur auf einer Seite hätte bedruckt werden können, hatte ein Gewicht von 13 Loth, und englisches Velinpapier in demselben Verhältnisse von 18 Loth. 5) Man vergl. den Art. Papier in den Noten.

6) Diese Pflanze, welche auch Hau-tong heißt, wächst in den chinesischen Gebirgen und Wüsten. Sie hat weinstockähnliche Reben mit einer sehr zarten, glatten Haut, trägt kleine, säuerliche und eßbare Erbsen von einer grünweißlichen Farbe und kriecht entweder auf der Erde hin oder hängt sich mit ihren Reben an Bäume

Doch scheint es, daß die Chinesen das für die Europäer, Mandschen und Mongolen bestimmte Papier nach europäischer Art alaunen oder faniren, welches letztere Wort vom chinesischen Worte Fan [7]), d. i. Alaun, gebildet ist. Die Chinesen verfertigen auch Papierbogen von 12, 16, ja 60 Fuß Länge und 4—5 Fuß Breite. Die dazu gehörige Form wird mittels an der Decke befestigter Rollen bewegt, und die Bogen werden auf die gewöhnliche Art abgenommen. Dies Papier, welches hauptsächlich zu Tapeten verbraucht wird, heißt bei den Chinesen Pe-lu-tschi. Auch das Umarbeiten von altem beschriebenen und bedruckten Papiere ist den Chinesen bekannt und die Bewohner eines ganzen, an die Begräbnißplätze Pekings grenzenden, Dorfes beschäftigten sich vorzugsweise damit. Sie kaufen für einen geringen Preis das alte Papier in Peking sowol als in den Provinzen, und machen davon große Haufen in ihren Häusern, welche alle eine Einfassung von weiß getünchten und geglätteten Mauern haben. Sie waschen das Papier auf einem abschüssigen Pflaster bei einem Brunnen, indem sie Hände und Füße zu seiner Reinigung gebrauchen. Hierauf wird die Masse so lange gekocht, bis der Papierbrei entsteht, aus welchem man dann mit höchster Wahrscheinlichkeit die Bogen auf die gewöhnliche Art schöpft, sie dann an die geglätteten Mauern klebt und von der Sonne trocknen läßt. Denn du Halde ist hier so dunkel, daß es unmöglich ist, anzunehmen, daß Papier könne so verfertigt werden, wie er angibt. Soll das chinesische Papier auf beiden Seiten beschrieben werden, so müssen zwei Bogen zusammengeleimt werden, denn das gewöhnliche Schreibpapier, welches nur auf einer Seite beschrieben oder vielmehr bemalt wird, ist auf der einen Seite weniger glatt als auf der andern, welches sich aus der Art, wie es getrocknet wird, erklärlich macht [8]).

Das sogenannte versilberte Papier der Chinesen, welches der Sage nach der zur Tsidynastie gehörige Kaiser Kao-ti erfunden haben soll, wird mit Talg zubereitet, den die Chinesen aus der Provinz Se-tchuen, lieber aber aus Rußland, beziehen und Yunmuache benennen. Sie lassen diesen Talg vier Stunden lang kochen, legen ihn dann 24 Stunden in Wasser, waschen ihn darauf sorgfältig und zerklopfen ihn in einem linnenen Sacke. Mit Alaun so vermischt, daß auf 10 Pf. Talg 3 Pf. Alaun kommen, wird die Masse in einer Handmühle gemahlen, das Pulver durch ein Haarsieb durchgesiebt und dann in kochendes Wasser geworfen, welches man darauf abgießt. Der Rückstand wird in der Sonne getrocknet, zu Pulver gestoßen und zwei Mal durchgesiebt. Hierauf werden zwei Scrupel aus Kuhleder verfertigten Leims und $1\frac{1}{2}$ Scrupel Alaun zugesetzt und die Masse in einer halben Pinte reinen Wassers eingekocht. Dann breitet man einige Bogen Papier über einen ganz glatten Tisch und überstreicht sie so gleichmäßig, wie möglich, mit einem in den Leim getauchten Pinsel, schüttet endlich den Talgstaub durch ein Sieb darüber und läßt die Bogen trocknen. Ist dies geschehen, so werden sie von Neuem auf einen Tisch ausgebreitet, man wischt den überflüssigen Talg mit Baumwolle ab und das versilberte Papier ist fertig. Mit diesem in Wasser aufgelösten und mit Leim und Alaun vermischten Kalkstaube zeichnet man auch allerhand Figuren auf das Papier.

Übrigens hat das chinesische Papier keine lange Dauer, es bricht leichter als das europäische, saugt leichter Feuchtigkeiten ein und ist dem Wurmfraße sehr ausgesetzt. Wie ungeheuer übrigens der Papierverbrauch in China sein muß, geht daraus hervor, daß man nicht allein außerordentlich viel schreibt und druckt, sondern auch die Fenstergitter wie die Wände der Zimmer mit Papier überzieht, während die Decken mit Papierfiguren aller Art geschmückt sind, welches Alles jährlich erneuert wird. Auch die Laternenverfertigung nimmt sehr viel Papier hinweg [9]).

---

7) Description geogr. histor. chronolog. polit. et physique de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise etc. par P. J. B. du Halde. T. II. p. 285. Das Wort Fan bedeutet im Chinesischen schwefelsaures Salz. Daher heißt Pe-fan (weißer Fan) soviel wie Alaun, Hei-fan (grüner Fan) Eisenvitriol; Tan-fan (blauer Fan) Kupfervitriol, Hoang-fan (gelber Fan) Zinkvitriol. Es sind aber zu dem Faniren sechs Unzen gemeinen, sehr klaren und reinen Leimes nöthig, welcher in zwölf kleine Schalen kochenden Wassers geworfen und sorgfältig umgerührt wird. In diesem Leim läßt man zwölf Unzen weißen, gepulverten Alauns zergehen und zieht den Papierbogen durch diese Mischung und hängt ihn zum Trocknen auf. [illegible] Vergl. I. Prechtl's Jahrbücher. 8. Bd. S. 151 fg. 8) Man vergl. v. Justi Schauplatz. 1. Bd. S. 454. Prechtl's Jahrbücher 8. Bd. S. 151. Repert. of Arts and Manuf. Nr. 1. [illegible] I. Th. S. 321. Du Halde l. c.

9) Der berühmte D. Benj. Franklin beschrieb in den Repert. of Arts etc. ein Verfahren, große Papierblätter mit einer glatten Fläche nach chinesischer Art zu verfertigen. Das bei den Kupferdruckern so beliebte chinesische Papier stellte Metzger auf folgende Weise her. Er nahm im Winter einjährige $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll dicke Zweige des Papiermaulbeerbaumes, schnitt sie in 9 Zoll lange Stücken und band 20 — 30 dieser Stücken mit Wieden zusammen. Die Rinde löste er durch Kochen in einem Kessel ab, der mit Wasser gefüllt war, welches einen Zusatz von Holzasche hatte. Nach dem Erkalten ließ er die obere und untere auf dem Splinte sitzende, braune Rinde mit einem Messer rein abputzen, dann die nur noch mit der feinen Rinde bedeckten Zweige in reinem Wasser abwaschen und sie zum Abtrocknen auf einen reinen Tisch legen. Der Bast wurde darauf vorsichtig abgezogen, in reines Wasser gelegt, gut gewaschen und dann in einen bedeckten Kessel mit einer sehr klaren, aber nicht zu leichten, Holzaschenlauge so lange gekocht, bis sich die Fasern mit Leichtigkeit trennten. Die wiederum in reinem Wasser gewaschenen Fasern, welche nun schon eine sehr feine Masse bildeten, wurden in Säcke gethan und in frischer Lauge zu einem breiähnlichen Teig gekocht, der dann in einem dünnen Tuche so lange gewaschen wurde, bis das Wasser rein ablief. Nun wurde die Masse in einem Mörser fein gestoßen und in der Bütte sorgfältig geleimt. Er kochte zu diesem Zwecke die Althäa- oder Eibischwurzel $\frac{1}{2}$ Stunde lang in reinem Wasser, wodurch er einen durchsichtigen, hellen und glänzenden Schleim erhielt, welchen er dem Zeuche zufügte. Die geschöpften Bogen wurden darauf zwischen nicht zu grobhaarigen Filzen gepreßt und sie waren an Farbe, Güte und Reinheit den chinesischen gleich, doch nicht ganz so fein. Da dieses Papier wegen seiner Dünne auf Druckpapier geklebt werden muß, so rieth Metzger gleich große Bogen von chinesischer und gewöhnlicher Masse zu gleicher Zeit aus der Bütte zu schöpfen, beide frisch zusammenzulegen und mit einander zu pressen. Nach seiner Meinung soll sich aus einem 9 Zoll langen und $\frac{1}{4}$ Zoll dicken Zweige 1 □Fuß Papier herstellen lassen. Das ganze Verfahren erfodert übrigens die größte Sorgfalt und Reinlichkeit. Schon im J. 1786 hatte man in Frankreich die Absicht, die weißen Maulbeerbäume auf St. Domingo zur

In Japan wird das Papier aus einer Abart des Papiermaulbeerbaums, welche die Japaner Kaadsi (nach Kämpfer Morus sativa, foliis urticae mortuae, cortice papyrifera) nennen, nach Engelbrecht Kämpfer's Beschreibung auf folgende Art gemacht: In jedem Jahre schneidet man nach dem Abfalle der Blätter die jungen, wenigstens drei Fuß langen Zweige ab und macht daraus Bündel, die man in Aschenwasser abkocht. Werden sie vor dem Kochen trocken, so weicht man sie einen Tag lang in schlechtem Wasser ein, sodaß sie die nöthige Feuchtigkeit erhalten. Diese Bündel werden aufrechtstehend in einen großen, weiten und wohlverschlossenen Kessel gelegt, in welchem man sie so lange in Aschenlauge kochen läßt, bis die Rinde so weit schwindet, daß sie einen halben Zoll vom Holze an dem Ende eines jeden Reises bloßläßt. Hierauf nimmt man die Bündel aus dem Kessel, läßt sie an der Luft abkühlen, spaltet die Zweige der Länge nach auf und zieht die Rinde ab. Diese wird dann einer abermaligen Reinigung unterworfen und die gute von der schlechten abgesondert. Um dies besser bewerkstelligen zu können, läßt man sie nochmals drei bis vier Stunden im Wasser weichen, worauf man die obere schwärzlichere Rinde und die auf diese folgende grüne Haut mit einem Messer abschabt, welches die Japaner Kaadsi, Kusaggi oder das Messer vom Kaadsi nennen. Ist dies geschehen, so wird die starke, jährige Rinde, von der feinern und zärtern Rinde der jüngern Zweige abgesondert und es gibt jene das weißeste und feinste Papier, diese eine Mittelsorte von schwärzlicher Farbe. Die über ein Jahr alte Rinde wird zugleich mit den groben, ästigen, schadhaften und mißfarbenen Theilen besonders gelegt, und diese geben dann das gröbste Papier. Ist die Rinde gehörig gereinigt und nach den verschiedenen Graden ihrer Güte gesondert, so wird sie unter beständigem Umrühren in reiner Aschenlauge [10]) gekocht, welche, wie sie verdampft, durch frische ersetzt wird, wodurch man zugleich das zu starke Aufkochen verhindert. Das Kochen dauert so lange, bis sich die Rinde leicht mit den Fingern zerreiben läßt. Die so gekochte Rinde wird darauf sorgfältig in fließendem Wasser gewaschen [11]); denn geschieht dies nicht oder zu wenig, so erhält man zwar eine starke und dicke, aber doch nur grobe Papiersorte von geringem Werthe, im entgegengesetzten Falle wird das Papier zwar weiß, taugt aber nicht zum Schreiben. Nach der Wäsche legt man das nunmehr bereits wollen- oder flachsartige Zeuch auf einen fein geglätteten Tisch und läßt es durch 2—3 Personen mit Kusnokkistäben so lange bearbeiten, bis es die gehörige Feinheit erhält. Ist diese Operation vorüber, so wird das Zeuch in eine enge Wanne gethan, sowol mit Reiswasser als auch Oreniwasser (Alcea radice viscosa, flore ephemero, magno puniceo), welches leimig geworden, übergossen, und stark mit einem Stocke umgerührt, bis eine genaue Mischung erfolgt und das Zeuch flüssig wird. Hierauf kommt das Zeuch in eine größere, Fine genannte, Wanne, welche Ähnlichkeit mit unseren Bütten hat. Aus diesen Finen werden dann die Bogen mit aus Binsen geflochtenen Formen, welche die Japaner Misis nennen, geschöpft, und auf einem bedeckten Tisch so aufgehäuft, daß zwischen jeden Bogen ein Kamakura (Kissen) genanntes Rohr, durch welches man die Bogen abnimmt, zu liegen kommt. Jeder Bogenhaufen wird darauf mit einem Brete bedeckt, welches Anfangs leichtere, dann schwerere Gewichte erhält, bis alle Feuchtigkeit ausgepreßt ist. — Hierauf werden die Bogen durch das Kamakuraholz abgenommen, mit der flachen Hand auf lange, rauhe, eigens zu diesem Zwecke verfertigte Breter gelegt, und dann der Sonne zum Trocknen überlassen. Endlich werden die Bogen auf allen Seiten beschnitten und für den Gebrauch und Verkauf aufbewahrt [12]).

Auf ähnliche Weise wie die Chinesen und Japaner verfertigen auch die Koreer ein grobes Packpapier, welches die Stärke der Leinwand hat und von den Chinesen nicht nur zu Fenstern, sondern auch zum Füttern der Kleider gebraucht wird. Bekannt ist, daß auch die Neuseeländer, Otaheiten, Tongataboer, sowie fast alle Bewohner der Südseeinseln ein Papierzeuch theils aus dem japanischen Papiermaulbeerbaume, theils aus der Rinde des Brodfruchtbaums und einer Art des wilden Feigenbaums durch Mazeriren, Einweichen und Schlagen mit gekerbten Hölzern, von weißer, rother und gelber Farbe verfertigen, welches oft eine Länge von 30—40 Fuß hat und zu Kleidern benutzt wird [13]). In Persien dagegen, wie bei den übrigen asiatischen, diesseit des Ganges wohnenden

Papierverfertigung zu benutzen und im J. 1823 stellte die Gesellschaft zur Aufmunterung der Nationalindustrie zu Paris eine Preisfrage, das chinesische Papier aus der Rinde des Maulbeerbaumes zu bereiten, mit dem Concurrenztermin auf den Mai 1824. Vergl. Programmes des prix proposés pour être décernés en 1824, 1825 et 1830.

10) Diese Lauge erhält man dadurch, daß man die über eine Bütte gelegten Querhölzer erst mit Stroh, dann mit Asche bedeckt und über diese zwei Stunden lang kochendes Wasser gießt, welches die in der Asche enthaltenen Salztheile an sich zieht und die Lauge bildet. Dies Verfahren ist jedoch auch bei uns das gewöhnliche. 11) Man bedient sich beim Waschen eines Siebes oder einer Wanne, durch welche das Wasser hindurch fließen kann. Ganz feines Papier zu erhalten, wäscht man die Masse in Leinwandsäcken (vergl. Note 9), da die ganz zermalmten Fasern das Sieb durchdringen würden.

12) Breitkopf erhielt von D. Thunberg in Upsala ein japanisches Buch, welches die Abbildung der Papierfabrication in Japan enthielt und er hat diese in seinem Werke über den Ursprung der Spielkarten ꝛc. Taf. VIII. nachgebildet. An der Stelle der erwähnten Oreniwurzel, welche im Anfange des Sommers selten ist, gebrauchen die Japaner ein niedrig wachsendes Gesträuch Sane Kadsura genannt (nach Kämpfer frutex viscosus, procumbens, folio telephii vulgaris aemulo, fructu racemoso), um daraus Leim zu ziehen. Ein grobes Packpapier verfertigen die Japaner aus der Rinde des Strauches Kaadse-kadsura (nach Kämpfer papyrus procumbens, lactescens, folio longe lanceato, cortice chartaceo), und man verkauft in der Hauptstadt der Provinz Surunga, Namens Syriga, ein starkes, gemaltes Papier, dessen Bogen eine Größe haben, daß man bequem Kleider daraus verfertigen könnte, und welches dem wollenen und seidenen Zeuche vollkommen ähnlich ist. Man vergl. v. Justi Schauplatz. 1. Bd. S. 301 fg. *Car. Petr. Thunberg*, Flora Japonica etc. (Lips. 1784.) Dess. Reise uti Europa, Asia, Africa forrätted i aaren 1770 a 1779. Eng. Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan, herausgegeben von C. W. Dohm. (Lemgo 1777 u. 1779.) 13) Cook erhielt auf

Völkern gebraucht man baumwollene Lumpen, welche man durch Reisleim zieht. Das Papier erhält dadurch einen außerordentlichen Glanz, sodaß selbst die feinsten Züge leicht erkenntlich werden. Auch aus seidenen Lumpen verfertigt man in Persien Papier, das beste Seidenpapier jedoch, welches durch Seife seine weiße Farbe und seine Glätte durch gläserne Poliersteine erhält, liefert Samarkand. Man gibt diesem Papier allerhand Farben, auch bringt man silberne Blümchen darauf an, welche jedoch der Schrift nicht hinderlich sind [15]). In Tibet wird gleichfalls aus der Rinde einer Baumwurzel ein Papier verfertigt, welches sich dadurch von dem chinesischen unterscheidet, daß es auf beiden Seiten beschrieben werden kann. Man läßt zu diesem Zwecke die Rinde in großen Mörsern faulen, zerstößt sie dann mit hölzernen Stößeln zu Brei und schöpft dann die Bogen wie bei uns [15]). Diese sind zwar sehr fein, aber stark geleimt, sodaß sie die Tinte gut tragen.

In Ostindien benutzt man die Sonnenpflanze (Crotolaria juncea) zur Papierbereitung. Da sie sich wie unser Hanf zu Stricken, Netzen u. s. w. verarbeiten läßt, so kaufen die ostindischen Papiermacher die abgenutzten Reste dieser Dinge, hacken sie klein, waschen sie in fließendem Wasser, und legen sie in ein in die Erde gegrabenes irdenes Gefäß, welches mit einer Lauge angefüllt ist, die aus 6 Theilen Sedgi-Muttierde und 7 Theilen ungelöschten Kalkes gezogen ist. Nach zehn Tagen wird das Zeuch aus der Lauge genommen, gewaschen und naß unter die Stampfe gebracht, dann in der Sonne getrocknet und noch einmal durchgelaugt. Das Papierfabricat ist jedoch gewöhnlich nur zu den gröbern Sorten zu rechnen [16]). (Vergl. d. Art. Papier.)

Kommen wir jetzt zu der europäischen Art, das Papier zu machen. Hier kommt zuerst in Betracht das Material, aus welchem, und zweitens die Art, wie das Papier verfertigt wird. Was das Material anbetrifft, so muß man unterscheiden a) die eigentlichen linnenen und baumwollenen Hadern (Lumpen, Stratzen), b) die anderweitigen zur Papierfabrication verwendet werdenden Stoffe, zu welchen namentlich das Stroh gehört. Die Hadern (bei den Franzosen Chiffons, vieux linges, vieux drapeaux, guenillons, la peille genannt, während die Lumpensammler Pattières, Chiffonnières oder Drapelières heißen) werden entweder von den Sammlern selbst oder in den Papiermühlen zuerst sortirt, d. h. man trennt diejenigen Sorten von einander, welche zu den verschiedenen Papierarten gehören, also die linnenen von den wollenen, die gefärbten von den ungefärbten, die länger getragenen von den neugetragenen, die feinen von den groben, und entfernt zugleich mittels der Scheere jede Naht, alle Knöpfe, sowie jede nicht vertilgbare Unreinigkeit, worauf dann die Lumpen eingetheilt werden: A. In weiße Lumpen, und zwar 1) von Flachs- oder Hanfleinwand, 2) von Baumwolle, die dann wieder zerfallen a) in ganz feine, b) feine, c) mittelfeine, d) ordinaire, e) gröbere, f) ganz grobe; α) gebleichte und gewaschene, β) gebleichte aber doch schmutzige, γ) halbgebleichte, δ) ungebleichte. B. Farbige oder couleurte Lumpen; 1) von Leinwand, 2) von Baumwolle, 3) von Wolle, 4) halb von Leinwand und halb von Baumwolle oder Wolle, welche dann ebenfalls zerfallen: a) in feine, b) mittelfeine, c) gröbere, d) ganz grobe, e) durchaus gefärbte, f) auf einer oder beiden Seiten bedruckte, schwarze, dunkelblaue, hellblaue, gelbe, grüne, rothe Lumpen [17]). Sobald die Hadern gehörig sortirt und durch Waschen [18]) gereinigt sind, kommen sie in den Hadern- oder Lumpenschneider, worunter man eine durch Wasser in Bewegung gesetzte Maschine versteht, die der Hauptsache nach aus einer mit Messern besetzten und sich drehenden Walze besteht [19]).

---

seiner letzten Entdeckungsreise ein Stück von einem solchen Papiertuche durch eine otaheitische Attee oder Geschenkträgerin, welches man dieser unter die Brust bis zu einer Dicke von fast sieben Fuß gewunden hatte, sodaß sie sich kaum fortbewegen konnte. Vergl. Pandora oder Kalender des Luxus und der Moden für das Jahr 1787 von F. J. Bertuch und G. M. Kraus herausgegeben.

14) Vergl. Poncelin de la Roche Tilhacs philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika. 1. Th. S. 25. Einen Koran auf seidenem Papiere besitzen Zürich, Halle und Frankfurt a. Main. Der letztere ist von großem Quartformate, prachtvoll und schön turcica lingua interlineari geschrieben. Er wurde 1683 bei der Eroberung Ofens erbeutet. In Dresden hat man folgende Seidenpapiermanuscripte: 1) Schamájil nàmeï Al Otomàn, d. i. liber familiae Othmannicae bonas qualitates describens mit den Bildnissen der zwölf ersten türkischen Kaiser; 2) einen Koran mit vielen Verzierungen; 3) Gulistan Scheich Sàdi, d. i. Scheich Sadi's Rosengarten mit der arabischen Übersetzung des Sorouri; 4) Bostan Scheich Sadi, d. i. der Baumgarten des Sadi, gleich dem vorigen Werke in arabischer Sprache geschrieben; 5) Ibrahim Ben Mohammed Ben Ibrahim al Abhar, d. i. Ibrahim's rc. von Aleppo Zufluß der Meere. 15) Vergl. v. Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgem. Literatur. 11. Th. S. 77. 5. Th. S. 133. 16) Will man feines Papier verfertigen, so muß man das angegebene Verfahren wol acht Male wiederholen. Es erhält dann das Zeuch die Milchweiße und ein Arbeiter vermag täglich 250 Bogen zu schöpfen. Vergl. Philosophical Transact. Vol. LXIV. P. I. Nr. X unter dem Titel: Of the Culture and use of the Son or Sunplant of Hindostan, with an account of the manner of manufacturing the Hindostan-Paper. Nach Sonnerat's Bericht verfertigen die Ostindier jetzt auch ein Papier aus baumwollenen und linnenen Lumpen, welches durch Reiskleister Festigkeit und durch einen eignen Firniß die Glätte des chinensischen Papiers erhält. Man hat davon auch Gold- und Silberpapier. (Vergl. d. Art. Papier.)

17) Geschieht das Sortiren der Lumpen nicht durch die Lumpenhändler (vergl. den Art. Papier), so läßt dies der Papierfabricant oder Müller gewöhnlich durch Weiber verrichten, welche die Franzosen Delisseuses oder Guillères nennen. Je feiner, weicher und reiner die Lumpen sind, desto besser fällt das Papier aus. In Österreich, wo der lombardische Grundbesitzer und Handelsmann Johann Andreoli 1833 ein Patent für die Erfindung einer neuen Methode, die Lumpen zu reinigen und zu waschen, erhalten hat, nimmt man zu den ordinärsten Papiersorten Schrenz-, Filtrir- und Packhadern; zu den mittlern Sorten Pack-, Concept-, Adler- und Kanzleihadern, zu feinen Sorten inländische und holländische Post-, sowie blaue Hadern. Die in dem genannten Lande gesammelten Lumpen geben $\frac{1}{7}$ Post-, $\frac{2}{7}$ Kanzlei-, $\frac{1}{7}$ Concept- und ebenso viel Pack- und Schrenzhadern. 18) Schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kennt man eine eigene Lumpenwaschmaschine, welche ein Engländer erfand. Sie ist ausführlich beschrieben im Journal für Fabrik und Manufactur 1795. August. S. 81 und in neuerer Zeit hat man sie mehrfach verbessert. 19) Ausführlicher ist der Lumpenschneider in v. Justi's Schauplatz rc. 1 Th. S. 317 Note beschrieben. (Vergl. d. Art. Papier.)

An dem Rande des Bodens befindet sich ein durch eine Schraube befestigtes Messer, dessen Schneide aufwärts steht. Indem nun die Messer wie eine Scheere ineinandergreifen, zerkleinern sie die Lumpen und reinigen sie zugleich von dem ihnen anhängenden Staube. Früherhin bediente man sich des Lumpenbeiles, mit welchem man die Hadern durch Handarbeiter auf einem Klotze zerstückeln ließ, ein Verfahren, welches nicht nur langwierig und daher kostspielig, sondern auch mit Unreinlichkeit verbunden war. Die zerschnittenen Hadern werden darauf gesiebt oder auf einem Hammerwerke vom Staube gereinigt, worauf man sie im Geschirre zu Halbzeuch stampft oder im Holländer zu Halbzeuch mahlt [20]). Die dazu nöthige Zeit beträgt bei beiden Maschinen 6—8 Stunden. Das gewonnene Halbzeug wird darauf in den sogenannten Zeuchkranz auf große Haufen geschlagen, um das Wasser zu entfernen. Haben diese Zeuchhaufen 2, 4—6 Wochen gestanden [21]), so kommt das Halbzeuch in den Ganzzeugholländer, und wird von diesem, welcher Hinsichts seiner Construction dem einfachen Holländer gleich ist, mehre Stunden lang mit immer zufließendem reinem Wasser so lange bearbeitet, bis das Wasser rein von allen schmuzigen Theilen abfließt. Hierauf wird der Holländer so verschlagen, daß das Wasser weder zu noch abfließen kann, und der Cylinder der erwähnten Eisenplatte immer näher gebracht, wodurch das Halbzeuch dergestalt zermalmet wird, daß es das breiartige Ganzzeuch bildet. Dieses wird darauf in der Werkstube in dem Ganzzeugkasten bis zur Verarbeitung bewahrt. Soll diese endlich vor sich gehen, so wird das Ganzzeuch in die Schöpfbutte (Arbeitsbutte), in der Butten- oder Schöpfkammer gelassen. Diese hat gewöhnlich 5—7 Fuß Durchmesser und 2½ Fuß Tiefe. Um sie herum gehen drei oder vier eiserne Reifen, und es befindet sich an ihr oben ein breiter hölzerner Rand, die Leiste oder Traufe, und zwei Breter [22]), welche von einem Rande zum andern reichen. Auf der einen Seite hat diese Butte eine runde Öffnung, in welcher eine kupferne Pfanne oder Blase angebracht ist, welche Pistolet heißt, und dazu dient, der Bütte die gehörige Wärme [23]) mitzutheilen. Da nun das Ganzzeuch vermöge seiner natürlichen Schwere zu Boden sinkt, so hat man den sogenannten faulen Buttgesellen, d. h. ein Paar an Stäbe angebrachte hölzerne Scheiben, eingeführt, welcher dasselbe auf die nöthige Weise umrührt. Dem Pistolet gegenüber steht der Büttgeselle [24]), welcher die Papierbogen mit der Drahtform [25]) schöpft, und sie dann dem Gautscher

---

20) Unter Halbzeuch verstehen die Papiermacher die grob zerstampften, unter Ganzzeuch aber die in eine dünne breiartige Masse verwandelten Lumpen. Das erwähnte Geschirr, welches gewöhnlich teutsches Geschirr genannt wird, besteht in einem Stampf- oder Hammerwerke und zerkleinert die Lumpen dadurch, daß die mit Eisen beschlagenen Stampfen oder Hämmer abwechselnd in die mit Hadern angefüllten Löcher — gewöhnlich hat man deren 4, oft aber auch 3 bis 6 — des Löcherbaums oder Grubenstocks fallen. Die Löcher haben eine eiserne Grundplatte, der Grubenstock (arbre des bachats) ist gewöhnlich ein starkes Stück Eichen- oder Tannenholz von 23 Fuß Länge, welches 2 □Fuß im Durchmesser hat und in welchem die Löcher angebracht sind. Der Holländer, welcher aber wol eigentlich der Teutsche heißen sollte, denn er war wol ursprünglich eine teutsche Erfindung, die jedoch von den Holländern, welche ihn Roerback nennen, verbessert wurde, besteht aus einem hölzernen senkrechten Cylinder, der mit vielen eisernen oder messingenen Messern beschlagen ist und sich in einer Kufe von Eichenholz, deren Boden aus einer eisernen mit eben solchen Messern besetzten Platte besteht, herumdreht, indem ihn ein Wasserrad in Bewegung setzt. Je geschwinder der Cylinder des Holländers umläuft, desto größer ist seine Wirksamkeit, und er hat die teutschen Geschirre ziemlich verdrängt. In Teutschland wurde der erste Holländer in der Papiermühle zu Cunwitz bei Glaucha im Voigtlande, der zweite 1718 in Cröllwitz bei Halle angebracht. Ein Patent auf die Erfindung einer Papierstampfe, welche die Stratzen vollkommener, in größerer Menge und mit weniger Wasser, als es bisher der Fall war, stampft, erhielt der Tischler Joh. Dalmasso in Scurelle, Landgericht Strigno in Tyrol. Eine andere Stratzenschneidemaschine, welche sich von den frühern dadurch unterscheidet, daß sie während eines beständigen Vorschiebens der Hadern diese zuerst der Länge nach in Streifen, dann in viereckige Stücke schneidet, dabei weniger kostet, viel Zeit und Kraft erspart, auch das Gebäude weniger schädlich erschüttert, erfand der Besitzer der Papierfabriken zu Wiener-Neustadt, J. Gabr. Uffenheimer. 21) Einige Papiermacher behandelten die Hadern zuerst mit Kalk und setzten sie sodann einer sogenannten faulen Gährung aus. Das Kalken wurde in Frankreich durch das Reglement v. 27. Jan. 1739 förmlich verboten. Es heißt darin: V. défend Sa Majesté de mêler avec les drapeaux ou chiffons, ou avec la pâte destinée à la fabrication des différentes sortes de papiers, même des papiers gris, trasses et cartons aucune sorte de chaux ou autres ingrédiens corrosifs; à peine en cas de contravention, de confiscation des dits drapeaux ou chiffons et pâte, dans lesquels il en avoit été melé et même des papiers qui auraient été fabriqués avec les dites matières et de trois cents livres d'amente contre les maîtres fabricans etc. Auch die faule Gährung hat man größtentheils abkommen lassen, da der Holländer diese unnöthig machte. Um dem Papiere die möglichste Weiße zu geben, wendet man in England und Frankreich die oxygenirte Salzsäure (Acide muriatique oxygèné) an. Neuerlichst ist dies auch in Teutschland geschehen, wo man früher mit Loschge (Journal für Fabrik rc. Jahrg. 1801. Jun. S. 446 fg.) den grauen Lumpen ihre dunkele Farbe durch eine mit Alkali verstärkte Kalkbeize nahm, und Jonath. Uffenheimer stellte zuerst in Österreich 1818 mit dieser Säure Versuche im Großen an. Im J. 1833 erhielt der Form- und Papiermacher Christ. Brauer zu Hohenelbe in Böhmen ein Patent auf die Erfindung, die Papiermasse vor der Verfertigung des Papiers mittels eines Preß- oder Pumpenwerkes so zu reinigen und zu verfeinern, daß das Durchdringen der Tinte an radirten Stellen ganz beseitigt und ein Drittheil des Ausschusses erspart wird. Denn durch dieses Preßwerk erhält man eine ganz reine und feine Papiermasse, daß daraus mit Ersparung des vierten Theiles der Arbeiter ganz gleiche, glatte und reine Bogen von weit besserer Beschaffenheit als bisher auf der Stelle bereitet werden können. Ein ähnliches Patent erhielt, schon 1825 Anton Pregartner für die Erfindung, durch das Einströmen von Halogen- oder Chlorgas in luftdichte, der Gesundheit unschädliche Apparate das Halbzeuch so zu bleichen, daß man jedes Mal aus dem für die mindere Papiersorte bestimmten Zeuche eine höhere gewinnen kann. Auch Karl Galvani zu Pordenone erwarb sich Verdienste um die Hadernbleichung durch oxygenirte Salzsäure. (Vergl. hierüber Prechtl's Jahrb. B. 7—11.)

22) Diese Breter sind gegen die Butte geneigt, damit das auf sie fallende Wasser und Zeuch leichter in diese zurückfließen kann. Es hat auch das eine dieser Breter, welches das Tropfbret, die Lehne oder der Esel genannt wird, und an welches die Form mit der langen Seite angelegt wird, Löcher, durch welche das Zurückfließen befördert wird. 23) Statt der Heizung durch das Pistolet bedient man sich in einigen Papiermühlen verschlossener, in die Bütte geleiteter Röhren, sowie des Dampfes. 24) Der Ort, wo dieser Butt-, Bütt- oder Schöpfergesell steht, heißt der Buttenstuhl oder der Tritt. Der Büttgeselle (ouvrier, ouvreur, plongeur) wird auch der Eintaucher genannt. 25) Diese Papierform,

(Kautscher)[26]), übergibt, welcher die Drahtform mit dem geschöpften Bogen auf Filz überträgt, welcher so beschaffen sein muß, daß er weder Haare läßt, noch sich in das Papier eindrückt[27]). Dieser Operation, welche sehr schnell vor sich geht, indem mit abwechselnden Formen gearbeitet wird, folgt das Pressen, um das überflüssige Wasser aus dem Papiere zu entfernen. Dies geschieht entweder durch Hand- oder Maschinenpressen. Der unten und oben mit einem Brete, auch wol oben noch mit einem starken Holze belegte Pauscht wird unter die Presse gebracht und stärker oder schwächer gepreßt. Das Papier erhält dadurch seine Consistenz und man braucht das Stampfen und Glätten nicht bei ihm anzuwenden[28]). Das einmal gepreßte Papier kann, wenn es gelegt ist, noch einer zweiten Pressung unterworfen werden. Ist die erste Pressung geschehen, so beginnt die Thätigkeit des Legers. Dieser hat nämlich die Bogen von den Filzen abzunehmen. Er bedient sich dazu einer Art Malerstaffel, welche man Piquet nennt, und welche gewöhnlich 14—15 Zoll breit und drittehalb Fuß lang ist. Auf die Pflöcke dieser Staffel legt er ein Bret, befeuchtet dessen oberes Ende, nimmt dann den ersten Filz ab und macht Anfangs mit der rechten Hand, dann mit beiden Händen das Papierblatt von dem zweiten Filze los und legt dieses auf das befeuchtete Legebret. Die Filze wirft er auf das Pressenbret, wo sie von dem Kautscher sogleich von Neuem benutzt werden. Hat der Leger so zehn Pauschte abgenommen, wozu ein halber Tag gerechnet wird, so macht man aus ihnen ein einziges Pack und unterwirft dieses der erwähnten zweiten Pressung, welche man die Pressung in weißen Pauschten nennt. Die Pressen, deren man sich hierzu bedient, sind gewöhnlich die ersten, mit welchen die Filzpauschte gepreßt werden; oft bedient man

---

welche die Größe der Bogen bestimmt, besteht aus einem Drahtgewebe, welches in einem Holzrahm eingefaßt ist und genau in einen andern Rahm paßt. Man nennt die in die Länge gehenden Drahtfäden das Drahtgitter (verjure), die dieses in der Breite durchflechtenden Drahtfäden den Nähdraht (pentuseaux). Die Franzosen nennen, wenigstens geschah dies sonst, den Theil der Form, welchen der Büttgesell in der Rechten hält, les mains (die Hände), die entgegengesetzte Seite les pieds (die Füße). Die nach der Brust des Büttgesellen gerichtete Seite hieß la mauvaise rive (der böse Rand), die diesem entgegenstehende Seite la bonne rive (der gute Rand). Man hat zwei Arten von diesen Formen: 1) Die sogenannte gerippte Form, bei welcher der Breite nach feine, dicht aneinanderstehende Stäbe laufen, während der Länge nach etwas stärkere, zollweit von einander abstehende, Stäbe oder Fäden laufen, welche mit feinem Nähdraht an die ersteren befestigt sind, und 2) die Velinform, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in England, seit 1785 durch Etienne Montgolfier in Frankreich und dann auch in Holland, Teutschland und andern Ländern gebräuchlich wurde. Der Boden der Velinform besteht aus dem feinsten Drahte, läßt das Wasser nur tropfenweise ablaufen und drückt in das Papier keine Linien ein, wodurch dieses pergamentartig wird. In diesen Formen, zu welchen noch die croisirte Form gehört, bei welcher das Sieb (daher gehört in Österreich die Verfertigung dieser Formen unter die Vorrichtungen der Siebmacher), wie Seidencroisé gearbeitet ist, werden dann die sogenannten Papierzeichen angebracht, an welchen man theils die verschiedenen Fabrikorte, theils die verschiedenen Papierarten erkennt. Außer dem im Artikel Papier erwähnten Ochsenkopfe findet sich in den ältern Papieren kurz vor und kurz nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gewöhnlich eine Schneider- oder eine Tuch- oder eine Eisenschere (vergl. Wehrs a. a. O. S. 182), ein doppelter Triangel (v. Murr, Journal zur Kunstgeschichte ꝛc. 2. Th. S. 96. 97. 5. Th. S. 134) ✡, in den neuern Papieren findet man Adler, Kreuze, Kronen, Glocken, oder auch das Zeichen der Fabrik, den Namen des Papierfabricanten, Nummern, Wappen und Buchstaben und in Österreich wurde am 5. Mai 1756 und nach der Papierordnung vom 14. Mai 1768 bei 20 Rthlrn. Strafe verboten, ein anderes als das gewöhnliche Zeichen, nämlich ein K. oder das Bildniß des Kaisers zu gebrauchen. Ein Verbot, das jedoch nur zu bald überschritten ward. Man unterscheidet übrigens kleine, mittlere und große, Register-, Klein- und Großmedianformen ꝛc. Man vergl. v. Keeß Darstellung ꝛc. S. 574 fg. Breitkopf a. a. O. S. 95 u. sonst. v. Justi Schauplatz. 1. Th. S. 360 fg.

26) Man leitet dieses Wort von dem altteutschen Worte Kozze oder Kuzze her, welches in dem Mittelalter einen Filz oder ein rauches, wollenes Tuch bezeichnete. Der Name Kautscher ist also von dessen Verrichtung, die Bogen zwischen die Filze zu legen, hergenommen. 27) Man sehe: Ordnung, nach welcher in Hinkunft mit Erzeugung des in den k. k. Erblanden zu verfertigenden Papiers fürzugehen und sothane Fabrikatur einzurichten seyn wird, vom 6. Juli 1754, dritter Satz, vom Schöpfen und Pressen des Papiers, wo es heißt: „Nachdem die Hadern auf die oben beschriebene Weise zu einem halben und endlich ganzen Zeuge verfertigt sind, so wird das Papier nach dem gewöhnlichen Brauch gemacht, geschöpft, gegautscht, gepuscht, gepreßt und gelegt; hierbei ist aber zu merken, daß das Gautschen nicht auf grobe Tücher geschehen sollte, welche die Haare lassen, und die groben Fäden in das nasse Papier eindrücken, deshalb wäre es nöthig, ja unentbehrlich, hierzu einen gut gemachten Filz oder in Ermangelung dessen solche Tücher zu gebrauchen, welche ins Kreuz gearbeitet gleich von der ersten Wollschur herkommen und dem doppelten sogenannten Flanell fast gleich sind." Daher nimmt man in Österreich zu den Filzen geköperte Loden oder Papiermacherfilze, d. h. viereckig geschnittene, halbgewalkte Tücher, die etwas größer als die Bogen selbst sind. Man reinigte früher die Filze alle acht Tage und 1829 erhielten die Gebrüder Galvani zu Pordenone im Venetianischen die goldene Medaille für die Erfindung des Filzwaschens in kaltem, fließendem Wasser. Man legt aber diejenige Fläche der Filze, welche das längste Haar hat, über die gelegten Bogen und auf die kurzhaarige Fläche werden die neuen Bogen ausgebreitet. Von dieser trennt auch der Leger (Kautscher, coucher) — in einigen Papierfabriken ist dieser eine besondere Person — die Blätter, wenn der Pauscht oder Puscht, worunter man einen oft gegen 200 Bogen enthaltenden Papierhaufen versteht, unter der Presse gewesen ist, die Blätter, nachdem er den sie mit der langhaarigen Fläche deckenden Filz abgenommen hat. Je stärker das Pressen ist, desto stärker muß auch die wassersaugende Kraft des Filzes sein, daher man schon etwas abgenutzte Filze nur bei dünnen Papiersorten gebrauchen kann. Ziehen die Filze das Wasser nicht gehörig an oder gehen sie von den darauf gelegten Bogen leicht ab, so legt man sie in eine Lauge von Seife und Fischthran, wäscht sie dann in fließendem Wasser und drückt dieses, soweit es nöthig ist, unter der Presse aus. In Frankreich heißt ein Haufen von 26 Bogen ein Quet, und ein Filzstoß besteht aus einer gewissen Anzahl solcher Quets, welche nach den Papiersorten verschieden sind. Ein Filzstoß Kronenpapier hat zehn Quets oder 260 Bogen, d. i. ein halbes Ries und zehn Bogen mehr, um den Fabricanten für die zerrissenen Bogen zu entschädigen. Vergl. v. Justi Schauplatz. 1. Th. S. 373.

28) Die Handpressen erfodern gewöhnlich fünf Menschen zum Herumdrehen der Hebelarme, wodurch die Preßbank auf das Papier niedergetrieben wird. Die Maschinenpressen, welche durch das Wasser in Bewegung gesetzt werden, sind entweder Schnecken-, Seil- oder Räderpressen. Ein Pauscht braucht, um gepreßt zu werden, nur 3—4 Minuten, wenn es nur nicht an Wasser fehlt. Mit der Handpresse kann man täglich gegen 40 Mal pressen. In der österreichischen Ordnung, welche wir in der vorigen Note erwähnten, ist auch das Verfahren beim Pressen genau vorgeschrieben.

sich aber auch besonderer Pressen dazu [29]). Ist das Pressen vorüber, so wird das Papier auf den Trocknenboden gebracht. Hier beginnt das Geschäft des Mühlenaufsehers oder der Pauschtenspreiter [30]). Es befinden sich auf dem erwähnten Boden über und neben einander möglichst straff ausgespannte Seile und auf diese hängt der Spreiter mittels einer Krücke die Bogen in Stößen auf, welche bei stärkern Papiersorten aus 2—3, bei feinern aus 4—5, ja selbst 6 Bogen bestehen. Denn die Bogen sind trotz des Pressens gewöhnlich noch zu zart, als daß man sie einzeln aufzuhängen wagen dürfte [31]). Ist das Trocknen [32]) erfolgt, welches bei gutem Wetter schnell vor sich geht, so werden die Bogen abgenommen, und Haufen daraus gemacht, wobei man sorgfältig darauf sieht, daß alle Blätter auf die nämliche Seite gewendet werden, wie auf dem Stuhle des Legers, und diese Haufen bleiben dann, an die Pfeiler des Trockenhauses gelehnt, so lange liegen, bis man zu dem Leimen schreitet [33]). Dieses gelingt meist um so besser, je länger das Papier gelegen hat. Soll nun das Leimen vor sich gehen, so wird das zurecht gelegte, gebrochene und geschmeidig gemachte Papier aus dem Trocknenhause in die Leimkammer gebracht. Hier befindet sich in einem gemauerten Ofen ein 5 Fuß im Durchmesser und 3 Fuß Tiefe habender Kessel, in welchem der Leim gekocht wird. Ist dies geschehen, so schüttet man die Leimbrühe, welche man mittels eines Zapfens aus dem Kessel in ein Becken hat laufen lassen, durch einen mit schlaffen Seilen versehenen Tuchrahmen in einen hölzernen oder kupfernen Kasten und läßt sie darin erkalten und sich abklären. Ist dieses erfolgt, so wird der Leim noch einmal durchgeseihet und in einen auf einem eisernen Dreifuße ruhenden Kessel geschüttet, welchen man nöthigen Falls durch eine Gluthpfanne erwärmt. Jetzt nimmt der sogenannte Saalgeselle [34]) 3—5 Bogen, zieht

29) Ein eigenes Verfahren ist das von den Holländern aufgebrachte, von den Franzosen angenommene und zum Theil auch bei uns eingeführte sogenannte Austauschen des Papieres. Ist nämlich das Papier zweimal unter der Buttenpresse gewesen, so bringt es ein Arbeiter in einen gewöhnlich von der Buttenkammer getrennten Saal, in welchem sich mehre Pressen von mittlerer Stärke und ein breiter sehr langer Tisch befinden. Auf diesem Tische wird das neuverfertigte Papier in, acht- bis zehn Pauschte enthaltenden, Stößen aufgelegt, welche durch Filze getrennt sind, und zwar so, daß unter jeder Presse zwei Stöße neben einander zu liegen kommen. Der Druck der Pressen wird allmälig und zwar so lange verstärkt, bis alles überflüssige Wasser aus den Pauschten herausgetreten ist. Jetzt werden die Bogen aus einander genommen, und zu einem neuen Pauschte vereinigt, doch so, daß sich die Bogen mit andern Flächen als vorher berühren. Ist dieser Austausch vollendet, so erfolgt eine neue Pressung, die, je nach der Papierart, stärker oder schwächer sein muß, und das Papier soll durch das Austauschen stärker und glätter werden. Die österreichischen Papierfabriken verfertigen jährlich im Durchschnitt aus 50,000 Ctnr. Hadern, von denen das Ries Postpapier 15 Pf., Kanzleipapier 18 Pf., Conceptpapier 20 Pf., Pack- und Fließpapier 25 Pf. erfodern, 2500 Ries.

30) In Frankreich verrichtet das Aufhängen in einigen Provinzen der Gouverneur oder erste Arbeiter der Mühle, in andern besorgen es Weiber oder der Aufnehmer selbst nach vollbrachter Arbeit. 31) Zu den Seilen gebraucht man in Österreich roßhaarene Stricke, an andern Orten Stricke aus Palmblättern oder Kokosnußfasern, auch bedient man sich wohl an ihrer Stelle, wie z. B. in Holland, dünner spanischer Röhre. Der Franzose Falguerolles gab neuerlichst eine neue Hängestelle für Papiermacher an. Bei ihr braucht der Aufhänger auf kein Gerüst zu steigen. Die Stangen befinden sich in der für ihn bequemsten Höhe, werden mittels einiger Schnuren und Rollen, da sie in den Stützen in Längenfalzen laufen, in die dem Format angemessene Höhe gezogen und hier durch Zapfen befestigt. So schwer die Schnüre auch durch das feuchte Papier werden mögen, so lassen sie sich doch mittels einer tragbaren Winde leicht in die gehörige Höhe bringen. Die Winde hat in der Mitte ein Zahnrad und wird mittels eines zweiten Rades, zweier Triebstöcke und eines Haspels in Bewegung gesetzt. Das Abnehmen geschieht so leicht als das Aufhängen, und man erspart bei beiden Verrichtungen Zeit und Raum. Eine Abbildung dieser Vorrichtung findet sich im Bullet. de la Société d'Encour. Mars 1827. Vergl. Dingler's polytechnisches Journal. 25. Bd. S. 467. 32) Die Lösch- und Druckpapiere, welche nicht geleimt werden, legt man gleich nach dem Trocknen, sobald sie gefalzt sind, in Bücher und Riese zusammen und bestimmt sie für den Verkauf und Verbrauch. 33) Der Leim wird größtentheils in den Papiermühlen selbst bereitet und zwar aus den Abgängen des Leders, den Ohren, Schnauzen und Klauen der Thiere, welche man bei den Fleischern, Loh- und Weißgärbern und Lederbleichern erhält. Man sortirt diese Dinge, welche die Franzosen Brochette nennen, sorgfältig, entfernt die angefaulten Theile, sowie den anhängenden Kalk, und bringt sie, was jedoch nicht überall geschieht, in einem Korb, welcher sich durch eine Maschinerie leicht in den Kessel senken und herausheben läßt. Dieser Korb gewährt den Vortheil, daß man aus der Leimbrühe diejenigen Stoffe leicht entfernen kann, aus welchen man durch Sieden die Leimtheile gezogen hat, und welche mit dem Kunstausdrucke Kaldaunen bezeichnet werden. Dadurch verhindert man die Trübung der Leimbrühe und hat dabei den Vortheil, mit Leichtigkeit erfahren zu können, ob den gebrauchten Stoffen alle Leimtheile entzogen sind. Übrigens hat fast jeder Papiermacher bei der Leimbereitung und dem Leimen des Papiers seine eigne Verfahrungsart, und nur in Österreich ist durch die bereits mehrfach erwähnte Verordnung vom 6. Jul. 1754 anbefohlen, auf 40—50 Rieß Papier 8—9 Pfund zerlassenen Alauns zu nehmen. Daher nimmt man in diesem Lande gewöhnlich zehn Pfund Alaun auf 300 Pfund aus Schaffüßen gezogenen Leims, ebenso viel Pfund auf 80 Pfund Tischlerleim und auf 100 Pfund Lederleim. Der beste, aber auch theuerste Leim wird aus Pergamentabgängen bereitet, noch besser würde vielleicht Hausenblase dazu gebraucht werden können, und der Prof. Joseph Sironi und Don Zanine Volta in Como erhielten 1824 ein Patent 1) auf die Verbesserung dem mittels Kalks gebleichten Papiere den Fehler zu nehmen, in Folge dessen dasselbe keinen Leim annimmt, wodurch diese Bleichungsart für das Schreibpapier anwendbar wird; 2) für eine bedeutende Ersparung an Leim und Alaun. Eine Art vegetabilischen Leimes brachte Joh. Benedict Heller, Besitzer der altenberger Papiermühle in Böhmen, in Anwendung, wodurch jedoch das Papier eine gelbliche Farbe erhielt. Vergl. v. Kee's Darstellung &c. 2. Th. 1. Bd. S. 579 fg. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst und auch noch später wurde alles Papier geleimt, da nur solches Papier die Tinte hält.

34) Der Saalgeselle (Saleran oder Salaran) ist eigentlich derjenige Arbeiter, welcher auf den Sälen arbeitet, allein das Leimen ist vorzugsweise sein Geschäft. Er taucht mit der Rechten schief in den Leimkessel, läßt das Papier, welches er in der Hand hat, überall von dem Leim bedeckt werden und zieht die Hand sogleich zurück, indem das Papier schon hinlänglich geleimt ist. Einige Saalgesellen pflegen das Papier während des Leimens aufzurollen, damit der Leim besser eindringen könne, indessen ist es hauptsächlich die Presse, durch welche der Leim gleichmäßig vertheilt wird. Man rechnet in Frankreich auf 15—16 Ries Kronenpapier etwa 200 Kannen Leimwasser, womit man jedoch nur sechs Ries des 32 Pf. schweren Wintertraubenpapiers leimen kann. Das Leimen des Druckpapiers erfolgt gewöhnlich erst nach geschehenem Drucke durch die Buchbinder, welche dieses Geschäft Planiren nennen. In der Handelszeitung 1836. Nr. 81 wurde folgende neue Art, das Papier zu leimen, angegeben. Man taucht das Papier in heißes Sei-

sie durch das Leimwasser und preßt dann die Paüschte aus, wobei die Vorkehrung getroffen ist, daß der überflüssige Leim in den Kessel zurückläuft. Die Bogen werden hierauf noch einmal geleimt und gepreßt. Man nimmt an, daß ein Ries 35—38 Pfund wiegendes, großes und starkes Papier 2½ Pfund Leim aufnimmt und um dieses Gewicht schwerer wird, als es vor dem Leimen war. Ein anderes Verfahren bei dem Leimen ist das sogenannte Leimen in der Bütte, welches von Keeß wol irrthümlich für eine von den Franzosen entdeckte Methode hält, obgleich sie von diesen weiter ausgebildet worden ist. Denn schon 1806 machte der Papierfabricant M. F. Illig zu Erbach im Odenwalde in einer gedruckten weitläufigen Anzeige bekannt, daß er die Kunst erfunden habe, das zum Schreiben bestimmte Papier in der Masse selbst dergestalt zu leimen, daß es dem auf die bisherige Art geleimten Papiere in Nichts nachstehe, und erbot sich, sein Geheimniß den Subscribenten, sobald sich eine hinlängliche Anzahl derselben gefunden haben würde, gegen eine Entschädigung von 21 Fl. 36 Kr. versiegelt mitzutheilen. Die kriegerischen Zeitverhältnisse machten aber, daß man sein Anerbieten nicht, wie es verdiente, beachtete. Erst 1827 wurde sein Verfahren bekannt und es besteht in Folgendem: Er löst Harz oder Pech in Ätzkali auf, sodaß auf einen Theil dieser Stoffe drei Theile Pottasche im Zustande der Ätzlauge gebraucht werden. Hierauf setzt man so viel Wasser zu, bis die Masse dünnflüssig wird, die man dann durch einen leinenen Spitzbeutel filtrirt. Ist nun die Papiermasse im Holländer in Ganzzeuch verwandelt, sodaß dieses in den Zeuchkasten abgelassen werden kann, so wird die Harzauflösung in einem Verhältnisse zugesetzt, daß auf das Ries Schreibpapier, je nachdem man es leimen will, ½—¾ Pfund von derselben kommen. Der Holländer wird vorher verschlagen und einige Zeit gehen gelassen. Hierauf gießt man, wenn sich die Masse gehörig vereinigt hat, soviel reine Alaunauflösung zu, daß die Pottasche völlig gesättigt wird, wozu in der Regel 2—3 Mal so viel Alaun genügt, als man Pottasche zur Harzauflösung nöthig hat. Nun läßt man den Holländer ¼—½ Stunde gehen, damit sich Alles gehörig zertheilt. Der Schaum, welcher beim Zugießen des Alaunwassers entsteht, verschwindet, wenn etwas Öl zugegossen wird. Nach Braconnot's Angabe verfährt der Papierfabricant Darcet beim Leimen in der Bütte so: Er nimmt auf 100 Kilogr. trocknes Zeuch 12 Kilogr. Stärke, 1 in 500 Gr. basischkohlensauren Natrons aufgelöstes Kilogr. Harz, 1 Kilogr. Seife und 18 Seaur (Eimer) Wasser. Dieses letztere wird bis zum Kochen erhitzt, dann bringt man die Seife, das Harz und Natron hinein, kocht die Mischung bis zur gehörigen Verbindung der Stoffe, und setzt ihr in kaltem Wasser gerührte Stärke zu. Hierauf fährt man mit dem Kochen fort, bis die Masse durchscheinend wie sehr flüssige, grüne Seife wird, und gießt diese dann heiß in die Stampfe, wo der Cylinder bald die innigste Verbindung mit dem Zeuche bewirkt. Dieses, aus gefaulten Lumpen bereitet, war schon vor dem Zusatze alkalisch und wurde es nachher noch mehr. Darcet ließ so lange Alaunauflösung zusetzen, bis das Kurkumepapier kein freies Alkali mehr anzeigte. Das so bereitete Papier läßt sich sehr gut auf die Filze schlagen, doch muß deshalb die Küpe etwas wärmer als gewöhnlich gehalten werden, löst sich auch leicht ab, gibt wenig Risse und rauscht weniger als das auf die gewöhnliche Art geleimte Papier. Die weitere Appretur nimmt es gleichfalls besser an und das Leimen entspricht ganz seinem Zwecke [35]).

Ist das Leimen des Papiers erfolgt und sind die Pauschte nach dem Leimen gepreßt, so beginnt das Geschäft der Saalarbeiterinnen, welches darin besteht, daß sie das Papier von den ihnen durch die Leimer in das Trockenhaus gebrachten Pauschten Blatt für Blatt abnehmen und mittels Krücken auf die bereits erwähnten Schnüre zum Trocknen aufhängen [36]). Sind die Bogen getrocknet, so werden sie abgenommen und aus ihnen Pakete gebildet, die man in den Saal trägt. Hier unterwirft man sie, am liebsten gleich in den Morgenstunden zumal bei etwas feuchter, frischer Luft, einer abermaligen 24 Stunden langen Pressung unter den Saalpressen, welche sehr stark sind. Dadurch entfernt man, indem man die Pressen mehrmals anzieht, je nachdem sich das Papier gesetzt hat, die unechten Falten, die große Rauhigkeit des Papierkorns, sowie die übrigen nachtheiligen Unebenheiten. Nach dieser Pressung werden die Bogen ausgelesen, die schadhaften und verunglückten von den guten getrennt (ausgeschossen nach dem Kunstausdrucke, daher Ausschußpapier); sie werden gereinigt oder geputzt, geglättet, gefaltet und in Bücher abgetheilt [37]). Diese

---

fenwasser, preßt es, läßt es lagenweise trocknen, und befeuchtet es dann mit kaltem Leimwasser. Es wird darauf weniger stark als vorher gepreßt, sodaß es seinen Glanz behält. Nun bleibt es mit dem nassen Filze bedeckt 24 Stunden stehen, worauf es sich aus einander legen läßt, was nach vorhergegangenem Abtropfen und Pressen geschieht. Um das Leimwasser zu bereiten, legt man den Leim 14 Tage in schwache Kalkmilch und läßt ihn dann in einem Kessel schmelzen, worauf man $\frac{1}{1100}$ Theil mit einem Eimer Wasser angemachten Kalkes zugießt. Diese Flüssigkeit seihet man durch und setzt ihr unter beständigem Umrühren eine heiße Alaunauflösung zu, welche $\frac{1}{11}$ Schwefelsäure enthält. Ein Niederschlag entsteht, wenn der helle Leim abgezogen und $\frac{1}{11}$ in heißem Wasser aufgelösten Alaun zugesetzt wird. Dieser Leim gerinnt in der Kälte nicht, leidet nicht durch die Hitze und macht keine Leimflecken.

35) Vergl. Bulletin de la Soc. d'Encour. Juil. 1827. 36) Da, wie wir bemerkten, die Schnüre neben und über einander angebracht sind, so sind auch, wo man sich nicht, wie in Holland und Flandern geschieht, sehr langstieliger, bis zu den höchsten Schnüren reichender Krücken bedient, Stühle, Schemel und andere Vorrichtungen nöthig, um den Saalarbeiterinnen ihr Geschäft zu erleichtern. Da nun bei dem Abnehmen und Aufhängen sich immer zwei und zwei Arbeiterinnen zusammenhalten, so nennt man dieses Zusammenstehen derselben einen Stuhl und redet so von 2, 3, 4 Stühlen einer Fabrik, statt zu sagen, daß sie so oder so viel Saalarbeiterinnen habe. 37) Von den kleinen Steinchen und höckerigen Unebenheiten (Knoten, Noppen) wird das Papier gewöhnlich durch Weiber und Kinder befreit, doch wendet man noch immer nicht die gehörige Sorgfalt darauf. Die Franzosen, Engländer und Holländer thun es uns darin zuvor. Das Auslesen der Papiere ist eins der Hauptgeschäfte der Saalarbeiterinnen und man nennt sie daher auch Leserinnen. Sie machen gewöhnlich fünf Abtheilungen. Die erste sogenannte gute Abtheilung enthält dasjenige Papier, welches keinen bemerkbaren Fehler hat. Die zweite begreift

werden dann noch einmal gepreßt und zwar so, daß zwei Bücher neben einander liegen, wodurch man endlich dem Papiere den erfoderlichen Grad von Gleichheit, Festigkeit und Schönheit gibt. Die älteste Art das Papier zu glätten, war die mit einem Steine. Zu dem Ende breitete die Saalarbeiterin, welche das Glätten zu verrichten hatte, ein weiches Schaffell auf der sogenannten Glätttafel aus, legte den Bogen über dieses und rieb ihn nach allen Richtungen mit dem Steine ab. Dieser war gewöhnlich ein Kieselstein oder ein anderer harter glasartiger Stein von 3—6 Zoll Länge, 1 Zoll Dicke und 1½ Zoll Breite. Allein dieses Verfahren war nicht nur äußerst langwierig, sondern auch dem Papiere oft nachtheilig, da man die Gewohnheit hatte, mit dem Steine über ein Stück Schöpstalg hinwegzugleiten, wodurch das Papier fettig wurde, sodaß es sich nicht gut beschreiben ließ. Das große Papier wird mit dem Hammer geglättet, in Holland und England geschieht dies durch Cylinderwalzen, durch welche man das Papier hindurchtreibt[38]). Seit dem Aufkommen des Austauschens begnügt man sich jedoch in mehren Papiermühlen blos mit dem Pressen. Die meisten Papiere, welche verfertigt werden, sind die weißen, zum Schreiben und zum Druck bestimmten Papiere. Man gibt diesen oft, um die Weiße zu erhöhen, einen bläulichen Zusatz, indem man etwas Berlinerblau oder Schmalte unter das Zeuch, oder, wie in einigen Papiermühlen, doch nicht mit dem besten Erfolge, blaues Pigment unter den Leim mischt. Andere Papierfabricanten gebrauchen in Schwefelsäure aufgelösten Indigo. Nach Schürmann (im Journal für Fabrik ꝛc. 1803. S. 146) soll man, um dem Papiere die bläuliche Färbung zu geben, die hinlängliche Menge fein zerstoßenes Berlinerblau der feinsten Sorte nehmen, dieses in ein gläsernes oder steinernes Gefäß thun und unter beständigem Umrühren concentrirte Salzsäure hinzuthun, bis die Masse Syrupsdicke erhält. Man setzt darauf das Umrühren noch eine Zeit lang fort und läßt dann die Mischung 24 Stunden lang stehen. Vor dem Färben muß man die Mischung unter beständigem Umrühren mit reinem Wasser verdünnen, weil sonst der Papierstoff leicht fleckig wird, da diese Farbe leicht anfällt. Kommen wir jetzt zu den farbigen Papieren. Man unterscheidet hier naturfarbige und im Zeuche gefärbte Papiere. Die Verfahrungsweise in der Bereitungsart dieser Papiersorten ist in der Hauptsache die nämliche, welche wir bereits kennen gelernt haben, und weicht nur bei den gefärbten Papieren etwas ab. Man versteht nämlich unter naturfarbigen Papieren alle diejenigen Papiersorten, welche aus blauen, rothen, grauen, grünen, gelben Hadern gemacht werden, im Zeuche gefärbte Papiere dagegen nennt man diejenigen Sorten, zu welchen man weiße und halbweiße Hadern nimmt, dem Zeuche aber, sei es im Holländer oder in der Bütte, durch einen Pigmentzusatz irgend eine beliebige Farbe gibt. Diese letztere Papierart, welche sich nicht im Winter machen läßt, da die Kälte die Farbe zerstört, wird meistens aus dem schlechtesten Papierzeuche gemacht, obgleich man auch feinere und sehr feine Sorten hat. Wenn das Zeuch in den Stampfen oder Cylindern fein gemacht ist, so wird die

das ausgesuchte Papier, welches kleine Mängel hat, die dritte umfaßt das grobgelesene Papier, welches kleine Blasen, Tropfen vom Kautscher, Nebelflecke, zu viel oder zu wenig Dicke hat, die vierte enthält den Ausschuß oder die Papiere mit Runzeln, Brüchen, Rostflecken u. dergl., die fünfte endlich begreift das schadhafte Papier, d. h. diejenigen Bogen, an welchen ganze Stücken abgerissen sind, oder welche der Leim verbrannt oder das Wasser ersäuft hat. Das Falten oder Brechen verrichtet gleichfalls eine Saalarbeiterin mit Hülfe eines harten, glatten Holzes, welches dem Glättsteine ähnlich ist und Stein genannt wird. Mit diesem Holze fährt sie die Mitte des Blattes, dessen beide Ränder sie einander genähert hat, entlang und bildet so die Falte oder den Bruch der Blätter. Eine dritte Saalarbeiterin hat endlich das Legen des Papiers in Bücher zu verrichten, sie heißt davon die Zählerin. Das Abtheilen des Papiers ist aber nicht in allen Ländern gleich. Das Buch Druckpapier enthält 25, das Buch Schreibpapier 24 Bogen, die Buchbinder rechnen aber nur 23 Bogen zu einem Buche bedruckten Papieres und nennen dieses ein Alphabet. Zwanzig Buch machen ein Ries, 10 Ries einen Ballen, ein Handlungsries enthält daher 500 Bogen und im Ballen Schreibpapier befinden sich 4800, im Ballen Druckpapier 5000 Bogen. In einigen Ländern wird das Papier nicht in Bücher, sondern in kleine Abtheilungen von 5—6 Bogen gebracht. Im Venetianischen enthält das Ries von allen Zeichnen-, Noten-, Druck- und einigen Schreibpapieren gleichfalls 500 Bogen, dagegen zählt das Ries von mehren feinen, besonders den kleinen Schreibpapieren nur 480, von mehren Velinsorten und den Briefcopirpapieren nur 425 gute und 36 Ausschußbogen. Vgl. den Artikel Papier und v. Keeß Darstellung 1. Bd. 2. Th. S. 580. Das Einschlagen, nach dem Kunstausdrucke dem Papier die Rüstung geben, Binden und Pressen der Riese hat der Saalgeselle oder Saalmeister zu besorgen. Bis zum Verkaufe wird dann das Papier in Magazinen aufbewahrt, und je länger es liegt, desto besser wird es. Daher das Sprüchwort: Altes Papier, frische Tinte.

38) Der zum Schlagen dienende Hammer ist von Eisen und oft 200 Pf. schwer. Unter ihm befindet sich eine glatte Marmorplatte, auf welche das Papier in Büchern zu liegen kommt. Jedes Buch empfängt von dem durch Wasser in Bewegung gesetzten Hammer auf jeder Seite 4—5 Schläge. Diese Papierstampfe wurde im Anfange des 16. Jahrh. zu Iglau in Mähren erfunden und sie verursachte einen großen Zwist unter der Papiermacherzunft. Wer bei einem Schläger gelernt oder sich zu diesem gehalten hatte, durfte nur erst nach bezahlter Strafe bei einem Glätter arbeiten (vergl. den Art. Papier in den Noten). Statt des oben angegebenen Handglättens auf dem Schaffelle bediente man sich jedoch auch einer Marmorplatte, über welche der in eine Stange eingefaßte Polirstein, welcher mittels einer Kurbel und einer horizontalen Schwinge durch das Mühlwerk in Bewegung gesetzt wurde, hinglitt und so das auf der Platte liegende Papier glättete. Das Glätten durch messingene Walzen nennt man auch das Glätten nach schweizer Art (vergl. Breitkopf a. a. O. S. 55. v. Keeß Darstellung. 1. Bd. 2. Th. S. 581. Gött. Polizeinachrichten 1756. Nr. LXXVII). Wilhelm Haas in Basel, welcher von dem pariser Typographen Bodoni Aufschlüsse über die französischen Glättmaschinen erhalten hatte, stellte nämlich mit Hilfe seines Vaters eine solche Maschine in seiner Vaterstadt auf, welche den englischen und französischen nichts nachgab und dabei wohlfeiler war. Durch diese Maschine können sowol Papier als Kupferstiche, Zeichnungen und rohe Bücher entweder matt oder mit einem Atlasglanze geglättet werden. In Teutschland besaß Unger in Berlin die erste solche Glättmaschine und in der leipziger Jubilatemesse 1789 erschien die „Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter" auf solchem geglätteten Papiere, welches die Franzosen papier satiné nennen. Da bald darauf auch Klopstock's, Göthe's und Wieland's Werke bei Göschen in Leipzig auf solchem Papiere erschienen, so wurde Buschendorf in Leipzig von mehren Seiten her veranlaßt, eine wohlfeile und bequeme Papierglättmaschine anzugeben, und er machte im Journal für Fabrik. October 1802. S. 355 fg. zwei derselben bekannt. (Vergl. den Artikel Glättmaschinen.)

Röhre der Stampfe verstopft und nun thut man wohl verdünnten Waid, Indigo, Turnesol (oder Maurelle) hinein und läßt diese Stoffe sich mit dem Zeuche vermischen [39]). Der feinern im Zeuche gefärbten Papiere bedient man sich zum Zeichnen und Schreiben. Von diesen naturfarbigen oder im Zeuche gefärbten Papieren unterscheiden sich die sogenannten bemalten oder buntgedruckten Papiere, welche sich die Buchbinder theils selbst verfertigen, welche sie aber auch, sowie jeder andere, der ihrer bedarf, aus Fabriken beziehen, die sich eigens mit ihrer Erzeugung beschäftigen. Man erhält aber die bemalten oder gefärbten Papiere entweder, indem man sie mit einem in Farbe getauchten Pinsel bestreicht, oder durch eine Farbebrühe durchzieht, oder durch Bespritzen und Besprengen, oder endlich durch Auflegen auf schwimmende Pigmente. Das Verfahren mit dem Pinsel ist zu bekannt, als daß es einer weiten Auseinandersetzung bedürfte. Die mit aus Stärke bereitetem Kleister versetzten Wasserfarben werden mit dem Pinsel auf das Papier getragen, dann legt man entweder einen Bogen mit den feuchten Seiten auf einander, oder man legt zwei Bogen auf die angegebene Art auf einander, glättet sie sanft mit der Hand oder einem glatten Holze und zieht sie dann aus einander. Je nach der Dicke oder Dünne des Kleisters zeigen sich Adern, kleine oder große Striche; Wolken und andere Zeichnungen erzeugt man mit einem Kamme, oder einem nassen Schwamme, oder auch blos mit der Hand. Trägt man zwei Farben auf, so erhält man auf dieselbe Weise buntfarbiges Papier. Diese Papiersorten führen verschiedene Namen, gewöhnlich nennt man sie Herrnhuter Papiere, weil sie zuerst in Herrnhut gemacht wurden. Will man buntes Papier durch das Durchziehen erzeugen, so kocht man Fernambuckholz, Kurkume, Gelbholz und andere Farbestoffe ab, feuchtet die Bogen vorher an und zieht sie dann durch die Brühe [40]). Das Auflegen auf schwimmende Pigmente erzeugt das sogenannte türkische oder marmorirte Papier. Die Erfindung des Marmorirens ist wahrscheinlich ebenfalls eine teutsche. Die erste Nachricht davon findet sich in Kunkel's Glasmacherkunst, welche 1674 und 1679 zu Leipzig und Jena erschien, und die Franzosen gestehen es offen, daß sie diese Kunst von den Teutschen erhalten hätten. In England machte zuerst Evelyn das wahre Verfahren des Marmorirens, welches lange ein Geheimniß war, um die Mitte des 18. Jahrh. öffentlich bekannt. Es besteht aber dasselbe in folgenden Stücken: In einem hölzernen Troge befindet sich Wasser, in welchem Tragant aufgelöst ist. Hierauf werden Zinnober, Mennig, Auripigment, Bleigelb und andere metallische und Erdfarben fein abgerieben und mit Ochsengalle gemischt. Diese Farben spritzt man dann mit einem Pinsel auf die Oberfläche des Tragantwassers und zwar zuerst die Grundfarbe, dann die übrigen Farben, welche das Papier haben soll. Die Ochsengalle bewirkt, daß die Farben, sowie sie eingespritzt worden sind, stehen bleiben, daher man sie mit einem Holze herumdreht, oder mit einem kleinen Harken durchfurcht, wodurch sich Figuren bilden. Man bedient sich zu diesem Zwecke auch wol einer Feder, sowie eines Blasebalgs. Hierauf spritzt man auf die so gebildete Oberfläche kleine mit Wasser verdünnte Ochsengallentropfen und legt dann die trockenen Papierbogen horizontal so lange auf dieselbe, bis sie die Farben angenommen haben. Ist dies erfolgt, so hebt man sie vorsichtig ab, trocknet und glättet sie [41]). Um diesen Papieren Glanz zu geben, überstreicht man sie vor dem Glätten mit etwas Seife, geschlagenem Eiweiß, Lackspiritus und Copaivabalsam [42]). Hierher gehören auch

---

39) Das holländische Zuckerpapier, welches sich durch Geschmeidigkeit und Festigkeit, sowie durch große Biegsamkeit und schöne, blaue Farbe auszeichnet, wird aus groben, nicht gefaulten Lumpen, welche mit scharfschneidigen Cylindern zermalmt werden, gemacht, sorgfältig geleimt und ausgetauscht. In Teutschland gelang es erst spät dieses Papier zu bereiten. Um ihm die dunkelblaue Farbe zu geben, wurde dem Hofrath Beckmann in Göttingen von einem geschickten Papiermacher folgendes Recept mitgetheilt. Man thut 20 Pfund Blauholz oder Brasilienspähne in 40 Eimer Wasser, läßt dieses in einem Kessel 2—2½ Zoll einkochen, schüttet dann 1 Pfund Fernambuckholz hinein und hängt in die Masse einen Beutel mit ¼ Pfund Flohsamen (Psyllium, plantago psyllium), worauf man es eine Stunde kochen läßt. Nun löset man 5 Pfund Alaun in Wasser auf und gießt dieses in die Farbebrühe. Hierauf wird diese durch Leinwand geseihet, 2 Loth Salmiakgeist hinzugethan und das Ganze warm in den Holländer gebracht. Wenn das Zeuch von diesem mit der Brühe bis zum Erkalten durchgearbeitet worden ist, so wird frisches Zeuch und Wasser hineingethan, bis man den gewünschten Farbegrad erhält. Vergl. Joh. Beckmann's Anleitung zur Technologie. 5. Abschn. S. 131. 132. Note 1. Nach einer andern Vorschrift erhält man die Beize für 1½ Liespfund Zeuch aus 24 Loth Grünspan, 3 Pfund Alaun, 50—55 Kannen Wasser, welche Stoffe man mit einander kochen läßt. Hat das Zeuch einige Tage in dieser Brühe gelegen, so nimmt man es heraus, läßt die Brühe ablaufen und legt das Zeuch, welches aus groben Lumpen gemacht ist, in eine Brasilienholzabkochung. Vergl. Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar. Tom. VIII. 1787. 1ste Vierteljahr. Nr. 10. Im J. 1824 erhielt Paolo Andr. Molina, Papierfabricant zu Varese in Mailand, ein Patent für die Verbesserung: Papier jeder Gattung und Größe meistentheils durch chemische Mittel, in der Masse so zu färben, daß es den englischen und französischen Fabricaten gleich kommt, sich vorzüglich zum Zeichnen eignet, und weniger kostspielig als das ausländische ist. Zur gelben Färbung des Papiers vermengt man das fertige Ganzzeuch auf das Innigste mit einer mehr oder weniger verdünnten wäßrigen Auflösung des zur Gelbe calcinirten Eisenvitriols, und setzt, wenn das Zeuch völlig durchdrungen worden ist, so lange Kalkwasser zu, bis die Farbe nicht mehr an Sättigung gewinnt. Das dadurch ausgeschiedene Eisenoxyd verbindet sich mit den Fasern und gibt ihnen eine angenehme blaue Farbe. Um grünes Papier zu erzeugen, neutralisirt man eine verdünnte, schwefelsaure Indigoauflösung mit nicht vorwaltendem Kali, versetzt diese Flüssigkeit mit dem nöthigen Saftgrün und färbt das Ganzzeuch. Statt des Saftgrüns ließe sich vielleicht auch Gelbwurzel, Kurkume, Zwiebelschalenabsud ꝛc. gebrauchen. Vergl. Kastner's Archiv. III. 4. H.

40) Auf diese Art werden die sogenannten Atlas- und Taffetpapiere, sowie diejenigen, welche man bei der Verfertigung künstlicher Blumen anwendet, gefärbt. Des Besprengens mit dem Pinsel bedient man sich dann, wenn man auf schon gefärbten Papieren andersfarbige Punkte anbringen will. 41) Vergl. Beckmann's kleine Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. 4. Bd. S. 235. v. Keeß Darstellungen. 1. Bd. 2. Th. S. 611. Das englisch marmorirte Papier wird nicht weiß, sondern gefärbt aufgelegt. 42) Den Atlasglanz erhält das Papier durch das Satiniren, auf welches Wort wir verweisen. In Frankreich bediente man sich, wie es auch noch jetzt selbst bei uns der Fall ist, des gefärbten Papieres zu Notificationsschreiben. Auf gelbem Papiere zeigte man Eheverbindungen, auf karmelirten Geburten, auf grünem Ehescheidungen, auf ventre de Biche Erbschaften, auf Papier mit bona-

die Gold- und Silberpapiere. Die gedruckten oder Kattunpapiere werden ebenso behandelt wie der Kattun, nur daß der Vordruck wegfällt, und man hat sie von den verschiedensten Mustern. Bei den Metall- und Brocatpapieren ist der Grund gefärbt und das Dessein aus unechtem Gold oder Silber eingepreßt [43]). Zu den bunten Papieren rechnet man auch das Marroquinpapier. Neuerlichst hat Böhm ein neues Verfahren zur Erzeugung dieses Papieres angegeben [44]). Eine andere Papierart bildet das sogenannte gepreßte Papier, dessen Erfindung von Dehaut gemacht sein soll, welches aber erst seit 1810—12 allgemeinere Aufnahme fand. Man erhält das gepreßte Papier dadurch, daß man weiße, farbige, versilberte oder vergoldete Bogen angefeuchtet durch Walzen gehen läßt, die ihnen das beliebige Dessein geben. Hinsichtlich der durch das sogenannte Guillochiren gepreßten Papiere sehe man diesen Artikel. — Unter den nicht aus Lumpen verfertigten Papieren nahm, wie wir bereits im Artikel Papier sahen, das Strohpapier eine der ersten Stellen ein und Eßlier in Wien hatte es in der Strohpapierbereitung sehr weit gebracht. Um aber das Stroh der verschiedenen Getreidearten für gewöhnliches und feines Papier zuzubereiten, ist erstlich eine Beize mit Ätzlauge, dann eine chemische Bleiche nöthig. Um die Ätzlauge herzustellen, nimmt man 2 Pf. Pottasche und 6 Pf. ungelöschten Kalk auf einen wiener Eimer Wasser. In die durchgeseihte, vom Kalk befreite Lauge wirft man so viel Stroh, als sie fassen kann. Eine Stunde Siedhitze reicht hin, um das Stroh so zu erweichen, daß es sich mit den Fingern zerreiben läßt und daß die Fasern sich zeigen. Hierauf gießt man die Lauge vom Strohe ab und macht sie durch einen Zusatz von ½ Pf. Pottasche und 6 Pf. Kalk zu anderweitigem Gebrauche tauglich. Das Stroh wird nun in eine ganz leichte Stampfe gebracht, welche die in demselben befindlichen Knoten zerquetscht und es fähig macht, das Bleichmittel aufzunehmen. Dieses besteht in verdünnter, oxydirter Salzsäure, durch welche das Stroh seine Weiße erhält. Ist diese erzeugt, so wird die Salzsäure abgegossen, das Stroh mit reinem Wasser abgesüßt, gelind gestampft, in die Rührlöcher und endlich in die Bütte gebracht. Das Schöpfen der Bogen geschieht auf die gewöhnliche Art [45]). — Um aus Leder Papier zu gewinnen, setzt man nach Anton Tedeschi's Anweisung den unter die Stampfe gebrachten Lederabfällen Kalk zu und gebraucht nach den verschiedenen Ledersorten und der Fabricatsbestimmung als Bindungsmittel Alaun, Gummi, Leim und Hausenblase [46]). Chlor würde sich auch zur Bleichung [47]) dieser Papiersorte, welche sich jedoch nur zu Packpapieren zu eignen scheint, verwenden lassen. — Um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen wir einzelne Papierarten und theilen zum Schlusse nur noch mit, daß die Engländer Sam. Denison und John Harris zu Leeds am 1. Jan. 1825 ein Patent auf mehre Verbesserungen in der Papierfabrication erhielten. Diese bestehen namentlich in folgenden Stücken: 1) in einer Bütte für das zu bearbeitende Ganzzeuch [48]); 2) in einem Troge, durch welchen

---

de-Paris-Rande Bankrotte an. Wie sich doch der Charakter dieses Volkes auch auf dem Papiere ausprägt!

43) In Augsburg verfertigen viele Kattundrucker in ihren Nebenstunden solche Kattunpapiere mit abgenutzten Kattunformen, die äußerst wohlfeil und daher sehr beliebt sind. In Leipzig existirt seit 1799 eine Buntpapierfabrik, eine andere findet sich in Kempten, in Wien gibt es deren eilf. 44) Descr. des Brev. B. VI. Prechtl's Jahrbücher. 6. Bd. S. 520. Das Böhmersche Verfahren ist folgendes: Man kocht irgend einen thierischen Leim, bis er die Consistenz einer Gallerte angenommen hat, die sich nach der Erkaltung wieder erwärmen läßt. Von diesem Leime trägt man eine dünne Lage auf weißes, gut geleimtes Papier mittels eines Pinsels auf und wiederholt dieses Auftragen 4—5 Male. Das Papier wird darauf in einem Kästchen auf ein Bret gelegt, mit der farbigen Flüssigkeit überzogen und dann zum Trocknen aufgehängt. Soll die Farbe dunkel werden, so wird sie gleichfalls mehre Male aufgetragen und man nimmt die nicht in das Papier eindringende Farbe mit einem Schwamme ab. Zu der rothen Farbe nimmt man Fernambukholz mit etwas Avignonbeeren und der nöthigen Alaunmenge. Nimmt man noch Kreuzbeeren hinzu, so erhält man eine dem Scharlachroth ähnliche Farbe. Blauholz mit Essig gibt Violett. Um Blau zu erhalten, schüttet man eine hinreichend mit Wasser verdünnte Indigoauflösung auf eine verhältnißmäßige Menge pulverisirte Kreide und läßt sie auf dieser stehen, bis die freie Schwefelsäure neutralisirt und der saure Geschmack verschwunden ist. Setzt man die zum Violett nöthigen Stoffe hinzu, so wird das Blau röthlich. Gelb und Blau gemischt gibt Grün. Violett gefärbtes, dann mit aufgelöstem Eisenvitriol mittels eines nassen Schwammes überstrichenes Papier, erhält die schwarze Farbe. Wird Roth und Gelb gemischt, so erhält man Fleischfarbe, und Grau, wenn man zu dem violetten Blau eine sehr verdünnte Eisenvitriolauflösung bringt. Ist das so gefärbte Papier trocken geworden, so gibt man ihm durch einen Leimanstrich Glanz und macht es durch eine gleichtheilige Alaun-, Salpeter- und Weinsteinauflösung fähig, der Nässe zu widerstehen. Durch das Pressen erhält dies Papier die Marroquinform.

45) Vergl. Prechtl's Jahrbücher. 9. Bd. S. 405. Lambert gibt folgendes Verfahren bei der Strohpapierfabrication an: Man schneidet alle Knoten des Strohes hinweg, kocht dieses dann mit Ätzkali, Natron oder Ammonium, um ihm die Farbe zu nehmen und es faserig zu machen. Hierauf wird es gewaschen und der Einwirkung einer Auflösung von 8 Loth Kalk und 2 Loth Schwefel in einem Quart Wasser unterworfen, durch welche alle schleimigen Theile entfernt werden. Es wird darauf von Neuem gewaschen, bis sich aller Schwefelgeruch verliert, und ausgepreßt. Ist dies geschehen, so wird es mit Chlor oder Kalk gebleicht. In dem letztern Falle muß es wiederholt gewaschen werden, um das Bleichmittel, d. h. den Kalk, zu entfernen, und nun kommt das Stroh in die Stampfe, welche es zu Zeuch verarbeitet. Vergl. *Gill*, techn. Reposit. Jun. 1825. 46) Vergl. Prechtl. a. a. O. S. 406. 47) Uffenheimer will den Chlor, welcher im Papiere zurückbleibt, demselben einen unangenehmen Geruch gibt und dessen Zerstörung befördert, durch Hindurchleitung des Kohlenwasserstoffgases unschädlich machen, indem er glaubt, dadurch alles Chlor in das bekannte ölartige Kohlenwasserstoffchlorid zu verwandeln. Vergl. Prechtl a. a. O. S. 407. 48) Diese Bütte ist an der Vorderseite des Bogens ausgehöhlt, um die Formwalze zuzulassen, welche letztere das Ganzzeuch in einer ungefähr in der Mitte zwischen dem horizontalen und verticalen Durchmesser liegenden Stelle auffällt. Die sich umdrehende Walze bringt den Papierbogen mit dem obern horizontalen Filze in Berührung, dessen Fläche fast in jener horizontalen Ebene liegt, welche man sich als durch die Achse der Formwalze gehend zu denken hat. Das Gewebe ohne Ende befindet sich auf der Seite des Formcylinders, welcher der Bütte entgegensteht, und erhält den Bogen, nachdem ihm durch die siebartige Formwalze bereits ein Theil seines Wassers entnommen ist. Die dem Formcylinder am nächsten liegende Walze des endlosen Gewebes wird durch Schrauben an die Oberfläche desselben gepreßt. Dadurch haftet der Bogen fest genug am Gewebe, sodaß er mit ihm unterwärts zwischen beiden Geweben und den bei Nr. 5 erwähnten Walzen hin-

das Ganzzeuch aus den zu seiner Bereitung dienenden Gefäßen in die Bütte geleitet wird; 3) in einem großen, hohlen Cylinder, welcher durch seine sieb- oder drahtformartige Beschaffenheit die gewöhnlichen Drahtformen ersetzt; 4) in zwei endlosen Geweben, welche die Stellen der Filze vertreten, und — jedes für sich — über zwei Walzen gelegt sind; sowie sich diese Walzen umdrehen, kommen diese Gewebe in fortschreitende Bewegung; 5) in zwei kleinern Walzen, deren jede sich in dem Zwischenraume eines der beiden endlosen Gewebe befindet, und zwar so, daß diese Walzen, welche Schrauben an einander drücken, beide endlosen Tücher mit dem durchgehenden Papierbogen zwischen sich haben und ihm das Wasser nehmen; 6) in einer unterhalb des Gewebes ohne Ende angebrachten Walze, welche zugleich mit der der Bütte zunächst stehenden Walze dieser Gewebe aus diesen das Wasser preßt, ehe es wieder das Papier berührt; 7) in einer Haspel zum Aufwickeln des fertigen Papiers, welche zu diesem Ende weit von der Bütte entfernt ist; 8) in einer sehr kleinen und leichten Walze, welche sich zwischen den Walzen der endlosen Gewebe und der Haspel befindet, und verhindert, daß sich das Papier an das Gewebe anhängt; 9) in einem sich drehenden Rahmen in der Zeuchbütte, welcher die Stelle des faulen Gesellens vertritt.

(*Fischer.*)

Papierfilze, Papierformen, s. **Papierfabrication.**

PAPIERGELD ist Papier mit einer allgemeinen Anweisung auf einen bestimmten Geldwerth, den es vertreten soll; es setzt den bestehenden Werthmesser, das Geld, voraus, und da es auf einen bestimmten Münzwerth lautet, ohne in seinem Stoffe den mindesten Werth zu gewähren, so ist es durch sich selbst kein Zahlmittel, sondern nur das Zeichen desselben, und es nimmt und behält seine Kraft wie jede Zahlungsanweisung allein von der Ehrlichkeit des Gebers, worauf der Nehmer vertraut. Jener muß bei diesem als durchaus zahlungsfähig und willig gelten, wenn sein Papier ihm so gut als baares Geld sein soll. Außer diesem Treuglauben läßt sich zwar auch durch Zwang der Umlauf von Papiergeld erreichen; der Zwang gehört aber nicht hierher, er ist nicht wissenschaftlich. Das Papiergeld, welches auf Treuglauben beruht, erfodert an weiterer Gewähr nichts, als daß es möglichst vor Verfälschung gesichert werde und daß sein Empfänger sowol des Ausstellers als der Summe gewiß sei [1]). Es unterscheidet sich von den Zahlungsanweisungen dadurch, daß es weder eine Zahlzeit noch einen Empfänger bezeichnet und von den Münzen dadurch, daß es alles innern Gehaltes ermangelt. Es hat jedoch vor dem baaren Gelde große Vortheile, weil seine noch so künstliche Verfertigung im Verhältniß zu den Prägekosten geringe Kosten macht, weil es vor der Ausgabe noch so lange Zeit ruhen kann, ohne den Zinsverlust eines angeschafften und müßig liegenden Capitals zu veranlassen, weil es von den Empfängern am leichtesten verwahrt und in den größten Summen mit sich geführt werden kann, weil es des geschwindesten Umlaufes mit den geringsten Kosten fähig ist, weil es darin seinen Werth nicht wie das baare Geld abnutzt, sondern vollständig bewahrt, und weil es den ganzen Betrag des baaren Geldes, den es im Umlaufe ersetzt, freimacht, um verarbeitet oder verzinslich belegt zu werden. Es ist zerstörlicher als das baare Geld, und geht es verloren, so muß der Besitzer den Verlust tragen [2]); auch kann er, ist es ihm gestohlen, nicht wie bei entfremdeten Anweisungen den Schaden abwenden, aber in beiden Fällen ist von der Ausnahme, von Unordnung oder Unglück die Rede, und dabei kommt ihre und nicht die Gefährlichkeit des Papiergeldes in Betracht, in dessen Gebrauche diese kleinen Nachtheile, aller Erfahrung nach, gar nicht beachtet sind. Wenn alle seine Vorzüge vor dem baaren Gelde sich daraus erklären, daß es auf dem Treuglauben beruht, während das baare Geld, wie man sagt, den Glauben in die Hand gibt und den Werth wirklich überträgt, den der eine dem andern nicht anvertraut, so ist auch klar, daß der Treuglaube dem Papiergelde nicht entzogen werden darf, wenn es nicht in den einzigen, aber auch verderblichsten Nachtheil gegen das baare Geld kommen soll, weil es in diesem Falle aus dem Geldstück ein bloßes Stück Papier wird und eben in die Vermögensverluste führt, vor denen das baare Geld sichert. Doch dieser Nachtheil tritt erst bei einem entstalteten Papiergelde ein, und diese Entstaltung ist offenbar keine nothwendige Folge seiner Gestaltung, sondern sein wirkliches Entstehen beweist vielmehr, daß es auch fortbestehen könne, und sein Fortbestehen erscheint als Nothwendigkeit, weil sich in ihm die für jetzt vollkommenste Gestalt des Geldes nicht verkennen läßt. Es ist kein kleinerer und behenderer Körper erfunden, um die ganze Zahllast für Dienst- und Waarenlieferung von den Schuldnern zu den Gläubigern rich-

---

durch fortgeht. Hat das Papier seinen Weg zwischen beiden Geweben vollendet, so tritt es aus jenen zwei von der Bütte am weitesten entfernten Walzen derselben, welche ebenfalls durch Schrauben an einander gedrückt werden, ziemlich trocken und so hervor, daß es durch die Nr. 8 erwähnte Walze dem Haspel zugeführt werden kann. — Als der Herzog und die Herzogin von Southerland die Fabrik der obengenannten Herren besuchten, ließen diese den Weg von ihrem Wohnhause bis zu den Fabrikgebäuden der Länge und Breite nach mit einem einzigen Bogen Papier bedecken. Die Länge des Weges betrug aber ½ engl. Meilen. Man vergl. Repertory of Patent Inventions. Nr. II. Aug. 1825. Prechtl Jahrbücher. 8. B. S. 294 fg. Leng's Jahrbuch. 1828. S. 711.

1) Die dazu in Preußen gewählte Form ist folgende:

Königl. Preuß. (Wappen) Cassenanweisung
Fünf Thlr. Courant
nach dem Münzfuße von 1761
geltend in allen Zahlungen für voll.
Ausgestellt zu Berlin den 8. Mai 1821.
Hauptverwaltung der Staatsschulden.
(Unterschriften.)
Eingetragen Nr. 142141. Lit. A.
(Unterschrift.)
V Thaler Courant. — 5 Thaler Courant.

Auf dem österreichischen Papiergelde steht sein Inhalt in den verschiedenen Landessprachen neben einander; das Papier ist aber doch nur so groß, daß es noch, ohne geknickt zu werden, in eine gewöhnliche Brieftasche paßt.

2) Die Möglichkeit, Ausnahmen rechtlich zu begründen, ist allerdings vorhanden, sie kann hier aber nicht in Anschlag kommen.

tig und genehm zu tragen [3]). Das Papiergeld macht es dem baaren Gelde gleich, und macht es noch besser, und hat mit ihm gleiche, aber auch noch strengere Gesetze. Da man Geld haben kann, ohne Staaten zu haben, so kann man auch Papiergeld haben, ohne daß es von dem Staate ausgeht, und es gibt nicht blos beiderlei Arten von Papiergeld, sondern auch ein gemischtes. Wer aber der Aussteller sein mag, er ist sein Bürge, und er trägt billigerweise auch den Schaden, wenn es so verfertigt ist, daß es ohne Einverständniß, Kunst- und Kostenaufwand täuschend nachgeahmt werden kann, insofern es der Aussteller nicht eigenhändig unterschrieben hat. Die Vorsicht erfodert daher die eigenhändige Unterschrift, wenn der Aussteller ein Privatmann ist. Ein jeder Privatmann ist aber zur Ausstellung von Papiergeld berechtigt, der zur Ausstellung von Zahlungsanweisungen befugt ist, weil das Papiergeld eine solche Anweisung in der allgemeinsten Form ist. Braucht er sein Papiergeld als Zahlungsmittel für Dienste und Waaren, die ihm geliefert sind, so ist er in seinem Rechte, und ein solcher Gebrauch ist in England sehr üblich, und z. B. auch von Nathusius zu Magdeburg bei seinen in einander greifenden Cassen und vergliederten Arbeiten, auf seinen Landgütern und Gewerk- oder Handelshäusern, gemacht. Braucht man dagegen sein Papiergeld als Erwerbmittel, gibt man es aus, um dafür baares Geld und Zinsen zu beziehen, so steht es nicht mehr unter dem allgemeinen Rechte, sondern unter den Gesetzen des Bank- und Wechselwesens, die es in den verschiedenen Staaten verschiedenen Bedingungen oder Schranken unterwerfen. Ist das Papiergeld einfaches Zahlmittel, so weist dadurch der Aussteller seine Casse zur Baarzahlung einer fälligen Schuld an den Nehmer an, und seine Casse behält das baare Geld, bis der Nehmer des Papiergeldes die Baarzahlung fodert. Die Zeit, welche der Geber auf diese Weise zur Zahlung gewinnt, vermehrt sich noch, wenn der Nehmer zugleich der Schuldner des Gebers ist und das Papiergeld nicht an die Casse, sondern z. B. an die Brauerei, Bäckerei oder an dessen Zins- und Pachtleute abgibt. Der Geber spart alsdann so viel Cassenbestand, als Papiergeld von ihm umläuft; er braucht keine Abrechnungen mit den Nehmern zu machen, sie machen sich von selbst; er vereinfacht das Rechnungswesen bei seinen verschiedenen Cassen, und er vermindert die Kosten und Gefährden des Hin- und Hersendens von Baarschaften. Für den Nehmer ist das Papiergeld zugleich Urkunde seiner Foderung und auch Zahlung selbst, durch die er sich von dem stundenlangen Warten bei der Baarzahlung des Wochenlohns an Hunderte seines Gleichen befreit. Die bequemste Summe, worauf die einzelnen Stücke von Papiergeld lauten, ist die Münzeinheit, worin Rechnung geführt wird, wenn sie sich dem Wochenlohne einigermaßen nähert, wie der Gulden oder Thaler. Für das zu große Pfund Sterling hat man in Schottland auch den englischen Thaler von fünf Schilling gewählt. Im Betreff des Gesammtbetrages des Papiergeldes ist nicht entscheidend, wie viel ausgegeben, sondern wie viel wieder eingenommen wird, und welcher Betrag davon fortdauernd außerhalb der Cassen im Umlauf ist. Um diesen Betrag erspart der Aussteller ein Capital, dessen Zinsen sich als reiner Gewinn von seinem Papiergelde berechnen. Dieser Betrag läßt sich wol nicht im Voraus nach den Erfahrungen über das Verhältniß der umlaufenden und eingehenden Bankscheine, veranschlagen, möglich ist aber sogar, daß es die sämmtliche Jahresausgabe, die wirklich zu berichtigen, übersteigt, wenn das Papiergeld auch von Fremden gern genommen und zu ihren Ausgaben verwendet wird. Es erweitert alsdann sein Gebiet und nimmt die Natur von Bankscheinen an; von diesen und auch von ihren Verwendungen zu Staatsausgaben oder von gemischtem Papiergelde ist unter dem Artikel Bank gehandelt. Bleibt das Papiergeld des Privatmannes seinem ursprünglichen Gebiete und seiner Natur treu, so ist seine Wirkung doch für den Aussteller nach Obigem belohnend genug. Welche Hilfe und Erleichterung es aber bei großen Geschäfts- und Cassenbewegungen leistet, es versagt sie bei kleinlichen, wobei es nicht aus einer Hand in die andere geht, sondern an die Casse zurückkommt und also vergebliche Mühe und Schreiberei macht. Hat das Papiergeld ein angemessenes Gebiet, so kann es für die Arbeiter auch den Nebenvortheil haben, daß es sie von Vergeudungen außerhalb seines Gebietes abhält; sie können es in fremden Wirthshäusern nicht brauchen und werden sich vor seinem Verwechseln dazu scheuen. Auch scheinen sie dagegen im unglücklichsten Falle mit dem Papiergelde noch besser wegzukommen, als wenn sie gar nicht bezahlt wären; sie behalten doch wenigstens die Schuldurkunden in Händen und können sie gegen die Concursmasse oder den Fortsetzer des Geschäftes geltend machen, welches die Gläubiger um ihres Vortheils willen gewöhnlich nicht stillstehen lassen. Der Privatmann hat sich übrigens mit der Ausstellung von Papiergeld sehr in Acht zu nehmen, weil es ihn selbst zum Misbrauch verführen kann und weil es wider ihn auf das Ärgste zu misbrauchen ist. Wer sich mit kaufmännischen Geschäften nicht selbst versteht oder für seine Vermögensverwaltung nicht eine verantwortliche anerkannte Behörde hat, der möge sich mit der Ausstellung von Papiergeld nicht befassen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, z. B. falsches als das eigne Papiergeld einzulösen, und weil er für das Letztere, wenn auch Andere davon betrügerisch Vortheil gezogen, unbedingt dem bürgerlichen und peinlichen Richter verantwortlich ist. Hätte Law sein bekanntes Papiergeld als bloßer Privatmann ausgegeben, so würde er auf der Kuhhaut

---

3) Man berechnet das gesammte Volkseinkommen in England auf 5000 Mill. Gulden, in Frankreich auf 3000 Mill., in Österreich auf 2500 Mill., in Preußen auf 600 Mill. Aber wenn diese Berechnung auch so sicher wäre, als sie ungewiß ist, so würden doch darin alle die gegenseitigen Dienstleistungen der Familienglieder und alle unentgeltlichen Verbrauchsarbeiten fehlen, und da dieses bei ungleichen Bevölkerungen Ungleiches ergibt, so würde schon um deswillen jene Berechnung die richtigen Verhältnisse nicht nachweisen. Überall wird jedoch selbst das, was wirklich bezahlt wird, nur theilweise baar bezahlt, und nirgend beträgt das baare Geld in seiner höchsten Abschätzung mehr als doppelt das Staatseinkommen. Also verfährt man damit, so sehr man auch danach trachtet, wie mit einer dem Verderben ausgesetzten Sache, und man hat davon nicht mehr, als man nothwendig braucht.

zum Richtplatze geschleift worden sein; da es aber zum Staatsgelde übergegangen war, so fuhr er durch die Reihen verarmter Gläubiger in dem Wagen des Prinzen-Regenten ruhig über die Grenze.

Das Papiergeld des Privatmannes hört auf durch Staatsbefehl oder Richterspruch, ferner durch den Willen des Ausstellers, aber weder durch seinen Tod, noch wenn das bezügliche Geschäft fortgeht, durch seine Zahlungsunfähigkeit. Der Wille der Nehmer bringt es auch zu Ende; steht er aber seiner anfänglichen Ausgabe nicht entgegen, so vermögen ihn nachmals die Arbeitsleute desto weniger geltend zu machen, je leichter ihr Abgang zu ersetzen und je schwerer für sie ein anderes Unterkommen zu finden ist.

In die Untersuchung des Papiergeldes, welches der Staat ausgibt, wird der geschichtliche Weg am bequemsten führen, und er zeigt zugleich die Übergangspunkte, auf welchen sich der Staat das Papiergeld der Privatleute aneignet; er schließt sich an die Bahnen, welche das gemischte Papiergeld beschreibt, und die bei den Banken erörtert sind.

Heeren[4]) hat die Spuren verfolgt, welche in der alten Geschichte mit unserm Papiergelde Ähnlichkeit haben. Wenn hier die Vermuthung geäußert wird, daß die Priesterschaften ihre geheimen Zahlmittel zwischen Freund und Feind gehabt haben und daß darauf die Schatzmeister der griechischen Staaten zu Delphi deuten, so geschieht es nur um den praktischen Anfangspunkt zu bezeichnen, worauf vermittels des Treuglaubens Geld gebildet ist. Hätte die Geschichte die fortschreitende Entwickelung aus einem solchen Anfangspunkte zu berichten, so würde sie von dem Stiften, Ordnen und Verwalten eines auf Treuglauben beruhenden Weltgeldes berichten. Sie beschreibt aber bis jetzt Verwickelungen und Verwirrungen, unter denen nicht einmal die allerdings vermehrten Kunstmittel an fester Stätte verbleiben. Die Zeit, worin sie des Papiergeldes zuerst in China am Ende des 13. Jahrh. und dann in Persien erwähnt, läßt sich nicht als die Zeit seiner Erfindung annehmen, weil jeder Staat, welcher früher die Arbeit eines großen und kunstreichen Volkes nach Möglichkeit, sei es für Kriegs- oder Friedenszwecke, aufbieten wollte, diese Arbeit ohne ausgleichende Berechnung mit Bestande nicht erhalten und dazu mit seinem baaren Gelde nicht ausreichen konnte, sondern künstliche Zahlmittel anwenden mußte, wie auch von Carthago[5]) bekannt ist; und weil nichts näher lag, als das Papier zum Zahlmittel zu wählen, wo und wann es der gangbare Stoff zu Anweisungen und Schuldverschreibungen geworden war.

Die weitere Geschichte des Papiergeldes ist sich in China und Europa gleich; es ward dort und hier misbraucht und abgeschafft, aber wie dort so hier wieder eingeführt, und selbst in der Türkei macht man sich eine Art Papiergeld dadurch, daß man von den Steuerbeamten die Abgabenquittungen für die Ortschaften einlöst, woher man Waaren bezieht, und daß man mit den Quittungen die Waaren bezahlt. In den christlichen Ländern haben die Zahlungen an den römischen Stuhl Einfluß auf die Entwickelung des Wechselwesens gehabt, aber der römische Stuhl hat auf die Entstehung des Papiergeldes nicht eingewirkt, obgleich er dabei die durch Europa verbreiteten italienischen Bankiers und die nach italienischem Muster eingerichteten Leihhäuser und kaufmännischen Rechnungen zu Hilfe gehabt hätte. Indessen erscheint das Papiergeld, wie der Großhandel, am frühesten in Italien, und man hatte es, ohne davon den Begriff und Namen zu haben. Man kennt ebenso wenig den Ursprung der Bank von Venedig; man weiß nur, daß der Staat dort eine Kriegssteuer 1171 gegen einen Erbenzins von 4 pr. C. erhob, und daß die Betheiligten zu dessen Empfang und Vertheilung eine Casse hatten, die sich später als Bank gestaltete. Die Erbenzinsbriefe waren verkäuflich und kamen ohne Zweifel in Umlauf, und besser als die obenerwähnten türkischen Steuerquittungen. Thaten sie den Dienst von Papiergeld, so ging es von der Regierung aus, stand aber unter Privatverwaltung. Umgekehrt ging es mit der Bank zu Genua; sie diente zuerst dem Handel und lieh dann dem Staate so viel, daß ihre Scheine sich als sein Papiergeld gestalteten, welches, wenn auch mühsam, aufrecht erhalten wurde, bis die Österreicher im Kriege 1746 das Bankeigenthum ausbeuteten. In Schweden führte eine ähnliche Einrichtung wie in Venedig zu Papiergeld. Es eröffnete der Staat 1657 eine Bank und setzte vermittels derselben 4 pr. C. Schuldbriefe in Umlauf. Der König Karl XII. tastete die Bank nicht an, wie schwer und wie lange er seine Schweden auch im Feuer arbeiten ließ, und die Bank hatte bei seinem Tode ein Vermögen von 5 Millionen Speciesthalern; aber nun trieb Noth und Habsucht ins Wilde. Der Reichstag ließ Scheine auf Kupfergeld ausgeben, und sie wurden zu Hunderten von Millionen ausgegeben, dann zu $\frac{1}{36}$ ihres ursprünglichen Werthes herabgesetzt, aber neue wieder ausgegeben, welche sich in dem Misgeschick des Krieges und der Verwaltung gleichfalls entwertheten und ein Übel blieben, welches die jetzige Regierung mit aller ihrer Einsicht noch nicht zu heilen vermochte. — Indessen war bereits die Lehre und Behandlung des Papiergeldes länger als ein Jahrhundert in wissenschaftliche Untersuchung genommen, und dazu hatte Anlaß gegeben, daß in Frankreich kaum der Law'sche Bank- und Handelsbetrieb zeigte, welche Geldmacht der Treuglaube eines Volkes aufzubieten vermochte, als er zum Wunderglauben gesteigert und betrügerisch misbraucht; man erdichtete Handelsgewinne und machte darauf Zahlungen an die Bankactionäre, man verschlechterte den Münzgehalt und erhöhte den Werth der Bankscheine, man verbot die Baarzahlungen und gebot die Zahlung in Bankscheinen, und man machte durch dergleichen Kunst-

4) Ideen über die Politik rc. II, 164. III, 289.

5) In Carthago hatte man Geldscheine, die vielleicht aus Pergament bestanden, und gewiß in Leder eingeschlagen wurden, und man sprach dort von seinem Leder, wie jetzt von seiner Brieftasche. Hannibal nahm in seiner Verbannung begreiflich keine dortigen Geldscheine mit, sondern verbarg sein Gold in Barrensteinen; und scheint sich mit den griechischen Priestern abgefunden zu haben, in deren Tempel er Statüen tragen ließ, da doch wol nicht den Priestern, sondern nur dem beutelüsternen Pöbel weiß gemacht werden konnte, daß es lauter Gold und Silber sei.

griffe mehr eine Ausgabe von 2235 Millionen Liv. binnen anderthalb Jahren, vom 1. Jan. 1719 bis zum 20. Mai 1720. Die Kunst scheiterte, und in der Geldverwirrung floß schon Blut, als beiden ein schnelles Ende gemacht wurde. Die Rechtsleute und die Geschäftsleute gingen mit Eifer in die Untersuchung des Geldwesens; jene erwogen das Münzrecht und die ihm entsprechende Pflicht, verlangten mit Aristoteles, daß es, wie bei der Staatsverwaltung überhaupt, auch bei dem Münzwesen ehrlich und ordentlich zugehe, und sie verwarfen alles Papiergeld, weil es nichts von der Gewähr enthalte, welche der Staat in und mit dem Gelde leisten solle, die Gewißheit und die Richtigkeit der vollständigen Zahlung [6]). Die Geschäftsleute kamen dagegen zum Theil in ihren Forschungen über das Wesen des Geldes durch die Berechnung von seiner Masse und seinem Umlauf zu der Behauptung, daß nicht durch das Staatspapiergeld selbst, sondern durch seinen Misbrauch gefehlt sei, und es folgte die scharfsinnige Entwickelung der Lehre von den Zahlmitteln in der physiokratischen Schule. Die Staaten blieben ihrerseits in der Anwendung des Papiergeldes nicht zurück. Österreich gab zuerst im siebenjährigen Kriege 12 Millionen Gulden aus, vermehrte sie dann in den folgenden Kriegen, bis es über 1000 Millionen in Zwangsumlauf hatte, die es zu $\frac{1}{5}$ des Werthes gegen neue Scheine einlöste, welche ihrerseits auf $\frac{2}{5}$ herabgesetzt, zu diesem Werthe neben dem baaren Gelde noch im Umlaufe sind [7]). Nordamerika nahm in seinem Kriege mit England auch das Papiergeld zu Hilfe und zog das entwerthete in seiner reichen Friedenszeit wieder ein, nahm auch für jetzt die Meinung seiner Verwaltung an, daß eine allgemeine Bank durch die Vereinigung der Geldreichen von schädlichem Einfluß auf die Verfassung sei [8]). Spanien fing seine Ausgabe von Papiergeld an, als seine Silberschiffe sich vor den Engländern im amerikanischen Kriege nicht in See wagten, und wie verkehrt es bei der gesteigerten Ausgabe von mehr als 100 Millionen Piaster verfuhr, sein Papiergeld entwerthete sich, hingewiesen auf die reichsten Bergwerke und Klostergüter, weder sogleich noch dauernd, bis der Staat und das Land in die wildeste Verwirrung geriethen. Frankreich machte seine Revolution mit Papiergelde, welches von 1790 bis 1796 zu dem Betrage von 45,579 Millionen Franken in Umlauf gesetzt und mit dem Blutbeile darin erhalten wurde. Das Ende der Schreckenszeit war auch das seinige. Es sollte durch eine Zwangsanleihe eingezogen werden, aber sie glückte nicht, und auch ein neues Papiergeld, 2400 Millionen Mandate, womit das alte 30 für 1 eingelöst und Steuern und Staatsgüter bezahlt werden sollten, ließ sich nicht im Umlauf halten [9]), und mit dem J. 1797 war und blieb das baare Geld in Frankreich das einzige gesetzliche Zahlmittel. Dieses mußte der Gläubiger annehmen, aber weder die Scheine der neuerrichteten Bank, noch die Anweisungen des Schatzes, die beide durch bedrängte Zeiten und gegenseitige Geschäftsverwickelung musterhaft durchgeführt wurden. Rußland machte seine Kriege und auch große Guts- und Gewerbeanlagen mit Papiergelde, welches Katharina 1768 vermittels der Assignatenbank auszugeben anfing, und das gewöhnliche Geld, worin es zahlbar sein sollte, ward bald genug allein Kupfergeld. Da das Papiergeld aber nur in 40 Millionen Rubel bestand, und das geringste Stück auf 25 Rubel lautete, da seine Masse kleiner war als der Bedarf des innern Handels an umlaufendem Gelde, und da es den innern Handel erleichterte, aber sich weder zu auswärtigen Zahlungen noch zum kleinen Verkehr brauchen ließ, so gewann es für Wechselzahlung gegen Kupfergeld, oder in Bezug auf den innern Handel zwei bis drei pr. C., und es verlor ebenso viel gegen Silbergeld oder in Bezug auf den äußern Handel. Als aber von 1786 bis 1796 über 157 Millionen in Umlauf gebracht wurden, verlor das Papiergeld gegen Silbergeld mehr als 30 pr. C., obgleich es in den kleinen Verkehr durch Stücke von fünf Rubeln gebracht wurde, und es sank durch weitere Vermehrung bis auf $\frac{1}{4}$ seines Nennwerthes, als die Regierung 1810 für 577 Millionen im Umlauf hatte und das Gewicht des Kupferrubels von $2\frac{1}{2}$ Pf. auf $1\frac{3}{4}$ verminderte, zugleich aber eine Anleihe eröffnete, wobei sie das Papiergeld zu seinem halben Nennwerthe annahm, auch den Verkauf von Krongütern zu dessen Einziehung anordnete und seiner Vermehrung entsagte. Seine Entwerthung hatte das Staatsvermögen verhältnißmäßig entwerthet, dem Einkommen und der Geschäftsführung der Beamten großen Abbruch gethan, die Wirthschaft der öffentlichen Anstalten herabgebracht und die Haushaltsrechnungen besonders in den Städten verwirrt. Das Reich bedurfte indessen nach seinem Umfange, seiner Bevölkerung und seinen Geldgeschäften mehr umlaufendes Geld als die ganze Masse des Papiergeldes betrug; diese hatte den kleinen Verkehr nicht durchdringen können, weil sein kleinstes Stück in der größten Entwerthung noch mehr als ein gemeiner Wochenlohn betrug, und es hatte sich bei denen am meisten angehäuft, welche es am wenigsten brauchen konnten, weil sie mittelbar oder immittelbar an das Ausland zahlen mußten. Daraus scheint sich zu erklären, daß man für die Papierrubel zwar nur ein Viertel so viel Silber oder fremde Waare als ursprünglich, aber doch immer weit mehr Einheimisches haben konnte, und daß die Papierrubel sanken oder stiegen, je nachdem die russischen Waarenpreise auswärts fielen oder emporgingen. Seit dem Frieden verbesserte das Papiergeld allmälig seinen Stand, und er wird nun jährlich gesetzlich festgestellt, z. B. für 1834 zu 3 R. 65 Kopeken der Silberrubel.

Das Papiergeld der kleinern Staaten kann übergangen werden, aber desto mehr kommt darauf an, wie die bei-

6) Hugo Grotius (de jure belli et pacis. II, 12) hat diesen Lehrbegriff und am Schlusse die Vermahnung zur Ehrlichkeit gleichfalls. 7) Die ungarischen Verhandlungen über das Papiergeld sind hier nur hinweisend auf den dortigen Reichstag anzudeuten. 8) Um den kleinen Verkehr vor der übertriebenen Ausgabe von Bankscheinen zu sichern, beschloß der nordamerikanische Senat, daß keine Banknote von weniger als 20 Dollars ausgegeben werden solle; vom 3. Mai 1836 an gerechnet. 9) Man gab das Papiergeld in Zahlung für Steuern und Grundstücke, nahm es aber nicht wieder, sondern foderte baares Geld.

den Staaten damit verfahren sind, welche, England und Preußen, weder in den Verfassungen noch in den Verwaltungsweisen, aber in der festen Begründung und Ordnung nachhaltiger Wirthschaft übereinstimmen. Die Bank in England war nicht blos Handelsanstalt, sondern auch zum großen Vortheil ihrer Actionaire das Zahlamt der Regierung, die mehr als jede andere in allen Welttheilen zu zahlen hat, und die auswärtigen Empfänger erhielten durch die Banknoten nicht blos ihre volle Zahlung, sondern Aufgeld dazu, weil die Banknoten, noch besser als englische Wechsel, den höchsten Cursgewinn derselben machten. Als aber England große Hilfsgelder seinen Verbündeten auf dem festen Lande fast jährlich zahlte und sein reicher Handel diese Ausgaben nicht zu decken vermochte, so nöthigte das fortdauernde Sinken des englischen Wechselcurses auf dem festen Lande dahin zu Baarsendungen, und es wurden so viel Baarschaften aus der Bank gezogen, daß sie 1797 statt sonst wol über die Hälfte, kaum ein Siebentel Baarschaft für ihre umlaufenden Banknoten besaß, obgleich dieselben nur 7 Millionen Pf. St. betrugen. Das Parlament entband sie von den Pflichten der Baarzahlung, und es that weit mehr: es wirkte auf die öffentliche Meinung und machte dadurch das Vertrauen in die Bank zur Volkssache. Diese setzte nun über 30 Millionen Banknoten in Umlauf, und die Banknoten verloren zwar gegen Barrengold oder gegen das Ausland fast ebenso viel als die englischen Wechsel auswärts verloren; im Innern galt aber die Banknote dem baaren Gelde gleich, weil sie gesetzliches Zahlmittel war, weil die Masse derselben noch geringer als der Geldbedarf des Umlaufs war, und weil die Banknoten auch auf 1 Pf. lautend in den kleinen Verkehr drangen, während der Handel die Reichthümer vermehrte und die Staatsanleihen das müßige Anhäufen von Banknoten verhinderten. Nicht im Kriege, sondern erst im Frieden zeigte sich der Fehler, und er lag nicht in den Banknoten, sondern in den falschen Reichthümern und den künstlichen Preisen, die dadurch gemacht waren, daß man die Kriegsarbeiten nicht durch die Steuern, sondern durch Anleihen gedeckt hatte. Mit dem Kriege drohten die künstlichen Preise zu verschwinden; wie man sie theils durch Gesetze, theils durch Handelsübertreibungen beizubehalten suchte, gehört nicht hierher, sondern wie man mit den Banknoten verfuhr. Sie hatten nach Einigen eine größere Masse über 40 Millionen, nach Andern wenigstens über 20 Millionen baares Geld zur Seite gehabt, und sie hatten dem Verkehre nicht genügt, sondern Privatbanken überall große Mengen von Scheinen in Umlauf gebracht. Dieses geschah desto häufiger, je mehr die Bank Baarschaften an sich zog, um nach Aufhebung der obenerwähnten sogenannten Bankbeschränkungen zahlungsfähig zu sein; aber [illegible] vermehrte auch die Bedrängnisse, als in Folge der Handelsübertreibungen große Zahlungsunfähigkeit und noch [illegible] Mistrauen entstand [10]. Man machte nach Peel's [illegible] Anordnungen, daß der kleine Verkehr auf [illegible] Geld angewiesen wurde, daß die Privatbanken

entweder nicht fortbestehen oder doch nicht ausarten ko...
ten, und daß die Bank das Zahlamt der Regierung bl...
die Geldniederlage und die offene Casse für den Ha...
hielt und mit dem kleinen Verkehre nicht in Berühr...
kam [11]). Diese Anordnungen finden noch in England v...
Widersacher, weil mit dem Rücktritt der Scheine von ...
Privatbanken und der 1 Pf. Banknoten aus dem kle...
Verkehre, die Leichtigkeit Darlehne zu finden, versch...
den und auf dem Lande das Geld seltener, die Preise...
wohlfeiler geworden sind. Die Banknoten ihrerseit...
ben wieder die Natur des gemischten Papiergeldes ...
nommen [12]); sie werden in der Masse ausgegeben...
kaufmännisch Rechnung dabei ist, und sie gewinn...
wärts den englischen Wechselcurs, der 1836 das ...
fast $\frac{1}{16}$ über seinen Silberwerth in Teutschland ausb...
In Preußen ward vom Staate in dem Kriege v...
Papiergeld ausgegeben; der Krieg ging übel und...
piergeld auch; in dem Frieden, so bedrängt er ...
es wieder auf seinen Nennwerth; der neue ...
derte eine neue Ausgabe, aber der Krieg und ...
geld gingen gut, und es ward in dem langen...
Frieden auf 17 Millionen Thaler vermehrt u...
sein Gebiet über die Staaten, welche in den...
Reiche oder seinem Zollbereiche liegen, weni...
ner Eigenschaft als kaufmännisches Zahlmit...
ßen selbst geht es vermittels seiner Thalerstü...
nen Verkehr hinunter und hat eine wei...
Menge von gutgeordnetem baarem Gelde ...
neben sich; sie wird auf 50 oder 60 Mi...
und hat in ihren kleinern Stücken, $\frac{1}{6}$, ...
Bruchtheile des kleinsten Tresorscheines. ...
Papiergeld hin, um den Geldumlauf zu...
es kann weder ihn noch die Cassen be...
Betrag nicht einmal zur Hälfte der S...
reicht, und weil er überall in dem ...
Gelde einen dreifachen Bürgen zur S...
das Papiergeld auch das stille Zahl...
werden, wenn Kriegsrüstungen nöthi...
Nach dem Allen hat das Papi...
Staaten selten seinen Zweck erreicht...
heil angerichtet; die Meinung darü...

11) Die englische Bank ist als ...
von der Staatsschuld zugleich die Bür...
men von dem ungeheuren Stiftungsv...
papieren angelegt ist; und sie gibt un...
schen Anordnungen Bürgschaft für ...
vatbanken, welche dadurch zur Bele...
Bank angewiesen sind, daß sie zur ...
noten derselben ermächtigt worden. ...
1836 auf Zurücknahme dieser Ermä...
Stimmen gegen sich. Nicht die s...
fenden Bankgeschäfte wollte man b...
bungen mit den Actiengesellschaft...
ordnete man Untersuchung über di...
Compagnies betreffend, und Gu...
in den Bestimmungen derselben ...
Sinne, daß die Banknoten zu...
reich, aber nicht mehr dienstba...
mehr haben, und daß von der...
Privatbanken keine Spur en...

staatswirthschaftlichen Schriftstellern streitig geblieben. Seine Gegner sind folgerecht, wenn sie keinen Vergleich zulassen, sondern dem Staate sein Recht darauf ableugnen. Sie thun es mit Gründen und mit noch mehr rednerischem Schmuck. Ihre Gründe [13]) lassen sich auf folgende Sätze zurückführen: Wenn der Staat sein Papiergeld auch nicht im Übermaß ausgibt, so geschieht es doch nicht mit der guten Wirkung von kaufmännischen Papieren, weil es nicht so zweckmäßig und vorsichtig wie diese verwendet, sondern weil es zu Darlehnen ohne gehörige Sicherheit oder auf unbestimmte Zeit, zu Anlagen auf das Gerathewohl, zu verschwenderischen Dienstbelohnungen oder gar zum leichtsinnigen Kriegführen gebraucht werden kann. Dieser Grund setzt eine schlechte Staatsverwaltung voraus und ist an sich unhaltbar, wird aber darauf gestützt, daß die beste Verwaltung durch das Papiergeld verschwenderisch werde, ohne es zu wissen und zu wollen; sie könne von dem Papiergelde keine andere Verwendung zur Beförderung des Landbaues, der Gewerbe und der Künste machen, als es zu Anlagen darin vorzuschießen und darzuleihen, sie reize aber dadurch zu Unternehmungen, die besser unterblieben, oder doch anders eingeleitet wären, und sie befördere zugleich den Vermögensverbrauch. Diese Behauptung, in der die ursächliche Verbindung oder die Nothwendigkeit, daß die Regierung durch Geldhilfe auf die Betriebsamkeit nicht gut, sondern schlecht wirke, nicht erweislich ist, wird mit der Erfahrung verknüpft, daß die Regierungen meistens das Papiergeld nur als Nothhilfe in ihren Geldverlegenheiten gebraucht haben, und daß es zu verführerisch sei, um nicht zum Misbrauche hinzureißen. Der Misbrauch führe aber zu größerem Misbrauche. Wenn eine Privatbank zu viel Scheine in Umlauf setze, so habe sie den Schaden davon und müsse ihre umlaufenden Scheine vermindern. Wenn der Staat dagegen zu viel Papiergeld in Umlauf bringe, so könne er sich für seinen Steuerverlust durch noch vergrößerte Ausgabe von Papiergeld entschädigen, und der Hauptverlust von dessen Entwerthung treffe nicht ihn, sondern die Einwohner, und er werde für sie desto unheilvoller, je mehr das Papiergeld durch Gewaltmittel in oder endlich außer Umlauf gesetzt werde. Das Geld solle die unwandelbare Gewähr der richtigen Zahlung sein, das Papiergeld hebe diese Gewähr auf, es zerstöre und entsittliche. Das ist allerdings wahr von schlechtem Papiergelde, und die Erfahrung lehrt es von ihr; aber es ist nicht wahr [14]) von dem guten Papiergelde, und die Erfahrung lehrt auch von ihm und namentlich von dem englischen, daß es im Innern sich behauptet und auswärts nicht mehr als die besten englischen Wechsel verloren habe.

Ist demnach der Staat mit seinem Papiergelde nicht im Unrechte, sondern im Rechte, setzt es seinerseits nicht ein Reich der Wahrheit und Tugend, sondern einen selbständigen Staat voraus, der auf Ehre oder an seiner Daseinsbedingung, dem Treuglauben, hält, ist es mit dessen Staatsgewähr das bequemste und beweglichste Zahlmittel; so darf die Frage nach seiner Ordnung nicht unbeantwortet von der Wissenschaft bleiben, und sie ist durch und durch praktisch. Ebendadurch erhält aber die einfache Ordnung, welche die Wissenschaft für den Hauptzweck aufstellt, in den verschiedenen Staaten für Nebenzwecke nach Zeit und Umständen ihre verschieden gestalteten weitern Vergliederungen. Der Staat hat bei seinem Papiergelde zum Hauptzwecke, daß es die Umlaufsdienste unter seiner Gewähr für Jedermann leiste, wozu das baare Geld zu plump und unbeholfen ist und die Privatscheine zu schwach und zu beschränkt sind. Es entsteht durch das Gesetz, welches seine Gestalt, seinen Werth und seine Verbürgung bestimmt, und kraft des Gesetzes erhält es sein Umlaufsrecht, wodurch es zwar ohne ausdrückliche Verordnung nicht zu gleichem Rechte mit dem baaren Gelde, aber doch zur Anerkennung als allgemeines Zahlmittel gelangt, sodaß es vor Gericht als Beweis der Zahlungsfähigkeit und als Vorstandsleistung angenommen wird [15]). Ein Papiergeld, welches ohne Gesetz entstände, z. B. aus bloßen Schatzscheinen, würde doch nur kraft des Gerichtsgebrauchs, also seiner ausgesprochenen Gesetzmäßigkeit, entstehen. Die Verfertigung des Papiergeldes geschieht unter Staatsaufsicht, und es wird von einer verantwortlichen Behörde in Umlauf gesetzt, welche auch die darin abgenutzten Stücke gegen neue umtauscht. Das sicherste Mittel, gewiß zu sein, daß nicht mehr Papiergeld in Umlauf gesetzt wird, als dem Bedarfe entspricht, ist, daß es allein gegen baares Geld oder Barren ausgegeben und das davon das Zurückkommende gleichfalls gegen baares Geld eingelöst wird. Es leistet alsdann in dem Verkehre alle seine Vortheile ohne irgend einen Nachtheil, wobei sich allerdings die Posten und die Wechselhäuser nicht gut stehen. Der Staat erspart aber seinerseits die Kosten der Versorgung des Geldmarktes mit neuen Münzen um so viel als sein Papiergeld den Bedarf des Umlaufes an neuen Münzen deckt, und er hat an den Baarschaften, die er gegen dasselbe einzieht, einen Schatz, der ihm nichts weiter kostet, als die Kosten der Anschaffung des Papiergeldes und seiner Verwaltung, die einfach ist und blos gute Augen und treue Hände erfodert. Es läßt sich in das Allgemeine hin nicht veranschlagen, wie groß der so gesammelte Schatz sein werde; weniger als ein Fünftel der Steuereinnahme wird er aber nicht betragen, wenn das statt seiner im Umlauf bleibende Papiergeld auch nur hauptsächlich Wechselstelle vertritt, oder sich auf die Handelsstädte beschränkt, und wenn nach den bisherigen Erfahrungen gerechnet wird. Bei einem Steuereinkommen von 50 Millionen beträgt

13) *Storch*, Cours d'économie politique. IV, 7. 14) Que le papier monnaie, par une nécessité irrésistible, par une condition inhérente à sa nature même, doit se dégrader de plus en plus, sagt Storch in der angef. St. IV, 27; sein Übersetzer Rau theilt aber diese Meinung nicht (Handbuch der Nat.-Wirthschaftslehre. III, 417).

15) Die bloße Anerkennung des Papiergeldes als ein Zahlmittel ist seine erste Rechtsstufe, die zweite die gesetzliche Vermuthung, daß der Schuldner im Papiergelde oder baar zahlen könne, wenn es nicht ausdrücklich anders bedungen worden, die dritte, seine völlige Gleichstellung mit der Landesmünze für alle Zahlungen, und die vierte sein Vorrecht darüber, z. B. das Gebot, gewisse Zahlungen nur in Papiergelde zu leisten. Das Weitere, der Zwang, geht aus dem Rechte in das Unrecht.

hiernach der Schatz zehn Millionen, und diese reichen doch gewiß zu allen unvorhergesehenen Ausgaben für Frieden oder Krieg hin. Wird der Schatz dafür ausgegeben, so geschieht es für Arbeit oder Sachen, deren Bedarf zu ihren gewöhnlichen Lieferungen hinzukommt; also wird damit ein Werth bezahlt, der sich neu gebildet hat und durch welchen der Absatz, der Verkehr und der Geldumlauf vergrößert ist. Das Papiergeld wird zu den so vermehrten Zahlungen noch begehrter als früher sein, und daher auch ohne Schatz die Regierung nicht in Verlegenheit setzen, welche nur eine Anleihe zu eröffnen braucht, um zu verhüten, daß nicht das neue zinssuchende Stammvermögen, welches aus dem gesteigerten Erwerbe gewonnen, auswärts belegt, und daß nicht in Folge dessen das baare Geld vermindert und vertheuert wird. In dieser einfachen Ordnung ist bei dem Papiergelde nicht die mindeste Gefahr, es müßte sonst die Möglichkeit sein, daß ein gewissenloser Feind falsches in Unzahl machen ließ, daß keiner der nothwendig zahlreichen Mitwisser sein Geheimniß verriethe, sondern daß mit einem Schlage das falsche Papiergeld in das Land und auf die fremden Wechselplätze geschleudert würde. Die Folgen würden furchtbar sein, wenn man auch das wirksamste Gegenmittel wählte und sofort das falsche Papiergeld gleich dem echten einlöste, versteht sich von unverdächtigen Besitzern und mit allen Vorkehrungen wider sein weiteres Einbringen. Eine solche Verfälschung ist indessen, wenn auch Ähnliches wirklich geschehen ist, viel zu unwahrscheinlich, als daß sie von dem Gebrauche des Papiergeldes abhalten könnte.

Soll das Papiergeld mehr leisten, als den Geldumlauf und daneben das Schatzhalten erleichtern, soll es zum bessern Betriebe des Landbaues und Gewerbes Geldmittel darbieten und den Zinsfuß erniedrigen, zur Abtragung von verzinslichen Staatsschulden, für Staatsbauten oder auf Kriegskosten verwendet werden, so erfodert es eine künstlichere Ordnung und Verwaltung. Jene Ordnung ist in ihren Bestimmungen und Bewegungen so verschieden, wie es die Landeszustände, die Staatsverhältnisse und der Drang der Umstände sind; und es lassen sich hier nur die allgemeinen Richtpunkte bezeichnen: Rechte und Vorrechte des Papiergeldes, offene Cassen dafür, Steuerausschreiben und Anleihen darin, Abkauf von bäuerlichen Lasten und Ankauf von Staatsgute damit, Schutzgesetze für den einheimischen Vertrieb und Handel und wider auswärtige Verbrauchswaaren und keine Münzveränderung, sondern, wenn auch mit Verlust, fortdauernde Ausprägung. Je künstlicher die Ordnung ist, desto vorsichtiger und behender will sie verwaltet sein, und ihre Behörde eignet sich nach allen Verhältnissen zu einer unmittelbaren Stelle unter der Regierung. Am üblichsten ist indessen, die Verwaltung unter Staatsaufsicht einer Bankgesellschaft zu überlassen; alsdann aber ist das Papiergeld ein gemischtes und gehört nicht hierher. Möglicherweise läßt sich mit Papiergeld dem Geldwerthe nach das gesammte Vermögen in Umlauf bringen, aber unmöglich darin halten, weil man bei Vermögen bleiben will, wenn man es einmal hat. Nach allen Erfahrungen hat sich auch das Papiergeld entwerthet, wenn ihm nicht noch der Mehrbetrag an baarem Gelde zur Seite stand, und es hat sich mehrmals entwerthet, wenn es auch noch weniger als das Staatseinkommen ausmachte. Doch wiederum hat es dem Staatseinkommen gleich oder darüber seinen Werth behauptet und den Verkehr beherrscht, wenn der Treuglaube da war oder blieb. Hat es aber in ihm erwiesenermaßen seine Grundlage, und hat es, steht diese Grundlage fest, vor dem baaren Gelde überwiegende Vortheile, so läßt sich nicht zweifeln, daß es nachhaltig und bequem zu dem Betrage des Staatseinkommens im Umlauf bleibe, weil Geben und Nehmen sich ausgleichen, sodaß es auch im Verkehre das desto vorherrschendere Zahlmittel werde, je mehr Baarschaft darin vom äußern Handel oder eigenen Bergwerken eingehe, weil sie alsdann zu Zahlung oder Verarbeitung mehr angeboten als gesucht werde, und der einzige Anlaß wegfalle, aus welchem sie, das schwerfälligste Zahlmittel vor dem behendesten, dem Papiergelde, bei sonst gleicher Zuverlässigkeit verwendet und gehoben werde. Das Papiergeld in seiner Herrschaft gibt dem Staate die Macht, und mit derselben Wirkung, als wenn er ebenso viel baares Geld hervorgezaubert und wirthlich und bedachtsam verwandt hätte. Aber dieser Macht liegen ihr Misbrauch und seine schrecklichen Folgen am nächsten, und sie läßt sich davor, so wenig als der Treuglaube selbst, sicher stellen. Die meiste Gewähr für beides ist dort, wo Sinn und Sitten des Volkes gut sind, obgleich auch dort die Noth nicht ausbleibt, die kein Gebot kennt. Aber die Noth ist dort nur vorübergehend, wo sie nicht aus dem Volke, sondern von Außen kommt und wo es Kraft und Willen zum Widerstande hat, und dort ist das geeignete Gebiet für das Papiergeld, wie die Staatsverfassung übrigens auch sein möge. Es ist Einsicht und Ordnung in der Verwaltung, und die Behörden, welche die Sachen selbständig berathen und bei ihrer Behandlung einander unterstützen und beobachten, haben die Mittel und Wege, um von grobem Misbrauche des Papiergeldes aus Versehen oder Willkür abzuhalten; die Gerichte aber sind nicht in Verlegenheit, den verbrecherischen Misbrauch zu strafen, wenn sie auch kein geschriebenes Gesetz über die Verantwortlichkeit der Beamten haben. Mehr als diese gewöhnliche Gewähr für Recht und Eigenthum hat das Papiergeld nicht, und seine Verfälschung wird auch den andern schwersten Verbrechen gleich verhütet und gebüßt. Wo jene Gewähr aber fehlt, da fehlt auch sein Misbrauch nicht, und ist der Staat seiner selbst nicht gewiß, so ist sein Papiergeld eine gefährliche Last mehr. Ein Papiergeld würde in der Moldau noch das Bischen Geld forttreiben, womit man sich einigermaßen helfen könnte, und der Krieg würde es dort ebenso vernichten, wie er es in den kleinen italienischen Staaten vernichtet hat. In Persien könnte sich zur Zeit das Papiergeld so wenig arten als in Spanien, und auch in Griechenland dürfte es noch nicht räthlich sein. Dagegen entsagt in dem reichen und weiten Nordamerika die Regierung vergeblich dem Papiergelde, es erscheint alsbald in veränderter Gestalt wieder, und gleichviel in England oder Preußen ist keinerlei Furcht vor dem Misbrauche des Papiergeldes. Wenn es aber entweder durch seinen Misbrauch

oder in Folge von Staats- und Handelsereignissen sich im Umlaufe dem baaren Gelde nicht gleich hält, sondern sich entwerthet, so ist der beste Rath, es gegen baares Geld einzulösen, ein schlechter Spaß, weil seiner Entwerthung vorgebeugt sein würde, wenn die Verwaltung das Geld dazu gehabt hätte; sie müßte es sonst seitdem bekommen haben, und auch alsdann ist räthlicher, die Einlösung nach seinem jedesmaligen Stande als zu dem vollen Nennwerthe vorzunehmen, und sie war selbst mit den französischen Kriegssteuern nicht zu erreichen. v. Jakob [16]) leugnet aber die Verpflichtung des Staates, das entwerthete Papiergeld zu seinem Nennwerthe einzulösen, wenn er auch dazu im Stande wäre, weil sein schlechtes Papiergeld nicht eine eigentliche Staatsschuld, sondern ein Verwaltungsfehler sei, weil er daran zugleich mit den Einwohnern verloren habe, und weil sich der Verlust der Einzelnen gar nicht ausmitteln und also auch nicht entschädigen lasse. Eine Staatsschuld ist indessen das Papiergeld, weil es eine Staatsanweisung auf eine bestimmte Summe für den Inhaber ist, und da der Inhaber der Staatsgläubiger ist, so ist auch der Gläubiger und zur Entschädigung Berechtigte nie ungewiß. Die Zahlungspflicht des Staates steht fest, dagegen steht die Zahlungszeit nicht fest, und er hat Recht, wenn er sie nach der bestehenden Vermögensvertheilung berechnet und bestimmt, wenn er nicht die zufälligen und hauptsächlichsten Inhaber des Papiergeldes durch die Einlösung bereichert, sondern durch fortdauernden Ankauf des Papiergeldes auf den Geldmärkten den Werth davon allmälig und in allen Händen gleichmäßig steigert. Sind zu diesem Verfahren die Geldmittel zu beschränkt, so wird damit eine Staatsanleihe in Papiergelde verbunden. Sie zur Einlösung alles Papiergeldes zu verwenden, ist aus obigen Gründen nicht zweckmäßig, aber auch in beschränkter Maße hält sie v. Jakob [17]) für unrichtig, weil sie den bisherigen Schaden des Papiergeldes wieder gut machen solle, welches sie nicht könne, und weil sie alle die in Verlust bringe, welche das steigende Papiergeld suchen und z. B. Schulden zu bezahlen haben. Die Schulden sind allerdings eine große Schwierigkeit, wenn sie bei sinkendem Papiergelde gemacht und bei steigendem zurückgezahlt werden, und entweder der Gläubiger oder Schuldner verliert, je nachdem es zur Darlehnszeit höher oder niedriger als zur Zahlungszeit sich berechnet; doch dabei läßt sich durch gesetzliche Bestimmung der Zahlung nach der Werthausgleichung (Scala), helfen. v. Jakob geht noch weiter und erklärt die Kostenverwendung zur Einziehung des Papiergeldes für unnütz und verschwenderisch, weil sein Werth dadurch nicht erhöht werde, sondern wie bisher bleibe, weil Niemand Lust habe, mehr als bisher zu bezahlen, und weil daher das verminderte Papiergeld sein Verhältniß zu dem baaren Gelde nicht verbessere, wenn dieses mehr als zuvor in Umlauf komme; endlich weil die Zinsen der dazu gemachten Anleihen und alle darauf verwandten Kosten das Staatseinkommen schmälern und entweder ihren Zweck verfehlen oder schädlich wirken. Es ist in dieser Beweisführung übersehen, daß die Zahlung nicht allein durch den Geber, sondern auch durch den Nehmer sich bestimmt. Wird das Papiergeld zum Theil in zinstragende Staatspapiere verwandelt, so wird ihm eine neue Verwendung gegeben, und die höhere Verwerthung des ausscheidenden Theiles wirkt schon auf den zurückbleibenden, weil sie bis dahin von einander nicht zu unterscheiden sind, aber das zinstragende Papier ist auch zu auswärtigen Zahlungen brauchbar und macht Wechsel und baares Geld weniger gesucht, und es bietet sich im innern Verkehr zum weitern Umsatz gegen Papiergeld an. Dieses in verminderter Menge bei vermehrtem Gebrauche in seinem Verhältnisse zu dem baaren Gelde muß nothwendig seinen Werth erhöhen, wenn er nicht durch neue hinzukommende Bedrängnisse niedergehalten wird. Es geht dabei wie bei jedem schwunghaften Handel, aber noch wunderlicher, weil die Baarschaft zugleich als Geld und als Waare erscheint, weshalb selbst im Parlament gestritten wurde, ob das Papiergeld im Werthe sinke oder das baare Geld im Preise steige. Aber die Umwandlung eines, wenn auch gesunkenen, Papiergeldes in zinstragende Staatsschuld hat ihre Grenzen und darf nur zugelassen, nicht begünstigt werden, damit dem Verkehr und Privatschuldenwesen nicht geschadet werde. Man verbindet daher mit ihr auch noch die Veräußerung von Grundeigenthum (s. d. Art. Domainen) gegen Papiergeld. Auch dieses Mittel ist indessen nicht schnellwirkend im Großen, wenn es keine Bedenken haben soll, und so bleibt endlich nichts übrig, wenn man die Mittel, das Papiergeld zu heben, aufgeboten und ihre Wirkung ermessen hat, als den Nennwerth des Papiergeldes nach seinem Stande zu der Baarschaft herabzusetzen, welches entweder für immer oder für ein Jahr geschieht. Ob man das herabgesetzte Papiergeld in Umlauf lasse oder gegen neues vertausche, ist ziemlich gleichgültig, entscheidend aber, ob man die Steuern nach dem alten oder nach dem herabgesetzten Werthe des Papiergeldes zahlen lasse, und man hat auch wol bei der einen Steuer dieses, bei der andern jenes verordnet.

Schließlich ist noch des Gewinnes zu erwähnen, welchen der Staat an allem Papiergelde macht, das auf irgend eine Weise vernichtet wird, erweislich verbrannte gerichtliche Depositen etwa ausgenommen. Das Papiergeld verliert sich zwar nicht so spurlos, wie sich ein Werth von Millionen jährlich in den Stecknadeln oder auch in geringerem Maße an Scheidemünze verliert, aber es verliert sich doch täglich davon desto mehr, je tiefer es in den kleinen Verkehr gedrungen ist. Dieser Verlust ist reiner Gewinn für den Staatsschatz, und er läßt sich dadurch ermitteln, daß der Umtausch des Papiergeldes gegen neues von anderer Form verordnet und in einer bestimmten Frist vorgenommen wird.

Obgleich die Schriften über das Papiergeldwesen eine zahlreiche Büchersammlung ausmachen, so hat doch keine darunter eine Art gesetzliches Ansehen erlangt. Die meisten sind Flugschriften oder beziehen sich auf bestimmte Fälle, wie das Law'sche Bankwesen und die Assignate, die englischen Bankbeschränkungen und die amerikan. Bank-

16) Die Staatsfinanzwissenschaft. II, 770. 17) Daselbst 777.

streitigkeiten, zu deren Beurtheilung die considerations on the currency and banking system of the United States des vormaligen Schatzsecretairs Gallatin die zuverlässigste Grundlage darbieten dürfte. Es kann zwar dem Papiergelde nicht schaden, daß unser Dichter einem Hofnarren darüber das letzte Wort gibt, Göthe im Faust II., aber es mangelt an einem Anzeiger über seine Literatur; das Handbuch der teutschen Literatur von Ersch (2. Th. S. 491) geht auch innerhalb seines Bereichs nur bis 1821, und seitdem sind die Untersuchungen über das Papiergeld nicht geschlossen, sondern, besonders in England und Nordamerika, leidenschaftlich fortgesetzt. Andeutungen von ihnen in ihren staatswirthschaftlichen Verbindungen mögen sich in Culloch's principles of political economie (London 1831) und Say's Cours d'écon. pol. 3. ed. (Brux. 1836) finden. Wer dagegen Nachrichten über auswärtiges Papiergeld für Geschäfte nöthig hat, sucht sie am sichersten auf kaufmännischen Wegen.

(*von Bosse.*)

PAPIERHANDEL. Man muß hier den Handel im Großen von dem Handel im Kleinen unterscheiden, indem sich ersterer auf ganze Länder, letzterer nur auf einzelne Orte bezieht, daher jener auch weit mehr Umsicht als dieser erfodert. Der Papierhändler im Großen muß nicht nur wissen, welche Länder überhaupt Papier bedürfen, oder welche Papierart in ihnen vorzüglich Absatz findet, sondern auch aus welchen Ländern, ja aus welchen Orten er das umzusetzende Papier zu beziehen hat. Denn während z. B. in dem einen Lande vorzugsweise Schreibpapier gesucht oder verfertigt wird, verlangt und erzeugt man in einem andern Lande hauptsächlich Druckpapiere, und selbst auf die einzelnen Papierfabriken oder Papiermühlen muß er Rücksicht nehmen, da die eine vor der andern Vorzüge hat, indem diese selbst bei dem besten Willen und dem gleichen Materiale oft nicht dasselbe Product zu liefern vermögen. Dies Letztere sollten selbst die Kleinhändler mehr beachten, damit man nicht so oft bei ihnen für gutes Geld schlechte Waare bekäme [1]). Muß der Großhändler wissen, wie das Papier in jedem Lande, aus welchem er es bezieht und wohin er es verkauft, abgetheilt wird, so muß der Kleinhändler wenigstens die in seinem Lande üblichen Abtheilungen kennen, um nicht zu hintergehen oder hintergangen zu werden, und indem wir Hinsichts dieses Gegenstandes auf d. Art. Papierfabrication verweisen, bemerken wir nur noch, daß sich bei den holländischen und französischen Papierriesen bei jedem derselben zwei Buch Ausschuß oder schlechtere Bogen befinden. Bei den baseler Papieren enthält zwar das Buch Schreibpapier 25 Bogen, allein in den Endbüchern liegen nur 24 Bogen. Noch anders ist es bei dem Royalpapier, wo 24 Bogen ein Buch machen, aber die Endbücher eines Rieses nur 23 Bogen enthalten [2]). Gehen wir jetzt die einzelnen Länder durch, welche Papier ein- oder ausführen. Spanien [3]), welches mehr als 200 Papiermühlen haben soll, bezieht die ihm nöthigen Papiersorten theils aus Italien, theils aus Frankreich. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts kaufte Genua die Lumpen Spaniens, namentlich Andalusiens, und führte ihm dafür Papier zu einem Werthe von 500,000 Piastern zu. Frankreich sendet Papiere nach Spanien, wie bereits gesagt, Portugal, Italien, Amerika, Asien und Afrika, und bezieht dagegen seine Druckpapiere aus Holland [4]), welches umgekehrt diese aus Frankreich bezieht. Das letztgenannte Land, welches wegen seiner Papierfabrication berühmt ist [5]), versendet seine Papiere nach allen Gegenden der Welt, vorzüglich aber nach dem Norden. So erhielt Schweden 1781 aus Holland und andern Ländern 18,579 Ries Papier, unter welchen sich 5786 Ries Concept und 8142 Ries Schreibpapier befanden, und Rußland bezieht jährlich für mehr als 30,000 Rubel feines Schreibpapier aus Holland und andern Ländern [6]). In Italien treiben Venedig und Genua, sowie Colle und Spugna in Toscana einen bedeu-

1) Um beim Einkaufe des Papieres nicht hintergangen zu werden, sind manche Vorsichtsmaßregeln nöthig. Will man erkennen, ob das Papier aus Hadern oder Papierspähnen gemacht sei, so biegt man die Ecken des Papiers um und läßt sie zurückschnellen. Geschieht das Letztere mit einer gewissen Elasticität und legt es sich in seine vorige Lage wieder ganz hinein, so kann man annehmen, daß es aus Hadern gemacht sei. Schlecht fortirtes Papier bleibt an der daran leckenden Zunge kleben. Ist es schlecht geleimt, so schlägt die Tinte durch; fehlt es ihm an gehöriger Durcharbeitung, so reißt es bei der geringsten Anstrengung. Die Festigkeit des Papiers erprobt man mit dem Nagel des Daumens; reißt es, wenn man es über die Schärfe desselben zieht, so ist es schlecht; zieht es sich dagegen, ohne Falten zu hinterlassen, so ist es gut.

2) Bei der Versendung des Papiers über das Meer rechnet man acht Ballen Papier für eine Tonne. 3) Die Papiermühlen bei Igualada (bei Wehrs irrthümlich Igualdo) lieferten am Ende des vorigen Jahrhunderts ein weißes, starkes, glattes und sehr durchgearbeitetes Papier. 4) In Frankreich liefert Angoulême außerordentlich viel Mittelpapier, welches die Seestädte nach Amerika verfahren. Annonay, dessen Papiere theils durch das Wasser, theils durch den Leim eine vorzügliche Güte haben, versorgt Spanien, Italien, die Levante, theilweise auch Teutschland, so wie die französischen Colonien. Man rechnet, daß alle Mühlen dieser Stadt jährlich 5—6000 Ctnr. Papier verschiedener Art liefern. Andere franz. Städte, welche theils ihr Papier im Reiche selbst, theils außerhalb desselben absetzen, sind St. Léonard, Beaune, Bergerac (das hier verfertigte Papier führte sonst das Zeichen der Stadt Amsterdam), Epinal, Bordeaux, Morlair, Rembervillers und Troyes. Aus dem Elsaß gehen jährlich gegen 2500 Ballen außer Landes. Wir haben bereits im Art. Papier die in Frankreich gebräuchlichen Papiersorten angegeben und bemerken daher nur noch Folgendes. Man unterscheidet in Frankreich überhaupt Hinsichts des Papiers die große, mittlere und feine Sorte. Das Papierzeichen gibt den Papieren den Namen und es dient Cartier zum Rücken, Pot zur Vorderseite, Trace oder Mainbrune zum Körper der Spielkarten. Champy wird zu Bilder- und Fensterrahmen benutzt, Serpent gebrauchen die Fächermacher, Licorne dient zu Couverts oder Umschlägen. Zu dem letztern Zwecke wird auch Demoiselle forte gebraucht. Zu Kupferstichen, Landkarten rc. nimmt man Grand Jésus, Grand Aigle, Dauphin, Soleil und Étoile. 5) In dem Dorfe Saandam bei Amsterdam leben allein mehr als 600 Menschen vom Papiermachen und es werden daselbst jährlich mehr als 12,000 Ries verfertigt. Es besteht aber das holländische Papier in Royal- und Imperialsorte, Median, Briefformat, feinem und ordinärem Post- und Schreibpapier von verschiedenen Nummern, sowie in verschiedenen sehr gesuchten blauen, grauen, braunen Zuckerpapieren. Das holländische Papier bricht bekanntlich leicht und eignet sich daher weniger zum Druck als andere Papiere. 6) Im J. 1783 liefen allein in Riga 1312½ Ries Schreib- und 309 Ries Postpapier ein.

tenden Papierhandel, indem sie ihre Producte hauptsächlich dem Osten, Süden und Westen zusenden. Das venetianische Papier geht hauptsächlich nach der Türkei, wo es gegen Landesproducte umgetauscht wird, sowie nach Nordamerika, wo es äußerst beliebt ist [7]). Das nach der Levante bestimmte Papier muß, wie wir bereits im Art. Papier bemerkten, stark geleimt und äußerst geglättet sein, da man sich hier statt der Federn eines Rohres, sowie einer sehr starken Tinte bedient. In den teutsch redenden Ländern ist vielleicht der Papierhandel nirgends so bedeutend als in Österreich. Böhmen sendet seine Papiere, die zu einer großen Vollkommenheit gediehen sind, nach Mähren, Schlesien, Ungarn [8]), Galizien und den übrigen Provinzen des Kaiserreiches. Dasselbe thut Mähren, und auch die übrigen österreichischen Länder und Provinzen treiben einen nicht unerheblichen Papierhandel. Eingeführt werden vorzüglich feinere Papiere, wie englische, holländische, französische und schweizer Schreib-, Druck- und Zeichnenpapiere, da das Land selbst diese noch nicht in der gehörigen Vollkommenheit zu produciren vermag [9]). Nach dem Auslande ist jedoch die Ausfuhr von keinem großen Belang. In Preußen [10]) und Sachsen ist der Papierhandel wegen des großen Verbrauchs ebenfalls von hoher Bedeutung, doch findet hier nur ein Binnenhandel statt, wie dies auch bei den übrigen teutschen Bundesstaaten der Fall ist. Einen bedeutenden Handel treibt auch die Schweiz, und vorzüglich werden die baseler Papiere gesucht. Größere Papierfabriken pflegen in Haupt- und Handelsstädten eigne Niederlagen zu halten, um ihre Producte abzusetzen, eigne Handlungen pflegen den Papiervertrieb im Großen zu besorgen; mit dem Kleinhandel befassen sich gewöhnlich die Materialisten und in neuerer Zeit auch die Buchbinder [11]). Die Preise der verschiedenen Papierarten sind, wie das bei den meisten andern Waaren der Fall ist, stehend und fallend, je nachdem das Material, d. h. die Hadern, schwer [12]) oder leicht zu bekommen und da-

---

7) Den bedeutendsten Handel in Italien mit dem Morgenlande, sowie überhaupt treibt jetzt die Fabrik der Gebrüder Galvani zu Pordenone in Friaul. Das Papier, welches Frankreich nach der Levante sendet, wird zu Marseille, Pertuis und Entraigues gemacht. Man hat aber davon drei Sorten, deren erste, welche drei halbe Monde zum Zeichen hat, in Ballen von 12 Ries verpackt wird, während der Ballen Kronenpapier 14, und der Ballen Croisetpapier 24 Ries enthält. In Italien finden sich ebenfalls drei Hauptsorten, welche in den Handel kommen, nämlich Carta fioretta, carta ordinaria und carta commune. Die ersten beiden Sorten werden in Ballen von 10, die letztern in Ballen von 24 Ries in den Handel gebracht. Zwischen den Jahren 1376—1426 sandte Venedig auch viel Papier nach dem nördlichen Teutschland, namentlich bezog die Stadt Görlitz ihr Papier daher. Die venetianische Imperialsorte dient vorzüglich zu den Firmans des türkischen Sultans. 8) Nach von Keeß erhält Ungarn allein mehr Postpapier als seine sämmtlichen Exporten an andern Papieren betragen, und außerdem noch 20,000 Ries Kanzleipapier. 9) Nach den Zolltabellen von 1807 wurden in den teutschen Provinzen Österreichs für 45,352 Fl. 20 Kr. Papier ein-, und für 99,416 Fl. 24 Kr. Papier ausgeführt. Doch erhielt Ungarn den größten Theil der letztern. Im Lande unter der Ens wurden von 1810—1812 366 Ries Fächerpapier, 2570 Ries gewöhnliches Schreibpapier, 867 Ries Packpapier, 22,191 Ries Druck-, Lösch-, Schrenz-, Goldschläger- und sogenanntes Seidenpapier, sowie 4698 Ries großes Druckpapier eingeführt, wofür der Zoll in den genannten Jahren 30,300 Gl. betrug. In Wien wurden von 1812—1816 an Post-, Royal-, Median- und anderen feinen Schreib- und Notenpapieren 19,550$\frac{2}{10}$ Ries, an Fächerpapier 297 Ries, an gemeinem Schreib-, Kanzlei- und Conceptpapieren 1965$\frac{1}{5}$ Ries, an Packpapier 816$\frac{1}{5}$ Ries, an Druck-, Lösch-, Schrenz- und Goldschlägerpapier 14,205$\frac{4}{5}$ Ries, an großem Druckpapier 3091$\frac{1}{5}$ Ries aus dem Auslande eingeführt, dagegen betrug die Ausfuhr nach dem Auslande an Post-, Royal-, Median- und anderm feinen Schreib- und Notenpapiere nicht mehr als 2661$\frac{0}{10}$ Ries, an Packpapier 126 Ries, an Druck-, Lösch-, Schrenz- und Goldschlägerpapier 2599 Ries; Transito gingen durch Wien nach dem Auslande 171,757 Pfund Papier aller Gattungen mit Inbegriff der Pappendeckel. Außer dem erwähnten Imperialpapier sendet Venedig noch die Sorten Royal (Reale) und Mezzana, Corona superfein, Leon veneziano, Tre lune, Tre capelli, superfeines Schreibpapier (carta da scribere) vom kleinsten Formate nach der Levante, den ionischen Inseln und nach Amerika. Auch mit gefärbten und bedruckten Papieren wird jetzt in Österreich ein starker Handel getrieben und man kann das Ausland in dieser Hinsicht entbehren. Auch Nürnberg und Augsburg bringen viel türkisches und buntes Papier zum Handel. Man vergl. v. Keeß Darstellung. 1. Bd. 2. Th. S. 594.

10) In der neuern Zeit haben die Rheinprovinzen angefangen einen bedeutenden Papierhandel zu treiben und sie scheinen die ältern preußischen Provinzen überflügeln zu wollen. 11) Unter die vorzüglichsten Papiermühlen in Teutschland gehören die berliner, die memminger (das hier verfertigte Papier führt als Zeichen das Stadtwappen mit dem halben Adler und dem Kreuze), die Keferesteinische zu Kröllwitz bei Halle, die Reinerzer in der Grafschaft Glaz, die Eberhardtsche bei Harzgeroda, die Königsteiner in Sachsen, die Wehrausche, Wingen- und Meffersdorfsche, die Mögelsdorfer bei Nürnberg, die Stollbergsche, Bibraer, Rödenbacher, Hagen- und Wagenhausener bei Altdorf, die Fichtenmühle bei Roth (hier wird das als Schreibpapier gesuchte Fichten- oder Baumpapier verfertigt), die Deurensche im Jülichschen, welche schöne holländische Sorten liefert, die Mühlen bei Baireuth, Ansbach und Hof, die zu Selb und auf dem Dünkelhammer bei Wunsiedel, sowie die zu Breitenbrunn bei Johanngeorgenstadt, welche letztere nicht nur alle Sorten der feinsten teutschen Papiere, sondern auch holländisches, schweizer und englisches Linienpapier liefert. Auch die elberfelder Papiermühlen stehen in Ruf. Die böhmischen Papiermühlen zu Gröcken, Weypert, Pensen, Prag, Trautenau und Hohenelbe liefern folgende weiße Papiere: holländisches breites Oliphanpost Nr. 0, holländisches schmales Oliphanpost Nr. 1, holländisches Imperialpost Nr. 2, holländisches Superroyalpost Nr. 3, holländisches Schriftregalpost Nr. 4, holländisches Großmedianpost Nr. 5, holländisches Kleinmedianpost Nr. 6, holländisches Doppelpost Nr. 7, Registerconcept Nr. 8, Registerkanzlei Nr. 9, Mediankanzlei Nr. 10, Mediankanzlei Nr. 10 et F, Kleinroyalkanzlei Nr. 11, Superregalkanzlei Nr. 12, Imperialkanzlei Nr. 13. et F, Imperialkanzlei 13 ordinär, Oliphankanzlei Nr. 16, Goldschlägerpost Nr. 17, Kleinkanzlei Nr. 20, basler Kupferdruckvelin Nr. 21. 22. 23. 24. 25. 26 und 27, die blos in Hinsicht der Größe verschieden sind, Kleinordinär Packpapier Nr. 33, Großordinärpackpapier Nr. 35, Kleinordinär Post Nr. 36, ordinär Post Nr. 37, mittelfein Post Nr. 38, Feinpost Nr. 39, fein Medianpost Nr. 40, Fächermedianvelin Nr. 41, Fächerpost Nr. 42, Velinpost Nr. 43, Velinfächerpost Nr. 45, Velinfächerpostmedian Nr. 46, Mondstern Kanzlei Nr. 47, Notenkanzlei Regal Nr. 48, englisches Zeichnenvelin von vorzüglicher Schönheit Nr. 50, 51 und 52, Conceptregal Nr. 61, 62 und 63, Oliphan-Concept Nr. 66. Wenn man bedenkt, daß diese Fabriken vor etwa 30 Jahren nur zwölf Papiersorten aufzuweisen hatten, so kann man sich nur über die Fortschritte in der Papierfabrication freuen. Auch zu Iglau in Mähren wird gutes Papier verfertigt. 12) Ein solcher Fall trat 1818 in Italien ein, wo sich die Engländer das ausschließliche Lumpensammlungsrecht im Kirchenstaate erworben hatten und wodurch das Papier in den lombardisch-venetianischen Provinzen sehr in die Höhe getrieben wurde.

her wohlfeil oder theuer sind, wobei auch die größere oder geringere Nachfrage nach Papier überhaupt oder nach der einen oder andern Sorte sehr in Berücksichtigung kommt. Die Holländer stellten die Preise vor etwa 30 Jahren so:

Sorte	Nr.	Fl.		Stüv.		d. Ries
Fein großes Postpapier	Nr. 1	6	Fl.	—	Stüv.	d. Ries
	= 2	5	=	12	=	—
	= 3	5	=	5	=	—
	= 4	4	=	18	=	—
	= 5	4	=	12	=	—
Ordinair großes Postpapier	= 6	4	=	10	=	—
	= 7	4	=	8	=	—
	= 8	4	=	8	=	—
	= 9	4	=	6	=	—
	= 10	3	=	18	=	—
Feines Schreibpapier	= 11	5	=	8	=	—
	= 12	5	=	5	=	—
	= 13	5	=	5	=	—
	= 14	5	=	10	=	—
	= 15	5	=	5	=	—
	= 16	5	=	—	=	—
	= 17	4	=	16	=	—
	= 18	4	=	16	=	—
	= 19	4	=	10	=	—
	= 20	4	=	10	=	—
	= 21	4	=	6	=	—
	= 22	3	=	19	=	—
	= 23	3	=	5	=	—
	= 24	2	=	16	=	—
Kleinpostpapier	—	3	=	5	=	—
Großmedian	—	8	—	16	Gulden	—
Kleinmedian	—	6	—	12	=	—
Schreibroyal	—	15½	—	18	=	—
Superroyal	—	22	—	26	=	—
Imperial	—	30	—	36	=	—
Weiß Elefant	—	14	—	16	=	—
Anderthalb dito	—	32	—	36	=	—
Doppelt Elefant	—	48	—	80	=	—
Blaublau	—	35	—	40	=	—
Braunblau	—	8½	—	8¾	=	—
Weißroyal	—	3	—	8	=	—
Blaublau	—	4	—	24	=	—
Braunblau	—	6¼	—	6½	=	—
Zuckerpapier, blaues	6 Pf. schwer	8½	—	10½	=	—
	5	6¼	—	6½	=	—
	4	6	—	6¼	=	—
	3	5½	—	6	=	—
	2	4¼	—	5¼	=	—
Zuckerpapier braunes	8	7¼	—	9¼	=	—

In Böhmen standen 1820 die Lösch- und Schrenzpapiere [illegible] Ries zu 1 Fl. 54 Kr. — 2 Fl. W. W., die Packpapiere zu 8—30 Fl., das kleine und große Concept zu [illegible] Fl., Royalconcept zu 15—27 Fl. Im Lande unter der Enns kostete zu derselben Zeit Kanzleidruckpapier [illegible] 2 Fl. 45 Kr. — 4 Fl. 15 Kr. C.-M. Royalconcept [illegible]—14 Fl. In Pordenone galt das Ries Conceptpapier 2 Fl. 30 Kr. — 3 Fl. 45 Kr., Leon 4 Fl., [illegible] Fl., Briefpapiere in halben Bogen 2 Fl. 30 Kr. — 3 Fl. 30 Kr. Von den echt englischen Papieren wurden in dem angegebenen Jahre bezahlt in Wien, gepreßtes Schreibvelin mit 35—40 Fl., Kleinmedian mit 50, Großmedian mit 60 und Royalvelin mit 80 Fl. Superroyalvelin galt 100, Imperialvelin 200, Double-Elefantvelin 390, Antiquarianvelin 1500 Fl. Conv.-M. pr. Ries (vergl. v. Keeß, Darstellung. 1. Bd. 2. Th. S. 596 fg.). Im Ganzen hält sich doch der Preis des Papieres ziemlich auf derselben Höhe, nur daß man es an dem einen Orte etwas wohlfeiler kauft als an dem andern, was sich aus den Transportkosten leicht erklärlich macht. — Im uneigentlichen Sinne versteht man unter Papierhandel den Handel mit Staatspapieren (vergl. die Art. Papier u. Papierfabrication). (*G. M. S. Fischer.*)

PAPIERKNOCHEN, Ossa papyracea, nennt man in der Anatomie diejenigen sehr dünnen und glatten Knochenplatten, welche den größten Theil der äußern Seitenfläche des Siebbeins (s. d. Art.) und mit den an ihren vordern Rand stoßenden Thränenknochen die innere Wand der knöchernen Augenhöhle bilden. (*Rosenbaum.*)

PAPIERMACHÉ. Man bezeichnet mit diesem Worte eine Masse zerstampften Papieres oder Papiermacherzeuches, woraus man Dosen und andere Gegenstände in besondern Formen bildet. Man kocht zu diesem Zwecke Papier in Wasser, stößt es in einem Mörser zu Brei, mischt diesen mit Gummi oder Leimwasser, gießt ihn in eine mit Öl getränkte Form und läßt ihn hier erkalten. Die in diesen aus Holz oder Gyps bestehenden Formen [1]) gebildeten Gegenstände werden darauf abgedreht, polirt, gefärbt oder vergoldet. Diese ältere Art Papiermachéstücke zu verfertigen ist indessen jetzt ziemlich abgekommen. Es erfand nämlich im J. 1740 der Lackirer Martin [2]) zu Paris die Kunst, Dosen und andere dergleichen Dinge aus zusammengeleimtem Papiere oder Pappendeckeln zu verfertigen, und da seine Arbeiten vielen Beifall erhielten und der Zerstörung weniger unterlagen, so trat sein Verfahren bald an die Stelle des älteren. Die Arbeit bei der Dosenverfertigung erfoderte früher und erfodert hier und da noch eine Zeit von sechs Tagen. Am ersten Tage wurde die sogenannte Lage mit Wasser gemacht, d. h. man bekleidete die Form, in welcher man zugleich einen Papierboden anbrachte, mit einem einfachen, nassen Pa-

1) Diese Formen werden aus Gyps verfertigt, wenn man erhabene oder solche Arbeiten verfertigen will, deren Theile sehr durch einander gehen. Holzformen dagegen eignen sich mehr zu einfachen Gegenständen. 2) Martin sah eigentlich seine Kunst dem Lackirer Lefevre ab, welcher mit einem gewissen d'Ons en Bray verschiedene Versuche angestellt hatte. Bald hatte er eine solche Vollkommenheit in derselben erreicht, daß er eigne Etablissements errichten konnte, und daß die Tabaksdosen nach ihm Martins genannt wurden. Nach seinem Tode setzte ein gewisser Giros die Arbeiten fort, welche bald auch im Auslande großen Beifall fanden. Das viele Geld, welches für dergleichen Waaren nach Frankreich ging, bewog den großen Friedrich II. 1765 in Berlin ein eignes Haus erbauen zu lassen, in welchem ein gewisser Chevalier Papiermachéarbeiten verfertigen mußte. Dieser sowol als der Hoflackirer Stobwasser brachten die Kunst zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit. Auch in Braunschweig werden jetzt sehr schöne dergleichen Arbeiten geliefert, und in Nürnberg findet man viele Fabriken, welche Papiermaché verfertigen.

pierstreifen. Die Feuchtigkeit reicht hin, um zu bewirken, daß diese Lage ziemlich an einander hängt, bis man die geleimten Lagen daran anbringen will, und bewirkt zugleich, indem sie die Leimtheilchen verhindert, sich an die Form anzuhängen, daß sich die Dose leicht aus der Form herausnehmen läßt [3]). Man kann in einem Tage 200 Formen auf die angegebene Weise bekleiden. Den zweiten Tag schneidet man Papierstreifen in der Höhe, welche die Dose haben soll, und von einer Länge, daß sich die Form zwei- bis dreimal mit ihnen umlegen läßt. Hierauf schneidet man Papiervierecke, die etwas breiter als der Durchschnitt der Dose sind, und leimt acht derselben sich durchkreuzend auf einander. Diese zusammengeleimten Stücke heißen in der Kunstsprache das **Viereck**, und sie bilden den Grund sowol des untern als des obern Theiles der Dose. Die erstgenannten Papierstreifen werden darauf auf einander geleimt und auf der Wasserlage angebracht. Hierauf bringt man auch das Viereck an, dessen Winkel rund herum mit der Hand abgeschlagen werden, und legt auf diese Winkel ein neues Stück, um diese fester zusammenzuhalten. So enthält die erste Lage ein aus acht Verdoppelungen von Papier gebildetes Viereck und drei Stücke sechs- bis siebenmal herumgehendes Papier. Das Leimen besorgt gewöhnlich eine Arbeiterin, welche die 200 Formen mit der Wasserlage vor sich stehen hat und sie, nachdem sie die erste Lage erhalten haben, in einen zweiten Korb legt. Hierauf kommen die Formen in den Wärmekasten, wo sie bleiben, bis die erste Lage vollkommen trocken ist, wozu gewöhnlich zwei bis drei Stunden erfoderlich sind [4]). Die Obertheile werden auf dieselbe Art bereitet, doch sind die dazu dienenden Streifen etwas schmäler. Den dritten, vierten und fünften Tag bringt man neue Lagen an, doch so, daß die fünfte wie die erste aus drei, die übrigen aus vier Stücken bestehen. Die ganze Summe der Lagen besteht also aus 5 Vierecken und 18 Papierstücken, und es hat jedes Viereck 8 Papierdicken. Am sechsten Tage werden die Dosen aus den Formen herausgenommen und von einem Drechsler abgedreht. Von diesem kommen sie dann in die Hände des Lackirers [5]). Das neuere Verfahren bei dieser Dosenverfertigung ist folgendes. Man schneidet aus Pappendeckeln die Streifen, welche die Seitentheile der obern und untern Hälfte bilden sollen, sowie die Deckel- und Bodenscheiben, und leimt das Ganze zusammen. Um nun diese grobgebildeten Dosen in eine ganz gleichmäßige Form zu bringen und ihnen Glätte und Festigkeit zu geben, bedient man sich einer großen eisernen Schraubenpresse, bei welcher ein in das Innere der Dose passender Stempel sie in eine eiserne Form einzwängt, wodurch sie so glatt und eben werden, als wenn sie abgedreht wären. Sie werden darauf mit Leinöl getränkt, in einem Ofen gebacken oder getrocknet und dann mit der mit Leinölfirniß bereiteten Grundfarbe überstrichen. Ist diese eingebrannt, so werden die andern Farben oder die Vergoldung aufgetragen und das Ganze endlich mit Kopalfirniß überzogen. Feinere Dosen werden vor dem Firnissen auch wol mit Bimssteinpulver geglättet. In Österreich werden viele Papiermachéarbeiten verfertigt. In und um Wien befanden sich 1811 27 Fabriken, welche Blech- und Papiermachéwaaren [6]) verfertigten, und in welcher 18 Gesellen, zwei Lehrjungen und 176 verschiedene Arbeiter beschäftigt waren. Gegenwärtig bestehen davon noch 25 Fabriken, in welchen Dosen von der gröbsten bis zu der feinsten Sorte geliefert werden. Die der ersten Art nennt man hier **Raitzendosen**. In Österreich ob der Ens werden die vorzüglichsten Dosen zu Riedau im Landgerichte Ginskirchen verfertigt. Dasselbe gilt von den lombardisch-venetianischen Provinzen. In Böhmen verfertigen mehre Personen zu Klösterle aus Papierteig und Thon Larven und kleine Figuren, welche gemalt und lackirt werden. In Wien werden aus eigentlicher Papiermasse Möbel- und Rahmenverzierungen gemacht, und diese Stadt führte von 1812 bis 1816 für 54,426 Fl. 16 Kr. Tabaksdosen nach dem Auslande. Die meisten gehen nach Pesth, Lemberg, Grätz, Italien und in die Türkei. Die Preise derselben stehen meist äußerst niedrig. Das Dutzend der geringern Sorte kostet 42, 48, 54 Kr., 1 Fl. 9 Kr. — 1 Fl. 24 Kr. Bei den mittlern Sorten kommt das Dutzend auf 1 Fl. 12 Kr. — 5 Fl., bei den feinen aber das Stück auf 3, 12—24 Fl. W. W. zu stehen [7]). Eine Anwendung im Großen hat von einer Art Papiermaché der Kanzleirath Christin in Hoop bei Bergen in Norwegen gemacht. Er ließ eine Kirche erbauen, welche Raum für 800 bis 1000 Menschen hatte, außen achteckig, im Innern aber völlig rund war. Die trocken aufgesetzten Mauern sind von Innen, ebenso wie die aus dünnen Holzpfosten errichteten korinthischen Säulen von Außen mit Papier bekleidet. Das Dach, der Plafond, sowie die Statuen im Innern und die Basreliefs an den Außenwänden bestehen gleichfalls aus Papier. Auf ähnliche Art war das Wohnhaus gebaut. Die Papiermasse wurde durch einen Zusatz von Vitriolwasser und mit Molken und Eiweiß gelöschtem Kalke wasserdicht und feuerfest [8]). *(G. M. S. Fischer.)*

PAPIERMÜHLE. Man bezeichnet mit diesem Worte ein oder mehre zur Papierfabrication dienende Gebäude, deren Maschinen entweder durch Menschen- oder Thierkräfte, oder durch Wasser, welches hauptsächlich der Fall ist, oder durch den Wind, wie in Holland [1]), oder durch

3) Aus diesem Grunde muß das Wasserblatt breiter als die übrigen Blätter sein und die Form rundherum umgeben. 4) Wenn eine Lage trocken geworden ist, so entfernt ein Arbeiter alle Ungleichheiten und raspelt oder feilt die Winkel hinweg, damit die zweite Lage fest auf der ersten aufliegen kann. Man rechnet einen solchen Arbeiter auf vier Leimerinnen. 5) Vergl. **De la Lande**, Abhandlung von der Kunst Pappe zu machen, im 3. Bande des v. **Justi'schen** Schauplatzes der Künste und Handwerke.

6) Außer den Dosen verfertigt man auch Kaffeebreter, Präsentirteller, Zuckerschalen 2c., welche kochend Wasser aushalten. 7) Vergl. v. **Keeß** Darstellung. 1. Bd. 2. Th. 8) Vergl. des holländischen Seecapitains **Corn. de Jongs** Reise von Drontheim nach Amsterdam, im ersten Bande der allgemein unterhaltenden Reisebibliothek ästhetisch bearbeitet von **C. A. Fischer**.

1) Ausführlich findet man eine solche holländische Papierwindmühle beschrieben in v. **Justi's** Schauplatz 1. Bd. S. 344. Breitkopf (a. a. O. Tab. XII) gibt gleichfalls einen Aufriß einer holländi-

...ampf, wie wir es hier und da in England [2]) und Nordamerika finden, in Bewegung gesetzt werden. Ist nun der Hauptzweck der Getreidemühlen die Verwandlung des Getreides in Mehl, und ist daher in einer solchen Mühle außer den nöthigen Maschinen oft nur ein einziges Zimmer oder ein kleiner Verschlag nöthig, um den Müller oder den Knappen, sowie die Mahlgäste, aufzunehmen, so geht aus der Natur der Papierfabrication nothwendig hervor, daß sich in einer Papiermühle außer dem eigentlichen Mühlwerke, welches, sei es durch Stampf- (Hammer-) oder Cylinderwerke [3]), die Hadern in Brei zu verwandeln hat, noch viele andere Zimmer, Säle, Böden und Vorrathskammern befinden müssen, welche das Papier zu durchlaufen hat, ehe es zum Verbrauche kommt [4]), und hierin liegt auch wol hauptsächlich der Grund, daß man größere Papiermühlen gern Papierfabriken nennt, da man, so viel wir wissen, nie oder doch höchst selten von einer Mehlfabrik redet. Man berechnet die Größe und Bedeutung einer Papiermühle nach der Zahl der in ihr befindlichen Bütten, indem von diesen die Menge des zu verfertigenden und des für den Verkauf zu stellenden Papieres abhängt. Nehmen wir nun eine Papiermühle von zwei Bütten an, welche zwei Stock hoch ist, so dürften wir in dem untern Stock finden 1) die Leimküche mit dem Kessel und den sonst nöthigen Geräthschaften, 2) die Kammer für den Geschirrbauer, 3) die Geschirr- und Zeugkammer, d. i. das eigentliche Mühlenwerk, 4) die Werkstube, sowie die Stube zum Umlegen und Fertigmachen des Papieres, 5) die nach dem obern Stock führende Treppe, die Hausflur, Speisekammer, welche wenigstens sonst gefüllt sein mußte, die Küche, sowie zwei Wohnstuben und eine Stube für den Aufseher der Fabrik; endlich 6) eine Niederlagekammer für das verfertigte Papier und zwei andere Kammern; in dem obern Stocke dagegen würden wir finden 1) eine Kammer oder einen Saal zum Lumpenreinigen, sowie einen Raum, Leimleder oder Papierspähne niederzulegen, 2) einen Saal für die Aufbewahrung der Lumpen, 3) einen Raum für den Lumpenschneider, wo dieser noch gebraucht wird, und das mit ihm verbundene Lumpensieb, 4) einen großen Saal zwischen den beiden nach dem Boden führenden Treppen und den beiden [illegible]; den übrigen Raum dieses zweiten Geschosses würden dann Stuben und Kammern einnehmen. Die Trockenböden hat man unter dem Dache zu suchen. Da wir in dem Artikel **Papierfabrication** bereits das Meiste hierher Gehörige bemerkt haben, so theilen wir nur noch Folgendes mit. Nicht an jedem Flusse, Bache oder Brunnen läßt sich mit Vortheil eine Papiermühle errichten, indem die Beschaffenheit des Wassers, insofern es nicht blos als bewegende, sondern auch als reinigende und erweichende Kraft dient, einen wesentlichen Einfluß auf das zu erzielende Product hat. Das weichste, hellste und nicht eisenhaltige Wasser, welches die Seife gut auflöst, eignet sich am besten für die Papierfabrication. Die Holländer und Franzosen erkannten längst den Werth des guten Wassers. Erstere legten eigne **Wasserklären** (s. d. Art.) deshalb an, und Letztere bedienen sich zu gleichem Zwecke weidener Körbe, sowie einer auf einander folgenden Reihe von Wasserbehältern, die oft aus steinernen Trögen bestehen, und welche das Wasser nach einander durchlaufen muß.

Um die Hadern auszustäuben, wirft man sie in England in ein Behältniß, welches wie ein Trilling aus zwei durch Stäbe verbundenen Scheiben besteht [5]). Ebenso hat man in England statt des einen Holländers jetzt deren zwei, nämlich den **halben** und **ganzen** Holländer. Durch den erstern wird das Stampfenwerk entbehrlich. Seine Walze ist mit 40 und die im cylindrisch gekrümmten Kropfe liegende Platte mit 12 bis 14 Schienen besetzt. Die Walze der Zangen hat 60 und die darunter liegende Platte 20 bis 24 Schienen. In einzelnen Mühlen macht die Walze des halben Holländers 120, die des ganzen 150 Umläufe in einer Minute [6]). (*G. M. S. Fischer.*)

PAPIERSIEGEL. Man versteht darunter kleine viereckige Stückchen Papier, deren untere Seite mit einem Leime überzogen sind, während auf der obern sich irgend ein Buchstabe oder eine andere Verzierung zeigt. Man bedient sich ihrer als Oblaten. Der Erfinder ist Ernst Matthias Hanke zu Wien, welcher 1824 ein für zwei Jahre gültiges Patent für seine Erfindung erhielt. (*Fischer.*)

PAPIERSPÄHNE nennt man die Abgänge vom beschriebenen oder bedruckten Papiere, welche zu Papier umgearbeitet und hauptsächlich von den Buchbindern geliefert werden. (*Fischer.*)

PAPIERTORF nennt man solchen weißen oder gelben Torf, welcher aus deutlichen dünnen Schichten halbveränderter Moose besteht, und sich leicht in Blätter, die oft fast papierdünn sind, spalten läßt. Bei den braunen und schwarzen Torfgattungen kommt diese Structur nicht oder nicht so ausgezeichnet vor. In den Torfmooren, wo sich der weiße Torf aus verwelkten und abgestorbenen Moosen erzeugt, wachsen, wenn man den Torf nicht zu tief (und namentlich nicht bis auf die unfruchtbare Sandsohle) absticht, jene Pflanzen mit langen gefiederten Stengeln üppig wieder bis zum Wasserspiegel empor, sterben ab, sinken zusammen, verjüngen sich aufs Neue — sei es durch Wurzelschüsse oder durch neue Besamung — u. s. f., bis endlich die auf einander gehäuften Schichten, nach einer Reihe von Jahren, einen neuen Torfstich gewähren. Jene jährlichen Schichten nun sind es, die man in dem Papiertorfe sehr deutlich ausgesprochen wiederfindet. (*Karmarsch.*)

Papierzeichen, s. Papier und Papierfabrication.

[illegible] Papiermühle. Die Holländer haben zwei Hauptwerke über Papiermühlen. Das erste findet sich in dem Groot volkommen Moolenboek, welches Natrus, Polly und Vaurer 1734 herausgaben, das zweite steht in dem [illegible] gesammelten und bei Pet. [illegible] Theatrum machinarum universali. [illegible] Beschreibung und Zeichnung einer der vorzüglichsten [illegible] Papiermühlen [illegible] Syklopädie v. Langsdorf [illegible] Maschinenkunde, zweiten [illegible] 3) In Holland und Frank[reich] [illegible] 4) Journal für Fa[illegible]

5) v. Langsdorf a. a. O. S. 487. 6) Ebend. S. 492.

PAPIGNO, eine Ortschaft in der päpstlichen Delegation Spoleto und Rieti, im Angesichte der alten Stadt Terni und davon nur 1½ italienische Meile entfernt, in einer engen Seitenschlucht des linken Ufers der in einem überaus malerischen Thale dahinströmenden Nera gelegen, von wilden, und in ihren Formen phantastischen, aber bei all ihrer Wildheit doch, ob der reichen Vegetation des Südens, freundlichen Bergen hoch überragt. Der Ort ist elend, wie die meisten Dörfer und Flecken dieser Gegend, um so überraschender aber die ganze classische Gegend des alten Interamna und des benachbarten Falls des Velino. (*G. F. Schreiner.*)

Papilio (Fossil.), s. Lepidoptera.

PAPILIO *Linné* (Insecta). Diese Schmetterlingsgattung, in dem Umfange, in welchem sie gegenwärtig genommen wird (vgl. Papilionides), entspricht der Abtheilung Papiliones Equites *Linné*, und der Gattung Amaryssus *Dalmann*, und hat folgende Kennzeichen: An den Schmetterlingen ist der Kopf dick, die Augen sind groß, vorspringend, die sehr kurzen Palpen reichen nicht über die Augen hinaus, sind stark an die Stirne gedrückt, die Glieder derselben sehr wenig deutlich und das dritte gar nicht bemerkbar; die Fühler sind ziemlich lang, am Ende in eine aufwärts gebogene Kolbe verdickt. Der Hinterleib ist ziemlich dick und mittelmäßig lang. Die Flügel sind ziemlich stark und haben vortretende Adern, an den hintern ist der Hinterleibsrand nach Aufwärts gebogen, mehr oder weniger ausgerandet und den Hinterleib ganz frei lassend, der Außenrand mehr oder weniger gezähnt, oft in einen Schwanz auslaufend.

Die Raupen sind dick, cylinderförmig oder vorn etwas schwächer, im ersten Ringe befindet sich immer eine verborgene, vorstreckbare Fleischgabel. Der Kopf ist ziemlich klein, rundlich. Der Körper ist glatt, manchmal mit fleischigen Auswüchsen besetzt, die mehr oder weniger lang sind. Die Puppen haben keine Metallflecken, sind nur mäßig eckig, manchmal fast gerade, manchmal stark gebogen, die Seitenränder parallel oder zusammengedrückt, wie mit regelmäßigen Kämmen besetzt, manchmal steht auch eine hornartige Verlängerung auf dem Rücken und der Kopf ist bald viereckig, bald gespalten, bald gestutzt.

Diese an Arten äußerst zahlreiche Gattung, Boisduval beschreibt deren 224, ist über die ganze Erde verbreitet, namentlich aber zwischen den Wendekreisen einheimisch, und es finden sich die Arten fast gleichzählig in der alten und neuen Welt. Die Raupen leben fast alle einsam und nur wenige bis zur Verwandlung gesellig. Sie nähren sich von sehr verschiedenen Pflanzen, aber im Allgemeinen leben die Arten von einer und derselben Gruppe auf Pflanzen von einer Familie. Besonders sind es Doldengewächse, Malvaceen, Laurinien, Drupaceen, einige Annonen, manche Aristolochien, besonders aber Hesperiden, auf welchen diese Raupen leben. Sie zeigen unter sich große Verschiedenheiten der Gestalt, einige (Machaon, Alexanor, Asterias) sind cylindrisch und glatt, andere (Crassus, Philaena) sind mit langen fleischigen Fortsätzen versehen, bei einer großen Anzahl (Pammon, Memnon, Calchas etc.) sind die beiden ersten Leibesringe schwächer und unter den dritten und vierten zurückziehbar, wie bei einigen Arten der Gattung Sphinx an den Seiten mit Augenflecken versehen, andere (Polydorus, Hector) sind kurz mit kurzen fleischigen Spitzen, und einige (Podalirius, Ajax, Antiphates) haben eine schneckenähnliche Gestalt. Die Puppen weichen ebenso unter einander ab, wie die Raupen und können so in mehre Gruppen gebracht werden. Unter ihnen sind es diejenigen des Papilio dissimilis und Panope, welche die größte Ähnlichkeit mit derjenigen der Gattung Thais haben.

Bei der großen Anzahl von Arten macht sich eine Sonderung dieser Gattung durchaus nothwendig, und es ist dieselbe auch mehrfach versucht worden, namentlich von Hübner und Swainson, welche sie sogar in Gattungen zerfällt haben, doch mit Unrecht, denn Boisduval bemerkt, daß diese Gattung in sich so gerundet sei, daß man sie entweder lassen muß, wie sie ist, oder wol auf 40 Gattungen machen müßte. Deswegen hat schon Godart nicht einmal Abtheilungen darin gemacht. Boisduval hat das Zusammengehörende in Gruppen gestellt, in welchen die einzelnen Arten, besonders auch bezüglich des Vaterlandes, übereinkommen. Eine besondere Charakteristik der Gruppen selbst kann nicht gut gegeben werden, da die Schilderungen zu weitläufig werden müßten. Wir theilen daher nur die Aufstellung selbst so mit, wie sie Boisduval in seinen Species général des Lepidoptères. I. gegeben hat.

1. Gruppe. Afrika zwischen den Wendekreisen. Antimachus, Antenor. 2. Gruppe. Continent und indischer Archipel. Priapus, Lampsacus, Polymnestor, Memnon, Emalthion, Descombesi, Oenomaus, Protenor, Demetrius, Ascalaphus, Deiphobus. 3. Gruppe. Java. Coon. 4. Gruppe. Continent und indischer Archipel. Ulysses, Peranthus, Bianor, Polyctor, Crino, Blumei, Palinurus, Paris, Ayuna. 5. Gruppe. Continent und indischer Archipel. Nephelus, Helenus, Severus, Phestus, Ilioneus. 6. Gruppe. Molukken, Australien. Gambrisius, Ormenus, Erectheus, Amanga, Amphitryon, Drusius, Ambrax, Axion, Anactus. 7. Gruppe. Continent und indischer Archipel. Cresphontes. 8. Gruppe. Ostafrika und Madagascar. Brutus. 9. Gruppe. Afrika zwischen den Wendekreisen. Doreus. 10. Gruppe. Ostafrika, Madagascar, Insel Moritz und Bourbon. Oribazus, Nereus, Phorbanta, Epiphorbas, Disparilis. 11. Gruppe. Molukken. Codrus, Empedocles. 12. Gruppe. Continent, indischer Archipel, Australien. Macleaganus, Agamemnon, Aegisthus, Arycles, Bathycles, Jason, Eurypilus, Evemon, Antaeus, Sarpedon. 13. Gruppe. Java. Payeni. 14. Gruppe. Indischer Continent, Australien, östliches Afrika und zwischen den Wendekreisen. Madagascar. Menestheus, Demoleus, Epius, Sthenelus. 15. Gruppe. Afrika zwischen den Wendekreisen, Madagascar. Cyrnus, Latreillanus, Tynderaeus, Leonidas, Hippocoon, Endochus, Pylades. 16. Gruppe. Alter und neuer Continent. Podalirius, Glycerion, Androcles, Antiphates, Telamon, Nomius, Aristaeus,

Rhesus, Evombar, Agapenor, Philolaus, Marcellus, Ajax, Sinon, Polioenes, Protesilaus, Agesilaus, Bellerophon. 17. Gruppe. Indischer Continent und Archipel. Philoxenus, Antiphus, Polydorus, Polyphontes, Liris, Hector, Mutius, Astyanax, Pammon, Alphenor, Orophanes, Theseus. 18. Gruppe. Indischer Archipel. Nox. 19. Gruppe. Südamerika, Antillen und Mexico. Evander, Rogeri, Anchisiades, Ilus, Opleus, Hippason, Eurystheus, Polymetus, Jacinthus, Eurymas, Eurymedes, Aeneas, Echelus, Ariarathes, Marcius, Numa, Coelus, Arbates, Anchises, Dimas, Ipidimas, Arcas, Arrhiphus, Nephalion, Erithalion, Tullus, Tarquinius, Proteus, Vertumnus, Serapis, Sesostris, Idaeus, Orchamus, Trojanus, Caudius, Thymbraeus, Hectorides, Tros, Dardanus, Perrhebus, Ascanius, Agavus, Proneus, Echedorus, Bunichus, Asius, Harrisianus, Laius, Claudius, Imerius. 20. Gruppe. Cayenne. Triopas. 21. Gruppe. N....? Corethrus. 22. Gruppe. Amerika. Crassus, Belus, Amulius, Lycidas, Numitor, Choridamas, Hyperion, Phaon, Xenodamas, Polydamas, Archidamas, Protodamas, Bitias, Coristheus, Philenor, Villiersi. 23. Gruppe. Kaffern. Lalandei. 24. Gruppe. Alter und neuer Continent. Xuthus, Machaon, Alexanor, Antinous, Aristor, Asterias, Troilus, Glaucus, Calchas, Turnus, Antilochus, Pilumnus, Daunus, Andraemon, Machaonides, Homerus, Cinnatus. 25. Gruppe. Südamerika. Servillei, Dolicaon, Iphitas. 26. Gruppe. Amerika. Leucaspis, Marchandii, Thyastes, Mentor, Lycophron, Thersites, Ornythion, Thoas, Paeon, Aristodemus. 27. Gruppe. Südamerika. Augustus, Pirithous, Palamedes, Acames, Oebalus. 28. Gruppe. Südamerika. Polycaon. 29. Gruppe. Südbrasilien. Scamander, Cleotas, Grayi. 30. Gruppe. Brasilien. Peleides, Peleus, Torquatus, Torquatinus. 31. Gruppe. Afrika zwischen den Wendekreisen. Zenobius, Cynorta, Zerynthius, Adamastor, Westermannii. 32. Gruppe. Indischer Continent und Archipel. Panope, Lacedaemon, Macareus, Deucalion, Enceiades, Agestor, Dissimilis.

Wir können wegen beschränkten Raumes aus jeder Gruppe hier nur einige Repräsentanten aufführen.

1. Gruppe. P. Antimachus (*Drury*, Ins. III. pl. 1. *Donovan.* natural Repository. pl. 100. 101. *Fabric.* Entom. syst. III, 1. nr. 31. *Godart.* Encycl. IX. p. 28. nr. 8. Esper, Ausl. Schmetterlinge. t. 22. f. 2). Flügelweite etwa 8 Zoll. Vorderflügel schmal, sehr lang, buchtig, von der Wurzel bis auf $\frac{2}{3}$ ihrer Länge schwarz, dann schwarzbraun; im Schwarzen eine große Menge rothgelber Flecken, worunter ein großer, lebhafter gefärbter dreieckiger in der Discoidalzelle, die dem Schwarzbraunen zunächststehenden Flecken blässer, mehr weißlich. Hinterflügel gerundet, gezähnt, rothgelb, mit einem breiten, nach einem gezähnten schwarzen Saume und acht schwarzen Flecken im Mittelfelde, die Randbogen gelb gesäumt. Die Unterseite zeigt die nämliche Zeichnung, doch ist das Rothgelb blässer, mit Ausnahme des dreieckigen Fleckens und 2 oder 3 andern am Außenrande der Vorderflügel. Der Thorax ist schwärzlich, auf dem Kopfe 4 gelbe Punkte und 8 ähnliche auf dem Prothorax. Auch die Brust ist gelb punktirt; der Hinterleib ist rothgelb, mit schwärzlichem Rückenstreif. — Dieser Schmetterling aus Sierra Leone ist so selten in den Sammlungen von Europa, daß Boisduval glaubt, es existire nur das einzige von Drury abgebildete Exemplar. Die Form macht den Übergang von der Gattung Ornithophera zu Papilio.

2. Gruppe. P. Memnon *Linné* (Syst. nat. II. p. 747. nr. 13. *Fabric.* Ent. syst. III, 1. p. 12. nr. 36. *God.* Enc. IX, 29. nr. 10. *Cramer.* uitl. Kopellen. 91. C. P. Arbates, *Zinken-Sommer.* Nov. Act. Leop. XV, 151. Var. P. Androgeos *Cram.* 91. A. B. Weibchen. P. Anceus *Cramer.* 222. A. B. P. Laomedon. id. 50. A. B. P. Agenor *L.* l. c. nr. 14. *Fabr.* l. c. nr. 38. *God.* l. c. nr. 9. *Cram.* 32. A. B. Weibliche Varietäten. P. Achates *Fabr.* l. c. nr. 24. *Cramer.* 182. A. B. 243. A. Sulzer, Geschichte der Insekt. t. 12. f. 2. *God.* l. c. nr. 107. P. Alcanor. *Cram.* 166. A). Dieser Schmetterling ist ein wahrer Proteus und kaum dürfte irgend eine andere Art der Gattung so viele und so überraschende Abänderungen darbieten, namentlich bezüglich der Weibchen.

Das Männchen oder Papilio Memnon hat in der Regel folgende Färbung: Die Flügelweite ist ungefähr 6 Zoll. Die Flügel sind schwarz, etwas grünlich schillernd, mit grünlich aschgrauen oder graulichen Längsstreifen. Die Unterseite der Vorderflügel gleicht der obern; an der Wurzel derselben steht ein kleiner dreieckiger rother oder gelber Fleck, der bei manchen Exemplaren sich auch auf der Oberseite zeigt. Die Unterseite der Hinterflügel ist auf $\frac{2}{3}$ tiefschwarz, mit 4 kleinen rothen Flecken an der Wurzel, das letzte Drittheil ist aschgrau mit zwei Reihen tiefschwarzer, rundlicher, fast gleich großer Flecken, die manchmal auf der obern Seite durchscheinen und von welchen der am Afterwinkel gelb eingefaßt ist. Der Außenrand ist stark gezähnt und die Bogen weiß gesäumt.

Cramer's Androgeos aus China unterscheidet sich von den gewöhnlichen Exemplaren dadurch, daß vor der ersten Reihe der schwarzen Flecken in den Hinterflügeln bläuliche Halbmonde stehen, und die zwei innersten Flecken jeder Seite von einem violettröthlichen Flecken eingeschlossen sind.

Die Weibchen sind so verschieden unter einander, daß man kaum weiß, welche der nachbeschriebenen Abweichungen man als Typus betrachten soll, um so mehr, als aus den Raupen sehr verschiedenartige Abweichungen gezogen werden. Auf Java finden sich mitunter Weibchen, welche dem Männchen gleichen, doch sehr selten, sonst könnte man dieselben als den Grundtypus betrachten.

Papilio Anceus *Cram.* ist ein Weibchen von Sumatra, welches ziemlich einem Männchen gleicht, aber der Körper ist orangefarben und die Vorderflügel haben oben und unten an der Wurzel einen weißen dreieckigen Fleck; der Afterwinkel der Hinterflügel ist auf beiden Seiten ockerfarben.

Laomedon *Cram.*, ebenfalls ein Weibchen, hat an der Wurzel der Vorderflügel oben und unten einen rothen Fleck und die schwarzen Flecken der zweiten Reihe der Hinterflügel sind unten ockergelb eingefaßt. Diese Abweichungen sind eben keine besondern, auffallender sind die folgenden.

Papilio Agenor. Die Flügel sind schwärzlich, die vordern haben oben und unten grauliche oder aschgraue Längsstreifen, an der Wurzel einen dreieckigen rothen oder ockergelben Fleck. Die Hinterflügel sind gezähnt, die Randbogen weiß gesäumt, und quer durch die Mitte zieht eine weiße oder ockerfarben überwaschene Binde von den schwarzen Adern durchschnitten; der Außenrand ist schwärzlichgrau mit einer Reihe großer, schwarzer, rundlicher Flecken, von denen der im Afterwinkel immer kleiner und rothgelb eingefaßt ist. Auf der Unterseite der Hinterflügel stehen an der Wurzel 3 rothe oder ockergelbe Flecken. Der Leib ist schwärzlich, der Prothorax mit weißlichen Punkten. P. Achates gleicht dem Agenor, aber die Hinterflügel haben einen schwarzen, breiten, spatelförmigen Schwanz. Die Vorderflügel gleichen denen von Agenor und haben einen rothen oder ockergelben Wurzelfleck. Die Hinterflügel sind schwarz mit weißem Mittelfeld, der durch die schwarzen Adern in acht ungleiche Flecken getheilt ist; die Bogen am Außenrande sind graulichweiß, mit Ausnahme der äußern und des Afterwinkels, die oben und unten ockergelb oder von einem ins Bräunliche fallenden Roth sind. Die Unterseite der Hinterflügel gleicht der obern, hat aber drei kleine gelbe oder rothe Wurzelflecken. Der Körper ist schwarz, der Hinterleib mit einer breiten gelben Seitenbinde und der Prothorax mit weißlichen Punkten. Alcanor *Cram.* ist ebenfalls eine Varietät aus China, bei welcher jedoch die weißen Flecken in der Mitte der Hinterflügel sehr klein erscheinen.

Daß diese Varietäten wirklich der Art angehören, ist durch Erziehung aus den Raupen bestätigt. Die Raupe ist grün, die ersten Ringe schwächer und etwas einziehbar, auf dem dritten steht an jeder Seite ein schwärzliches, weiß eingefaßtes Auge mit einem weißlichen Schmitz in der Mitte, zwischen den vierten und fünften Körperringen steht eine blaßgrüne Querbinde und auf den achten und neunten Ringen eine schiefe weiße Binde. Der letzte Leibesring und die Wurzel der Bauchfüße ist weiß. Sie lebt auf Arten der Gattung Citrus. Die Puppe ist grün, der Rücken derselben röthlichgelb. Dieser Schmetterling findet sich in China und in einem großen Theile des indischen Archipels und ist die gemeinste Art dieser Gruppe.

3. Gruppe. P. Coon (*Fabr.* E. S. III, 1. p. 10. nr. 27. *Donov.* Ins. of China. *God.* Encyc. IX. p. 65. nr. 109. Papilio Hypenor, *God.* Encyc. loc. cit. nr. 108). Um ein Drittheil kleiner als die Abänderung Achates des Memnon, derselben aber bezüglich der Farben und Zeichnung ähnlich, der Form nach verschieden. Alle vier Flügel sehr schmal, die obern elliptisch, schwärzlich, mit weißlich aschgrauen Längsstreifen, die hintern sammtschwarz, vorn von einem glänzenden Weiß, das durch die Adern getheilt ist, am Rande eine Reihe von fünf weißen Halbmonden, der Schwanz stark spatelförmig, an der Wurzel sehr schmal, am Afterwinkel ein gelber Fleck und ein ebensolcher auf dem Zahne, der vor dem Schwanze steht. Die Unterseite der obern ähnlich, der Thorax schwarz, der Hinterleib gelb mit schwarzer Rückenbinde und schwarzen Flecken, Brust, Palpen und Seiten des Prothorax gelb. Das Weibchen wie das Männchen gefärbt, die Vorderflügel weniger elliptisch, als bei diesem. Vaterland Java.

4. Gruppe. P. Paris *Linné* (Syst. nat. l. c. nr. 3. *Fabr.* l. c. nr. 1. *God.* l. c. nr. 116. *Clerck*, Icones. t. 13. f. 1. *Cram.* 113. A. B. *Drury*. Ins. t. 12. f. 1. Esper, Ausl. Schmetterl. t. 2. f. 1). Flügelweite 4 Zoll. Flügel oben schwarzbraun, mit goldgrünen Pünktchen. Die vordern haben am Innenrande gegen das Ende 2 oder 3 Gruppen dichtstehender grüner Atome. Die Hinterflügel stumpf gezahnt, mit einem breiten, spatelförmigen Schwanze, sind ebenfalls grün bestreut; gegen den Innenwinkel steht ein sehr glänzender, azurblauer, innen gerundeter, außen bogiger Fleck, der an der Körperseite nicht über die Ader reicht, welche in den Schwanz läuft und mit dem Innenrande durch eine bogige Linie sehr dicht stehender goldgrüner Punkte verbunden ist. Im Afterwinkel steht ein Augenfleck mit brauner Pupille und rothgelber, oben durch einen violetten Bogen getheilter Iris. Die Randbogen sind weiß gesäumt. Ein Streif dichtstehender Punkte steht noch zwischen dem Schwanze und der gedachten bogigen Linie. Unten sind die Flügel braun, mit graulichen Punkten von der Wurzel bis an die Mitte bestreut, die vordern haben gegen den Außenrand eine weißgrauliche Querbinde, die gegen die Spitze breiter und durch die schwärzlichen Adern getheilt ist. Die Spitze der Hinterflügel ist mehr schwarz, mit einer Randreihe von sieben Augenflecken, deren Pupille schwarz, die Iris rothgelb, nach Vorn durch einen kleinen violetten Bogen getheilt ist; die fünf äußern dieser Flecken sind nur halbe Augenflecken. Der Körper ist schwarz, goldgrün bestäubt. Das Weibchen ist dem Männchen ziemlich ähnlich, der Grund der Flügel etwas dunkler, die vordern haben gegen den Außenrand einen dicht grünbestäubten Querstreif, der vom Innenrande bis gegen die Mitte steigt. In China nicht selten, doch kommt er meist sehr beschädigt zu uns.

5. Gruppe. P. Severus (*Cram.* 277. A. B. 278. A. B. *Seba.* Thesaurus. t. 45. t. 46. *God.* l. c. nr. 118. *Guerin.* Voyage de la Coquille. Ins. pl. 14. f. 1). Etwas größer als Paris und dem Pap. Helenus (*Cram.* 153. A. B.) ähnlich. Schwarzbraun, auf den Vorderflügeln hellere Längsstreifen, auf den Hinterflügeln eine weißgelbliche Querbinde, die sich bis an den Afterwinkel verschmälert, und hinter welcher weißgelbliche Punkte stehen. Auf der Unterseite der Hinterflügel gegen den Rand orangefarbene Halbmonde, vor denen nach der Wurzel zu blauliche Halbmonde stehen. Körper schwarz, auf dem Prothorax mit weißlichen Flecken. Am Weibchen bildet die Querbinde der Unterseite meist nur 3 weiße Flecken, aber an den Vorderflügeln stehen

gegen die Spitze 3 oder 4 weiße Längsstriche. Findet sich auf Amboina, Celebes und im Lande der Papus.

6. Gruppe. P. Erechtheus (Erechtheus *Boisduval*. *Donov*. Ins. of new Holl. pl. 15. *God*. l. c. nr. 15. Nestorid. Erechtheus. Hübn., Ausl. Schmett. Weibchen: *Donov*. l. c. pl. 14. *God*. l. c. p. 32. Nestorides Aegeus *Hübn*. l. c.). Die Geschlechter dieser Art sind lange für 2 Arten gehalten worden. Flügelweite 4½—5 Zoll. Männchen: Vorderflügel schwarz, mit einigen gelben Streupunkten, welche gegen die Spitze wenig deutliche Linien bilden; zwischen der Flügelspitze und der Mittelzelle ein etwas gebogener, aus 4 schwach weißgelben Flecken gebildeter Querstreif. Hinterflügel gezähnt, durch die Mitte derselben zieht eine breite matte, weißgelbliche Binde, die nach Außen bogig, gegen den Afterwinkel verschmälert ist und aus sechs, hinten etwas ausgerandeten Flecken besteht; im Afterwinkel ein blutrother Fleck, mit violettweißen Stäubchen besprengt, die Randbogen weiß oder gelbröthlich gesäumt. Unten haben die Hinterflügel eine Randreihe rother Halbmonde, darüber blaue Striche in einer Linie mit dem Afterfleck; vor dem letztern stehen manchmal nach Innen Gruppen von graulichen Punkten, vereinigt oder getrennt, und manchmal eine Reihe deutlicher Bogen bildend. Der Körper ist schwarz, mit gelbgrauen Punkten auf dem Prothorax. Weibchen: Vorderflügel an der Wurzel schwarzbraun, die äußere Hälfte graulichweiß, von den schwarzen Adern durchschnitten und mit einem schwarzen Halbmond am Ende der Discoidalzelle. Die Hinterflügel ebenfalls schwarzbraun, in der Mitte mit einer reinweißen Binde, auf welche 2 Reihen Halbmonde folgen, die vordere blau, die hintere blutroth, der Afterfleck wie beim Männchen. Körper schwärzlich, die Unterseite des Hinterleibes gelbgestreift, der After rothgelb. Findet sich in Neuholland, Neuguinea, auf den Arrouinseln.

7. Gruppe. P. Cresphontes (*Fabr*. l. c. nr. 95. *God*. l. c. nr. 98. P. Demolion *Cram*. 89. A. B). Etwas über 4 Zoll breit. Die Flügel oben tiefschwarz, an der Wurzel und längs des Vorderrandes sehr schwach graulich bepudert, quer durch die Mitte eine blaßschwefelgelbe Binde, welche in der Spitze schwach durch runde Flecken anfängt, die nach und nach größer werden und bis an den Hinterrand der Hinterflügel in deren Mitte ziehen, die Hinterflügel sind gezähnt, haben einen spatelförmigen Schwanz und eine Randreihe Halbmonde von der Farbe der Binde, manchmal auch einen kleinen Halbmond oder ein röthliches Auge am Afterwinkel, die Randbogen sind etwas gelblichweiß gesäumt. Die Unterseite ist viel blässer, gegen die Wurzel stark gepudert, gegen die Wurzel der Vorderflügel stehen in der Mitte der Zelle gelbliche Streifen, und ebensolche mehr oder minder deut- [illegible] an der Flügelspitze, auf den Hinter- [illegible] Binde am Rande in einen regel- [illegible], der am Afterwinkel in einen [illegible] an der vordern Ecke durch einen [illegible] an der Mittelbinde durch einen [illegible], der auf sehr schwar- [illegible] gelblichen Adern. Der Körper ist oben schwarz, unten gelbbraun. Die Raupe ist, nach Horsfield, grün, und die beiden ersten Ringe sind schwächer, etwas einziehbar, wie dies bei vielen indischen Arten der Fall ist. Auf dem ersten und letzten Ringe stehen zwei kleine, kurze, weißliche Hörnchen, über den siebenten zieht eine weiße, röthlich bespritzte Querbinde und über derselben stehen zwei kleine weiße Hörnchen, auf dem vierten, fünften und neunten Ringe steht eine ebensolche Querbinde, der Bauch ist weiß und rostroth bunt. Die Puppe ist graulich, stark gebogen, mit einem Horne auf dem Thorax. Nicht mit Cresphontes *Cram*. zu verwechseln, der nur Var. von Thoas. Auf Java, Borneo. Auf Celebes gefangene Exemplare zeigen sich fast um die Hälfte größer als die von Java.

8. Gruppe. P. Brutus (*Fabr*. l. c. nr. 65. *God*. l. c. nr. 122. P. Merope *Cram*. 151. A. B. 378. D. E). Flügelweite 4—4½ Zoll. Oberseite der Flügel schwach schwefelgelbweiß. An den Vorderflügeln ist der Außenrand mit einer schwarzen, bogigen Binde eingefaßt, die an der Innenseite schwach gezahnt, an der Spitze erweitert und mit einem länglichen Flecken von der Grundfarbe gezeichnet ist; die Randbogen sind weiß gesäumt, der schwarze Vorderrand erweitert sich beim Weibchen so, daß er in der Mitte der Discoidalzelle eine bogige Binde bildet. Die Hinterflügel haben stumpfe Zähne und einen weißen, spatelförmigen, ziemlich langen Schwanz, durch die schwarze Ader getheilt und an der innern Seite schwarz gesäumt; im Mittelfelde stehen, etwas über der Mitte drei schwarze Flecken, von denen der eine am Afterwinkel und zwei zwischen diesem und dem Vorderrande oft unter einander verbunden sind; eine Reihe Halbmonde oder vielmehr eine bogige Linie, ganz oder unterbrochen, zieht sich vor dem Außenrande her. Die Unterseite der Vorderflügel gleicht der obern, doch ist die Randbinde röthlichbraun. Die Unterseite der Hinterflügel ist rostgelblich, mehr oder weniger hell, mit dunklern Adern und einer bräunlichen Querbinde, welche den schwarzen Mittelflecken entspricht. Der Körper ist oben schwarz, unten gelb, mit einer Reihe schwarzer Flecken an den Seiten des Hinterleibs und weißlichen Flecken auf dem Prothorax. Boisduval führt eine Varietät aus dem Lande der Anteniquois an, bei welcher die Hinterflügel statt der schwarzen Mittelflecken eine breite gleichfarbige Querbinde führen. Denn andere Exemplare von Madagascar zeigen den Punkt in der Binde der Vorderflügel klein und gerundet, und haben einen weniger spatelförmigen, an der Spitze weißen Schwanz. Die Unterseite der Hinterflügel ist blässer. Cramer's Exemplar (t. 151) hat wol den Schwanz verloren. Vaterland: Das Land der Kaffern, die Küste von Guinea.

9. Gruppe. P. Doreus (*Fabr*. l. c. nr. 212. P. Phorcas *Cram*. 2. B. C. *God*. l. c. nr. 114). Etwas kleiner als Brutus. Flügel schwarz, in der Mitte mit einer grünen, ziemlich breiten Querbinde, die nach Außen bogig, im Afterwinkel der Hinterflügel sich spitzig endigt; sie ist am Ende der Discoidalzelle der Vorderflügel unterbrochen und an der Spitze steht ein länglicher Punkt von gleicher Farbe vor derselben. Die Vorder-

flügel sind am Rande schwach gezähnt, die hintern haben stumpfe, zugerundete Zähne und einen ziemlich langen, schwarzen, spatelförmigen Schwanz. Unten sind die Flügel bräunlich, die Querbinde ist glänzend, bläulichweiß und vor dem Außenrande steht eine Reihe kleiner, weißer glänzender Fleckchen, welche mitunter wenig deutlich sind, manchmal sich auch auf der entgegengesetzten Seite zeigen. Auf der Unterseite der Hinterflügel zeigen sich noch drei kleine grünlichweiße Flecken außerhalb der Discoidalzelle und zwei kleine weißliche auf dem Schwanzspatel. Der Körper ist oben schwarz, unten weißgrün, und mit graulichen Punkten auf dem Prothorax. Küste von Guinea.

10. Gruppe. P. Phorbanta (*Linné*, Mantissa. p. 535. *Fabr*. l. c. nr. 17. *God*. l. c. nr. 66. *Boisduval*. Faune de Madagascar. nr. 4. P. Manlius. *Fabr*. Syst. Ent. Suppl. V. p. 422. nr. 30. Weibchen: P. Gracchus. id. eod.). Etwas größer als Machaon. Bei dem Männchen die Oberseite der Flügel sammtschwarz, mit weißgesäumten Ausrandungen. Die vordern haben an der Mitte des Vorderrandes einen blauen durch die Adern getheilten Fleck und gegen die Spitze 2 kleine rundliche blaue Flecken über einander; die Hinterflügel haben einen sehr kurzen Schwanz und stumpfe Zähne; in der Mitte steht ein blauer Querfleck, von den Adern durchschnitten, an der äußern Seite gebogen und unregelmäßig, fast den Vorderrand erreichend, am entgegengesetzten Ende abgestumpft und gespalten; vor dem Rande steht eine Reihe starker blauer Punkte, von denen die untern zu 2 und 2 zusammen. Die Unterseite ist schwarzbraun, ohne Flecken auf den Vorderflügeln, und mit ungefähr 11 atlasweißen Punkten auf den hintern, welche zusammen fast eine Randbinde bilden; ein ebensolcher weißer Bogen steht im Afterwinkel. Das Weibchen ist oben braun, der blaue Fleck auf den Vorderflügeln zieht ins Spangrüne und ist stärker durch die Adern getheilt, hinter den beiden Flecken an der Spitze stehen noch drei gleichfarbige Halbmonde, der Querfleck auf den Hinterflügeln ist schlecht begrenzt und unregelmäßig und statt der Randpunkte finden sich bogige Halbmonde. Die Unterseite ist bräunlich, mit einer perlgrauen Randbinde, welche an der Spitze der Vorderflügel breiter ist und daselbst zwei kleine braune Flecken hat, eine zweite undeutliche gleichfarbige Binde steht in der Mitte der Hinterflügel. Der Körper ist schwärzlichbraun, bei beiden Geschlechtern mit einigen weißlichen Flecken auf dem Prothorax. Findet sich nur auf Ile-de-France, wo er aber gemein ist.

11. Gruppe. P. Codrus (*Fabr*. E. S. III. I. p. 31. nr. 89. *God*. Encycl. IX. p. 48. nr. 68. *Cram*. 179. A. B). Größer als Machaon. Die Oberseite der Flügel gegen die Spitze schwärzlich braun, gegen die Wurzel und den Innenrand schwach grünlich weiß. Die Vorderflügel etwas in die Länge gezogen, der Außenrand bogig, durch die Mitte eine Binde von acht, fast kreisrunden Flecken, welche gegen die Spitze nach und nach kleiner werden. Die Hinterflügel sind nach der Achse des Körpers verlängert, haben zugerundete Zähne und einen stumpfen Schwanz; die Randbogen sind weiß gesäumt. Die Unterseite der Flügel ist braun oder lohbraun, auf den Vorderflügeln zeigt sich die Binde wie oben, auf den hintern ist der Afterwinkel schwach graulich bestäubt und am Vorderrande zeigt sich ein kleiner weißlicher Fleck, als Fortsetzung der vordern Binde. Der Körper ist oben grünlich grau, unten graubraun. Findet sich auf Amboina.

12. Gruppe. P. Sarpedon (*Linn*. Syst. Nat. 2. p. 747. nr. 15. *Fabr*. E. S. III. I. p. 14. nr. 41. *God*. Encycl. IX. p. 45. nr. 62). Flügelweite 4 Zoll, öfters kleiner. Oberseite der Flügel schwarz, mit einer gemeinschaftlichen blaugrünen, ziemlich breiten, an den beiden Enden verschmälerten Querbinde, die in der Flügelspitze in runde Flecken ausläuft, der Außenrand der Hinterflügel ist stumpf gezähnt, und vor demselben steht eine Reihe von vier oder fünf grünen Halbmonden. Die Unterseite ist blässer, aber ebenso gezeichnet, doch stehen auf den Hinterflügeln auf tiefschwarzem Grunde noch sechs karminrothe Flecken, einer quer an der Wurzel, fünf halbmondförmige parallel mit der äußern Seite der Binde, mit Ausnahme dessen am Afterwinkel, welcher am Hinterrande steht. Körper schwarz, unten grau. China, Molukken, Neuguinea, Java.

13. Gruppe. P. Payeni *Boisd*. Dieser Schmetterling ist in dieser Gattung der auffallendste, bezüglich seiner Form. Die Vorderflügel sind sichelförmig und haben eine sehr scharfe Spitze, die hintern sind etwas buchtig und nach und nach in einen linienförmigen Schwanz verschmälert, wie bei manchen Nymphaliden. Die Flügelweite 3½ Zoll. Die Oberseite aller Flügel röthlich braun, an der Wurzel der vordern heller, über die Mitte zieht eine gemeinschaftliche, ockergelbe, ins Citronenfarbene ziehende Binde, welche an ihren Rändern etwas dunkler ist, sie fängt unterhalb des Vorderrandes der Vorderflügel an und verliert sich gegen die Wurzel des Hinterrandes der Hinterflügel in zahlreichen gelbgrünen Haaren. Am Außenrande stehen zwei Reihen röthlich gelber Flecken, von denen die meisten dreieckig oder pfeilförmig sind und sich auf den Vorderflügeln weniger deutlich zeigen, auf den Hinterflügeln stehen in der Mittelzelle oben und unten vier schwärzliche Punkte. Die Unterseite der Flügel ist rothgelb mit mehren braunen, unterbrochenen, stark gebogenen Querstreifen, einer gegen die Wurzel, die übrigen gegen den Außenrand; außerdem steht auf den Hinterflügeln noch eine Querreihe weißer Bogen, von denen die am Hinterrande deutlicher sind. Der Körper und Fühler rothgelb, der Thorax und die Wurzel der Flügel mit grüngelben Haaren besetzt. Daß dieser Schmetterling sehr selten ist, mag man daraus abnehmen, daß Payen während eines Aufenthalts von mehren Jahren nur ein einziges Männchen in dem gebirgigen Theile des östlichen Java gefunden hat.

14. Gruppe. P. Demoleus (*Linné*, Syst. Nat. 2. p. 753. nr. 47. *Fabr*. E. S. III. I. p. 34. nr. 101. *Cram*. 231. A. B. *God*. Encycl. IX. p. 43. nr. 52. *Hübn*. Exot. Samml. P. Demodocus. Esper, Ausl. Schmetterl. t. 51. f. 1). Etwas größer als Machaon, ungeschwänzt. Die Flügel schwarz, gelb bestäubt, auf

... überhaupt ... Sie ist lebhaft grün ... an ... Raupe. ... mit einer gelben Linie, ... Füßen ... dazwischen rothe und rost-
... gelben Linien, ... Gegen die Verwandlung hin wird sie
... Punkte. ... und es bleiben nur die Punkte sichtbar.
... auf Mandeln, Pflaumen, Schlehen. Die Puppe
... grün, etwas gebogen, der Kopf etwas gespal-
Der Schmetterling erscheint im Mai, dann wieder
... Juli und August. Dieser Schmetterling, einer unse-
... bekanntesten teutschen, lebt im gemäßigten und
... Europa, im nördlichen Afrika und in Klein-
...

Der P. Feisthamelii ist nur eine südliche, beson-
... Spanien eigenthümliche Abänderung. Sie ist mehr
..., der Vorderrand der Vorderflügel und der Außen-
... der hintern gelb, der Augenfleck ist reiner, schöner.

17. Gruppe. P. Pammon (*Linné*. Syst. Nat.
2. p. 746. nr. 8. *Fabr*. E. S. 111. I. p. 7. nr. 20.
Clerck Icon. t. 14. f. 2. *Klem*. Ins. Tab. f. 2. 3.
Cram. 141. B. *Hübn*. Exot. Samml. *God*. Encycl.
IX. p. 74. nr. 139. Var. P. Cyrus *Fabr*. op. cit
nr. 19. *Hübn*. Exot. Samml. Var.? P. Pammon.
Stoll. Pl. 33. f. 1. A. 1. A.) Weibchen: P. Polytes.
Linn. op. cit. nr. 5. *Fabr*. op. cit. nr. 5. *Cram*.
265. A. B. C. Sulz. Geschichte. pl. 12. f. 15. *God*.
Encycl. IX. p. 70. nr. 126. Princeps heroicus Sti-
chius. *Hübn*. Exot. Samml.). Die beiden Geschlechter
dieses Schmetterlings weichen so sehr von einander ab,
daß erst in der neuern Zeit durch Westermann, der sie
aus der Raupe zog, der frühere Irrthum, sie für zwei
Arten zu halten, berichtigt worden ist. Das Männchen
oder Pammon hat eine Flügelweite von etwa $3\frac{1}{2}$ Zoll.
Die Flügel sind mattschwarz, schwachgelb bestäubt.
Die Vorderflügel sind etwas gezähnt, oben und unten
ähnlich gezeichnet, und haben am Rande weg eine Reihe
weißer oder weißgelblicher Punkte, deren Größe sich vom
Innenwinkel nach der Spitze vermindert. Die Hinter-
flügel haben stumpfe Zähne und einen schwarzen spatel-
förmigen, mehr oder weniger kurzen, auch fehlenden
Schwanz, die Randbogen sind weiß gesäumt, über die
Mitte zieht eine schmale, aus sieben rundlichen oder ovalen
Flecken bestehende Binde, welche weiß sind, mit Aus-
nahme des innersten, der sich manchmal gelblich zeigt und
auf den eine kleine Gruppe blauer Stäubchen folgt, welche
über einem ockergelben Bogen stehen, der auf der Ober-
seite manchmal fehlt. Auf der Unterseite der Hinterflügel
die Zeichnung wie oben, außerdem am Rande eine Reihe
von sieben Halbmonden, vor denen manchmal blaue
Stäubchen stehen; der rothgelbe Bogen im Afterwinkel
ist fast immer ganz deutlich gezeichnet. Der Körper ist
schwarz, mit weißen Punkten auf Kopf und Prothorax
und gelbgrauen Linien auf der Unterseite des Hinterleibes.
Der Cyrus des Fabricius weicht nur dadurch ab, daß
die Halbmonde auf der Unterseite der Hinterflügel rothgelb
sind, auch weiß oder gelb, und bei dem Pammon *Stoll*.
fehlen an den Vorderflügeln nur die Randpunkte. Das
Weibchen oder Polytes hat eine etwas größere Flügel-

weite. Die Flügel sind schwarzbraun. Die Vorderflügel sind gegen die Spitze heller und durch schwärzliche Längslinien getheilt, der Außenrand ist gezähnt und die Außenrandungen sind weiß gesäumt. Die Hinterflügel haben stumpfe Zähne und einen schwarzen, spatelförmigen, ziemlich kurzen Schwanz, in der Mitte steht ein gelblich weißer, durch die Adern in drei, vier oder fünf Theile getheilter Fleck, von denen die beiden innern nach Hinten oft an einen braunrothen Fleck stoßen; am Rande stehen sechs braunrothe Halbmonde, im Afterwinkel ein länglicher rothbrauner Fleck, schwarz gezeichnet; alle rothe Flecken sind violett bestäubt, die Randbogen meist rothgelb oder weißlich gesäumt. Die Unterseite gleicht der obern, vor den Randhalbenmonden stehen manchmal kleine Flecken violetter Stäubchen. Die Raupe ist grün, die ersten Ringe schwächer und einziehbar, auf dem dritten Ringe steht eine schmale grauliche Binde, auf dem vierten eine braune Querbinde, welche sich mit der Farbe des Unterleibs vereinigt, auf dem siebenten steht eine schräge weiße, braun gezeichnete Binde, die sich bis an das Ende des achten zieht, das Ende des letzten Ringes ist weiß, die Unterseite des Leibes ist vorn braun und hinten weiß. Die Puppe ist gebogen, weißlich, grau bräunlich oder schwärzlich netzförmig gezeichnet. Das Vaterland ist der indische Continent und Archipel.

18. Gruppe. P. Nox (*Swains.* Zoll. Illust. I. serie. pl. 102. *Horsfield.* Lepid. Ins. of Ind. Comp. pl. 1. f. 15. P. Memerius *God.* Encycl. IX. Suppl. p. 809. nr. 12—13. P. Neesius. *Zink.-Som.* Nov. Act. Physic. Med. Acad. Nat. Cur. XV. pl. 14). Flügelweite 3½—4 Zoll. Flügel des Männchens tiefschwarz, etwas grünlich schillernd, ohne Flecken. Die Vorderflügel länglich, ziemlich schmal, die Spitze mit einigen graulichen Strahlen, die Hinterflügel gerundet, sehr schwach gezähnt. Die Flügel des Weibchens schwarzbraun, viel breiter, die Strahlen auf den vordern deutlicher, die hintern mit stumpfen deutlichen Zähnen, die Ausrandungen weiß gesäumt. Der Körper von der Farbe der Flügel, die Palpen, die Seiten des Prothorax und der Brust und der After bei dem Weibchen karminroth. Vaterland Java.

19. Gruppe. P. Arbates (*Cram.* 386. C. D. Princeps dominans Arbates. *Hübn.* Exot. Samml. P. Anchises. *God.* Encycl. IX. p. 36. nr. 31. *Fabr.* E. S. III. I. p. 13. nr. 40. Sulz. Gesch. t. 12. f. 4. Das Männchen: P. Panthonus *Cram.* 278. C. D. P. Pompeius. *Fabr.* op. cit. nr. 54. *God.* op. cit. nr. 32. Varietät des Weibchens: P. Pompeius, *Hübn.* Exot. Samml. P. Tullus, Esper, Ausl. Schmetterl. t. 12. f. 3. P. Arbates, t. 14. f. 1. P. Panthonus. t. 16. f. 4). Von mittler Größe, die Flügel tiefschwarz, gegen die Spitze etwas heller, an den vordern bei dem Männchen der ganze Vorderrand ungefleckt, bei dem Weibchen fast immer mit einem rundlichen, weißen Fleck, der zwischen dem ersten und dritten Ast der Medianader liegt und durch den zweiten getheilt wird. Bei den Exemplaren aus Surinam ist dieser Fleck meistentheils kleiner und liegt zwischen dem ersten und zweiten Ast. Die Hinterflügel haben kurze, stumpfe Zähne und die Ausrandungen sind zart karminroth gesäumt, zwischen der Mittelzelle und der Spitze steht eine Reihe von sieben zart karminrothen Flecken, von denen der äußere als Punkt erscheint, der zweite rundlich, die vier folgenden länglich und der letzte kleiner ist, bei dem Männchen sind alle diese Flecken weniger lebhaft, kleiner, fast rund und mehr getheilt. Die Unterseite der Vorderflügel gleicht der obern, die der hintern hat die nämlichen Flecken, aber von Rosenfarbe. Der Prothorax, sowie die Seiten der Brust und die beiden ersten Hinterleibsringe sind roth punktirt, der After rothgerandet. Ziemlich gemein in Cayenne und Surinam.

20. Gruppe. P. Triopas (*God.* Encycl. IX. p. 33. nr. 23). Dieser Schmetterling hat schmale Flügel und gleicht darin den Heliconiern. Die Vorderflügel sind schwarz, ganzrandig, mit zwei blaß ockergelben Flecken, der eine in der Mitte durch die Adern in drei getheilt, der andere gegen die Spitze ebenso getheilt. Die Hinterflügel sind gezähnt, mit weißen Ausrandungen, in der Mitte steht ein kreisrunder ockergelber Fleck, durch die Adern getheilt. Die Unterseite gleicht der obern. Der Körper ist schwarz mit rothen Punkten an der Brust und an den Seiten des Prothorax, der After hat einen rothen Fleck. Findet sich in Cayenne.

21. Gruppe. P. Corethrus (Lacordaire). Von mittlerer Größe. Vorderflügel blaß schwärzlich, gezähnelt, die Ausrandungen gelb gesäumt, mit einer durch die Adern getheilten blaß ockergelben Fleckenbinde, welche schräg von der Spitze nach der Mitte des Innenrandes zieht. Die Hinterflügel ockergelb, die Wurzel, die Adern eine ziemlich schmale Querbinde in der Mitte und eine andere weiter nach Hinten, die innen gezähnt ist, schwarz, die Querbinde in der Mitte mit drei karminrothen Flecken, der eine auf der Afterausrandung, die zwei andern kleinern gegen den Außenwinkel, die äußere schwarze Binde enthält eine Reihe von fünf zart karminrothen Halbmonden, der Außenrand ist schwach gezähnt und die Ausrandung gelb gesäumt. Die Unterseite der Flügel gleicht der obern, nur ist die Wurzel der hintern ockergelb und die rothen Flecken sind lebhafter. Der Körper ist schwarz, der Prothorax und die Seiten der Brust roth punktirt, der After roth gerandet, auf der Unterseite des Hinterleibs stehen zwei Reihen gelblicher Punkte. Das Vaterland ist zwar unbekannt, doch wahrscheinlich Amerika.

22. Gruppe. P. Hyperion (Ithobalus Hyperion. *Hübn.* Exot. Samml. P. Protodamas, *God.* Encycl. IX. p. 40. nr. 45. P. Zonaras *Perty.* Del. Animal. in *Spix* und *Martius.* Ins. Pl. 29. f. 3 u. 3^{b}). Flügelweite gegen vier Zoll. Flügel schwarz mit grünlichem Schiller, die Vorderflügel ganzrandig, mit zwei Reihen blaßgelber Randflecken, von denen die innere meistens bis an die Spitze reicht. Hinterflügel fein gezähnt, die Ausrandungen weiß gesäumt, hinter der Discoidalzelle eine gebogene Reihe eilänglicher grüngelber Flecken, am Außenrande eine Reihe schmaler Halbmonde von derselben Farbe. Die Unterseite braun, auf den vordern fast dieselbe Zeichnung, wie oben, auf den hintern an der Wurzel drei

karminrothe Flecken, am Rande eine Reihe schmaler Streifen, von derselben Farbe, jeder einen Punkt oder einen weißlichen Halbmond einfassend, welche denen der obern Seite entsprechen; der Körper schwärzlich, der Prothorax blaßgelb, Brust und Seiten des Hinterleibs gelb punktirt. Vaterland Brasilien.

23. Gruppe. P. Lalandei (P. Lalande *God.* Encycl. IX. p. 811. Suppl. nr. 121—122). Oben schwarz, mit blaßockergelber Querbinde, welche auf den Vorderflügeln zwei Äste bildet, von denen der innere breiter und etwas graugrün ist, auf den Hinterflügeln bildet diese Binde an der Außenseite sechs scharfe Zähne und endet am Afterwinkel in einen rostrothen Fleck, über welchem ein Bogen von blauen Stäubchen steht. Der Außenrand der Vorderflügel ist der ganzen Länge nach durch eine Reihe von neun gelben Punkten getheilt, ein Halbmond von der nämlichen Farbe steht auf allen Ausrandungen, sowie ein Fleck von derselben Farbe am Ende des ziemlich langen, spatelförmigen Schwanzes; die Unterseite ist blässer als die obere mit Ausnahme der äußern Seite der Binde und längs des Außenrandes. Der Körper ist oben schwarz und unten braun, Brust und Palpen gelb. Ist im Kafferlande einheimisch und selten.

24. Gruppe. P. Machaon (aller Autoren. Varietät P. Sphyrus *Hübn.*). Die Flügel sind schwefelgelb, die vordern mit schwarzen Flecken und Strichen und einer Reihe länglich runder oder halbmondförmiger, gelber Flecken in dem schwarzen Außenrande. Die geschwänzten Hinterflügel haben im Innenwinkel einen zimmtfarbenen, runden, und in dem schwarzen Außenrande, der nach Innen blau bestäubt ist, eine Reihe gelber, mondförmiger Flecken. Die Unterseite ist wie die obere, nur blässer gefärbt. Die Raupe ist in der Jugend schwarz, mit kurzen rothen Dörnchen und einem weißen Flecken auf dem Rücken, nachher wird sie grün mit schwarzen Ringen, in welchen rothbraune Punkte stehen. Sie erscheint zwei Mal im Jahre und lebt auf dem Fenchel (Anethum, Foeniculum), Dill (A. graveolens), Kümmel (Carum Carvi), Pimpinell (Pimpinella saxifraga) und Möhren (Daucus carota). Die Puppe ist grünlich, und der Länge nach gelb gestreift, mit einer zweizackigen Kopfspitze und einem hohen Rücken. — Die Varietät Sphyrus *Hübn.* unterscheidet sich durch mehr Schwarz, sowie Exemplare aus Ungarn durch ein dunkleres Gelb. Eine höchst sonderbare Varietät ist in Germar's Fauna abgebildet. Der Schmetterling ist in ganz Europa einheimisch, im nördlichen Africa, auch in Ostindien.

25. Gruppe. P. Dolicaon (*Cram.* 17. C. D. *Fabr.* E. S. 111. I. p. 23. nr. 66. Eurytides Dolicaon. *Hübn.* Exot. Samml.). Flügelweite 4½ Zoll. Flügel mattweiß, sehr schwach ins Gelbe ziehend, mit schwarzem Rande, der an der Spitze der vordern erweitert ist, wo in demselben vier eiförmige Querflecken von der Grundfarbe stehen. Längs des Vorderrandes eine tiefschwarze, nach der Medianader sich krümmende Binde. Auf den Hinterflügeln ist die Einfassung durch eine Reihe unregelmäßig stehender weißer Punkte getheilt, welche bei dem Weibchen oft doppelt ist; auch schließt diese Einfassung gegen den Außenwinkel oft in einer Erweiterung einen Flecken von der Grundfarbe ein. Der schwarze, linienförmige, lange Schwanz ist an der Spitze hellgelb. Die Unterseite der Vorderflügel weicht von der obern darin ab, daß die Flecken an der Spitze in glänzendem Perlgrau stehen. Die Unterseite der Hinterflügel ist violettweiß, in der Mitte zieht sich ein gerader Streif durch, welcher in seiner Richtung einen gebogenen trifft, der vor der Einfassung steht. Diese ist, wie oben, durch weiße Punkte getheilt, vor denen bläulich schillernde Stäubchen stehen. Der Thorax ist schwarz mit weißen Punkten am Prothorax und an der Brust, der Hinterleib ist gelblich weiß, am Bauche, in den Seiten und auf dem Rücken mit einem schwarzen Streif, die Fühler schwarz mit gelber Kolbe. Vaterland Brasilien, in den Umgebungen von Rio de Janeiro.

26. Gruppe. P. Thoas (*Linn.* Mant. Alt. p. 536. *Fabr.* E. S. 111. I. p. 32. nr. 94. *Drury.* Ins. t. 22. f. 1. 2. *Cram.* 167. A. B. Männchen: Princeps heroicus Thoas. Weibchen: Heraclides Thoas, *Hübn.* Exot. Saml. *God.* Encycl. IX. p. 62. nr. 103. *Boisd.* et *Leconte.* Icon. des Lepid. et des Chen. de l'Am. Sept. Pl. 12 u. 13. Varietät: P. Cresphontes *Cram.* 166. A. 165. A. B). Einer der größten Schmetterlinge Amerika's, gegen 6 Zoll breit. Die Oberseite der Flügel tiefschwarz, quer und schräg über die Mitte eine gemeinschaftliche, mehr oder minder lebhafte ockergelbe Binde, welche auf den vordern in längliche Flecken getheilt ist, auf welchen außerdem am Vorderrande zwei kleine gelbe Flecken stehen und fast dicht am Rande vier Halbmonde von gleicher Farbe. Auf den Hinterflügeln steht zwischen der Mitte und dem Außenrande eine Reihe von sechs größern Halbmonden und im Afterwinkel ein rothgelber Halbmond, oberhalb blau bestäubt; der Außenrand ist stumpf gezähnt, der ziemlich lange Schwanz spatelförmig, mit einem eiförmigen gelben Fleck, die Ausrandungen sind gelb gesäumt. Die Unterseite ist blässer als die obere, an der Wurzel der vordern steht ein gelblicher strahlenförmiger Fleck, welcher die Discoidalzelle ausfüllt, außerdem finden sich acht Randflecken. Die Unterseite der Hinterflügel ist gelb bis an die Mitte, dann schwarz, mit zwei rostfarbenen Discoidalflecken, und zwei Reihen Halbmonden, von denen die vordern bläulich und klein, die hintern gelb und groß sind, der Körper ist gelb, der Rücken schwarz, der Thorax schwarz, mit zwei gelben Streifen. Die Raupe lebt auf Orangebäumen von Georgien bis Paraguay; sie ist bräunlich, mit unregelmäßigen großen weißen Flecken, die braun gefleckt sind und von der Mitte bis nach Hinten sich ausdehnen. Die Puppe ist hellbraun mit einigen schwarzen Punkten.

27. Gruppe. P. Acamas (*Fabr.* E. S. 111. I. p. 1. 8. 22. *Donov.* Natur. Reposit. T. 1. pl. 18). Größe vom Polycaon. Oberseite der Flügel schwärzlichbraun. Auf den Vorderflügeln am Ende der Discoidalzelle eine gebogene gelbe, von den Adern durchschnittene, am Vorderrande anfangende Binde, welche den Innenrand nicht erreicht und gegen denselben schmäler wird.

Dicht am Außenrande eine Reihe gelber Punkte, die mit den gleichfarbigen Ausrandungen zusammenfließen. Hinterflügel gezähnt, mit gelben Ausrandungen, einem mittelmäßiglangen Schwanz, und drei Reihen Halbmonden zwischen der Discoidalzelle und der Spitze, von denen die erste braunroth, die zweite blau, die dritte gelb und viel größer ist. Hinterleib oben schwärzlich, unten gelblich. Die Unterseite gleicht der obern. Jamaica.

28. Gruppe. P. Polycaon (*God.* l. c. nr. 48. *Fabr.* l. c. nr. 96. *Cram.* 203. A. B. Das Weibchen: *God.* nr. 49. *Fabr.* nr. 43. *Cram.* 16. C. D. 350 A. B. Abänderungen des Weibchens: P. Pyranthus *Cram. Hübn.* P. Laodorus *Fabr.* nr. 23. *Donov.* Natural Repository. pl. 131). Fast so groß als Thoas. Männchen: Die Flügel dunkelschwarz mit einer breiten ockergelben Querbinde, welche auf den vordern gegen die Spitze durch die schwarzen Adern getheilt ist, auf den hintern zugerundet, fast die Wurzel erreicht. Die Hinterflügel haben ziemlich deutliche schwarze Zähne und einen linienförmigen ziemlich langen Schwanz von gleicher Farbe; die Ausrandungen sind weiß gesäumt; am Außenrande stehen zwei Reihen gelbgrauer Halbmonde, von denen die vordere oft weniger sichtbar ist, oder fehlt, am Afterwinkel steht ein rothgelber Halbmond und darüber ein bläulicher. Auf der Unterseite der Vorderflügel zeigt sich die Wurzel noch mit gelben Strahlen besetzt und längs des Außenrandes ein gelber Streif. Die Unterseite der Hinterflügel ist blaß ockerfarben, das äußere Drittheil schwarz mit drei Reihen Halbmonden, von denen die vordern rothgelb, die mittlern blau bestäubt, die hintern ockergelb, größer und dicht am Rande stehend, sind. Im Afterwinkel steht ein rothgelber Halbmond. Der Körper ist gelb, der Thorax schwarz, gelb punktirt und bei den meisten Exemplaren findet sich ein schwarzer Rückenstreif. Das Weibchen, oder P. Androgeus, ist etwas größer als das Männchen. Der Schwanz der Hinterflügel ist kürzer und besteht oft nur aus einem langen Zahne, die Ausrandungen sind schwach weiß gesäumt. Oben sind die Flügel schwarz, oft mit etwas Bronzeschiller. Durch die obere läuft schräg eine ockergelbe Binde, in dem Außenrande stehen manchmal gelbliche oder bläuliche bestäubte Halbmonde. Die Hinterflügel haben im Rande eine doppelte Reihe bläulicher oder grünlicher Halbmonde, davor eine mehr oder minder deutliche bestäubte Binde von gleicher Farbe. Unten gleichen die Vorderflügel der obern Seite. Die Unterseite der Hinterflügel ist schwarzbraun, mit drei Reihen Halbmonden, wie bei dem Männchen, auch der Halbmond im Afterwinkel ist oben und unten so. Der Körper ist schwärzlich, mit gelblichen Punkten auf dem Thorax und einem gleichfarbigen Streifen an der Seite des Hinterleibes.

P. Pyranthus ist eine Varietät des Weibchens mit mehr Bronzeglanz ohne Binde auf den Vorderflügeln, bei welchem die erste Reihe Halbmonde und die grauliche Binde der Hinterflügel zusammenfließen und bis an die Wurzel reichen. Das Übrige ist wie sonst. Loodocus ist ebenfalls nur eine Untervarietät, bei welcher die Wurzel der Hinterflügel mehr oder weniger gelb, und die vordern Spuren der Binde zeigen. Die Raupe ist nach der Merian weiß, roth gefleckt und lebt auf Malvaceen. Der Schmetterling ist in Guyana und Brasilien gemein.

29. Gruppe. P. Cleotas (*Gray.* Animal. Kingdom, Lepid. tab. adj.). Fast vier Zoll groß. Die Oberseite der Flügel schwarz mit schwachem grünem Schiller, etwas über der Mitte von einer halbkreisförmigen schmalen, auf den Vorderflügeln aus vier oder fünf, auf den hintern aus sechs Flecken bestehenden Binde bezogen, außerdem auf den Vorderflügeln auf dem Rande fast eine Reihe von acht blaßgelben Punkten und zwischen diesen und der Querbinde vier bis fünf längliche, graugrünliche Staubflecken. Auf den Hinterflügeln stehen sechs oder sieben dergleichen, hinter der Binde und am Rande einer Reihe kleiner Halbmonde, von denen die zwei oder drei äußern blaßgelb, die andern rothbraun sind, der Außenrand ist gezahnt und ein stärker vortretender Zahn vertritt die Stelle des Schwanzes, die Ausrandungen sind fein weiß gesäumt. Die Unterseite ist schwarzbraun, die Randpunkte sind deutlicher, gröber auf den Hinterflügeln, auf den vordern fast erloschen, sowie die grünlichen Staubflecken und die Flecken, welche die Querbinde der Hinterflügel bilden, sind zur Hälfte rothbraun, sowie die Randpunkte roth. Der Körper ist ganz schwarz und das Weibchen gleicht dem Männchen.

30. Gruppe. P. Torquatus (*Cram.* 177. A. B. Esper, Ausl. Schmetterl. t. 39. f. 1. *God.* Encycl. IX. p. 62. nr. 100). Flügelweite 3½—4 Zoll. Flügel tief schwarz, quer über die Mitte mit einer ockergelben breiten Binde, welche scharf in der Mitte der Vorderflügel anfängt und fast die vordere Hälfte der hintern einnimmt. Außerdem steht auf dem vordern an der Spitze noch eine kurze, schräge, durch die Adern in drei Flecken getheilte Binde. Auf der hintern steht eine Randreihe ockergelber Halbmonde, zwischen ihnen und der Binde fünf oder sechs karminrothe Punkte, und im Afterwinkel ein dergleichen Halbmond, die Randzähne sind kurz und stumpf und die Ausrandungen schwach weiß gesäumt, der ziemlich lange Schwanz ist schwarz und spatelförmig. Die Unterseite gleicht der obern, auf den Vorderflügeln stehen in der Discoidalzelle gelbe Strahlen und außerdem eine unvollständige Reihe dergleichen Halbmonde, auf den hintern sind die Halbmonde größer, sowie die rothgelben Punkte, zwischen denen und den Randmonden noch vier oder fünf bläuliche Halbmonde stehen. Der Körper ist oben schwarz, unten ockergelb.

31. Gruppe. P. Zenobius (*Fabr.* E. S. III. I. p. 37. nr. 108. *God.* Encycl. IX. p. 74. nr. 180. *Donov.* Natural Reposit. pl. 179). Flügelweite bis fast 4 Zoll. Flügel schwach gezähnt, oben schwarzbraun, durch die Mitte zieht eine gemeinschaftliche ziemlich breite weiße, etwas gelbliche Binde, die nach Innen gezahnt ist und von den schwarzen Adern durchschnitten, auf den Hinterflügeln stehen an den Ausrandungen weiße Flecken, auf den vordern dergleichen Punkte. Die Unterseite der Vorderflügel gleicht der obern, ist aber blässer. Die Unterseite der Hinterflügel ist an der Wurzel rostbraun, mit schwarzen Adern, die weiße Binde ist etwas schmäler,

als oben, die Spitze braun und die Randflecken etwas ausgerandet. Der Körper ist schwärzlich mit weißen Punkten auf Prothorax und Brust. Vaterland Sierra Leone.

32. Gruppe. P. Macareus (*God.* Encycl. IX. p. 76. nr. 144. *Horsfield.* Ins. Lep. of Ind. Comp. Pl. 5. f. 1. P. Striatus *Zink.-Som.* Nov. Act. Acad. Nat. Curios. XV. Pl. 14). Flügelweite etwa 3 Zoll. Flügel schwarz mit einer großen Anzahl matter, grauweißer Flecken, welche auf den Vorderflügeln auf folgende Weise vertheilt sind: Drei längliche schmale, schräg zwischen dem Vorderrand und der Medianader, vor denselben an der Wurzel und am Ende der Zelle ein gleichfarbiger Punkt, von fünf andern länglichen stehen drei unter der Median oder zwei in ihren Hauptverzweigungen, acht oder neun punktähnliche laufen mit dem Außenrande gleich und acht andere dergleichen länger zwischen der Spitze und dem Ende der Discoidalzelle. Die Flecken der Hinterflügel bilden Längsstrahlen, welche hinter der Discoidalzelle unterbrochen sind, die übrigen bilden längs des Außenrandes eine Reihe schmaler Halbmonde, derselbe ist gezahnt und in den Außenrandungen schwach weißgrün gesäumt. Die Unterseite ist blaßbraun mit gleicher Zeichnung. Der Körper ist schwarz mit aschbläulichem Seitenstreif und sechs dergleichen Streifen am Bauche, Kopf, Prothorax und Brust sind weiß punktirt, das Weibchen gleicht dem Männchen. Vaterland Java. (D. *Thon.*)

PAPILIONACEAE nannte Linné eine Pflanzenfamilie, als deren charakteristisches Merkmal er die Schmetterlings-Corolle (corolla papilionacea) ansah. Die sogenannte Blumenkrone ist unregelmäßig und besteht eigentlich aus fünf, durch Verwachsung der beiden untern aber meist aus vier Blättchen; das oberste, welches oft das größte ist und in der Knospe die übrigen einschließt, heißt der Wimpel (vexillum, l'étendard), die beiden seitlichen sind die Segel oder Flügel (alae, les ailes), und die beiden untern, gewöhnlich vereinigten, aber mit zwei Stielen versehenen, der Kiel (carina, la carène). Die Papilionaceen bilden nach Candolle die erste Unterordnung der großen Familie der Leguminosae (s. d. Art.), oder Hülsenfruchtgewächse. (*A. Sprengel.*)

PAPILIONES, auch PAPILONACEI. PAPILIONIDI (Insecta). Abtheilung der Schmetterlinge der Linné'schen Gattung Papilio entsprechend und der Legion Boisduval's, welche derselbe Rhopalocera genannt hat. Sie ist auf folgende Weise charakterisirt: Die Fühler sind mehr oder weniger am Ende verdickt, die vier Flügel oder wenigstens die obern und die vordern sind in der Ruhe meist an einander gelegt, am Vorderrande der Hinterflügel findet sich kein Organ, die vordern und hintern zusammenzuhalten, Punktaugen fehlen, sie fliegen nur am Tage.

Linné theilte seine Gattung Papilio auf folgende Weise ein: A. Equites. Außenrand der Vorderflügel länger als der Innenrand, Fühler oft federförmig. a) E. Troës. Brust roth gefleckt, Flügel oft schwarz. b) E. Achivi. Brust nicht roth gefleckt, ein Augenfleck im Afterwinkel der Hinterflügel. B. Heliconii. Flügel sehr schmal, ganzrandig oder schwach gezähnt, oft von Schuppen entblößt, die obere sehr lang, die untere kurz. C. Danai. Flügel ganzrandig. a) D. candidi. Flügel weiß. b) D. festivi. Flügel bunt. D. Nymphales. Flügel gezahnt. a) N. gemmati. Flügel mit Augenflecken. b) N. phalerati. Flügel ohne Augenflecken. E. Plebeii. Die Raupen verkürzt (asselförmig). a) P. rurales. Flügel mit dunklern Flecken. b) P. urbicolae. Flügel oft mit durchscheinenden Flecken.

Fabricius hat in seinem Systema Glossatorum die Tagschmetterlinge nicht gesondert, deshalb vergl. d. Art. Lepidoptera.

Latreille nannte die Familie seines Systems, welche der Gattung Papilio *L.* entspricht, Diurna und theilte sie folgendermaßen ein: Tribus I. Papilionides. Am hintern Paare der Beine nur ein Paar Sporn am Ende der Schienen. Ende der Fühler gerade oder nur etwas gebogen, nicht hakenförmig. Alle vier Flügel in der Ruhe immer aufgerichtet. I. Raupen lang, cylindrisch. Puppen lang, eckig, oder glatt, und dann in ein grobes Gespinnst eingeschlossen. Letztes Glied der untern Palpen oder das dritte, wenn es deutlich ist, ebenso mit Schuppen bedeckt, wie das vorhergehende. Tarsenklauen deutlich, groß, oder wenigstens von mittler Größe. 1. Puppen am Schwanzende befestigt und außerdem durch einen Querfaden hinter dem Thorax, oder ohne Anheftung, in einem groben Gespinnste. Die zwei ersten Palpenglieder fast von gleicher Länge. Alle Füße bei beiden Geschlechtern gleich. Die Hinterflügel bei mehren am Innenrande ausgebogen. A. Der Innenrand der Hinterflügel ausgebogen, Tarsenklauen einfach. Gattungen: Papilio (und Zelima *Fabr.*), Parnassius (Doritis *Fabr.*), Thais. B. Der Innenrand der Hinterflügel nicht ausgebogen, unter den Bauch tretend. Tarsenklauen mit einem Zahn oder gespalten. Gattungen: Colias, Pieris (Pontia *Fabr.*). 2. Puppen nur am Schwanzende befestigt, nie im Gespinnst. Zweites Glied der Fühler deutlich, länger als das erste. Vorderbeine, wenigstens bei einem Geschlechte, kürzer als bei dem andern und zum Gehen untauglich (Hinterflügel fast immer den Hinterleib umfassend, rinnenförmig, aber nicht ausgebogen). A. Alle Füße bei dem Weibchen gleiche Gangfüße, bei dem Männchen die vordern verkürzt (sogenannte Putzpfoten). Gattung Libythea *Fabr.*). B. Die Füße bei beiden Geschlechtern verkürzt. a) Tarsenklauen einfach (Flügel oft lang). α. Untere Palpen in ihrer ganzen Länge von einander abstehend, dünn, fast cylindrisch (Hinterflügel den Hinterleib gar nicht oder fast gar nicht umfassend). aa) Untere Palpen sich nicht oder fast gar nicht über das Kopfschild erhebend; zweites Glied kaum noch einmal so lang als erstes. Gattungen: Danais (Euploea *Fabr.*), Idea. bb) Untere Palpen deutlich übers Kopfschild empor steigend, zweites Glied viel länger als erstes (Vorderflügel und Hinterleib meistens lang). Gattungen: Heliconia (Mechanitis *Fabr.*), Acraea *Fabr.* β. Untere Palpen unten genähert, an einander geschlossen, an der Spitze aus einander gesperrt, dick, in ein spitziges Endglied scharf abgesetzt (Hinterflügel den Hinterleib umfassend).

Gattung: Cethosia *Fabr.* b) Tarsenklauen stark gespalten, doppelt scheinend. Untere Palpen sehr genähert, zum Theil geschlossen erscheinend. α. Palpen wenig zusammengedrückt; die vordere Seite ihrer beiden ersten Glieder fast so breit, als die Seite derselben. Die Discoidalzelle der hintern Flügel offen (Raupen mehr oder weniger dornig oder höckerig). Gattungen: Argynnis (und Melitaea *Fabr.*), Vanessa (und Cynthia *Fabr.*), Biblis (und Melanitis *Fabr.*), Nymphalis (und Apatura, Paphia, Neptis, Limenitis *Fabr.*). β. Untere Palpen stark zusammengedrückt, vordere Seite schmal oder scharf (Raupen nackt oder fast nackt, hinten in eine gespaltene Spitze auslaufend). Gattungen: Morpho (und Amathusia *Fabr.*), Brassolis, Satyrus (Hipparchia *Fabr.*). II. Raupen ei- oder asselförmig; Puppen kurz, gedrängt, an beiden Enden stumpf. Letztes (drittes) Palpenglied fast nackt oder nur wenig geschuppt. Tarsenklauen sehr klein, kaum vortretend. 1. Erstes Fußpaar sehr kurz, keine Gangfüße, wenigstens bei einem Geschlechte. Gattungen: Erycina (und Helicopis, Nymphidium, Emesis, einige Lycaena und Hesperia *Fabr.*). 2. Alle Füße bei beiden Geschlechtern ähnlich, Gangfüße. Gattungen: Myrina *Fabr.*, Polyommatus (Thecla, Hesperia und Lycaena *Fabr.*). Tribus II. Hesperides. Hinterfüße mit zwei Paar Dornen, einen am Ende der Schienen, einen in der Mitte derselben. Ende der Fühler stark gebogen oder hakenförmig (die vordern Flügel in der Ruhe aufgerichtet, aber nicht geschlossen, die hintern fast wagerecht in der Ruhe). Raupen dornlos. Puppen ohne Vorragungen in schwachem Gewebe zwischen Blättern. Gattungen: Urania, Hesperia (und Thymele, Helias, Pamphila *Fabr.*).

Später rangirte Latreille noch einige neue Gattungen ein und vor seinem Tode hat er folgende Zusammenstellung geliefert: Papilio, Zelima, Parnassius, Thais, Pieris, Colias, Danais, Idea, Heliconia, Acraea, Cethosia, Argynnis, Vanessa, Libythea, Biblis, Nymphalis, Morpho, Pavonia, Brassolis, Eumenia, Eurybia, Satyrus, Erycina, Myrina, Polyommatus, Barbicornes, Zephyrius, Hesperia, Urania.

Dalmann classificirte die schwedischen Tagsschmetterlinge, wie folgt: I. Familie: Limenites (P. populi), Aglais (P. urtica), Argynnis (P. adippe), Melitaea (P. athalia), Erebia (P. ligea), Amaryssus (P. machaon), Doritis (P. apollo), Ganoris (P. brassicae), Zephyrius (P. betulae, argus, chryseis). II. Familie: Hesperia (P. comma).

Die Verfasser des systematischen Verzeichnisses der Wiener-Schmetterlinge stellten nur Familien auf und zwar nach der Beschaffenheit der Raupen, welche indessen dem Systeme der Schmetterlinge von Europa von Ochsenheimer größtentheils zur Basis dienten, der letztere hat folgende Gattungen: Melitaea (P. maturna), Argynnis (P. latonia), Euploea (P. chrysippus), Vanessa (P. cardui), Limenites (P. sipylla), Charaxes (P. jasius), Apatura (P. iris), Hipparchia (P. hermione), Lycaena (P. arion), Papilio (P. machaon), Zerynthia (P. rumina), Dorites (P. apollo), Pontia (brassicae), Colias (P. Edusa), Hecaerge (P. celtes), Hesperia (P. sylvanus).

Der Engländer Stephens stellte folgende Familien und Gattungen auf. I. Familie: Papilionidae *Leach*. Papilio *Fabr.* (Machaon), Gonepterix *Leach*. (Rhamni), Colias *Fabr.* (Hyale), Pontia *Fabr.* (Brassicae), Leucophasia *Steph.* (Pinapis), Pieris *Steph.* (Crataegi), Dorites *Fabr.* (Apollo). II. Familie: Nymphalidae *Swainson*. Nemeobius *Steph.* (Lucina), Melitaea *Fabr.* (Athalia), Argynnis *Fabr.* (Latonia), Vanessa *Fabr.* (Polychloros), Cynthia *Fabr.* (Cardui), Apatura *Fabr.* (Iris), Limenitis *Fabr.* (Camilla), Hipparchia *Fabr.* (Aegeria). III. Familie: Lycenides *Leach*. Thecla *Fabr.* (Betulae), Lycaena *Fabr.* (Chryseis), Polyommatus *Latr.* (Adonis). IV. Familie: Hesperidae. Thymele *Fabr.* (Alveolus), Pamphila *Fabr.* (Linea).

Horsfield in seinem Verzeichnisse der Schmetterlinge Java's gab folgende Anordnung: 1. Race: Larvae vermiformes. Gattungen: Petavia (abweichende Gattung: Symetha), Polyommatus, Lycaena, Thecla, Myrina (abweichende Gattung Terias). 2. Race. Larve chilognathiformes. Gattungen: Colias (abweichende Gattung Pieris), Gonepteryx (abweichende Gattungen: Pontia, Leucophasia, Licinia, Thais, Doritis, Zelima), Papilio. 3. Race. Larve scolopendriformes. Gattungen: Euploea (abweichende Gattung: Heliconia), Idea, Acraea (abw. Gattung: Haetera), Vanessa (abw. Gattung: Libythea), Cynthia, Melitaea, Argynnis (abw. Gattung: Neptis), Biblis, Limenitis, *God.* nov. Limen aff. 4. Race. Larve thysanuriformes. Gattungen: Apatura, Paphia (abw. Gattung: Cethosia) Amathusia, Morpho (abw. Gattung: Brassolis), *G.* nov., Melanites, Hipparchia, Nemeobius. 5. Race. Larve anopluriformes. Gattungen: Erycina, Emesis (abw. Gattung: Nymphidium), Danis (abw. Gattung: Helicopis), Lemonias, Eurybia, Hesperia, Thymele (abw. Gattung: Urania), Helius (abw. Gattung: Barbicornis), Pamphila, Ismene, Tamyris.

Auch Hübner, welcher ein so vortreffliches Kupferwerk über die Schmetterlinge lieferte, gab in seinem Verzeichnisse bekannter Schmetterlinge ein System an, doch ist dasselbe so willkürlich, meist nur auf Flügelschnitt und Zeichnung basirt, daß nicht blos das Ähnlichste oft aus einander gerissen, sondern sogar Männchen oder Weibchen in verschiedene Gattungen gebracht sind. Wir übergehen es daher um so mehr, als es zu weitläufig ist, um hier aufgenommen zu werden und, da es alle Schmetterlinge umfaßt, ohnehin in den Artikel Lepidoptera gehört. Dagegen verdient das System von Boisduval wegen seiner Bestimmtheit und Natürlichkeit um so mehr Aufnahme.

Boisduval theilt die Rhopalocera in drei Sectionen: I. Succincti (richtiger wol succincta!). Die Puppe am Schwanzende und durch ein Querband befestigt. II. Suspensi. Die Puppe nur am Schwanzende befestigt. III. Involuti. Die Puppe von einem Gespinnste umschlossen. Die weitere Eintheilung ist folgende: I. Suc-

cincti. Die Fühler sehr genähert, an der Wurzel fast zusammenstehend. A. Sechs Füße bei beiden Geschlechtern, Raupen lang. 1) Papilionides. Raupen mit zwei im ersten Ringe verborgenen Tentakeln. Der Schmetterling hat den Hinterrand der Hinterflügel ausgebogen, die Discoidalzelle ist geschlossen, die Tarsenklauen sind einfach. 2) Pierides. Die Raupen sind schwach behaart, an beiden Enden verschwächt, am Schmetterling ist der Hinterrand der Hinterflügel nicht ausgebogen, die Discoidalzelle geschlossen, die Tarsen einzähnig oder gespalten. B. Sechs Füße bei beiden Geschlechtern, die Raupen sehr kurz. 3) Eumenides. Raupen ...... Am Schmetterlinge die Palpen gerade, schuppig, nicht an die Stirn angedrückt, etwas sperrig, über den Kopf ragend, das letzte Glied viel kürzer als das zweite und etwas gebogen. Flügel ziemlich stark, Discoidalzelle der untern geschlossen. 4) Sycaenides. Raupen asselförmig, Puppe an beiden Enden stumpf, am Schmetterling die Hinterflügel den Leib etwas umfassend, die Discoidalzelle scheinbar durch einen kleinen Adervorsprung geschlossen. Tarsenklauen sehr klein, kaum vortretend. C. Vier Füße beim männlichen Schmetterling, fast immer sechs beim weiblichen; Raupen sehr kurz. 5) Erycinides. Raupen sehr kurz, weich, kurz oder länger behaart; Puppe kurz, zusammengezogen. Der weibliche Schmetterling hat fast immer sechs Füße. Der Hinterrand der Hinterflügel tritt etwas vor; die Discoidalzelle ist bald offen, bald geschlossen, manchmal nur scheinbar durch eine falsche Ader; die Tarsenklauen sind sehr klein und treten kaum vor. D. Vier Füße bei beiden Geschlechtern, Raupen lang. 6) Peridromides. Raupen mit dornigen Verlängerungen, Puppen sehr eckig. Am Schmetterlinge der Hinterrand der Hinterflügel sehr entwickelt, die Discoidalzelle geschlossen, die Tarsenklauen etwas gespalten, die Palpen dicht an einander gedrückt, aufsteigend. II. Suspensi. Die Fühler sehr genähert, an der Wurzel fast zusammenstehend. a) Tarsenklauen einfach. 7) Danaides. Raupen glatt, cylindrisch, mit fünf Paaren einfacher, fleischiger, biegsamer Verlängerungen; Puppen ziemlich kurz, cylindrisch, mit glänzenden Goldflecken geziert. Am Schmetterlinge die Palpen weit von einander stehend, Thorax und Brust punktirt, die Flügel breit, die Discoidalzelle immer geschlossen. 8) Heliconides. Raupen cylindrisch, der ganzen Länge nach dornig. Am Schmetterlinge die Palpen sperrig, weit von einander stehend, wenig in die Höhe steigend; Hinterleib dünn, lang; Flügel schmal, lang, verlängert; Hinterrand der Hinterflügel kaum den Leib unten umfassend; Discoidalzelle immer geschlossen. b) Tarsenklauen stark gespalten. 9) Nymphalides. Raupen cylindrisch, der ganzen Länge nach mit Dornen besetzt, oder hinten schwächer und nur am Kopfe dornig; Puppe verschieden gestaltet; am Schmetterling die Palpen meist sehr genähert, sehr aufsteigend, stark beschuppt; die vordere Seite ihrer ersten beiden Glieder fast so breit als die Seiten, oder sogar breiter. Der Hinterrand der Hinterflügel bildet eine Rinne, den Leib aufzunehmen, Discoidalzelle fast immer offen. 10) Brassolides. Die Raupen dick, weichhaarig, etwas verkürzt, hinten meistens in zwei Spitzen auslaufend, auf dem Kopfe oft mit Dornen versehen, die Puppen dick, cylindrisch, wenig eckig; am Schmetterling die Palpen genähert, aufsteigend, stark beschuppt, stark zusammengedrückt, die vordere Seite ihrer ersten Glieder sehr schmal; der Hinterrand der Hinterflügel bildet eine sehr starke Rinne zur Aufnahme des Leibes, die Flügel sind stark, groß, breit, die Discoidalzelle immer geschlossen. 11) Morphides. Die Raupen stachelig, am Ende verschwächt, die Puppen kurz, cylindrisch oder auf dem Rücken leicht kielförmig; am Schmetterlinge die Palpen genähert, aufsteigend, schuppig, ihre Vorderseite stark zusammengedrückt, schmal, die Fühler dünn, linienförmig, der Hinterrand der Hinterflügel eine starke Rinne bildend, Flügel sehr groß und breit, der Körper nicht sehr stark, die Discoidalzelle immer offen. 12) Satyrides. Die Raupen am Ende verschwächt, fast fischförmig, am Afterrande in zwei mehr oder weniger vortretende Spitzen auslaufend, der Kopf bald rundlich, bald ausgerandet oder gespalten, oder selbst mit zwei Dornen besetzt, die Puppen cylindrisch, wenig eckig; am Schmetterlinge die Palpen genähert, aufsteigend, stark mit Haaren besetzt oder gebartet, der Körper mittelgroß, die Flügel mittelmäßig stark, die hintern am Leibe eine Rinne bildend, die Discoidalzelle immer geschlossen, die Adern auf den Vorderflügeln oft an der Wurzel erweitert. 13) Biblides. Raupen cylindrisch, dornig, oder am Ende verschwächt, mit Stacheln auf dem Kopfe und zwei Afterspitzen; am Schmetterlinge die Palpen aus einander stehend, lang, weit über den Kopf reichend, das letzte Glied nach Vorn gerichtet, die Fühler linienförmig, ohne Kolbe, die Flügel gezähnelt oder eckig, der Hinterrand der hintern wenig vortretend, die Discoidalzelle bald geschlossen, bald offen und manchmal scheinbar durch eine kleine vorspringende Ader geschlossen, die Costalader auf den Vorderflügeln an der Wurzel immer erweitert oder blasig. E. Vier Füße bei dem Männchen, sechs bei dem Weibchen, die Raupen lang. 14) Libythides. Die Raupen stachellos, schwach behaart, fein chagrinartig, die Puppe ziemlich kurz, wenig eckig, die Palpen sehr lang, dicht an einander schließend, schnabelförmig, gerade vorgestreckt, Flügel eckig, ziemlich stark, die Discoidalzelle der hintern offen. III. Involuti. Die Fühler an der Wurzel getrennt stehend. F. Sechs Füße bei beiden Geschlechtern, die Raupen hinter dem Kopfe eingeschnürt. 15) Hesperides. Die Raupen cylindrisch stachellos, der erstere Körperring verschwächt, der Kopf stark vortretend, die Puppen etwas cylindrisch, kaum eckig; am Schmetterlinge der Kopf breit, quer, die Fühler oben oft in Haken endigend, die Palpen kurz, das letzte Glied sehr klein. (D. *Thon.*)

PAPILIONIDES *Boisduval* (Insecta). Erste Tribus der Papilionen mit folgenden Kennzeichen: Die Raupen träge, mäßig lang, cylindrisch, dick, im ersten Leibesringe mit zwei zurückziehbaren Tentakeln versehen, die Puppen am Schwanzende und mit einem oder mehren Querbändern angeheftet, am Schmetterling der Kopf ziemlich stark, die Augen vorspringend, ziemlich groß, die Palpen kurz, nicht über die Augen vortretend, die Fühler mit verlängerter Keule, bei beiden Geschlechtern sechs gleichförmige Füße, die Flügel groß, ziemlich stark, mit vor-

tretenden Adern, der Hinterrand an den Hinterflügeln ausgerandet oder gefaltet, die Discoidalzelle in allen Flügeln geschlossen, der Hinterleib frei. Von den Gattungen gibt Boisduval folgende analytische Übersicht, welche er indessen für rein künstlich erklärt und nur dazu bestimmt die Übersicht zu erleichtern. A. Fühlerkolbe von Unten nach Oben gebogen. a) Afterklappen der Männchen stark vortretend. Ornithoptera. Die Flügel groß, die vordern länglich, mit schwarzem Grund, die hintern stark gezähnt, zugerundet, schwanzlos, mit gelbem, grünem oder blauem Mittelfelde. b) Die Afterklappen der Männchen mittelgroß. Papilio. Die Flügel groß, die untern oft geschwänzt. Leptocircus. Die Flügel mittelgroß, die vordern mit durchsichtigen Binden, die hintern unmerklich in einen langen Schwanz auslaufend. Thais. Die Flügel gelb, schwarz und roth gezeichnet, der äußere Flügelrand bogig. Doritis. Die Flügel halb durchscheinend gerunzelt, wie gepreßt, die vordern in der Discoidalzelle mit zwei schwarzen Flecken, die hintern mit augigen Randflecken. B. Fühlerkolbe gerade. Euryeus. Vorderflügel länglich durchscheinend, mit zwei schwarzen Flecken in der Discoidalzelle, Hinterleib am Ende roth. Parnassius. Die Vorderflügel gerundet, mit durchscheinender Spitze und zwei schwarzen Flecken in der Discoidalzelle, Hinterleib ohne rothen Fleck und bei dem Weibchen mit einer hornartigen Tasche. (D. *Thon.*)

PAPILLAE, Warzen, nennt man im Allgemeinen konische, bald mehr zugespitzte, bald abgestumpfte Verlängerungen auf der Oberfläche verschiedener Gewebe, besonders der Lederhaut und auch der Schleimhäute; bekanntlich werden papillae renales die Spitzen der Malpighi'schen Pyramiden in der Niere genannt. Die Nierenwärzchen haben aber nur in der Gestalt einige Ähnlichkeit mit den Wärzchen im Allgemeinen, denn diese kommen darin mit einander überein, daß sich ihre Function auf die Empfindung bezieht, während jene nur zur Ausscheidung des Harns bestimmt sind. Zwar bezeichnet papilla in ursprünglicher Bedeutung die Warze der Brust und insofern einen Theil, der von hoher Empfindlichkeit und zu gleicher Zeit der Sitz für die Ausführungsgänge der Brustdrüse ist, doch ist die größte Zahl der Wärzchen jene der Haut, papillae corii; sie bedecken die ganze äußere Oberfläche der Lederhaut und erscheinen als kleine rundliche Hügel, von welchen die größern selbst wieder eine höckerige Oberfläche haben, wie man unter dem Mikroskop erkennt. Besonders deutlich und entwickelt sind die Wärzchen der Lederhaut in der Hohlhand und dem Hohlfuß. Sie sind hier eingeschlossen zwischen die linienförmigen Vertiefungen, welche in verschiedenen Richtungen, meistentheils fast völlig parallel, neben einander verlaufen und einen entsprechenden schmalen Wall zwischen sich haben. Auf diesem Wall oder der Erhabenheit zwischen den Linien finden sich die Wärzchen, die an den Fingern insbesondere den Namen der Gefühlswärzchen führen. Sie erscheinen in zwei Reihen geordnet, und zwischen denselben, drei bis vier Wärzchen überspringend, nimmt man die Mündungen der Purking'schen Schweißkanälchen wahr. An allen übrigen Stellen der Haut, wo dieselbe behaart ist, sind die Wärzchen weniger deutlich und nicht so regelmäßig gestellt. Besonders deutlich sind aber diese Wärzchen noch an der Eichel des männlichen Gliedes und am Hofe der Brustwarze; doch muß man sich hüten, an letzterer die nahe gelegenen Schmerbälge mit ihnen zu verwechseln. Man nimmt an, daß in den Hautwärzchen die feinsten Nerven endigen, die weich werden, ihre Scheide ablegen und bei der Maceration in Wasser ein flockiges pinselförmiges Ansehen gewinnen. Mit diesen zartesten Nervenästchen sollen sich durch Zellgewebe sehr feine Blutgefäße verbinden. Von diesen Wärzchen leitet man die Empfindlichkeit der Haut ab, und daß diejenigen Stellen, welche die meisten und größten Wärzchen haben, das schärfste Gefühl besitzen.

Viel deutlicher als in der äußern Haut sind die auf der Oberfläche der Zunge, blos von der Schleimhaut bedeckten Wärzchen der Zunge. Sie sind verschieden an Gestalt, Größe und Zahl, und auch von den Anatomen verschieden benannt worden; wegen ihres ansehnlicheren Umfanges eignen sie sich besser zur Untersuchung der innern Structur. Die größten und wenigst zahlreichen sind die sogenannten papillae vallatae s. truncatae s. calyciformes, welche 7 bis 20 an der Zahl die Wurzel der Zunge einnehmen, gewöhnlich in zwei Reihen gestellt, die sich in der Gestalt eines V vereinigen, und jede einzeln, zuweilen auch zu zweien, in ein Grübchen versenkt, sodaß sie nur mäßig über die Oberfläche der Zunge vorragen. Ihr Name deutet an, daß sie kegelförmig gestaltet sind, doch ist zu bemerken, daß die Spitze des Kegels der angewachsene, die Basis der freie Theil ist.

Andersch und Sömmerring haben Zweige vom Zungenaste des neunten Hirnnerven bis in diese Wärzchen hinein verfolgt, und der letztere bildet in seiner Schrift Icones organorum humanorum gestus et vocis die schön injicirten Gefäße dieser, wie der andern Zungenwärzchen, ab. Die papillae obtusae s. fungiformes s. lenticulares stehen den vorigen an Größe zunächst. Sie sind zahlreicher und über die ganze Zunge zerstreut; an der Spitze haben sie ein Knöpfchen, wodurch sie einem Pilze ähnlich werden. Die kleinsten Papillen sind die filiformes s. conicae s. arcuatae, die an Größe unter einander verschieden sind; einige, und zwar die größern, erscheinen kegelförmig, mit zugespitzten Enden, und deren sind die meisten; andere, besonders die an dem hintern Theile des Seitenrandes der Zunge, der gleichsam durch zahlreiche Spalten eingekerbt ist, haben das Aussehen von abgekürzten Fäden. Auch zu den kleinern Wärzchen sollen sich nach der Angabe der Schriftsteller einige Zweige des N. glossopharyngeus begeben; doch erhält in der That die Mehrzahl ihre Zweige vom ramus lingualis quinti. Durch Elsässer (Übersetzung von Magendie's Physiol. 3. Ausg. 1. Bd. S. 356) ist die Ansicht ausgesprochen, daß der N. glossopharyngeus der eigentliche Nerv für den Schmecksinn wäre, und also die von ihm versorgten Papillen die wahren Geschmackswärzchen, während die Ausbreitung des fünften Hirnnerven auf der Zunge nur dieselbe zum Tastorgan der Mundhöhle befähige. Die Feinheit und Schärfe des Gefühls hängt ab von dem Nervenreichthume der fraglichen Theile und zwar

ohne Zweifel von dem Verhältnisse der primitiven Vorderfasern zu den Papillen. Es hat in dieser Rücksicht die Erfahrung auffallende Unterschiede zwischen den verschiedenen Stellen der äußern Haut und andern mit Wärzchen versehenen Theilen, wie z. B. der Zunge, nachgewiesen. Nach den Beobachtungen von E. H. Weber ist die Empfindung am deutlichsten an der Volarfläche der Fingerspitzen und der Spitze der Zunge; dagegen sind die rechte Oberfläche der Lippen und die Nasenspitze von schärferer Empfindung als der Rücken der Zunge. Weber hat eine Skala aufgestellt, wodurch er die Grade der Empfindungsschärfe auf interessante Art nachweist. Vgl. *E. H. Weber*, Annot. anat. et physiol. und *Hintze*, Examen anatomicum papillarum cutis tactui inservientium in *Halleri* disputat. anat. (Tom. VII. P. II.) (*d'Alton.*)

PAPILLON, 1) Almaque, aus Dijon, geb. 1487, gest. 1559, war Kammerdiener Königs Franz I., diesem seinem Herrn treu ergeben, bei ihm in der Schlacht bei Pavia und in den auf dieselbe folgenden Ereignissen seines Herrn. Merkwürdig ist er für uns als Verfasser eines Gedichtes von 6—700 Versen, welches den Titel hat „Nouvel amour" und eine poetische Verherrlichung der von ihm als chastes amours bezeichneten Liebschaften seines königlichen Herrn war; dieses Gedicht ist in mehre poetische Sammlungen jener Zeit übergegangen.

2) Thomas, mit dem zuerst genannten von einer Familie, geb. 1514, gest. 1596. Er war einer der berühmtern französischen Juristen jener Zeit und zeichnete sich auch als Advocat am pariser Parlament aus. Man hat von ihm folgende, in den Thesaurus juris von Otto aufgenommene Schriften: 1) Libellus de jure accrescendi. 1571. 2) De directis heredum substitutionibus. 1616. 3) Commentarii in quatuor priores titulos libri primi digestorum.

3) Philibert, geb. zu Dijon 1666, gest. den 23. Febr. 1738, war der Sohn eines reichen Parlamentsadvocaten, der ihn zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris schickte, wo er längere Zeit zwischen den verschiedenen Studien schwankte, bis er sich am Ende für die Literatur entschied. Um den literarhistorischen Beschäftigungen ganz leben zu können, trat er in den geistlichen Stand; da es ihm aber an einer Haupteigenschaft zur geistlichen Seelsorge, der Gewandtheit der Rede, fehlte, so lebte er, unterstützt durch ein beträchtliches väterliches Vermögen und durch das geringe Einkommen eines Kanonikats, ohne andere kirchliche Benefizien zu suchen, nur seinen Studien und seinen Freunden, denen sein Gedächtniß für biographische und bibliographische Arbeiten von vorzüglichem Werthe war, wie er denn z. B. den Pater Lelong, den P. Desmolets und Niceron mit Beiträgen unterstützte. Sein Hauptwerk ist die nach seinem Tode von seinem Bruder herausgegebene Bibliothèque des auteurs de Bourgogne (Dijon 1742—1745. 2 Voll. fol.). (*H.*)

PAPILLON, eine Künstlerfamilie in Frankreich, aus Rouen herstammend, von der sich seit dem 17. Jahrh. bis ins 18. mehre mit der Holzschneidekunst beschäftigten und Vieles für den Buchhandel lieferten, hauptsächlich eine große Zahl Titel- und Schlußvignetten für Bücher. Aus dieser Familie verdienen specielle Erwähnung folgende:

1) Johann P. der Ältere, geb. zu Rouen 1639, gest. zu Paris 1710, ein Schüler von Du Belley, nicht ohne Talent, aber sein Mangel an Kenntniß im Zeichnen ließ ihn nicht so weit kommen, als seine Anlagen versprachen, und gaben eine gewisse Uncorrectheit seinen Arbeiten, die übrigens mit den Buchstaben I. P. bezeichnet sind.

2) Johann P., Sohn des Vorigen, geb. zu Saint-Quentin 1661, gest. zu Paris 1723, war Schüler vom berühmten Cochin und gilt als der Erfinder der Papiertapeten, eine Erfindung, die etwa ins J. 1688 gehört. Sein Hauptverdienst bestand im Zeichnen der Pferde, und er verstand es, alle Bewegungen und Stellungen des Pferdes mit großer Leichtigkeit darzustellen, daher er auch überall ein Pferd und einen Reiter anzubringen suchte. Unter den von ihm in Holz geschnittenen Portraits sind besonders berühmt die der Päpste Paul's III., Jul. III., Pius IV. und des Königs Jacob II. von England. Ihm verdankt man auch die Erfindung des Trusquin genannten Instrumentes oder des Streichwedels.

3) Johann Baptiste P., Johann des Jüngern älterer Sohn, geb. 1698, gest. 1776; dieser machte sich weniger durch seine zwar sehr zahlreichen Arbeiten, deren die Kupferstichsammlung in Dresden 1399 Blatt mit gedrucktem Titel (Paris 1760) besitzt, einen Namen, als vielmehr durch das von ihm geschriebene Werk: Traité historique et pratique de la gravure en bois (Paris 1766. Zwei starke Bde.). Dieses Werk machte zu jener Zeit, obgleich es von historischen Irrthümern wimmelt, und daher in dieser Beziehung jetzt unbrauchbar ist, großes Aufsehen; auch sind die wichtigen Erläuterungen, die es über das Technische und Praktische der Holzschneidekunst gibt, noch immer dankenswerth.

4) Johann Baptiste Michel P., jüngerer Sohn Johann's des Jüngern, geb. zu Paris 1720?, gest. 1746?, wird als einer der vorzüglichsten jener Künstlerfamilie betrachtet und soll die Vignetten zu der Prachtausgabe zu Lafontaine's Fabeln zugleich mit Le Sueur geschnitten haben *).

5) Johann Nicolas P., Johann's des Ältern jüngerer Sohn, geb. zu Saint-Quentin 1663, gest. zu Paris 1714.

6) Maria Anna P., geborene Rouillon, Johann Baptiste's Gattin zweiter Ehe, auch diese beschäftigte sich mit der Holzschneidekunst.

Mehre der Papillon'schen Holzschnitte in den kleinen Vignetten, Initialen und sonstigen Verzierungen tragen manches Geistreiche und Nette in sich, doch bleibt es sehr schwer zu erörtern, von welchem Künstler dieser Familie dieses oder jenes einzelne Blatt wirklich geschnitten ist, da die Mehrzahl einen und denselben Charakter zeigt. Das Bildniß des Johann Baptiste Michel Papillon ist sehr

*) Eigentlich sollen diese Blätter von Johann Baptiste Papillon, dem Verfasser des vorhin genannten Werks, sein, und so gibt es auch die Biogr. univ. an, die vom letztern allein die Blätter zur Bibel von Royaumont anführt.

geistreich von Caron in Holz geschnitten. **Parasole**, ebenfalls zu dieser Familie gehörig, arbeitete mehres in Holzschnitt. (*Frenzel.*)

PAPIN, Dionysius, wurde gegen die Mitte des 17. Jahrh. in Blois geboren, studirte anfänglich Medicin und beschäftigte sich in Paris, wo er promovirt hatte, mit der Praxis; in Mußestunden trieb er Physik, und unter der Leitung von Huygens machte er darin sehr schnelle Fortschritte. Er reiste später nach England, wo er von Boyle sehr freundlich aufgenommen wurde, welcher gemeinschaftlich mit ihm einen Theil der Untersuchungen über die Natur der Luft anstellte und ihn 1681 als Mitglied der königlichen Societät vorschlug. Im J. 1687 wurde er Professor der Mathematik an der Universität zu Marburg und erwarb sich hier im hohen Grade das Vertrauen des Landgrafen von Hessen. Im J. 1699 wurde er zum Correspondenten der pariser Akademie ernannt und starb 1710. Eine große Zahl von Abhandlungen von ihm befindet sich im Journal des Savans, den Nouvelles de la republique des lettres, den Philosophical Transactions und den Acta eruditorum, welche sich größtentheils auf Hydraulik und Pneumatik beziehen und deren größten Theil er unter dem Titel: Fasciculus dissertationum (Marburg. 1695) und französisch unter dem Titel: Recueil de diverses pièces touchant quelques nouvelles machines (Cassel 1695) herausgab. Sehr viel Aufsehen erregte der von ihm erfundene Digestor oder Papin'sche Topf, welchen er in seiner Schrift: La manière d'amollir les os et de faire coiure toutes sortes de viandes, en fort peu de tems et à peu de frais, avec une description de la marmite dont il faut se servir pour cet effet, ses propriétés et ses usages, confirmés par plusieurs expériences (Paris 1682. Amsterdam 1688) beschrieb. Eine englische Bearbeitung dieses Gegenstandes erschien 1681 zu London. Das Wesentliche bei dieser Vorrichtung besteht darin, daß die eingemischten Körper, welche vom Wasser aufgelöst werden sollen, mit diesem in einem hinreichend starken Metallgefäße eingeschlossen werden; da hier die Dämpfe nicht entweichen können, so nimmt das Wasser eine weit höhere Temperatur an, und die Auflösung erfolgt vollständiger (s. d. Art. Digestor. Th. XXV. S. 186). Hauptsächlich wurde diese Vorrichtung dazu angewendet, um die Gallerte aus Knochen zu ziehen, was man jetzt vollständiger dadurch erreicht, daß die Knochen mit Chlorwasserstoffsäure übergossen werden, indem sich hier die erdigen Theile vollständig auflösen. Schon seit dem Jahre 1685 hatte er sich mit der Idee beschäftigt, die Dämpfe als bewegende Kraft zu benutzen, jedoch erst 1698 stellte er Versuche im Großen darüber an. Er beschreibt seine Untersuchungen in der Ars nova ad aquam ignis adminiculo efficacissime elevandam (Cassel 1707) (s. d. Art. Dampf. Th. XXII. S. 176). (*L. F. Kämtz.*)

2) **Isaak**, ein franz. Reformirter aus dem Ende des 17. Jahrhund., der durch die dogmatische Rigorosität der strengen Calvinisten zum Übertritt in die katholische Kirche bestimmt ward. Geboren zu Blois am 27. März 1657, konnte er wegen schwächlicher Constitution erst im 17. Jahre das Studium des Latein beginnen; der Theologie widmete er sich Anfangs zu Genf, wo er bei den dortigen Zerwürfnissen zwischen Universalisten und Particularisten schnell recht nahe Bekanntschaft mit dem strengen Calvinismus machte, und im Kampfe dagegen seine Ideen über allgemeine Toleranz zu begründen anfing. In Orleans, wohin er sich zum Sprach- und theologischen Studium begab, bildete er unter Claude Pajon, seinem Onkel von mütterlicher Seite, eine frühere Geistesrichtung aus, wodurch er später zu Saumur, seit 1683, sich zur Vertheidigung des Pajonismus veranlaßt fühlte, dadurch zugleich aber die unerbittliche Verfolgung der strengen Particularisten, namentlich des Mr. Jurieu, auf sich lud. Nach Aufhebung des Edictes von Nantes ging er nach England 1686, wo er die Ordination erhielt. Auf Empfehlungen des dortigen Bischofs von Salisbury, Mr. Burnet, begab er sich zum Kurfürsten von Brandenburg, machte in Hamburg die Bekanntschaft einer Mlle. Viard, die gleichfalls aus Frankreich der Religion wegen geflüchtet war und auf der Rückreise durch Hamburg von ihm geehelicht ward. Sowol in Berlin als in Danzig, wohin man ihn zum Predigtamte berufen hatte, ereilten ihn die Insinuationen seines erbitterten Gegners Jurieu, der ihn des Socinianismus beschuldigte. In Danzig verlangte man darauf von ihm eine Unterschrift der rotterdamer Artikel vom April 1686, wodurch er dem Pajonismus entsagen sollte. Er zog es vor, nach England zurückzukehren, wo seine Ordination ohne solchen Gewissenszwang erfolgt war. Die steten Verfolgungen bestimmten ihn endlich zum Übertritt zum Katholicismus, der allerdings in den von Calvin so streng behandelten Artikeln von der Gnadenwahl größere Lauheit darbietet. Er setzte sich darüber mit dem berühmten Bossuet in Correspondenz, der ihm die Rückkehr nach Frankreich erleichterte und ihm 1690 am 15. Jan. das katholische Glaubensbekenntniß abnahm. In Blois, seiner Vaterstadt, verlebte er noch 20 Jahre in literarischer Muße und starb 52 Jahre alt zu Paris, am 19. Jun. 1709, nachdem er auch seine Neffen, Söhne Pajon's, zum Übertritte zum Katholicismus bestimmt hatte. Sein Übertritt erklärt sich aus den inquisitorischen Mishandlungen der rigoristischen Calvinisten, womit er seine Ideen von allgemeiner Toleranz nicht vereinigen konnte; sollte er einmal Gewissenszwang dulden, so wollte er dann auch dafür die äußern Vortheile mitnehmen, die der Katholicismus ihm darbot; er erklärte, wenn überhaupt die Autorität einer Synode, wie der dordrechter, anerkannt werden sollte, so werde man auch sich zum Gehorsam gegen die von Trident verstehen müssen. Seine Schriften von dem Übertritte sind etwa im Sinne Pajon's gehalten: La foy réduite à ses véritables principes, et renfermée dans ses justes bornes (Roterdam 1681. 12.); Essay de théologie sur la providence et sur la grace, où l'on tache de délivrer Mr. Jurieu de toutes les difficultez accablantes, qu'il rencontre dans son système (Francfort 1687. 12.); La vanité des sciences, ou réflexions d'un philosophe chretien sur le véritable bonheur (1688 in England gedruckt). Nach seinem Übertritt

beantwortete er die noch heftigern Angriffe Jurieu's in einer Schrift: **La tolerance des protestans et l'autorité de l'église, ou réponse au libelle de Mr. Jurieu etc.** (Paris 1692. 12.), was nach seinem Tode unter dem neuen Titel wieder erschien: **Les deux voyes opposées en matière de religion, l'examen particulier et l'autorité** (Liège 1713. 12.). Er will darin aus den Principien des Protestantismus eine allgemeine Toleranz sogar der unchristlichen und atheistischen Sekten schließen, und deshalb Rückkehr zur Autorität der katholischen Kirche aufdringen. Gesammelt sind seine Werke: **Recueil des ouvrages composez par feu Mr.** ***Papin*** **en faveur de la religion, nouvelle édition donnée par sa veuve** (Paris 1723. 3 Voll. 12.). Papin dient zum Beweise, wie die rigoristische Strenge der Calvinisten am sichersten ihres Zweckes verfehlte und auf mancherlei Wegen ihre frühern Anhänger von sich entfremdete.

(*Fr. W. Rettberg.*)

PAPINA, auch **PAPIN**, ein der Familie Kátsándy gehöriges Dorf im görögínyer Gerichtsstuhle (Processus) der zempliner Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, im hohen Karpatengebirge gelegen, von dem Udvabache durchflossen, 2½ Meilen nordostwärts von dem Markte Homonna entfernt, mit 117 Häusern, 853 slowakischen Einwohnern, die vom Feldbaue leben, einer eigenen katholischen Pfarre von 2237 Seelen in 39 Ortschaften, die schon im Mittelalter bestand, zum hommonnaer Vice-Archidiakonats-Districte des kaschauer Bisthums gehört und unter dem Patronate des Joseph Ocskay steht, einer der Himmelfahrt Mariä geweihten katholischen Kirche, einer Schule und einer Wassermühle. Unter den Einwohnern befinden sich 36 Juden. (*G. F. Schreiner.*)

Papinianischer Digestor, P. Topf, s. Papin (Dionysius).

PAPINIANISTAE. In dem gesetzlich auf fünf Jahre berechnet gewesenen Cursus des Rechtsstudiums, wie er uns aus einer Constitution Justinian's, der einige Modificationen darin angebracht hat, bekannt ist (*Constit.* Omnem reip. §. 1 sq.), hießen Papinianistae die Studenten des dritten Jahres, welche zur Interpretation von Papiniani responsa zugelassen wurden (vergl. unt. d. Art. Papinianus. S. 148). (*H.*)

PAPINIANUS. Über Papinian's Vaterland und die Zeit seiner Geburt haben wir nur Vermuthungen. Spartian [1]) berichtet, er sei gleichzeitig mit Septimius Severus Schüler des Cervidius Scävola, und dann des Erstern Nachfolger im Amte eines Advocatus fisci gewesen. Nun sagt derselbe Schriftsteller [2]), Sept. Severus (der im J. 146 n. Chr. geboren war) [3]) habe sich bald nach zurückgelegtem 18. Jahre Studien halber nach Rom begeben. Im J. 178 finden wir den nachherigen Kaiser schon bis zur Würde des Prätors vorgeschritten [4]); Papinian mußte also längst in der zuerstgedachten Würde an seinen Platz gerückt sein; womit denn auch übereinstimmt, daß nach Aurelius Victor [5]) Marc Aurel [6]) (161—76) dem Sept. Severus das nur zwei Jahre lang dauernde Amt eines Advocatus fisci verliehen. Ebenfalls auf die Geburt um die Mitte des 2. Jahrh. läßt es uns schließen, daß im J. 212 zugleich mit Papinian ein Sohn von ihm, der bereits das Amt eines Quästors bekleidete, hingerichtet ward [7]). Ein weit späteres Jahr der Geburt würden, da das des Todes feststeht, zwei Inscriptionen, angeblich Grabschriften auf Papinian, nach deren einer er 36, nach der andern aber 38 Jahr gelebt hätte, ergeben, wenn nicht beide den Stempel der Unechtheit offenbar an sich trügen [8]).

Als Papinian's Vaterland ist auf Grund eines plumpen Misverständnisses [9]) Benevent genannt worden [10]). Da Spartian [11]) den Papinian „*ut aliqui loquuntur*, affinem per secundam uxorem" des Sept. Severus nennt, und da diese zweite Frau, die gefeierte Julia Domna, aus Emisa in Syrien stammte [12]), so hat man auch Papinian zum Syrer machen wollen [13]), doch, wie sich von selbst ergibt, auf sehr schwankenden Grundlagen.

Papinian's Name ist schon nach der Sitte der spätern Zeit adjectivisch nach Art der den Adoptivkindern beigelegten [14]), vermuthlich von der Papischen Familie, flectirt [15]). Außerdem ist uns nur noch der Name Ämilius, vermuthlich das nomen gentilitium, verbürgt; der zwischen beide noch eingeschobene Name Paulus beruht lediglich auf den gedachten untergeschobenen Inschriften.

Über Papinian's Laufbahn wissen wir außer der bereits erwähnten Notiz über seinen Lehrer [16]), und die von ihm bekleidete fiscalische Advocatur [17]), nichts weiter, als daß er unter Sept. Severus Magister scrinii libellorum gewesen [18]), und bei der hohen Meinung und Freundschaft, welche der Kaiser für Papinian hegte, läßt sich allerdings mit Grund vermuthen, daß dieses Amt den Letztern in den Stand gesetzt haben wird, auf die zahlreichen von

---

1) In Anton. Carac. 8. 2) In Severo. 1. 3) *Pagius*, Diss. hyp. Nr. IV. c. 5. 4) *Spartian*. l. c. 3.

5) De Caesaribus c. 20. fin. vers. Spartian (in Geta. 2) nennt Antoninus pius (gest. 161), doch kann dies nur auf der von ihm selbst angedeuteten Verwechslung der beiden Antonine beruhen. 6) *Guther*, De officio domus Augustae. III, 1. p. 410. 7) *Spartian*. in Carac. 4. 8) *Otto*, Papinianus. (Brem. 1743.) p. 651—668. Die eine, welche angeblich auf einem silbernen Aschenkrug eingegraben gewesen, will Bartol. Socino von seinem Vater Mariano Socino (dem ältern) erhalten haben. Die andere theilt Gruter (Inscr. p. 888) vermuthlich nach Mazzochi (Epigrammata antiquae Urbis [Rom. 1521]) mit. Das steinerne Original sollte sich in einem römischen Palast finden; doch suchte es der Römer Rutilius (Vitae JCtor. c. 70) schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. umsonst. 9) Vergl. L. 57. pr. Dig. Ad SC. Trebellian. XXXVI, 1. 10) Vergl. *Otto* l. c. p. 3. *Giannone* Istoria civ. d. regno di Nap. I. c. 4. §. 4. *Tiraboschi* Storia d. letterat. Ital. T. II. lib. 2. c. 7. §. 4. 11) Carac. 8. 12) *Capitolinus* in Macrino. 9. *Herodian*. V, 3. Vergl. *Spartian*. Sept. Sev. 3. in f. 13) *Balduin*. Disputatt. de j. civ. (Heidelb. 1561.) p. 3, der unpaginirten vita Papiniani. *Otto* l. c. p. 4 sq. 14) *Heineccii* Antiquit. j. civ. I, 11. §. 19. 15) Bei den Byzantinern verwandelt sich der Name fast regelmäßig in Papian; ebenso aber auch sehr häufig im Occident. Vergl. *Pithoeus* ad Mosaic. et rom. LL. coll. II, 3. *Haenel* ad Theod. Cod. I, 4. const. 4. Nr. 5. 16) *Otto* p. 306—330. 17) *Otto* p. 483—491. 18) L. 12. pr. Dig. de Distract. pignor. XX, 5. Vergl. *Balduin* p. 7—12. *Otto* p. 492—498. über

Sever erlassenen Rescripte [19]) den wesentlichsten Einfluß zu üben.

Später finden wir Papinian als Praefectus Praetorio [20]). Da nun eine Inschrift ihn zusammen mit Mäcius Lätus schon im J. 205 als solchen bezeichnet [21]), so ist anzunehmen, daß er dem ein oder zwei Jahre zuvor hingerichteten unwürdigen Günstling des Kaisers, Plautianus [22]), unmittelbar im Amte gefolgt sei. Aus seiner Amtsführung berichtet uns Dio die Anekdote, daß der Räuberhauptmann Bulla, als er ihm vorgeführt worden, auf die Frage, warum triebst Du Räuberei? geantwortet habe: warum bist Du Präfect? Um das Jahr 208 zog Sever mit seinen beiden Söhnen gegen die empörten Britannier; daß auch Papinian an diesem Zuge Theil genommen, ergibt sich aus Dio's Berichte, welchem zufolge Sever nach dem vereitelten Mordanfalle, den Caracalla auf ihn gemacht, vor versammeltem Heere zu diesem gesagt: Scheuest Du Dich jetzt Hand an mich zu legen, so steht Papinian, der Präfect, neben Dir, dem Du gebieten kannst, daß er mich umbringe; denn sicherlich wird er Alles thun, was ihm von Dir geheißen wird, der Du ja auch Kaiser bist. In dieser Rede aber mit Otto einen besondern Beweis von dem Vertrauen des finstern Sever zu finden, dürfte ebenso bedenklich sein, als die Zeugnisse für die Tapferkeit und das Feldherrn-Talent, die Papinian nach demselben Schriftsteller auf diesen Feldzügen entwickelt haben soll, sich schwer nachweisen lassen möchten.

Daß endlich Papinian auch im Auditorium des Kaisers gesessen, ergibt sich aus einer Stelle, in welcher Paulus die verschiedenen Meinungen berichtet, welche sie Beide dort ausgesprochen [23]).

Bevor Sever noch am 4. Febr. 211 zu York verstorben war, empfahl er nach Spartian's Zeugniß [24]), seine beiden Söhne vorzugsweise dem Papinian. Zosimus [25]) macht ihn zu einem eigentlichen Vormunde der beiden jungen Kaiser; doch waren diese ja schon längst mündig, und Caracalla seit fast zehn Jahren verheirathet [26]).

Daß der Tod Papinian's mit der Ermordung Geta's zusammengehangen, bekunden alle Zeugnisse; über das Wie fand aber schon Spartian [27]) abweichende Nachrichten vor. Nach Dio Cassius [28]) hätte Caracalla ihn gleich zu Anfange seiner Regierung entlassen. Nach Zosimus [29]) hätte er in ihm ein Hinderniß seiner Plane gegen Geta gefürchtet, und ihn deshalb durch die Soldaten ermorden lassen, um demnächst erst dem Geta nach dem Leben zu trachten.

Umgekehrt berichtet Spartian, mehre Tage nach der Ermordung des Geta und nachdem Caracalla bereits im Senate zur Entschuldigung dieses Verbrechens geredet, habe er sich noch auf dem Rückwege vom Capitol nach dem kaiserlichen Palaste scheinbar freundlich auf Papinian und Cilon gestützt. Einige Capitel weiter trägt er als die am mindesten bedenkliche Überlieferung vor, Papinian habe sich bemüht, die Eintracht zwischen beiden Brüdern herzustellen, und nachdem Caracalla bereits vorgegeben, daß Geta ihm nachstelle, die Ermordung des Letztern zu hindern gesucht; daher sei er denn zugleich mit Geta's übrigen Anhängern von den Soldaten nicht nur mit Zustimmung, sondern auf Antrieb des Kaisers ermordet. Dann erst fügt er als von Vielen erzählte Fabeln hinzu, Caracalla habe dem Papinian geheißen, die Tödtung des Geta vor Senat und Volk zu rechtfertigen, von ihm aber zur Antwort erhalten, schwerer sei es den Brudermord zu entschuldigen, als ihn zu begehen. Oder, der Kaiser habe verlangt, daß Papinian ihm eine Rede voll Anschuldigungen gegen Geta verfasse, mit welcher jener sein Verbrechen vor dem Senate habe von sich abwälzen wollen; dieser aber habe geantwortet, den unschuldig Gemordeten zu verklagen, sei ein neuer Brudermord. Zur Widerlegung beider Geschichtchen bemerkt Spartian, weder sei es die Sache des Praefectus Praetorio gewesen, dem Kaiser eine Rede zu verfassen, noch sei zu glauben, daß Caracalla dem Papinian als einem ausgesprochenen Anhänger des Geta einen solchen Auftrag ertheilt haben werde. Sowol den Bericht, als dessen Abfertigung hat auch Aurelius Victor, nur mit der Variante, daß die Erzähler jener Anekdote den Papinian als magister scrinii bezeichneten. Dio Cassius [30]) dagegen, der Zeitgenosse der Begebenheit, weiß nichts von solcher Anfoderung und Antwort, und auch Herodian [31]) referirt zwar die Rede Caracalla's, nicht aber den wirklichen oder begehrten Antheil Papinian's daran. Dagegen sagt Spartian selbst beiläufig an einer andern Stelle [32]), Caracalla habe den Papinian um deswillen getödtet, weil dieser den Brudermord nicht habe entschuldigen wollen. — Als eine dritte Fabel berichtet der gleiche Schriftsteller noch, daß Papinian, als er von den Soldaten, die ihn zu morden im Begriffe standen, in den Palast geschleppt worden sei, prophetisch ausgerufen habe: Wer an seiner Stelle Präfectus Prätorio werde, müsse ein Thor sein, wenn er das ihm durch Mord eröffnete Amt nicht durch Mord wieder räche, — wie denn in der That nach wenig Jahren Macrinus, der Nachfolger im Amte, den Caracalla getödtet habe [33]). — So unbeglaubigt und so unglaubwürdig diese drei Geschichtchen sind, so sehr ist es in der menschlichen Natur begründet, daß die Spätern sie mit Wohlgefallen erfaßt haben; nur soll man nicht mit gelehrten Gründen belegen, wie Otto es gethan [34]), daß ein Praefectus Praetorio,

das ganze Amt s. *Guther*, De Off. dom. aug. III, 5. p. 447—453.

19) *Wieling*. Jurisprud. restit. I, 369—374. II, 112—117. Victor sagt von Sever: Legum conditor longe aequabilium. Cf. *Otto* p. 279. 20) L. 40. Dig. De Rebus credit. XII. 1. Justiniani Constit. Ad antecessores (Omnem reipubl.) §. 4. in f. *Dio Cass*. LXXVI, 11, 14. LXXVII, 1. *Spartian*. in Severo 21, in Carac. 8. *Aurel*. *Vict*. De Caesarib. 20. *Zosimus* hist. I, 9. Über das Amt vergl. *Guther*. l. c. II, 1—5. p. 249—280. 21) *Muratori* Inscr. p. 351. *Otto* p. 500. 22) *Herodian*. III, 12, 13. *Gibbon*, Hist. of the fall. I. c. 5. p. 172. 23) L. 97. Dig. De Acquir. vel omitt. hered. XXIX, 2. Vergl. auch die aus derselben Schrift entlehnte L. 50. D. De jure fisci. XLIX, 14. 24) In Carac. 8. 25) Hist. I, 9. 26) *Herodian*. III, 10. *Otto* p. 531. 532. 27) Offenbar muß es in Carac. 8. Varietatem statt veritatem opinionum heißen. 28) LXXVII, 1. 29) l. c.

30) Hist. LXXVII, 1, 4. 31) Hist. IV, 5. 32) In Severo 21. 33) *Otto* p. 616 sq. 34) p. 615. 16.

wenn er (was hier nun aber eben nicht der Fall war) des Kaisers genauer Freund gewesen, eine von diesem zu haltende Rede wol habe verfassen können. Glücklicher hat Gravina das Rechte getroffen, wenn er statt alles Aufwandes an Erudition ein mit diesen Erzählungen geschmücktes Trauerspiel gedichtet [35]).

Endlich erzählt Dio Cassius [36]), vermuthlich mit gegründeterem Anspruch auf Glauben, daß Caracalla den Mörder des Papinian darüber gescholten, daß er denselben mit dem Beile, nicht aber, wie es sich für einen Praefectus Praetorio geziemt haben würde, mit dem Schwerte hingerichtet habe.

Das Bildniß des Papinian, wie das seiner Frau und deren Namen, welches Alles aus einem geschnittenen Steine zu entnehmen sein soll, beruht gleich so vielen andern Lügen lediglich auf der unerschöpflichen Phantasie des Fulvius Ursinus. Doch hat Otto, so entschieden er auch die Betrügerei anerkennt, sich dennoch nicht abhalten lassen, beide Portraits in saubern Kupferstichen seiner Biographie beizufügen [37]).

Die Anerkennung, welche Papinian als Rechtsgelehrtem zu Theil geworden, ist ohne Beispiel in der römischen Jurisprudenz; der Epitheta ornantia, welche aufzuzählen, Andere sich die Mühe genommen [38]), sind unzählige, und in der That scheint es, als ob die unübertroffene Rechtseinsicht römischer Juristen niemals in einem Individuum so zum Bewußtsein gekommen sei, wie in Papinian. Gewiß ist das höchste Lob, das in dieser Beziehung ihm ertheilt werden kann, daß unter Cujacius nachgelassenen Werken ein ganzer (Folio-) Band sich mit der Erläuterung der nicht sehr zahlreichen Papinianischen Fragmente beschäftigt, die in Justinian's Pandekten übergegangen sind [39]). Wird dabei von Papinian gesagt, daß er zwischen den zwei sich gegenüberstehenden Schulen der römischen Juristen eine Mittelstraße gehalten [40]), so ist darunter keineswegs ein oberflächlicher Eklekticismus zu verstehen, sondern abgesehen davon, daß der Gegensatz der Schulen im Zeitalter der Severe sich bereits überlebt hatte, konnte Papinian nur über jenem Gegensatze stehen, und mußte durch seine praktische Einsicht ebenso sehr vor der starren Consequenz der Proculejaner, als durch die Höhe seines wissenschaftlichen Standpunktes vor der Empirik und willkürlichen Billigkeit der Sabinianer bewahrt bleiben [41]). So dürfen wir sagen, daß jene auf genaueste Kenntniß der Erscheinungen des Lebens gestützte Meisterschaft der römischen Rechtsgelehrten in Behandlung des juristischen Gedankens, die bei Ulpian zu Zeiten durch eine, auch das sich von selbst Verstehende nicht verschmähende, citatensüchtige Breite, und bei Paulus und African durch unvollkommene, Dunkelheiten hervorrufende, Fähigkeit das Sprachmaterial zu beherrschen verdunkelt wird, bei Papinian in voller ungetrübter Reinheit hervortritt. Selbst für Savigny hat man in neuester Zeit kein schöneres Lob zu finden gewußt, als daß man ihn mit Papinian verglichen.

Von der ehrenwerthen Gesinnung, die Papinian im Leben nachgerühmt wird, finden allerdings auch in seinen Schriften sich mehrfache Spuren [42]), Spuren, die zum Theil durch seine Stellung [43]) und durch den Charakter der Fürsten, die über ihn zu gebieten hatten, noch höheren Werth erhalten [44]). Auch die Reinheit und Verständlichkeit seiner Sprache, die nicht selten alterthümlich und in manchen Wendungen von besonderer Eleganz ist, wird mit Recht gerühmt [45]), doch fehlt es auch bei ihm nicht an Solöcismen, welche die späte Zeit und vielleicht die fremde Heimath entschuldigen muß [46]). Wegen anderer Eigenschaften, wie wegen seiner Geschichtskenntniß [47]), oder seiner Einsicht in die Philosophie [48]) bleibt er gewiß besser ungelobt.

35) Vergl. dessen libri III. Origin. j. civ. ed. *Mascov*. (Lips. 1737. p. 77. Not. *). Die dort angeführten beiden Ausgaben der fünf Tragödien sind die einzigen geblieben. In die Opere scelte des Verfassers Milano. Classici 1819 sind jene Trauerspiele nicht mit aufgenommen. Ob sie dagegen in den Opere Nap. 1756—1758. 4 Voll. 4. Aufnahme gefunden, weiß ich nicht anzugeben. Vergl. *Gamba*, Serie dei testi. (Ven. 1828.) Nr. 1966. Die lateinische Übersetzung, die Gravina selbst angefertigt, und seinem Pflegesohne, dem allbekannten Metastasio, anvertraut hatte, ist nie gedruckt. 36) LXXVII, 4. Die gleiche Geschichte erzählt Spartian (in Carac. 4). Die Gründe des Unterschiedes siehe bei Otto (641 sq.). 37) Vergl. *Otto* p. 45. 38) *Otto* p. 237—243. Vergl. Zimmern, Gesch. d. röm. Priv. R. I. S. 363. Not. 12. Auffallend könnte es erscheinen, daß Modestin (in L. 13. §. 2. Dig. de Excusationibus. XXVII, 1) ihn den dort genannten *κορυφαῖοι τῶν νομικῶν* nicht beizählt, wenn feststände, daß Papinian sich über die in jener Stelle behandelte Frage in gleichem Sinne ausgesprochen habe. 39) Auch Ant. Faber nannte eine seiner besten Schriften: Jurisprudentia Papinianea. Otto widmet 70 Seiten seiner Schrift (p. 235—[illegible]) der Aufzählung der Verdienste, die Papinian als Jurist [illegible]. Vergl. auch p. 345—351. 40) *Otto* p. 352—358.

41) Dirksen, Beiträge zur Kunde d. röm. Rechts. S. 41—49. 145. 42) z. B. L. 15. Dig. De conditionibus institutt. XXVII, 7. Vergl. *Otto* p. 205, und überhaupt über den Charakter Papinian's, insoweit er sich in seinen Schriften ausspricht, *Otto* p. 596—597. Die Bescheidenheit, mit welcher er seine Meinung nicht ohne einen Überrest von Bedenken auszusprechen pflegt, hat er mit der Mehrzahl der römischen Juristen gemein, doch tritt sie an ihm wol vorzugsweise hervor. *Otto* p. 557—562. *Duker*. Opusc. de latinit. JCtor. vet. (Lips. 1773.) p. 299. Not. 5. Auch der Mangel an Scheu, seine Meinung zu ändern, ist ihm unter den alten Juristen nicht allein eigen. *Otto* p. 563—567. Vergl. Zimmern a. a. O. Anm. 14. 43) z. B. wenn er, obgleich er Advocatus fisci war, oder gewesen war, gegen das Interesse des Fiscus entscheidet. L. 18. §. 10. De Jure fisci. XLIX, 14. 44) Nur soll man hierfür nicht Beispiele anführen, wie die Erwähnung des Eheverbotes zwischen Stiefmutter und Stiefsohn (in L. 15. Dig. de Ritu nuptiar. XXIII, 2), gegen welches Caracalla im Verhältniß zur Julia gehandelt haben soll; denn theils fällt dieser angebliche Incest lange nach Papinian's Tod, theils scheint er schlecht beglaubigt, da die Schriftsteller über die Historia Augusta bei dieser Gelegenheit sämmtlich die Julia Domna zu Caracalla's Stiefmutter machen. Wie wenig übrigens geschriebene Grundsätze mit den Handlungen übereinzustimmen brauchen, ergibt am Besten Caracalla's eignes Beispiel, der wenig Tage nach der schmählichen Anklage gegen den ermordeten Geta rescribirte, wer anschuldigen wolle, müsse für seine Anklage Beweismittel haben. L. 4. Cod. De Edendo. II, 1. 45) *Otto* p. 46—122. 46) z. B. Immemoria in L. 44. Dig. de Acquir. vel omitt. poss. XLI, 1. Sceleritas in L. 3. pr. Dig. De Bonis eorum, qui ante sentent. XLVIII, 21. 47) *Otto* p. 123—180. Wenigstens ist die Verwechselung der Namen Julia und Fulvia bei Erwähnung der Catilinarischen Verschwörung (in L. 8. Dig. Ad Leg. Jul. Majest. XLVIII, 4) ein schlechtes Zeugniß. 48) *Otto* p. 181—235.

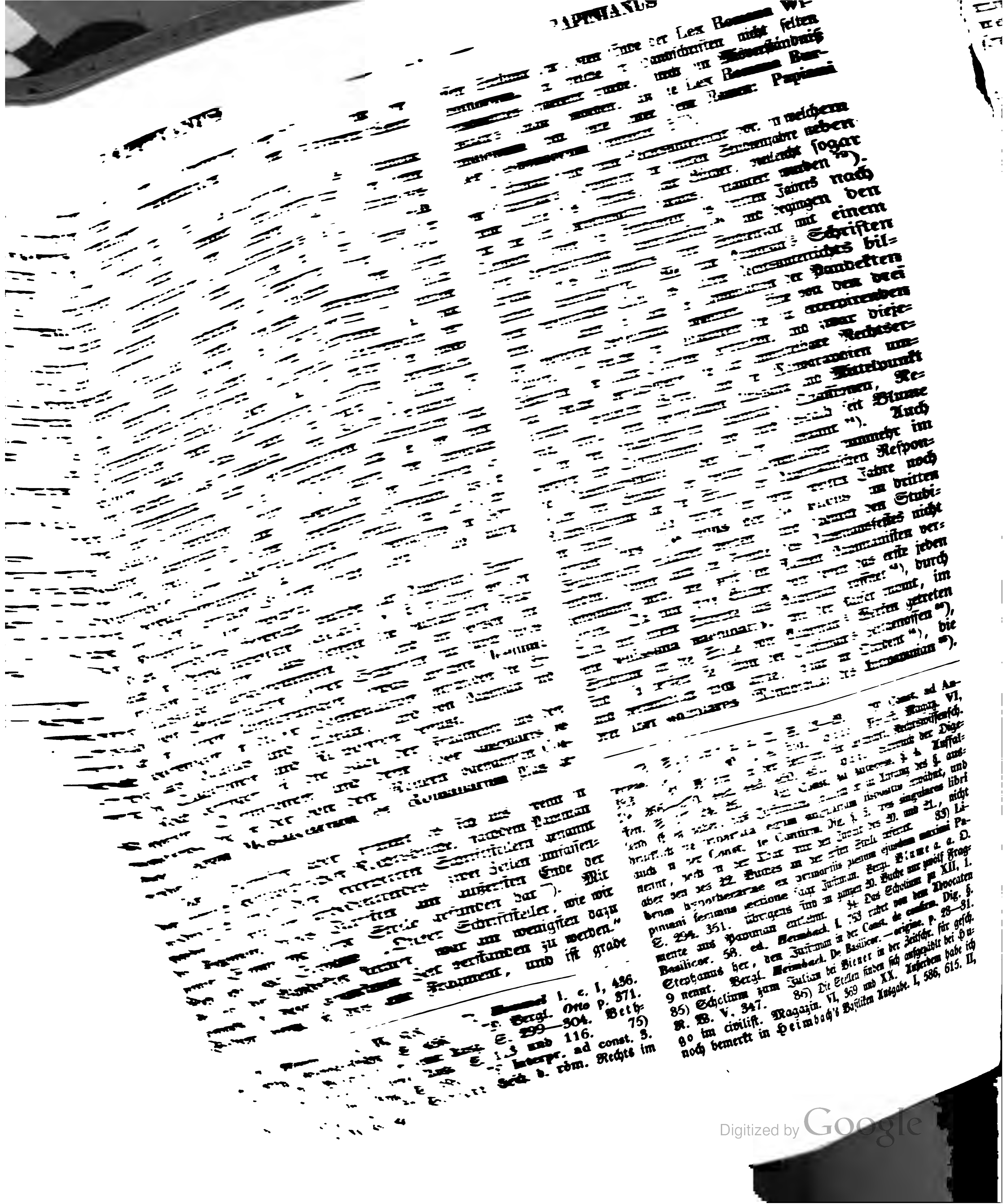
Über Papinian's Schüler fehlt es uns so gut als an allen Nachrichten. Zwar enthalten die gewöhnlichen Ausgaben des Lampridius [49]) ein langes Verzeichniß von Juristen, die in dem Consilium des Alexander Sever gesessen, mit der sich auf die 18 Ersten beziehenden Bemerkung: „Hi omnes juris professores discipuli fuere splendidissimi Papiniani;" schon lange aber ist nachgewiesen, daß ein großer Theil unter den Genannten zu jung oder zu alt ist, um unter Papinian's Schüler gezählt werden zu können. Daher haben denn Mehre die der Zeit nach Ungehörigen ausgeschieden, dem Rest der Nachricht aber vollen Glauben beigemessen [50]). In der That aber fehlt es der ganzen Stelle von den Worten „Pomponius legum peritissimus bis Marius Maximus" an aller handschriftlichen Beglaubigung, und ist dies Glossem offenbar nur aus dem Bestreben entstanden, die früher erwähnten zwanzig juristischen Rathgeber des Kaisers einzeln namhaft zu machen [51]). Dagegen lehrt uns derselbe Schriftsteller [52]), daß Papinian (als Praef. Praet.) Paulus und Ulpian zu Assessoren gehabt. Daß er mit Paulus, mit Tryphonin und Messius im Auditorium des Kaisers gesessen, ist schon oben auf das Zeugniß des Erstern erwähnt [53]). So scheint es denn sehr zweifelhaft, ob er jemals eigentlichen Rechtsunterricht ertheilt hat.

Die Schriften Papinian's kennen wir vorzugsweise durch die in Justinian's Sammlung übergegangenen Excerpte, welche jedoch nur etwa $\frac{1}{18}$ der Pandekten ausmachen. Die 37 Bücher Quästionen, und die 19 Bücher Responsen [54]) bildeten bis auf Justinian's Zeit den Mittelpunkt des sich unmittelbar an die Erläuterung praktischer Fälle anknüpfenden Theiles der Rechtswissenschaft, und daher auch des zur Praxis vorbereitenden Rechtsunterrichtes (im dritten Studienjahre). Wenn Papinian in den Quästionen nur Commodus als verstorben bezeichnet [55]), in den Responsen aber Sever und Caracalla als neben einander regierend nennt [56]), so scheint sich daraus zu ergeben, daß jene schon zwischen den Jahren 193 und 98, diese aber zwischen dem letztern Jahre und 211 abgefaßt seien. Nächst diesen beiden Hauptwerken zählt der florentiner Index zwei Bücher Definitionen, d. h. allgemeine Rechtsregeln [57]), auf. Sodann nennt er, von einander getrennt, zwei Bücher und ein Buch De Adulteriis. In den Inscriptionen der drei daraus entlehnten Pandektenfragmente heißt das letztere: Liber singularis de Adulteriis [58]). Das Verhältniß beider Schriften zu einander ist nicht genügend aufgeklärt; doch hat auch Paulus neben drei Büchern De Adulteriis einen liber singularis über denselben Gegenstand geschrieben [59]). Jedenfalls betrafen beide die Lex Julia de Adulteriis coercendis, und wenn Cujaz [60]) und Otto [61]) vermuthen, daß die größere Schrift den ganzen Inhalt jener Lex, der liber singularis aber nur den darin angeordneten Criminalproceß, das judicium publicum, betroffen habe, so steht ihnen einigermaßen zur Seite, daß auch andere Leges Juliae in Privatorum und Publicorum zerfielen [62]). Endlich führt derselbe florentiner Index noch eine Schrift unter dem Titel: Ἀστυνομικὸς auf, und die Inscription des einzigen daraus entlehnten Pandektenfragments [63]) heißt: Ἐκ τοῦ ἀστυνομικοῦ μονοβίβλου τοῦ Παπ. Der richtigern Meinung nach scheint diese Schrift von dem Geschäftskreise der in den Municipien den Platz der Ädilen vertretenden Behörden gehandelt zu haben, und eben weil sie vorzugsweise für die Provinzen bestimmt war, griechisch geschrieben gewesen zu sein [64]).

Zu Papinian's [65]) Werken schrieben Ulpian, Paulus und Marcian Noten. Ein Gesetz Constantin's des Gr. v. J. 321 [66]) erklärt die der beiden ersteren Juristen (qui dum ingenii laudem sectantur, non tam corrigere eum, quam depravare maluerant) für verwerflich, und das gleiche Verdammungsurtheil wiederholt das sogenannte Citirgesetz Valentinian III. [67]). Justinian erwähnt auch die Noten des Marcian als verworfen [68]), bestimmt aber zugleich, daß die Redactoren der neuen Sammlung auch auf die Anmerkungen dieser drei Juristen, wo es angemessen scheinen werde, Rücksicht nehmen sollen. In den Pandekten finden sich nur die Noten des Paulus zu den Quästionen und Responsen unmittelbar mit diesen Werken excerpirt [69]). Von Ulpian kommen nur dürftige Ex-

49) In Alex. Sev. 68. 50) *Otto* p. 332—345. *Haubold*, Opuscula. I, 255—259. 51) *Lamprid.* l. c. 16. Vergl. *Guther.* de Off. dom. Aug. I, 18. p. 46. 52) l. c. 46. Vergl. L. 40. Dig. De Rebus cred. XII, 1. 53) s. Anm. 18. 54) Daß überall nicht mehr Bücher waren, bezeugt die Const. Ad Antecessores. §. 4. Vergl. indeß Vatic. Fragm. §. 327. *Buchholtz* in ed. p. 304. Über das Verhältniß beider Werke zu einander vergl. *Cujac.* Obss. XII, 10 und Opp. Ed. Veneto Mutin. IV, 767. *Otto* p. 362. Beide Schriften scheinen die Ordnung des Edictes befolgt zu haben. *Otto* p. 410. 55) L. 26. Dig. De Probationib. XXII, 3. Severus als allein regierend wird erwähnt: L. 6. §. 1. Dig. De Usuris. XXII, 1 sq. L. 67. §. 9. Dig. De Legat. II. XXXI. 56) L. 30. Dig. De Excusationib. XXVII. 1. L. 16. §. 1. Dig. De His quae ut indignis XXXIV, 9. L. 42. Dig. De Accusationib. XLVIII, 2. Vergl. L. 41. §. 5. De Legat. I. XXX. Ebenfalls in den Responsen kommt indessen Sever auch im Singular vor. L. 8. Dig. De Vacatione munerum. L. 5. L. 78. §. 1. Dig. De Legatis. II. XXXI. Umgekehrt heißt Sever (in L. 18. pr. Dig. De His quae ut indign. XXXIV, 9) bereits Divus, und es erscheint wenigstens als zweifelhaft, ob der in L. 17. Dig. De Quaestionib. XLVIII, 18 erwähnte Maximus princeps nicht Caracalla sei. *Schulting* et *Smallenburg*, Notae ad Digesta. VII, 422. Vielleicht rührten die Responsen aus verschiedenen Zeiten her und wurden erst in Papinian's letztem Lebensjahre gesammelt.

57) *Jac. Gothofred.* ad L. 202. Dig. De Regulis jur. L. 17. *Otto* p. 383—388. *Sanio* de Antiquis regulis juris. p. 23. Not. 63. 63[a]. 58) L. 14. Dig. De Testibus. XXII. 5. L. 11. Dig. Ad L. Jul. De Adult. XLVIII, 5. L. 11. Dig. Ad SC. Turpillian. XLVIII, 16. 59) L. 16. D. Ad SC. Turpill. 60) Opp. ed. Ven. Mutin. IV, 1357. 61) p. 388 sq. 62) Vatic. Fragm. §. 197. *Buchholtz*. ib. p. 158. 63) L. 1. Dig. De via publ. et si quid. XLIII, 10. 64) *Otto* p. 398—408. Idem: De Tutela viarum. p. 344—347. Idem: De Aedilibus coloniarum. p. 326—331. Vergl. *Conradi*, Parerga. p. 402 und Vorrede p. XLIX—LIV. Zimmern, Rechtsgeschichte. I, 364. Anm. 21. 65) Notae in Papiniani corpus factae heißt es im Citirgesetz. 66) Theod. Cod. IV, 1. const. 1. 67) Theod. Cod. ibid. const. 3. 68) Const. de Concept. Digest. §. 6. Vergl. Zimmern, Rechtsgeschichte. I, 214. 69) *Hommel*, Palingenesia libr. j. vet. II, 298. 299.



Indessen anzunehmen, wie wol geschehen ist [87]), daß wegen dieser besondern ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung Papinian's Schriften in den Pandekten vorzugsweise vollständig oder frei von Interpolationen excerpirt seien, dazu ist ein ausreichender Grund nicht vorhanden [88]).

(*Karl Witte.*)

PAPINIUS. Sextus Papinius war im J. 789 d. St., 36 n. Chr., Consul mit Q. Plautius; offenbar ist er nicht verschieden von dem Papinius, dem ein Ehrendenkmal mit folgender Inschrift in Padua gesetzt war (*Gruter.* p. 447 sq.): SEX. PAPINIO. Q. F. | ALLENIO | TR. MIL. Q. LEG | TI. CAESARIS AVG | TR. PL. PR. LEG | TI. CAESARIS AVG | PRO. PR. COS. XV. VIR | SACR. FAC | D. D., aus welcher Inschrift sich seine Ämter ergeben und die Reihefolge, in der er sie bekleidet; seines Consulats gedenkt Tacitus (Annal. VI. c. 40). Zu derselben Consularfamilie gehörte Sextus Papinius, welcher das Jahr darauf (n. Chr. 37) sich selbst einen schrecklichen Tod gab, indem er sich von einem Felsen stürzte. Als Ursache dieses Selbstmordes wurde die unzüchtige Liebe seiner Mutter genannt, die er zuerst verschmäht, dann durch erhaltene Bewilligung zu seiner Ausgelassenheit und Verschwendung erhört hatte, eine Schande, der er nur durch ein solches Ende entgehen zu können geglaubt habe. Die Mutter wurde deshalb im Senate angeklagt und trotz ihrer beweglichen Bitten zu einer zehnjährigen Verbannung aus Rom verurtheilt, bis ihr überlebender Sohn alt genug wäre, um den Nachstellungen einer solchen Mutter zu entgehen. *Tac.* A. VI, 48. (*H.*)

Papinius Statius, s. Statius.

PAPINUS, ein Berg im alten Gallien, in der Gegend der macrischen Felder (Macri campi), in der Nähe des Berges Sicimina, wo der römische Consul Licinius im Jahre der Stadt 584 (v. Chr. 168) mit seinem Heere Standquartier (Stativa) hielt. *Liv.* XLV, 12. Cluver (Italia antiqua. I, 38. p. 280) begreift unter den macrischen Feldern den ganzen Landstrich zwischen Parma und Mutina, und vermuthet zugleich, daß der Name Macri campi auch eine hier gelegene Stadt oder einen bewohnten Ort bezeichnet habe. Die Berge Sicimina und Papinus setzt er an den Fuß der nächstliegenden Alpen in diesem Gebiete. Cf. *Drakenborch* ad *Liv.* l. c. T. V. p. 830. (*Krause.*)

PAPIRA (*Cellarius* Papyra), eine wenig bekannte Stadt in Galatien, welche Ptolemäus (V, 4) zwischen die Städte Vindia (*Οὐινδία*) und die im persischen Zeitalter blühende Ankyra (*Ἄγκυρα*, *Eckh.* I, 3, 177) setzt. Ortelius bezog hierauf das Papirii castrum (*τὸ Παπιρίου λεγόμενον φρούριον*), welches Evagrius (Hist. eccl. III, 27) erwähnt. Allein das Topographische bleibt sehr problematisch. Die Entfernung der St. Papira von Ankyra wird auf 27 Mill. angegeben. Mannert (Th. VI, 3. S. 59) nimmt an, daß es das heutige Städtchen Tjasse sei (Cf. *Cellar.* Orb. ant. III, 4, 181. vol. I).

(*Krause.*)

Papiria *Thunb.*, s. Gethyllis.

PAPIRIA GENS. Der Name dieses römischen Geschlechts lautete in den ältesten Zeiten Papisii, wie denn überhaupt bei vielen Wörtern s statt des nachherigen r gebräuchlich war. Der Formen Fusius, Valesius gedenkt der Jurist Pomponius (Dig. I, 2, 2. §. 36), die Auselii fügt Festus (p. 20. cl. 198) hinzu und auch die Veturii scheinen früher Vetusii geheißen zu haben; für andere Wörter gibt zahlreiche Belege Conr. Schneider in der Elementarlehre (p. 342). Für das hier zu behandelnde Geschlecht genüge des Cicero ausdrückliches Zeugniß (ad Famil. IX, 21, 2): sed tum Papisii dicebamini, dem er noch hinzufügt, daß L. Papirius Crassus, welcher im J. 418 d. St. (336 v. Chr.) Consul war, zuerst aufgehört habe, diese Form des Namens zu führen; worin zugleich ein neuer Beweis gegen die ungegründete Nachricht, daß Appius Claudius Cäcus der Erfinder des Buchstaben r sei, sich findet. Die Form Papyrii, deren man sich vor 300 Jahren und später ziemlich allgemein bediente, verdankt ihre Entstehung blos einer Corruptel unwissender Abschreiber, und ist auch seit den Bemerkungen von Sigonius (ad *Liv.* II, 49, 9), Manutius u. A. längst verschwunden. — Es gibt wenig römische Geschlechter, über deren einzelne Familien wir so bestimmte Nachrichten hätten, wie über dieses in einem Briefe des Cicero an L. Papirius Pätus (ad Famil. IX, 21). Dieser, unbekannt mit der Geschichte der alten Geschlechter, hatte blos Plebejer in seiner Familie annehmen zu dürfen geglaubt. Da berichtigt Cicero seinen Irrthum mit den Worten: fuerunt enim patricii minorum gentium, quorum princeps L. Papirius Mugillanus, und zählt unter den Patriciern die Familie der Crassi, Cursores, Masones und Mugillani auf; als plebejischen Ursprungs nennt er die Carbones, Turdi, Päti. Die Kunde jener Patricierfamilien konnte auch um so mehr verschwunden sein, da die durch höhere Staatswürden ausgezeichneten Mitglieder derselben meistentheils in das 4. und 5. Jahrh. der Stadt fallen, die plebejischen Carbonen dagegen erst im 7. Jahrh. zu einiger politischen Geltung gelangten. Wenn nun Cicero L. Papirius Mugillanus als das älteste bekannte Haupt dieses Geschlechts aufführt, so dürften sich dagegen manche Bedenken erheben lassen [1]), da wenigstens an dem höhern Alter einer Sammlung der Gesetze der Könige, die ein Papisius verfaßte, nicht zu zweifeln scheint (ius Papirianum, leges Papiriae, s. d. Art.), und auch in den ersten Zeiten des Consulats ein Manius Papirius als rex sacrificu-

134, 135, 141 (hier allein viermal). In dem Aufsatz über die Partes der Pandekten (Hugo a. a. O. S. 371. 372. 381. Witte, in der Zeitschr. für gesch. R. W. VIII. 167) heißt es ausdrücklich: *ἀντιπαπιανοῦ βιβ. γ'*. Übrigens schreiben die Griechen bald Antipapian und bald Antipapinian. In Heimbach's Basiliken. II, 54 citirt ausnahmsweise Stephanus das 22. Buch nicht als drittes des Antipapinian, sondern als liber singularis de usuris.

87) *Otto* p. 669 sq. 88) Über ein dem Papinian mit Unrecht zugeschriebenes Fragment vergl. *Haubold*, Opuscula. II, 930. Echt dagegen scheint der Satz zu sein, auf den eine von Harmenopul (Prochiron. II, 4. §. 51) aufbewahrte Forma Praefecti Praetorio sich beruft.

1) *Perizon.* animadvers. histor. p. 92. ed. Harl.

lus (bei *Dionys. Halic.* A. R. V, 1) und ein Cajus Papirius als Pontifex bei demselben (III, c. 9) erwähnt werden.

I. Folgen wir in der Behandlung der einzelnen Familien, wie es die Anlage dieses Werks verlangt, der alphabetischen Ordnung, so müssen wir die plebejische Familie der Carbones zuerst betrachten. In der Bestimmung der verwandtschaftlichen Beziehungen, in welchen die hie und da erwähnten Familienglieder zu einander stehen, enthalten die Angaben bei Glandorp (Onomastic. p. 660 sqq. et p. 961), Ernesti (Clav. Cic.), Ruperti (tabulae genealog. p. 161) und in dem diesen abschreibenden Reallexikon von Funke (4. Thl. S. 76) mehre Irrthümer, zu deren Berichtigung die gründlicheren Untersuchungen eines Perizonius (Animadvers. historic. p. 94 sqq.) und Ellendt (hist. eloquent. rom. p. XXXV sq.) wesenlich beigetragen haben. Es ergibt sich für die bedeutenderen Glieder der Familie folgende Geschlechtstafel:

1) C. Papirius Carbo.

2) C. Pap. Carbo. 3) Cnejus Pap. Carbo. 4) Marc. Pap. Carbo.

5) Cajus Pap. Carbo Arvina. 6) Cnejus Pap. Carbo. 7) Cajus Pap. Carbo. 8) Ein dritter Bruder.

zu deren Begründung theils die Worte Cicero's: Nam praeter hunc Carbonem (nr. 5), quem Damasippus occidit, civis e republica Carbonum nemo fuit. Cognovimus Cn. Carbonem (nr. 6) et eius fratrem scurram (nr. 8) — tres illi fratres fuerunt C. Cn. M. Carbones (2. 3. 4). Marcus P. Flacco accusante condemnatus, fur magnus, ex Sicilia: Cajus accusante L. Crasso cantharidas sumpsisse dicitur: is et tribunus pl. seditiosus et P. Africano vim attulisse existimatus est. Hoc vero, qui Lilybaei a Pompeio nostro est interfectus, improbior nemo meo iudicio fuit. Jam pater eius accusatus a M. Antonio sutorio atramento absolutus putatur, theils die Angaben über die Abkunft, welche in den Consularfasten sich vorfinden, hinreichen werden.

Der erste, welcher aus dieser Familie eine der höhern Staatswürden erlangt hat, ist Cajus Papirius Carbo, welcher im J. d. St. 584 Prätor wurde und als solcher mit der Verwaltung der Provinz Sardinien beauftragt war (*Liv.* XLIV, 17, 5). Derselbe Schriftsteller erzählt weiter (XLV, 12, 13), daß, nachdem die übrigen Prätoren zur Verwaltung der ihnen übertragenen Posten in die Provinzen sich begeben hatten, dem Cajus Carbo vom Senate aufgetragen sei, Recht zwischen Bürgern und Fremden zu sprechen. Lucius Anicius nämlich, den eigentlich das Loos als praetor peregrinus getroffen hatte, war nach Illyricum geschickt worden (*Liv.* XLIV, 21) und mochte in seiner Abwesenheit seine Jurisdiction dem Stadtprätor Cnejus Bäbius mit übertragen haben. Da nun dieser entweder inzwischen verstorben oder durch sonst einen Zufall an der Verwaltung seines Amtes verhindert war, so wird der Senat unsern Carbo, der ohnehin in Sardinien durch des P. Fontejus Capito fortdauernde Anwesenheit hinlänglich vertreten war, interimistisch mit beiden Ämtern beauftragt haben. Nur so ist eine Erklärung dieses dem Herkommen widerstreitenden Verfahrens möglich [2]).

1. Der sonst unbekannte Sohn des vorhergehenden Cajus Papirius Carbo hatte drei Söhne, von denen der eine ebenfalls Cajus, der zweite Cnejus und der dritte Marcus hieß. Unter ihnen hat sich 2. Cajus Papirius Carbo theils durch seine Theilnahme an den von den Gracchen hervorgerufenen Unruhen, theils durch seine Leistungen in der Beredsamkeit großen Ruhm erworben. Nachdem er durch Verwaltung der Quästur im J. 618 sich den Weg zu den übrigen Ehrenstellen eröffnet hatte, ward er 623 (131 v. Chr.) Volkstribun, in welcher Stellung er die Sache der Volkspartei als eifriger Anhänger der Gracchen (*Cic.* Lael. 11, 39) durch Gesetzesvorschläge und öffentliche Reden zu fördern eifrig bemüht war. Um zunächst bei den Abstimmungen äußern Einfluß zu hintertreiben und die Freiheit und Unabhängigkeit der Stimmen zu sichern, schlug er eine lex tabellaria de iubendis legibus ac vetandis vor, durch welche dasselbe Verfahren, welches bei der Wahl der Beamten durch eine lex Gabinia, bei den zur Entscheidung der Volksversammlung kommenden Rechtshändeln durch eine lex Cassia festgesetzt war, auch auf die Billigung oder Verwerfung der Gesetzesvorschläge ausgedehnt werden sollte. Cicero, der in einer bekannten und für diese Sache classischen Stelle (de Legibus III, 16, 35 sq.) den Gegenstand am genausten behandelt hat, mußte nach seinen politischen Grundsätzen ein solches Bestreben auf das Stärkste misbilligen und sonach finden die heftigen Schmähreden, in denen [3]) er Carbo einen aufrührischen und ruchlosen Bürger (seditiosi atque improbi civis) nennt, ihre Rechtfertigung [4]). Weniger Glück hatte er mit einem zweiten Vorschlage, der ebenfalls die Erweiterung der Gewalt des Volks bezweckte, mit der lex de tribunis plebis reficiendis, nach welcher es dem Volke freistehen sollte denselben Tribunen in auf einander folgenden Jahren wieder erwählen zu können. Obgleich Cajus Gracchus in einer besondern Rede, deren spärliche Fragmente Meyer (Orator. fragm. p. 116) zusammengestellt hat, zur Vertheidigung und Empfehlung des Vorschlags auftrat (*Liv.* epitom. l. LIX), so sprachen doch Lälius und Publ. Scipio Africanus mit so eindringlicher Kraft dagegen, daß selbst das Volk, dessen Interessen der Tribun diente, das aber nicht eben großes Vertrauen in ihn setzen mochte (*Plutarch.* praecept. polit. p. 144 ed. *Hutten.*), zur Verwerfung des Antrags veranlaßt wurde (*Cic.* Lael. 25, 96). In einer Rede des Scipio war es, wo dieser, durch Carbo's wiederholte Auffoderungen getrieben, mit seltener Geistesgröße frei und offen seine Meinung dahin aussprach, Tiberius Gracchus scheine ihm mit Recht ermordet zu sein; eine Kühnheit, die, je unerwarteter sie kam, desto tiefern Eindruck auf die Hörer machte (*Vell.*

2) s. *Duker* ad *Liv.* XLV, 12. 13. 3) *Cic.* de Legg. III, 16. 35. pro Milone. 3, 8. 4) Vergl. *Orelli* Onomastic. Tullian. T. III. p. 277. 280. *Pighii* Annales T. III. p. 15.



Paterc. II, 41. *Cic.* pro Milon. 7. *Valer. Maxim.* VI, 2, 3. *Meyer.* oratt. fragm. p. 105 sq.). Aber diese Unternehmungen scheinen ihm auch in dem folgenden Jahre, als er sein Amt niedergelegt hatte, eine Verfolgung von Seiten des Consuls Cajus Claudius zugezogen zu haben; denn kaum lassen die Worte Cicero's (de Legib. III, 19, 42): C. Claudio consule de C. (früher stand Cn. in dem Texte) Carbonis seditione referente eine andere historische Beziehung zu, deren Wahrscheinlichkeit durch die in jene Jahre fallenden Consulate des Claudius und des gleichfalls erwähnten P. Crassus Mucianus noch erhöht wird. Eine andere Folge jener tribunicischen Händel scheint der Verdacht zu sein, daß er an der 625 geschehenen Ermordung des P. Scipio Africanus einen Antheil gehabt habe; Crassus in der nachher zu erwähnenden Anklage hatte offen gesagt: quod P. Africani necis socius fuisti (*Cic.* de Orat. II, 40, 170) und auch Pompejus diese Anklage wiederholt (*Cic.* epist. ad Quint. fratr. II, 3, 3). Im J. 629 gelangte Carbo zur Prätur und fünf Jahre nachher, ein Jahr nach der Ermordung des Cajus Gracchus, a. u. c. 634 mit Publius Manilius zum Consulate. Die Besorgnisse, welche die Optimaten von ihm in dem neuen Amte haben mochten, da besonders so gewaltsame Thaten vorhergegangen waren, erwiesen sich bald als nichtig; weit entfernt nun mit größerem Nachdrucke die Sache des Volks zu führen, trat er vielmehr zu den Optimaten über und leistete ihnen in der Vertheidigung des Lucius Opimius, der wegen jenes Mordes von dem Volkstribunen Publ. Decius belangt war, so einflußreichen Beistand, daß der Angeklagte sogar freigesprochen wurde. Die wenigen Fragmente von der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede [5]) zeigen eine völlige Meinungsänderung; er, der als Tribun so oft in den Volksversammlungen des Tiber. Gracchus Ermordung beklagt hatte, nannte dieselbe That beim Cajus Gracchus eine rechtliche (*Cic.* de Orat. II, 25), die das Wohl des Staats gefodert habe (ibid. II, 39) und rühmte wegen derselben den Mörder (ibid. II, 40). Aber dieser Abfall bereitete dem Carbo sein Verderben. Denn kaum hatte er sein Amt niedergelegt, da trat der damals 21 Jahre [6]) alte L. Licinius Crassus mit einer Anklage auf, und wußte durch die Kraft seiner Rede dahin zu wirken, daß sich Carbo der wahrscheinlichen Strafe durch freiwilligen Tod entzog. Darin stimmen mit der einzigen Ausnahme des oft irrenden Anekdotensammlers Valerius Maximus (III, 7, 6), der von einer Verbannung wissen will, alle Zeugnisse überein; nur über die Art des Todes finden sich abweichende Meinungen, unter denen die, daß er sich durch giftige Fliegen getödtet habe, am verbreitetsten ist (s. *Cic.* de Legib. III, 19, ad Famil. IX, 21. Brut. 27, 103). Bisher haben wir das öffentliche Leben des Carbo betrachtet und ein unsicheres Schwanken in seinen politischen Grundsätzen, Mangel an Charakterfestigkeit und Geistesgröße bei seinem Tode erkannt; erfreulicher würde das Urtheil über seine Bedeutung als Redner sein, wenn mir nicht auch hierin einige ihn überschätzt zu haben schienen. Auf seine rednerische Bildung hatte M. Ämilius Lepidus, den er zugleich mit Tiberius Gracchus eifrig zu hören pflegte (*Cic.* Brut. 25, 96), einigen Einfluß ausgeübt. Zu glücklichen Naturanlagen, die er durch fleißige Übungen [7]) weiter ausbildete, gehörte bei ihm ein wohlklingendes Organ und fließende Sprache (canorus orator et volubilis et satis acer), und da sich dazu treffender Witz, Kraft und Feuer gesellten (vehemens et valde dulcis et perfacetus), so darf es uns nicht wundern, wenn er für den besten Sachwalter seiner Zeit gehalten wurde (hic optimus illis temporibus est patronus habitus). Für verständig und scharfsinnig hielt auch Cicero die zu seiner Zeit noch vorhandenen Reden, obschon er in ihnen gewählten und glänzenden Ausdruck vermißte (habemus orationes nondum satis splendidas verbis, sed acutas prudentiaeque plenissimas). Aber trotz dieser oft wiederholten Lobsprüche wird die wahre Geltung der rednerischen Vorzüge des Carbo niedriger anzuschlagen sein, wenn man bedenkt, daß ihm die Kenntniß des Rechts (de Orat. I, 10) und überhaupt tiefere wissenschaftliche Bildung abging, und der Beifall der Zeitgenossen mehr der fließenden Schnelligkeit und den einschmeichelnden Kunststücken zuzuschreiben ist als wahrhaft künstlerischer Vollendung seiner Reden [8]). Cf. *Ellendt.* historia eloquent. Rom. p. XXXV—XXXVII. Westermann, Gesch. d. R. B. §. 41, 2—9.

3\. Cnejus Papirius Carbo, Consul des Jahres 641 mit Cajus Cäcilius Metellus, ist durch die Niederlage bekannt, welche dem unter seiner Führung stehenden Heere die Cimbern beibrachten und somit den ersten Sieg über die Römer erfochten (*Vellei. Pat.* II, 12. *Tac.* Germ. c. 37). Auch er entzog sich einer Anklage dadurch, daß er Kupfervitriol (atramentum sutorium) nahm, wie Cicero in dem Briefe an Pätus (§. 3) erzählt.

4\. Marcus Papirius Carbo, der dritte Bruder,

---

5) Sie stehen bei *Meyer*, Orator. Roman. fragm. p. 111.
6) So sagt Crassus selbst bei *Cicero* de orat. III, 20, 74: Annos natus unum et viginti nobilissimum hominem et eloquentissimum in iudicium vocavi; wenn nun Tacitus im dialog. de orator. c. 34 das 19. Lebensjahr nennt, so berechtigt dies keineswegs, die Ciceronianische Stelle mit Lambin für verdorben zu halten, vielmehr muß die höhere Auctorität Cicero's bei Tacitus entweder einen Irrthum des Schriftstellers oder, was eher möglich ist, eine Corruptel in den Zahlen vermuthen lassen. Zu den in meiner Anmerkung in der Walther'schen Ausgabe (T. IV. p. 365) beigebrachten Stellen über diesen Proceß füge ich *Cic.* in Verr. Act. II. orat. III, 1 und *Valer. Max.* VI, 5, 6 hinzu.

7) Bei dem umfassenden Urtheile Cicero's über den Redner Carbo Brut. c. 26, 104 sq. haben die Worte des Gellius, qui se illi contubernalem in consulatu fuisse narrabat, Schwierigkeiten gemacht, zumal in Verbindung mit *Quint.* X, 7, 27. C. Carbo etiam in tabernaculo solebat hac uti exercitatione dicendi. Da man nirgends von Kriegsthaten dieses Cabo liest, so haben die Ausleger des Quintilian einen Irrthum dieses Schriftstellers, der jenen mit Cnejus Papir. Carbo verwechselt, angenommen. Besonnener geht Westermann (Gesch. der R. B. S. 88. Anm. 7) zu Werke; aber den richtigsten Weg schlägt Bernhardy ein, wenn er Quintilian beschuldigt Cicero's Worte falsch verstanden zu haben, die mit dem vieldeutigen contubernalis auch irgend eine andere Genossenschaft annehmen lassen. 8) s. *Bernhardy* ad *Cic.* Brut. ed. *Meyer.* p. 91.

war in Sicilien Prätor gewesen, aber wegen der dort verübten Räubereien von P. Flaccus vor Gericht gezogen und verurtheilt worden. Cicero nennt ihn deswegen fur magnus.

5. Cajus Papirius Carbo Arvina, nach Cicero's ausdrücklichem Zeugnisse (Brut. 62, 221) illius eloquentissimi viri filius, den wir unter Nr. 2 behandelt haben. Der Haß gegen Crassus[9]), eine Folge der Anklage seines Vaters (*Cic.* de orat. III, 3, 10) hatte ihn schon 659 veranlaßt diesem nach Gallien zu folgen, um dort alle Handlungen des Consuls zu beobachten und Materialien zu einer ähnlichen Anklage zu sammeln (*Val. Max.* III, 7, 6). Im J. 665 oder nach Meyer's (ad *Cic.* Brut. p. 252) noch nicht erwiesener Behauptung schon 664 war er Volkstribun und setzte als solcher mit seinen Collegen M. Plautius Silvanus ein Gesetz durch, nach welchem das Bürgerrecht auch den Nichtitalikern verliehen werden sollte, die in eine verbündete Stadt eingeschrieben und damals in Italien domicilirt waren; es bedurfte nur binnen 60 Tagen einer Meldung bei dem Prätor. Vergl. Orelli's Excurs in den orationes select. XV. p. 459 sqq. und Baiter im Index legum p. 243. Fünf Jahre später, 669, bekleidete er die Prätur. In dem Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla stand er auf der Partei der Optimaten und kam deshalb mit unter die Opfer der Grausamkeit, welche der Prätor Lucius Damasippus im J. 672 übte. Als dieser nämlich den Senat in die hostilische Curie berufen hatte, benutzte er die Gelegenheit, die Gegner theils in der Curie, theils außerhalb derselben, die Fliehenden sogar am Eingange des Vestatempels tödten zu lassen. Zu den bekanntesten unter diesen Opfern eines feigen Verraths gehören Q. Mucius Scävola, der Rechtsgelehrte und Pontifex, Mar. P. Antistius, L. Momilius und unser C. Carbo, dem bei dieser Gelegenheit die alten Zeugnisse den Beinamen Arvina beilegen (*Cic.* ad Fam. IX, 21. *Appian.* I, 403. *Cic.* Brut. 90, 311. de orat. III, 3, 10. *Vellei. Paterc.* II, 26 und andere bei Drumann, Gesch. Roms II. S. 463). Die Körper der Ermordeten wurden in die Tiber geschleift, der verstümmelte Leichnam des Carbo sogar an einer Stange durch die Stadt getragen (*Val. Max.* IX, 2, 3). Cicero nennt ihn wegen seiner politischen Grundsätze den einzigen guten Bürger aus der Familie der Carbonen (ad Famil. IX, 21). Derselbe zählt auch ihn in die Reihe der römischen Redner und charakterisirt ihn (Brut. 62, 221) durch die Worte: erat in verbis gravitas et facile dicebat et auctoritatem naturalem quandam habebat oratio. Vergl. Westermann, §. 52, 16 und ausführlichere Belege für das Leben des Mannes bei Wetzel ad *Cic.* Brut. c. 62. p. 147 sqq.

6. Cnejus Papirius Carbo, der Sohn von Nr. 3. Nachdem er die ersten Staatswürden, das Volkstribunat im J. 658, die Ädilität 661, die Prätur 664, bekleidet hatte, tritt er in der Geschichte der Bürgerkriege mehr hervor und wird als eifriger Genosse des Cinna häufiger genannt. Er war nebst Cinna, Marius und Sertorius vereinigt, die Stadt einzuschließen (667) und ihr alle Zufuhr abzuschneiden (*Appian.* bell. civil. I, 67. *Liv.* epit. 79. *Flor.* III, 21, 10—13. *Eutrop.* V, 7). Als sich L. Cornelius Cinna das mit Marius 668 bekleidete Consulat aus eigner Machtfülle für das folgende J. 669 verlängerte, wählte derselbe unsern Cnejus Carbo zu seinem Collegen[10]) (*Appian.* I, 75. *Liv.* epit. 83. *Dio* fragm. 126. *Plutarch.* Sulla 22). Sulla's glänzende Siege machten die Marianische Partei in Rom bestürzt; sie mußten darauf rechnen, daß er bald mit großen Streitkräften zurückkehren und sich rächen werde. Daher rüsteten die beiden Consuln mit aller Macht und suchten vornehmlich die Italiker zu gewinnen, die vor Kurzem das römische Bürgerrecht erhalten hatten, indem sie ihnen vorspiegelten, daß nur in ihrem Interesse die Rüstungen veranstaltet würden. Sicilien mußte zur Vertheidigung der Küste gegen eine schnelle Landung Schiffe schicken. Inzwischen hatte Sulla ein Schreiben an den Senat geschickt, in welchem er nach Erwähnung seiner Thaten von dem Jugurthinischen Kriege an bis auf den letzten über Undank klagte und mit Bestrafung seiner Feinde und der Feinde des Staats drohte. Die Furcht des Senats veranlaßte einen Antrag des L. Valerius Flaccus, Gesandte zur Besänftigung des Sulla und um seinen Willen zu vernehmen, abzuschicken (*Appian.* I, 77). Den Consuln ward die Fortsetzung der Rüstungen untersagt. Je mehr dadurch die Sullanische Partei an Macht gewann, um so weniger wollten Cinna und Carbo ihr Amt aufgeben, und jener wurde durch eigne Ernennung 670 zum vierten Male, dieser zum zweiten Male Consul (*Liv.* epit. 83. *Appian.* I, 77. *Oros.* V, 19). Mit größerem Eifer wurden nun die Rüstungen fortgesetzt; auch fehlte es ihnen nicht an Streitkräften, aber sie setzten Mistrauen in die Treue namentlich der italischen Völker; daher wollte Carbo Geiseln von ihnen fodern und dadurch sich ihrer Theilnahme versichern. Der Widerspruch des Senats und die Weigerung einzelner Städte, wie des M. Castricius in Placentia (*Valer. Max.* VI, 2, 10), verhinderte die Ausführung dieses Plans. Die Consuln zogen ihre Truppen an der östlichen Küste von Italien zusammen, um jenseit des Meeres den Kampf zu entscheiden. Eine Abtheilung war glücklich nach Liburnien übergesetzt; der Sturm warf die zunächst folgenden zurück, und wer von ihnen an das Land sich gerettet hatte, kehrte unter dem Vorgeben, nicht freiwillig gegen Mitbürger kämpfen zu wollen, in seine Heimath zurück. Als die Nachricht davon zu dem übrigen Heere gelangte, weigerte sich auch dieses; Cinna in seinem Zorne beruft sie zur Versammlung und will durch Drohungen schrecken. Die Soldaten zeigen sich zu offener Meuterei geneigt; kaum konnten die Lictoren Bahn machen, und als Cinna einen Soldaten zu verhaften befahl, ward er mit Steinwürfen empfangen und von den

---

9) Auf dieses Verhältniß bezieht sich vielleicht das Wortspiel des neuerdings von Endlicher in den Analect. grammat. herausgegebenen Claudius Sacerdos S. 38 quomodo dictum est de Carbone, qui [illegible] [illegible]sso, homine felice, inimico suo, ante obscurus [illegible] postquam Crassus carbo factus est, Carbo cra[illegible]

10) s. Drumann, Geschichte Roms. II. S. 588.

zunächst stehenden ermordet (*Appian*. I, 78; nach Aurel. Victor [de vir. ill. 60] in Ancona. *Plut*. Sertor. 6. *Vellej. Paterc*. II, 24). Carbo rief die Truppen zurück, wagte aber nicht nach Rom zurückzukehren, so sehr auch die Volkstribunen zur Wahl eines zweiten Consuls zu schreiten ihn drängten. Erst ihre Drohungen veranlaßten seine Rückkehr, aber durch ungünstige Anzeichen in den Comitien wußte er die Wahl zu verzögern und blieb allein Consul (*Appian*., *Vell. Pat*. l. c.). Während er im folgenden Jahre Gallien als Proconsul verwaltete, war C. Verres sein Quästor, der nicht nur auf alle Weise ihn betrog, sondern ihn auch zu Ariminum verließ (*Cic*. in Verr. Act. I, 4, 11, Act. I, 4, 11. 13, 14. *Pseudo-Ascon*. in Verrin. p. 129). Carbo eilte bald in die Stadt zurück, ließ die Anhänger Sulla's für Vaterlandsfeinde erklären und soll selbst an dem Brande des Capitoliums einige Schuld gehabt haben (*Appian*. I, 86). Das dritte Consulat erlangte er im J. 672 mit Cajus Marius, dem noch nicht 30 Jahre [11]) alten Sohne des berühmten Marius [12]). Im Anfange des Jahres hielt die Strenge der Kälte beide Consuln mit ihren Heeren in den Winterquartieren zurück; erst mit dem Frühlinge begann der Feldzug gegen Sulla und die verschiedenen Abtheilungen seines Heeres. Denn während er selbst mit der Hauptmacht aus Campanien nach Latium gegen Marius vordrang, ließ er den Carbo durch Metellus Pius im Norden von Rom beobachten. Carbo entsandte Albius Carrinas nach dem Äsis, einem Flusse an der südlichen Grenze von Umbrien, wo Metellus nach einer vom Morgen bis Mittag dauernden Schlacht den Gegner besiegte, das Lager einnahm und durch diesen Sieg den Abfall der benachbarten Städte von der Sache der Consuln veranlaßte. Nun erschien Carbo selbst, verfolgte Metellus und schloß ihn ein; aber auf die Nachricht, daß Marius bei Präneste geschlagen sei, zog er sein Heer, von Pompejus verfolgt und beunruhigt, nach Ariminum zurück (*Appian*. I, 87. *Oros*. V, 20). Mit verstärkter Macht stellte er sich bei Clusium am Flusse Glanis auf; seine vorgeschobenen Reiter hatten an dessen Ufer ein nachtheiliges Gefecht, in welchem 270 Celtiberer zum Sulla übergingen. Dieser Verrath veranlaßte den Carbo, auch die übrigen Celtiberer, mochte er sie nun in gleichem Verdachte der Treulosigkeit haben oder die Gefährlichkeit des gegebenen Beispiels fürchten, tödten zu lassen. Zu derselben Zeit unterlag ein anderer Theil seiner Scharen bei Saturnia; bei Clusium aber, wo Sulla einen ganzen Tag mit der höchsten Anstrengung gegen ihn selbst gekämpft hatte, trennte nur die Nacht die Kämpfenden, ohne daß es zu einer Entscheidung kam (*Appian*. I, 89). Um diese Zeit wurde Carrinas von Pompejus und Crassus bei Spoletium in Umbrien mit einem Verluste von 3000 Mann geschlagen und von ihnen eingeschlossen; den von Carbo zum Entsatze gesandten Truppen legte Sulla einen Hinterhalt und tödtete beinahe 2000 Mann, doch entkam Carrinas in einer finstern und regnichten Nacht, die den Gegner am Verfolgen hinderte. Carbo, in seiner Stellung bei Clusium immer mehr bedroht, verließ dieselbe und ging nach Ariminum zurück. Da indessen die Noth in dem belagerten Präneste immer größer wurde, entsandte Carbo seinen Legaten Marcius mit acht Legionen; er stieß in den Engpässen der Apenninen unerwartet auf Pompejus und mußte sich, nachdem er viele von den Seinigen verloren hatte, auf einen Hügel zurückziehen. Von hier floh er unter dem Schutze der Nacht; seine Truppen aber, die Schuld der erlittenen Niederlage auf ihren Führer werfend, verweigerten ferner den Gehorsam; eine Legion zog nach eignem Willen nach Ariminum zurück, andere entfernten sich in ihre Heimath, und nur sieben Cohorten folgten dem Legaten in das Lager bei Ariminum. Dort befand sich Carbo in sehr bedrängter Lage, zwei Heere, des Pompejus und des Metellus, schlossen ihn ein, und er mußte einen Angriff wagen, wenn er nicht untergehen wollte. In der Hoffnung, Metellus unvorbereitet zu finden, erschien er mit Norbanus vor dessen Lager bei Faventia. Der Tag neigte sich schon zu Ende, die dichtbewachsenen Weinberge boten ein sehr schwieriges Terrain, aber dennoch wagte er den Kampf. Zehntausend fielen, 6000 gingen zu den Feinden über; die übrigen wurden zerstreut, und nur 1000 Mann zogen sich in Ordnung nach Arretium zurück. Auch andere Truppen ergaben sich dem Feinde, namentlich die unter Albinovanus' Befehl stehende Legion der Lucaner, deren Anführer, um auch für sich Begnadigung bei Sulla zu finden, mehre Legaten des Carbo und Norbanus bei einem Mahle erwürgen ließ (*Appian*. I, 91). Aber Carbo konnte noch nicht ruhen; er sammelte in Etrurien ein neues Heer und sandte Damasippus mit zwei Legionen dem Marius zu Hilfe, um Präneste zu entsetzen, andere Truppen nach dem cisalpinischen Gallien. Als aber jene durch die von Sulla besetzten Engpässe nicht durchzudringen vermochten und diese bei Placentia oder Fidentia [13]) von M. Lucullus geschlagen wurden, da verzweifelte Carbo an weiterm günstigen Erfolge in Italien, verließ das 30,000 Mann starke Heer bei Clusium und flüchtete mit seinen Freunden nach Afrika, um wenigstens den Besitz dieses Landes sich zu sichern [14]). Sein Name stand mit andern Häuptern seiner Partei auf der Liste der Geächteten. Inzwischen hatten die Marianer mit Hilfe des numidischen Königs Hiarbas ein neues Heer gerüstet, und Carbo kehrte nach Sicilien zurück. Bei der Ankunft des Pompejus entfloh er nach der kleinen Insel Cosyra [15]) und wurde daselbst, als er von hier nach Ägypten zu fliehen versuchte, ergriffen, nach Lilybäum geschleppt und dort getödtet (*Cicer*. ad Famil. IX, 21, 3. *Appian*. I, 96). Er ertrug diesen Tod aber nicht mit Standhaftigkeit, denn flens muliebriter mortem tulit,

11) s. *Drakenborch* ad *Liv*. epitom. 86. 12) s. Drumann, Gesch. Roms II. S. 461 fg.

13) Appian (I, 92) nennt erstern Ort, da aber beide Städte nahe bei einander lagen, lassen sich beide Namen wohl erklären. *Plutarch*. Sulla 27. *Liv*. epit. 88. *Vellej*. *Paterc*. II, 28. 14) *Sallust*. histor. I. p. 184. ed. *Gerl*. Carbo turpi formidine Italiam atque exercitum deseruit. 15) s. *Sigonius* ad *Livii* epit. 89.

sagt Livius (epit. 89), womit die Erzählung bei Pseudo-Sallustius (ad Caesar. I. p. 265. *Gerl.*) und die Zusammenstellung bei Freinsheim (Suppl. *Liv.* LXXXIX, 4) zu vergleichen ist. In seinen kriegerischen Unternehmungen läßt sich der thätige Eifer, mit welchem er dieselben betrieb, nicht verkennen und dabei nur bedauern, daß er seine Kräfte weder zusammenzuhalten noch zur rechten Zeit anzuwenden verstand. Die Partei, der er angehört, ist auch Schuld an den tadelnden Aussprüchen, die sich bei Cicero über ihn finden; malus civis, improbus consul, seditiosus homo heißt er in Verr. accus. I, 14, 37. improbior nemo meo judicio fuit, sagt derselbe in dem oft erwähnten Briefe an Pätus, und so rechnet er ihn auch unter die Redner minime dignos elegantis conventus auribus, aptissimos cognovi turbulentis concionibus (Brut. 62, 223).

7. Cajus Papirius Carbo, ebenfalls Sohn von Nr. 3, Bruder von Nr. 6, wie dies Valerius Maximus (IX. 7. 3) sagt. Als er die durch die bürgerlichen Kriege aufgelöste strenge Kriegszucht wiederherstellen wollte und dabei gewaltsam verfuhr, empörten sich die Soldaten und nahmen ihm das Leben. Wol konnte er in dem Heere seines Bruders als Legat oder in sonst einer militairischen Würde dienen, als die ohnehin dem Sulla geneigten Soldaten der Marianischen Partei seinen Anfoderungen auf solche Weise sich widersetzten. Vergl. *Pighii* annales T. III. p. 194.

8. Der dritte Sohn von Nr. 3 ist vielleicht der von Cicero als scurra bezeichnete, den Cicero mit seinem Bruder Cnejus zusammenstellend, hinzufügt quid his improbius (ad Fam. IX, 21, 3). Den nicht näher durch Vornamen bezeichneten Papirius Carbo, den Cicero auch an jener Stelle nicht ohne Spott erwähnt, Rubriae filius, amicus meus, kenne ich sonst gar nicht.

9. Cajus Papirius Carbo, Sohn des Cajus, in einer Inschrift, die bei Gud. (179. 4), bei Muratori (839, 9), bei Orelli (3375) bezeichnet ist und die neuerdings Kellermann in dem Anhange zu Vigilum Romanorum latercula duo nr. 250 nach dem Originale neu herausgegeben hat. Er führt darin die Titel Kriegstribun, XXvir, quaest., propraet. und aus dieser einfachen Angabe der Würden folgert der zu früh verstorbene dänische Gelehrte, daß die Inschrift in die Augusteische Zeit gehöre und wahrscheinlich ein Sohn des Cajus Papirius Carbo, welcher 693 Proprätor von Bithynien war, und auf den viele Münzen bei Rasche sich beziehen, zu verstehen sei.

II. Die Familie der Crassi war patricisch; eines ihrer Glieder gab zuerst den Namen Papisius auf und nannte sich Papirius. Die von Glandorp (onomast. Rom. p. 961) entworfene Geschlechtstafel übergeht nicht nur einige der bedeutendsten, sondern gibt auch falsche Namen und Abstammungen; richtiger habe ich hier Ruperti (p. 159) gefunden, dem ich nach einigen Abänderungen folgend also die Verwandtschaften bestimme:

1) Manius Papisius Crassus. 2) Lucius (?) Papisius Crassus.

9) Cajus Papisius Crassus. 3) Marcus Papisius Crassus.

10) Spurius Papisius Crassus. 4) Cajus Papisius Crassus. 5) Lucius Papisius Crassus.

11) Lucius Papisius Crassus. 6) Lucius Papirius Crassus. 7) Marcus Papirius Crassus.

8) Lucius Papirius Crassus.

1. Der erste, welcher eine curulische Würde erhielt, heißt in den Consularfasten und bei Livius (IV, 12, 1) Marcus Papirius Crassus, wird aber von Diodor ausdrücklich Manius genannt, was bei der häufigen Verwechselung dieses Namens mit Marcus[16]) wol als das Richtigere angenommen werden darf. Er bekleidete das Consulat mit Cajus Furius Pacilus Fusus im Jahre der Stadt 313, in welchem die Ruhe im Innern und der Friede nach Außen durch Nichts gestört wurde.

2. Nach den Fasten erhielten 318 Marcus Cornelius Maluginensis und Lucius Papirius Crassus das Consulat. Letzterer heißt dort Sohn des Manius, worunter den unter Nr. 1 behandelten zu verstehen der geringe Unterschied in den Jahren hindert. Bei den in diesem Jahre in das Gebiet von Veji und Falerii unternommenen kleinen Heerzügen begnügten sich die Consuln, die Heerden wegzutreiben und einige Gefangene zu machen; zu wirklichem Kampfe kam es nicht, da der Feind nirgends sich blicken ließ und eine in Rom ausgebrochene verheerende Krankheit zur Rückkehr nach der Stadt nöthigte (*Liv.* IV, 21). Ein zweites Consulat verwaltete er mit L. Julius Julus im J. 324, obschon hier nach Diodor's Angaben Pighius (Annales I. p. 181) und Laurent einen Cajus, Cicero gar (de Republ. II, 35, 60) einen Publius Papirius nennen (s. *Liv.* IV, 30). Zur Censur gelangte er mit seinem Collegen im zweiten Consulate 330 ab u. c., wie dies aus den Lücken in den capitolinischen Fasten von Pighius (I. p. 188) wahrscheinlich gemacht wird.

3. Der Papirier, welcher bei der Einnahme Roms durch die Gallier 364 den seinen weißen Bart streichelnden Gallier mit elfenbeinernem Stabe über den Kopf schlug und dadurch jene Erbitterung hervorrief, in deren Folge die in der Stadt anwesenden Senatoren alle auf ihren Stühlen erwürgt wurden. Die Anekdote übergeht Livius (V, 41, 9) nicht, aber Plutarch im Leben des Camillus (p. 140. ed. *Wechel.*) nennt ihn *Μάρκον Παπίριον*, was Sigonius zu voreilig auch bei Livius hineincorrigiren wollte. Drakenborch verwirrt die Sache durch seine Anmerkung noch mehr. Valerius Maximus nennt statt eines Papiriers Cajus Atilius (III, 2, 7). Da dieser Papirius in den Fasten nicht erwähnt ist, so vermuthet Niebuhr (R. G. II. S. 610, daß er ein Priester gewesen sei.

4. Cajus wird von Livius (VI, 18, 1) unter den Kriegstribunen mit militairischer Gewalt erwähnt, welche für das J. 370 gewählt waren.

---

16) s. *Drakenborch.* ad *Liv.* XXVII, 25, 2.

5. Sein Bruder **Lucius** bekleidete dieselbe Würde im J. 372; er führte mit seinem Verwandten und Collegen **Spurius** (Nr. 10) Legionen gegen Velitrá und bestand gegen die weit überlegene Macht der Feinde einen glücklichen Kampf, ohne jedoch eine Belagerung der Stadt selbst, die mit großen Schwierigkeiten verbunden war, zu wagen. Gegen die Pränestiner ward in Folge des von ihnen den Feinden geleisteten Beistandes ein besonderer Krieg begonnen (*Liv.* VI, 22).

6. Der Sohn von Nr. 5, ebenfalls **Lucius** geheißen, primum, wie Cicero in dem oft erwähnten Briefe sagt, Papisius est vocari desitus. Is dictator cum L. Papirio Cursore, magistro equitum, factus est, annis post Romam conditam CCCCXV. et quadriennio post consul cum K. Duilio (*Cic.* ad Fam. IX, 21, 2). Dies ist der summarische Bericht über das politische Leben dieses am meisten unter den Crassi genannten Mannes. Als er im Jahre der Stadt 414 die Prätur verwaltete, ward er von dem durch Kränklichkeit verhinderten Consul Titus Manlius zum Dictator ernannt, um den Krieg gegen die Antiaten zu führen, welche ins römische Gebiet eingefallen waren. Zum Magister Equitum wählte er sich Lucius Papirius Cursor. Jedoch ging der Krieg ohne bedeutende Ereignisse vorüber, da sich der Dictator die ganze Zeit über in dem auf antiatischem Gebiete aufgeschlagenen Lager hielt (*Liv.* VIII, 12. §. 2. 3). Als er vier Jahre später (418) mit K. Duilius zum Consulate gelangte, hatte er einen ziemlich unbedeutenden Krieg gegen eine ausonische Völkerschaft zu führen, deren Heer er in die Flucht schlug (*Liv.* VIII, 16). Zum zweiten Male ward er mit L. Plautius Venno im J. 424 Consul, in welchem sich die Privernater in Verbindung mit den Fundanern empörten, die unter der Anführung des Vitruvius Vaccus, eines sehr angesehenen Mannes, standen. Da jedoch dem feindlichen Heere der Muth, dem Führer desselben alle Einsicht und Tapferkeit abging, ward es dem Papirius leicht, ihnen levi momento nec ambigue, wie Livius (VIII, 19, 8) sagt, eine völlige Niederlage beizubringen. Vaccus zog sich mit dem geretteten Heere in die nahe liegende Stadt Privernum zurück, die nun von beiden consularischen Heeren belagert wurde, während Papirius zur Abhaltung der Wahlcomitien in die Stadt zurückeilte. Im J. 429 wählte ihn L. Papirius Cursor an die Stelle des abtretenden Q. Fabius Maximus Rullianus zu seinem Magister Equitum, in welcher Eigenschaft er an den nachher zu erzählenden Ereignissen des samnitischen Krieges Theil nahm. Censor war er mit C. Manius 436, wie bei dem Stillschweigen des Livius aus den capitolinischen Fasten erhellt.

7. **Marcus Papirius Crassus**, Sohn von Nr. 5, ward 422 zum Dictator ernannt, als man einen neuen Einfall der Gallier befürchtete. Schon wurden die Kriegsrüstungen mit allem Eifer betrieben, als genauere Nachrichten die Gerüchte als übertrieben und falsch erkennen ließen. Sein Magister Equitum war Publius Valerius Poplicola (*Liv.* VIII, 17, 6).

8. **Lucius Papirius Crassus**, der Sohn von Nr. 6, ward 434 vom Dictator Titus Manlius Torquatus zum Magister Equitum erwählt.

9. **Spurius Papirius Crassus**, der Sohn eines sonst unbekannten Cajus, war 372 tribunus militaris consulari potestate. Vergl. oben Nr. 5.

10. Sein Sohn **Lucius** bekleidete dieselbe Würde im J. 386 (*Liv.* VI, 38, 2); jedoch nöthigten die innern Zwistigkeiten in diesem Jahre bald zur Ernennung eines Dictators.

III. Den größten kriegerischen Ruhm unter allen Papiriern erwarben sich die **Cursores**, deren Stemma von Glandorp (onomast. Rom. p. 961) ganz fehlerhaft, nicht ganz fehlerfrei von Ruperti (p. 158) aufgestellt ist. Ich glaube in dem folgenden die allein zu begründenden Angaben vereinigt zu haben.

1) Lucius Papisius Cursor.
|
2) Spurius Papisius Cursor.
|
3) Lucius Papirius Cursor.

4) Lucius Papirius Cursor. — 5) Spurius Papirius Cursor.

6) Spurius Papirius Cursor. — 7) Lucius Papirius Cursor?

1. **Lucius Papirius Cursor** wird zuerst in den Fasten als Censor mit Cajus Julius Julus beim J. 361 erwähnt. Als nun sein College im Laufe des Jahres starb, wählte er an dessen Stelle M. Cornelius Maluginensis, um selbst die Stelle noch länger zu behaupten. Da aber in derselben Zeit die Einnahme der Stadt durch die Gallier erfolgte, ward es für die Folge Brauch, daß der überlebende Censor beim Tode seines Amtsgenossen die Stelle niederlegte (*Liv.* IX, 34, 20). Die Ergebnisse des damals veranstalteten Census scheint Plinius (N. H. XXXIV. c. 1. s. 5. §. 16) in den Worten zu geben: cum jam capitum liberorum censa essent CLII milia, quingenti LXXIII. Darauf ward er tribunus militaris consulari potestate im J. 367, da, obschon Livius (VI, 5, 7) und Diodorus das Cognomen nicht erwähnen, die chronologischen Verhältnisse an ihn zu denken nöthigen. Dieselbe Würde bekleidete er zwei Jahre später (369) noch einmal (*Liv.* VI, 11, 1), als der Krieg der Volsker und die durch M. Manlius Torquatus veranlaßten innern Unruhen zur Ernennung eines Dictators zwangen (s. *Pighii* Annal. I. p. 233).

2. Sein Sohn **Spurius** erlangte die Würde seines Vaters im Jahre 374; bei Diodor (XV. p.) haben jedoch die gewöhnlichen Ausgaben *Τίτον Παπίριον*, bei Livius Publius, da aber der erstere Name gar nicht, der andere aber höchst selten und auch erst in später Zeit in diesem Geschlechte vorkommt, so darf man dem Pighius wol folgen, der (Annal. I. p. 239) den hier angegebenen Namen vorschlägt. Dafür sprechen auch die Consularfasten, in denen sein Sohn immer Sp. F. L. N. bezeichnet wird.

3. **Lucius Papirius Cursor**, Sohn von Nr. 2, der berühmteste unter allen Cursoren, ward zuerst Magister Equitum bei Lucius Papirius Crassus im J. 414

und begleitete diesen auf dem Feldzuge gegen die Antiaten [17]) (s. Crassi Nr. 5). Über die Zeit seines ersten Consulats waren schon in den alten Quellen, aus denen Livius schöpfte, verschiedene Überlieferungen, und die Entscheidung wird bei den großen Schwierigkeiten, welche in der Vereinigung sich widerstreitender Ansichten liegen, kaum möglich. Für das J. 421 nämlich erzählt Livius (VIII, 23, 17): interrex L. Aemilius consule creat C. Poetelium, L. Papirium Mugillanum. Cursorem in aliis annalibus invenio. Da nun Alexandria's Gründung von Solinus (Polyhist. c. 35) in jenes Consulat versetzt wird, so hat zuerst Pighius (Annal. I. p. 329) die in die Fasten übergegangene Ansicht aufgestellt. Wenn aber in den gewöhnlichen Büchern die lex Poetelia-Papiria in des Pötelius drittes Consulat 428 verlegt und unser Papirius zum Collegen desselben gemacht wird, so ist nicht nur die letztere Angabe offenbar falsch, da Mugillanus zu nennen war, sondern auch, wie sich nachher ergeben wird, die Zeitangabe sehr unwahrscheinlich. Ebenso schwer zu beweisen ist eine andere Annahme über unsern Papirius in Bezug auf dasselbe Gesetz; Livius in der Geschichte, die des Gesetzes Abfassung veranlaßte, nennt den Wucherer, welcher durch schmeichelnde Reden und endlich durch Drohungen und Schläge einen in der Schuldknechtschaft sich befindenden Jüngling hatte zwingen wollen, seiner schändlichen Lust sich zu bequemen, L. Papirius, aber grade der Name dieses stolzen Patriciers stempelt die ganze Erzählung zu einem Mährchen [18]). Als im J. 429 der samnitische Krieg von Neuem ausbrach, war der eine Consul des Jahres D. Junius Brutus wider die Vestiner gezogen, hatte eine Schlacht gewonnen und zwei Städte mit Sturm, aber nicht geringem Verluste, erobert. Der andere Consul, L. Furius Camillus, sollte mit einem zweiten Heere in Samnium eindringen, verfiel aber in schwere Krankheit und mußte an seiner Statt den L. Papirius Cursor zum Dictator ernennen, der Quintus Fabius Maximus Rullianus zu seinem Magister Equitum ernannte (*Liv.* VIII, 29, 9). Die Auspicien, welche auf römischem und fremdem Boden genommen wurden, waren wesentlich verschieden, und auf die Erinnerung eines der Hüter der heiligen Hühner begab sich der Dictator nach Rom zurück (*Liv.* ib. 30. *Val. M.* III, 2, 9). Festhaltend an den alten Ceremonien hinterließ er dem zurückbleibenden Fabius den strengsten Befehl, sich im Lager zu halten und ja keinen Kampf mit den Feinden zu beginnen. Diese Einschränkung ärgerte den Fabius, und da er überdies durch Kundschafter erfuhr, daß in dem feindlichen Lager nach der Abreise des römischen Dictators alle Zucht und Ordnung aufgelöst sei, glaubte er die günstige Gelegenheit zu einem glücklichen Kampfe nicht vernachlässigen zu dürfen. Mit dem wohlgerüsteten Heere zog er nach Imbrinium [19]); die Reiterei befreite auf den Rath des Tribunen L. Cominius die Pferde von den hemmenden Zäumen und stürzte mit so großer Kraft auf die Massen der Samniter, daß ihnen nichts widerstehen konnte. Das Fußvolk rückte ihnen nach und vollendete die Niederlage; 20,000 Samniter sollen geblieben sein [20]). Die erbeuteten Waffen ließ Fabius auf einen Haufen bringen und verbrennen, um, wie die Einen sagten, ein Gelübde zu erfüllen, oder, wie sogar Fabius Pictor erzählte, dem Dictator diese Zierde seines Triumphes zu entziehen. In dem Gefühle seines Irrthums und seines Unrechts sandte er seinen Siegesbericht nicht an den Dictator, sondern unmittelbar an den Senat. Während hier sich alle des Sieges freuten, erfüllte jenen allein finsterer Zorn und unversöhnlicher Groll; er entließ den Senat und begab sich schnell in das Lager, um die grobe Verletzung der dictatorischen Gewalt und der kriegerischen Zucht schwer zu ahnden. Die Nachricht von seiner Ankunft war ihm vorausgeeilt, und Fabius hatte noch Zeit gehabt, sich dem Schutze des Heeres zu empfehlen (*Liv.* VIII, 31). Der ankommende Dictator berief sogleich das Heer und foderte den Schuldigen vor sein Tribunal; der Soldaten Bitten und Murren, der Tribunen Vorstellungen vermochten nicht, seinen starren Sinn zu beugen; schon wollten die Lictoren Hand an den Schuldigen legen, und es wäre Meuterei und Empörung im Lager ausgebrochen, hätte nicht die einbrechende Nacht den weitern Verhandlungen ein Ende gemacht (*Liv.* VIII, 32). Am folgenden Morgen sollte der Angeklagte wiederum erscheinen, aber noch Schlimmeres befürchtend, als er bisher erfahren hatte, war er in der Nacht aus dem Lager nach Rom entflohen, wo auf den Antrag seines Vaters, Marcus Fabius Ambustus, alsbald der Senat berufen wurde. Dem Flüchtigen war der Dictator auf dem Fuße gefolgt; auch er trat in den Senat und befahl, den Fabius zu ergreifen. Nicht die Bitten des gesammten Senats vermochten seine Härte zu mildern, doch mußte er die Berufung an die Tribunen und die Volksgemeinde gestatten. Nicht des Vaters Bitten, nicht des angeschuldigten Fabius Demüthigung erweichten ihn, nur den vereinten Vorstellungen des Senats und des Volkes gab er nach und erließ dem Schuldigen die Strafe, der jedoch sein Amt niederlegen mußte (*Liv.* VIII, 33. 34. *Valer. Max.* II, 7, 8. *Frontin.* IV, 1). Während Papirius in Rom war, hatten sich die Samniter seine Abwesenheit zu Nutze gemacht und das römische Heer auf alle Art geneckt. Der zurückgelassene Legat Marcus Valerius hatte lieber eine zum Fouragiren ausgesandte Abtheilung niederhauen lassen, als zu ihrer Rettung ein Gefecht wagen wollen, um nicht gleiches Ungehorsams sich schuldig zu machen (*Liv.* VIII, 35, 10). Durch diesen und ähnliche Vorfälle wuchs die Erbitterung in den Gemüthern der Soldaten, die dem Dictator schon vorher

17) In Niebuhr's röm. Gesch. III. S. 161 wird unser Cursor als Dictator dieses Jahres genannt, wol nur durch ein Versehen des Herausgebers. 18) Verschiedene Überlieferungen bei *Liv.* VIII, 28. *Valer. Max.* VI, 1, 9. *Quintilian.* declam. 3. s. Niebuhr röm. Gesch. III. S. 179. 19) Weit von Rom kann der Ort nicht gelegen haben, dafür spricht schon das schnelle Hin- und Herreisen des Dictators; s. *Drakenborch.* ad *Liv.* VIII, 30, 4. Niebuhr a. a. O. S. 223.

20) Die Unsicherheit der Quellen für die ganze Erzählung deutet Livius an (VIII, 30, 7): Auctores habeo bis cum hoste signa conlata, dictatore absente, bis rem egregie gestam, apud antiquissimos scriptores una haec pugna invenitur: in quibusdam annalibus tota res praetermissa est.

wenig geneigt gewesen waren, und als er mit dem neuen Magister Equitum, Lucius Papirius Crassus, im Lager ankam, fand er Alles so gegen sich eingenommen, daß er fast verzweifelte, mit solchen Truppen etwas gegen den Feind unternehmen zu können (*Liv.* VIII, 36). Schon am folgenden Tage rückten die Samniter heran; ihre Herausfoderung zur Schlacht wollte er nicht abweisen, und nur seinem Feldherrntalente war es zuzuschreiben, daß der Ausgang derselben, wenn auch nicht völlig unglücklich, doch unentschieden blieb. Dieses wirkte auf ihn, und statt die Nachlässigen mit Strenge zu bestrafen, ging er freundlich im Lager umher, suchte theilnehmend die Verwundeten auf, erkundigte sich nach ihrem Befinden und empfahl ihre Pflege der besondern Sorgfalt der einzelnen Befehlshaber. Somit gewann er in Kurzem wieder aller Herzen und bei dem Volke die Geneigtheit, ihn noch längere Zeit in seinem Amte zu lassen. In einer zweiten Schlacht ward ein vollkommener Sieg erfochten, die Beute den Soldaten überlassen. Die Samniter baten um Waffenstillstand, den der Dictator auf ein Jahr bewilligte. Er eilte nach Rom und zog III. Nonas Martias, wie es in den Fasten heißt, triumphirend in Rom ein. Ehe er sein Amt niederlegte, führte er noch den Vorsitz bei der Wahl der neuen Consuln und zog sich dann zurück. Da aber sein Name den Samnitern Furcht einflößte, ward er 434 mit Q. Publilius Philo zum zweiten Male zum Consul erwählt (*Liv.* IX, 7. 15), sowie auch für das folgende Jahr die Consularfasten ihn nennen. Was jedem der beiden Jahre angehört, läßt sich nicht sondern. Jene wurden die Nachfolger der beiden unglücklichen Consuln T. Veturius und Sp. Posthumius, welche bei den caudinischen Pässen zu einem schimpflichen Frieden gezwungen worden waren. Die neuen Consuln kehrten zu dem Systeme, den Krieg in Apulien und an der westlichen Grenze zu führen, zurück, weil durch diese Theilung auch die Streitkräfte der Samniter geschwächt wurden. Papirius begab sich nach Apulien, um Luceria zu belagern, das nicht nur als militairischer Punkt sehr bedeutend war, weil es die Weiden der wandernden Heerden ganz beherrschte und Apulien gegen die samnitischen Gebirge hin deckte, sondern auch den 600 als Geiseln überlieferten römischen Rittern zum Aufenthalte angewiesen war (*Liv.* IX, 12, 9). Papirius hatte sein Heer auf der Straße längs dem adriatischen Meere ungehindert in Apulien eingeführt und Luceria eingeschlossen (*Liv.* IX, 13). Er suchte durch Hunger die Stadt zur Übergabe zu zwingen, aber die zum Entsatz herbeieilenden Samniter schlossen ihn selbst ein und brachten das Heer in die größte Noth, indem sie die Zufuhr von Arpi, welches treu geblieben war, so hinderten, daß den Römern nichts zukam, als was die Reiter auf ihren Pferden durchbringen konnten. Aus dieser Bedrängniß rettete ihn das zweite Heer unter Publilius Philo. Als er sich fertig machte, den Samnitern eine Schlacht zu liefern, erschienen Gesandte der Tarentiner und geboten Frieden mit der Drohung, denjenigen als Feind anzusehen, der ihren Antrag verwerfen würde. Papirius wies die Foderung mit Hohn zurück; nur die Samniter schienen geneigt, ihnen Gehör zu geben, verhielten sich vertheidigungsweise und verließen das Lager nicht. Ihre Muthlosigkeit erhöhte die Kampflust der Römer, sie erstürmten das samnitische Lager, machten Alles nieder, was ihnen in den Weg kam, und würden in ihrer Wuth noch weiter gegangen sein, wenn nicht der Dictator sie an das Schicksal der 600 gefangenen Ritter erinnert und dadurch dem Morden Einhalt gethan hätte (*Liv.* IX, 14). Luceria mußte sich bald darauf ergeben, 7000 Samniter capitulirten um freien Abzug ohne Waffen und Gepäck, die gefangenen Römer wurden befreit[21]). Die Geschichte des folgenden Jahres erzählt Livius gleichfalls von Papirius Cursor, andere Überlieferungen nennen L. Papirius Mugillanus. Satricums Einnahme fällt in dieses Jahr; es war von einer samnitischen Besatzung vertheidigt, aber jetzt ohne Hoffnung auf Ersatz von Papirius eingeschlossen. Durch Verrath eroberte er die Stadt mit dem Schwerte; die Häupter des Aufruhrs wurden hingerichtet und die Menge entwaffnet. Papirius erlangte zum zweiten Male die Ehre des Triumphes X. Kal. Septembr. (*Liv.* IX, 16, 11). Im J. 439 bekleidete er sein viertes Consulat mit Q. Publilius Philo; beide blieben in der Stadt zurück (*Liv.* IX, 22, 1), das fünfte im J. 441 mit C. Junius Bubulcus (*Liv.* IX, 28, 2), die beide Pötelius zum Dictator ernannten; vier Jahre darauf, 445, zum zweiten Male Dictator, als zu gleicher Zeit die Römer die Kräfte von ganz Etrurien zu bekämpfen hatten und auch die Samniter ihre Waffen gegen die römischen Bundesgenossen in Apulien erhoben. Diese waren gegen den Consul C. Marcius gezogen, hatten in der Schlacht diesen selbst verwundet; ein Legat, mehre Tribunen und Ritter waren gefallen und das Heer also von Rom abgeschnitten, daß kein Bote zu ihm gelangen konnte (ib. IX, 38, 7). Da ruhte die Hoffnung des Senats und Volks auf Papirius, den zum Dictator zu ernennen auf übliche Weise doppelte Schwierigkeiten hatte, indem einmal zu dem Consul Marcius kein Bote geschickt werden konnte, ja man nicht einmal wußte, ob er noch lebe, auf der andern Seite aber Q. Fabius sich nie mit dem ausgesöhnt hatte, vor dessen Zorn sein Leben kaum durch die demüthigen Bitten des ganzen Volkes gerettet war. Wenn er den Beschluß des Senats, welcher Papirius designirte, nicht bestätigte, so blieb der gefaßte Beschluß kraftlos, und doch mußte jeder Aufschub nicht zu ersetzendes Unglück verursachen. Der Senat, erzählt Livius[22]) (IX, 38, 11), übersandte dem Fabius seinen Entschluß durch Consulare, damit ihr Ansehen neben dem Willen des Senats ihn bewege, das Gefühl persönlichen Hasses dem Vaterlande aufzuopfern. Als die Abgeordneten den Senatsbeschluß übergeben und ihren Aufträgen gemäß geredet hatten, entfernte sich der Consul schweigend mit zur Erde gesenktem Blicke und ließ sie in Ungewißheit über das, was er thun werde. Aber in

21) Niebuhr (III. S. 262) erklärt diese Erzählung von der Einnahme Luceria's für eine Erdichtung der Eitelkeit und verwirft die Wiedererlangung der caudinischen Waffen und Feldzeichen und die Befreiung der 600 Geiseln. 22) Mit ihm stimmt *Dio* Fragm. Peiresc. XXXV. p. 16. ed. *Reim.*

der schweigenden Nacht, wie es Sitte ist[23]), ernannte er L. Papirius zum Dictator. Da sie ihm nun Dank sagten, daß er seine Leidenschaft herrlich besiegt habe, beharrte er in starrem Stillschweigen und entließ die Gesandten ohne Antwort und Erwähnung seiner That, sodaß es klar ward, daß ein heftiger Schmerz von einem gewaltigen Willen gebändigt werde. Mit den Reservelegionen zog Papirius ab und vereinigte sich mit der bedrängten Armee; längere Zeit begnügte er sich, die Samniter zu beobachten, ohne eine Schlacht zu wagen. Die Samniter, erzählt Livius (IX, 40, 2), hatten zwei Heere, jedes gleichförmig gerüstet und gekleidet. Das eine war mit purpurnen Tuniken, das andere mit weißen linnenen bekleidet; das erstere hatte Schilde mit goldenen, das andere mit silbernen Verzierungen; die Schilde selbst, oben breit, um Brust und Schultern zu decken, unten verschmälert und keilförmig gestaltet. Die Brust schützte ein Meerschwamm, das vortretende linke Bein war durch eine Schiene gedeckt, die Helme mit Federbüschen geschmückt. In der Schlacht nahmen die erstern den linken, die andern den rechten Flügel ein; bei den Römern führte der Dictator den rechten, der Magister Equitum, C. Junius Bubulcus, den linken Flügel. Auf diesem begann der Sieg; der Dictator ermahnte seine Truppen zur Nacheiferung, und ein Angriff der Reiterei, von M. Valerius und P. Decius glücklich ausgeführt, vollendete den Sieg. Zwar setzten sich die Samniter in ihrem festen Lager, aber auch dieses mußten sie vor der Nacht dem Sieger räumen, der es anzündete. Papirius triumphirte zum dritten Male Idibus Octobribus; den Triumph erhöhte der Glanz der erbeuteten Waffen. Man vertheilte die Schilde mit goldenen Verzierungen an die Bänke der Argentarien am Forum zu dessen Schmuck; die Campaner rüsteten damit Gladiatoren und nannten diese Samniter (*Liv.* IX, 40). Dies ist die letzte Erwähnung des L. Papirius Cursor, der fünfmal Consul, zweimal Dictator war und drei Triumphe über die Samniter erlangte. Livius' Andeutung, man habe den Ruhm des zuletzt gewonnenen Sieges mehr den Legaten Decius und Valerius zugewandt und diese darum mit allgemeiner Übereinstimmung für das folgende Jahr zu Consuln gewählt, gibt einen Fingerzeig, daß Papirius nicht der Mann des Volkes war. Den Ruf eines großen Feldherrn macht ihm Niemand streitig, persönlichen Muth, ausgezeichnete Körperkraft und Tapferkeit, vereint mit genauer Kenntniß des Krieges, machten ihn dazu fähig. Livius, der ihm die größten Lobsprüche macht (IX, 16, 12 sq.), erwähnt seine Schnelligkeit im Laufen und leitet von ihr, wie auch Zonaras (Ann. VII, 26), sogar seinen Namen Cursor ab; er übte seine Kräfte und übernahm sich gern in Speise und Trank. Selbst an die härtesten Arbeiten gewöhnt, die er mit dem gemeinsten Soldaten theilte, war er äußerst streng; ja es machte ihm Freude, den Dienst zu erschweren. Als einst die Reiterei von einem glücklichen Streiche zurückgekehrt war und [illegible] verlangte, antwortete er: „ich erlasse euch [illegible]: denn wenn ihr von euern Pferden herabspringt, überhebe ich euch der Mühe, ihnen den Rücken zu streicheln." Mit welcher Lust er sich an der Todesangst derer weidete, denen er eigentlich keine Strafe zugedacht hatte, zeigt der Vorfall mit einem pränestinischen Befehlshaber. Als dieser auf den erhaltenen Befehl anzurücken gesäumt hatte, ließ er, vor seinem Zelte auf und ab gehend, ihn herbeirufen. Da er erschien, befahl der Dictator dem Lictor, sein Beil herauszunehmen; während bei diesem Befehle der Prätor halb entseelt dastand, sagte er zum Lictor: „Haue mir diese Wurzel ab, die dem Gehenden hinderlich ist." Solche Züge scheinen einen rohen und wilden Charakter zu verrathen. Hat er auch das römische Gebiet durch keine Eroberungen erweitert, so war er es doch, der Rom nach dem caudinischen Frieden wieder erhob und durch glänzende Siege das Vertrauen zur eignen Macht wieder herstellte. Viel aber behauptet Livius, wenn er ihn den einzigen Mann nennt, auf den Rom sich hätte stützen müssen, wenn Alexander seine siegreichen Waffen aus Asien nach Europa hätte wenden wollen. Vergl. Niebuhr's R. G. III. S. 221 fg. 288 fg.

4. Lucius Papirius Cursor, der Sohn von Nr. 3. Die über ihn in Ruperti's genealogischen Tafeln enthaltene Angabe, daß er 434 Magister Equitum gewesen sei, wahrscheinlich des L. Cornelius Lentulus, beruht auf einer Verwechselung mit dem Vater. Von einer im J. 442 verwalteten Censur wissen die Fasten nichts. Nachdem er curulischer Ädil gewesen war (*Liv.* X, 9, 12), ward er für das J. 461 mit Spurius Carvilius Maximus zum Consul erwählt (*Liv.* X, 38)[24]). Die Kräfte der Samniter waren noch nicht erschöpft, ihr Muth noch nicht gebrochen; drei neue Heere wurden aufgestellt. Um alle Streitkräfte zum Widerstande aufzubieten, vereinigten sie jetzt geistliche Schrecknisse mit den Zwangsmitteln der Obrigkeit. Die Heerschau aus ganz Samnium ward bei Aquilonia angesagt; allen Waffenfähigen ward bei Strafe der Ächtung geboten, sich dort einzufinden. Fast in der Mitte des Lagers ward eine mit Linnen verhängte Stiftshütte errichtet; dort wurden nach alten Gebräuchen Opferthiere geschlachtet und die Einzelnen vom Adel durch den Feldherrn in dieses Heiligthum berufen. Alles war geeignet, die Schrecknisse des Augenblicks zu erhöhen, inmitten des finstern Raums die Altäre und rings um sie die geschlachteten Opferthiere und Centurionen mit bloßen Schwertern in der Nähe stehend. Dort mußte jeder zunächst unverbrüchliches Stillschweigen geloben, dann sein eignes Haupt und Geschlecht verfluchen, wenn er nicht in das Treffen ginge, wohin der Imperator befehle, oder daraus flöhe, oder, wen er fliehen sähe, nicht sogleich tödtete. Einige, die sich Anfangs geweigert hatten, die Eidesformel nachzusprechen, wurden auf der Stelle niedergestoßen und ihre unter den Opferthieren herumliegenden Leichen waren für die Nachfolgenden eine fürchterliche Mahnung. Aus diesen Vereidigten nahm der Imperator zehn, diese wählten jeder einen, bis durch freiwillige Wahl 16,000 Mann zusammengebracht waren. Diese

23) [illegible]

24) Hier konnte Niebuhr (Röm. Gesch. III. S. 456 fg.) Führer sein, der meist aus Livius übersetzt hat.

Legion erhielt von den linnenen Decken des geheiligten Raumes den Namen linteata; sie hatte ausgezeichnetere Waffen und Helmbüsche. Ein zweites Corps von mehr als 20,000 Mann war nicht minder tüchtig (*Liv.* X, 38). Mit diesem Heere fielen sie in Campanien ein, während die Consuln, um sie zum Rückzuge zu nöthigen, in ihr unvertheidigtes Land einfielen (*Zonar.* VIII, 1). Nach Livius (X, 39) zog Sp. Carvilius nach Samnium und nahm dort Amiternum mit Gewalt ein; Papirius, mit einem neuen Heere, nahm einen ganz unbekannten Ort, Duronia, ein und lagerte sich erst, nachdem er gemeinschaftlich mit seinem Collegen Samnium verheert hatte, der samnitischen Armee bei Aquilonia gegenüber, indeß Carvilius, nur 20 Millien entfernt, Cominium einschloß. Der Consul zögerte lange mit einer förmlichen Schlacht; als er aber den ungestümen Foderungen seiner Soldaten nicht länger widerstehen konnte, foderte er Carvilius auf, an demselben Tage die Samniter bei Cominium aufzuhalten. Um die günstige Stimmung des Heeres nicht zu stören, gab selbst der Aufseher der Hühner einen falschen Bericht von den angestellten Auspicien, die nicht so günstig ausgefallen waren, als er sagte[25]). Und als sich am folgenden Tage ein Gerücht von jener Lüge verbreitete und die Ritter beunruhigt sich an den Consul wandten, nahm er keine Rücksicht, stellte den Hühnerwärter ins erste Glied, wo er noch vor Beginn der Schlacht getödtet wurde. Dies und andere günstige Anzeichen erhöhten den Muth der Römer, denen ein günstiger Erfolg nicht wenig dadurch erleichtert ward, daß an demselben Tage der samnitische Feldherr 8000 Mann nach Cominium sandte. Dazu kam des Papirius List, der einige Cohorten der Bundesgenossen nebst Packknechten auf Zugthieren ausgesandt hatte, um auf der Straße mit nachgeschleppten Zweigen ungeheuern Staub zu erregen. Die Samniter vermutheten daraus die Ankunft des zweiten römischen Heeres, und auch Papirius wußte den Moment zur Befeuerung des Kampfes geschickt zu benutzen. Die Reiterei durchbricht die feindlichen Scharen, die keinen längern Widerstand leisten. Das samnitische Fußvolk entflieht ins Lager, ohne es behaupten zu können, die Ritter und die Edeln unmittelbar nach Bovianum. Das Lager nahm Volumnius; Scipio wendet sich sogleich gegen Aquilonia, dessen starke Mauern noch widerstehen; er nimmt in muthigem Angriffe das Thor und behauptet sich dort, ohne mit seiner geringen Mannschaft in das Innere der Stadt einzudringen; aber noch in der Nacht wird sie von den Feinden verlassen. Den Verlust der Samniter gibt Livius (X, 42, 5) an Getödteten 30,340, an Gefangenen 3870 und 97 Feldzeichen, offenbar unwahrscheinlich, da das ganze Heer derselben bei Aquilonia nur etwa 36,000 Mann zählte und überdies 8000 Mann vor dem Beginn der Schlacht das Lager verlassen hatten; Orosius (III, 22) spricht nur von 12,000 getödteten Samnitern, und Ähnliches könnte auch wol in dem Texte des Livius gestanden haben. Die eingenommene Stadt ward den Soldaten Preis gegeben und die geplünderten Häuser verbrannt (*Liv.* X, 44). Noch aber standen die Samniter vom Kampfe nicht ab; Papirius fand bei Säpinum Widerstand, und erst nach langer Belagerung ward er Meister dieser Stadt (*Liv.* X, 45). Erst als der Schnee schon Alles bedeckte und das Ausdauern im Freien nicht mehr gestattete, zog Papirius mit einem glänzenden Triumphe (Idibus Februariis) in Rom ein (*Liv.* X, 46). Aber seine Soldaten murrten, daß er das erbeutete Geld nicht unter sie vertheilte, sondern dem Schatze übergab, und auch das Volk wünschte davon eine Erleichterung der Kriegssteuer. Den Tempel des Quirinus, den sein Vater gelobt hatte, weihte er und schmückte von den Spolien ihn und das Forum; denn die Menge derselben war so groß, daß sogar Bundesgenossen und Colonen zur Ausschmückung ihrer Tempel und öffentlichen Plätze davon erhielten (*Liv.* X, 46). Die Thaten dieses Consulats hinterließen bei den Römern ein so glänzendes Andenken, daß beide, Papirius wie Carvilius, 21 Jahre nachher (482 ab u. c.) zu einem zweiten Consulate berufen wurden[26]), um den Krieg gegen die Samniter zu beendigen. Papirius unterwarf die Lucaner und Bruttier und nahm durch Milo's Verrath (*Frontin.* III, 3) Tarent ein, für welche Thaten ihm ein zweiter Triumph zu Theil ward. Näheres über seinen Charakter wissen wir nicht, doch bedeutsam ist, was Livius (X, 42) erzählt, daß er dem Jupiter Victor ein Gläschen süßen Weines darzubringen gelobte, ehe er selbst zeche.

5. Spurius Papirius Cursor, der Neffe von Nr. 4, wurde abgesandt im Lager vor Aquilonia, um die Besorgnisse über die ungünstigen Auspicien dem Oheime mitzutheilen (*Liv.* X, 40, 9 und 10). Wegen seiner Tapferkeit ward er nebst einigen Andern mit Armringen und goldenen Kränzen beschenkt (*Liv.* ib. 44, 4).

6. Ob dieser Lucius, den die Fasten im J. 482 als Censor nennen und mit Spurii filius Lucii nepos bezeichnen, hierher gehöre, weiß ich nicht anzugeben.

IV. Es folgt die patricische Familie der Masones, denn für diese Schreibart des Namens mit einfachem s sprechen vor Allem die bestimmten Zeugnisse einiger Münzen, die capitolinischen Fasten und die in Handschriften des Livius und Plinius öfter sich vorfindende Corruptel Maso. Nähmen wir blos auf handschriftliche Überlieferung Rücksicht, so könnte die Schreibart mit doppeltem s den Vorzug zu verdienen scheinen, denn solche geben die Handschriften Cicero's, auch der mediceische Codex der Briefe und alle Ausgaben derselben bis auf Schütz, die codd. Gelenii des Plinius, die Bücher des Valerius Maximus; für sie könnte auch die Corruptel des florentiner Codex (*Liv.* XXI, 25, 4) Nasso und die der meisten Handschriften bei demselben (XXV, 2) Lemasso oder Lamasso und die bei Cicero (N. D. III, 20) Marso entscheiden. Aber nach Sigonius' Vorgange hat man der ersten Form den Vorzug gegeben und dieselbe jetzt in alle Ausgaben aufgenommen. Von den multi Masones, die nach Cicero's Versicherung gewesen sind, gibt es theil-

25) s. *Liv.* X, 40. *Valer. Max.* VII, 2, 5. *Oros.* III, 22.

26) Niebuhr III. S. 613.

weise nur sichere Nachrichten; die wichtigern hat Ruperti[27]) (p. 160) in folgendem Stemma zusammengestellt:

1) Lucius Papirius Maso.

Cajus Papirius Maso. Cajus Papirius Maso. Lucius Papirius Maso.

2) Caj. Papir. Maso. 3) Caj. Papir. Maso. 4) Caj. Papir. Maso.

6) Papiria. 5) Lucius Papirius Maso.

1. Den ersten, welchen die Geschichte aus dieser Familie nennt, bezeichnet Cicero in dem Briefe an Pätus als aedilicis, damit offenbar andeutend, daß er zu den höhern Würden gar nicht gelangt ist. Pighius setzt ihn mit dieser Würde als curulischer Ädil ins Jahr der St. 441.

2. Sein Enkel, Cajus Papirius Maso, in den Fasten als Caii filius Lucii nepos bezeichnet, gelangte 506 zur Quästur; 512 war er Ädilis curulis, in welchem Amte er mit seinem Collegen Lucius Lentulus Caudinus den Cultus der Juno Sospita hergestellt zu haben scheint. Dahin gehören offenbar die Münzen, welche die Namen beider Ädilen enthalten, um eine sella curulis, über der ein Kranz aufgehängt ist, und auf der andern Seite den Kopf der Göttin mit einem Ziegenfelle verhüllt (*Rasche*, Lexic. rei num. T. III. p. 562). Eilf Jahre später (523) wurde er mit Marcus Pomponius Matho Consul, wie Zonaras (VIII. p. 401. C. D.), Cassiodor, die capitolinischen Fasten und das alexandrische Chronicon angeben. Während Pomponius einen Feldzug gegen die Sarder unternahm und nur durch Hilfe der aus Italien herbeigeschafften Spürhunde den in Wäldern und Schluchten versteckten Einwohnern auf die Spur kommen konnte, zog unser Maso mit einem Heere gegen die Corsen. Als er die Feinde aus der Ebene vertrieben und in die Berge zurückgedrängt hatte, legten ihm das Terrain und der Wassermangel große Schwierigkeiten in den Weg, die er alle glücklich besiegte und die Feinde zum Frieden zwang (*Zonar*. l. c. *Γαΐος δὲ Παπείριος ἐκ μὲν τῶν πεδίων τοὺς Κυρνίους ἀπήλασε, βιαζόμενος δὲ πρὸς τὰ ὄρη συχνοὺς ἐξ ἐνέδρας ἀπέβαλε — καὶ ἔπεισε τοὺς Κυρνίους ὁμολογῆσαι*). Pomponius erlangte die Ehre eines Triumphes; Maso war nicht so glücklich und konnte von dem Senat die Bewilligung derselben Ehrenbezeigung nicht erhalten, weil sein Sieg mit einem großen Verluste für das Heer verbunden war. Da war er der erste, der sich selbst einen Triumph auf dem albanischen Berge veranstaltete (in den Fasten heißt es: C. Papirius C. f. L. n. Maso Cos. de Corseis primus in Monte Albano Ann. DXXII. Idibus Mart.), und zur Unterscheidung von andern Triumphatoren erschien er bei den circensischen Spielen nicht mit einem Lorbeer-, sondern mit einem Myrtenkranze. So erzählt schon L. Piso der Annalist in einem Fragment bei Plinius (N. H. XV. c. 29. sect. 38): Papirium Masonem, qui primus in monte Albano triumphavit de Corsis, myrto coronatum ludos Circenses spectare solitum, womit die Nachricht bei Valerius Maximus (III, 6. ext. §. 5) zu vergleichen ist. Anders lautet freilich die Erklärung bei Festus (p. 100 in d. Ausg. von Lindemann): myrtea corona Papirius usus est, quod Sardos in campis Myrteis superasset, wo die Angabe zum Theil falsch, die Ableitung wenig wahrscheinlich ist. Aus der Beute dieses Feldzugs weihte er einen Tempel des Fons (*Cicer*. Nat. Deor. III, 20, 52); auf denselben möchte ich auch den Denar beziehen, dessen eine Seite das behelmte Haupt der Roma, die andere Mars auf einem Zwiegespann darstellt, in der Rechten die Lanze schwingend, mit der Linken den Schild haltend (*Rasche* l. c.).

3. Cajus Papirius Maso nennen nach Livius (XXI, 25, 3) Einige unter den drei Männern, welche im Anfange des zweiten punischen Krieges römische Colonien nach Placentia und Cremona zu führen beauftragt waren[28]). Er starb als Priester im J. 542 (*Liv*. XXV, 2, 1).

4. In demselben Jahre starb auch C. Papirius L. F. Maso decemvir sacrorum. Dies ist die einzige Notiz über ihn bei Livius an der zuletzt angeführten Stelle.

5. Sein Sohn Lucius Papirius Maso war im J. 578 Prätor urbanus (*Liv*. XLI, 18 u. 19) und es könnte wol sein, daß er es war, der bei einer Erbstreitigkeit entschied, bei der Ungewißheit über die Dauer der Schwangerschaft könnte auch ein im 13. Monat geborenes Kind als rechtmäßiger Erbe auftreten. Masurius auctor est, sagt Plinius (H. N. VII. s. 5. c. 4), L. Papirium praetorem, secundo herede lege agente bonorum possessionem contra eum dedisse, cum mater partum se XIII mensibus diceret tulisse, quoniam nullum certum tempus pariendi statum (vielleicht statui zu ändern) videretur.

6. Die Tochter des Consulars Maso Papiria heirathete L. Ämilius Paulus, trennte aber diese Ehe wieder, obschon sie ihm zwei Söhne, Quintus Fabius Ämilianus und P. Cornelius Scipio Ämilianus, geboren hatte. Die Gründe dieser Ehescheidung sind unbekannt und Paulus verbarg sie selbst seinen Freunden (*Plutarch*. Aemil. Paul. c. 5). Als nun Papiria in große Noth kam, unterstützte sie ihr Sohn Scipio mit großer Liberalität und erwarb sich auch dadurch allgemeine Achtung (*Diodori* fragm. L. XXXI. T. X. p. 35. ed. Bipont.).

Außer diesen gedenkt Cicero noch eines Marcus Papirius Maso, der seinen Bruder Sext. Älius Ligur, den Volkstribunen, enterbte, in den Briefen an Atticus (V, 4, 2) und in der Rede pro domo (19. §. 49). Es kann derselbe römische Ritter sein, der Anhänger des Pompejus, welcher von P. Clodius auf der appischen Straße ermordet wurde (*Cic*. pro Milone. c. 7. 18. *Ascon*. in Milon. p. 48. Schol. Bob. Milon. p. 284), was im Jahre der Stadt 696 geschah. Einen Senator C. Papirius Maso finden wir in Cicero's Rede pro Balbo c. 23.

V. Die Familie der Mugillani[29]) hat zuerst,

27) Nur in dem Namen des Vaters des Consuls begeht er einen Irrthum, indem er ihn Quintus nennt, während Fasten und Münzen das offenbar mehr beglaubigte Cajus darbieten.

28) Pseudoascon. (in Pison. p. 3) nennt diesen P. Papirius Maso. 29) Über die Schreibart des Namens vergl. *Drakenbroch*. ad *Liv*. IV, 7, 10.



so viel man weiß, sich ausgezeichnet, ihr Name findet sich am frühesten in den Fasten, jedoch läßt sich nur die Abkunft von dreien näher nachweisen und ein vierter steht allein da. Es sind

1) Lucius Papisius Mugillanus.

2) Lucius Papisius Mugillanus. 3) Marcus Papisius Mugillanus.

1. Über das Haupt der Familie schreibt Cicero an Pätus: Fuerunt patricii minorum gentium, quorum princeps L. Papirius Mugillanus, qui censor cum L. Sempronio Atratino fuit, cum antea consul cum eodem fuisset, annis post Romam conditam CCCXII, denn so muß die Stelle, trotz aller handschriftlichen Auctorität nach den Überlieferungen der Historiker hergestellt werden, da die gewöhnliche Lesart den Mugillanus erst die Censur und dann das Consulat verwalten läßt. Als nämlich im J. 310 die ersten Militairtribunen mit consularischer Gewalt, drei an der Zahl, gewählt waren, sahen sie sich, wie Livius sagt (IV, 7, 3), nach drei Monaten, nach Dionysius aber schon nach 73 Tagen genöthigt, ihre Ämter wieder aufzugeben. Nach mancherlei Streitigkeiten wurden Lucius Papirius (Lucii filius) Mugillanus und L. Sempronius Atratinus zu Consuln gewählt [30]) und unter ihrer Verwaltung das Bündniß mit den Ardeaten erneut. Licinius Macer wird dafür als bestimmte Auctorität von Livius (IV, 7, 12) angeführt. Fehlten nun ihre Namen in den Verzeichnissen der Magistraten und den alten Annalen, so läßt sich die Weglassung aus der im Anfange des Jahres vorgenommenen Wahl der Militairtribunen wohl erklären. Wenn nun Livius weiter erzählt, daß im folgenden Jahre die Censur eingerichtet sei und die beiden Consuln des vorhergehenden Jahres zu den ersten Censoren ernannt seien, liegt dabei eine Unrichtigkeit zum Grunde, die Niebuhr's Scharfsinn (Röm. Geschichte. II. S. 463) dahin bestimmt, „daß die beiden Männer dasselbe Amt schon im vorhergehenden Jahre bekleidet hätten und daß darnach die den Consulartribunen angewiesenen Geschäfte ohne eine neue Wahl ihnen anheimfallen konnten, sobald diese entfernt waren? Macer mochte nur vermuthen, weil er ihre Namen in der Urkunde des Bündnisses mit Ardea fand. Übrigens wäre ihnen als der vornehmeren Magistratur, der Abschluß eines Bündnisses, auch wenn die Militairtribunen noch im Amte waren, zugekommen. Daß sie erst unter dem Jahre 311 als Censoren erwähnt werden, hat seinen Grund darin, daß in den Fasten ihre Namen immer erst da angegeben werden, wo sie die Volkszählung für das Lustrum schlossen. Im J. 327 gelangte er mit Cajus Servilius Ahala abermals zum Consulat, als man den Krieg gegen Veji zu führen beschlossen hatte. Aber Cärimonialgesetze verhinderten die Ausführung des Planes (*Liv.* IV, 30, 12).

2. Der im J. 332 zum Militairtribun erwählte Lucius Papirius Mugillanus ist wohl sein Sohn (*Liv.* IV, 42), derselbe dann auch der Interrex, der Volk und Senat wieder zu versöhnen und beide zur Nachgiebigkeit in ihren Foderungen zu bewegen wußte, wie Livius in dem folgenden Capitel erzählt, und Censor des Jahres 336.

3. Marcus Papirius Mugillanus bekleidete zweimal das Militairtribunat, zuerst im J. 336, wo gleich im Anfange der Amtsführung Streit ausbrach, wer von den drei Tribunen in der Stadt zurückbleiben, welchen beiden die Anführung des Heeres gegen die Lavicaner übertragen werden sollte. Unser Mugillanus war unter den letztern. Aber der in der Stadt begonnene Zwist dauerte im Lager fort, ja er wurde immer ärger; jeder wollte seine Pläne durchsetzen, jeder allein gebieten, sodaß sie zu täglich wechselndem Oberbefehl ihre Zuflucht nehmen mußten. Die nachtheiligen Folgen der Zwietracht blieben nicht aus, die Feinde griffen sie an, verjagten sie aus dem Lager und nöthigten Tribunen, Legaten und die zum Schutz der Feldzeichen bestimmte Mannschaft nach Tusculum zu gehen. Nur der Dictator Q. Servilius Priscus rettete sie durch besonnene Fürsorge (*Liv.* IV, 45 u. 46). Zum zweiten Male gelangte er zu demselben Amte 338 (*Liv.* IV, 47), wo äußere Ruhe die Tribunen veranlaßte durch agrarische Gesetze die Gemüther der Bürger aufzuregen. Consul war er 342 mit C. Nautius Rutilus.

4. Einen vierten Mugillanus mit dem Vornamen Lucius nennen Fasten und Livius (VIII, 23, 17) als Consul des Jahres 428 zugleich mit C. Pötelius Libo, andere gaben L. Papirius Cursor (s. oben Cursores Nr. 3). In dieses Jahr verlegen daher auch die gewöhnlichen Angaben die lex Poetelia et Papiria de nexis, durch welche die Verpfändung der persönlichen Freiheit abgeschafft und somit für den ganzen plebejischen Stand Befreiung von herabwürdigendem Makel und Tyrannei gewährt wurde. Nur aber für diejenigen wurde die Verpfändung der Person gelöst, welche beschwören konnten, daß sie hinreichendes Eigenthum besäßen, um ihre Schuld zu bezahlen; denn diesen wichtigen Zusatz macht Varro in der sonst sehr verdorbenen Stelle de Ling. lat. VII. §. 105 ut omnes, qui bonam copiam iurarent, ne essent nexi, sed soluti. Da aber nach der Sage dieses Gesetz eine Folge des caudinischen Unglücks war, so wird es offenbar, daß das Consulat des Pötelius mit dessen Dictatur verwechselt ist und das Gesetz um zwölf Jahre später zu setzen ist. Dadurch fällt die Mitwirkung dieses Papirius, die ohnehin nicht näher bekannt ist, weg und es ergibt sich die Falschheit der Doppelbenennung. Vergl. Niebuhr, Röm. Gesch. III. S. 178. 343, dem Müller (ad Varron. de l. l. p. 162) beistimmt und Baiter's Index legum im Onom. Tull. p. 243 sq. (Vergl. weiter unten S. 163. Red.)

VI. Aus der plebejischen Familie der Päti ist hauptsächlich nur Lucius Papirius Pätus bekannt, ein Zeitgenosse und Freund des Cicero, von dem die in der Sammlung ad Familiares 9. Buch enthaltenen Briefe Nr. 15—26 an ihn gerichtet sind. Man erkennt ihn daraus als einen heitern Lebemann, dem die praktische Anwendung Epikureischer Grundsätze näher lag als

30) Bei Dionysios (XI. p. 736) stand fehlerhaft *Μενίκιος Παπίριος Μογίλλανος.*

die politischen Sorgen, die grade damals den Cicero quälten. Daher behelligt ihn dieser auch wenig mit Neuigkeiten, die auf Staatsverhältnisse sich beziehen, noch weniger mit ausgedehnten Klagen über seine eigene gedrückte und unsichere Stellung. Desto ausführlicher schreibt er ihm über obscöne Scherze, macht mit ihm Späße, erörtert die Tafelfreuden und holt seinen Rath ein bei dem Kaufe von Häusern und Villen. Da Pätus selbst eine gute Tafel führte, bittet er sich bei ihm zu Gaste und will auch bei ihm wohnen. Die bedeutendsten Briefe in der Sammlung sind der bei unsern Untersuchungen oft angezogene 21. über die Herkunft der Papirier, über welche Pätus in merkwürdiger Unwissenheit sich befindet und der gleich darauf folgende über Obscönitäten, der über solche Sachen einiges erläutert, vieles aber auch bei der Dunkelheit der Anspielungen dunkel läßt. Sein Bruder Servius Claudius oder Clodius war ein wissenschaftlich gebildeter Mann (literatissimus homo) und hatte durch gründliche Studien ein so scharfes Ohr für Plautinische Verskunst sich erworben, daß er Echtes und Unechtes mit der größten Leichtigkeit unterscheiden konnte (ad Fam. IX, 16, 4). Seine aus griechischen und lateinischen Schriften bestehende Bibliothek bekam Cicero zum Geschenk (ad Attic. I, 20, 7. II, 1, 12). Auch die Mutter der beiden Brüder war in jener Zeit noch am Leben (ad Fam. IX, 16, 8).

VII. Für die gleichfalls plebejische Familie der Turdi gibt es ebenfalls nur einen Repräsentanten, Cajus Papirius Turdus, der im J. 576 Volkstribun war (*Liv.* XLI, 6). Einige Münzen mit diesem Namen beschreibt Rasche (Lex. rei num. III. p. 566).

Dies sind die Familien, deren Cicero gedacht hat, aber Historiker und noch mehr Inschriften enthalten außerdem ganz andere Namen, bei denen in der Regel die einfache Anführung in alphabetischer Ordnung genügen mag.

Cnejus Papirius Älianus nennen die Fasten als Consul des Jahres 936 (184 n. Chr.), ob derselbe, welcher in einer Inschrift bei Gruter (p. 227. Nr. 3) erwähnt wird?

Cajus Papirius Agathemerus (*Gruteri* corp. inscr. p. 241).

Cajus Papirius Cestus setzt seiner Gattin Vergilia Optata ein Denkmal bei Gruter (p. 814, 6).

Cnejus Papirius Cursor, ebendas. (p. 447, 10).

Titus Papirius Curus, ebendas. (p. 235, 10).

Publius Papirius Eutropus oder Autropus, ebend. (p. 13, 8. 16, 7).

Publius Papirius Eutychus, ebendas. (p. 822, 6).

Papirius Fabianus, oder, wie er vollständig genannt werden muß, Ser. Flavius Papirius Fabianus, einer der wenigen römischen Philosophen, die in den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr. den philosophischen Studien einige Bedeutung verschafften. Als Lehrer Seneca's fand er in diesem einen mit der größten Pietät seine Verdienste anerkennenden Schüler, sowie denn auch seine öffentlichen Vorträge mit großem, wenn auch nicht überlautem, Beifalle aufgenommen zu werden pflegten (*Seneca* epistol. 56), zumal dieselben durch Leichtigkeit und Gewandtheit ausgezeichnet waren (idem epist. 40). Seneca rechnet ihn zu den wahren Philosophen nach dem Muster der alten Zeit, nicht zu den Katheder-Philosophen, wie sie zu seiner Zeit schon nicht selten zu sein pflegten (non ex his cathedrariis philosophis, sed ex veris et antiquis, s. de brevitate vit. 10), nennt ihn einen im Leben durch sein Wissen und auch durch seine Beredsamkeit ausgezeichneten Mann (vir egregius et vita et scientia et, quod post ista est, eloquentia quoque, s. ep. 40). Die Zahl seiner philosophischen Schriften kann nicht gering gewesen sein, da ihre Anzahl der der Ciceronianischen nahe kommen soll (epist. 100); er empfahl diese Studien angelegentlich (de brevitat. vit. 14) und einzelne Proben aus seinen Ansichten, besonders über den Kampf gegen die Leidenschaften, theilt sein Schüler mit (de brevit. vit. 10). Ob aber die bei Seneca (ep. 100) angenommene Lesart civilium libri richtig sei, dürfte sehr bezweifelt werden, da die handschriftlichen Überlieferungen artium civilium, artium et vilium, artium iulium, archinilium eher der scharfsinnigen Conjectur des Lipsius αἰτιῶν φυσικῶν das Wort reden, auf die Charisius' Citat causarum naturalium am besten paßt. Damit stimmten auch die wenigen Fragmente, wie das bei Seneca (consol. ad Marc. c. 23), über das schnelle Wachsthum und die übermäßige Größe der Kinder als nachtheilig einwirkend auf verkürzte Lebensdauer, oder das bei Plinius (H. N. XXXVI, 15. s. 24. §. 125) über die Entstehung des Marmors, bei welcher Gelegenheit ihn Plinius naturae rerum peritissimus nennt. Die von Andern vielfach getadelte Darstellung des Philosophen nennt Seneca nicht blos zierlich (nitida, ep. 85), sondern widmet auch der Vertheidigung derselben den ganzen hunderten Brief, indem er nur Cicero, Asinius Pollio und Livius ihm vorzieht. Durch seine Auctorität vertheidigt er auch den Ausdruck essentia (ep. 85), wodurch die schwierige Stelle Quintilian's (I. O. VIII, 3, 33) erklärt und die Bedenken der Ausleger gehoben werden können. In seinem Wesen scheint liebenswürdige Bescheidenheit vorgewaltet zu haben (*Senec.* ep. 11). Der Rhetor Seneca gedenkt seiner controv. lib. II. prooem. p. 132. 12, 172. Vergl. Westermann, Röm. Beredſ. S. 297).

Lucius Papirius aus Fregellä, ein Redner in der Zeit des Tib. Gracchus, der eine Rede pro Fregellanis coloniisque latinis im Senate hielt, die Cicero noch besaß (Brut. 46, 170. *Meyer.* oratt. fragm. p. 7).

Cajus Papirius Felix, ein Freigelassener des Cajus bei Gruter (p. 550, 8) und Kellermann (Nr. 96), bei dem auch Taf. V. ein Marcus Papirius Felix sich findet.

Lucius Papirius Festus, zweimal bei Kellermann (Taf. II. u. VI).

Cnejus Papirius Fuscus bei Gruter (p. 447, 10).

Papirius Fronto, ein Jurist, der vier Bücher re-

sponsiones verfaßte. 15. D. de peculio l. 40 et l. 20. de legatis et fideicommiss. l. 3.

Papirius Justus, gleichfalls Jurist und Verfasser von 20 Büchern constitutiones Divorum fratrum. D. de servit. urb. praed. l. 13. [Vergl. *Bach.* hist. iurisprud. p. 476 ed. VI.]

Papirius Maro bei Kellermann (II, 4, 53).

Publius Papirius Pastor P. F. Augur IIvir praef. fabr. praef. Neronis Caesaris IIvir Quinq. sibi et *Cn. Papirio Fusco* fratri IIvir. *Cn. Papirio Cursori* filio. *Cn. Papirii Fusco* filio pontif. T. F. I. S. *Gruter.* p. 447, 10.

Lucius Papirius Potamo, ein Schreiber des Verres (*Cic.* accus. in Verr. III, 66, 154) und treuer Gehülfe bei allen Schandthaten (ibid. 60, 137).

Papirius Prätextatus, der schlaue Knabe, welcher den neugierigen Fragen seiner Mutter über die in dem Senate verhandelten Geschäfte Anfangs, wie dies gewünscht war, beharrliches Stillschweigen entgegensetzte, dann aber, als er ihren dringenden Bitten nicht länger widerstehen konnte, zu der Lüge seine Zuflucht nahm, daß es sich um die Vortheile der Monogamie oder Bigamie handle. Welchen Aufstand darauf die Weiber erregt, wie der Knabe den staunenden Senat aufgeklärt, und zur Belohnung für seinen Scharfsinn den Beinamen praetextatus und das alleinige Vorrecht mit seinem Vater den Senatssitzungen beizuwohnen erhalten habe, das hatte Cato der alte in der Rede gegen Galba seinen Soldaten erzählt, und aus dieser Quelle ist es von Gellius (Noct. Att. I, 23) und Macrobius (Saturn. I, 6) geschöpft worden.

Marcus Papirius Priscus in einer Inschrift bei Gori (Inscript. Etr. I. p. 49. nr. 92), Muratori (840, 2) und Kellermann (nr. 54).

Lucius Papirius Probus, der Sohn des Cajus, setzt seiner Gattin Papiria Polcra (Pulchra) einen Leichenstein, bei Gruter (p. 556, 1).

Cnejus Papirius Sagitta, bei Gruter (p. 444, 2).

Papirius Socrates in einer Inschrift bei Orelli (nr. 3408) und Kellermann (nr. 181), in der auch ein Papirius Sporus erwähnt ist, der Bruder des vorhergehenden und Tribun in der ersten Antoninianischen Cohorte. Wenn Orelli das räthselhafte PP. in P. F. ändert, so widerstreitet das den deutlichen Zügen des Steines.

Cajus Papirius Sodalis bei Gruter (p. 444, 2).

Marcus Papirius, dessen Familienname aus dem COR. der Inschrift sich nicht erkennen läßt, erscheint als Wasserbauinspector (praef. ripae Tibissi Danuvii) und Aufseher einer Brücke in Mösien und Präfect einer pannonischen Cohorte in einer Inschrift bei Gruter (p. 448, 3).

Zum Schluß werde noch des Dionysius Papirius gedacht, der mit glücklichem Erfolg als praefectus annonae die Getreidepreise künstlich gesteigert hatte, um durch die daraus entstehende Noth die Volkswuth gegen Kleander anzuregen (*Dio Cass.* LXXII, 13). Jedoch entging auch er der Grausamkeit des Commodus nicht, der ihn tödten ließ (ibid. c. 14). Auf diese Verhältnisse kann Lampridius (c. 14) bezogen werden. (*F. A. Eckstein.*)

PAPIRIA LEX. Unter diesem Namen werden uns verschiedene römische Gesetze genannt, wovon die früheste die lex Julia Papiria de multarum aestimatione ist. Aus Livius (IV, 30) war längst bekannt, daß die Consuln des J. 320 d. St., 430 v. Chr. G., die er L. Papirius Crassus und L. Julius nennt, nachdem sie durch Indiscretion eines Tribun erfahren hatten, daß die Tribunen die Absicht hätten, auf ein solches Gesetz anzutragen, um sich die Popularität desselben anzueignen, ihnen zuvorgekommen waren, und daß dieses Gesetz mit großem Beifall aufgenommen worden. Jetzt wissen wir aus Cicero (de rep. II, 35), 1) daß das Consulpaar, von dem das Gesetz ausgegangen, C. Julius und P. Papirius geheißen, 2) daß die Veranlassung zu diesem Gesetze darin lag, quod L. Papirius P. Pinarius censores multis dicendis vim armentorum a privatis in publicum averterant, d. h. daß die genannten Censoren durch Auferlegung einer großen Anzahl von Multen oder Brüchen eine Menge Vieh den Privatpersonen entzogen, und dem Staate zugeeignet hatten; 3) daß sie 20 (soll heißen 25) Jahre nach der von den Consuln Sp. Tarpeius und A. Aternius gegebenen lex über die Multen erlassen; und 4) durch dieselbe eine levis aestumatio pecudum eingeführt worden sei. Das Sachverhältniß, wie es von Gellius (XI, 1) verkannt, von Niebuhr (II, 341. 2. Ausg.) erkannt ist, war also folgendes: Durch das Gesetz der Consuln Tarpejus und Aternius war der Willkür der Magistrate im Bestimmen von Multen auch für Plebejer in so weit ein Ziel gesetzt, als die Mult nie über 30 Rinder und 2 Schafe betragen sollte. Indem aber der größere oder geringere Werth der entzogenen Hausthiere eine Ungleichheit und damit eine Willkür bestehen ließ, wurde nun durch das Papirische Gesetz eine Reduction dieser Multen auf Geld eingeführt, nämlich für ein Schaf 10 as, für ein Rind 100 as.

II. Im J. 422 d. St., 332 v. Chr. G., wurde durch eine von L. Papirius als Prätor beantragte lex den Einwohnern der campanischen Stadt Acerrä das römische Bürgerrecht, jedoch das beschränkte ohne Stimmrecht, ertheilt, aber auch dieses ihnen sehr bald bewilligt. *Liv.* VIII, 17.

III. Lex Poetelia-Papiria der Consuln C. Pötelius und L. Papirius vom J. 326 v. Chr., 428 d. St., nach der gewöhnlichen auf Livius (VIII, 28) sich stützenden Annahme, nach Niebuhr aber (III, 178 u. 343), dem C. O. Müller (zu Varr. VII, 105) beistimmt, ist von Livius oder seinen Vorgängern mit Unrecht auf das Consulat des Pötelius übertragen, was in dessen zwölf Jahre spätere Dictatur gehört, in welchem Falle es nur eine lex Poetelia und nicht Poet.-Papiria war. Durch dieses Gesetz wurde das alte Schuldrecht dahin abgeändert, daß hinfort Niemand mehr auf den Leib borgen, für die Schuld nur das Vermögen haften, alle Schuldknechte, welche ihre Solvenz beschwören könnten, entlassen, in Fesseln und Banden nur die wegen Verbrechen addicirten bis zur erfolgten Sühne des Verbrechens sollten gehalten werden. (Vergl. oben S. 161. Red.)

IV. In das Jahr 563 d. St., 191 v. Chr., ungefähr wird die lex Papiria de assibus gesetzt, durch welche die letzte Reduction mit dem Kupferaß vorgenom-

men und derselbe auf $\frac{1}{24}$ seines ursprünglichen Gewichts, d. h. auf $\frac{1}{24}$ Pf. herabgesetzt wurde (cf. *Plin.* N. H. XXXIII, 3).

V. L. Papiria tabellaria, vom Volkstribun C. Papirius Carbo im J. 622 d. St., 131 v. Chr. G., gegeben, durch welche die durch die lex Gabinia bei Wahlen und durch die lex Cassia bei Gerichten, die in der Volksgemeinde gehalten wurden, eingeführte Weise der Abstimmung durch Täfelchen, auch auf die wegen Gegenstände der Gesetzgebung zu haltenden Volksversammlungen ausgedehnt und auch hier die Abstimmung durch Geschrei abgeschafft wurde (*Cic.* Legg. III, 16). Von demselben Volkstribun stammte die l. Papiria de tribunis pleb. reficiendis, durch welche er den Antrag machte, es soll die Gemeinde befugt sein, einen und denselben wiederholentlich und auch ohne Unterbrechung zum Volkstribun zu ernennen, ein Antrag, dem sich P. Africanus, Lälius und Andere von der Senatspartei mit allem Eifer widersetzten (*Cic.* Lael. 25. *Liv.* epitom. 59).

VI. Ungewisser Zeit ist die l. Papiria, vom Volkstribun Q. Papirius, durch welche verfügt wurde, daß ohne Genehmigung des Volks Niemand das Geringste consecriren solle (*Cic.* pro dom. 50). (*H.*)

PAPIRIA TRIBUS, wie so viele andere der 35 römischen Tribus, genannt nach der patrizischen Familie dieses Namens; ihrer wird auf Inschriften sehr häufig gedacht, indem jetzt als ausgemacht angesehen werden kann, daß es keine Papia tribus je gegeben, und die Abbreviatur PAP., immer Papiria zu lesen ist (cf. *Hagenbuch.* de Romana tribu Pap. *πάρεργον.*; *Orell.* Inscrr. Latt. T. 2. p. 18). Livius (VIII, 37 extr.) meldet, daß diese Tribus nie leicht einem Candidaten der Tribus Pollia ihre Stimme gegeben, und zwar wegen der harten Sentenz, welche dieser Stamm einmal gegen die zur Papiria gehörigen Tusculani abgegeben hatte. (*H.*)

PAPIRIANUM JUS [1]). Kunde von diesem ältesten römischen Rechtsbuche geben Pomponius [2]) und Dionysius [3]); Servius [4]) erwähnt es unter dem Namen Lex Papiria; möglich, daß auch Cicero [5]), wie angenommen worden [6]), darauf hindeutet. Aber die Berichte der erstgenannten Schriftsteller stimmen nicht mit einander überein, und ihre Deutung und Vereinigung ist schon längst aufs Mannichfachste versucht worden.

Bleibt man zunächst bei den vorliegenden Überlieferungen selbst stehen, so berichtet Dionysius, es habe der Pontifex Maximus Cajus Papirius nach Vertreibung der Könige wiederum eine öffentliche Einsicht der früher auf Geheiß des Ancus Martius auf hölzernen Tafeln geschriebenen und öffentlich ausgestellten, aber später des Materials halber untergegangenen gottesdienstlichen Satzungen des Numa Pompilius veranstaltet [7]). Dagegen heißt es bei Pomponius, es habe Sextus oder Publius Papirius, welcher zu den vornehmsten Männern in der Zeit der Tarquinier gehört, die vorhandenen leges regiae in eine geordnete Sammlung zusammengetragen, welche man das jus civile Papirianum nenne [8]). Diese Angaben zusammengefaßt, läßt sich nun kaum zweifeln, daß, worauf auch die Arbeit des Papirius sich bezogen und was sie enthalten haben mag, jedenfalls dieselbe ihrer Entstehung nach, der Zeit angehört, wo in Rom an die Stelle der Reges Consuln traten [9]). Zwar ist auch diese mit den Zeugnissen beider genannten Schriftsteller im Einklange stehende Thatsache aus dem Grunde bestritten worden, weil schwerlich Männer des herrschenden Standes einen Theil der patrizischen Vorrechte, das Geheimniß nämlich der Rechtskunde und also auch der Kenntniß ihrer Quellen, profanirt [10]). Allein offenbar setzt diese Argumentation willkürlich voraus, daß überhaupt eine Profanation geltender Rechtsgrundsätze stattgefunden. Grade hiervon sagt jedoch weder die eine noch die andere der vorliegenden Überlieferungen ein Wort; man müßte denn noch immer geneigt sein, die leges regiae als eine Gesetzgebung im modernen Sinne zu betrachten, und auch dann würde der Umstand schwer begreiflich sein, daß spätere Juristen nirgends einen materiellen Rechtssatz aus dem Jus Papirianum entlehnen oder darauf zurückführen. Dagegen erklärt sich nicht nur dies, sondern es fällt auch jeder vermeintliche schroffe Widerspruch zwischen Dionys und Pomponius im Wesentlichen durch die Annahme hinweg, daß das Werk des Papirius den Cultus und dessen Ceremonien ausschließlich zum Gegenstande gehabt. Zuvörderst spricht dafür der ganze Bericht des Dionys, wenngleich derselbe nicht, wie man ihm in den Mund gelegt hat [11]), von einer „officiel-

---

1) *Jon. Henr. Mollenbecius*, De jure Papiriano. 1) Giessen 1697. 4. 2) Hinter Glück's gleich zu nennenden Schrift. *Jo. Gottl. Heineccius*, Observatio historica de jure Papiriano, 1) in den Opuscc. minor. (Amstel. 1738), 2) in den Opp. (Genev. 1744.) Tom. III. p. 425. *Ger. Schroeder*, Observationum juris civilis. (Harderov. 1755. 4.) Lib. I. c. 11. p. 70. *Christ. Frid. Glueckii* lib. sing. de jure civili Papiriano, 1) Hal. 1780, 2) in den Opusc. Fasc. II. p. 1—258. *Car. Einert*, De Papirio et jure Papiriano. Exerc. I. (Lips. 1798. 4.). Heinr. Ed. Dirksen, Versuche zur Kritik und Auslegung der Quellen des röm. Rechts. (Leipzig 1823.) S. 236 fg. Analyse d'une leçon de M. *Daunou* sur le droit Papirien, in der Thémis. Tom. V. livr. 25. p. 251—265. *Z. Salverda*, De jure civili Papiriano. (Groning. 1825.) Sigm. Wilh. Zimmern, Geschichte des röm. Privatrechts. 1. Bd. §. 27. Hugo, Gesch. des röm. Rechts. S. 109 der 11. Aufl. 2) Fr. 2. §. 2. 26. D. de orig. jur. (1. 2.). 3) III, 36. 4) ad *Aen.* XII, 836. 5) De republ. II, 14. V, 2. 6) Walter, Gesch. des röm. Rechts. S. 426.

7) — *ὁ Μάρκιος — συγκαλέσας τοὺς ἱεροφάντας, καὶ τὰς περὶ τῶν ἱερῶν συγγραφὰς, ἃς Πομπίλιος συνεστήσατο, παρ' αὐτῶν λαβὼν, ἀνέγραψεν εἰς δέλτους, καὶ προὔθηκεν ἐν ἀγορᾷ πᾶσι τοῖς βουλομένοις σκοπεῖν, ἃς ἀφανισθῆναι συνέβη τῷ χρόνῳ· — — μετὰ δὲ τὴν ἐκβολὴν τῶν βασιλέων εἰς ἀναστροφὴν δημοσίαν αὖθις ἤχθησαν ὑπ' ἀνδρὰς ἱεροφάντου Γαΐου Παπιρίου, τὴν ἁπάντων τῶν ἱερῶν ἡγεμονίαν ἔχοντος·* 8) — Tulerunt et sequentes reges, quae omnes conscriptae exstant in libro Sexti Papirii, qui fuit illis temporibus, quibus Superbus Demarati Corinthii filius, ex principalibus viris. Is liber — appellatur Jus civile Papirianum, non quia Papirius de suo quicquam ibi adiecit, sed quod leges sine ordine latas in unum composuit. 9) Die Angabe: „quibus Superbus Demarati filius," welche so viele Schwierigkeiten gemacht, und zu so verschiedenartigen Emendationen die Veranlassung gegeben (vergl. *Glück* l. c. §. 23 und *Einert*. l. c. §. 21) verträgt sich ganz wohl mit der Zeitbestimmung des Dionys. 10) Dirksen a. a. O. S. 287. 11) Zimmern a. a. O. S. 88.

len Sammlung" redet; ebenso die Äußerung des Servius, es habe sich die Lex Papiria auf den ritus sacrorum bezogen [12]). Sodann deutet auf jenen Zusammenhang die Würde hin, welche Papirius nach Dionys bekleidet haben soll, und jedenfalls auch nach der Umschreibung des Pomponius bekleidet haben kann [13]). Man darf sich ferner und insonderheit darauf berufen, daß des Granius Flaccus liber de iure Papiriano, ein Commentar über das Jus Papirianum aus Cäsar's Zeit [14]), einem Citate bei Censorinus [15]) zufolge, auch den Titel de indigitamentis führte [16]), indigitamenta aber „libri pontificales" waren, „qui et nomina deorum et rationem ipsorum nominum continent [17])." Endlich begreift man leicht, wie Pomponius das Papirianische Buch als eine Sammlung der Leges regiae schildern konnte, wenn man erwägt, daß jedwede Satzung derselben, wie weit oder eng auch ihr Umfang gewesen sein mag, nach der Natur aller Gesetzgebung des Alterthums allseitig mit dem ius sacrum im engsten Zusammenhange stehen mußten. (*Pernice.*)

PAPIRINE (*Παπειρίνη νῆσος*), eine Insel im nördlichsten Theile des arabischen Meerbusens, vom Norden her die erste Insel desselben, nicht fern vom elanitischen Busen und vom Vorgebirge Pharan, welche von Ptolemäus (IV, 6, 8), von Plinius (VI, 19 hier Sapirene) und von Stephanus Byzantinus (V. hier Sapphirine) angegeben wird. Mannert (6. Thl. 1, am Ende) nennt sie auf seiner Karte von Arabien Sappirina. Gegenwärtig Shehudan. Das obengenannte Vorgebirge bezeichnen Strabon (XVI, 1122. VIII, 534) und Diodor (III, 42. vol. I. p. 209 dazu *Wessel.*) mit dem Namen Poseidion (*Ποσείδιον* und *Ποσείδειον*), weil der vom Ptolemäos zur Untersuchung des arabischen, bis zum Ocean hin sich erstreckenden Landes ausgesandte Ariston dem Poseidon (*Ποσειδῶνι πελαγίῳ*) hier einen Altar errichtet habe (vgl. Mannert, VI, 1. S. 32. 33. 2. Ausg.). (*Krause.*)

Papirius (Papyrius) *Lam.*, s. Broussonetia.

Papisii, s. Papirii.

Papismus, Papisten, s. Papstthum.

PAPITA heißt in Ostindien die Ignatiusbohne, die Frucht von Strychnos Ignatii *Berg.* (*A. Sprengel.*)

Papius, s. Papia gens.

PAPIUS (Andreas), geb. zu Gent 1551, war ein Schwestersohn des Philologen Torrentius, wurde Kanonikus in Lüttich und ertrank beim Schwimmen im 30. Jahre seines Alters. Sehr jung schrieb er 1) eine lateinische metrische Übersetzung von dem geographischen Lehrgedichte des Alexandriner Dionysos und erläuterte dasselbe mit gelehrten Anmerkungen (Antwerpen 1575). Die Metaphrase des Papius und desselben Noten Castigationes et annotationes in Dionysii interpretem sind in mehre der folgenden Ausgaben, z. B. die von Tanaq. Faber, von Thwaites, von Sigeb. Haverkamp übergegangen. 2) Ebenfalls eine lateinische metrische Übersetzung vom Gedichte des Musäus über die Hero und Leander. 3) De consonantiis sive de harmoniis musicis (Antwerpen 1568 [?] 1581). (*H.*)

PAP-KESZI, ein dem Grafen Zichy gehöriges großes Dorf, im veszprimer Gerichtsstuhle (Processus) und Comitate, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in wellenförmig-hügeliger und waldreicher Gegend, unfern vom rechten Ufer des Sedl- (Séd-) Baches gelegen, ½ teutsche Meilen vom nördlichsten Gestade des Plattensees entfernt, mit 90 Häusern, 673 magyarischen Einwohnern, die mit Ausnahme von 84 Katholiken, sämmtlich Calviner sind, einer eigenen Pfarre der evangelischen-helvetischen Confession, einer katholischen Filialkirche, einem Bethause der Reformirten und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PAPLITZ, Dorf im jerichower Kreise (Preußen), liegt ¼ Stunde von Ziesar entfernt und hat ein Rittergut, eine Filialkirche von Tuchen, 58 Häuser und 400 Einw., welche 1440 Morgen Feld, 540 M. Wiesen, 45 M. Gärten, 240 M. Holz, 158 M. Nachtweide und 90 M. Anger besitzen. (*Fischer.*)

PAPMEZÖ, großes Dorf im belenyer Bezirke der biharer Gespanschaft in Ungarn, ist der Sitz eines griechischen Protopopen. (*Fischer.*)

PAPOCS, Marktflecken in der ungarisch eisenburger Gespanschaft, Bezirk Komeny allyai, welcher gegen 800 Einwohner hat. (*Fischer.*)

Pap of Caithness, s. Caithness und Schottland.

PAPON, 1) Jean, geb. 1505 zu Croiset, einem Dorfe drei Stunden von Roanne, gest. zu Montbrison 1590 als Lieutenantgeneral der Ballei von Montbrison und ordentlicher Requetenmeister der Königin Katharina von Medicis; daß er auch Rath am Parlamente von Paris gewesen, wie behauptet worden, ist unwahrscheinlich, da er weder auf den Titeln seiner Schriften sich als solchen nennt, noch auch sein Name sich im Verzeichnisse der Beamten dieses Gerichtshofes findet. Seine nicht grade besonders geistreichen und geschmackvollen Schriften sind folgende: 1) In Borbonias consuetudines commentarius (Lyon 1550. Fol.); 2) in sextum Decalogi praeceptum, non moechaberis, libri IV. (ibid. 1552. 4.); 3) Rapport des deux princes de l'éloquence grecque et latine, Démosthène et Cicéron, à la traduction d'aucunes de leurs Philippiques (ibid. 1554.); 4) Recueil d'arrêts notables des cours souveraines de France (ibid. 1556. Fol.); 5) le Notaire (drei Bände Fol., welche nach einander 1568, 1574 und 1578 erschienen sind); der Verfasser handelt hier, nicht wie man dem Titel zufolge glauben sollte, von den Geschäften eines Notars, sondern von verschiedenen Rechtsgegenständen.

---

12) ad *Aen.* XII, 836. — Patrium quod ait morem ritusque sacrorum adiiciam, ipso titulo legis Papiriae usus est, quam sciebat de ritu sacrorum publicatam." 13) Die Verschiedenheit des Vornamens scheint wenig erheblich; aber auch sie hat zu ganz fabelhafter Textesänderung Veranlassung gegeben. Vergl. *Glück.* l. c. §. 16—21 und Opuscula ad Pomponii Enchiridion illustrandum pertinentia. Colleg. *Jo. Lud. Uhlius.* (Hal. 1735. 4.) p. 4. 220. 234. 14) Fr. 144. D. V. S. Ein Fragment daraus gibt *Macrobius* Saturn. III, 11. 15) De die natali. c. 3. 16) Freilich ist auch dies bestritten worden. Vergl. *Glück.* l. c. §. 34. 17) *Servius.* ad Georg. I, 21.

2) Jean Pierre, geboren zu Puget de Téniers in der Nähe von Nizza, im Januar 1734, gest. den 15. Januar 1803 in Paris, studirte Philosophie in Turin, trat sehr jung in die Congregation des Oratoriums und wurde von dem Orden angestellt, um zuerst Humaniora, dann Rhetorik in Marseille, Riom, Nantes und Lyon vorzutragen. In Lyon wurde er von seinen Obern beauftragt, über eine den Orden interessirende Angelegenheit mit dem Minister des Königs von Sardinien zu unterhandeln, ein Auftrag, den er zur Zufriedenheit der Congregation ausführte. In der Folge wurde ihm die Aufsicht über die Bibliothek von Marseille übertragen und er benutzte die ihm hier gewordene Muße und die ihm dargebotenen Hilfsmittel zur Bearbeitung der Geschichte der Provence, welche zu den besten historischen Werken dieser Art gehört, die Frankreich aufzuweisen hat. Um für diese Geschichte die Archive des einstmals von den Grafen von Provence regierten Königreichs Neapel benutzen zu können, unternahm er eine Reise nach Italien, nach deren Beendigung er nach Paris zog; die Stände der Provence bewilligten ihrem Geschichtschreiber eine jährliche Pension von 2000 Francs, die aber mit der Beendigung des Druckes vom letzten Bande der Geschichte der Provence aufhörte; jedoch nahmen sich Ludwig XVI. und sein Bruder Monsieur, nachheriger Ludwig XVIII., seiner an. In Paris war er nämlich, um ganz seinen Arbeiten leben zu können, aus dem Oratorium getreten. Mit dem Ausbruche der französischen Revolution entging ihm die Unterstützung, die ihm die bisherige Regierung bewilligt hatte; er ertrug diesen Verlust mit großem Gleichmuthe. Während der größten Unruhen zog er sich aus Paris zurück, wohnte im Departement Puy-de-Dome und kehrte erst, nachdem die größten Stürme vorüber waren, nach Paris zurück, wo er mit großem Eifer sein Hauptwerk, die Geschichte der Revolution bis zum 18. Brumaire, fortführte. Er starb im 69. Jahre seines Alters, als Associé der Classe der moralischen und politischen Wissenschaften in dem Institute von Frankreich. — Von seinen verschiedenen Schriften führen wir hier nur die bedeutendsten an: 1) Voyage de Provence (1780. 12. wiederholt 1787. 2 Bde. 12.); teutsch mit Zusätzen von Hebenstreit (Leipzig 1783. 8); diese Reise ist besonders literarhistorisch und enthält am Schlusse einige Briefe über die Troubadours. 2) Histoire de Provence (1777—86. 4 Bde. 4.), reichhaltig besonders an Urkunden und Auszügen aus den ältern provenzalischen Geschichtschreibern; in Neapel war der Vf. auch so glücklich die Quittung aufzufinden, welche Johanna an Papst Clemens VI. über den Empfang des Kaufpreises von Avignon ausgestellt hatte. 3) Epoques mémorables de la peste (1800. 2 Bde.), enthält eine Geschichte der Pest von derjenigen an, welche unter Perikles Athen verwüstet hat bis auf die von Marseille. 4) Histoire de la révolution (6 Bde. 8.), ist, weil unter Napoleon die Erscheinung nicht gestattet worden wäre, erst 1815 durch den Bruder des Verfassers herausgegeben worden. (*H.*)

PAPOS, ein Dorf im nyirer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus), der szathmärer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder unteren ungarischen Ebene in waldreicher Gegend gelegen, ¼ teutsche Meile nordwestlich von Máté Szalka entfernt, mit 65 Häusern, 502 Einwohnern, von denen sich 271 zur katholischen, 201 zur evangelischen Kirche helvetischer Confession bekennen, 30 aber Juden sind, einer römisch-katholischen zur Pfarre Vitka gehörigen Kirche, und einem zur Pfarre Jarmi gehörigen Bethause der Reformirten. Die Bewohner nähren sich fast nur durch die Landwirthschaft. (*G. F. Schreiner.*)

PAPOTZ, ein adeliger Markt im kemenyes-alyaer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der eisenburger Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, am rechten Ufer der großen Raab in der obern oder kleinen ungarischen Ebene gelegen, von dem ödenburger Comitate nur durch die Raab getrennt, mit 98 Häusern, 914 meist magyarischen Einwohnern, die sämmtlich sich zur katholischen Kirche bekennen, guten Tabak, viel Obst und Kastanien gewinnen und sowol damit als auch mit Geflügel einen starken Handel bis nach Wien treiben, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Stein am Anger gehört, einer katholischen Kirche, einem Einkehrwirthshause und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PAPOUL (St.), (n. Br. 43° 20′, ö. L. 19° 46′), kleine Stadt im französischen Audedepartement (Languedoc), Canton und Bezirk Castelnaudary, liegt 2 Lieues von dieser Stadt entfernt an der Lande, und hat eine Succursalkirche und 1349 Einw., welche vier Jahrmärkte unterhalten und mit Korn, Hirse, Wein und Heu handeln. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PAPOZZE, minder richtig Pappoce, ein großes Gemeindedorf im Districte VIII. (der Adria), der Provinz (Delegation) Polesine oder Rovigo, nicht weit vom linken Pouser und zwei Stunden südsüdwestwärts von dem Städtchen Adria entfernt, mit einem Gemeindevorstande, einer katholischen Pfarre, dem heil. Bartholomäus geweihten Kirche, drei Oratorien, der Frazione (Dorfabtheilung) Mezzone di Papozze, wo sich auch ein Oratorium befindet, und 2393 Einwohnern, welche von der Landwirthschaft leben. (*G. F. Schreiner.*)

PAPPA, eine Stadt im nördlichen Theile der Provinz Pisidien, nach späterer römischer Eintheilung, im Gebiete der Oroander (auch Orondici genannt: *Polyb.* Excerpt. de leg. 35. *Plin.* H. N. V, 32. *Liv.* XXXVIII, 18. 19. 37. 39), auf der Südostseite des orondischen Gebirgszuges (Ὀρόνδικα ὄρη, Oroandes mons), welcher als nordöstlichster Zweig des Taurus sich über Isaurien hin bis zum Antitauros erstreckt. Das bezeichnete Gebiet mit genanntem Gebirgszuge mochte seinen Namen von der Stadt Oroanda haben, welche späterhin nicht mehr existirte. Denn Ptolemäus (V, 4) nennt hier blos die Städte Misthion und Pappa. Später wird die letztere vom Hierokles (p. 672 *Wess.*) erwähnt. Ein Bischof von Pappa erscheint im ersten nicäischen Concilium (in der Notitia Episcopatuum ὁ Πάππων. Cf. *Cellar.* Orb. ant. III, 4, 189. vol. 1. Mannert, 6. Thl. 2. S. 181). (*Krause.*)

PAPPACICERE, ein Dorf in der neapolitanischen

Intendanza Principato ulteriore, auf einer kleinen Anhöhe zwischen dem Städtchen Monte Fusco und Bencicane gelegen, und von dem ersteren nur ½ ital. Meile gegen Osten entfernt mit einem Kloster der Capuciner, das gegen Monte Fusco zu liegt, und 590 Einwohnern.

(*G. F. Schreiner.*)

PAPPAE, District auf der Nordküste der asiatischen Insel Borneo, welcher dem Sultan von Sooluh oder Suluh, nach Bromme's Bericht dem bedeutendsten der zehn Sultane der Insel tributpflichtig ist. Im Osten des Districts Paitan liegend, umfaßt er das Land an der Labuk- und Sandakanbai und wird von den Flüssen Abai, Tampassuk, Kimanis, Labuk, welcher in der erwähnten Bai mündet, in welcher sich die Eilande Lobyran, Mambahenawan und Baguan finden. Ambuny, sowie von dem aus dem See Kenneiballo entspringenden Tawarran bewässert, welche größtentheils für Boote fahrbar sind. Die zahlreichen Einwohner bestehen aus Malaien, welche die Mehrzahl ausmachen und Eidahanern *), welche an dem obern Theile der Flüsse Kimanis und Tawarran gefunden werden. Die Hauptproducte des Districts sind Reis, dessen Anbau die starke Bewässerung, welche dieser District mit den meisten Theilen der Insel gemein hat, Sago, Areka- und Kokosnüsse, Kampher, Wachs, Zimmt, Gewürznelken und das dem Tenjubaume abgewonnene Gummi. Der Haupthafen ist der Abai an der Mündung des gleichnamigen Flusses, welcher von Chinesen und Suluhern besucht wird, die die Landproducte verfahren, sofern dies nicht von den Eingebornen selbst geschieht, deren Schiffe den Namen Proas führen.

(*Fischer.*)

Pappaeus, s. **Papaeus**.

PAPPARBEIT. I. Materialien. Das Hauptmaterial ist die Pappe, welche in verschiedenen Sorten zur Verarbeitung angewendet wird. Gute geformte oder geschöpfte Pappe wird zu größern Gegenständen am gewöhnlichsten gebraucht. Feinere und schönere Arbeiten erfodern eine Pappe, welche mehr Glätte und bei mäßiger Dicke doch große Steifheit besitzt; daher wählt man in solchen Fällen Glanzpappe oder Preßspähne oder geleimte Pappe, welche sehr oft der Papparbeiter selbst durch Zusammenkleben mehrer Schreibpapierbogen verfertigt. Im Allgemeinen verlangt man, daß die Pappe fest, glatt, von ganz gleichförmiger Dicke und rein von Sandkörnern, Holzsplittern rc. sei. Pappe, welche nicht alle diese Eigenschaften vollkommen besitzt, kann verbessert werden, indem man sie mit Leimwasser tränkt, nach dem Trocknen mit Bimsstein abschleift, rein abbürstet, mit gutem Schreibpapier überleimt, in der Presse trocknen läßt, endlich mit einem Glättsteine, einer Glaskugel oder einem Polirholze glättet.

*) Die Eidahaner, ein blutgieriges, doch mäßiges und arbeitsames Volk von gelbbrauner Farbe, finden sich auf der ganzen Nordküste der Insel. Menschenopfer sind bei ihnen gebräuchlich, und da sie sich diese größtentheils unter den Nachbarstämmen suchen, so sind sie ein Schrecken für diese. Hirnschalen und Zähne der durch ihre vergifteten Pfeile Gefallenen dienen als Schmuck der Wohnungen wie als würdige Geschenke für die Götter. Die Todesstrafe steht auf Mord, Ehebruch, Diebstahl und Meineid.

Sonst begnügt man sich wol auch damit, die rohe Pappe mit einem schweren und glatten Hammer zu schlagen oder zwischen zwei glatten gußeisernen Cylindern zu walzen; jedoch sind diese Mittel unzulänglich, weil die Unebenheiten, welche durch den Hammer oder die Walzen niedergedrückt sind, beim Beziehen der Arbeiten durch die Nässe wieder hervortreten. — Nebenmaterialien des Papparbeiters sind: farbige Papiere aller Art, Seidenzeuche, besonders Taffet, Atlas und Sammt, Leder, sämmtlich zum Überziehen und Ausfüttern; Stroh, seidene und wollene Schnüre, seidene und andere Bänder, gepreßte und durchbrochene Papierborduren, Glasspiegel, Glasperlen, Folien, Stahlbeschläge rc. zur Verzierung.

II. Werkzeuge. 1) Zum Messen, Anreißen und Vorzeichnen: a) eiserne Lineale, wenigstens zwei, das eine von 12 Zoll, das andere von 24—30 Zoll Länge. Hölzerne sind verwerflich, da sie beim Zuschneiden der Pappe (wozu man die Lineale ebenfalls gebraucht) so leicht verdorben werden. b) Einige eiserne Winkelhaken von verschiedener Größe, mit und ohne Anschlag (Falz). c) Maßstäbe und Cirkel. 2) Zum Zuschneiden: a) Ein Schneidbret von hartem Holze, etwa 2 bis 2½ Fuß lang, 1½ Fuß breit und wenigstens 2 Zoll dick, damit es sich nicht leicht wirft und auch öfter abgehobelt werden kann, wenn es durch die darauf entstandenen Messerschnitte unbrauchbar geworden ist. Man legt nämlich auf das Schneidbret die Pappe, das Papier rc., welche man mit dem Messer zuschneidet. b) Einige Messer von verschiedener Größe. Wo keine große Kraft anzuwenden nöthig ist, reicht man mit gewöhnlichen spitzigen Federmesserklingen aus, die aber nicht zum Aufklappen eingerichtet, sondern unbeweglich in einem hölzernen Griffe befestigt sein müssen. Zu starker Arbeit braucht man immer eine breitere und etwas dickere, recht scharf angeschliffene und zugespitzte Klinge, welche in einem langen, auf die Schulter zu lehnenden Stiele angebracht ist, gleich dem sogenannten Schnitzer der Tischler. Sehr zweckmäßig ist auch das Stecheisen, eine lange stählerne Klinge, welche am Ende lanzenförmig (ungefähr nach Art eines Radirmessers, mit zwei Schneiden und einer dünnen Spitze) angeschliffen ist, und übrigens ganz zwischen die zwei Theile eines in der Mitte durchgespaltenen, mit Bindfaden fest umwickelten Stockes eingelegt ist. c) Lineale und Winkelmaße (s. oben). d) Schneidcirkel, d. h. Stangencirkel, welche statt der einen beweglichen Spitze ein scharfes, schmales und spitziges Messer besitzen, um kreisrunde Scheiben aus Pappe und Papier zu schneiden. Für kleine Scheiben kann man auch einen Charniercirkel auf diese Weise einrichten. e) Schablonen von Messingblech, welches gleichsam krumme Lineale sind, nach denen man bogenförmige Schnitte macht, die von der Kreiskrümmung abweichen. In manchen Fällen sind diese Werkzeuge, die man mit mannichfaltigen Krümmungen vorräthig haben muß, sehr bequem; doch muß der Papparbeiter es auch verstehen, krumme Schnitte mit dem Messer aus freier Hand nach einer vorgezeichneten Linie richtig zu vollführen, weil die Schablonen nicht überall zureichen. f) Breite und schmale Meißel, meist mit gerader, zum Theil aber auch mit

2) Jean
in der Nähe
15. Januar
rin, trat sehr
und wurde
niora, dann
Lyon vorzutr
beauftragt,
heit mit den
terhandeln,
Congregatio
Aufsicht üb
er benutzte
dargeboten
der Prov
dieser Art
für diese
Grafen
nutzen
nach de
der Pro
liche
endigu
der
und
seiner
Arbeit
Mit
ihm
bewi
Glei
aus
und
wa
He
B
als
se
n
d
w
li
i
—
b
t
ü
ha
2
gen
auf
(6
nicht
des
zirke,

Theile
Gegenstände ohne
Dampen zum
einer Arbeit, welche
an einander stoßende
enthalt; c) runde Ar-
Oberflächen.
zwei oder gar
Arbeit ist das
gewöhnlich auf
in der Regel
vorgeschriebener
darzustellen. Eckige Ar-
kann netzförmig
Ein Netz nennt
aus- und einsprin-
ist, daß der beab-
entsteht, wenn man
Winkeln auf-
Kanten benachbarter Theile
So
mit senkrechten
dessen Ecken
Netz eines Würfels

stellt sich nur bei Arbei-
wenn sie un-
Kanten erzeugt.
Fläche des Gegen-
gebildet, und es
durch große Qua-
ist viel müh-
Abmessen der
entstehen;
und das ganze
Arbeit netzför-
nach wel-
soll, bis auf
bestimmte Rich-

tung zu geben und das Aufbiegen zu erleichtern. Bei runder Arbeit ist das Zuschneiden sehr verschieden. Oft kann (wie z. B. bei einem cylindrischen Körper) die Rundung durch Zusammenrollen oder Biegen eines einzigen Pappstückes gebildet werden; in andern Fällen ist das netzartige Zuschneiden oder das Zuschneiden in Stücken anwendbar, wie z. B. bei einem vierseitigen Kästchen mit hohl geschweiften oder auswärts gebogenen Seitenwänden.

IV. Das Zusammensetzen, Schließen und Verbinden. Bei flacher Arbeit ereignet es sich oft, daß man mehre Pappbogen an einander fügen muß, um eine Fläche von ungewöhnlicher Größe zu erhalten. Man verfährt hierbei auf dreierlei Weise. Nach der ersten Art schrägt oder schärft man mit dem Messer die zu vereinigenden Kanten auf 1 bis 1½ Zoll vom Rande hinein dergestalt ab, daß nach dem Aufeinanderlegen der mit Leim bestrichenen schrägen Flächen überall die einfache Pappdicke entsteht. Nach der zweiten Methode macht man längs einer jeden der Kanten, 1 Zoll von derselben entfernt, mit dem Messer einen Schnitt bis auf die halbe Dicke der Pappe, schält den zwischen der Schnittlinie und dem Rande befindlichen Streifen (eben bis auf die halbe Dicke) ab und leimt die so vorbereiteten Ränder auf einander, wobei die durch das Abschälen verdünnten Theile sich gegenseitig zur vollen Pappdicke ergänzen. Die dritte Art gewährt die größte Festigkeit und besteht darin, daß man Pappe von der halben Dicke des darzustellenden flachen Gegenstandes anwendet, mithin den letztern aus zwei Schichten, die durch Leim verbunden werden, zusammensetzt. Jede Schicht wird aus neben einander gelegten Pappbogen gebildet, deren Kanten ganz gerade beschnitten und stumpf zusammengestoßen werden (d. h. so, daß sie nicht über einander greifen). Man nimmt hierbei nur in Acht, daß die Fugen der obern Schicht die der untern durchkreuzen oder wenigstens nicht mit denselben zusammenfallen. Bei eckiger Arbeit, welche netzförmig zugeschnitten ist, werden, nach der schon oben angedeuteten Weise, die gehörigen Theile aufgebogen und an den Fugen mit Leim verbunden. Bei stückweise zugeschnittenen Gegenständen wird die nöthige Verbindung an den Kanten hergestellt, indem man entweder die eine Fläche über die Pappdicke der anstoßenden Flächen übergreifen läßt, oder die Kanten mit dem Messer abschrägt und die schrägen Schnittflächen mit einander in Berührung setzt. Man nennt die letztere Methode das Schließen auf die Gehrung. Soll ein Kasten oder dergl. mit Fachwerk oder eingesetzten Scheidewänden versehen werden, so schneidet man letztere in gehöriger Größe aus Pappe zu und leimt sie nach Linien, die man deshalb auf dem Boden des Kastens vorgezeichnet hat, ein. In allen Fällen wird die geschlossene und gehörig verleimte Arbeit auf irgend eine Weise so lange zusammengehalten, bis der Leim Zeit gehabt hat, zu trocknen. Zu diesem Behufe wird entweder die Arbeit mit einem Bande umwickelt, oder man klebt über die Fuge ein Streifchen dünnes Papier, oder man hilft sich durch Anwendung der oben beschriebenen Drahtklammern.

Bei der Herstellung eckiger Arbeiten sind in vielen Fällen die Klötze oder Formen von Nutzen, weil sie die richtige Aneinanderfügung der Theile, die Beibehaltung der gehörigen Kantenwinkel sehr erleichtern und die Flächen eben erhalten. Wollte man z. B. ein vierseitiges Kästchen mit Seitenwänden über einem Klotze bilden, so würde der letztere eine parallelepipedische Gestalt besitzen, und man würde die zugeschnittenen Pappstücke auf die Flächen desselben auflegen, zusammenpassen, die Kanten verleimen und das Kästchen erst nachher wieder abnehmen. Wiewol man in der Ausübung gewöhnlich die Klötze so viel möglich zu ersparen sucht, weil sie (durch die große Zahl, in welcher man ihrer bedarf) eine nicht unbeträchtliche Auslage verursachen, so sind sie nichtsdestoweniger ein wesentliches Mittel zur Erleichterung des Zusammensetzens. Dies gilt noch mehr von der runden Arbeit.

Man verfertigt nämlich runde Arbeiten zwar öfter frei in der Hand, meistentheils aber auf Klötzen, die hier oft ganz unentbehrlich sind. Um z. B. eine cylindrische Büchse zu verfertigen, bedarf man eines Klotzes, der in cylindrischer Gestalt aus Holz gedrechselt ist. Man schneidet einen Pappestreifen von gehöriger Länge und von solcher Breite, daß er ganz um den Klotz herumreicht und die Kanten noch ein wenig über einander greifen, worauf man die letztern nach entgegengesetzten Seiten abschärft und auf einander leimt. Zwei kreisrunde Böden, die man mittels des Schneidecirkels aus Pappe verfertigt, werden an den Enden des cylindrischen rohrförmigen Körpers aufgeleimt. Dann zerschneidet man den noch auf dem Klotze sitzenden Cylinder quer durch mit dem Messer in ein kürzeres und längeres Stück, wovon ersteres den Deckel, letzteres die Büchse selbst darstellt. Den Schluß oder Hals, über welchen der Deckel aufgeschoben wird, bildet man aus einem Pappcylinder von etwas geringerm Durchmesser, steckt ihn in die Büchse und leimt ihn darin fest. Um eine Kugel zu verfertigen, wendet man eine genau gedrehte hölzerne Kugel als Klotz an, belegt sie mit mehren Schichten gehörig zugeschnittener und befeuchteter Pappstücke, die man auf einander legt, schneidet zuletzt die getrocknete Hohlkugel im größten Kreise durch, nimmt die beiden Hälften ab und leimt sie mit Hilfe eines inwendig eingesetzten Reifes von Pappe wieder zusammen. Die Segmente oder Spalten von Pappe, aus welchen man die Kugel über dem Klotze zusammensetzt, müssen so lang sein, daß jedes genau den halben Umkreis umfaßt; so breit, daß ihrer acht oder mehr genau den Umfang bedecken, und mit bogenförmigen Seiten gehörig verjüngt und spitz zulaufen. Gegenstände mit einwärts geschweiften oder ausgebauchten Seitenwänden, wie z. B. Körbchen, geschweifte Kästchen ꝛc., bildet man aus Stücken über Klötzen, wenn die Gestalt so ist, daß der Klotz sich aus der fertigen Arbeit herausziehen läßt. Im entgegengesetzten Falle muß man ohne Klotz arbeiten. Um die Pappe nach den Krümmungen oder Schweifungen des Klotzes oder überhaupt nach der Vorschrift zu biegen, befeuchtet man sie etwas und streicht sie mit den Fingern und mit dem Falzbeine.

V. Von den Klebmitteln für Papparbeiten. Zum Zusammensetzen sowol als zu dem später folgenden Beziehen der Papparbeiten sind gute Klebmittel

[illegible] ...hensterin [illegible]
[illegible] Sämmtlich [illegible]
[illegible] vorausgegangen. [illegible]
[illegible] Stelle [illegible]
[illegible]

wenn man sie ohne Klotz arbeitet, der fertige Pappkörper zuerst mit dem innern Überzuge beleimt, den man über den Rand nach Außen umschlägt. Der äußere Überzug muß dann die Ränder des innern gehörig bedecken. Es versteht sich von selbst, daß man bei eckiger Arbeit die Zusammenfügung des Futters und des Bezuges so viel möglich in einer Ecke und nicht mitten auf einer Fläche anbringt. Flächen, welche Vertiefungen enthalten (wie die innern Seiten eines Futterals zum Einlegen von Instrumenten), können mit weichem Leder, Sammt, Plüsch, Atlas, gewöhnlich im Ganzen bezogen werden, weil die genannten Stoffe dehnbar genug sind, um durch Drücken und Ziehen sich den Umrissen anschmiegen zu lassen, besonders wenn die Vertiefungen nicht bedeutend sind. Dagegen muß, wenn Papier in solchen Fällen angewendet wird, dieses in Stücken zugeschnitten werden, womit man den Boden und die Seitenwände der Vertiefungen abgesondert bekleidet.

VII. Das Beschlagen und Verzieren. Metallene Beschläge auf Papparbeiten dienen theils zur Verzierung (wie stählerne, silberne oder vergoldete Einfassungsleisten, Eckstücke, Schilder rc.), theils zur Verbindung (Charnierbänder, Häkchen und Ringe, Schlößchen), theils zum Anfassen (wie Knöpfe, Henkel und Griffe). Man befestigt diese Theile im Allgemeinen durch kleine Nägel oder Stiftchen, die blos eingeschlagen oder auch noch überdies auf der innern Seite umgebogen und durch das Futter bedeckt werden. Öfter bringt man auf der Rückseite der Verzierungen selbst kleine spitzige Stiftchen als Befestigungsmittel an, wodurch man vermeidet, daß die Köpfe derselben in die Augen fallen. Metalltheile, die sehr fest sitzen müssen, befestigt man mittels Schrauben, welche durch Löcher der Pappe gehen und inwendig durch kleine vorgelegte Schraubenmuttern verwahrt werden. Schlößchen und Charnierbänder müssen öfter schon beim Zusammensetzen der Arbeit an der gehörigen Stelle eingelassen werden, sodaß sie ganz versteckt sind. Die Verzierungen der Papparbeiten durch mit dem Messer ausgeschnittene oder mit Locheisen ausgeschlagene Durchbrechungen; durch Aufkleben von Bildern, gepreßten und durchbrochenen Papierboden, Chenille, Schnüren rc.; durch Bemalen, Firnissen und Lackiren, Vergolden rc., sind theils zu einfach, um einer Auseinandersetzung zu bedürfen, theils aus den Gewerben des Buchbinders, Lackirers rc. entlehnt, sodaß die Beschreibung derselben nicht hierher gehört, wenngleich diese verschiedenen Verzierungsarten von sehr ausgedehnter Anwendung sind und oft das Meiste zu dem zierlichen Ansehen und zur Beliebtheit der Papparbeiten beitragen. Ausführliche praktische Anweisung zur Verfertigung der Papparbeiten findet man in mehren Schriften, worunter die folgenden zwei hier näher bezeichnet werden: Hand- und Lehrbuch der Buchbinder- und Futteralmacherkunst von C. W. Greve (2 Bde. Berl. 1823) und Vollständige Anleitung zur Verfertigung aller Arten Papparbeiten, von C. F. Leischner (Ilmenau 1832). (*Karmarsch.*)

Pappas, s. Papas.

PAPPBAND. Bei den Buchbindern heißt ein Buch in Pappband oder in Pappe gebunden ein solches, welches mit steifen Deckeln von Pappe (nicht, wie früher gebräuchlich war, von Holz) versehen ist, und woran diese Deckel blos mit Papier (nicht ganz oder theilweise mit Leder) überzogen sind. Der Pappband unterscheidet sich von der Broschüre, indem letztere nur mit einem Umschlage von einfachem oder doppeltem Papiere versehen ist, und vom Franzbande und Halbfranzbande, indem dieser an Rücken und Ecken, jener aber ganz und gar mit Leder überzogen ist. Ein in ganz einfachem Pappbande ohne alle Verzierung gebundenes Buch heißt cartonnirt. (*Karmarsch.*)

Pappbogen, s. Pappe.

PAPPBRET, ein Bret, worauf man Papier, Leder u. dergl. ausbreitet, wenn man sie mit Kleister oder Mehlpappe bestreicht, um sie irgendwo aufzukleben (s. d. Art. Papparbeit). (*Karmarsch.*)

Pappdeckel, s. Pappe.

PAPPE oder **PAPPDECKEL** ist die Benennung für ein bekanntes papierartiges Fabricat, welches sich von dem eigentlichen Papiere wesentlich nur durch die größere Dicke und davon herrührende Steifheit unterscheidet. Der Verfertigungsart nach, welche großen Einfluß auf die Beschaffenheit des Productes hat, muß man drei Hauptgattungen von Pappe unterscheiden, nämlich geschöpfte Pappe, gekautschte Pappe und geleimte Pappe. Die zuerst genannte wird wie Papier, nur in viel größerer Dicke, auf einmal mit Formen geschöpft; zur gekautschten Pappe werden mehre starke Papierbogen beim Ablegen oder Kautschen unmittelbar (ohne zwischengebrachte Filze) auf einander gelegt, die sich dann beim Pressen zu einem einzigen dicken Bogen vereinigen; die geleimte Pappe entsteht durch Zusammenkleben zweier oder mehrer Bogen ganz fertigen Papiers.

1) Geschöpfte (geformte) Pappe. Das Material dazu ist nach der beabsichtigten Qualität der Pappe sehr verschieden. Die besten und festesten Pappen entstehen aus altem Tauwerk oder hanfenen Lumpen, feinere auch aus gewöhnlichem Papierzeuche von leinenen Lumpen. Schlechter und gröber sind die Pappen aus wollenen Lumpen, welche dem grauen Löschpapier ähnlich ausfallen; zur allergeringsten Sorte aber verarbeitet man Buchbinderspäne (die beim Beschneiden der Bücher abfallenden Papiertheile) und Maculatur, mit oder selbst ohne Zusatz von Lumpen. Diese letzte Art fällt aber immer mürb, weich und brüchig aus und enthält oft sehr sichtbare und selbst große Theile von unverkleinertem Papiere. Auch aus Lederabschnitzeln, Stroh u. s. w. hat man und nicht ohne Erfolg Pappe zu machen versucht. Die Lumpen, aus welchen man Pappe bereiten will, werden durch Sortiren und Waschen, durch Zerkleinern mittels des Lumpenschneiders, im Stampfgeschirre und im Holländer, überhaupt ganz so vorbereitet, wie es für die Papierfabrication gebräuchlich ist. Das Ganzzeuch wird ferner aus der Schöpfbütte mit Formen wie Papier geschöpft, und die Bogen werden zwischen Filze auf die beim Papiere gewöhnliche Weise abgelegt (gekautscht). Die Formen zur Pappe sind mit den Papierformen wesentlich übereinstimmend; nur haben sie einen höhern Deckel, sodaß sie mehr Zeuch fassen, als es

die Dicke der Bogen nöthig macht. Ein ganzer Stoß oder Pauscht Pappbogen sammt den dazwischen liegenden Filzen (welche grobes, lockeres Tuch sind, wird hierauf in der großen Schraubenpresse gepreßt, um das Wasser größtentheils zu entfernen; das Pressen wird ohne Filze wiederholt; endlich werden die Pappen getrocknet, indem man sie mit Nadeln an den Enden durchsticht, auf Stricke hängt und der Luft aussetzt. Soll die Pappe geleimt werden, so geschieht dies, indem man sie durch ein mit etwas Mehl versetztes und damit gekochtes Leimwasser zieht, oder den Leim schon in der Bütte, vor dem Schöpfen, unter die Masse mischt. Im erstern Falle müssen die geleimten Bogen wieder gepreßt und getrocknet werden. Maculatur und anderes altes Papier wird bei der Verarbeitung auf Pappe zuerst in einer Bütte (Faulbütte) mit Wasser eingeweicht und der Mazeration (Faulung) unterworfen, wobei es durch eine eintretende Gährung binnen 8 bis 12 Tagen sich erweicht und zertheilt; dann wird die schon breiartige Masse mit Schaufeln gut durch einander gearbeitet, in einem Holländer (dem für die Papierfabrication gebräuchlichen ähnlich) gänzlich zerkleinert, und ist so zum Schöpfen fertig.

Alle Pappe muß, um das zum Verkaufe nöthige Ansehen und die gehörige Brauchbarkeit zu erlangen, geglättet werden. Bei ordinären Gattungen erreicht man dies freilich in einem sehr unvollkommenen Grade, durch scharfes Pressen im trockenen Zustande. Besser ist schon das Schlagen der Pappe unter einem schweren Hammer auf einer harten und glatten Unterlage, weil sich hierbei Knoten und andere Unebenheiten besser niederdrücken. Feine Pappen läßt man zwischen zwei glatten gußeisernen Walzen durchgehen. Die sogenannte Glanzpappe endlich, deren Glätte bis zur Erzeugung eines ziemlich starken Glanzes gehen muß, wird auf einer Glättmaschine geglättet, wo der auf einer glatten Steinplatte liegende Pappbogen mit einem polirten runden Stücke Feuerstein kräftig gerieben wird. Der Glättstein, der an zwei Handgriffen von einem Arbeiter hin und her gezogen wird, befindet sich am untern Ende einer aufrechten hölzernen Stange, die bis fast an die Decke des Arbeitszimmers reicht und durch ein oben darauf ruhendes elastisches Bret mit bedeutender Kraft auf den Glätttisch niedergedrückt wird.

Eine ausgezeichnete Art der geschöpften Pappe sind die Preßspäne oder Tuchpreßspäne, welche gebraucht werden, um durch Pressen dem Tuche und andern Wollenstoffen ein glattes und glänzendes Ansehen zu geben. Man schichtet sie zu diesem Behufe mit dem zusammengefalteten Tuche und bringt das Ganze in die Presse. Auch bedient man sich der Preßspäne, um die feinen Schreibpapiere zu satiniren, d. h. mit einem seidenartigen Glanze zu versehen, indem man eine Anzahl Papierbogen mit dazwischen gelegten Preßspänen durch zwei gußeiserne Walzen gehen läßt, wo sie einen kurz dauernden, aber sehr starken Druck erleiden. Die Preßspäne sind die beste und theuerste Gattung der Glanzpappe; sie müssen nämlich, um beim Gebrauche ihren Zweck zu erfüllen, eine sehr gleichförmige Masse, eine fast hornähnliche Härte und eine sehr feine, stark glänzende Oberfläche besitzen. Man erreicht diese Eigenschaften durch eine sorgfältige Auswahl des Materials, dem man in den besten Fabriken noch eigenthümliche, geheim gehaltene Zusätze gibt (die englischen Preßspäne sollen aus altem Schiffstauwerk und Segellumpen verfertigt sein), durch sehr starkes und oft wiederholtes Pressen, durch Abschleifen der Oberfläche mit Bimsstein und durch ein sehr anhaltendes und kräftiges Glätten mit dem Glättsteine.

Der Engländer Steart hat eine Verfertigungsart für die geschöpfte Pappe erfunden, bei welcher dieselbe eine besondere Dichtheit und Glätte erlangt. Das von ihm dargestellt und Lino-stereo-tablets genannte Fabricat ist bestimmt, zum Zeichnen und zur Miniaturmalerei gebraucht zu werden. Die zum Zeichnen mit Kreide bestimmte Sorte ist etwas rauher als die andere, welche zum Malen dient; beide werden übrigens auf gleiche Weise verfertigt. Außer den gewöhnlichen Utensilien einer Papierfabrik werden hier noch folgende Geräthschaften erfodert: 1) eine Papierform von der gehörigen Größe, die aber bedeutend stärker gebaut ist, als eine gewöhnliche, weil sie im Stande sein muß, einen Druck auszuhalten. Zu dieser Form gehört ein Deckel oder Blindrahmen von ein bis zwei Zoll Tiefe, der wie der Deckel einer gewöhnlichen Papierform aufgesetzt wird. 2) Eine andere Form (der Zusammendrücker genannt), genau der beschriebenen gleich, aber ohne Deckel und um so viel kleiner als jene, daß sie innerhalb des Deckels derselben eingelegt werden kann. 3) Eine leichte, nach Art einer Serviettenpresse gebaute Schraubenpresse, welche groß genug ist, um die Form nebst dem darauf liegenden Zusammendrücker aufzunehmen. Sie wird in der Nähe der Schöpfbütte angebracht. 4) Eine hinreichende Anzahl Filze (gewalkte Tuchstücke), etwas größer als die Pappbogen und so fein, als man sie erhalten kann. 5) Ein Walzwerk mit zwei glatten und recht genau abgedrehten gußeisernen Cylindern. Beim Sortiren der Lumpen, welche verarbeitet werden, beobachtet man die größte Sorgfalt und wählt nur ganz weiße und feine leinene aus, mit Beseitigung aller baumwollenen, welche nur das Fabricat rauh und schwammig machen würden. Die ausgesuchten Lumpen werden wie gewöhnlich in den Papierfabriken gewaschen, zerschnitten, zu Halb- und Ganzzeuch verarbeitet. Aus letzterem, nachdem es noch mit Wasser gehörig verdünnt worden ist, schöpft man mittels der Form, auf welche der tiefe Deckel gelegt ist, einen dicken Bogen, legt auf die Form und den noch ganz frischen Bogen den oben genannten Zusammendrücker, bringt beide mit einander unter die zuvor erwähnte Schraubenpresse und wendet einen ziemlich starken Druck an, um so viel als möglich Wasser zu entfernen und die Masse des Bogens zu verdichten. Zusammendrücker und Deckel werden hierauf abgenommen, der Bogen aber wie gewöhnlich auf einen Filz abgelegt (gekautscht). Man bedeckt ihn sogleich mit einem andern Filze, legt auf diesen den zweiten Bogen, der wie der vorhergehende behandelt wird ꝛc. Wenn sich ein Stoß oder Pauscht gesammelt hat, preßt man denselben so kraftvoll wie möglich in der gewöhnlichen Papiermacherpresse, wiederholt das Pressen ohne die Filze (indem man die Bogen ohne Zwischenlage

auf einander schichtet) mehre Mal, trocknet die Bogen und läßt sie durch die eisernen Walzen gehen, um ihnen die letzte Glätte zu geben. Man kann die Bogen beliebig gefärbt erhalten, indem man der bis zum Halbzeuch verarbeiteten und vom Wasser abgeseiheten Masse aufgelöste essigsaure Thonerde oder Eisenvitriol als Beizmittel zusetzt, nach einer halben Stunde die Farbebrühe beimischt und nun das Ganze im Holländer zu feinem Teige (Ganzzeuch) verarbeitet. Als Farbestoffe wendet man Quercitronrinde, Galläpfel 2c. an, durch deren gehörige Auswahl und Verbindung man mit angemessenen Beizmitteln verschiedene Abstufungen von Grau, Gelb, Drapfarbe 2c. darstellen kann.

2) Gekautschte Pappe. Man erhält dieselbe, indem man zwei oder mehre auf die gewöhnliche Weise geschöpfte dicke Papier- oder dünne Pappbogen auf einander kautscht, d. h. unmittelbar im frisch geschöpften Zustande auf einander legt, sodaß zwischen zwei Filzen immer mehr als ein Bogen sich befindet. Beim darauf folgenden Pressen vereinigen sich die mit einander in Berührung befindlichen Bogen vollständig. Die sogenannte Doppelpappe verfertigt man auf diese Weise aus zwei gewöhnlichen Pappbogen, weil das Schöpfen gar sehr dicker Bogen, wie sie zu manchen Zwecken erfodert werden, mit Schwierigkeiten verbunden sein würde. Die gekautschte Pappe kann immer merklich dichter und besonders von gleichmäßigerer Dicke erhalten werden, als die geschöpfte, ersteres, weil ein dünner Bogen schon auf der Form verhältnißmäßig leichter das Wasser von sich läßt, als ein dicker; das zweite, weil die zufälligen Ungleichheiten der auf einander gekautschten Bogen sich aufheben oder compensiren. Dagegen ist die Verfertigung der gekautschten Pappe zeitraubend und deshalb kostspielig.

3) Geleimte Pappe, an manchen Orten auch Kartenpapier genannt (weil die Spielkarten aus solcher Pappe bestehen), wird nicht in den Papierfabriken, sondern von besondern Arbeitern verfertigt. Man klebt nämlich zwei, drei bis sechs Bogen Schreibpapier mit Leim oder Kleister auf einander, preßt sie stark und läßt sie trocknen. Zu feinen Papparbeiten ist diese Art Pappe fast unentbehrlich, weil sie durch das Klebemittel große Steifheit erhält und zugleich reiner von Knoten 2c. ist, als geschöpfte Pappe (die Glanzpappe etwa ausgenommen). Oft nimmt man zu den mittlern Bogen ungeleimtes Papier (Druck- oder gar Löschpapier, was aber jedenfalls der Güte des Fabricats Eintrag thut. Eine dünne und schlechte Sorte der geleimten Pappe ist das Haubenpapier, welches als Unterfutter in Mützen 2c. gebraucht wird, um, indem man es zwischen den Überzug und das eigentliche Futter legt, Steifheit hervorzubringen. Die feinsten Gattungen geleimter Pappe kommen unter den Namen Isabey-Papier, Bristol-Papier, Elfenbeinpapier (Ivory-paper) vor und werden zu Crayon-Zeichnungen, sowie zu Miniaturgemälden (statt Elfenbein, daher der zuletzt angeführte Name) gebraucht. (*Karmarsch.*)

PAPPE bezeichnet oft dicke, breiartige, besonders klebende, Flüssigkeiten, daher 1) Pappe, Mehlpappe, Kinderpappe, der aus Mehl und Milch gekochte Brei, der als Nahrung für kleine Kinder dient; 2) Pappe, Mehlpappe, Mehlkleister, eine aus Mehl mit Wasser und etwas Leim gekochte dicke Flüssigkeit, die in manchen Fällen statt des Stärkekleisters zum Kleben gebraucht wird; 3) Schusterpappe, der bei der Ausscheidung der Stärke aus dem Weizen zurückbleibende Kleber, der sich durch große Zähigkeit und stark klebende Eigenschaft auszeichnet. Der Kleber ist ein nebst Stärke und andern Bestandtheilen im Weizen und in den übrigen Getreidearten enthaltener eigenthümlicher Stoff. Er bleibt bei der Stärkebereitung in den Säcken zurück, worin man den Weizen ausgetreten oder ausgepreßt hat. Um ihn von den beigemengten Hülsen oder der Kleie zu reinigen, gibt man ihn mit Wasser in ein Faß, welches schnell um seine Are gedreht wird und dessen Spundloch einen durchlöcherten Deckel hat. Durch die Centrifugalkraft werden die Hülsen herausgeschleudert, während der Kleber durch seine Zähigkeit zusammenhält und zuletzt fast ganz rein herausgenommen werden kann. (*Karmarsch.*)

Pappel, s. Populus.

PAPPELAU, würtembergisches, der Universität Tübingen gehöriges Pfarrdorf, welches Einige auch Bappelau schreiben. Es hat Kirche und Schule und zählt 900 Einwohner. (*Fischer.*)

Pappelini, s. Papeline.

Pappelkraut, Pappelrose, s. Malva.

PAPPELN (in forstlicher Beziehung). Als einheimischen Waldbaum finden wir zuerst in Teutschland Populus tremula, die Aspe. In einem feuchten humosen Sandboden, an Flußufern, auf den Sandbänken in den größern Flußbetten und in den Flußthälern trifft man auch häufig die Schwarzpappel, Pop. nigra. Seltener, und nur im südlichen Teutschland, findet sich die Silberpappel, Pop. alba, in den Forsten vor. Man achtet die Pappeln in der Regel als Forstholz sehr wenig, betrachtet sie wol sogar oft nur als ein möglichst zu vertilgendes Unkraut, weil sie theils andere langsamer wachsende Hölzer verdämmen, theils ein weiches schlechtes Brennholz geben, auch zu vielen Gegenständen nicht als Nutzholz zu gebrauchen sind. Das ist in einzelnen Fällen eine ganz richtige Ansicht, sehr oft aber auch ein ganz falsches Vorurtheil.

Betrachten wir zuerst die Aspe, welche am häufigsten in den Wäldern vorkommt, so muß sie in jungen Buchen, Eichen und Ulmenarten sorgfältig vertilgt werden, weil ihr wuchernder Wurzellauf hier diese langsamer wachsenden Hölzer verdämmt und später oft von selbst wieder eingeht. Dies liegt darin, daß theils die Wurzelbrut von starken ausfaulenden Wurzeln herrührt und darum von selbst abstirbt, theils eine Menge Larven der Bohrkäfer 2c. (aus der Gattung Cerambyx und Sesia) sie zerstören. Eine solche schlechte Wurzelbrut taugt auch nicht zum Unterhalten von Brennholz, nicht als Unterholz im Mittelwalde, weil die Aspe nicht gut Schatten verträgt; aber es ist unrecht, deshalb den Werth zu verkennen, den gutwüchsiges Aspenholz für eine Gegend haben kann, wo das Nadelholz fehlt und auch das weiche Brennholz noch Absatz findet. Die Aspe ist ein vortreff-

es Bauholz im Trocknen zu Balken, Sparren, Schalholz, Säulen- und Riegelholz in den innern Wänden, wenn es trocken eingebaut wird. Auch lassen sich starke Bäume sehr gut zu Bretern schneiden, und es ersetzt der dieses Holz, da wo das Laubholz herrschend ist, die Nadelhölzer am besten. Die Stangen auf dem Stamme geschält und abgewelkt erhalten eine so große Zähigkeit und Festigkeit, daß sie zu Leiterbäumen, Deichselstangen, Verschlagestangen, Baumpfählen sehr gut zu benutzen sind. Dann gibt das Baumholz auch noch sehr schöne Schindeln, wird zu Schnitznutzholz zur Anfertigung von Mulden und ähnlichem Geräthe gesucht, und es ist daher leicht zu erklären, warum in manchen Gegenden Aspennutzholz so theuer bezahlt wird wie Eichen. Aber auch als Brennholz ist es noch keineswegs so schlecht als Linden, Weiden oder Schwarzpappeln, und was ihm an Brenngüte abgeht, wird durch den raschen Wuchs und die starke Massenerzeugung hinreichend ersetzt. Ein gutwüchsiger, gutbedachter Aspenniederwald von 20 bis 25jährigem Umtriebe übertrifft die meisten Holzarten im Hochwalde hinsichts der Menge des Brennstoffs, die man von ihm erhält. Ebenso sind auch die Aspenkohlen von Blankschmieden sehr geschätzt, und ein 30jähriger Niederwaldumtrieb gibt ein vortreffliches Kohlholz in Menge. Selbst als Aloebaum im Mittelwalde bei weichem Unterholze kann man die Aspe wohl dulden, da sie wenig nachtheilige Beschattung verursacht. So kommt es denn nur darauf an, daß man passenden Boden, gesundes und gutwüchsiges Aspenholz und Absatz für dasselbe hat, um diese Holzgattung als ein recht empfehlenswerthes Forstholz anerkennen zu können.

Weniger paßt allerdings die Schwarzpappel und noch weniger die Silberpappel für größere Waldungen. Sie ist weit verdämmender als die Aspe, und das Holz als Brenn- und Nutzholz weit weniger brauchbar. Vorzüglich wird sie zur Befestigung trockener Sandheger in den Flußbetten, zur Bepflanzung abbrüchiger Ufer und der Erdrisse, zu Kopf- und Schneidelholz und zu Alleebäumen auf sandigem Boden, auch wol zur Bindung von Flugsandschollen benutzt. Als Alleebaum beschattet sie jedoch den Weg sehr und verhindert das Austrocknen desselben, läuft auch an Äckern stehend mit ihren Wurzeln sehr weit aus und verdämmt das Getreide bei starker Astverbreitung. Zur Bindung des Flugsandes ist sie nicht zu empfehlen, weil sie daselbst nicht aushält, wieder eingeht und selbst als Schlagholz nur sehr geringen Massenertrag gibt. (*W. Pfeil.*)

PAPPELSALBE, Unguentum populeum, wird aus den frischen oder getrockneten an Harz und ätherischem Öle reichen Blattknospen (Oculi populi) der gemeinen Pappel bereitet, indem man gewöhnlich acht Loth Blattknospen und ein Pfund Fett bei gelindem Feuer bis zum Verschwinden aller Feuchtigkeit kocht, dann ausdrückt und durchseiht. Nach der Vorschrift mehrer Pharmakopöen werden aber noch verschiedene narkotische Kräuter zugesetzt, namentlich Bilsenkraut- und Belladonnablätter, wodurch die Salbe außer ihrer balsamisch-aromatischen auch eine besänftigende Wirkung erhält. Die Pappelsalbe wird jetzt wenig von den Ärzten benutzt, hatte aber früher einen großen Ruf gegen schmerzhafte Hämorrhoidalknoten. Bei dem Volke steht sie noch in großem Ansehen, besonders in Verbindung mit Altheesalbe und Gliedsfett gegen Verstauchungen, und wir selbst hatten mehrfach Gelegenheit, uns von ihrer Wirksamkeit gegen diese Affectionen zu überzeugen. In Oberitalien benutzt man die Pappelsalbe mit Erfolg zur Behandlung des Kopfgrindes, der vor ihrer Einreibung jedesmal mit Urin abgewaschen wird. (*J. Rosenbaum.*)

PAPPENDORF, Pfarrdorf im Amte Nossen des leipziger Kreises im Königreiche Sachsen, liegt an der Striegis und an der Straße von Nossen nach Haynichen, hat 550 Einw. (im ganzen Kirchspiele aber 2100), welche in den dabei liegenden ansehnlichen Kalkbrüchen reichliche und gut lohnende Beschäftigung finden. (*Winkler.*)

PAPPENHEIM, ein Städtchen an der Altmühl (an den Grenzen des alten Franken und Schwaben, an beiden Ufern der Donau, im Rezatkreise des Königreichs Baiern gelegen), ist der Hauptort der alten Grafschaft Pappenheim, deren Haupttheil in den Karolingertagen nach St. Gallen vergabt war, wie Lauingen nach Fulda und das Veltlin gar nach Saint Denys. „Kein Platz habe ihnen so scharfen Widerstand geleistet," sagten die Schweden, „als Pappenheim. Es verdiene lauter Helden zum Herrn. Darum wolle auch Herr Feldmarschall Horn ihm einen Accord bewilligen, wie sie ihn sonsten keinem Feinde vergönnt." Das heroische Geschlecht der Reichserbmarschälle und Grafen von Pappenheim ist einer Wurzel mit den Marschällen von Biberbach und mit der Hohenstaufen Erbtruchsessen, den in Österreich, Kärnthen und Schwaben ausgebreiteten Rechbergen. Sie heißen eigentlich die Calatine oder Calentine. Die genealogische Lieblingsthorheit des 16. Jahrh. hat auch ihre Stammwurzel in Rom gesucht und die Calatiner Atilier ihnen als Ahnherren ausersehen. Allein die Pappenheime sind ein alt- und echtteutsches, löwenkühnes Ritter- und Reit blut.

Von den Pappenheimen spricht unter den Karolingen die Sage, die Chronik unter den Sachsenkaisern und unter den Saliern treten sie in Urkunden auf. Die Sage nennt den Calatin, „Heinrich von Kempten" als dieses Gotteshauses Vasallen, und berichtet, der Herzog von Schwaben habe ihn zum Zuchtmeister seines einzigen, am Kaiser Otto des Großen Hoflager als Edelknabe dienenden Söhnleins beigegeben. Als des Ostermorgens der Kaiser mit allen seinen Fürsten in das Münster gezogen und unterdessen zum Gastmahle die Tische bereitet wurden, habe der Edelknabe, der langen Fasten müde, den auf des Kaisers Tisch bestimmten weißen Kuchen genommen und aufgezehrt. Der Truchseß aber mit seinem Stabe habe den zarten Knaben geschlagen, daß ihm Haar und Haupt blutig wurden, darob habe der Calatin des Truchsessen Schädel wie ein Ei gespalten und sei deshalb vom Kaiser, trotz des heiligen Tages, zum Tode verurtheilt worden, worauf der Pappenheim den Kaiser kühn am Bart erfaßt und hoch empor gehoben, des Willens, ihn aus dem Fenster zu schleudern. So habe er sich die Gnade

erzwungen, aber des Kaisers Angesicht sei ihm bei schwerstem Tode verboten worden. Wenig Jahre darauf habe der Abt von Kempten ihn bei Strafe der Lehensuntreue zum Heer entboten, mit welchem Otto den Berengar umschlossen hielt. Otto, zu einem Gespräch mit dem Feinde geladen, wurde aus der belagerten Stadt von den treulosen Welschen überfallen und lag bereits gebunden am Boden. Da sei der Pappenheim, der sich vor ihm verborgen gehalten, sein Gezelt etwas seitwärts vom Heere aufgeschlagen und eben im Zuber gesessen, sogleich nackt aus dem Bade gesprungen, habe zum ungeheuern Schlachtschwerte gegriffen, wie ein rasender Riese unter den Welschen getobt und den Kaiser erledigt. Darauf habe er sich wieder in den Zuber gelegt und gebadet nach wie vor. Die Ritter hätten ihn dann wider Willen zu dem ihm früher erzürnten Kaiser gebracht und dieser, des alten Unwillens vergessend, ihm reich gelohnt mit Huld und Gut. Herzog Ernst von Schwaben, der Held unerschöpflicher Abenteuer und Mährchen, mit seinem in Noth und Tod getreuen Werner von Kyburg, befehdete die seinem Stiefvater, Kaiser Konrad, unerschütterlich getreuen Calatine, da brach Pappenheim und trieb die Burgherren über die Donau. Die Calatine waren unter den Helden der Kreuzzüge des großen Gottfried, Konrad's des ersten Staufen, Heinrich's des Löwen, des Barbarossa, Philipp August's und Richard's Löwenherz. Treue Freunde und Diener der Hohenstaufen, empfanden die Pappenheimer schon den wilden Zorn des alten Welf und noch mehr jenen Heinrich's des Stolzen. Gegen Niemanden haben jene Welfen wilder gewüthet, als gegen Augsburg und gegen die Calatine. Allein auch von den Wittelsbachern hat sie grimmiger Haß getrennt. Am unversöhnlichsten fochten sie gegen Ludwig den Strengen. Aber schon früher war es dem Marschall Heinrich Calatin übel bekommen, die Reichsacht vollzogen zu haben an dem Mörder Kaiser Philipp's, Otto von Wittelsbach, den er in einer Scheune bei Oberndorf erschlug. Ihm blieb zuletzt keine andere Sicherheit, als in der Mönchskutte zu Kaisersheim. Dieser Heinrich Calatin hatte in den apulischen Heereszügen Heinrich's VI. großen Ruhm errungen, aber in Catanea den Schrecken seines Namens neben jenen seines grausamen Herrn gesetzt. Die Freudenpost, sie sei zu Ende, die kaiserlose, die schreckliche Zeit des großen Zwischenreiches, überbrachten ins Feldlager vor Basel dem neuerwählten Grafen Rudolf von Habsburg der Burggraf Friedrich von Nürnberg und Heinrich Calatin, Marschall von Pappenheim. Schwerlich hatte das teutsche Reich ein so rund abgeschlossenes, vollendetes Beispiel einer uralten, völlig freien Reichsministerialität, einer so mit allen Regalien selbständig prangenden Dynastie, wie Pappenheim. Auch Baiern, ja sogar das in seinen fränkischen Fürstenthümern so gewaltig um sich greifende Preußen erkannten seine volle Landeshoheit und die Könige Friedrich Wilhelm und Max Joseph haben die diesfälligen Verträge vom 18. Juni 1803 und 25. November 1802 mit dem Grafen und Herrn zu Pappenheim Karl Theodor Friedrich als Gleich zu Gleich, als Reichsstände unterhandelt und beschlossen.

Schon unter den ersten Hohenstaufen 1144 erschien der Pappenheimer Berthold Calentin zwischen den Grafen von Kirchberg und Öttingen auf Kaisers Konrad Hof- und Reichstag. — Wie kein anderes Haus, übten die Pappenheime zwei Großwürden des heil. röm. Reichs, teutscher Nation, — für Sachsen jenes der Erbmarschälle, das sie mit einer eignen Kanzlei, zu den Kaiserkrönungen (wo sie die malerische Ceremonie des Hafersprengens zu üben hatten) und auf jeden Reichstag berief — für sich selber, die eines Reichs-, Forst- und Jägermeisters im Nordgau. Wie keines andern Hauses erwähnt seiner zweimal das Reichsgrundgesetz der goldenen Bulle Karl's IV. Der reichsfreie teutsche Mann auf seinem freien Erbe hatte vielfältig den gerechten Stolz, den seit dem Erlöschen der Gauenverfassung, gesunkenen Titel der Grafen zu verschmähen und das kurze Wörtlein „Herr" ungleich höher anzuschlagen. Dennoch wurden die Pappenheime bereits 1608 wieder eingeführt, in ein Grafencollegium, in das schwäbische. Zu besserm Schutz in den unruhigen Zeiten begaben sich auch die Pappenheime (wie Taxis, Öttingen, ja, wie es selbst Österreich und Baiern nicht verschmäht) in den viel spätern Verein der Reichsritterschaft, ohne jedoch dem Rittercanton Kocher je die sonst gewöhnlichen Rechte auf ihrem Gebiet einzuräumen. Sie besaßen die Landgrafschaft Stühlingen und wurden den Häusern Pfalz-Sulzbach und Würtemberg, Anhalt, Hessen und Mecklenburg 2c. durch Heirath verwandt. An gelehrten Kirchenfürsten hat es den Pappenheimen nicht gefehlt. Sie zählen ausgezeichnete Bischöfe von Augsburg und Speier, — einen Abt von Kaisersheim und Matthäus von Pappenheim und Biberbach, der geistlichen und weltlichen Rechte gelehrter Doctor und Domcapitular von Augsburg, war selbst Geschichtschreiber seines berühmten Hauses. Das ist aber auch Alles, was aus selben der „ehrsamen Pfaffheit" angehörte. Übrigens war der Krieg ihr eigentliches Element. Wilhelm Herr zu Pappenheim, Waffenbruder Georg's von Freundberg und Niklasens Salm, war von den Helden des ritterlichen Theuerdank, Freudal und Weißkhunig, Kaisers Max, — Rudolf von Pappenheim sah bei Pavia die Gefangennehmung Königs Franz, Alexander seine Leiche. Er und der gemeuchelmordete Hans Joachim fochten im Schmalkaldenkrieg. Alexander's Waffenruhm ging von Jerusalem bis Calais durch die Welt. Im 75. Lebensjahre ritt er eilf Stunden weit im ganzen Harnisch und tummelte die Rosse wie kein anderer. Heinrich Ludwig gehörte zu den Lieblingen Gustav Adolf's, sein Vetter Gottfried Heinrich, von der Treuchtlinger Linie war einer der wenigen Helden der katholischen Partei, vom großen Schwedenkönig immer nur vorzugsweise „der Soldat," von den Seinigen, wegen unzähliger Wunden, immer nur „der Schrammhanns" genannt. Dieser Gottfried Heinrich, Ritter des goldenen Vließes, Herr auf Jungbunzlau, Cosmanas und Crulich, Ihro röm. kaiserl. Majestät Reichshofrath und Kämmerer, auch Seiner königl. Majestät von Hispanien und Ihro kurfürstl. Durchlaucht in Baiern bestellter Obrister zu Pferd und Fuß, dann General-Feldmarschall und Feldherr der Truppen der katholischen Ligue wurde zu Pappenheim am 29. Mai 1594

geboren. Seine Mutter Salome war die Tochter Heinrich's von Preysing, Pflegers zu Reichenhall. Sein Vater Veit, Marschall von Pappenheim, ein berühmter Astrolog, deutete seinen künftigen Kriegsruhm aus den zwei kreuzweise über seiner Stirne sichtbaren Schwertern (dem rechten Pappenheimischen Marschallswappen), ein Muttermal, das er mit auf die Welt brachte, das über einiger Zeit wieder verging, aber noch im Mannesalter immer wieder erschien, so oft der Zorn seine überaus lebendigen Züge entflammte. Auch haben die Mutter und Amme erstaunend bemerkt, daß er ein einziges Mal in seinem Leben, in seinem ersten Bade geweint, dann niemals wieder.

Mit sechs Jahren verlor Pappenheim seinen Vater (8. Jun. 1600). Die Mutter Salome vermählte sich schon das Jahr darauf wieder mit Adam Grafen von Herbersdorf, kaiserl. Rath, Obersten und bairischen Statthalter zu Linz. Sie überlebte ihren heldenmüthigen Sohn 18 Jahre. In seinem 14. Jahre wurde Gottfried auf die damals berühmte Hochschule zu Altdorf gesendet und mit 16 Jahren Rector Magnificus derselben. Seine Studien vollendete er an der Universität Tübingen und durchreisete dann Frankreich und England, sah den Tod Heinrich's IV. und den schwachen Nachfolger der großen Elisabeth. Mit 20 Jahren wurde er katholisch und sehr bald darauf ernannte ihn Kaiser Matthias zum Reichshofrath. Die innere Gluth trieb aber den Pappenheim dahin, wo Krieg die Losung war. Den fand er in Polen, das die Unruhen der Pseudo-Dmjtris in Rußland glücklich benutzte, den schwedischen Thron aber durch Sigismund's katholischen Eifer und durch sein Ungeschick verlor. Er trat nun in den Dienst der Ligue und ihres rastlosen Oberhauptes Maximilian von Baiern, welcher der verzweiflungsvollen Lage Ferdinand's II. bald ein Ende machte, der in Ungarn und Böhmen Gegenkönige hatte und in der Burg zu Wien belagert war. Ferdinand's Jugendfreund und Schwager Maximilian schloß nun mit ungemeiner Klugheit mit der Union (8. Juli 1620 den Vergleich zu Ulm, stand am 17. Juli bereits im Land ob der Ens, durchdrang den Verhau der insurgirten Bauern zu Haag, erzwang am 20. August die Huldigung, ließ Pappenheim's Stiefvater, den Grafen Herbersdorf als seinen Statthalter in Linz und vereinte sich mit Boucquoy. Nun eilte er grade vor Prag, schlug am 8. Nov. 1620 die Entscheidungsschlacht beim Stern am Weißenberge, gewann schon am folgenden Tage das gewaltige Prag selbst, sein Vetter Friedrich verließ, verlor und vergaß sich selbst, die Krone und seine Anhänger, und schon am 25. Nov. 1620 war Maximilian wieder zurück in München beim Dankfeste in der Frauenkirche. Pappenheim gebührte ein schönes Blatt aus dem Lorbeer dieses letzten Tages des alten, herrlichen Böhmen. Als die österreichischen Reiter geworfen und im Begriffe waren, auf das eigene Fußvolk zu stürzen, hielt Pappenheim, dem tollen Schwarm sich entgegenwerfend, weiteres Unheil ab, drang mit der bairischen Reiterei unter dem Obersten Kratz und Gaucher in die Böhmen, unterlief und nahm die zwei großen Stücke, die bisher den größten Schaden gethan, trieb die Ungarn gegen die Moldau hinab, den Rheingrafen, den jungen Anhalt und den Grafen Schlick in den Thiergarten; hier aber erhielt er in dem wilden Gedränge über zwanzig Stich- und Hiebwunden durch die feindlichen Reiter und die Gewalt der Rosse ging über ihn hinweg. Durch die kalte Novembernacht lag er, als todt geachtet, unter den Todten bis an den späten Morgen. Er selbst erzählte darüber: Er habe nicht gewußt, liege er in der Hölle oder im Himmel, da er zum ersten zu wenig Pein, zum letzten zu wenig Freude empfunden, — habe also gemeint, er sei im Fegefeuer. Als es zum Plündern gekommen, habe ihn ein Wallone unter dem Pferd hervorgezogen, sprechend: „Kerl, wer bist Du? Du hast gute Hosen, Du mußt sterben!" — dem sich aber der Pappenheim zu erkennen gegeben und sohin zu dem fürchterlichen Barbier André nach Prag gebracht worden. Wie der Kurfürst von Baiern Herrn André fragen lassen, ob der Pappenheim zu heilen sei, hat dieser dem abgesandten Leibmedico geantwortet: „Mit Gottes Hilfe traue er sich darüber, obwol sechs von den Wunden tödtlich seien. Wenn Pappenheim nur nicht so ungeduldig wäre." Darüber der Pappenheim aus dem Bette hervorgeschrieen: „Wie sollt denn einer bei dem vielen Heften und Nähen geduldig sein?" —

Auf dem regensburger Reichstage 1623 schlug Ferdinand II. den Pappenheim persönlich zum Ritter und gab ihm ein Regiment Cuirassiere, die berühmten Pappenheimer. Von 1623—1625 commandirte Pappenheim die spanische Cavalerie in der Lombardei. Im folgenden Jahre rief ihn der von seinem Stiefvater Herbersdorf in Östreich ob der Ens erzwungene Bauernkrieg wieder auf den teutschen Boden. Herbersdorf hatte nämlich die Gegenreformation mit unmenschlicher Willkür und Härte vollzogen. Es kam zum Aufstand. König Christian von Dänemark schickte einen Abgeordneten an die rebellischen Bauern, Venedig, Bethlen-Gabor, der Graf von Mannsfeld geheime Emissaire. Herbersdorf's Übermuth traf die oberensischen Stände fast noch härter als die Bauern. Im Mai 1626 erhoben letztere sich bei Aschau am Fadingerhof. Den Stephan Fadinger selbst, einen Hutmacher, kühnen und listigen Sinnes, wählten sie zum oberften Hauptmanne. Bei Waitzenkirchen und Peuerbach erlitt Herbersdorf eine schmählige Niederlage. „Von seinem Joch und Tyrannei und seiner großen Schinderei, mach Uns, o lieber Herrgott, frei, weil es dann gilt die Seel' und Gut, so gelt's auch unser Leib und Blut, Gott geb' Uns einen Heldenmuth, es muß sein!" schrieben sie auf ihre Fahnen. Wels, Kremsmünster, Gmunden, Vöklabruck fielen in ihre Hand. Lawinenartig wuchs ihre Zahl. Schon sollte Tilly selbst wider sie ziehen. Friedstadt eroberten, Ens, ja Linz selber, ängstigten sie aufs Äußerste. Am 28. Juni traf eine Kugel den mit seinen Leibschützen die Stadt umreitenden Oberhauptmann des christlichen Feldlagers von Linz, Stephan Fadinger; sie zerschmetterte ihm den Schenkel und tödtete sein Roß. Er starb am 5. Juli zu Ebersberg. An seine Stelle trat ein Edelmann an die Spitze der Bauern, Achaz Wiellinger von

der Au, Herr auf Kathering und Hintertobel. Oberst Löbel entsetzte zwar Ens und schlug den Wiellinger, gewann Steyer, Wels und Lambach; der Oberst Breuner schlug die Bauern bei Kerschbaum, aber erst Ende Augusts wurde Linz befreit, obgleich die Baiern es schon früher mit Mund- und Kriegsvorrath versehen und die große Donaukette der Bauern gesprengt hatten. Österreichische Commissarien brachten am 7. September zu Ens eine Waffenruhe mit den rebellischen Bauern zu Stande. Aber Maximilian achtete deren nicht. Er sendete neue Truppen, 2300 Mann unter dem Herzoge von Holstein, 6000 unter dem General Lindlo. Beide Heersäulen erlitten entscheidende Niederlagen, verloren Geschütz und Gepäck; der Herzog mußte im Hemde entfliehen. Auch Löbel wurde bei Wels geschlagen. Diesen Schimpf der Waffen zu rächen und den Krieg zu beendigen, erkor Maximilian nun den Pappenheim, der „damalen aus dem Italienischen Krieg kommen, und Herrnlos war: und weilen der belagerte Herberstorf mit seiner, des Pappenheim's Mutter geheirathet war, so sich auch mit zweien des Pappenheim's Schwestern in der Belagerung befand, haben Ihre Churfürstlichen Durchlaucht in Bayern gut befunden, sich seiner zu dieser Expedition zu gebrauchen."

Mit ungemeiner List täuschte Pappenheim die Wachsamkeit der Bauern. Mit ungemeiner Schnelligkeit erreichte er auf Umwegen und durch Nachtmärsche Linz, vereinigte sich mit den Österreichern und schlug die Bauern bei Efferding. Sie fochten mit solcher Verzweiflung, daß sie Psalmen singend mitten unter die Glieder ihrer Gegner stürzten, sie von den Pferden gerissen, Pappenheim selbst und die meisten Generale verwundet haben, auch die Kaiserlichen mehrmals in die Flucht trieben, und Pappenheim nur mit Mühe das Treffen wiederherstellte. Am 9. Nov. schlug er bei Efferdingen, am 13. entsetzte er Gmünden, am 19. war die Schlacht bei Vöklabruck, am 30. beim Schlosse Wolfseck. Wenige Tage darauf umstellte er die Schanzen der Bauern bei Peuerbach und endigte binnen eines Monats diesen höchst gefährlichen Bauernkrieg an derselben Stelle, wo er begonnen hatte. Noch heißt das Wäldchen bei Pinsdorf in der Nähe der heiligen Eiche das Pappenheimhölzel, und in den Trauerliedern der Bauern spricht sich der Schrecken vor Pappenheim nicht minder aus, als das Zutrauen auf sein ritterliches Wort der Verzeihung, warum er auch bei seiner Rückkehr nach München unterm 21. Febr. 1627 an den Kurfürsten Maximilian dringend geschrieben und „um Approbation seiner oberösterreichischen Handlung, und besonders daß der von ihm Einigen unter Verpfändung seiner Ehre zugesicherte Pardon aller verdienten Strafen an Ehre, Leib und Gut gehalten werde," ansucht. Durch diese Maßnehmung sei die Unterwerfung beschleunigt worden. Auch habe er keinem Erzrebellen oder Kirchenräuber solche Zusage mündlich oder handschriftlich ertheilt, und es sei doch auch billig, daß man dem Türken selbst den versprochenen Glauben halte!! In den Trauerliedern der Bauern ist er der einzige figurirende Held:

> Hascha, dort kommt der unsinnig'
> Von Pappenheim geritten, ganz grimmig,
> Rennt über alle Zäun' und Gräben,
> Daß ihm gleich die Haar aufstäben,
> Stellt sich als wär' er winnig.
> Kein Prügel, kein Stecken,
> Will gegen ihn klecken.
> Er ist ohne Zweifel der leidige Teufel.

Pappenheim selbst schrieb die Geschichte dieses merkwürdigen Krieges. Wie drohend er gewesen, beweist vorzüglich, daß er zweimal in dem gefährlichsten Momente wieder aufgelodert, 1632 durch die Ermunterung Gustav Adolf's, an den die Bauern den Thomas Ecklechner ins nürnberger Lager abgesendet und der jenen des Hausruckviertels 6000 Schweden über Passau und Schärding zur Hilfe zu senden versprochen, zugleich auch den Siebenbürgerfürsten Rakoczy zu einem Einfalle in Ungarn ermuntert hat, und 1636 im Machlandviertel durch den verrückten Geisterseher und Propheten Martin Laimbauer. Neun Jahre später, als Torstenson nach dem großen Siege von Jankau sowol in Krems als an den wiener Donaubrücken stand, hätte ein erneuerter Aufruhr an der Ens höchst gefährlich werden können. Zum Andenken dieser wichtigen Unternehmung Pappenheim's erhob sich ein Marmordenkmal in der Pfarrkirche zu Gmünden in dem idyllisch-romantischen Salzkammergut im Traunkreise, und Pappenheim's schmuckloser Reiterdegen hing neben dem Hochaltar. Gegen den dänischen König Christian führte Pappenheim die Reiterei mit gewohntem Glück und trug nicht wenig dazu bei, daß das Fußvolk großentheils niedergehauen, der Überrest in Lutter am Barenberge umzingelt und gefangen, Geschütz und Gepäck erobert wurde. Die Herzoge von Mecklenburg waren geächtet und verjagt. Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland und Sagan, des Kaisers Generalissimus und Großadmiral, hieß nun Herzog von Mecklenburg. Schon dachte der wiener Hof durch ihn Mediatisirungen auszuführen, die selbst die katholische Liga und namentlich Max von Baiern in Schrecken versetzten. Die Enkel Heinrich's des Löwen, das braunschweig-lüneburgische Gesammthaus, war von einem noch schlimmern Schicksale bedroht, als der erhabene Ahn vom Schicksale der Mecklenburger. Schon waren dem Tilly Calenberg und Grubenhagen verliehen und Pappenheim's sehnlichste Hoffnungen auf Wolfenbüttel gerichtet. Neuentdeckte Quellen zeigen, daß Pappenheim mit des greisen Tilly Feldzügen von 1630 und 1631 gegen Gustav Adolf durchaus unzufrieden war, und seine Entwürfe haben unstreitig das Gepräge eines ebenso kundigen Strategen als unwiderstehlichen Taktikers. Er riß Tilly in den Sturm von Magdeburg, aber auch in das Unglück von Leipzig hinein. Tilly wollte jedes Treffen vermeiden bis zur Vereinigung mit den bereits in Erfurt angekommenen Heersäulen Altringer's und Fugger's, aber Pappenheim engagirte sich (der Ordre zuwider) so heftig mit den die Lober passirenden Schweden, daß Tilly entweder die Schlacht annehmen oder den Kern seiner Reiterei hinopfern mußte. Pappenheim deckte den Rückzug und blieb auch im folgenden Feldzuge glücklich am Niederrhein und in Westfalen. Nach Tilly's Tode mit Wallenstein vereinigt, half er ihm das verhängnißvolle Leip-

zig hinwegnehmen und Sachsen überschwemmen. Wallenstein glaubte die Schlacht so wenig nahe, daß er Pappenheim's Ungestüme nachgab, ihn den Spaniern an den Niederrhein zu Hilfe zu senden. Aber kaum hatte Pappenheim das nahe Halle genommen, als er daselbst den heftigen Kanonendonner von Lützen vernahm, mit seiner Reiterei im schärfsten Trabe auf das Schlachtfeld eilte und sich sogleich ins dichteste Gewühl stürzte. In der ersten Viertelstunde erhielt er zwei Musketenschüsse, — „Gott Lob, so kann ich in Frieden fahren, weil dieser Todfeind des katholischen Glaubens doch noch vor mir aus der Welt hat müssen," rief er, als er des Schwedenkönigs Tod vernahm, wollte sich nicht verbinden lassen und durchaus noch einmal aufs Pferd gesetzt sein. Von den Seinigen mit Gewalt in die Kutsche gebracht, verblutete er an dem eigenen Ungestüm. Über hundert Narben zählte man an seinem Körper. Kaum 38 Jahre hat er gelebt. Die Kaiserlichen und Ligisten hatten seines Gleichen nicht wieder, denn Jean de Werth kann ihm nicht zur Seite stehen. Sein einziger Sohn, Wolf Adam, verlor 1647 in einem unwürdigen Zweikampfe das Leben in der Blüthe der Jugend.

Das Haus der Erbmarschalle von Pappenheim schied sich schon beim Tode Haupt's II. in der Halbscheide des 15. Jahrhunderts durch seine Söhne, aus denen Konrad die Gräfenthalische, Heinrich die Algövische, George die Treutlingische, und Siegmund die Altzheimische Linie errichteten. Aus den Gräfenthalern vermehrte Georg des Hauses Reichthum durch die Heirath mit einer Pflug von Rabenstein aus den mächtigsten Geschlechtern Böhmens. Sein Sohn Sebastian war unter den vertrauten Räthen und unter den tapfersten Kämpfern Friedrich's II. und Maximilian's I. in der Fehde gegen die aufrührischen Flamänder, dann bei der Wiedereroberung Wiens und dem Vordringen bis Stuhlweißenburg nach dem plötzlichen Ableben des großen Ungarnkönigs Matthias Hunniady Corvin. Gleiches Vertrauen genoß Sebastian Pappenheim bei den sächsischen Kurfürsten Friedrich dem Weisen und Johann. Er hörte mit die augsburgische Confession ablesen. Veit Konrad von Pappenheim war Ferdinand's I. Gesandter in Frankreich, in Polen, in Dänemark. — Der Held von Prag, von Lutter, von Magdeburg, Leipzig und Lützen, Gottfried Heinrich, gehörte zu den Treutlingern. — Aus dem Altzheimer Zweige war der wilde Erbmarschall Christoph durch blutigen Zwist mit Vettern und Brüdern bekannt, und Thomas der Jüngere erschoß unglücklicher Weise den eigenen Bruder, als er ihn zu Langenaltheim aus einem Bauernaufstand erretten wollte. — Es gehört unter die Sittenzüge der Zeit, daß die Aussage eines mit Fug und Recht bestraften rachedürstenden Schäfers hinreichte, eine Erbmarschallin von Pappenheim als Zauberin und Hexe anzugeben und dem Scheiterhaufen nahe zu bringen. Doch wie weit überhaupt dieser Wahnsinn damals gegangen, bewähren unter zahllosen andern empörenden Thatsachen auch die Consilia des berühmten ingolstädter Doctors Eberhard, da sogar fürstliche Damen selbst vom regierenden Hause, alles Ernstes als Hexen und Schwarzkünstlerinnen bezeichnet und sehr ernsthaft berathen wurde, ob auch sie verhaftet, gefoltert und hingerichtet werden könnten? — Die Altzheimische Linie spaltete sich wieder mit den Söhnen Georg Philipp's in den katholischen und in den evangelischen Zweig. Der katholische erlosch 1808. In der Schlacht bei Collin (dem Stiftungstage des österreichischen Theresienordens) war es der Major Friedrich August von Pappenheim, der mit den altwürtembergischen Dragonern und mit sächsischen leichten Reitern jenen berühmten Angriff that und dabei auf dem Bette der Ehre fiel, welcher an diesem 18. Jun. 1757 den Nimbus der Unbesiegbarkeit des großen Friedrich's verdunkelte, wie der 18. Jun. 1815 bei Waterloo der Unüberwindlichkeit Napoleon's für immer ein Ende gemacht hat.

Gegenwärtig ist das erlauchte Haus auf zwei Stammhalter zusammengeschmolzen, wovon nur der jüngere, Friedrich Albert, bairischer General (und Flügeladjutant des jetzigen Königs als Kronprinzen) von Antonie Freiin von Tänzl auf Tratzberg männliche Nachkommenschaft hat. Der ältere Bruder, das Familienhaupt und Standesherr, Karl Theodor Friedrich, bairischer Generallieutenant, Generaladjutant des Königs, Befehlshaber der ersten Armeedivision, reich geschmückt mit allen Zeichen kriegerischer Ehre, war der Tochter des preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg vermählt, welche von ihm geschieden, sich dem Fürsten Pückler-Muskau verband. Die wiener Congreßacte von 1815, Art. 49 beschied diesem Grafen von Pappenheim einen Landesbezirk von 9000 Seelen aus dem vormaligen französischen Saardepartement unter preußischer Hoheit. Nachdem Preußen in dem pariser Protocoll vom 8. Nov. 1815 die Abfindung des Grafen übernommen hatte, bestimmte es ihm 1817 die erbliche Abtretung von Staatsdomainen auf dem linken Rheinufer im Ertrage von 30,000 Thalern, was aber 1818 und 1821 durch eine Aversionalsumme abgefunden worden ist.

Baiern purificirte die Pappenheime (25. Febr. 1825) in ihren staatsrechtlichen Verhältnissen ganz den vormals reichsständischen Fürsten und Herren (Edict vom 26. Mai 1818) und legte am 9. Sept. 1831 dem jedesmaligen Stammhaupte das Prädicat „Erlaucht" bei. Die ältern Familienpacten sind von 1279, 1335, 1412, 1473, 1534, 1573, 1580. Jener vom 21. Nov. 1825 von der Krone Baiern bestätiget, führte statt des bisherigen monströsen Seniorates, die Primogenitur in die mit dem Fideicommißbande belegte Grafschaft Pappenheim ein. Der jetzige Standesherr Karl (geb. 17. März 1771) trat schon im noch nicht vollendeten 15. Lebensjahr in den österreichischen Militairdienst. Er war im Türkenkriege, und wurde Adjutant des alten Wurmser und Bellegarde sein väterlicher Freund. Als eine der edelsten Rittergestalten des seiner Auflösung zueilenden alten Teutschlands wie durch Feuereifer und Biederkeit zog Pappenheim in seiner Dienstleistung bei der Krönung des letzten teutschen Kaisers Franz II. aller Augen auf sich. Er stritt heldenmüthig in den ersten drei Feldzügen der ersten Coalition in den Niederlanden und bestand namentlich am 30. Oct. 1793 hinter Chateau Cambresis ein.

glänzendes Rittergefecht, drei feindliche Bataillone durchbrechend, niedermachend und 600 Gefangene mit Geschütz und Trophäen heimbringend. Ebenso heldenmüthig focht er 1794 bei Landrecy mit seinem Freunde, dem Fürsten Karl Schwarzenberg. In der Schlacht von Hanau am 30. Oct. 1813 gehörte die Vertheidigung der Kinzigbrücke, gegen Napoleon's ungeheure Übermacht, unter die glänzendsten Waffenthaten des Befreiungskrieges. Der Bruder, Graf Albert, ist auch als Schriftsteller im Gebiete der schönen Literatur bekannt. (*Freiherr von Hormayr.*)

PAPPENHEIM. Staatsrechtliche Verhältnisse dieses Hauses, und zwar: I. zur Zeit des teutschen Reichs[1]). Die Grafen von Pappenheim bekleideten ein doppeltes Reichserbamt; sie waren im Besitze des Reichserbmarschallamtes und zugleich des Reichsforst- und Jägermeistersamts im weißenburger Forste des Nordgau's. Das letztere, vom Kaiser Karl IV. 1355 dem Burggrafen von Nürnberg übertragen, war von dem Kurfürsten Albrecht 1444 theils der Familie Pappenheim, theils dem Bischofe von Eichstädt erblich abgetreten worden. Jeder dieser beiden nunmehrigen Erbbeamten, deren Würde 1474 die kaiserliche Bestätigung erhalten, veranstaltete fortan um St. Willibaldustag eine feierliche Jagd in dem genannten Forste. Ungleich bedeutungsvoller war das zuerst bezeichnete Erbamt; auf ihm beruhete die eminente Stellung des Grafen von Pappenheim, vermöge deren sie in wunderbarer Anomalie mitten unter und neben den reichsständischen, reichsunmittelbaren, wahrhaft regierenden Familien und deren Gegensätzen stehend, dennoch weder jenen noch diesen schlechthin zugezählt werden konnten.

Das Reichserbmarschallamt, dem Pappenheimischen Geschlechte schon in der goldenen Bulle (XXVII. §. 1. 6. u. XXIX. §. 2) als erbliche Function in hergebrachter Weise zugesprochen, wurde vom Kurfürsten von Sachsen als Erbmannlehn gereicht, und zwar nicht, wiewol behauptet worden[2]), als Reichsafterlehn — denn keines der Reichserbämter hatte die Eigenschaft — sondern als sächsisches Vorderlehn. In Verbindung damit verlieh die dresdener Lehencurie Schloß und Stadt Pappenheim sammt allen Pertinenzien, ein Lehnsverhältniß, welches allem Anscheine nach auf einer ursprünglichen Oblation beruhete[3]). In der Eigenschaft eines Reichserbmarschalls oder Untermarschalls aber gebührten den Grafen von Pappenheim, in Stellvertretung des Kurfürsten von Sachsen, sobald derselbe nicht selbst die ihm obliegende Function übte, alle mit dem Reichserbmarschallamte verbundenen Gerechtsame; sie repräsentirten das letztere nicht nur den übrigen Reichsständen, sondern auch dem Kaiser selbst gegenüber. Daher trat denn ihre amtliche Thätigkeit[4]) nicht nur bei der römischen Kaiser- und Königswahl und der ihr folgenden Krönung, sondern insonderheit bei allen Reichstagsverhandlungen ein, und zwar in der Person des Geschlechtssenior, sobald derselbe weltlichen Standes und sonst dazu geeignet, in Hinderungsfällen aber in der Person eines Agnaten, dessen Wahl dem Senior überlassen blieb. Wo er selbst nicht persönlich zu fungiren berufen und verpflichtet war, vertrat ihn ein nach freiem Ermessen ernannter Untermarschall, Marschall-Lieutenant oder Reichsquartiermeister. Er bildete mit einem gräflich Pappenheimischen Rathe, einem Registrator, und zwei Kanzellisten, die dem Reichserbmarschall namentlich bei der Reichsversammlung zur Seite stehende Kanzlei, bei welcher dann auch der Reichsprofoß seine Anstellung fand.

Betrachtet man aber erstens die Thätigkeit des Erbmarschalls bei eintretender Kaiser- oder Königswahl, so lag ihm hier die Bewachung der Kirche, des Chors und der Sakristei ob. Er besetzte die Kirchthüren mit sächsischen Gardisten; den Zugang zum Chore wahrte er selbst oder sein Untermarschall, indem er etwanige Eindringlinge nöthigenfalls selbst mit Gewalt zurückzuhalten befugt war, und verschloß, sobald alle Wahlberechtigten versammelt, durch den Untermarschall die Thür, um desto sicherer das Einschwärzen jeder persönlichen oder brieflichen Mittheilung zu verhindern. Späterhin war dann die Wiedereröffnung, sobald das ankündigende Zeichen ihm gegeben, nebst der Einführung einiger kurfürstlichen Räthe und kaiserlichen Notare zur Zeugnißabgabe und Aufnahme über die geschehene Wahl gleichfalls erbmarschallamtliche Obliegenheit.

Verfolgen wir diese Verpflichtung dann zweitens bei der kaiserlichen Krönung. Hier setzt sich der Reichserbmarschall, in Abwesenheit des Reichserzmarschalls, nach des Kaisers Rückkehr aus der Kirche vor dem Römer zu Pferde, sprengt in den auf dem Markte aufgethürmten Haferhaufen, füllt ein silbernes, 12 Mark schweres Fruchtmaß, streicht es mit einem Streichstabe von gleicher Qualität und Schwere, übergibt ersteres einem Diener, steckt letzteren in den Haufen, der nun dem Volke Preis gegeben wird, und sprengt in der Weise zurück, wie er gekommen. Sodann tritt grade bei der Kaiserkrönung die Ceremonie des Schwerttragens hervor, obgleich sie nicht auf diesen feierlichsten Act allein beschränkt ist. Der Reichserbmarschall nämlich trug dem Kaiser und römischen Könige das entblößte Schwert mit unbedecktem Haupte bei jedweder feierlichen Gelegenheit in Abwesenheit des Kurfürsten von Sachsen vor, ein Recht, welches ihm von Niemandem streitig gemacht werden konnte, sodaß man es sogar nur als Höflichkeit ansah, wenn der Erbmarschall statt seiner einen Kurprinzen eintreten ließ[5]). Beim Krönungsaufzuge trägt er das Schwert reitend vor dem Kaiser, oder er trägt, wenn der Kurfürst selbst sein Amt

1) *Joh. Lud. Kern*, De juribus et praerogativis S. R. I. Mareschallorum hereditariorum. (Gotting. 1753. 4.) Moser, Staatsrecht. 2. Th. S. 338 fg. 366 fg. 4. Th. S. 152. 45. Th. S. 387. Ders. vom römischen Kaiser. S. 456 fg. und von denen teutschen Reichstägen. 1. Th. S. 262 fg. v. Römer, Staatsrecht und Statistik des Kurfürstenthums Sachsen. 1. Th. S. 364—418. Scheidemantel, Repertorium des teutschen Staats- und Lehenrechts. 1. Th. S. 801—811. 2) v. Römer a. a. O. 1. Th. 364. 3) Von der Lehnsabhängigkeit des heil. röm. Reichs Erbmarschallamts vom Kurhause Sachsen, in der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte: 9. Th. S. 201—295.

4) Sommer, Von den Verrichtungen des Erbmarschalls und seiner Substituten in Lünig, Grundfeste europäischer Potentatengerechtsame. 2. Th. S. 516—523. Sixtus Sommer selbst war längere Zeit Pappenheimischer Syndicus und Untermarschall. 5) Glafey, Kern der sächsischen Geschichte. S. 311.

verrichtet, diesem entblößten Hauptes die Scheide des Schwertes nach; er hält es ferner „in beiden Händen, vornen an der Brust, mit der Spitze über die rechte Achsel hinaus," während der Krönung in der Kirche, und neigt es hier nur bei der Messe, so oft die Hostie und der Kelch erhoben wird. Abweichende Sitte fand indessen bei andern solennen Aufzügen statt. Denn bei Wahltagen trug der Erbmarschall, wenn die Kurfürsten den Einzug in die Kirche halten, dem von Sachsen oder dessen Gesandten das Schwert in der Scheide vor, und wenn bei anderweitigen Einzügen der Kurfürst von Sachsen selbst das kaiserliche Schwert führte, pflegte der Erbmarschall nicht hinter ihm zu reiten, sondern neben dem kaiserlichen oder königlichen Hofmarschall, und wenn ein solcher nicht zugegen war, allein mit dem Marschallstabe in der Hand vor den Fürsten.

Die Thätigkeit des Reichserbmarschalls **drittens** bei Reichstagsversammlungen zeigt sich **zuvörderst** in umfassender polizeilicher Sorge. Er mußte den ausersehenen Ort entweder in Person oder durch seinen Untermarschall gehörig recognosciren, sich mit dem Rathe der Stadt wegen der etwa erfoderlichen Vorkehrungen und Einrichtungen besprechen, und die nöthigen Quartiere in Ordnung bringen. Grade dieses Einquartierungsgeschäft führte indessen Jahrhunderte hindurch zu den mannichfachsten Streitigkeiten zwischen dem Reichserbmarschallamte und den Stadträthen, welche erst durch einen am 5. Nov. 1614 zu Augsburg abgeschlossenen, und am 9. Nov. 1614 vom Kurfürsten von Sachsen, am 18. Febr. 1617 aber vom Kaiser Matthias confirmirten Vergleich dahin entschieden wurde, daß zwar dem Reichserbmarschall das Einquartierungsrecht verblieb, derselbe jedoch verpflichtet wurde, stets aus der Mitte des betreffenden Rathes ein Individuum, um der Besichtigung und Beschreibung der Logis, sowie dem Einquartieren und Einfouriren beizuwohnen, zuzuziehen [6]). In Gemäßheit dieser Übereinkunft war es nun Regel, daß alle am Orte der Versammlung ankommenden Reichsstände und deren Gesandte sich beim Reichserbmarschalle meldeten, und von ihm die Anweisung einer angemessenen Wohnung erwarteten, keineswegs aber eigenmächtig oder mit Zuziehung des Stadtraths eine Wahl treffen durften. Selbst des römischen Kaisers Majestät war an diese Ordnung dermaßen gebunden, daß auch seine Hoffouriere sich mit dem Reichserbmarschallamte verständigen mußten. Nur bei Reichsständen, welche eigene Wohnungen am Orte der Reichsversammlung besaßen, hielt man — obgleich auch hier das Gegentheil behauptet worden ist [7]) — dem Herkommen nach die Meldung der Ankunft für genügend. Im genauen Zusammenhange mit diesem Einquartierungsrechte stand dann aber das Recht der Ausschreibung (ius adscriptionis), kraft dessen der Reichserbmarschall die Wohnungen der Reichsstände, der Gesandten und kaiserlichen Minister mit schwarzen Tafeln durch den Reichsprofoß behängen ließ, worauf der eigene und des etwanigen Herrn Namen verzeichnet waren, ein Recht, welches zugleich die Befugniß einschloß zu verlangen, daß Alle, welche statt der Tafel eine glänzendere Ankündigung ihrer Anwesenheit wünschten, den Anschlag einer solchen durch das Erbmarschallamt mußten bewirken lassen [8]). Die polizeiliche Gewalt des Reichserbmarschalls ermächtigte sodann denselben eine Taxordnung zu entwerfen, wobei jedoch der kaiserliche Hofmarschall, die kursächsischen Räthe und Verordnete der Stadt, wo die Reichsversammlung stattfand, in Folge des Vergleichs von 1614 concurrirten; auch erfolgte die Publication im Namen des Kurfürsten von Sachsen. Bei Krönungsversammlungen trat jedoch nach der Krönung eine neue Taxordnung ein, bei deren Abfassung zwar auch Kursachsen präsidirte, deren Publication aber im Namen des Kaisers erfolgte [9]). Weiter hatte sich zwar der Reichserbmarschall nach dem Receß von 1614 des Rechts begeben, sich nach den Stadtwachen zu erkundigen und die Thorschlüssel anzunehmen; allein es mußte ihm nach wie vor bei Tumult, Auflauf und Feuersnoth eine hinreichende Anzahl bürgerlicher Mannschaften gestellt werden; auch blieb ihm bei Wahltagen die Aufsicht über die Stadtwachen, die Austheilung der Parole und die Verwahrung der Stadtschlüssel bis nach Beendigung der Wahl. Endlich stand dem Reichserbmarschall der umfassendste Judenschutz zu, welcher bei Reichstagen von der Zeit der Ankunft des Kaisers oder seines Commissairs bis zu dessen Abzug dauerte, sowie denn auch ohne erbmarschallamtliche Erlaubniß selbst christliche auswärtige Kaufleute und Krämer, Schauspieler, Fechter, Tänzer, Gaukler und Taschenspieler, früher auch unzüchtige Weibspersonen, ihr Gewerbe bei stattfindenden Wahl- und Krönungstagen und andern Reichsversammlungen nicht ausüben durften. — **Nächstdem** waren die Jurisdictionsgerechtsame des Reichserzmarschalls von nicht geringerer Bedeutsamkeit. Ihm sollte nach dem oft erwähnten Vergleiche die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit über „die Reichsstände oder deren Gesandte, wie auch der Fremden und außer Reichs angesessenen Potentaten oder ihrer Botschaften, Diener und Gesinde" zustehen, und obgleich gegen die letztere Dienerschaft diese Jurisdiction niemals praktisch durchgeführt worden [10]), auch Streitigkeiten wegen der Jurisdiction über das Gefolge der Reichsstände und reichsständischen Gesandten nicht selten vorkamen [11]), so wußte sich doch unter des Reichserzmarschalls Schutz der Reichserbmarschall im Besitze jener Gerichtsbarkeit bis auf die neueste Zeit herab zu behaupten [12]). Auch beruhete es auf anerkannter Observanz, daß er über alle Fremde, deren Aufent-

6) **Lünig**, Reichsarchiv. Pars spec. Cont. II. Abth. VI. Nr. 108. S. 183. 7) *Aem. Chreggenius* de septem sacri Romani imperii officialibus. (Col. 1523.) §. 27.

8) *Pfeffinger*, Corpus juris publici. T. III. p. 813. not. a. 9) Nachweisungen über dergleichen Taxordnungen finden sich bei **Römer** a. a. O. 1. Th. S. 388. Not. c. Auch bezieht sich auf dieselben ein eigener Passus der Wahlcapitulation. Art. III. §. 23. 10) **Römer** a. a. O. 1. Th. S. 404. 11) So namentlich 1721. Vergl. **Faber**, Staatskanzlei. 40. Th. S. 667 fg. 12) Vergl. überhaupt **Faber**, Staatskanzlei. 54. Th. S. 630 fg. *Joh. Gottfr. Krause*, De jurisdictione in legatos eorumque comites praesertim statuum S. R. I. archimareschallo et hinc vicemareschallo in comitiis competente. (Viteb. 1732.)

halt mit der Reichsversammlung in irgend einem Zusammenhange stand, in Civil- und Criminalsachen seine Jurisdiction geltend machte. — Es bleiben schließlich diejenigen Functionen in Betracht zu ziehen, welche die eigentliche Haltung des Reichstags betrafen. Der Reichserbmarschall war es, welcher, nächst der Sorge für die zu den Sitzungen nothwendigen Räumlichkeiten, das „Ansagen zu Rath" bewirkte, sowol bei der Eröffnung eines Reichstags, als bei den spätern einzelnen Sitzungen. In ersterem Falle geschah dies kraft kaiserlichen Befehls, im letztern dem „Ansagezeddul" gemäß, welcher, wenn Kursachsen nicht in Person zugegen, unmittelbar aus der kurfürstlich-Mainzischen Canzlei dem Reichserbmarschall zugesendet wurde, sonst aber nach einem Vergleiche zwischen Mainz und Sachsen vom Jahre 1562 zuerst an den Reichserzmarschall gelangen mußte [13]). Bei den Sitzungen selbst sorgte der Reichserbmarschall oder dessen Untermarschall dafür, daß kein Unberufener sich einschlich, Niemand bewaffnet erschien und Jeder ohne Tumult seinen Platz fand. Diesen letztern wies der Reichserbmarschall den Kurfürsten und deren Gesandten persönlich an; alle andere Stände foderte er zur Einnahme ihrer Sitze mit der allgemeinen Formel ein: „Meine gnädigste und gnädige Herren wollen sich setzen!" Endlich hielt, dem zwischen Sachsen und Mainz getroffenen Vergleiche von 1529 [14]) gemäß, bei gemeinen Reichsversammlungen, auf welchen der Kaiser selbst zugegen, sowie im Fürstenrathe, jederzeit der Reichserbmarschall die Umfrage [15]). Die Proposition aber im Namen des Kaisers bei Eröffnung der Reichsversammlung, sowie im Fürstenrathe vorzutragen, war, wenn auch früher Spuren sich nachweisen lassen [16]), in den letztern Jahrhunderten nicht mehr in Gebrauch.

Es entsteht nunmehr die Frage, welcher Amtsemolumente die Familie Pappenheim vermöge des Reichserbmarschallamtes sich zu erfreuen gehabt [17]). Sie bestanden in Folgendem: Zunächst spricht schon die goldene Bulle [18]) dem Reichserbmarschalle bei jeder Krönung, gleichwie so oft der Kaiser ein feierliches Hoflager hält, wobei die Erzämter ihren Pflichten nachkommen, des Kurfürsten von Sachsen Paradepferd, das silberne Fruchtmaß und den silbernen Streichstab zu, deren Werth bereits oben angegeben. Er erhielt ferner bei jeder kurfürstlichen Belehnung, wenn der zu belehnende Kurfürst selbst zugegen, dessen Pferd, sonst aber ein Äquivalent im Gelde, früher 60 Gulden, nach neuerer Praxis 60 Dukaten; bei fürstlichen Belehnungen dagegen, gleichviel ob geistlichen oder weltlichen, und ebenso bei Belehnungen gefürsteter Prälaten und Grafen das Pferd und 60 Goldgulden, oder statt des erstern noch 60 Gulden, wobei nur der Abt von Fulda die Prärogative hatte, das Pferd allein ohne 60 Gulden hinzugeben [19]). Diese Einkünfte aber bezog der Reichserbmarschall durch die Reichskanzlei auch dann, wenn er beim Acte der Belehnung nicht persönlich zugegen war, sondern statt seiner der kaiserliche Oberhofmarschall fungirte [20]). Daneben waren auch bei Introductionen auf dem Reichstage, selbst noch bei den in Gemäßheit des Reichsdeputationsschlusses von 1803 stattgehabten Geschenke hergebracht [21]). Außerdem wurde dem Reichserbmarschalle nach dem obenerwähnten Vergleiche von 1614 bei jedem neuen Reichstage von der Stadt, worin derselbe gehalten wurde, als Entschädigung für die Emolumente seiner Schutzgerechtigkeit, deren er damals sich begeben, ein Aversionalquantum von 1000 Gulden gemeiner Reichswährung gezahlt, sowie ihm endlich noch das jährliche Schutzgeld der von ihm vergeleiteten Juden und die nicht erheblichen Sporteln und Strafgelder seiner Kanzlei verblieben. Es leuchtet ein, daß die Gesammtsumme dieser Einkünfte, dem erfoderlichen Aufwande gegenüber, nicht genügend sein konnte; überdies bestritt Frankfurt schon im J. 1619 seine Verbindlichkeit, die verglichenen 1000 Gulden zu zahlen, und wollte nach einem neuen am 17. August 1619 mit dem Grafen Max von Pappenheim, als damaligem Substituten des Seniors der Familie, abgeschlossenen, von Letzterem aber nicht ratificirten Vertrage sich nur zu einer Summe von 400 Gulden bei Wahl- und Krönungstagen verstehen [22]). Daher waren schon längst außerordentliche Geschenke des Kaisers und der Kurfürsten an den Reichserbmarschall üblich [23]); auch bewilligte ihm 1742 jeder der letzteren eine Gratification von 2500 Gulden; sie empfahlen ihn einmüthig 1743 und 1745 zu Ertheilung einer Exspectanz auf ein Reichslehn und gewährten ihm auf dem Reichsconvente von 1767 zwei, freilich nicht von allen Ständen bezahlte, Römermonate [24]).

Alle bisherigen Erörterungen zusammengefaßt, läßt sich die hohe Wichtigkeit des Reichserbmarschallamtes ebenso wenig bezweifeln, wie das Alter des erlauchten Geschlechts, welches zu jenem Amte eine Reihe von Jahrhunderten hindurch berufen war. Beides vereint verschaffte dem letzteren unstreitig eine höchst bevorzugte Stellung im teutschen Reiche; es kam hinzu der Besitz unzweifelhaft

13) Lünig, Reichsarchiv. Pars Spec. Abth. III. nr. 156. S. 396. Vergl. Scheidemantel, Repertorium. 1. Th. S. 803. 14) Lünig, Reichsarchiv. Pars Spec. Abth. III. nr. 155. S. 395 fg. 15) In Abwesenheit des Erbmarschalls hielt freilich das Directorium die Umfrage. Moser, Von den teutschen Reichstägen. 1. Th. S. 5. 16) Sommer, der treue Verfechter aller Pappenheimischen Gerechtsame, hat auch diesen Beweis, zum Theil auf eigene angebliche Wirksamkeit gestützt, zu erbringen sich bemüht. 17) XXVII. §. 7. — „Peractis per principes Electores Seculares praedictis eorum officiis — — Vicemareschallus de Pappenheim equum, baculum et mensuram predictam Ducis Saxoniae pro se recipiat." 18) Die genaueste Nachweisung, freilich im höchsten Maßstabe, gibt zum Zwecke einer zu erlangenden Entschädigung während der Rheinbundszeit: K. Ign. Wedekind, Die Entschädigungsberechtigung und Ansprüche des Reichserbmarschalls Grafen von Pappenheim an die höchsten Souveraine Teutschlands (Regensburg 1809) und im rheinischen Bunde von Winkopp 10. Bd. S. 228—236.

19) Lünig, Reichsarchiv. Pars gener. S. 333 fg. 20) Wahlcapitulation. Art. III. §. 22. 21) Wedekind a. a. O. S. 234. 22) Ludewig, Erläuterung der goldenen Bulle. 2. Th. S. 649. 823—889. Vergl. Dessen Consilia Hallensia. T. II. P. II. p. 1147 sq. 23) Nach den Angaben Wedekind's (a. a. O. S. 235) können diese nicht ganz geringfügig gewesen sein. Er versichert wenigstens, daß die Emolumente des Reichserbmarschalls bei der Wahl und Krönung Leopold's II. über 60,000 Gulden betragen. 24) Faber, Staatskanzlei. 105. Th. S. 716. Moser, Reichsstaatsbuch von 1768. S. 28.

landesherrlicher Rechte innerhalb der Herrschaft Pappenheim, hier ausgeübt durch eine eigene Kanzlei und ein eigenes Consistorium sammt deren Unterbehörden [25]), und geltend gemacht noch in den Verträgen mit Preußen vom 6. März 1797 und 12. Sept. 1802, sowie in dem Purificationsvergleiche mit Baiern vom 25. Nov. 1802 [26]). Allein dessenungeachtet fehlte dem Grafen von Pappenheim Reichsstandschaft und somit die wesentliche Qualification des hohen Adelstandes. Der Erbmarschall hatte auf dem Reichstage nur seinen Sitz zwischen der gräflichen und weltlichen Bank in der Nähe des Directorialtisches, von welchem aus die Umfrage vorgenommen wurde [27]); aber ein Stimmrecht stand ihm nicht zu. Nur vorübergehend besaß eine Linie der Pappenheim die reichsständische Landgrafschaft Stühlingen, welche schon 1631 an die Grafen von Fürstenberg gelangte.

II. Die Zeit des Rheinbundes. In Folge des 25. Art. der Rheinbundesacte wurde die bei dem reichsritterschaftlichen Canton Kocher immatriculirte Herrschaft Pappenheim der Souverainetät des Königs von Baiern untergeordnet; das Reichserbmarschallamt aber mit all seinen Vorrechten mußte von selbst mit der Auflösung des teutschen Reichs ebenso erlöschen, wie das eines Reichsforst- und Jägermeisters. Inzwischen fand sich der König von Baiern bewogen, mittels einer Declaration vom 22. März 1807 dem Hause Pappenheim in Ansehung seiner Stammbesitzung standesherrliche Rechte beizulegen, und ihm insbesondere die Fortdauer seiner Justizkanzlei als Gericht zweiter Instanz, und seines Consistoriums als eines Mediatconsistoriums zuzusichern [28]). Auch wurde ihm die Forsthut in den Districten des Nordgaues als Kronlehen verliehen [29]). Was aber insbesondere die Lehnsverbindung mit Sachsen betrifft, so fiel die Lehnherrlichkeit des Letztern in Gemäßheit der Erklärung des 34. Art. der Rheinbundesacte, welche der König von Sachsen in seinem Patente vom 23. Aug. 1809 hinsichtlich der Feuda extra curtem adoptirte, hinweg [30]). Indessen ist jene Herrlichkeit von Baiern, gestützt auf die gleiche Erklärung der Rheinbundesacte, in Anspruch genommen worden, und obgleich Pappenheim hiergegen mittels einer Negatorienklage sich zu schützen gesucht, so hat doch dieselbe zu keinem günstigen Resultate geführt, nachdem der Kläger den ihm auf Grund seiner Behauptungen im appellatorio auferlegten Beweis: daß von einem seiner Vorfahren Schloß und Stadt Pappenheim einem Kurfürsten von Sachsen als Erzmarschallamt zu Lehen aufgetragen worden, und daß in dem Lehnsauftrage eine auflösende Bedingung für den Fall gelegen habe, wenn das Reichsamt der Marschälle von Pappenheim nicht mehr bestehen sollte, nicht zu erbringen vermocht [31]). Bemühungen der Pappenheimischen Familie, schon während der Rheinbundszeit zu einer Entschädigung für den Verlust ihrer Ämter und Würden zu gelangen, waren fruchtlos [32]). Sie wurden mit mehr Glück auf dem wiener Congreß wiederholt [33]). Die wiener Congreßacte (Art. 49) bestimmte dem Hause Pappenheim einen Landesbezirk mit 9000 Einwohnern aus dem vormaligen französischen Saardepartement unter preußischer Hoheit. Nachdem hierauf Preußen in dem pariser Protokoll vom 3. Nov. 1815 es übernommen hatte, diese Entschädigung zu gewähren, bestimmte es dem Grafen von Pappenheim zunächst Domainen mit einem Ertrage von 30,000 Thalern, fand sich aber später mit ihm durch ein Geldcapital ab, wozu im J. 1821 noch ein Nachschuß bewilligt worden sein soll [34]).

III. Staatsrechtliches Verhältniß des Hauses Pappenheim seit Begründung des teutschen Bundes. Die Krone Baiern ist bei den im J. 1807 ihm subjicirten Hause Pappenheim gewährten Vergünstigungen nicht stehen geblieben; es hat dieselben noch erweitert, und es dürfte hierbei sogar, wenigstens von Seiten der königlichen Regierung des Rezatkreises, über die Grenzen hinausgegangen sein, welche durch die Verfassung des teutschen Bundes der Machtvollkommenheit der zu ihm gehörigen Souveraine gestellt sein möchten [35]). Es gehört hierher ein königliches Rescript vom 27. Jan. 1825, welches dem gräflichen Herrschaftsgerichte Pappenheim von der genannten Regierung unter dem 2. Febr. 1825 mitgetheilt worden. Nach dem erstern bestimmt der König, daß alle Ehrenrechte und Vorzüge, welche den Grafen von Pappenheim in Folge der Entschließung vom 22. März 1807 durch die auf sie anwendbaren Declarationen, sowie durch die Beilage IV. zu Tit. V. §. 2 der Verfassungsurkunde des Reichs zugesichert worden, denselben ungeschmälert zu Theil werden sollen. Hierauf gestützt erklärt nun das bezeichnete Regierungsrescript, daß 1) die Grafen von Pappenheim zum hohen Adel gehörig seien, und daß sie das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriffe hätten; daß 2) die Häupter dieser Familie den ersten Standesherrn in dem bairischen Staate angereiht seien, und alle jene Ehrenrechte und persönlichen Vorzüge ansprechen könnten, welche in dem Edicte über die staatsrechtlichen Verhältnisse der vormals reichsständischen Fürsten, Grafen und Herren im Abschn. I. von §. 1—7 ertheilt worden; endlich daß 3) die in dem angeführten Edicte in Beziehung auf Rechtspflege, Polizeiverwaltung, auf kirchliche Angelegenheiten und auf die Verhältnisse der Staatsdiener in den §§. 18

25) Büsching, Erdbeschreibung. 9. Th. S. 646 der 7. Aufl. 26) Genealogisches Staatshandbuch. 66. Jahrg. S. 595. 27) Pfeffinger l. c. T. IV. p. 365. not. a. 28) Schunck, Staatsrecht des Königreichs Baiern. 1. Bd. S. 313. Klüber, Öffentliches Recht des teutschen Bundes und der Bundesstaaten. S. 450. Not. b. der 3. Ausg. Die Verordnung selbst ist zur Zeit noch ungedruckt. 29) Wedekind a. a. O. in dem Abdruck im rheinischen Bunde. 3. Bd. S. 405. Not. **. 30) Zachariä, Handbuch des Königl. Sächs. Lehnrechts. §. 1. 3 der 2. Ausg.

31) Verhandlungen haben hierüber auch bei der Bundesversammlung stattgefunden. Vergl. fünfte Sitzung von 1831. §. 36. Originalprotokolle. S. 114 fg. 32) Als Vorkämpfer trat Wedekind auf. (Vergl. Note 17). Die hierher gehörigen Theile seiner Schrift sind im Rheinbund. 11. Bd. S. 154—166. 209—226 abgedruckt. 33) Eine desfallsige „Vorstellung und Bitte" des Grafen von Pappenheim vom 17. Oct. 1814 findet sich in Klüber, Acten des wiener Congresses. 4. Bd. S. 37—39. 34) Genealogisches Staatshandbuch. 66. Jahrg. S. 596. 35) Vergl. *L. Pernice*, Observationes de jure publico Germanico. Part. II. p. 27. Part. III. p. 31.

—25 im Abschn. II., dann §§. 26—42 im Abschn. III., sowie im Abschn. IV. von §§. 43—48 und im Abschn. VII. von §§. 61—64 enthaltenen Bestimmungen auf die Inhaber der Herrschaft Pappenheim ihre Anwendung finden müßten[36]). So wenig sich nun bei diesen Feststellungen bestreiten läßt, daß dem Hause Pappenheim durch königlichen Willen alle dinglichen Vorrechte der bairischen Standesherren in jedem Augenblicke beigelegt, und daß dasselbe durch denselben allerhöchsten Willen zu jeder Zeit in die Classe des hohen Adelsstandes des Königreichs Baiern erhoben werden konnte; so müssen wir es doch ebenso sehr bezweifeln, daß durch jenes Gebot einseitig eine Erhebung jenes Hauses in die Kategorie des hohen teutschen Adels im Sinne des Art. 14 der teutschen Bundesacte erreicht, und eine Ebenbürtigkeit im gleichen Sinne bewirkt werden konnte. Denn beides sind Qualitäten, die einen frühern Besitz, d. h. einen Besitz zur Reichszeit, voraussetzen, und ein solcher ist in Ansehung des gräflichen Hauses Pappenheim unnachweisbar. Wenn sodann ferner dem Haupte des letztern im J. 1831 das Prädicat „Erlaucht" ertheilt, und hiervon der Bundesversammlung in der 29. Sitzung von 1831 mit der Bemerkung Anzeige gemacht worden, daß in der geschehenen Verleihung eine Anwendung des Bundesbeschlusses vom 13. Febr. 1829 liege[37]), so darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Ertheilung des in Rede stehenden auszeichnenden Prädicats sich immer nur zunächst auf das Königreich Baiern beschränken muß, und niemals dessen Gewährung von Seiten des gräflichen Hauses Pappenheim als ein Recht im Umfange des gesammten teutschen Bundes wird in Anspruch genommen werden können, da ja der Bundesbeschluß vom 13. Febr. 1829 nur auf die „vormals reichsständischen gräflichen Familien" allein bezogen werden darf. Zur vollständigen Charakterisirung der gegenwärtigen staatsrechtlichen Stellung des Hauses Pappenheim muß endlich hervorgehoben werden, daß durch ein königliches Rescript vom 5. Dec. 1818 dem jedesmaligen Familienhaupte, so lange dasselbe die Stammherrschaft zu behaupten vermag, die Würde eines erblichen Reichsrathes, und damit Sitz und Stimme in der Kammer der Reichsräthe neben und unter den Standesherren des Königreichs verliehen worden ist[38]). (*Pernice.*)

PAPPENLEIM, der Leim, womit die Pappenbogen steif gemacht werden (s. d. Art. Pappe). Man kocht ihn z. B. aus vier Theilen Hautabfällen der Gärbereien und einem Theile Staubmehl mit der gehörigen Menge Wasser. (*Karmarsch.*)

PAPPENPRESSE, eine starke Schraubenpresse, womit die Pappen, zur Entfernung des Wassers aus denselben, gepreßt werden (s. d. Art. Pappe). Sie besteht aus einem starken Gestelle, in welchem eine senkrechte (hölzerne oder eiserne) Schraubenspindel angebracht ist. Letztere übt, indem sie mittels eines Hebels umgedreht wird, den Druck auf die unter ihr befindlichen Pappen aus. (*Karmarsch.*)

Pappia gens, lex, s. Papia.

PAPPOPHORUM nannte Schreber eine Gewächsgattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Paniceen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen stehen in ährenförmigen Rispen; der Kelch ist zweispelzig, häutig, zwei- oder dritthalbblumig, von gleicher Länge mit den Blümchen; seine Spelzen sind ungleich, unbewehrt; die Corolle ebenfalls zweispelzig: die untere Spelze breiter, bauchig; an der Spitze mit neun oder zehn parallelen Haaren besetzt (vom Ansehen der Samenkrone, pappus, der Compositae, daher der Gattungsname), die obere länger, lanzettförmig; zuweilen ist noch das Rudiment eines dritten Blümchens vorhanden; innerhalb der Corolle stehen zwei kurze, linienförmige Schüppchen; die zusammengedrückte Karyopse ist lose von den Corollenspelzen eingehüllt. Die neuholländischen Arten, deren untere Corollenspelze federige Barthaare trägt (während sie bei den übrigen einfach sind), hat Desvaux als eine besondere Gattung, Enneapogon (Neunbart), abgesondert. Es sind neun Arten von Pappophorum bekannt: 1) P. alopecuroideum *Vahl.* Symb. fasc. III. t. 51) auf den karaïbischen Inseln; 2) P. phleoides *Lagasca* in Südamerika; 3) P. elongatum *Spreng.* in Monte Video; 4) P. nigricans *R. Brown* in Neuholland; 5) P. pallidum *R. Br.* ebenda; 6) P. purpurascens *R. Br.* ebenda; 7) P. gracile *R. Br.* ebenda; 8) P. cenchroides *Willdenow* am Vorgebirge der guten Hoffnung; und 9) P. megapotamicum *Spreng.* am Rio Grande in Brasilien. (*A. Sprengel.*)

PAPPOS von Alexandrien, ein Mathematiker, der gegen Ende des 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung blühete. Sein Hauptwerk sind seine συναγωγαί, eine Sammlung von Erläuterungen anderer früherer Mathematiker, die von eigenem Talent des Verfassers und von sehr guten Kenntnissen desselben zeugt. Sie enthält eine Menge von Notizen über ältere mathematische Schriftsteller, die zum Theil nur durch die Erwähnung, welche hier von ihnen gemacht wird, uns bekannt sind, und hat dadurch, sowie durch viele Auszüge aus für uns verloren gegangenen Schriften für die Geschichte der Mathematik unschätzbaren Werth. Von diesem in acht Bücher abgetheilten Werke sind leider die beiden ersten Bücher nicht auf unsere Zeit gekommen, und auch von dem dritten fehlt der Anfang, oder ist wenigstens bis jetzt weder im Grundterte, noch in einer Übersetzung gedruckt. Die beiden ersten Bücher waren arithmetischen Inhalts *) und würden, wenn sie uns erhalten wären, über Manches Aufschluß geben, was uns jetzt in der Arithmetik der Griechen dunkel bleibt.

36) Vergl. den Abdruck in Klüber, Abhandlungen und Beobachtungen. 1. Bd. S. 223 fg. 37) Originalprotocolle der Bundesversammlung v. J. 1831. S. 631. 38) Klüber, Öffentliches Recht des teutschen Bundes und der Bundesstaaten. S. 450. Note b der 3. Aufl.

*) Dies sieht man aus einem Fragmente des zweiten Buches (propositio 15 bis Ende) welches Wallis aus einem Manuscripte der Savilianischen Bibliothek im J. 1688 hat abdrucken lassen und welches in seinen Opp. T. III. p. 597—610 wiederholt ist. Zu Folge der kurzen Vorrede, welche Wallis diesem Abdrucke voranschickt, scheint auch das dritte Buch vollständig in jenem Codex enthalten zu sein.

Von dem meistens geometrischen, doch zum Theil auch mechanischen und astronomischen Inhalte der übrigen Bücher findet man eine gute Übersicht in Kästner's Geschichte der Mathematik (2. Bd. S. 81—94). Hier mag nur erwähnt werden, daß Pappos es ist, welcher uns die besten Nachrichten über die geometrische Analysis der Alten aufbewahrt hat. — Außer diesem Werke hat Pappos nach Angabe des Suidas verfaßt: 1) Eine allgemeine Beschreibung der damals bekannten Länder (*χωρογραφία οἰκουμενικὴ*), wovon nur ein nach einer armenischen Übersetzung gemachter Auszug bekannt ist. 2) Eine Beschreibung der libyschen Flüsse (*ποταμοὺς τοὺς ἐν Λιβύῃ*). 3) Ein Werk über Traumdeutung (*ὀνειροκριτικὰ*). 4) Einen Commentar zur Astronomie des Ptolemäus (*εἰς τὰ τέσσαρα βιβλία τῆς Πτολεμαίου μεγάλης συντάξεως ὑπόμνημα*). Von diesen Werken sind das zweite und dritte gänzlich, das vierte größtentheils verloren gegangen. — Von dem griechischen Texte der Werke des Pappos sind außer dem in der Anmerkung erwähnten, von Wallis herausgegebenen, Fragmente noch folgende Bruchstücke gedruckt: 1) Aus dem vierten Buche der *συναγωγαί* prop. XXV—XXXIX aus einer vaticanischen Handschrift mit einer sorgfältig gearbeiteten lateinischen Übersetzung und mit berichtigtem Texte von Jos. Torelli, in dessen Geometricis (Veron. 1769). 2) Aus dem dritten Buche desselben Werkes der Anfang der Vorrede und die Inhaltsanzeige von Euklid's Datis in praefat. Dav. Gregorii ad Euclidem (Oxon. 1703). 3) Aus dem fünften Buche desselben Werkes der zweite Theil, welcher Vergleichungen der geometrischen Körper enthält, nach einer Handschrift der pariser Bibliothek herausgegeben von Herm. Jos. Eisenmann (Paris 1824). 4) Die Lemmata zu den Schriften des Apollonius von Pergä sind abgedruckt in den Wiederherstellungen dieser Schriften von Halley, in Camerie's lateinischer Bearbeitung der Schrift de tactionibus und daraus in Heumann's teutscher Bearbeitung derselben Schrift; ferner in *Snellii* Apollon. Batav. und zum Theil in *Meibomii* dial. de proportion. (Hafn. 1635). Eine gute lateinische Übersetzung der übrig gebliebenen fünf letzten und des nur zum Theil erhaltenen dritten Buchs der *συναγωγαὶ* haben Commandino's Erben aus dessen Nachlasse herausgegeben (s. d. Art. Commandino), welche zuerst zu Pesaro 1588 in Folio (mit blos umgedrucktem Titel [Venedig 1589]) und nachher zu Bologna 1660 mit (nach Montucla's Aussage nur angeblicher) größerer Correctheit erschienen ist**). (*Gartz.*)

PAPPSCHACHTELN sind bekanntlich ein nicht unbedeutender Handelsartikel, indem sie in allen Größen und Formen, bald ganz einfach, bald mit feinen Papieren überzogen und auf mancherlei Weise verziert, in Apotheken, zum Einpacken von Waaren u. s. w. Anwendung finden. Buchbinder, Futteralmacher, Papparbeiter geben sich mit ihrer Verfertigung ab. Von Paris, Nürnberg, Kassel u. a. Orten kommen sie in Menge in den Handel. Übrigens sehe man d. Art. Papparbeit. (*Karmarsch.*)

PAPPUS (Johann), Professor der Theologie zu Strasburg zu Ende des 16. Jahrh. Geboren zu Lindau am Bodensee, den 16. Jan. 1549, wo sein Vater Bürgermeister war, wurde er durch dessen Vorliebe für die Sache der Reformation zum Studium der Theologie bestimmt, vollendete dasselbe zu Strasburg und Tübingen, und trat schon im 20. Jahre eine Landpfarre an. Im folgenden Jahre, 1570, ward er zum Professor der hebräischen Sprache und Prediger in Strasburg berufen, mit akademischen Graden geschmückt, 1578 zum Professor der Theologie und Pastor an dem Münster erhoben, doch gab er letzteres Amt schon 1593 wieder auf. Schon 1581 hatte ihn der Rath zum Vorsitzer im Predigerconvent ernannt, und in dieser Stellung nahm er sowol an den innern Händeln beider evangelischen Kirchen einen recht würdigen Antheil, als er auch besonders die Polemik gegen die Katholiken lebhaft unterhielt. Gegen den Vorwurf der Veränderlichkeit und des Schwankens in dem Lehrbegriffe der Protestanten, wozu die Katholiken die Beweise leicht aus den dogmatischen Streitigkeiten bald nach der Reformation hernahmen, führt Pappus die Vertheidigung durch Nachweisen noch viel größerer Widersprüche bei den katholischen Lehrern selbst; namentlich stellt er in einer Schrift: contradictiones doctorum nunc romanae ecclesiae, iudice et teste ***Roberto Bellarmino*** (Argentorati 1597. 4), alle die Abweichungen zusammen, worin Bellarmin den frühern Lehrern, besonders den Häuptern der Scholastik widerspricht, und zeigt, daß grade die Grundartikel des Glaubens dort ziemlich controvers seien. Auf dem Religionsgespräche zu Emmendingen 1590, im folgenden Jahre zu Augsburg war er sehr thätig. Seine übrigen Schriften sind besonders kirchenhistorischen Inhalts; eine epitome historiae ecclesiasticae behandelt die frühern Schicksale der Kirche, die Bekehrung der Heiden, die Verfolgungen, Häresien, ökumenischen Concile (Strasburg 1584), fortgesetzt von Eusebius Bohemus, und wieder bearbeitet von Henr. Knipping (Frankf. 1677). Außerdem wird Pappus seines ausgezeichneten Gedächtnisses wegen gerühmt, so daß er längere Aufsätze nach dreimaligem Vorlesen wörtlich wiederholen konnte (vgl. *R. H. Rollii* biblioth. nobilium theolog. p. 187 sq.). (*Rettberg.*)

Pappus (Samenkrone), s. Frucht.

PAPPUS oder PAPUS, Name einer Familie der Ämilischen Gens, welches bekanntlich ein patrizisches Geschlecht war. Sigonius hat aus den capitolinischen Fasten und den alten Handschriften die Richtigkeit der ersten Form erwiesen. Ein M. Ämilius Papus war im J. 433 d. St., 321 v. Chr. G. Dictator zur Abhaltung von Wahlversammlungen (*Liv.* IX. 7). Ein Q. Ämilius Papus war zwei Mal Consul, das erste Mal 472 d. St., 282 v. Chr. G., wo C. Fabricius Luscinus sein Amtsgenosse, und da Etrurien ihm als Provinz angewiesen war, die Etrusker und Bojer von ihm besiegt wurden (*Freinshem.* Suppl. ad *Liv.* XII, 5); das andere Mal 476 d. St.

**) Vergl. *Montucla*, Hist. des Mathématiques. T. I. nouv. édit. p. 328—332. *Delambre* in der Biogr. univ. T. 32. p. 538. Götting. gelehrte Anzeigen. Jahrg. 1825. S. 271. 272.

278 v. Chr. G., wo er denselben Amtsgenossen hatte und mit jenen den Krieg gegen Pyrrhus, König von Epirus, so edel wie muthig führte (Ders. XIII, 44 sqq.); zwei Jahre später war er Censor. Ein L. Ämilius Papus, Sohn des Qu., Enkel des Cn. (cf. *Gruter*. inscr. p. 292 a. E.), war 529 d. St., 225 v. Ch. G. Consul mit C. Atilius Regulus und so glücklich, erst das bei Fäsulä von den Galliern geschlagene Heer des Prätor zu retten, und darauf den herrlichsten Sieg bei Pisa über dieselben Gallier zu erringen, der freilich dem andern Consul das Leben kostete; aber 40,000 Gallier blieben auf dem Wahlplatze, 10,000 mit dem einen ihrer Fürsten Concolitanus wurden gefangen, der andere, Aneroëstus, tödtete sich auf der Flucht; die unermeßliche Beute ließ der Consul den früheren Eigenthümern zurückstellen, denen sie von den Galliern entrissen worden war; dann rückte der Consul mit den beiden Consularheeren in das Gebiet der Boier, gewährte dem Heere reichliche Plünderung und zog den 5. März (cf. *Gruter*. p. 297. col. 2) in Triumph in Rom ein, dessen Gepränge durch die große Zahl zum Theil vornehmer Gefangener, die eroberten Standarten und andere gallische Siegeszeichen nicht wenig erhöht wurde (*Freinsheim. Liv.* XX, 36 sqq.). Späterhin wurde er Censor mit C. Flaminius, und 538 d. St., 216 v. Chr. G. nach dem Unglücke bei Cannä in Folge eingetretenen Geldmangels mit M. Atilius Regulus und L. Scribonius Libo triumvir mensarius (*Liv.* XXIII, 21 sqq.). — Ein M. Ämilius Papus war maximus curio und starb 545 d. St., 209 v. Chr. G. (*Liv.* XXVII, 6). Ein L. Ämilius Papus war im 14. Jahre des 2. punischen Krieges 549 d. St., 205 v. Chr. G. Prätor (*Liv.* XXVIII, 38); er commandirte in Sicilien und diente August's Ältervater unter ihm (*Suet.* Aug. 2). — Ein L. Ämilius Papus, gest. 582 d. St., 172 v. Chr. G. war decemvir sacrorum (*Liv.* XLII, 28). — Ein Ämilius Papus war in einer heillosen Zeit, 996 d. St., 243 n. Chr. G., unter Gordian Consul mit Julius Arrianus (*Gruter*. inscriptt. p. 168, 7). — Ein Ämilius Papus war unter Antoninus Pius, 898 d. St., 145 n. Chr. G., einer der kaiserlichen Legaten in Dalmatien (*Gruter*. 256, 2). (*H.*)

PAPRADNO, POPRADNO, ein zur fürstlich Eszterházy'schen großen Herrschaft Bicse gehöriges Dorf im vághbeszterczer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der trenchiner Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, im höhern Gebirge gelegen, 1¼ teutsche Meilen von dem Markte Vág-Besztercze gegen Norden entfernt, mit 451 Häusern, 2577 slowakischen Einw., welche, bis auf 15 Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Neutra gehört, einer katholischen Kirche und einer Schule. Die Einwohner nähren sich von dem Ertrage ihrer Wälder und treiben auch einigen Feldbau. (*G. F. Schreiner.*)

PAPREMITES, ein Nomos mit einer Stadt gleiches Namens (*Πάπρημις*) in Unterägypten (am Menzalehsee), nahe am Ufer des Mittelmeeres, zwischen dem Chemmites-, dem Busirites- und Saitesnomos, nicht fern von der phatnischen Nilmündung, von Tamiathis, Panephysis und dem Nomos Neout überhaupt. Herodot gedenkt dieses Nomos mehrmals und bemerkt (II, 71), daß hier die Nil- oder Flußpferde (*οἱ ἵπποι οἱ ποτάμιοι*) für heilig gehalten wurden; nicht so bei den übrigen Ägyptiern. Dann zählt er diesen Nomos nebst dem Busirites, dem Saites und Chemmites zu denen der Hermotybier, einer Kriegerkaste, welche zur Zeit ihrer Blüthe 16 Myriaden zählte, von denen keiner ein Handwerk erlernte, sondern jeder lediglich zum Kriegsdienste bestimmt war (*Herod.* II, 165). Aus Herodot's Angaben läßt sich zwar nicht mit Gewißheit bestimmen, ob dieser Nomos zum Delta gehörte oder nicht (cf. *Cellar*. orb. ant. IV, 1, 49. vol. I.), doch scheint er ihn in die Westhälfte desselben zu setzen (Mannert, 10. Thl. 1. Abth. S. 591). — Die Stadt Papremis nennt er als eine dem Ares geheiligte und zählt sie unter den sechs Städten auf, in welche die Ägyptier sich alljährlich zu einem panegyrischen Feste versammelten (II, 59). Auch gedenkt er dieser Stadt bei seiner Beschreibung der verschiedenartigen Hirnschädel der Perser und Äthiopier (III. c. 12). Stephanus von Byzanz nennt sie Paprimis (v. *Πάπριμις, πόλις Αἰγύπτου*). Da nun auf dieser Westseite das Delta kein anderer alter Schriftsteller eine Stadt und Nomos dieses Namens kennt, und da Herodot die wichtige Stadt Xois, einst die Residenz von Königen, mit keinem Worte erwähnt, so dürfen wir wol Mannert's Vermuthung (X, 1, 592) beitreten, welcher annimmt, daß beide Namen eine und dieselbe Stadt bezeichnen; daß Papremis die ältere inländische, Xois dagegen die spätere Benennung sei. Dafür spricht auch das Topographische. Der Nomos *ΞΟΙΤ* (Xoïtes) erscheint auf einer Medaille des Hadrianus: Description de l'Égypt. Abbild. Vol. V. pl. 58. f. 32. Die Explicat. T. X. p. 562. ed. II.: „Nome de Xois. Une massue et un petit quadrupède sont dans les mains de la figure qui est au revers.“ Wenn aber Manetho von Königen zu Xois, also von der ältern Zeit, redet, so könnte er sich wol des unter den Ptolemäern gebräuchlichen Namens bedienen. Wie überhaupt in Ägypten besonders durch den seit Alexandria's Gründung vorherrschenden Hellenismus die ältern Städtenamen bisweilen mit jüngern vertauscht, oder umgestaltet und hellenisirt wurden, haben wir schon früher in Panopolis (Chemmis, Chemmo) nachgewiesen. Die beste Anschauung von der Topographie, dem Umfange und den Grenzen dieses Nomos, sowie von der Lage der Stadt gewähren die zwei trefflichen Karten von Ägypten in der Description de l'Égypte. Tom. XVIII. pl. 3. am Ende (2. Ausg.). Einige Neuere haben jenen Nomos sowol als die Stadt gänzlich übergangen, wie Sickler (2. Thl. 597. 604). Über das Delta überhaupt vgl. ***Du Bois Aymé*** et ***Joillois*** Voyage dans l'intérieur du Delta, contenant des Recherches géograph. sur quelques Villes anciennes etc. Sect. I. in der Descript. de l'Égypte, E. M. Livrais. III. p. 91 nebst der Carte hydraulique du Delta; und Karl Ritter, Erdkunde I, 1. S. 814 fg. (*J. H. Krause*).

PAPRICA, die in Ungarn und Österreich gebräuchliche Benennung der Früchte von Capsicum annuum,

welche als scharfes Gewürz sonst unter dem Namen spanischer oder türkischer Pfeffer bekannt sind.

(*Karmarsch.*)

PAPROTZAN, Dorf im preußisch-oberschlesischen Kreise Plessen, welches drei Scholzen, sechs Bauern, einen Gärtner, 32 Häusler und 181 Einwohner hat. Es befindet sich hier eine Eisenhütte mit einem Hochofen, zwei Frischfeuern, ein Zainhammer und eine Bretermühle mit zwei Sägen.

(*Fischer.*)

PAPST, PAPA. Der Vatername (vergl. oben Papa) ward recht früh den christlichen Gemeindevorstehern als Zeichen der Anhänglichkeit und des Zutrauens beigelegt; aber nicht als ein Ehrentitel, der vielleicht einem Bischofssitze vorzugsweise zukäme. Die römische Kirche selbst redet damit auswärtige Bischöfe an (Epist. *Cypriani* VIII), wie denn überhaupt das dortige Streben nach einem Vorrange lange Zeit bestanden hatte, ehe man dafür einen besondern Titel ersann. Erst die Eifersucht gegen Byzanz, wo man sich besser auf Titulaturen verstand, rief in Rom ein ähnliches Streben hervor. Als ausschließendes Eigenthum des römischen Bischofs ward der Papsttitel erst zu Ende des 11. Jahrh. von Gregor VII. in Anspruch genommen. Die Succession der Päpste bietet nur für die ersten Zeiten einige Schwierigkeiten dar, ist aber zum Gegenstande sorgfältiger Forschungen geworden, besonders weil es sich dabei um den Episkopat des Petrus in Rom handelt, worauf katholischer Seits so viele Rechte gebaut werden. Bedenkt man, daß Petrus besonders im Oriente mit der Predigt beschäftigt war, daß er mit Paulus, der sich dem Abendlande zuwandte, in einer gewissen Spannung lebte, daß weder Briefe von Rom, noch dorthin geschrieben, der Person des Petrus erwähnen, daß die mystische Deutung Babylons, wo Petrus thätig war, auf Rom eine ganz gewöhnliche ist, so wird die Reise desselben nach Rom wenigstens sehr problematisch, sein dortiger 25jähriger Aufenthalt als Bischof, die Ableitung der römischen Gemeinde von ihm aber stets unerwiesen bleiben. Auch die weitere Angabe der Succession unterliegt manchem Bedenken; sie lautet: Linus, Clemens, Cletus, Anacletus, Evarestus, auch mit einigen Umstellungen, Linus, Cletus, Clemens, Anacletus, dem auch wol noch ein Anencletus vorgeschoben wird; doch ergibt sich dabei sehr leicht, daß Cletus und Anacletus wol dieselbe Person sein wird, daß sie sämmtlich nicht eigentliche Bischöfe sein konnten, da diese ja damals von den Presbytern noch gar nicht verschieden waren, daß sie also wol Häupter der Gemeinde gewesen sein mögen, vielleicht sogar gleichzeitige Presbyter, die man nur später nach einander setzte, um den Zeitraum bis auf Petrus in ununterbrochener Succession auszufüllen; so soll Linus 80, Cletus oder Anacletus 92, Clemens 102, Evarestus 110, Alexander 120 gestorben sein; gern schreibt man ihnen zum Ruhme des römischen Stuhles die Märtyrerehre zu. Bei ihnen, wie überhaupt bei den Päpsten der ersten Jahrhunderte, hat nun die Geschichte kaum ein anderes als ein negatives Verfahren, um aus ihrem Leben und Wirken die Erdichtungen, besonders die untergeschobenen Schriften zu entfernen, womit Pseudo-Isidorischer Betrug seine Zwecke gestützt hat. — Während der ersten Periode des Papstthums bis zur Gelangung des Christenthums auf den römischen Thron durch Constantin stellt sich, wenn auch für den Anfang ohne historische Gewißheit, die Reihe etwa so dar:

1.	Linus	seit	66	starb	78
2.	Anacletus	=	79	=	91
3.	Clemens I.	=	91	=	100
4.	Evarestus	=	100	=	109
5.	Alexander I.	=	109	=	119
6.	Sixtus I.	=	119	=	127
7.	Telesphorus	=	127	=	139
8.	Hyginus	=	139	=	142
9.	Pius I.	=	142	=	157
10.	Anicetus	=	157	=	168
11.	Soter	=	168	=	177
12.	Eleutherus	=	177	=	193
13.	Victor I.	=	193	=	202
14.	Zephyrinus	=	202	=	218
15.	Calixtus	=	219	=	222
16.	Urban I.	=	223	=	230
17.	Pontianus	=	230	=	235
18.	Anterus	=	235	=	236
19.	Fabianus	=	236	=	250
20.	Cornelius	=	251	=	252
21.	Lucius I.	=	252	=	253
22.	Stephanus I.	=	253	=	257
23.	Sixtus II.	=	257	=	258
24.	Dionysius	=	259	=	269
25.	Felix I.	=	269	=	274
26.	Eutychianus	=	275	=	283
27.	Cajus	=	283	=	296
28.	Marcellinus	=	296	=	304
29.	Marcellus	=	308	=	310
30.	Eusebius	=	310	=	311
31.	Miltiades oder Melchiades	=	311	=	314

Der als dritter Bischof genannte Clemens wird für den als Schriftsteller bekannten Clemens romanus ausgegeben und ist übrigens aus Phil. 4, 3 bekannt. Anicetus und Victor sind durch den Streit wegen der Osterfeier berühmt; unter Cornelius brach das Novatianische Schisma aus; Stephanus trieb während des Ketzertaufstreites die römische Anmaßung schon ziemlich weit; Dionysius ward in die dogmatischen Erörterungen über das Göttliche in Christo durch die ägyptischen Bischöfe hineingezogen; Marcellin wird von den Curialisten gern als ein Abgefallener behandelt, um darauf die Fabel von der Synode zu Sinuessa zu bauen, wo man ihn nicht zu richten gewagt, sondern dies seinem eignen Gewissen überlassen habe; Melchiades ward von Constantin zwar nicht fürstlich geehrt, aber doch mit Behandlung der Donatistischen Streitigkeiten in Afrika beauftragt. Wenn übrigens diese Angabe der Succession schon hin und wieder Lücken von einem Jahre darbietet, wo der römische Episkopat als unbesetzt erscheint, so mag ein solcher Fall bei den verschiedenen Verfolgungen wol noch öfter eingetreten sein. Proben von Erdichtungen, die man schon auf diese frühesten Päpste übertragen hat, sind

z. B. Lucius habe befohlen, daß der Bischof stets von zwei Presbytern und drei Diakonen begleitet sein soll; nach einer Verordnung des Fabianus sollen Laien dreimal im Jahre communiciren; Sixtus habe das Trishagion bei der Messe eingeführt ꝛc. Im Ganzen windet sich die Geschichte der römischen Gemeindevorsteher ziemlich dürftig durch diese Jahrhunderte des Druckes; ihnen drohete ja stets die größere Gefahr; aber den Ton der Anmaßung stimmen sie doch, gestützt auf die localen Vortheile ihres Bischofssitzes, recht früh an.

Zweite Periode des Papstthums bis auf Gregor den Großen:

Nr.	Name		seit		starb
32.	Sylvester	seit	314	starb	335
33.	Marcus	=	336	=	336
34.	Julius I.	=	337	=	352
35.	Liberius	=	352	=	366
36.	Damasus	=	366	=	384
37.	Siricius	=	384	=	398
38.	Anastasius	=	398	=	401
39.	Innocenz I.	=	402	=	417
40.	Zosimus	=	417	=	418
41.	Bonifaz I.	=	418	=	422
42.	Cölestin I.	=	422	=	432
43.	Sixtus III.	=	432	=	440
44.	Leo I.	=	440	=	461
45.	Hilarius	=	461	=	468
46.	Simplicius	=	468	=	483
47.	Felix II.	=	483	=	492
48.	Gelasius I.	=	492	=	496
49.	Anastasius II.	=	496	=	498
50.	Symmachus	=	498	=	514
51.	Hormisdas	=	514	=	523
52.	Johann I.	=	523	=	526
53.	Felix III.	=	526	=	530
54.	Bonifaz II.	=	530	=	532
55.	Johann II.	=	533	=	535
56.	Agapetus	=	535	=	536
57.	Silverius	=	536	=	538
58.	Vigilius	=	537	=	555
59.	Pelagius I.	=	555	=	560
60.	Johann III.	=	560	=	573
61.	Benedict	=	574	=	578
62.	Pelagius II.	=	578	=	590
63.	Gregor I.	=	590	=	604

Sylvester's Stellung ist nur durch die Sage bedeutend geworden, daß Constantin die berüchtigte Schenkungsurkunde ihm übergeben habe; mit ihm läßt man deshalb gern die weltliche Stellung des Papstthums beginnen; spirituelle Sekten des Mittelalters sehen hier den Anfang weltlichen Sinnes; ihm zuerst wird die dreifache Krone zugeschrieben. Julius I. griff in die Arianischen Händel ein und begründete durch Beschützung des Athanas ein höheres Ansehen des römischen Stuhles. Liberius ward wegen anfänglicher Standhaftigkeit gegen die Arianer von Constantius exilirt und ein Felix II. zum Gegenpapste ernannt; später erwarb Liberius durch Übertritt zu den Arianern seinen Bischofsstuhl wieder, und Felix mußte weichen; die Bestätigung des Arianismus auf der Synode zu Rimini war davon die Folge. Nach ihm war die Wahl zwistig zwischen Damasus und Ursinus oder Ursicinus, sodaß es selbst in den Kirchen Roms zum Blutvergießen zwischen den Parteien kam. Durch Eingreifen Kaiser Gratian's ward Damasus befestigt und ihm ein sehr ausgedehntes Privilegium zur Unterdrückung der Gegenpartei ertheilt. Innocenz I. zu Anfange des 5. Jahrh. that viel zur Hebung des römischen Episkopats, durch Verwendung für Johann Chrysostomus, durch kräftiges Auftreten gegen die übrigen Bischöfe. Zosimus that dogmatische Misgriffe, indem er die Pelagianische Ketzerei Anfangs gutheiß und nachher erst verdammte; einen günstigen Wirkungskreis bot Gallien dar, wo die einzelnen Bischöfe mit der Metropolitenwürde gelockt und an Rom gefesselt werden konnten. Bonifaz I. ward gegen einen Rivalen, Eulalius, nur durch Eingreifen des Kaisers Honorius gehalten. Zosimus suchte bei den Händeln wegen des Presbyters Apiarius seine Macht in Afrika geltend zu machen, erhielt aber von dort die entschiedensten Protestationen. Sehr bedeutend war Leo der Große; schon durch seine Persönlichkeit imponirte er dem Attila und bewog ihn zum Rückzuge von Rom, was ihm bald darauf aber bei Genserich, dem Vandalenführer, nicht gelang; entscheidend griff er in die dogmatischen Streitigkeiten ein, sodaß sein Brief an den Flavian über die Naturen Christi zuletzt zur Basis der Orthodoxie auf dem Concilio zu Chalcedon gemacht wurde. Überall tritt er schon gleichsam im Vorgefühle der künftigen Papstwürde auf und erhält unter den Kirchenlehrern oder patres einen bedeutenden Platz eingeräumt. Der Einfluß der gothischen Beherrscher Italiens zeigte sich besonders bei dem Wahlstreite zwischen Symmachus und Laurentius, der wiederum Blutvergießen in Rom erregte; doch hielt ersterer sich durch die Begünstigung des Königs Theoderich und reinigte sich auch von einer Beschuldigung grober Verbrechen, womit man ihn angriff. Der Streit mit dem Morgenlande, die Rivalität Roms gegen Byzanz, dauert diese ganze Zeit hindurch fort, und in Rom selbst erregt beinahe jede Wahl Parteikämpfe. Bei der Wiedereroberung des Exarchats durch die Waffen des Belisar ward Silverius abgesetzt und Vigilius noch bei dessen Lebzeiten auf kaiserlichen Befehl zum Bischof ernannt. In dem Dreicapitelstreit wechselte dann Vigilius seine dogmatische Ansicht häufig, weil er durch Nachgeben an den Willen des Kaisers es jedesmal mit den abendländischen Bischöfen verderben mußte; er starb auf der Rückreise in Syracus. Kräftig wie Leo trat Gregor I. auf, verband politische Gewandtheit mit mönchischer Demuth, wovon schon der angenommene Name eines servus servorum domini Beweis ist. Er hatte die schwierige Aufgabe, zwischen den drohenden Longobarden und der kaiserlichen Macht das Ansehen des römischen Episkopats aufrecht zu erhalten; die römisch-katholische Dogmatik, Liturgie und Sitte erhielt durch ihn eine feste Form.

Dritte Periode vom Anfang des 7. bis in die Mitte des 9. Jahrh.

64.	Sabinianus	seit	604	bis	606
65.	Bonifaz III.	=	607	=	607
66.	Bonifaz IV.	=	608	=	615
67.	Deusdedit	=	615	=	618
68.	Bonifaz V.	=	619	=	625
69.	Honorius I.	=	625	=	638
70.	Severinus	=	640	=	640
71.	Johann IV.	=	640	=	642
72.	Theodorus	=	642	=	649
73.	Martin	=	649	=	655
74.	Eugen I.	=	654	=	657
75.	Vitalianus	=	657	=	672
76.	Adeodatus	=	672	=	676
77.	Donus I.	=	676	=	678
78.	Agatho	=	678	=	682
79.	Leo II.	=	682	=	683
80.	Benedict II.	=	684	=	685
81.	Johann V.	=	685	=	686
82.	Conon	=	686	=	687
83.	Sergius	=	687	=	701
84.	Johann VI.	=	701	=	705
85.	Johann VII.	=	705	=	707
86.	Sisinnius	=	708	=	708
87.	Constantin	=	708	=	715
88.	Gregorius II.	=	715	=	731
89.	Gregorius III.	=	731	=	741
90.	Zacharias	=	741	=	752
91.	(Stephanus)	=	752	=	752
92.	Stephanus II.	=	752	=	757
93.	Paulus I.	=	757	=	767
94.	Stephanus III.	=	768	=	772
95.	Hadrian I.	=	772	=	795
96.	Leo III.	=	795	=	816
97.	Stephanus IV.	=	816	=	817
98.	Paschalis I.	=	817	=	824
99.	Eugen II.	=	824	=	827
100.	Valentinus	=	827	=	827
101.	Gregor IV.	=	827	=	844
102.	Sergius II.	=	844	=	847
103.	Leo IV.	=	847	=	855
104.	Benedict III.	=	855	=	858

Honorius I. beging wieder einen dogmatischen Fehlgriff, indem er sich offen für die Monotheleten erklärte, wofür er von jedem seiner Nachfolger einen feierlichen Fluch erhielt. Die kaiserlichen Gewaltschritte zur Anordnung der Lehre trafen besonders schwer den standhaften Martin I.; er ward unter militairischer Escorte nach Constantinopel geschleppt und endete im Exil auf dem Chersonesus; Sergius I. kam nach großen Wahlstreitigkeiten, Bestechungen bei dem Exarchen von Ravenna auf den römischen Stuhl und entging dem Schicksale Martin's nur durch Anstiftung eines Aufruhrs gegen den Kaiser. Mit Gregor II. beginnt die Annäherung Roms an die fränkische Macht, da das Band mit den Griechen theils durch die Gefahr der Longobarden, theils durch den Bilderstreit stets lockerer ward. Zacharias erwarb den fränkischen Schutz durch Begünstigung des Major Domus gegen den schwachen König Childerich; sein Nachfolger Stephan starb drei Tage nach der Wahl, daher er auch wol in der Reihe der Päpste gar nicht mitgezählt und der auf ihn folgende als Stephanus der Zweite bezeichnet wird; dieser erhielt von Pipin Schutz gegen die Longobarden und eine Schenkung von dem Besitze des Exarchats. Stephanus III. kam nach längern Unruhen auf den päpstlichen Stuhl, und durch einen Beschluß ward künftig jeder Laie von dem Episkopat ausgeschlossen. Hadrian I. ward durch Karl's des Großen Waffen geschützt und die Macht der Longobarden jetzt auf immer vernichtet, wofür Leo III. sich durch die Krönung Karl's zum Kaiser des Abendlandes dankbar bewies; doch ward er in strenger Abhängigkeit vom Kaiser erhalten. Bei folgenden zwistigen Wahlen wußten die Kaiser ihre Obergewalt ziemlich aufrecht zu erhalten. Zwischen Leo IV. und Benedict III. soll nun die berüchtigte Päpstin Johanna den Stuhl besessen haben, eine Fabel, die längst von der unbefangenen Kritik zurückgewiesen ist, da sich die strenge Folge Benedict's auf Leo erweisen läßt und für einen Johann VIII. keine Zeit dazwischen ermittelt werden kann.

Vierte Periode von der Mitte des 9. bis gegen Ende des 11. Jahrh.

105.	Nicolaus I.	seit	858	bis	867
106.	Hadrian II.	=	867	=	872
107.	Johann VIII.	=	872	=	882
108.	Marinus	=	882	=	884
109.	Hadrian III.	=	884	=	885
110.	Stephan V.	=	885	=	891
111.	Formosus	=	891	=	896
112.	Bonifaz VI.	=	896	=	896
113.	Stephan VI.	=	896	=	897
114.	Romanus	=	897	=	897
115.	Theodor II.	=	898	=	898
116.	Johann IX.	=	898	=	900
117.	Benedict IV.	=	900	=	903
118.	Leo V.	=	903	=	903
119.	Christoph	=	903	=	904
120.	Sergius III.	=	904	=	911
121.	Anastasius III.	=	911	=	913
122.	Lando	=	913	=	914
123.	Johann X.	=	914	=	928
124.	Leo VI.	=	928	=	929
125.	Stephan VII.	=	929	=	931
126.	Johann XI.	=	931	=	936
127.	Leo VII.	=	936	=	939
128.	Stephan VIII.	=	939	=	942
129.	Martin III.	=	942	=	946
130.	Agapetus II.	=	946	=	955
131.	Johann XII.	=	956	=	963
132.	Leo VIII.	=	963	=	965
133.	(Benedict V.)	=	964	=	965
134.	Johann XIII.	=	965	=	972
135.	Benedict VI.	=	972	=	974
136.	(Bonifaz VII.)	=	974	=	974
137.	Donus II.	=	974	=	974
138.	Benedict VII.	=	974	=	983

139.	Johann XIV.	seit	983	bis	984
140.	(Johann XV.)	=	984	=	985
141.	Johann XVI.	=	985	=	996
142.	Gregor V.	=	996	=	999
143.	(Johann XVII.)	=	996	=	997
144.	Sylvester II.	=	999	=	1003
145.	Johann XVII.	=	1003	=	1003
146.	Johann XVIII.	=	1003	=	1009
147.	Sergius IV.	=	1009	=	1012
148.	Benedict VIII.	=	1012	=	1024
149.	Johann XIX.	=	1024	=	1033
150.	Benedict IX.	=	1033	=	1048
151.	Gregor VI.	=	1044	=	1046
152.	Clemens II.	=	1046	=	1047
153.	Damasus II.	=	1048	=	1048
154.	Leo IX.	=	1048	=	1054
155.	Victor II.	=	1055	=	1057
156.	Stephan IX.	=	1057	=	1058
157.	(Benedict IX.)	=	1058	=	1059
158.	Nicolaus II.	=	1058	=	1061
159.	Alexander II.	=	1061	=	1073

Nicolaus I. vertrat schon die volle Papstwürde in Händeln mit Fürsten und Landeskirchen, wie er das Schisma mit den Griechen ohne Hoffnung auf Wiederversöhnung einging; mit der Erwählung des Marinus beginnen schon die Umtriebe der toscanischen Partei, indem durch innere Händel allmälig der Einfluß des Kaisers auf die Papstwahl ausgeschlossen wird. Formosus, der gegen den Willen jener Partei auf den Stuhl kam, ward noch von seinem zweiten Nachfolger Stephan beschimpft; erst Romanus bestattete den Leichnam wieder, und Johann IX. stellte seine Ehre völlig her. Mit Sergius III. beginnt die römische Pornokratie; er selbst war ein Buhle der Marozia; Johann X., ein Geliebter der ältern Theodora, starb durch Mord jener Weiber; am zügellosesten und ausschweifendsten lebte Johann XII., der Otto I. nach Italien rief, von ihm aber abgesetzt ward, als er sich treulos bewies; Leo, von Otto eingesetzt, ward durch Johann XII. wieder verjagt, dem Benedict V. folgte; allein Kaiser Otto verwies ihn, und Leo trat wieder ein. Benedict VI. ward von Crescentius erschlagen, der die toscanische Partei wieder errichten wollte. Bonifaz VII. entfloh, mit Kirchenraub beladen, nach Constantinopel; die sächsischen Kaiser suchten wieder Ordnung in das römische Regiment zu bringen; Otto III. setzte seinen Lehrer, den hochgebildeten Gerbert, als Sylvester II. ein, dennoch war dem einmal eingerissenen Unwesen kaum zu begegnen. Um die Mitte des 11. Jahrh. stritten sich drei Competenten um die päpstliche Würde; der schändliche Benedict IX. erhielt einen Gegenpapst, Sylvester III., und da er sich gegen diesen nicht zu halten vermochte, verkaufte er seine Ansprüche an Gregor VI. Heinrich III. setzte sie alle drei auf der Versammlung zu Sutri ab, im J. 1046 und ernannte Suidger, Bischof von Bamberg, als Clemens II. zum Papst, dem nach plötzlichem Absterben Damasus II. folgte; auch er starb nach 23 Tagen, und nun folgte ein Verwandter des Kaisers, der Bischof von Toul, als Leo IX., unter dem schon die Thätigkeit des Cardinals Hildebrand beginnt; von jetzt an bis zur eigenen Stuhlbesteigung ist dieser die Seele der römischen Curie.

Fünfte Periode von Gregor VII. bis auf Verlegung des Stuhls nach Avignon.

160.	Gregor VII.	seit	1073	bis	1085
161.	(Clemens III.)	=	—	=	1084
162.	Victor III.	=	1086	=	1087
163.	Urban II.	=	1088	=	1099
164.	Paschalis II.	=	1099	=	1118
165.	Gelasius II.	=	1118	=	1119
166.	Calixt II.	=	1119	=	1124
167.	Honorius II.	=	1124	=	1130
168.	Innocenz II.	=	1130	=	1143
169.	Cölestin II.	=	1143	=	1144
170.	Lucius II.	=	1144	=	1145
171.	Eugen III.	=	1145	=	1153
172.	Anastasius IV.	=	1153	=	1154
174.	Hadrian IV.	=	1154	=	1159
173.	Alexander III.	=	1159	=	1181
175.	(Victor)	=	1160	=	1164
176.	(Paschalis III.)	=	1164	=	1168
177.	(Calixt III.)	=	1168	=	1178
178.	(Innocenz III.)	=	1178	=	1180
179.	Lucius III.	=	1181	=	1185
180.	Urban III.	=	1185	=	1187
181.	Gregor VIII.	=	1187	=	1187
182.	Clemens III.	=	1187	=	1191
183.	Cölestin III.	=	1191	=	1198
184.	Innocenz III.	=	1198	=	1216
185.	Honorius III.	=	1216	=	1227
186.	Gregor IX.	=	1227	=	1241
187.	Cölestin IV.	=	1241	=	1241
188.	Innocenz IV.	=	1243	=	1254
189.	Alexander IV.	=	1254	=	1261
190.	Urban IV.	=	1261	=	1264
191.	Clemens IV.	=	1265	=	1268
192.	Gregor X.	=	1271	=	1276
193.	Innocenz V.	=	1276	=	1276
194.	Hadrian V.	=	1276	=	1276
195.	Johann XXI.	=	1276	=	1277
196.	Nicolaus III.	=	1277	=	1280
197.	Martin IV.	=	1281	=	1285
198.	Honorius IV.	=	1285	=	1287
199.	Nicolaus IV.	=	1288	=	1292
200.	Cölestin V.	=	1294	=	1294
201.	Bonifazius VIII.	=	1294	=	1303
202.	Benedict XI.	=	1303	=	1304

Gregor VII. ist dadurch so groß in der Reihe der Päpste, daß er dem Pontificat eine völlig neue Idee unterlegte, und, so weit es anging, dieselbe auch schon verwirklichte; doch war seinen Nachfolgern erst deren Ausführung vorbehalten. Nur dem Kaiser setzte er den unbeugsamen Willen entgegen; wo er aber moralische Kraft fand, wie bei Wilhelm dem Eroberer, wußte er wol nachzugeben. Durch

die Erbschaft der Gräfin Mathilde vermehrte er den päpstlichen Besitz, und durch die Waffen der Normannen in Süditalien verschaffte er sich stets gegen die dringendste Gefahr Schutz, sodaß der ihm entgegengestellte Gegenpapst Clemens III. bald ohne Ansehen war. Gregor gehört zu den schöpferischen Talenten, die einer ganzen Zeitreihe eine neue Richtung anweisen, und mit Ideen die physische Kraft zu beherrschen verstehen. Sein Nachfolger, Victor III., vermochte sich kaum gegen jenen Clemens III. zu halten, aber Urban II. stärkte sich durch die Kreuzzugsideen, womit er die Welt erfüllte; der so eben noch flüchtige Papst stand plötzlich an der Spitze des bewaffneten Abendlandes. Noch Paschalis II. hatte mit Gegenpäpsten zu kämpfen; führte aber zugleich den Investiturstreit gegen die weltlichen Fürsten mit Entschiedenheit durch, bis Calixt II. dem Kriege durch das wormser Concordat wenigstens ein vorläufiges Ziel setzte. Viele zwiefältige Wahlen während dieser Zeit beweisen, daß die Papstideen in besonders lebhafter Circulation waren: Honorius II. und der Cardinal Theobald 1125 — Innocenz II. und Anaclet II.; doch ward ersterer durch den heil. Bernhard von Clairvaux wie durch Kaiser Lothar kräftig gestützt, bis Anaclet starb. Die reformatorischen Ideen Arnold's von Brescia mischten sich in alle diese Verwirrungen, sodaß Eugen III., ein Zögling Bernhard's, viel von dem erwachten demokratischen Geiste der Römer zu leiden hatte. Hadrian IV., dem die Verbrennung Arnold's gelang, hatte viel mit Friedrich I. über die Kaiserrechte zu kämpfen. Aufs Neue traten zwei Päpste, Alexander III. und Victor IV. einander gegenüber, jener durch König Wilhelm von Sicilien, dieser durch Kaiser Friedrich unterstützt; auch nach dem Tode Victor's ließ die kaiserliche Partei Nachfolger desselben, Paschal, Calixt, Innocenz III., auftreten, aber dennoch behauptete sich ihnen allen gegenüber jener Alexander, der endlich auf dem dritten Laterankoncil 1179 sich in der alten Papstmacht befestigt sah. Auf dem Hochpunkte der geistlichen Macht stand Innocenz III., der die Pläne Hildebrand's, so viel es überhaupt möglich war, realisirt hatte; er lenkte das Abend- und Morgenland, er sah nach einander die Kronen der Christenheit zu seinen Füßen, und besaß mit Umsicht und Kraft die päpstliche Universalmonarchie. Seitdem erwuchs immer heftiger der päpstliche Kampf gegen das Hohenstaufensche Kaiserhaus, an Friedrich's II. Demüthigung arbeiteten besonders Gregor IX. und Innocenz IV.; erst Clemens IV. sah durch die Hinrichtung Conradin's den Pontificat von einer so großen Gefahr befreit; Sicilien war als päpstliches Lehen an Karl von Anjou gegeben. In Cölestin V. setzte man einen alten Eremiten auf den päpstlichen Stuhl, der durch den gewandten Bonifaz VIII. verdrängt, abdankte. Dieser suchte im Kampfe mit Philipp dem Schönen alte Papstansprüche, wenn auch in gemilderter Form, zu erhalten; sah aber das so folgerecht aufgeführte Gebäude seiner Macht an der seitdem gekräftigten Königsgewalt Frankreichs zerschellen, und die Auswanderung über die Alpen, das siebzigjährige babylonische Exil, war die Folge seiner Mißgriffe.

Sechste Periode von der Verlegung des Stuhls nach Avignon bis zur Reformation.

203.	Clemens V.	seit	1305	bis	1314
204.	Johann XXII.	=	1316	=	1334
205.	Benedict XII.	=	1334	=	1342
206.	Clemens VI.	=	1342	=	1352
207.	Innocenz VI.	=	1352	=	1362
208.	Urban V.	=	1362	=	1370
209.	Gregor XI.	=	1370	=	1378
210.	Urban VI.	=	1378	=	1389
211.	Clemens VII.	=	1378	=	1394
212.	Bonifaz IX.	=	1389	=	1404
213.	Benedict XIII.	=	1394	=	1424
214.	Innocenz VII.	=	1404	=	1406
215.	Gregor XII.	=	1406	=	1417
216.	Alexander V.	=	1409	=	1410
217.	Johann XXIII.	=	1410	=	1419
218.	Martin V.	=	1417	=	1431
219.	Eugen IV.	=	1431	=	1447
220.	(Felix V.)	=	1439	=	1449
221.	Nicolaus V.	=	1447	=	1455
222.	Calixt III.	=	1455	=	1458
223.	Pius II.	=	1458	=	1464
224.	Paulus II.	=	1464	=	1471
225.	Sixtus IV.	=	1471	=	1484
226.	Innocenz VIII.	=	1484	=	1492
227.	Alexander VI.	=	1492	=	1502
228.	Pius III.	=	1503	=	1503
229.	Julius II.	=	1503	=	1513
230.	Leo X.	=	1513	=	1521

Clemens V. war durch französische Unterstützung auf den Stuhl gekommen und stand fortwährend unter französischer Gewalt, sodaß er wie seine Nachfolger nur gegen andere Mächte, namentlich gegen Teutschland, sich als Papst zeigen konnte. Die Reihe der Päpste zu Avignon lief in ununterbrochener Folge fort bis auf den Tod Gregor's XI. 1378; er starb in Italien, wohin er den Sitz zurückzulegen dachte; der erwählte Nachfolger Urban VI. empörte sofort durch seine Grausamkeit die Cardinäle, sodaß fast dasselbe Conclave gleich darauf Clemens VII. erwählte; während jener in Rom blieb, kehrt dieser nach Avignon zurück und die Kirche spaltet sich. Auf Urban VI. folgten Bonifaz IX., Innocenz VII., Gregor XII., dagegen in Avignon succedirte Benedict XIII. Zu Pisa wurden beide Päpste Gregor XII. und Benedict XIII. abgesetzt und ein neuer, Alexander V., ernannt, dem dann Johann XXIII. folgte; allein jene beide kehrten sich nicht daran und die Kirche war dreiköpfig, zu Costnitz wurden alle drei wieder abgesetzt; Gregor XII. fügte sich, Benedict XIII. verlief sich in einem Winkel von Spanien; Johann XXIII. mußte aus Furcht vor einer scharfen Inquisition nachgeben und Martin V. trat an die Spitze der Kirche. Sein Nachfolger, Eugen IV., hat zwar mit einem zu Basel ihm gesetzten Gegenpapst, Felix V., zu kämpfen, doch blieb dieser ohne Anhang, die Verwirrung war gehoben, allein trotz der beschränkenden Maßregeln der Synoden wurde der päpstliche Druck ärger als je. Pius II. widerrief

alle freisinnigen Grundsätze, die er einst als Äneas Sylvius über die Gewalt des allgemeinen Concils aufgestellt hatte. Innocenz VIII. hatte 16 Bastarde zu versorgen; mit Alexander VI., aus dem Hause Borgia, erreichte aber das Verderbniß die höchste Spitze, sodaß gegen ihn der kriegerische Julius II. und der feine Mediceer Leo X. noch wirklich vortheilhaft abstachen.

Siebente Periode von der Reformation bis auf Kaiser Joseph II.

231.	Hadrian VI.	seit	1522	bis	1523
232.	Clemens VII.	=	1523	=	1534
233.	Paul III.	=	1534	=	1549
234.	Julius III.	=	1550	=	1555
235.	Marcellus II.	=	1555	=	1555
236.	Paul IV.	=	1555	=	1559
237.	Pius IV.	=	1559	=	1565
238.	Pius V.	=	1566	=	1572
239.	Gregor XIII.	=	1572	=	1585
240.	Sixtus V.	=	1585	=	1590
241.	Urban VII.	=	1590	=	1590
242.	Gregor XIV.	=	1590	=	1591
243.	Innocenz IX.	=	1591	=	1591
244.	Clemens VIII.	=	1592	=	1605
245.	Leo XI.	=	1605	=	1605
246.	Paul V.	=	1605	=	1621
247.	Gregor XV.	=	1621	=	1623
248.	Urban VIII.	=	1623	=	1644
249.	Innocenz X.	=	1644	=	1655
250.	Alexander VII.	=	1655	=	1667
251.	Clemens IX.	=	1667	=	1669
252.	Clemens X.	=	1670	=	1676
253.	Innocenz XI.	=	1676	=	1689
254.	Alexander VIII.	=	1689	=	1691
255.	Innocenz XII.	=	1691	=	1700
256.	Clemens XI.	=	1700	=	1721
257.	Innocenz XIII.	=	1721	=	1724
258.	Benedict XIII.	=	1724	=	1730
259.	Clemens XII.	=	1730	=	1740
260.	Benedict XIV.	=	1740	=	1758
261.	Clemens XIII.	=	1758	=	1769
262.	Clemens XIV.	=	1769	=	1774

Hadrian VI., der Lehrer Karl's V., ward durch kaiserlichen Einfluß erwählt, und behielt als Papst die frühere ascetische Strenge bei, man schaffte ihn aus der Welt, und Clemens VII., ein Mediceer, lenkte bald wieder in den alten Papstton ein. Die nächsten Päpste hatten viel mit dem versprochenen und dann endlich auch abgehaltenen Concil zu thun, da steter Kampf gegen die Fortschritte der Reformation ihre Hauptaufgabe war; Pius V., ein Dominikaner, stellte alle Schrecken der Inquisition wieder her; dabei verfiel der innere Haushalt der Curie völlig durch den schamlosesten Nepotismus, durch unzweckmäßige Finanzoperationen, wodurch sogar der Kornhandel zum Monopol ward und der Ackerbau verfiel; kaum der kräftige Sixtus V. vermochte einige Ordnung in die Verwirrung zu bringen. Von jetzt an war die eigentliche Kirchenregierung meist in den Händen der Jesuiten, die nach Gefallen päpstliche Bullen und Breven für ihre Zwecke erscheinen ließen. Dogmatische Zerwürfnisse zwischen Jesuiten und Jansenisten, Streit mit Venedig, mit Frankreich, wegen der gallikanischen Kirchenfreiheit, füllen die Zeit aus, und in Rom herrscht stets der alte verderbliche Nepotismus. Die Politik des päpstlichen Hofes hat viel von ihrer frühern Umsicht verloren; in dem spanischen Successionskriege verletzte Clemens XI. gleichmäßig Österreich und Frankreich; und Clemens XIII. verdarb Alles durch seine unzeitige Beschützung der überall proscribirten Jesuiten. Clemens XIV., Ganganelli, stellte durch kluges Nachgeben Manches wieder her, allein schon war durch einen neuen Ideenumschwung im Laufe des 18. Jahrh. die Papstwahl von Innen erschüttert.

Achte Periode vom Kaiser Joseph II. bis auf die Gegenwart.

263.	Pius VI.	seit	1775	bis	1799
264.	Pius VII.	=	1800	=	1823
265.	Leo XII.	=	1823	=	1829
266.	Pius VIII.	=	1829	=	1831
267.	Gregor XVI.	=	1831	=	—

Pius VI. suchte durch persönliches Einwirken auf Kaiser Joseph II. dessen Reformen zu hemmen und unterzog sich der Reise über die Alpen, allein bald trafen ihn die Stürme der Revolution; als Rom in eine Republik verwandelt ward, mußte Pius VI. ins Exil wandern und starb 1799 zu Valence; Pius VII., zu Venedig erwählt, setzte den Bedrängungen Napoleon's Standhaftigkeit entgegen, und trat nach dem wiener Congreß sein Regiment wieder an. Seitdem ist der Papst in der Reihe der europäischen Souveraine durch das Princip der Legitimität gesichert, sollte ihn auch nicht mehr wie sonst die geistige Gewalt früherer Zeit halten, da er vielmehr fremde, besonders österreichische Macht, zum Schutz gegen seine eigenen Unterthanen bedarf. Der politische Einfluß des Papstes war nur unter mittelalterlichen Bedingungen möglich, mit deren Aufhören tritt er allein auf seine kirchliche Bedeutung zurück, und auch davon hat er nur Überreste in die neuere Zeit mit herüber gebracht. (*Fr. W. Rettberg.*)

PAPST (Johann Georg Friedrich), geboren den 21. October 1754 zu Ludwigsstadt im Baireuthischen, wo sein Vater, ein dortiger Schmied, späterhin Bürgermeister ward, zeichnete sich in der Schule seiner Vaterstadt durch seltene Geistesanlagen, Fleiß und rege Wißbegierde so vortheilhaft aus, daß seine Ältern, die ihn Anfangs ihrem Gewerbe widmen wollten, auf Zureden des Rectors Engelhard die Einwilligung zum Studiren gaben. Mit der Idee, ein Prediger zu werden, trat Papst im J. 1766 in das Gymnasium zu Hof. Aus Mangel an älterlicher Unterstützung ward er unter die dortigen Alumnen aufgenommen. Sein Fleiß erlag nicht unter den drückenden Verhältnissen, in denen er lebte. Er erwarb sich bald die Liebe und das Zutrauen seiner Lehrer durch rasche Fortschritte in seiner wissenschaftlichen Bildung und durch sein gesittetes Betragen. Einen besondern Einfluß auf die Erweiterung seiner Kenntnisse gewannen Kapp und

Longolius. Durch beide empfohlen, ward er Lehrer am Waisenhause zu Hof. Diese Stelle bekleidete er drittehalb Jahre, und hielt, als er die Universität Leipzig bezog, seine Abschiedsrede: Unde quantum commodum redundet in urbem schola publica instructam. In Leipzig hörte Papst seit dem Jahre 1774 Philosophie bei Crusius und Platner. In den Humanioren, den historischen Wissenschaften und in der Theologie unterwiesen ihn Ernesti, Körner und Morus. Den wesentlichsten Einfluß auf seine höhere Geistesbildung hatte Morus, dessen theoretischer und praktischer Unterricht, als eigentliche Grundlage seines Wissens, ihm unvergeßlich blieb. Morus, allgemein geschätzt, sowol des Umfangs seiner Kenntnisse, als seines liebenswürdigen Charakters wegen, regte durch seine Vorlesungen besonders zu eigenem Forschen lebhaft an. Im Predigen wählte Papst sich Zollikofer zum Muster.

Als das Jahr 1777 ihn von Leipzig nach Erlangen führte, berichtigten und erweiterten besonders Seiler, Rosenmüller und Harles seine bisher erworbenen Kenntnisse. Von Seiler ward er in das unter dessen Leitung stehende Institut der Moral und schönen Wissenschaften, von Harles in das philologische Seminar aufgenommen. Unter dem Vorsitze des ebengenannten Gelehrten vertheidigte er (1777) Positiones miscell. und bei seinem Austritte aus jener Bildungsanstalt seine exegetisch-kritische Abhandlung: de authentia capitis XXI. Joannis [1]). Er erlangte dadurch die Magisterwürde. Aber den Plan, sich dem akademischen Leben zu widmen, nachdem er eine Zeit lang theils zu seiner Übung, theils zur Verbesserung seiner äußern Lage, sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt hatte, gab Papst wieder auf, als der Ruf zum Erzieher der beiden Reichsgrafen zu Castell-Remlingen an ihn erging. In diesen Verhältnissen lebte er drei Jahre zu Castell, gewissenhaft in der Erfüllung seiner Berufspflichten und beglückt durch den Umgang mit mehreren ausgezeichneten Männern, besonders mit dem Geh. Rath v. [illegible] und dem Regierungsrath Braun. Seine Welt- und Menschenkenntniß erweiterte er auf einer Reise durch einen beträchtlichen Theil des nördlichen Deutschlands, und besonders während seines Aufenthalts im Holsteinischen, wo er den Sommer 1780 mit der gräflichen Familie verlebte. Von ihr geschätzt und geliebt, [illegible] es ihm an Aussichten zu baldiger Beförderung [illegible]. Im J. 1782 legte er seine Hofmeisterstelle nieder, wies aber den Antrag, evangelischer Prediger in [illegible] zu werden, von sich, als er, durch Junkheim, [illegible] und v. Benkendorf empfohlen, einen Ruf als Professor der Philosophie in Erlangen erhielt. Dort [illegible] er 1783 pro loco [2]), und eröffnete drei Jahre [illegible] seine Laufbahn als akademischer Docent mit philosophischen und theologischen Vorlesungen. Späterhin las er auch mit Beifall Geschichte. Im J. 1790 hatte er die ordentliche Professur der Philosophie und 1791 der Politik erhalten. Den Ruf zum ordentlichen Professor der Theologie lehnte er 1794 ab, und übernahm, mit dem Charakter eines Probechanten, eine sehr einträgliche Pfarrstelle zu Zirndorf im Ansbachischen, nachdem er 1796 sein Prorectorat in Erlangen niedergelegt hatte. Im J. 1801 ward er wirklicher Dechant. Er wirkte seitdem eine Reihe von Jahren mit unermüdetem Eifer für das Wohl und besonders für die moralische Veredelung seiner Gemeinde, bis er (1817) zum Dekan und Schulinspector in der cadolzburger Diöcese ernannt ward, und bald nachher den Grad eines Doctors der Theologie erhielt.

Papst starb den 7. Juni 1821. Er vereinigte mit gründlichen Kenntnissen in der Theologie, Geschichte und Pädagogik manche liebenswürdige Charakterzüge, zu denen besonders seine strenge Rechtlichkeit, Anspruchslosigkeit und sein allgemeines Wohlwollen gehörten. Als theologischer Schriftsteller machte er sich besonders verdient durch einen Commentar über die christliche Kirchengeschichte, nach dem bekannten Lehrbuche von Schröckh [3]). Ein früher herausgegebenes Werk: „die Geschichte der christlichen Kirche, nach den Bedürfnissen unserer Zeit" [4]) blieb unbeendet. Die Verbreitung einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, deren Werth er selbst von der Kanzel herab empfahl [5]), lag ihm sehr am Herzen. Für diesen Zweck, besonders zur Belehrung der Jugend, schrieb er seine „Entdeckungen des fünften Welttheils" [6]), und ein Leben Friedrich's des Großen [7]).

Sein Bildniß befindet sich im 4. Hefte von Bock's Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer [8]).

(*Heinrich Döring.*)

PAPSTTHUM. Bei einer historischen Übersicht über die Entwickelung des Papstthums muß zuvörderst jede dogmatische Rücksicht unbeachtet bleiben. Es darf hier nichts austragen, daß eine christliche Partei ziemlich die Idee der Kirche Christi auf Erden mit der Idee des Papstthums identificirt, und letzteres mit allen den Vorzügen schmückt, die sich aus ersterer ergeben, daß aber eine andere Partei ihre Protestationen dagegen in Protest gegen die Papstidee überhaupt, zusammendrängt; sondern die Aufgabe wird die sein, zu zeigen, auf welche Weise die Kirche Roms jene Papstidee aufgestellt und verwirklicht hat. Jede dogmatische Erörterung, die ein solches Institut überhaupt auf eine göttliche Einrichtung und Autorisation zurückführt, bleibe deshalb auf sich beruhen, weil sie damit auf unmittelbar Göttliches zurückgehen,

1) [illegible] 2) [illegible] Gelegenheit vertheidigte [illegible] De populorum incultorum [illegible]

3) Ersten Bandes erste bis dritte Abtheilung. (Ebend. 1792—1794.) Zweiten Bandes erste bis dritte Abtheilung. (Ebend. 1795—1801.) 4) Ebend. 1787. 5) In einer zu Nürnberg 1784 gedruckten Predigt. 6) Oder Reisen um die Welt. (Nürnberg 1783—1790.) 5 Bände. 2. Aufl. des ersten bis dritten Bandes. (Ebend. 1785—1788.) 7) Nürnberg 1788—1789. Zwei Theile. Mit Kupfern. 8) Vergl. Fikenscher's gel. Fürstenthum Baireuth. 7. Bd. S. 19 fg. Dessen Gelehrtengeschichte der Universität Erlangen. 2. Abth. S. 279 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 218 fg. Charakteristik der Erziehungsschriftsteller Teutschlands. S. 341 fg. Meusel's gelehrtes Teutschl. 6. Bd. S. 29 fg. 10. Bd. S. 397. 11. Bd. S. 601. 15. Bd. S. 8. 19. Bd. S. 61.

und dadurch sofort den historischen Faden zerschneiden würde. Ebenso bleibe aber auch die engherzige Polemik außer Acht, die überall nur Tücke, absichtlichen Betrug und hierarchische Täuschung erblickt, wo vielleicht ein Talent sich dadurch groß bewies, daß es sich an die Spitze der die Zeit bewegenden Ideen stellte, oder durch Hervorrufen neuer, schöpferisch in seine Zeit eingriff. Das Papstthum in seiner bald 2000jährigen Entwickelung ist eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, und muß in deren Zusammenhange aufgefaßt werden. Wie kam es, daß der Bischof von Rom, der ursprünglich seinen Collegen völlig gleichstand, allmälig an die Spitze der abendländischen Christenheit trat, ja für eine Zeit lang zum Mittelpunkte nicht allein der geistlichen, sondern auch der weltlichen Macht Europa's erwuchs? Es müssen viele Umstände dabei mitgewirkt haben, es muß manches Talent dabei thätig gewesen sein; denn eine geistliche Universalmonarchie, wie sie wenigstens das 13. Jahrh. auf einige Zeit durchgeführt sah, und wie die Theorie nicht wieder darauf verzichtet hat, gehört zu dem Großartigsten, was der menschliche Geist durchgeführt hat. Von selbst wird es sich dabei verstehen, daß ein solches Werk nicht plötzlich dastand, daß es verschiedene Stationen bis zu seinem Gipfelpunkte durchlaufen hat, und sofern es gegenwärtig nicht mehr auf derselben Höhe sich befindet, auch nur in verschiedenen Stationen von dort herabgesunken ist. Die Eintheilung in Perioden ist damit als nothwendig gegeben, die ziemlich mit den üblichen Perioden der Kirchengeschichte überhaupt zusammentreffen werden; denn überall, wo in den kirchlichen Dingen wirkliche Epochenpunkte liegen, wird deren Einwirkung auf die Hierarchie überhaupt, und so auch auf die Entwickelung des Papstthums unausbleiblich gewesen sein. Man zählt der Perioden nach einer ziemlich allgemein durchgeführten Anordnung am passendsten acht; die erste umfaßt die drei ersten Jahrhunderte der Kirche, die Zeiten des Druckes und der Verfolgung, wo eine kirchliche Bewegung nur nach Innen gestattet war, dagegen hierarchische Formen sich höchstens ansetzen und vorbereiten, nicht aber durchbilden konnten. Die zweite Periode begreift die drei folgenden Jahrhunderte, 300—600, oder die Durchführung der entstandenen Ideen im römischen Staate und während dessen Verfall durch die germanischen Völker. Die dritte reicht bis in die Mitte des 9. Jahrh. und zeigt das Verhältniß des Pontificats zu den auf den Trümmern des römischen Reichs neu entstandenen germanischen Staaten, namentlich der fränkischen Monarchie. Die vierte, bis zu Ende des 11. Jahrh. durchwandert die unruhigen und finstern Zeiten nach Auflösung des karolingischen Reichs bis auf die Stuhlbesteigung Gregor's VII. Die fünfte bis zu Anfange des 14. Jahrh. sieht den von jenem Gregor aufgefaßten großartigen Plan, so weit es überhaupt anging, durchgeführt, und erblickt das Papstthum auf seinem Culminationspunkte unter Innocenz III. Die sechste sieht dem allmäligen Sinken desselben mit Bonifaz VIII., durch die reformirenden Synoden zu, bis endlich die siebente seit der Reformation das große Gebäude zerfallen sieht, und eine achte seit den großen Umwälzungen zu Ende des vorigen Jahrhunderts dessen gegenwärtigen Zustand zu schildern hat.

Erste Periode des Papstthums: die drei ersten Jahrhunderte. Von einem Papstthume kann während dieser Zeit nur in sehr uneigentlichem Sinne die Rede sein, und darunter nur der einstweilige Zustand des römischen Bisthums verstanden werden; denn an einen Supremat über die Kirche im spätern Sinne dachte Niemand, dachte der römische Bischof selbst nicht. Was vielmehr derselbe während dieser Zeit mehr besaß, und sich an Ansehen mehr zu erwerben wußte, als seine Collegen, das hatte er allein seinem Bischofssitze, der Stadt Rom, zu danken. Überall in den einzelnen Gemeinden der Christen hatte sich bei Ausbildung der äußern Gesellschaftsverfassung eine Tendenz zu monarchischen Formen gezeigt, indem zuerst aus der völlig demokratischen Gleichheit der Urgemeinden, allmälig die Aristokratie der Priester, und aus dieser wieder monarchisch der Bischof sich aussonderte. Ein solches Gemeindehaupt galt grade so viel, als es persönlichen Einfluß auszuüben, oder die Vortheile seiner Umgebungen zu benutzen wußte; natürlich war dadurch der Bischof einer Hauptstadt sofort bedeutend in der Provinz; der Bischof einer Muttergemeinde stets einflußreich auf die von dort ausgegangenen Colonien, der Bischof einer reichen, aus angesehenen Personen bestehenden Gemeinde auch für die Umgebungen tonangebend. Alle diese Gründe vereinigten sich aber, um dem Bischof der ewigen Roma zu einer bedeutenden Stellung zu verhelfen. Seit so vielen Jahrhunderten waren die Blicke der gesitteten Welt nach diesem einen Mittelpunkte gerichtet gewesen, von dort war in Allem das Gesetz erfolgt, wie hätte diese Richtung unter christlichem Einfluß sich ändern sollen, da keine andere Stadt nach Jerusalems Fall auf gleiche Bedeutung Anspruch machen konnte? Wenn auch Antiochien, Alexandrien für ihre Bischöfe gleichfalls hohe Ansprüche geltend machten, so hatte Rom doch wenigstens vor dem Abendlande jene volle Bedeutsamkeit voraus und nur für das Abendland läßt sich ja die Idee des Papstthums durchführen, so gern die Theorie auch dessen universelle Gewalt behaupten will. Was für die Patriarchensitze im Orient einzeln wirkte, um ihnen Bedeutsamkeit zu geben, das vereinigte sich in Rom insgesammt, und zwar unter der vortheilhaften Stellung, daß keine andere Stadt abendländischer Zunge im Geringsten mit ihr rivalisiren konnte. Rom war zunächst die einzige apostolische Kirche des Occidents, ein Vorzug, den sie hinreichend geltend gemacht hat. Ob ihre Stiftung vom Apostel Petrus wirklich ausgegangen ist, könnte höchstens für die rechtliche und dogmatische Begründung des Papstthums wichtig sein; für die historische Entwickelung reichte die allgemein verbreitete Idee von jener Anwesenheit hin. Rom behauptete es und Niemand widersprach, daß dort die Gebeine zweier Apostel ruhen; das Factum selbst ist gleichgültig, weil die Überzeugung davon allgemein war. Als einzige apostolische Kirche war Rom ferner die Muttergemeinde für sämmtliche übrige Christenvereine im Abendlande; denn was von den Reisen der Apostel nach Gallien, Britannien, an den Rhein berichtet wird, sind spä-

tere Auswüchse der Legende, indem gern jedes Land und jede Landeskirche ihre Bekehrung durch Zurückgehen auf einen neutestamentlichen Namen möglichst glorreich zu machen sucht. Selbst die Reise des Paulus nach Spanien, wovon doch das Neue Testament Andeutungen enthält (Röm. 15, 28), wird wol nur ein bloßer Wunsch geblieben sein; oder ist sie zu Stande gekommen, so erhob dann doch das Licht über Spanien sich von Rom aus. Nordafrika, diese für dogmatische Entwickelung bald so wichtige Provinz, stand ganz unter Roms Einfluß bei der Bekehrung; für den Übergang des Evangeliums vom Morgen- zum Abendlande war Rom der natürliche Stapelort, auf den auch später die Dankbarkeit der Bekehrten stets hinblickte. Endlich ward die Stellung des dortigen Bischofs auch noch durch Reichthum und Ansehen der Gemeindeglieder gehoben, die ja hier, wie sonst nirgends, aus den einflußreichsten Familien gewonnen werden konnten. Man braucht kaum die Erzählungen christlicher wie heidnischer Schriftsteller, besonders eines Ammianus Marcellinus, zu vergleichen, um den raschen Gelderwerb beachten zu können, der hier, glücklicher als anderswo, dem Klerus gelang; so lange Schenkungen, freiwillige Oblationen, der einzige kirchliche Erwerb waren, mußte diese Quelle in der reichsten Gemeinde am reichsten fließen. Vermächtnisse der Matronen, Erbschleichereien, die bald dem ganzen Klerus nachgesagt werden, ließen sich gewiß nirgends lucrativer unternehmen, als grade in Rom, wohin die Schätze der Welt zusammengeflossen waren. Zur Verbreitung eines allgemeinen Einflusses war dann der Umstand noch sehr entscheidend, daß die Glieder der römischen Gemeinde ihren Besitz im ganzen Reiche umher zerstreut inne hatten, und überall schenken konnten. Rom concurrirte deshalb an Besitz mit jedem Localbischofe, hatte überall sein patrimonium Petri begründet, seine Verwalter, Ökonomen angestellt, konnte überall durch Spenden und Almosen, durch Unterstützung und Bestechung eingreifen; seine Gaben reichten vom Rhein bis nach Arabien, und die Gewalt des Geldes ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen. Zuletzt mag auch noch der praktische Sinn der Römer überhaupt hier in Anschlag gebracht werden, der ja grade in Anordnung und Beherrschung äußerer Verhältnisse sich stets so tüchtig bewiesen hat. Jenes Erbtheil der Väter fehlte auch den christlichen Hierarchen nicht, um mit seltener Umsicht die Gelegenheiten zu benutzen und die Umstände zu leiten. Selbst Roms Abneigung gegen Speculation und geistige Thätigkeit war hierbei vortheilhaft; denn während der Orient der Theorie nachjagte, darüber in die feindlichsten Parteien zerfiel, gegenseitig seine Macht aufrieb, bildet das Abendland eine compacte Masse, die sich stets auf das Herkömmliche beruft, und durch seine Hartnäckigkeit zuletzt den Ausschlag gibt, sodaß hier der Ruhm der Orthodoxie nie fehlt. Rom hat während der ersten drei Jahrhunderte kaum einen bedeutenden christlichen Schriftsteller hervorgebracht; Namen von literarischer Bedeutung im Abendlande, wie Tertullian, Cyprian, Minucius Felix, gehören Nordafrika an; der einzige Novatian kann genannt werden, ward aber als Schismatiker ausgestoßen; am wenigsten darf unter Roms Bischöfen auf schriftstellerische Notabilitäten gerechnet werden; ihr praktisches Talent ließ sie bald andere Wege einschlagen, um zu Ansehen in der Kirche zu gelangen. Schon nach diesen Andeutungen war es weder die Persönlichkeit der dort waltenden Bischöfe, noch ein besonderes mit ihrem Stuhle verbundenes Vorrecht, woraus ein gewisses Übergewicht abgeleitet werden konnte; sondern es waren die besonders günstigen Umstände, die dem dortigen Bischofe zu Gebote standen; es war die Bedeutung der Stadt, die den Bischof hob. Schon der erste Auftritt, wobei Rom besondere Ansprüche geltend macht, der Osterstreit gegen Ende des 2. Jahrh., bestätigt dies. Für die römische Sitte, das Osterfest nicht auf jüdische Weise am 14. Nisan, also dem Monatstage nach, sondern im Widerspruche gegen alles Judaisiren, nach dem Wochencyklus zu berechnen, dafür den Freitag und Sonntag zu wählen, beruft sich Anicetus gegen Polykarp von Smyrna 160, beruft sich Victor gegen die kleinasiatischen Gemeinden, nicht etwa auf ein persönliches, oberrichterliches Privilegium, sondern auf apostolische Tradition, die grade durch St. Peter in Rom vorzugsweise treu aufbewahrt sei. Es war der Vorzug der Stadt, der hier dem Bischofe zu Gute kam; und die endliche Bestätigung römischer Sitte auf der Synode zu Nicäa (325), die dann durch die Persönlichkeit Constantin's gelang, mußte dazu dienen, Roms altes Ansehen besonders geltend zu machen. Wenn übrigens Victor den widerstrebenden Kleinasiaten die Kirchengemeinschaft aufkündigte, so war auch dies nicht etwa eine Excommunication im spätern Sinne, sondern eine Handlung, die jedem Bischofe zustand, sobald er von längerer Gemeinschaft mit einer Gemeinde, oder einem Gemeindegliede Gefahr für den Glauben fürchtete. Dasselbe gilt von dem zweiten Auftreten römischer Ansprüche, während des Ketzertaufstreits um die Mitte des 3. Jahrh. Der Grund, worauf Stephanus sich berief, um jede auch die von Ketzern ausgegangene Taufe für gültig zu erklären, war wiederum theils ein allgemeiner, daß es so die christliche Praxis erfodere, theils die besondere in Rom aufbewahrte apostolische Tradition, also ein Vorzug, den die Stadt besaß, und den der Bischof geltend machte, nicht aber ein besonders ihm zustehendes päpstliches Privilegium. Wenn Rom bei diesem Schritte davon Vortheil genoß, daß es wirklich eine im Geiste des Christenthums gegründete Sitte, Anerkennung der in gehöriger Form vollzogenen Taufe, gegen eine aus montanistischem Rigorismus entsprungene Engherzigkeit, vertrat, so werden freilich alle etwanigen Ansprüche auf einen päpstlichen Supremat, der dabei ausgeübt sei, gewaltig durch die entschiedenen Protestationen vereitelt, wie sie nicht allein Kleinasien unter Firmilian, sondern auch Nordafrika durch den, seiner kirchlichen Bedeutsamkeit wegen, stets so gefeierten Cyprian, einlegte. Das brutale Verfahren des Stephanus gegen die afrikanischen Gesandten, die er nicht einmal beherbergen wollte, ließe sich recht wohl als ein Act päpstlicher Anmaßung geltend machen; allein der sorgsame Versuch, den Brief des Firmilian (Epist. *Cyprian.* 75) uns zu unterschlagen, oder, da dies nicht gelang, ihn kritisch zu vernichten, beweist

nicht grade ein großes Zutrauen der Curie auf jene päpstlichen Schritte. Bei Cyprian überhaupt liegt eine beachtungswerthe Stufe in der Entwickelung der Papstidee, da von jetzt an der Vorrang des Petrus unter den Aposteln nach der Stelle Matth. 16, 18 anfängt, immer bedeutender zu werden. Cyprian's Streben nach Einheit, oder besser, nach äußerer Abgegrenztheit der Kirche, als der neutestamentlichen Theokratie, war überhaupt sehr entscheidend für Consolidirung hierarchischer Formen; nicht allein stellte er das Ansehen des Bischofs gegen die bisherige collegialische Gleichheit der Presbyter fest, sondern stützte Roms Ansprüche auch gewaltig dadurch, daß der abgegrenzte äußere Verein, als welchen er die Kirche darstellte, auch nothwendig einen Mittelpunkt haben mußte, wozu sich nur Rom eignete. Nur aus dem Streben, dem kirchlichen Gebäude, namentlich gegen Ketzer und Schismatiker, einen festen Mittelpunkt zu geben, erklärt sich seine günstige Stimmung für Rom, dem er sonst in der Praxis bitter genug entgegentrat. Während er ganz entschieden die völlige Gleichheit aller Bischöfe festhält, deren Jedem von Gott ein Theil der Heerde zu eigener Verantwortung übergeben sei, hat Petrus doch einen Vorrang erhalten, um die Einheit zu bewahren. Die ganze Tendenz Cyprian's auf äußere Abgrenzung der Kirche schloß die nothwendige Folge in sich, daß für jenes abgeschlossene Ganze irgendwo ein Vereinspunkt entdeckt werden mußte, und diesen findet er in der cathedra Petri. Gelang es später der römischen Praxis, die übrigen für collegialische Gleichheit aller Bischöfe so entscheidenden Sätze Cyprian's in Vergessenheit zu bringen, so ließ sich aus dem zu Roms Gunsten Gesagten auf das Trefflichste argumentiren. Weiter übrigens, als Cyprian's Zugeständnisse reichen, gedieh während dieser Zeit der Vorrang des römischen Bischofs oder die Stellung des Papstthums noch nicht; wie die Stadt Rom als Mittelpunkt der Welt galt, so der römische Episkopat als Mittelpunkt der christlichen Kirche; ein oberherrliches oder richterliches Recht ließ sich daran durchaus nicht knüpfen, wenn schon die Idee des Mittelpunkts der Kirche dazu den reichlichsten Stoff enthält. Es kam jetzt auf günstige Umstände und tüchtige Benutzung dieser Idee an, um daraus viel zu erziehen. Von den Vorfällen während dieser Zeit, woraus man sonst wol noch einen Vorrang beweisen will, ist kein einziger brauchbar. Wenn die ägyptischen Bischöfe sich an Dionysius von Rom wenden, weil ihr alexandrinischer Dionysius in Widerlegung dortiger Ketzer gleichfalls zu weit von der orthodoxen Mitte abgewichen zu sein schien, und die Antwort aus Rom ziemlich das traf, was später als Athanasianische Orthodoxie durchging, so liegt darin gewiß kein richterlicher Act, sondern nur ein gelehrtes Gutachten, wie es in collegialischen Verhältnissen sehr natürlich ist, man theilte einander die an jedem Orte localen Ketzereien mit, und reichte einander die Hand zu deren Unterdrückung. Wenn zwei abgesetzte spanische Bischöfe, Basilides und Martialis, gegen das sie treffende Urtheil in Rom Schutz suchen und von Stephanus dort auch Schritte zu ihrer Restitution geschehen, so ist darin noch weniger ein oberrichterlicher Act Roms zu erblicken, wenigstens keiner, der in der Anschauung der Zeit begründet gewesen wäre, denn gegen Roms Schritte suchen die beeinträchtigten Kirchen sofort in Carthago Schutz, und Cyprian's Autorität steht der römischen dabei völlig gleich, ja wiegt mehr als diese; denn seine Erklärung gegen die abgesetzten Bischöfe geht durch (Ep. *Cyprian.* 67). Sehr viel hat man auch wol auf eine Entscheidung des Kaisers Aurelian gegeben (273), der bei einer Denunciation gegen Paul von Samosata sich für den entschied, dem die Bischöfe von Italien und Rom beistimmen würden (*Euseb.* VII, 30), also sogar ein heidnischer Kaiser hat Roms Supremat anerkannt! allein dann hat er ja zugleich den Supremat Italiens über die übrige Christenheit sanctionirt, und es ist zu viel damit bewiesen. Dem Aurelian war es nur um eine Abstellung der Unordnung zu thun, und dafür schien es die leichteste Auskunft, dort einen Entscheidungsgrundsatz anzunehmen, von wo ja das römische Reich überhaupt regiert wurde; es war die Bedeutung der Stadt, die auf den dortigen Bischof ein besonderes Licht warf. Dagegen der Fall mit dem Bischofe Marcellin hätte lieber von den Vertheidigern des römischen Supremats unberührt bleiben sollen. Ob er in der Diocletianischen Verfolgung (302) zum Abfalle gekommen sei, den Idolen geopfert habe, mag zweifelhaft bleiben; da selbst Augustinus nicht bestimmt widerspricht, sondern nur den Donatisten, als Erfindern dieser Nachricht, noch den Beweis absodert (de baptism. contra Petilianum c. 16). Allein die weitere Ausführung des Falles, daß ein Concilium zu Sinuessa nicht gewagt habe, ihn als römischen Bischof zu richten, sondern dies seinem eigenen Gewissen überlassen, worauf er sich selbst für schuldig erklärt habe, diese weitere Ausführung ist nur Erdichtung curialistischer Historiker, die recht gern die Sünde des Bischofs zugaben, um dabei die Würde des römischen Episkopats auf eine so glänzende Weise retten zu können. Protestantische wie katholische Kritik hat das ganze Verfahren wie die Synode zu Sinuessa längst ins Reich der Fabeln gewiesen. Am Schlusse des 3. Jahrh. ist also die Stellung Roms zwar eine recht günstige, aber doch bei Weitem noch keine päpstliche; Roms unmittelbarer Einfluß dehnte sich als Metropolitanverband über die zunächst gelegenen, suburbicanischen Provinzen aus: dagegen gestützt auf die Bedeutsamkeit seines Sitzes stand der dortige Bischof auch in der übrigen Kirche in einem gewissen Ansehen; man wandte sich gern in zweifelhaften Fällen der Lehre und Disciplin an ihn; vielleicht suchten benachbarte Provinzen, wie Dalmatien und Illyrien, schon jetzt gleichfalls ein Metropolitanband mit ihm einzugehen. Die Freundschaft des Gemeindevorstehers der Hauptstadt hatte während der Ruhe und noch mehr bei Verfolgung in der Kirche manche Convenienz; er stand den kaiserlichen Behörden sehr nahe, konnte durch Rath und Nachricht nicht selten helfen; verdiente durch die größere Gefahr, der er selbst Preis gegeben war, besondere Achtung und Märtyrerruhm, das Gewicht des Petrus strahlte auf ihn zurück; kurz es waren der Fäden so manche angelegt, aus denen sich ein

tüchtiges Gewebe zusammenfügen ließ, aber immer ist es die Stadt, der Sitz, der den Bischof dazu macht, was er während dieser Zeit ist.

Zweite Periode des Papstthums: von 300—600, oder bis auf Gregor I. Die wichtige Veränderung, die zu Anfange des 4. Jahrh. die ganze christliche Kirche traf, mußte vorzugsweise auf die Stellung des römischen Bischofs einwirken; mit Constantin wurde die so eben noch hart verfolgte Lehre plötzlich römische Hof- und Staatsreligion, und erlitt sofort alle die günstigen wie ungünstigen Einwirkungen, die jedesmal entstehen, wenn Staat und Kirche, geistliches und weltliches Regiment zusammenfließen. Der Anstoß der Veränderung kam von Außen, und mußte deshalb auch die äußere Seite der Kirche zunächst treffen, und wiederum am nächsten den Mittelpunkt des neuchristlichen Staates, Rom. Hatte schon das heidnische Rom Bedeutsamkeit genug gehabt, um von seinem Ansehen dem Vorsteher einer bedrängten, verfolgten Partei Einiges zu überlassen, wie mußte das nun christliche Rom sich beeilen, durch alle Mittel der Auszeichnung, die ihm zu Gebote standen, demselben Vorsteher seine Ergebenheit zu beweisen! War schon in der Zeit der Bedrängniß Roms Bischof durch seinen Reichthum einflußreich gewesen, wie mußte nicht seine Macht wachsen, als der Staat durch die bloße Erlaubniß, Vermächtnisse annehmen zu dürfen, für die Kirche die Schleusen des Wohlstandes öffnete! Ward der Klerus überhaupt sofort eine reiche Corporation, so benutzte gewiß der Bischof die Gelegenheit am besten, der so recht eigentlich an der Quelle der Spenden saß. Die berüchtigte donatio Constantini ist zwar von der Curie selbst vielleicht nie geglaubt, und wird wenigstens seit langer Zeit nicht mehr vertheidigt; allein auch ohne dies Document weiß man, daß mächtige Converditen sich gegen ihre Bekehrer dankbar zu beweisen pflegen. Von einer andern Seite hätte freilich das Zusammenwachsen von Staat und Kirche dem Gedeihen einer Papstmacht ziemlich nachtheilig werden können; denn schon Constantin bewies, wie man dem Klerus recht wohl schmeicheln, und doch zugleich ihn despotisiren könne. Allein einmal konnte ja für diese Zeit das Papstthum nicht in den geringsten Conflict mit der Kaisergewalt kommen; denn von weltlichem Einfluß, von Einmischung in die Staatshändel hatte der römische Bischof selbst sich noch nichts träumen lassen; der eigentliche Papst des Mittelalters war ein reines Product späterer Zeiten. Dann aber befreiete Constantin selbst den Bischof Roms von jedem hemmenden Einflusse, den vielleicht die Nähe des Hofes auf das Gedeihen hierarchischer Plane ausüben konnte; er verließ ja Altrom, um auf der Grenze zwischen Occident und Orient ein Neurom zu gründen, an das sich keine Erinnerungen des Heidenthums und der Republik knüpften. Zwar hat er durch seinen Abzug dem Bischofe Sylvester nicht die Gewalt über den Occident übergeben, wie man wol seit dem 9. Jahrh. aus dem damals verfertigten Schenkungsdocumente erwies; auch hat die Verweltlichung der Kirche durch Güterbesitz nicht grade mit Sylvester begonnen, wiewol seit dem 12. Jahrh. reformatorische und spirituelle Sekten klagen; aber erfolgreich für Wachsen der römischen Bischofsgewalt war jener Schritt jedenfalls; zwei Herren dicht neben einander gedeihen nicht; dem Bischof, sollte er mehr werden, als bisher, war es sehr dienlich, daß der Kaiser ihm Platz machte. Daß es aber auch unter den neuern günstigen Umständen wiederum nur die Stadt war, die dem dort residirenden Bischofe größeren Glanz verlieh, findet sich bald sogar unter öffentlicher Autorität ausgesprochen. Die allgemeinen Concile, die doch bald als Repräsentanten der römischen Staatskirche gelten, folgen durchaus der Anschauung des Orients, wornach die Bedeutsamkeit eines Bischofs jedesmal an die politische Wichtigkeit seines Bischofssitzes geknüpft ward. Wenn zu Constantinopel 381 im dritten Kanon dem Bischofe dieser Hauptstadt der Ehrengrad dicht nach dem Bischofe Roms aus dem Grunde eingeräumt ward, weil sein Sitz Neurom sei, so gestattete man dort dem Bischofe Altroms doch gewiß nur aus Rücksicht auf seinen Sitz den ersten Rang. Ja zu Chalcedon 451 im 28. Kanon ward ausdrücklich ausgesprochen, daß der Ehrenvorrang dem Stuhle Altroms deshalb zukomme, weil die Stadt politisch so bedeutsam sei. Erst als man sich aller daraus entspringenden Vortheile hinreichend versichert hatte, glaubte man das Princip fallen lassen, und die Ansprüche auf andere Weise begründen zu dürfen, die den übrigen Competenten um die höchsten kirchlichen Würden nicht ebenso zu Gebote standen. Schon Innocenz I. um 415 sucht geflissentlich die Ableitung seiner Macht aus der politischen Bedeutung seines Sitzes zu verdecken.

Zu Nebenbuhlern auf dem Felde der höhern Hierarchie hatte Rom nur die Bischöfe, die bei der Ausbildung kirchlicher Regierungsformen gleichfalls über ihre Collegen ein Bedeutendes hinausgewachsen waren, d. h. nicht nur die Rechte erworben hatten, die jetzt und später unter dem Namen der Metropolitangewalt begriffen wurden, sondern auch die Gewalt, die selbst wieder Metropoliten unter sich hatte und Patriarchalrechte begründete, dies galt im Abendlande von Rom allein, im Morgenlande von Alexandrien und Antiochien. Ihr Übergewicht über die Bischöfe und Metropoliten der Nachbarschaft war schon zur Zeit der nicänischen Synode so entschieden, daß diese nichts nöthig hatte, als die längst bestandene Praxis zu sanctioniren. Wie verschieden der dort verfaßte sechste Kanon auch übersetzt und ausgelegt ist, um Roms Übergewicht auch sofort auf die Bezirke der beiden andern Patriarchen auszudehnen; so ist doch die ursprüngliche Bestimmung jenes Kanons gewiß nur die gewesen, grade im Gegentheil jedem Patriarchen seinen Bezirk zu sichern, und das Hinübergreifen in einen andern zu verwehren. Indessen jene beiden orientalischen Sitze konnten auf die Dauer für Rom keine Gefahr bringen, ja nicht einmal die Rivalität aushalten. Antiochien behielt keine politische Bedeutung, und war bald durch Schismen zerrissen, Alexandrien war schon durch seine Lage ziemlich auf Ägypten angewiesen, und beide wurden so im Laufe des 5. und 6. Jahrh. durch dogmatische Händel dem übrigen kirchlichen Ganzen entfremdet, bis sie bald genug durch die arabischen Eroberungen gänzlich die Verbindung mit dem Abendlande einbüßten. Gleichsam nach einer sichern Ahnung hat Rom

so wenig gegen diese, als gegen die andern Hierarchen des Orients die Metropoliten von Ephesus und Heraklea, den Patriarchen von Jerusalem, so sehr er auch die Heiligkeit seines Sitzes geltend zu machen wußte, je erhebliche Eifersucht gezeigt. Dagegen als desto gefährlicherer Nebenbuhler trat jetzt der Bischof von Constantinopel auf, dessen Ansprüchen nicht durchaus begegnet, sondern ihm nur ein später so sorgfältig unterhaltenes Schisma erwiedert werden konnte. Ihm stand ja die ganze Unterstützung des Hofes zu Gebote; nach einer nur zu natürlichen Eitelkeit legte der Kaiser sofort ein Gewicht darauf den Bischof seiner Hauptstadt so viel wie möglich zu ehren; und war einmal das kirchliche Regiment in das weltliche verflochten, den Kabalen und Intriguen des kaiserlichen Cabinets Preis gegeben; wer vermochte dabei wol eine glücklichere Rolle zu spielen, als eben der Bischof der Hauptstadt? Dennoch verliert sich das Drohende dieser Stellung bei näherer Ansicht bedeutend. Wollte er durch persönliche Beziehungen wachsen, so konnten diese auch ebenso oft verletzend für ihn werden, als förderlich; begab er sich in das Gewebe der Hofintriguen, so hing der Erfolg seines Strebens doch jedes Mal von deren zum mindesten mislichem Ausgange ab. Auffallend bleibt es wenigstens, daß der Patriarch von Constantinopel trotz jener günstigen Stellung drei Mal nach einander einem Angriffe seines alexandrinischen Collegen erlag; Theophilus stürzte den Chrysostomus, Cyrill den Nestorius, Dioscur den Flavian. Der Patriarch der neuen Hauptstadt erfuhr also das Gefährliche und Schlüpfrige des Bodens am Hofe auf eine recht empfindliche Weise, während der römische Hierarch, sicher vor dieser Gefahr, alle jene Achtung sich erwerben konnte, in die eine etwas ferner stehende geistliche Würde sich so leicht hüllt, und dabei sogar den Parteien imponirt. Und außerdem standen ihm noch Gründe zur Seite, um darauf sein Recht zu bauen, ohne daß der College von Neurom ihm darin etwas Gleiches entgegnen konnte, apostolische Abstammung, Mutterverhältniß zum ganzen Occident, Stiftung durch Petrus, den Apostelfürsten. Nicht umsonst versuchte Innocenz I. die blos politische Bedeutung Roms in den Hintergrund zu drängen; daran war ihm Byzanz gleich, oder wol gar jetzt überlegen. Jenen anderweitigen Gründen vermochte es nichts Gleiches entgegenzusetzen, und immer gelang es deshalb den römischen Bestrebungen, auf den Concilien nur den zweiten Rang für Byzanz decretiren zu lassen; zu Constantinopel ward dies ohne weitere Zusätze 381 anerkannt; zu Chalcedon 451 ward die völlige politische Gleichheit sehr bestimmt hervorgehoben, ward ferner die dreifache Provinz Pontus, Asien, Thrakien als Patriarchensprengel an Byzanz verliehen, aber doch beigefügt, daß es in kirchlichen Dingen nur den zweiten Rang nach Rom haben sollte. Damit schienen wenigstens dem Princípe nach Roms Ansprüche gesichert zu sein; allein der blos decretirte Vorrang war ein zu inhaltsleerer Besitz, der sich durch die Praxis gar leicht eludiren ließ. Es bedurfte eines anderweitigen Grundes, um darauf ein Übergewicht zu bauen, das angeblich der Kirche selbst zu Gute kommen sollte, und dies machte man bald in einem oberrichterlichen Rechte ausfindig, auf dessen Erwerb Rom es während dieser Zeit anlegte. Der bisher unbestimmte Begriff eines ersten oder größten Bischofs, den man ihm schon zugestanden hatte, sollte dadurch eine gewisse Bestimmtheit, und zugleich jenen besonderen Glanz erhalten, der jedes Mal mit Ausübung des Rechts und Obhut über die Gesetze verbunden ist. Will man den jetzt herbeigeführten Zustand nach einigen Gesetzen abmessen, wodurch Rom ein solches Recht zugesprochen erhielt, so scheint sein Ehrgeiz schon Alles erreicht zu haben; denn nicht allein zwei kaiserliche Decrete, sondern auch eine Synode sprechen dem römischen Bischofe ziemlich unumwunden eine höchste Jurisdiction in Proceßsachen der Bischöfe zu. Die Synode zu Sardica 344 decretirte Kanon 3. 4. 5, daß wenn ein Bischof sich bei einer gegen ihn ausgesprochenen Verurtheilung nicht beruhigen will, ihm eine Appellation an den römischen Bischof freistehen solle, sodaß dieser, wenn ihm die Sache geeignet scheine, zwar nicht selbst oder zu Rom die Sache entscheiden, aber doch eine Commission benachbarter Bischöfe niedersetzen könne zu neuer Untersuchung. So allgemein namentlich Kanon 4 und 5 das Ganze auch ausgesprochen war, so zeigte doch Kanon 3, daß damit nur der grade vorliegende Fall gemeint war, und deshalb auch ausdrücklich der damalige Bischof Julius genannt ward. Außerdem war jene Synode nur aus Occidentalen zusammengesetzt; die Absicht lag dabei offen vor, bei der Unsicherheit während des Arianischen Streits jede Absetzung zu verhindern, in die nicht der als hinreichend orthodox bekannte römische Stuhl willigen würde, und der Erfolg zeigte bald genug, wie wenig selbst die Occidentalen sich an diese Beschlüsse zu kehren geneigt waren. Dennoch waren jene Synodalkanones gewiß viel bedeutender, als die beiden kaiserlichen Decrete, die zu demselben Zwecke veranstaltet wurden. Das erste derselben von Gratian und Valentinian 378 erlassene (*Mansi* III. p. 624), sprach zwar aus, daß jeder Bischof in weiterer Instanz nach Rom appelliren dürfe, und auch Metropoliten verbunden seien, sich vor dem römischen, oder vor Richtern zu stellen, die derselbe ernennen würde. Allein noch viel deutlicher bezog sich dies Decret nur auf den vorliegenden Fall eines Schisma zwischen dem Damasus und Ursicinus, die beide nach dem Episkopate strebten. Letzterer war schon zwei Mal exilirt, hatte sogar die Obrigkeiten der Stadt für sich gewonnen, sodaß keine Beendigung der Spaltung abzusehen war, wenn nicht auf diese Art dem Damasus eine besondere Vollmacht zur Unterdrückung der Gegenparteien ertheilt ward. So allgemein mußte aber das Privilegium ausgestellt werden, weil sich die Umtriebe sogar schon nach Gallien verbreitet hatten, wohin derselbe verbannt gewesen war. Allgemeiner ist freilich das Decret Valentinian's III. vom J. 445 gehalten, das auch in die Novellen des römischen Civilrechts überging (Novell. *Theodos*. Tit. 24 ed. *Gothofred*.) und wirklich von dem Primate des Petrus und dem Vorrange des apostolischen Stuhles redet, sodaß es den Vertretern der Curie äußerst brauchbar erscheinen muß. Allein was wird dadurch bewiesen? gewiß weiter nichts, als daß der Kaiser dem rö-

mischen Stuhle ein solches Recht beilegte. Dies wollen nun grade die Curialisten nicht daraus folgern, sondern nur, daß der Kaiser ein solches Recht, während es längst bestand, anerkannt und sanctionirt habe. Indessen dazu ist grade der vorliegende Fall sehr unglücklich gewählt, weil das Decret erst dadurch nöthig ward, daß die gallischen Bischöfe in den Händeln des Hilarius, Bischofs von Arles, dem römischen Bischofe den Gehorsam verweigerten; und gewiß ist eine solche factische Protestation viel sprechender, als ein kaiserliches Edict, das nur dann bindende Geltung hat, wenn man dem Kaiser das Recht einräumt, auf diese Art in kirchliche Verfassung und Gesetzgebung einzugreifen. Weit mehr als die aufgestellte Theorie, die außerdem nur von den römischen Bischöfen selbst geleitet ward, und gewiß nur für den Occident einen Schein von Verbindlichkeit enthielt, im Oriente aber unter keiner Bedingung Kraft hatte; weit mehr sind die einzelnen Fälle zu berücksichtigen, in denen sich die kirchliche Praxis, wie die damals geltenden Rechtsgrundsätze aussprechen. Auch hier pflegt nun zwar eine ganze Reihe von Rechtsfällen aufgezählt zu werden, in denen das oberrichterliche Ansehen des römischen Bischofs anerkannt und ausgeübt sei. Allein bei jedem Einzelnen läßt sich zeigen, daß er dabei nicht etwa höchster Richter, sondern nur gleichfalls Partei gewesen ist, und als solche sich einer der streitenden Seiten angeschlossen hat. Eine der im Orient streitenden Parteien durfte jedesmal darauf rechnen, in Rom Unterstützung zu finden, wenn sie sich Hilfe suchend dorthin wandte; sie war es dann sogar gern zufrieden, wenn Rom seine Hilfe auch mit sehr anmaßenden Worten aussprach; dergleichen überhörte man in der Noth leicht; desto nachdrücklicher wußte dann aber jedesmal die andere Partei nicht allein gegen den Ausspruch Roms, sondern auch gegen jedes Recht dazu, zu protestiren. Allein Rom hatte dann doch die Anerkennung wenigstens von einer Seite; späterhin ließ sich jener Widerspruch in Vergessenheit bringen, und das ausgeübte richterliche Verfahren stand dann in voller Geltung da. So ging es schon 340, als Athanasius und Marcellus von der siegreichen Arianischen Partei abgesetzt und gebannt waren: bei Julius, Bischof von Rom, durften sie die sicherste Unterstützung finden; sie wenden sich an ihn, und er stellt dies als eine Appellation an sein Tribunal dar, nimmt die Sache als seiner Entscheidung vorbehalten auf. Und dennoch wagt er nicht, in seinem Briefe an die Orientalen die Entscheidung sich als Papst anzumaßen (*Mansi* II. p. 1211), sondern will nur in Gemeinschaft mit allen Bischöfen an dem Urtheile Theil nehmen, weil es sich um Bischöfe apostolischer Gemeinden handelt; durchaus im Sinne des Occidents gedacht! Wie wenig aber der Orient ein solches Einmischen in seine innern Händel zu ertragen geneigt sei, beweiset die Antwort, womit die rein orientalische Synode zu Philippopolis gegen Julius und alle seine Genossen das Anathem schleudert (*Mansi* III. p. 136). Ebenso ging es, als der edle Johann Chrysostomus von einer mächtigen Faction des alexandrinischen Patriarchen Theophilus bedrängt ward. Viel war ihm an der Unterstützung Roms gelegen, das jetzt, unter einem eigenen Kaiser stehend, selbst gegen den griechischen Hof entschieden auftreten konnte. Gern stellte Innocenz I. das an ihn ergangene Gesuch um Hilfe als eine Appellation an seinen Stuhl dar; allein dies war es gewiß nicht, denn ebenso hatte sich Chrysostomus auch nach Mailand und Aquileja gewandt; und vollends zu helfen vermochte Innocenz nicht; denn die später anerkannte Unschuld des Patriarchen war nicht Werk des heil. Petrus, sondern der veränderten Gesinnung in der Hauptstadt. Einen bessern Erfolg schienen Roms Ansprüche in Afrika zu haben, weil den dortigen Bischöfen viel daran gelegen war, eine Beistimmung zu der Verurtheilung der Pelagianischen Ketzerei zu erhalten. Innocenz I. hatte dieselbe schon ertheilt, sein Nachfolger Zosimus beging zwar den dogmatischen Fehler, darauf den Pelagius und Cälestius für rechtgläubig zu erklären; allein da die carthagische Synode 418 auf ihrem Urtheile beharrte, und auch Kaiser Honorius ihr beitrat, willigte Zosimus ebenfalls in die Verdammung; dabei hatte aber Rom den blinden Ketzereifer der Afrikaner so gut zu benutzen gewußt, daß diese in der Freude, ihren Ketzer verdammt zu haben, gern alle die Anmaßungen übersahen, ja selbst recht eifrig mit dem römischen Urtheile zugleich verbreiteten, die man dort hatte einfließen lassen. Indessen bald darauf machen sie ihren Fehler wieder gut; derselbe Zosimus versuchte eine weitere Einmischung in afrikanische Angelegenheiten, und wollte einen verbrecherischen, rechtskräftig abgesetzten Presbyter, Apiarius, restituiren; er beging dabei einen Irrthum, wenn nicht gar ein Falsum, indem er die obigen sardicensischen Kanones, worauf er seine richterliche Befugniß gründete, für nicänische ausgab; in Constantinopel, wohin man sich um Aufklärung darüber wandte, entdeckte man den Betrug; schon sein Nachfolger Bonifacius I. erhielt über römische Anmaßung eine derbe Antwort; und als Cälestin I. auf Restitution des Apiarius drang, verbot man in Afrika jede Einmischung Fremder in innere Angelegenheiten, wie jede Verschleppung dieser über die See. Sämmtliche Fälle also, wo Rom einen oberrichterlichen Actus in fremden Angelegenheiten auszuüben versuchte, waren mit Protestationen zurückgewiesen, sodaß für die Zukunft beinahe die Lust dazu hätte vergehen müssen.

Eine sehr günstige Stellung nahm dagegen Rom in den dogmatischen Streitigkeiten ein, die seit Beginn des 4. Jahrh. die Kirche bewegten. Jene Speculationen um die Person Christi, das Verhältniß des Sohnes in der Trinität, sowie die daraus sich ergebenden monophysitischen und monotheletischen Händel waren eigentlich auf orientalischem Boden erwachsen und durch die dort herrschende Speculation genährt: Rom kehrte sich nie an Theorien, sondern hielt sich an das praktisch Sichere; was auf einer allgemeinen Synode entschieden war, zu Nicäa, Constantinopel, Chalcedon war jedesmal für Rom Glaubensnorm; es hatte dabei stets den Ruhm der Orthodoxie für sich. Gewiß hat Rom an der Spitze des Occidents jedesmal die letzte Entscheidung gegeben, und dem in Parteien zerrissenen Orient gegenüber seine imposante Stellung behauptet; allein ebenso gewiß war es nicht eine eigentlich dogmatische Thätigkeit, die hier leitete, die selbst Leo den

Großen seinen Brief ad Flavianum verfassen ließ, der endlich zu Chalcedon als Grundlage der Orthodoxie über die Lehre der zwei Naturen in Christo befolgt wurde; sondern es war ein gewisser praktischer Takt, der sich stets an das Sichere hielt, und gleichsam im Vorgefühle des Sieges seine Meinung festhielt, bis die bewegten Parteien des Orients sich erschöpft hatten, und des endlichen Friedens wegen der occidentalischen Ansicht beitraten. Der Ruhm der Orthodoxie wich deshalb nicht leicht vom römischen Stuhle. Einzelne Beispiele, die das Gegentheil beweisen, sucht man dann gern zu übersehen. So änderte der Bischof Vigilius, als ihn Kaiser Justinian und die berüchtigte Theodora nach Constantinopel schleppen ließen, um mit Hofkünsten und Gewaltschritten seine Dogmatik zu reguliren, so oft seinen Glauben, daß man kaum die eigentliche Meinung dieses Proteus zu enthüllen vermag; so hatte zu Anfange des 7. Jahrh. Bischof Honorius bei der beliebten dogmatischen Principlosigkeit das Unglück, sich grade für das zu entscheiden, was später auf dem sechsten Concil 680 verdammt ward, daß in Christus bei zwei Naturen nur ein Wille sei. Nicht allein damals erscholl das Anathem über ihn, sondern auch jeder Nachfolger mußte sich bei der Stuhlbesteigung zu gleicher Verdammung seines Nachfolgers verstehen; ein Verfahren, das freilich für päpstliche Untrüglichkeit nicht sehr beweiset. Dennoch war Rom bei alledem erträglich genug aus den verwickelten dogmatischen Händeln ausgeschieden.

Auch die Entwickelung der politischen Ereignisse war für Roms Wachsen günstig genug. Bei der Theilung des Reichs erhielt Roms Bischof an dem abendländischen Kaiser einen Vertreter gegen die Ansprüche des Collegen in Byzanz; darauf bei dem Eindringen der germanischen Stämme konnte er das ganze Gewicht geltend machen, wodurch geistliche Würde der Uncultur zu imponiren weiß. Attila's Abzug von Rom durch Leo des Großen Zureden bewirkt, ist dafür ein schlagender Beweis. Nachher war auch die Stellung unter den ostgothischen Königen gar nicht so mislich für das Erblühen der bischöflichen Gewalt; grade den Gothen gegenüber schloß sich das italienische Volk gern an den einheimischen Großen an, der am sichersten gegen die fremden, dazu Arianischen Eroberer, Schutz verhieß. Die Abhängigkeit, worin man von Verona aus Rom hielt, war zwar streng, aber doch nicht despotisch, sodaß endlich die Wiederherstellung der gesetzmäßigen, d. h. griechischen, Herrschaft durch die Waffen eines Belisar, für Rom durchaus nicht als ein Glück betrachtet werden konnte. In der Regel hatte jetzt der kaiserliche Exarch Cabinetsbefehle für Dogmatik und Kirchenregierung vorräthig; aufs Neue begann jene Eifersucht gegen den Patriarchen von Byzanz, die grade durch ihre längere Dauer immer mehr Kleinliches erhielt; so haderte man zu Ende des 6. Jahrh. schon um bloße Titel. Der Patriarch von Constantinopel, Johannes der Faster, hatte sich 587 den Titel eines ökumenischen Patriarchen beigelegt; diese Anmaßung erklärte sofort Papst Pelagius II., dann aber in noch höherm Grade Gregor I. für unerträglich, wahrhaft diabolisch, ja für ein Zeichen des herannahenden Antichrists. Einen völlig schimpflichen Triumph bereitete sich Gregor dann durch den Thronräuber Phokas, den Mörder des Kaisers Mauritius, indem er ihm die kirchliche Sanction ertheilte, und dafür gegen den Patriarchen, der sie verweigert hatte, dann dankbarlichst unterstützt ward.

Übersieht man die Stellung des römischen Bischofs zu Ende des 6. Jahrh., so ist zunächst seine weltliche Lage ein völliges Vasallenverhältniß zum griechischen Kaiser und dessen Vertreter, den Exarchen zu Ravenna. Von Byzanz mußte der neuerwählte Papst jedesmal seine Bestätigung erhalten, ja er ward auch in der Regel auf dortige Veranlassung gewählt; dort hielt er seinen Gesandten oder Apokrisiarius, von dort ward mehr als einmal strenges Gericht über ihn geübt. Was er also etwa als Patrimonium Petri besaß, konnte nur auf das dominium utile Anspruch machen; an wirkliche weltliche Gewalt darüber war bei der unbedingten Hoheit des Kaisers nicht zu denken. Dagegen seine geistliche Stellung hat zwar während dieser drei Jahrhunderte manche Stütze gefunden, aber mehr als ein Ehrenvorrang, ein primatus ordinis ist ihm doch nicht eingeräumt. Man ist daran gewöhnt, nicht allein von Rom aus den ersten Rang in Anspruch nehmen zu hören, sondern ist auch geneigt, besonders wenn der eigene Vortheil es erheischt, ihm eine besondere Achtsamkeit auf Erhaltung der Kirchengesetze zuzumuthen, oder ihn so handeln zu sehen, als ob die kirchliche Macht in ihm culminirte. Allein dies ist immer noch kein wirkliches Papstthum, oder völlige Obergewalt über die Kirche; der ganze Orient erkennt von solchem Rechte gar nichts an, und immer drohender rückt deshalb die Gefahr des völligen Schisma's durch die Eifersucht der beiden großen Kirchenhäupter heran. Aber auch im Abendlande ist selbst jener Primat nicht so durchgehends anerkannt, namentlich sind die Folgerungen daraus für Eingreifen in die Kirchenregierung nicht so allgemein zugestanden. In Italien selbst wagt Mailand, gestützt auf die Rechte des heil. Ambrosius, sich dem Stuhle des Petrus kühn an die Seite zu stellen. Ravenna, als Sitz des Exarchen, Aquileja bald unter der Longobardenherrschaft gegen Rom gesichert, hebt, wenn es ihnen gutdünkt, die Kirchengemeinschaft mit Rom auf; Afrika, von jeher in einer eigenthümlichen kirchlichen Entwickelung begriffen, konnte ja nicht entschiedener der römischen Gewalt sich entziehen, als durch seine Erklärung gegen Cälestinus; nur die Tyrannei der Vandalen ließ die dortigen Gläubigen wol gern nach dem Mittelpunkte der Christenheit hinüberblicken. In Gallien hing man Rom an, je nachdem man es zu brauchen glaubte; und von Rom aus wußte man durch Versprechen der Metropolitanwürde die einzelnen Bischöfe der Reihe nach sich zu verbinden, bis der Einbruch der Franken die Verhältnisse sämmtlich umstellte. Dagegen war ein Erwerb für Roms geistliche Gewalt jetzt an Ostillyrien gelungen, das bei der Theilung des Reichs 370 zwar zum Oriente geschlagen war, doch aber kirchlich sich lieber zu dem entferntern Herrn in Rom, als zu dem nähern in Byzanz hielt; und Rom fesselte diese Anhänglichkeit auf das Sicherste an sich, indem es dem dortigen Bischofe von Thessalonich die Würde eines Vicars des

apostolischen Stuhles beilegte. Desto dringender war freilich die Gefahr durch Vorrücken der Longobarden in Italien selbst, wodurch Rom leicht erdrückt, und der Papst zu einem bloßen Hofbischofe beim Longobardenkönige erniedrigt werden konnte.

Obgleich die Anzahl der kräftigen und staatsklugen Päpste während dieser schwierigen Jahrhunderte nicht gering war, so zeichnen sich doch unter ihnen besonders zwei aus, denen die dankbare Nachwelt deshalb den Namen der Großen nicht vorenthalten hat. Leo I., st. 461, und Gregor I., st. 604. Beide übersahen mit großartigem Blick ihre Zeiten, und redeten gleichsam im Vorgefühl der künftigen Papstwürde. Jener gab den bis jetzt erworbenen Vorzügen des römischen Stuhls eine festere Grundlage durch die erweiterten Vorstellungen vom Primate des Petrus. Bisher hatte der Folgerung aus Matth. 16, 18 immer zu sehr die Cyprianische Ansicht im Wege gestanden, wonach den übrigen Aposteln doch nachher derselbe Rang als dem Petrus ertheilt war. Leo redete jetzt aber so lange und so ausdrücklich von dem Vorrange des Apostelfürsten, bis die Welt sich an solche Foderungen gewöhnt hatte, zumal da das kräftige Handeln Leo's ganz seinen theoretischen Foderungen entsprach. Gregor verband mit einem nicht minder kräftigen Handeln mehr jene geistliche Demuth, die unter den Betheuerungen des eigenen Unwerthes am sichersten ihre Plane erreicht; er drückte auch dem Ritus, der Sitte, dem Ceremoniell den Charakter des eigentlich Römisch-katholischen auf, und wußte durch solche geistige Fäden das Abendland unauflöslich an Roms Vorrang zu fesseln. Manche Einzelheiten der Praxis verrathen, in welch neue Bedeutsamkeit während dieser Zeit der apostolische Stuhl eingetreten war: so drückt die Anstellung von Vicarien, wozu jetzt von Rom aus angesehene Bischöfe in entlegene Gegenden ernannt wurden, schon die Idee aus, daß, wohin das päpstliche Auge selbst nicht blicken könne, dort ein Vertreter dafür gehalten werden müsse. Die Vertheilung der erzbischöflichen Pallien (siehe Pallium), die bisher bloße Ordensdecoration, allmälig als nothwendiges Stück der erzbischöflichen Kleidung betrachtet wurden, ließ in Rom immer mehr die Quelle der höchsten kirchlichen Würden erblicken. Das Selbstgefühl des dortigen Stuhls sprach sich darin aus, daß schon jetzt die Behauptung auftritt, der Papst habe keinen Richter über sich als Gott; Theodorich mußte dies zuerst hören, als er einen Streit um die Bischofswürde zwischen Symmachus, st. 514, und Laurentius entschied. Selbst die Kanzleisprache der Päpste nahm jetzt eine andere Form an, Gelasius I., st. 496, beehrte andere Bischöfe nicht mehr mit dem hergebrachten Brudertitel, sondern nannte sie Söhne. An mehrfachen Merkmalen ließ sich abnehmen, daß der römische Bischof im Begriffe war, zum Papst zu werden.

Dritte Periode: vom Anfange des 7. bis in die Mitte des 9. Jahrh., von Gregor I. bis auf Pseudo-Isidor. Während dieser drittehalb Jahrhunderte ist es völlig entschieden, daß Roms Plane für einen Supremat der Gesammtkirche unausführbar waren, daß der Orient aufgegeben werden muß, um den Occident desto sicherer zu umfassen. Schon waren dort die christlichen Districte Asiens, Ägyptens, Afrika's in die Hände der Araber gefallen und dadurch noch völliger als bisher durch die dogmatischen Zerwürfnisse von dem eigentlichen Blutumlaufe kirchlicher Regsamkeit abgeschnitten. Auf kirchliche Beherrschung Constantinopels war aber endlich gar nicht mehr zu rechnen, da die Ansprüche des dortigen Patriarchen nicht überwältigt werden konnten; immer dringender ward Alles zum völligen Schisma hingetrieben. Das Abendland allein bot einen schicklichen Schauplatz für die Thätigkeit Roms dar. Doch war die Aufgabe zur Gründung einer oberkirchlichen Gewalt hier eine ganz neue geworden durch die völlig neue Gestalt, die das Abendland seit der Völkerwanderung angenommen hatte. Von den neuen Staaten, die aus dem gewaltigen Vordringen germanischer Stämme gegen Süden und Westen entstanden waren, kommen hier nur vier in Betracht, der longobardische in Norditalien, der fränkische in Gallien, der gothische in Spanien und der angelsächsische in Britannien; denn was sich sonst von germanischen Stämmen angesetzt hatte, das Reich der Sueven und Burgunder in Südfrankreich, der Vandalen in Spanien, war von keinem Bestande, und nach kurzer Dauer in jene vier mächtigern Staaten übergegangen. Jene sämmtlichen germanischen Stämme waren entweder schon vor oder doch bei ihrem Eindringen in die neuen Wohnsitze zum Christenthume bekehrt, wenn auch nur in der Arianischen Form, oder ihr Heidenthum mußte doch bald auf altchristlichem Boden der Einwirkung der größern Sitte und Bildung unter den einheimischen Provinzialen erliegen. Rom hatte jetzt die schwierige Aufgabe, unter diesen rohen, aber kräftigen Stämmen seine Macht neu zu gründen, wozu ihm keine kaiserlichen Edicte und keine Synodalschlüsse aus früherer Zeit helfen konnten; der Gang der Unterwerfung begann eigentlich von Neuem und nahm deshalb bei den einzelnen Staaten eine ganz verschiedene Wendung. Am ungünstigsten war Roms Stellung zu dem örtlich zunächst gelegenen, dem Reiche der Longobarden. Ihr Arianismus begründete zwar auf die Dauer keine Trennung, denn schon im Laufe des 7. Jahrh. bequemten sie sich zur Athanasianischen Orthodoxie; allein von Seiten der Politik betrachtet, hatten die Longobarden keinen gefährlichern Feind in Italien als Roms Bischof, der allein ihr Vordringen nach Süden zu verhindern schien. Es war gewiß keine Anhänglichkeit am griech. Kaiserthrone, wodurch Rom zu so hartnäckigem Widerstande bestimmt ward, sondern gewiß nur das Streben nach Selbsterhaltung; denn eine Ausdehnung der longobardischen Herrschaft über Italien hätte Roms Plane auf das Sicherste erdrücken müssen. Obgleich nun das Ansehen des römischen Bischofs in demselben Maße stieg, als er Einkünfte und Einfluß zur Vertheidigung des Landes aufbot, dabei als reichster Gutsbesitzer an die Spitze des Widerstandes trat, so war ebendeshalb auf kein freundschaftliches Verhältniß, und noch weniger auf ein Suprematsband mit der Lombardei zu denken. Es bestand eigentlich gar kein Verhältniß, da schon zu einer Correspondenz mit Rom die lombardischen Bischöfe erst einer ausdrücklichen königlichen Erlaubniß bedurften. Darum

konnte auch nur über die Trümmer dieses Staates der Weg zum Pontificate führen. Etwas günstiger war die Sachlage mit dem Staate der Franken in Gallien; ihr Anführer Clodewig war, gleichviel aus welchen Gründen, doch gleich zum katholischen Christenthume übergetreten, und der Arianismus hatte nicht Zeit gehabt, irgendwie Hader zu stiften; die erste Generation Kleriker konnte deshalb sofort aus den Provinzialen beibehalten werden und alle die Anhänglichkeit fortsetzen, die man bisher gegen Rom hier gesammelt hatte. So zeigte sich die Stimmung des Frankenkönigs sofort nach der Taufe recht günstig für St. Peter; vielleicht auf Antrieb seines Bekehrers, des heiligen Remigius, übersandte er kostbare Geschenke nach Rom, und jener geistliche Berather ward mit der Würde eines römischen Vicars beehrt. Auch sonst führte man den früher angeknüpften Faden der Verbindung mit Gallien, die Verheißung und Verleihung von Metropolitanrechten u. dergl., fort, bewies gegen die dortigen Könige die möglichste Artigkeit, wenn sie sich für irgend einen Bischof um Übersendung des Palliums verwandten. Allein im Ganzen trat doch allmälig eine auffallende Lauheit ein, die gegen die frühere Vertraulichkeit merklich abstach. In dem Jahrhundert von Gregor I. bis auf Gregor II. läßt sich kaum ein Document auffinden, das eine nähere Verbindung bewiese. Auch der Grund dafür ist nicht schwer zu entdecken. Allmälig war Bildung genug unter die erobernden Franken selbst gedrungen, um aus ihnen die Bischofsstellen zu besetzen, und diese Prälaten fühlten nun freilich nicht dieselbe Anhänglichkeit an Rom, als die frühere Generation der Nationalgallier; auch die Entwickelung der königlichen Gewalt selbst über kirchliche Dinge verstärkte jene Entfremdung; man bedurfte keines Papstes, denn der König that hier Alles selbst, berief die Synode, oder zog vielmehr die Bischöfe mit auf den Nationalconvent, leitete und bestätigte die Beschlüsse, entschied in höchster Instanz über kirchliche Processe, ernannte und setzte Bischöfe ab nach Gutdünken, sodaß auch hier an Durchführung eines Papstthums nicht eben sehr zu denken ist. Zu demselben Resultate kam es freilich auf anderm Wege in Spanien. Bei dem Eindringen der Ostgothen, wie bei den frühern Eroberungen der Sueven und Vandalen, fühlten die Provinzialen gegen sie die natürliche Abneigung, als gegen Arianer, hofften wol noch längere Zeit durch die Waffen des griechischen Kaisers auf Rettung, und der Bischof von Rom war dabei der natürliche Vermittler, auf den die Hoffnung gebaut ward. Die Verbindung mit ihm ist äußerst eng, die Sprache gegen ihn ausnehmend höflich, das Institut römischer Vicare in Spanien sehr ausgebildet, und der Ton dorthin erlassener Briefe athmet schon völlig den wahren Papstgeist. Wenn auch hier nicht das allmälige Verschmelzen der gothischen Eroberer mit den Eingebornen diese Stütze in Rom als überflüssig und dem königlichen Ansehen gefährlich dargestellt hätte, wie denn König Witiga 701 jeden Recurs nach Rom verbot; so ward doch bald darauf durch die Eroberung der Sarazenen das Land nicht allein dem römischen Einflusse, sondern sogar dem Christenthume auf längere Zeit entzogen. Mochten die bedrängten Christen aus ihren asturischen Gebirgen wol wieder aus denselben Gründen, wie früher auf Rom, als den Mittelpunkt der Christenheit, zur Rettung hinschauen; eine eigentlich päpstliche Obergewalt ließ sich über Spanien nicht ausüben. Desto günstiger aber gestaltete sich endlich das Verhältniß zu dem vierten germanischen Staate, dem angelsächsischen in Britannien, freilich aus einem Grunde, der hier allein, und auf keinen der übrigen Staaten, Anwendung litt. Das Land ward ja recht eigentlich von Rom aus neu bekehrt, und es ließ sich darauf das stärkste Recht der Obergewalt anwenden, das Recht des Mutterverhältnisses. Bei dem Eindringen der Angeln war ja recht planmäßig von diesen das Christenthum zugleich mit der altbritischen Nationalität ausgerottet oder in die wallisischen Berge verdrängt, das Land recht förmlich wieder heidnisch umgestempelt. Als deshalb Gregor I. durch den Mönchsmissionar Augustin und dessen Gefährten das Kreuz wieder aufpflanzte und allmälig die ganze Heptarchie wieder gewann, war es schon die Pflicht der Dankbarkeit, die dem römischen Stuhle ein gewaltiges Übergewicht sicherte. Die Verbindung mit Rom in Übersendung der Pallien, Einsetzung der Prälaten, Recursen zur Entscheidung schwieriger Händel, Wallfahrten zu den Gebeinen der Apostel, sogar in Entrichtung einer Abgabe, des Peterspfennigs, ist deshalb hier sehr eng, und England hat bis zur Reformation durch ungleich härtern Druck als einer der übrigen abendländischen Staaten die Pflicht der Dankbarkeit abzutragen gehabt.

Nur in einem Lande, dem Ursitze der erobernden germanischen Stämme, in Teutschland, bildeten sich aus demselben Grunde ähnliche Verhältnisse aus, die dann freilich entscheidend auf die übrigen abendländischen Kirchen zurückwirkten. Die Bekehrung Teutschlands war ja größtentheils das Werk englischer und irischer Missionare, die also jenen Respect gegen Rom sofort zum Bekehrungswerke mit herüberbrachten. Was aber die Kiliane und Columbane, die Willebrode und Emmerane den Neubekehrten an Respect gegen den römischen Stuhl noch nicht einpflanzten, das vollendete endlich der heilige Bonifacius durch sein Missionswerk in Teutschland. Strenge Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl ist der Hauptzug in seinem Charakter; demgemäß leistete er nicht allein selbst einen Huldigungseid, wie ihn nur die dem röm. Sprengel unmittelbar unterworfenen Suffraganbischöfe zu leisten pflegten, handelte also nicht allein selbst als Apostel Teutschlands und nachher in seiner Würde als mainzischer Erzbischof und Primas des Reichs, überall in der Stellung eines römischen Vicars, sondern leitete auch sämmtliche neu von ihm gegründete Bisthümer zu gleicher Unterwürfigkeit an. Die Kirchen von Hessen und Baiern, von Thüringen und Friesland kamen dadurch in ein Abhängigkeitsverhältniß von Rom, wie es bisher außer den suburbicarischen Bischöfen nur England dargeboten hatte. Für das benachbarte Frankreich wirkten dieselben Gründe eines Mutterverhältnisses für Rom zwar nicht, aber die Nähe Teutschlands entschied. Dem gänzlichen Verfalle des dortigen Kirchenwesens glaubten die Reichsverweser Pipin und Carlman nicht sicherer steuern zu können, als

wenn sie eine Organisation der geistlichen Dinge in Frankreich demselben Bonifacius übertrügen, der sich auf dem andern Rheinufer dadurch so verdient gemacht hatte. Sofort erneute er die verfallenen Metropolitansitze, richtete die ganz vergessene Provinzialsynode wieder ein, aber auch hier nahm er die Prälaten als römischer Vicar in den Gehorsam des apostolischen Stuhles auf und erneute päpstliche Macht auf einem ihr schon früher so ergebenen Boden. Ja eine noch engere Verbindung zwischen dem fränk. Reiche und dem Stuhle sollte eintreten. Bei der Thronrevolution, wodurch der Merovingische Stamm entsetzt und der bisherige Major Domus an dessen Stelle treten sollte, hatte oder erheuchelte man eine große Gewissenhaftigkeit wegen des dem blödsinnigen Childerich geleisteten Unterthaneneides; zu dessen Lösung erschien Niemand so passend als St. Peter, und wirklich ließ sich Zacharias nach leichtem Unterhandeln zu jener Gefälligkeit gegen den Kronaspiranten Pipin bestimmen, drückte der großen Hofcabale den Stempel der Religion auf und konnte dafür auf die unbedingteste Unterstützung der neuen fränkischen Dynastie rechnen. Bald genug hatte dann Pipin Gelegenheit, den ihm geleisteten Dienst zu vergelten und den Stuhl St. Peter's selbst vor der drohendsten Gefahr, vor Unterwerfung durch die Longobarden, zu schützen. Immer weiter dehnten sich deren Eroberungen gegen die Stadt aus und droheten dem dortigen Bischofe die engste Beschränkung. Schon Gregor III. hatte sich 739 nach fränkischer Hilfe bei Karl Martell umgesehen; Stephan II. bestürmte schriftlich und auf einer Flucht über die Alpen mündlich den neuen König Pipin so lange im Namen des heiligen Petrus, bis sich dieser zu einem Zuge gegen die Longobarden entschloß und 754 und 755 deren König Aistulf zu einem Frieden zwang, worin die meisten der longobardischen Eroberungen herausgegeben wurden. Pipin hat mit einem Theile dieses Erwerbes das Patrimonium Petri vermehrt, wenn auch das Document, worauf sich die Curie so gern beruft, zum Unglück nicht aufzufinden ist; allein Landeshoheit schenkte er dabei gewiß nicht, denn diese behielt er sich selbst unter dem Titel eines Patricius der Stadt Rom vor. Dennoch wurde die Stellung des Papstes durch Annahme von Landbesitz, der dem Exarchate Ravenna, also dem Eigenthume seines bisherigen Herrn, des griechischen Kaisers, entzogen war, sehr wesentlich verändert. Er entzog sich damit dem bisherigen Unterthanenverhältnisse gegen denselben, brach die Vasallenpflicht, verdient aber doch dabei eine schonende Beurtheilung, wenigstens trat er aus jenem Verhältnisse nicht eher heraus, als bis dasselbe griechischer Seits zuerst factisch gelöst war. Die Ohnmacht des Kaisers war notorisch; er vermochte seinen Schutz gegen die vordringenden Longobarden nicht länger zu üben, und welches Staatsrecht wird denn den römischen Bischof verpflichten, sich einseitig durch ein Verhältniß noch länger gebunden zu erachten, das andererseits schon aufgehoben war? Die Vernichtung der Longobardenmacht ward durch Karl den Großen vollendet, der selbst die Krone der Lombardei übernahm, und zum Zeichen, daß die Berechtigung des griechischen Kaisers im Abendlande völlig gebrochen sei, schmückte Leo III. das Haupt Karl's im J. 800 mit der Kaiserkrone des Occidents; die Sache ward als ein Impromptu dargestellt, gleichsam aus Inspiration des Papstes abgeleitet; am sichersten konnte dadurch allen etwanigen Reclamationen von Byzanz aus begegnet werden, aber das Band zwischen Kaiser und Papst ward durch den neuen Dienst nur um so enger angezogen. Um indessen die Lage richtig zu würdigen, in die der römische Bischof dadurch gerieth, sind Thatsachen zu beachten und nicht so viel auf Äußerungen Einzelner zu geben. Folgt man nämlich nur den Worten eines für diese Zeit freilich sehr bedeutenden Mannes, des Hoftheologen Alkuin, so würde allerdings ein Papstthum schon in einem Sinne dastehen, wie es erst zwei Jahrhunderte später ausgebildet ist. Er erblickt darin (Ep. 15. 80) die erste aller von Gott eingerichteten Würden, der sogar die Kaiser- und Königsgewalt untergeordnet sei. So lag es nun aber nicht im Plane Karl's; durch die bündigsten Thatbeweise kann man vielmehr zeigen, daß sowol er als Pipin jene Bezwingung der Longobarden nicht blos zum Besten des heil. Petrus, sondern auch zu eigenem Vortheil unternommen hatten, daß eine politische Eroberung Italiens dabei beabsichtigt war, daß also auch die Schenkung, womit Karl aufs Neue das Patrimonium Petri vermehrte, wiederum nur ein dominium utile, nicht aber wirkliche Landeshoheit beabsichtigte. Der Papst sollte aus dem Vasallenverhältnisse gar nicht heraustreten, sondern wie früher dem griechischen, so jetzt dem fränkischen Herrscher unterworfen sein. Zu bestimmt übte Karl und seine Nachfolger in Rom selbst die Hoheitsrechte aus, regierte das Land wie jede andere Provinz durch seine Beamte, duces und comites, visitirte es durch seine missi, leitete und bestätigte die Wahlen neuer Bischöfe. Wenn es durch die Schwäche der Nachfolger Karl's auch gelang, einzelne Wahlen durchzusetzen ohne kaiserliche Einmischung, so wußte man doch jedesmal irgend einen Umstand zur Entschuldigung der Versäumniß anzuführen, und selbst der sonst so schwache Ludwig der Fromme schrieb 825 nach der Wahl Eugen's II. ein bestimmtes Regulativ für künftige Papstwahlen vor; dazu sind Beispiele, wo Karl wie sein Sohn Ludwig den Papst wegen angeschuldigter Verbrechen in Untersuchung zogen, während dieser Zeit nur zu zahlreich; Paschal I. vermochte sich der wol nur zu gegründeten Beschuldigung eines Mordes nur durch einen feierlichen Reinigungseid vor kaiserlichen Commissarien zu entledigen. Dennoch war der Gewinn für den römischen Episkopat aus diesen Verhältnissen ein sehr bedeutender. Rom war nicht allein von der dringenden Longobardengefahr befreit, war unter dem Schutze des abendländischen Kaisers gegen seinen Rivalen in Byzanz völlig gesichert, sondern trat auch neben dem Kaiser, in dem sich nach der alten Imperatoridee die Gewalt über die Christenheit vereinigte, gradezu an die Spitze der kirchlichen Dinge. Das Frankenreich bildete gewiß den Kern der abendländischen Staaten; auch die neuen Eroberungen durch die Sachsenkriege, wie die Bisthümer zwischen Rhein und Elbe, kamen sofort in die Abhängigkeit von Rom. Erstreckte sich seine Gewalt auch bestimmt auf nichts weiter als streng kirchliche Dinge, Sachen des Dogma's und

Ceremoniels, da der Kaiser auf dieselbe Art fortfuhr, das eigentliche Kirchenregiment selbst zu üben, Bischöfe zu ernennen, Synoden zu berufen, kirchliche Gesetze zu bestätigen oder ihnen durch Aufnahme in die Capitularien erst verbindende Kraft zu ertheilen, ja darf man das Ansehen des römischen Bischofs selbst in Sachen des Glaubens und des Ceremoniels noch keineswegs ein päpstliches nennen, da noch in dem Bilderstreite die fränkische Kirche sich scharf genug gegen Roms Begünstigung des Bilderdienstes erklärte: so war doch auch jene Stellung schon eine sehr vortheilhafte, denn mit solcher Sicherheit, mit solcher durchgreifenden Consequenz, wie jetzt an der Hand des Kaisers, konnte er früher den Häuptern der Landeskirchen gegenüber nicht auftreten. Ja durch die bei Karl zuerst vorgenommene und bei seinen Nachfolgern wiederholte Ceremonie der Kaiserkrönung war zugleich der Weg gebahnt, sich allmälig auch über den Kaiser zu stellen. Dazu freilich bedurfte es vorher noch anderer Grundlagen, eines ganz neuen Fundaments der Rechtsansprüche, wozu um die Mitte des neunten Jahrhunderts, wenn auch Anfangs ohne Veranlassung und Mitwissen, doch sofort zum großen Behagen des römischen Bischofs die Anstalten getroffen wurden.

Vierte Periode: von Pseudo-Isidor bis auf Gregor VII., von der Mitte des neunten bis zu Ende des 11. Jahrh. Schon längst war das römische Ansehen dadurch zu großer Bedeutsamkeit gelangt, daß päpstliche Antworten bei Anfragen über einzelne Fälle der kirchlichen Praxis (literae decretales) auch auf andere Fälle angewandt und so allmälig zu Rechtsquellen gestempelt waren; schon in den frühern Sammlungen eines Dionysius exiguus, eines Isidor von Sevilla, waren dergleichen Decretalbriefe mit den eigentlichen Quellen des kirchlichen Rechtes, den Kanonen der Synoden, in Verbindung gebracht. Ein unerhörter Gewinn für die päpstliche Macht erwuchs aber daraus, als um die Mitte des neunten Jahrhunderts wahrscheinlich in Mainz unter Anstiften, oder doch wenigstens Mitwissen, eines dortigen Diakonus Benedict, diesen Sammlungen eine Menge falscher Fabricate im Interesse der Hierarchie einverleibt wurde. Die Absicht des Betrügers ging zwar nicht zunächst auf Hebung des römischen Stuhles, sondern entsprach wol mehr dem Zustande des mainzischen Sprengels, Hebung des Klerus überhaupt, Auszeichnung vor den Laien, Sicherstellung gegen gerichtliche Angriffe, ferner Befestigung der bischöflichen Macht, des Ansehens der großen Kirchenhäupter, die als Primaten ganzen Landeskirchen vorstanden, und zu deren Gunsten die kleinern Metropoliten herabgedrückt wurden. Aber diese sämmtlichen Zwecke waren doch nicht anders zu erreichen, als daß der römische Bischof zum Mittelpunkte der neu ersonnenen Hierarchie benutzt wurde. Päpsten aus den frühesten Jahrhunderten der Kirche wurden deshalb die entsprechenden Worte in den Mund gelegt, und so eine ganz andere Vergangenheit dem damaligen Zustande untergeschoben. Unter den Händen des Betrügers entstand jetzt ein Papstideal und ward der Welt als schon längst verwirklicht vorgezeichnet, wovon man bisher in Rom selbst sich noch nichts hatte träumen lassen. Mit dem Ausdrucke eines episcopus ecclesiae universalis wurden Rechte und Befugnisse in Verbindung gebracht, denen nichts so wenig entsprach als der bisherige wirkliche Verlauf der Dinge: sofort war die collegialische Gleichheit aller Bischöfe nach Cyprianischer Idee vernichtet; sie sollen jetzt dem apostolischen Stuhle nur zur Hilfe, nicht zur Theilnahme an der Macht, beigegeben sein (in partem sollicitudinis, non in plenitudinem potestatis); dieser Stuhl heißt jetzt das von Gott eingesetzte Haupt, der Angelpunkt aller Kirchen, von dem die ganze Kirchenregierung ausgehe. Jetzt hörte man die ungeheuere Lüge, daß Synoden nur auf Veranlassung und unter Autorität des Papstes gehalten und von ihm bestätigt werden müßten. Die ganze Praxis zeugte laut gegen diese, von jetzt an so geflissentlich in Schutz genommene Fiction; man darf nur die Acten der frühern ökumenischen Concile ansehen, um sofort die Convocations- und Bestätigungsbriefe der Kaiser zu finden: höchstens auf dem chalcedonensischen Concile haben die Gesandten Leo's des Großen präsidirt; als er aber gegen Einzelnheiten dortiger Beschlüsse Widerspruch einlegte, hörte Niemand auf ihn. Dennoch läßt der falsche Isidor dergleichen Behauptungen kühn von den frühesten Bischöfen aussprechen. Auf dieselbe Art wird die höchste Jurisdiction, um die Rom so lange gebuhlt hatte, hier mit einem Schlage dem Papste zugewandt; jeder kirchliche Proceß, besonders in Sachen der Bischöfe, sollte in Rom seine höchste Instanz und letzte Entscheidung finden, jedes Urtheil dort einer Abänderung fähig sein. Was in den abgelaufenen 800 Jahren nicht hatte errungen werden können, das galt jetzt auf einmal als ausgemacht, als bestätigt durch das Zeugniß einer ehrwürdigen Vergangenheit, und keine Kritik wachte, um eine so unerhörte Täuschung zu enthüllen; selbst das geschichtliche Dunkel seit der Völkerwanderung verwahrte jede Erinnerung an die wahre Vergangenheit. Gelang es jetzt Rom, das gewiß die falsche Waare nicht geschmiedet hatte, wenigstens deren Verbreitung zu fördern und nur einige Male thatkräftig nach den aufgestellten Grundsätzen zu handeln, so war damit auf einmal der große Schritt zum wirklichen Papstthume vollendet. Und wirklich war diese Aufgabe in die tüchtigsten Hände, in die eines Nicolaus I., gefallen, der auch ohne solche Anregung gewiß einen sehr namhaften Papst gespielt haben würde. So ist es ungewiß, ob er bei der berüchtigten Ehescheidungssache Lothar's II. schon nach den Principien des neuen Decretalrechts handelte, denn zu seinen Schritten dabei hätte auch wol das bisherige Papstprincip ausgereicht; aber es ist gewiß, daß er in dem Streite mit den französischen Bischöfen wegen Rothad's von Soissons darnach handelte; denn hier berief er sich selbst darauf. Jener erste Fall ist deshalb so entscheidend, weil dabei zum ersten Male ein Papst seine geistliche Gewalt an einem Könige erprobte und sie so glorreich die Probe bestehen sah: indem Nicolaus als Beschützer der verstoßenen Königin Teutberge auftrat, die auf einer Synode zu Aachen im J. 862 auf Anstiften des Königs unter Mitwirken der Erzbischöfe von Trier und Cöln der Buhlerin Wallrade geopfert ward, hatte er freilich eine ziemlich leichte Stelle; er schützte die Unschuld gegen einen

feigen, wollüstigen Tyrannen, durchbrach eine arge Kabale und war des Beifalls der Mitwelt gewiß. Wenn er deshalb zu seinen Schritten auch kein weiteres Recht hätte anführen können, hier mußte die Sache schon für sich sprechen, daß selbst gegen fürstliche Willkür ein höherer Richter auf Erden gesetzt sei, der mit geistlicher Autorität bekleidet, die Gesetze der Moral und Kirche aufrecht halte. Glücklich genug ward Nicolaus auch durch die politischen Conjuncturen begünstigt; er konnte die Ländergier der beiden Oheime Lothar's, Ludwig's des Teutschen und Karl's des Kahlen, so rege machen, die zur Execution des geistlichen Urtheils mit Eroberung Lotharingens drohten, daß Lothar sich völlig demüthigte und der erste Triumph des Papstes ein vollständiger ward. Die Nachfolger des Nicolaus nahmen sich daraus die Lehre, wie grade Ehesachen, die am empfindlichsten die Persönlichkeiten berühren, auch am leichtesten zu persönlichen Angriffen auf Fürsten benutzt werden können; zu nahe Verwandtschaft war von jetzt an ein Grund, der beinahe gegen jede Ehe eine Einrede gestattete. Der zweite Fall, worin Nicolaus I. triumphirte, war ein vollständiger Sieg nicht über ein moralisch schwaches Individuum, sondern über die ganze fränkische Hierarchie mit dem übermüthigen Hincmar von Rheims an der Spitze. Bei der Absetzung Rothad's, Bischofs von Soissons, die vielleicht mit Parteilichkeit, aber doch in gehöriger Form und also den Zeitansichten zufolge rechtskräftig erfolgt war, begnügte sich Nicolaus nicht, als die Sache durch Appellation an ihn gebracht war, etwa den Proceß revidiren und reformiren zu lassen, sondern er cassirte das ganze Verfahren als ungültig, da nach altem Rechte die Synode gar nicht befugt gewesen sei, die Sache eines Bischofs zu untersuchen, sondern dies vor den römischen Stuhl gehöre. Und diesmal war es nun wirklich das Fabricat falscher Decretalen, worauf er sich berief und dadurch nicht allein den vorliegenden Fall entschied, sondern auch, als die gallischen Bischöfe das neue Papstrecht einem sehr gefährlichen Zweifel unterwarfen, mit einer echt päpstlichen Logik aus der falschen Waare selbst deren Gültigkeit und Verbindlichkeit bewies. Allein auch diesmal war so Großes wiederum nur durch Gunst der politischen Umstände gelungen; Hincmar ward allein durch das Ansehen Karl's des Kahlen in Furcht gehalten, da Nicolaus diesen mit der Kaiserkrone gelockt hatte. Schon Hadrian II., der im Geiste seines Vorgängers fortzufahren gedachte, erfuhr bei seinen Ansprüchen das Schwierige der veränderten Lage. Nach dem Tode Lothar's II. gedachte er Kaiser Ludwig II., den Sohn desselben, in seinen Rechten gegen den Einfall Karl's des Kahlen durch geistliche Waffen zu schützen, erließ Briefe an die Großen der beiderseitigen Reiche; allein jetzt konnte Hincmar, mit seinem Könige einverstanden, ihm Alles zurückgeben: König und Bischof zugleich zu sein, gehe nicht an! Ja nicht allein sein Eingriff in das weltliche Regiment war damit zurückgewiesen, sondern als er in einem ganz ähnlichen Falle wie Nicolaus I. mit Rothad, sich Hincmar's von Laon gegen dessen Oheim, Hincmar von Rheims, annehmen, also nur einen Act geistlicher Jurisdiction üben wollte, erhielt er von dem Könige selbst die allerschärfsten Zurechtweisungen, und seinen Schützling traf die ganze Rache der erbitterten Hierarchie; er ward gefangen gesetzt und geblendet. Nur als sich Johann VIII. wieder Karl dem Kahlen näherte und ihm nach dem Tode Ludwig's II. die Kaiserkrone schenkte, hatte er unter diesen Umständen Gelegenheit, in den anmaßendsten Ausdrücken sich das Recht zur freien Disposition über dieselbe zuzusprechen. Die Schwäche der letzten Karolinger, die ewigen Theilungen und Fehden der Brüder und Vettern gegen einander, gewährten zwar eine treffliche Gelegenheit für die päpstliche Politik, da der eine Hof stets gegen den andern gebraucht werden konnte. Allein eben jene Schwäche zog doch von einer andern Seite höchst unerwartete Unfälle über den Pontificat herbei. Nach der Anschauung der Zeit war mit der Kaiserwürde jedesmal die Herrschaft über Italien verbunden, und die Schwäche der Kaiser ließ hier das Streben nach Unabhängigkeit und den wildesten Parteikampf erwachen. Waren auch alle Parteien darüber einig, daß die italische Krone nur einem Inländer gehöre, so kämpften doch sofort die Herzoge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul um deren Besitz, und den Päpsten blieb nichts übrig, als Partei zu nehmen, dann aber auch sofort das Geschick ihrer Verbündeten zu theilen, wobei sie im glücklichsten Falle zu bloßen Creaturen ihrer Parteien herabsanken. Noch tiefer sank der Pontificat, als derselbe Kampf, der Italien zerrüttete, sich in den Mauern Roms wiederholte, und es hier den Besitz der Stadt galt. Die toscanische Faction, begründet von dem Markgrafen Adelbert, fortgesetzt von der verrufenen Theodora und deren noch berüchtigtern Töchtern, Marozia und der jüngern Theodora, begann jetzt die Zeit des sogenannten römischen Hurenregiments, wodurch jede Achtung, die etwa der Stuhl Petri errungen hatte, im wilden Gemische von Wollust, Grausamkeit und Herrschsucht unterging. Um die Wette wurde jetzt der apostolische Stuhl von Weiberhänden, mit deren Männern, Vettern, Buhlen, Bastarden besetzt; an Erhaltung der Papstwürde im Auslande war gar nicht zu denken, da schon die nächsten Umgebungen jede Achtung vor dem Nachfolger Petri abgelegt hatten. Zur Herstellung einiger Ordnung konnte nur ein Einschreiten der Kaiser helfen, wozu jetzt die Ottonen auch den Willen und die Kraft besaßen. Auf ihren Römerzügen ruhte ihre Hand schwer auf dem Nacken der widerspänstigen Italiener, und sie ließen nicht ab, wenn auch die von ihnen eingesetzten Päpste selten die italische Luft lange ertrugen. Die völlige Unterordnung der päpstlichen unter die kaiserliche Gewalt war nie entschiedener als unter diesen sächsischen Kaisern, und die Überzeugung, daß die Kaiserkrone wiederum vom Papste genommen werden müsse, that dem durchaus keinen Abbruch. Mit der Synode zu Sutri im J. 1046, wo Heinrich III. drei Päpste absetzen mußte, die sich um die höchste kirchliche Würde befehdeten, endete diese Zeit der Verwirrung, und seltsam genug, das pseudo-isidorische Fundament, durch die glorreichen Schritte Nicolaus' I. gestützt, war so fest gewesen, daß selbst die Stürme der Pornokratie ohne Nachtheil darüber hingezogen waren. Alles Dunkel, das sich über den apostolischen Stuhl gelagert hatte, ward

nun jenen Verwirrungen beigemessen; er selbst ging in dem alten Glanze daraus hervor. Ja vielleicht war es eine günstige Wendung für die falsche Waare aus Mainz, daß die Zeit ihrer Fabrication durch jene Stürme so weit in den Hintergrund geschoben war, und Niemand jetzt an Entdeckung des Betrugs denken konnte. Bei Herstellung der Ordnung erwuchs jetzt grade dem römischen Bischofe das äußerst dankbare Geschäft, auch alle Spuren der schrecklichen Zeiten in der Kirche zu vertilgen, der Sittenlosigkeit im Klerus zu wehren, der schamlosesten Simonie zu steuern. Wenn er bei diesem Geschäfte den Dank der Mitwelt einerntete, so fragte gewiß Niemand darnach, aus welchem Rechte er dabei verfahre, ob etwa in dem Sinne der sardicensischen Canones, ob nach den Grundsätzen des falschen Isidor. Überall war der Papst der Unterstützung der Großen, des Beifalls des Volkes gewiß, wenn er concubinatorische Kleriker absetzte, auf Synoden ziemlich willkürlich verfuhr; das Wohl der Kirche war dringender als je der Vorwand, unter dem sich Schritte der Willkür verstecken ließen. Solches war die Sachlage, unter der der Cardinal Hildebrand das Steuer der Kirche ergriff; seine Thätigkeit beginnt nicht erst bei seiner Stuhlbesteigung, sondern mehre Decennien früher unter Leo IX.; auch darin muß ein Beweis seiner umsichtigen Politik erblickt werden, daß er durchaus nicht eher selbst den Stuhl bestieg, als bis Alles so vorbereitet war, um mit dem größten Erfolge wirken zu können, daß er bis dahin sich begnügte, mehr zurückgezogen die Fäden anzuziehen und nur solche Personen den Stuhl besteigen zu lassen, wie er sie für seine Plane benutzen konnte. Das Planmäßige in seinem Verfahren, um den Pontificat dazu zu erheben, was Pseudo-Isidor geträumt hatte, oder wol noch darüber hinaus, läßt sich trefflich in den einzelnen Schritten aufweisen, die er jetzt einschlug. Das Nächste und Dringendste, was er durch Nicolaus II. im Jahre 1059 durchsetzen ließ, war eine Abänderung in der Papstwahl, die er dem Cardinalscollegio übertrug und so den Einfluß brach, den darauf bisher noch das Volk und der römische Adel gehabt hatte, und das Recht aufhob, das bisher dem Kaiser dabei zustand. Zu dem streng geistlichen Grunde, worauf Hildebrand sein Gebäude errichten wollte, paßte nicht jener Einfluß der Laien; sollte die Kirche überhaupt von der Tyrannei des Staates befreit werden, so mußte sich dies zuerst an dem kirchlichen Oberhaupte zeigen. Mit den Ansprüchen des römischen Volkes wurde er bald fertig, da sich dies dem Willen des geistlichen Herrn schon fügen mußte; schwieriger war es, den Kaiser aus einem so lange geübten Besitze zu vertreiben. Die Zeit war günstig gewählt, da nach dem Tode Heinrich's III. Niemand kräftig protestiren konnte und die Rechte des unmündigen Heinrich's IV. durch zweideutige Ausdrücke beachtet schienen. Das Bestätigungsrecht der Papstwahl sollte von jetzt an als ein persönliches Privilegium vom päpstlichen Stuhle selbst erlangt werden, eine Vergünstigung, um die gewiß kein Kaiser bitten und zu deren Verweigerung gewiß kein Papst um einen Grund in Verlegenheit sein konnte. Außerdem hatte Nicolaus den Normannenherzog Robert Guiscard, einen Lehnsmann des päpstlichen Stuhles, eidlich verpflichtet, die Wahl mit Waffengewalt zu schützen, die auf die vorgeschriebene Weise vollzogen sein würde. Bei der nächsten Papstwahl, wo das neue Regulativ in Ausübung kam, konnte der Kaiser zwar einen Gegenpapst setzen, Honorius II. gegen Alexander II.; allein dessen Unterdrückung diente dazu, den Sieg des neuen Princips nur um so vollständiger zu machen. Ein weiterer Schritt zur Ausführung des Papstideals liegt in der engen Verkettung der Ordensgeistlichen mit dem päpstlichen Interesse. Hildebrand war selbst Cluniacensermönch, daher wol die Grundlage zu der Härte in seinem Charakter; allein mit Umsicht nahm er die gewaltigen Vortheile wahr, die sich von den Mönchen erwarten ließen, sobald es darauf ankam, nicht allein das Volk, sondern auch den Säcularklerus irgendwie zu bearbeiten. Die Mönche waren zu jedem Fanatismus zu entflammen, sie waren eine allzeit schlagfertige Armee, die namentlich gegen die Weltgeistlichen noch manche Eifersucht empfanden, ihnen die Weiber oder Concubinen nicht gönnten, womit um diese Zeit noch jeder Priester versehen war. Die enge Coalition zwischen Papstthum und Mönchthum begann mit der Exemption des Klosters Clügny aus der Gewalt seines Diöcesanbischofs; 30 Jahre früher hatte das Kloster mit der Deutung seiner Privilegien gegen den Bischof von Maçon nicht durchdringen können; allein 1063 erkennt es keinen andern Obern als den Papst an; die neuen Ordensstiftungen seit Anfang des 11. Jahrh., wodurch die alte Benedictinerregel stets geschärft ward, bis endlich in den Bettelmönchen zu Anfange des 13. Jahrh. Mönche in gesteigerter Potenz auftraten, sind die trefflichsten Gehilfen zur Errichtung des Papstthums geworden; von Rom mußten sie ihre Anerkennung, die Bestätigung ihrer Regeln und Privilegien erbitten, und waren dafür dessen natürliche Verbündete bei ihrer Einwirkung auf das Volk.

Zu diesem Allen kam nun noch eine Stellung gegen den Nebenbuhler in Constantinopel, die dadurch so günstig ward, daß sie auf dessen Unterwerfung allmälig verzichtete, ein völliges Schisma mit ihm einging, ebendeshalb aber auch von ihm nichts weiter zu fürchten hatte. Zum völligen Ausbruche kam der gegenseitige Groll bei dem Streite über die Bulgarei, die zwar von Griechenland aus bekehrt, sich aber lieber der lateinischen Kirche angeschlossen hatte, weil der fern thronende Herr in der Regel der weniger furchtbare ist. Bei der zwischen Nicolaus I. und Photius verhandelten Fehde (867) kamen zwar sämmtliche Abweichungen in Lehre und Sitte zwischen Abend- und Morgenland zur Sprache; allein die Bulgarei ist doch als der Hauptgegenstand des Streites zu betrachten. Nach den gegenseitig einander zugeschleuderten Bannflüchen war jetzt fortan nicht wieder auf Aussöhnung zu rechnen, so gern die griechischen Kaiser auch zur Sicherung ihres Eigenthums im Abendlande und später zur Unterstützung gegen die Türken ein gutes Vernehmen wieder angeknüpft hätten. Rom war jetzt zwar mit seinen Aussichten vom Morgenlande abgeschnitten; allein für die westliche Christenheit konnte ihm jetzt auch kein Nebenbuhler mehr in den Weg treten. Das Papst-

thum umfaßt nur die lateinische Kirche, diese aber dafür auch mit desto größerer Sicherheit. Hier war längst nicht allein das Ideal eines Pseudo-Isidor verwirklicht, sondern auch schon der Grund zu noch kühnern Unternehmen gelegt. Cardinal Hildebrand bestieg 1073 selbst den päpstlichen Stuhl als Gregor VII.

Fünfte Periode: von Gregor VII. bis auf die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, vom Ende des 11. bis Anfang des 14. Jahrh. Es ist die Zeit, wo das Papstthum culminirt, wo bei dem Zusammenfließen von Staat und Kirche während des Mittelalters der römische Stuhl zum Mittelpunkte der abendländischen Dinge wird; und zwar, dies ist das hauptsächlichst Neue dabei, nicht etwa blos der kirchlichen, sondern auch gradezu der weltlichen Dinge. Die Idee dazu ward im Kopfe Gregor's VII. reif, obgleich Andeutungen für eine solche förmliche Theokratie sich schon höher hinauf entdecken lassen, namentlich bei Alkuin, selbst in der Handlungsweise Nicolaus' I.; aber ausgeführt konnte die Idee von Gregor VII. noch nicht werden; absolut realisirt konnte sie eigentlich selbst vor Innocenz III. nicht werden, denn zu einer allgemeinen Anerkennung jenes angemaßten Papstrechtes kam es nie, sondern nur die einzelnen Fälle lassen sich verzeichnen, wo dieser Idee gemäß gegen die einzelnen Staaten verfahren wurde. Wegen jener Anmaßung gegen die Staaten bekommt aber sofort das Papstthum eine doppelte Seite, eine politische und eine kirchliche, und jene erste ist so völlig neu, daß selbst Pseudo-Isidor davon noch keine Ahnung hatte. Er wollte den Papst doch nur zum obersten Bischof in der Kirche machen, nach Gregor's Plane aber soll derselbe der Repräsentant Gottes auf Erden sein, von dem auch die weltliche Gewalt nicht etwa beaufsichtigt wird, sondern ihren Ursprung hat. Es ist die Idee einer großen Theokratie, an deren Spitze der Papst steht; ein großer Lehensverband, der allen irdischen Besitz umfaßt und ursprünglich von Rom ausgehen läßt, daß nichts Geringeres als dies Gregor's Plan war, läßt sich einfach aus seinem Auftreten gegen den Kaiser beweisen. Die von Karl dem Großen erneute Imperatorenwürde umfaßte nach der Anschauung der Zeit gradezu die Herrschaft der abendländischen Welt, sodaß selbst Könige nur als Lehensträger des Reichs betrachtet, und sobald sie dazu gezwungen werden konnten, auch zur Leistung eines wirklichen Vasalleneides angehalten wurden; stellte sich nun aber Gregor über den Kaiser, so nahm er damit offenbar das weltliche Scepter über das gesammte Abendland in seine Hand. Er stellte sich aber über ihn, nicht allein durch Verleihung der Kaiserkrone, eine Anmaßung, an die jetzt die Ohren der Zeit schon gewöhnt waren, sondern mehr noch durch das theoretisch ausgesprochene (Dictat. Gregor. XII. quod illi liceat Imperatores deponere) und factisch durchgeführte Recht, auch die Krone ihm wieder zu entreißen. Es ist die Erhebung der Kirche über den Staat, des Papstes über den Kaiser, es ist die Vereinigung aller weltlichen Macht in der Hand des Stellvertreters Gottes auf Erden, die damit in Anspruch genommen ist, die Gregor mit seinem beliebten Bilde von den zwei Schwertern Petri, dem geistlichen und weltlichen, die in der Hand seines Nachfolgers vereint sind, die Innocenz III. mit seinem Bilde von den zwei Lichtern ausdrückte, dem größern im Papstthum, dem kleinern im Kaiserthum, sodaß dieses von jenem Licht und Würde erhalte. Dieser Idee gemäß handelte Gregor und seine Nachfolger, wenn sie Fürsten bannten und absetzten, über Kronen verfügten, Länder verschenkten. Die ganze Geschichte dieser Periode kann deshalb als der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zwischen Priesterthum und Kaiserthum dargestellt werden; denn war jene Obergewalt an dem Kaiser durchgeführt, so verstand sich die Folgerung für die Könige schon von selbst. Es kommt jetzt nur auf die Art an, wie Gregor VII. und seine Nachfolger diese eigentlich theokratische Lehensidee durchzuführen versuchten. Der erste Schritt dazu liegt in dem Investiturkriege zur Befreiung kirchlicher Würden aus der Laiengewalt, den er mit so vieler Entschlossenheit unternahm. Dem Vorgeben nach handelte es sich blos darum, ob der weltliche Fürst ferner noch dem neu erwählten Bischof die Temporalien seiner Pfründe durch Belehnung mit Stab und Ring zu verleihen habe. Es war dies ein altes Kronrecht, und um so gewichtiger, weil bei jeder Erledigung eines Bischofsstuhles der Act der Belehnung wiederholt und das Bewußtsein der Abhängigkeit erneut ward. Heinrich II. von England hatte es deshalb gradezu für die Hälfte seiner Kronrechte erklärt. So lange die kirchlichen Würden in dieser Abhängigkeit vom Fürsten erhalten wurden, war natürlich an jene Umstellung von Staat und Kirche nicht zu denken; jenes Lehnsband mußte gesprengt werden. Zwar gelang die Durchführung dieses Planes Gregor noch nicht völlig, denn trotz der Demüthigung des Kaisers zu Canossa, trotz des zu Worms geschlossenen Concordats mit Calixt II., 1122, schienen nur die beiden Insignien der Belehnung, Stab und Ring, aufgegeben zu sein; die Belehnung mit dem Scepter aber doch dieselbe Idee der Abhängigkeit noch auszusprechen. Dem Kaiser verblieb doch immer das Recht, durch verweigerte Investitur die kanonische Wahl zu vernichten. Allein völlig gelang die Durchführung jenes Planes den Intriguen Innocenz' III.; die zwistigen Kaiserwahlen zwischen Philipp von Schwaben, Otto IV., Friedrich II., wo die Kronprätendenten um die Wette die Unterstützung des Papstes durch Aufgeben alter Kronrechte erkauften, führten ein Verzichten auf die vortheilhaftesten Bestimmungen des wormser Concordates herbei; statt der alten feudalen Belehnung blieb dem Kaiser nichts als das jus primariarum precum, um begünstigten Candidaten zu einer Pfründe zu verhelfen. So völlig wie in Teutschland gelang jener Investiturkrieg in den übrigen Reichen nicht; in Frankreich waren die Insignien der Belehnung schon längst aufgegeben, aber der Vasalleneid beibehalten, in England blieb gleichfalls die Abhängigkeit der Bischöfe vom Könige groß genug. Auffallend bleibt es, wie viel der fürstlichen Macht gegenüber der Papst allein durch dogmatische Mittel auszurichten vermochte: der echt hierarchische Grundsatz, der Priester steht über dem Laien, wie die Seele mehr ist als der Körper, das durch die

dogmatische Entwickelung der Zeit begünstigte Princip, die Hand des Priesters, die den Leib des Herrn in der Messe verfertigt, darf nicht zum Lehenseide in die blutige Hand des Laien gelegt werden, waren die Hauptargumente Gregor's; durch symbolische, allegorische Benutzung der Schriftstellen konnte er den Sinn der Laien mit einem dogmatischen Nebel umhüllen, wodurch Rechte, durch die Zeit geheiligt, wankend gemacht wurden. Die trefflichste Unterstützung fanden aber jene päpstlichen Plane zur Umstellung der Staats- und Kirchengewalt in den Kreuzzügen, wodurch es gelang, so völlig die physischen wie finanziellen Kräfte des Abendlandes nach geistlichen Zwecken zu leiten. Durch die schwärmerische Begeisterung, die Urban II. zuerst in die Adern der Christenheit zu leiten wußte, trat der Papst an die Spitze des bewaffneten Occidents, und fortan waren ihm die Fürsten, wie deren Vasallen, dienstbar. Es galt einer Idee, worin die damalige Welt die höchste von Gott selbst gestellte Aufgabe erblickte, aber hinter dieser Idee verbarg sich, wenn auch den ersten Urhebern selbst noch ziemlich unbewußt, das hierarchische Interesse. Ein Priester, der, wie jetzt die Päpste, alle Hilfsquellen des Abendlandes für seine Zwecke ausschöpfte, den glänzendsten Heeren eine Bestimmung anweiset, Fürsten Jahre lang über das Meer sendet, hat gewiß das Heft weltlicher Macht in der Hand. Das Gelübde zum Kreuzzuge war der Gutmüthigkeit der Laien leicht abgeschmeichelt, abgepreßt, abgetrotzt, und von dem Augenblicke an war ein solcher ein Dienstmann der Kirche geworden. Das steigende Ansehen Roms während dieser Zeit ist nichts Zufälliges, es gelang hauptsächlich durch die brütende Hitze der Kreuzzugsschwärmerei; als Vermittler geistlicher Zwecke stand ja der Papst hier an der Spitze des bewaffneten Abendlandes. Und alle diese Mittel wurden von der feinsten Umsicht benutzt. Wenn es der Triumph der Politik ist, mit Wenigem viel zu leisten, mit bloßen Ideen die physische Kraft in Bewegung zu setzen: so hat die Reihe der Päpste während dieser Zeit jenes Höchste gelöset. Wie wußte Gregor VII. die Schwächen Heinrich's IV. zu benutzen, den er, wie die Häupter Teutschlands, während seines dortigen Aufenthalts ausstudirt hatte; wie weiß er dem verzagten Trotze desselben zu imponiren, während er gleichzeitig Wilhelm, dem Eroberer Englands, ziemlich bescheiden gegenübersteht, weil er sich von dessen moralischer Kraft überzeugt hatte. Mit welcher Umsicht wußten seine Nachfolger die Stimmung der Lombardei zu benutzen, um an dem Freiheitsgefühl der dortigen Republiken einen Damm gegen die Kaisergewalt zu erhalten; wie mischte sich stets römische Politik in die Kämpfe der Guelphen und Ghibellinen, in die streitigen Wahlen Teutschlands, um alle Fäden stets in ihrer Hand zu halten, wie energisch trat Innocenz III. gegen Philipp August von Frankreich in seiner Ehesache mit der dänischen Gemahlin, gegen den tactlosen Johann ohne Land von England auf, bis es ihm gelang, in mehren Beispielen sämmtliche Kronen als Feudalbesitz des römischen Stuhles darzustellen! Wie spielten die Päpste des 13. Jahrh. mit der Krone Siciliens, um stets neue Bewerber darum in ihre Netze zu locken; wie wußten sie endlich in dem unglücklichen Conradin das Hohenstaufische Haus zu vernichten, von dem St. Peter so viel zu dulden gehabt hatte! Ihre Aufgabe war schwierig, den ganzen Occident theokratisch zu beherrschen; aber so weit es überhaupt möglich war, haben sie dieselbe durch ihre umsichtige Politik gelöset. Vielleicht war der Kreis der Wirksamkeit bei keinem Fürsten je größer, als bei Innocenz III., denn er übersah und beherrschte das Abend- und Morgenland, hielt die Zügel der Staaten in seiner Hand, beherrschte durch die Folgerichtigkeit seiner juristischen Deductionen, wie durch das Einredende seiner allegorischen Schriftbenutzung, die Geister; das jus canonicum oder Papstrecht gibt als eigene Universitätsdisciplin an consequenter Durchführung der einmal aufgestellten Ideen über Regierung und Recht, dem jus civile oder römischen Kaiserrechte nicht viel nach!

Hatte sich auf diese Art der Papst nach dem Plane Gregor's VII. und in der Durchführung seiner Nachfolger hoch über alles weltliche Regiment gestellt, so wird er gewiß dieselbe Stellung auf der eigentlich kirchlichen Seite noch viel sicherer eingenommen haben. Grade hier läßt sich der Unterschied aufstellen, wodurch Gregor noch so weit über Pseudo-Isidor hinausging; nach diesem soll der Papst blos die höchste Würde in der Kirche sein, so-daß alle übrigen ihm unterworfen sind, aber doch auch völlige Selbständigkeit besitzen. Der Bischof und Primas wird zwar vom Papste bestätigt und gerichtet, hat aber doch gleichfalls sein Amt von Gott. Dagegen nach Gregor ist der Papst nicht blos die höchste, sondern auch die einzige ordentliche Würde in der Kirche, alle übrigen sind nur ein Ausfluß von ihm, sind seine Delegirten, von ihm eingesetzt. Die Verantwortlichkeit für die ganze Kirche ist ihm anvertraut, und das ganze übrige Personal sind nur seine Beamte, er ist also nicht blos Nachfolger des Petrus, sondern Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden. Diese Stellung wird nicht allein von den Päpsten dieser Periode wiederholt theoretisch in Anspruch genommen, sondern auch die Praxis läuft durchaus darauf hinaus. Schon die Unterwürfigkeit, auf die alle Kirchenbeamte bei ihrer Einsetzung verpflichtet wurden, die Erzbischöfe durch Übernahme des Palliums und Leistung eines völligen Vasalleneides, die Bischöfe durch die jetzt nöthig gewordene Confirmation vom päpstlichen Stuhle, drückte ein volles Lehensverhältniß aus. Aber nicht genug, daß so die kirchlichen Beamten bei ihrer Einsetzung sich als wahre Diener des Papstes verpflichten mußten, auch während der Amtsführung ward ihnen das Vasallenverhältniß dadurch stets ins Gedächtniß zurückgerufen, daß alle einzelne Rechte des Bischofs und Erzbischofs auch vom Papst in ihrem Sprengel ausgeübt wurden, er sich also als den Ordinarius, sie aber als Delegirte hinstellte. Was früher Befugniß der Metropoliten gewesen war, die Provinzialsynode zu berufen, die erwählten Bischöfe zu confirmiren und consecriren, Processe von ihnen und gegen sie anzunehmen, das geschah jetzt ohne weitere Rücksicht vom Papste zu Rom. Was sonst jedem Bischof in seiner Diöcese freistand, und zwar nur ihm allein, von Verbrechen zu absolviren, von Strafen zu dispensiren, die

niedern Pfründen und Beneficien zu verleihen, Heilige zu ernennen, kirchliche Auflagen auszuschreiben, das geschah ebenfalls von Rom, und wenn auch stets dabei gesagt ward, das Recht des Ortsbischofs solle dabei unverletzt bleiben, factisch war es doch zerstört, und wo jener es noch ausübte, sollte es doch nur im Auftrage von Rom geschehen. Durch eine Erfindung Gregor's, die Aussendung päpstlicher Legaten mit allgemeiner Vollmacht zur Visitation der Kirche, war diese Totalregierung völlig durchgesetzt; wohin ein solcher Legat kam, war sofort jedes Recht des Ortsbischofs erloschen, und die ganze Rechtspflege wie Administration geschah im Namen des Papstes. Rechnet man dazu, daß die durchgängige Verschleppung aller Processe nach Rom eine gänzliche Störung der localen Jurisdiction nach sich zog, da keine schlechte Sache so völlig verloren war, um nicht durch Appellation an den päpstlichen Stuhl völlig restituirt zu werden; rechnet man ferner die ungeheuern Summen dazu, die unter den vielfachsten Vorwänden der Dispensationen und Absolutionen, der Confirmationen und Provisionen von der päpstlichen Kanzlei eingezogen wurden, rechnet man die Steuern und Auflagen dazu, die unter dem Vorwande der Kreuzzüge nach Rom flossen, die Verwirrung in Sitte und Zucht, die seit den Kreuzzügen durch den päpstlichen Ablaß angerichtet ward: so wird man einen Begriff von dem gigantischen Netze haben, womit das Papstthum durch geistliche Fäden das Abendland umspannt hielt. Und dazu waren alle diese Misbräuche und Anmaßungen durch das kanonische Recht völlig rechtskräftig gemacht, durch die Subtilitäten der Scholastik mit irrefragabeln Argumenten unterstützt, durch ein Heer von Mönchen dem armen Laienstande als Glaubensartikel aufgedrungen, Alles mit der ganzen Denk- und Sinnesart der Zeit allmälig verflochten. Diese päpstliche Universalmonarchie, wie sie während des 12. und 13. Jahrhunderts factisch bestand, ist vielleicht die großartigste Ausbildung einer Idee, wie sie dem menschlichen Geiste je gelungen ist, zugleich aber auch der schlagendste Beweis, wie durch Begünstigung der Umstände und kluge Benutzung des Gegebenen selbst das Unerhörteste den Menschen aufgeredet werden kann.

Von dieser Höhe sank aber das Papstthum schon zu Ende der Periode ein Bedeutendes wieder herab, durch die Händel Bonifacius' VIII. mit Philipp dem Schönen von Frankreich. Zwischen Teutschland und Frankreich war in dem innern Entwickelungsgange darin eine bedeutende Verschiedenheit eingetreten, daß in demselben Maße, als hier die Königsgewalt sank durch Emporkommen der großen Kronvasallen, sie dort durch deren planmäßige Unterdrückung stieg. Zu Ende des 13. Jahrh. war die Königsgewalt in Frankreich schon so consolidirt, daß Philipp es wagen konnte, im Einverständniß mit seinem Volke und der Geistlichkeit den päpstlichen Blitzen zu trotzen. Bonifaz VIII. stellte ihm gegenüber keine andern Ansprüche auf, als sie längst von den Gregoren und Innocenzen ausgesprochen und durchgeführt waren; ja er verlangte [illegible] so viel, denn nicht einmal zu Lehen des päpstlichen Stuhls wollte er die französische Krone machen, sondern nur vom geistlichen Standpunkte die Kirchenregierung dort leiten. Allein Philipp fühlte ganz die Vortheile einer in sich gekräftigten Monarchie, vergriff sich nicht allein an der Person des Papstes, den er durch eine geworbene Armee in Anagni gefangen nehmen und zu Tode ängern ließ, sondern machte nun auch bei der neuen Papstwahl die unerhörte Foderung einer Verpflanzung des Stuhles Petri über die Alpen geltend, eine Wunde, von der sich der Pontificat nicht wieder erholt hat.

Sechste Periode: von der Verlegung des Stuhls nach Avignon bis zur Reformation 1305—1517. Clemens V. gab durch seine Nachgiebigkeit gegen Philipp den Beweis, daß auch ein anderes Interesse als das rein römische am päpstlichen Hofe gelten könne; denn von jetzt an war Papst und Cardinalcollegium auf französischem Boden auch in französischer Botmäßigkeit. Die Stellung des Papstes war dadurch sehr getheilt, indem er gegen die weltliche Macht Frankreichs ebenso kleinlaut auftrat, als er, wol von französischer Arglist getrieben, gegen alle übrigen Fürsten, namentlich gegen den Kaiser, die alte Papstsprache fortreden mußte. Die Eifersucht Frankreichs gegen Teutschland, die sich dann bald um den Besitz Italiens stritt, ist hauptsächlich an den Intriguen gegen den trefflichen Kaiser Ludwig den Baier, Schuld, dem selbst wenn er die Hand zum Frieden bot, von Avignon aus nur Bann und Fluch entgegnet ward. Unter französischem Schutze konnte ein Johann XXII., ein Gregor XI. alle die Künste gegen Teutschland spielen lassen, die seine Vorgänger erprobt hatten; konnten sie sich durch ihre bettelmönchischen Hofgelehrten eine beinahe göttliche Ehre andemonstriren lassen, mußten aber dagegen die gänzliche Leerheit ihrer Stellung von religiösem Inhalte davon abnehmen, daß, wo geistige Regsamkeit noch vorhanden war, wie bei den spirituellen Franziskanern, man sich voll Abscheu vom Papste zum Kaiser wandte, und gegen jenen den gefährlichen Ruf des Antichrists erhob. Die kirchliche Stellung der avenionensischen Päpste wird jetzt dadurch so empörend, daß ihr Streben nicht mehr wie früher auf Wachsen der geistlichen Gewalt, was doch immer noch zur Erhaltung der Ordnung, zum Vortheil der Kirche ausgelegt werden konnte, sondern schlechthin nur auf Gelderwerb, gerichtet war. Bei der Entfernung von Rom hörte bald der Zuschuß aus dem dortigen Patrimonium Petri auf, und die schon so verwöhnte Hofhaltung war ganz allein auf Finanzspeculationen bei den Gläubigen angewiesen. Alle Fäden zur Beherrschung der Kirche, von den frühern Päpsten angelegt, liefen jetzt in ein bloßes Aussaugesystem zusammen; die Vergebung der Pfründen und Beneficien, die bisher noch immer an gewisse Vorwände geknüpft war, zog man jetzt ganz allgemein in die päpstliche Gewalt. Jetzt zeigte es sich, daß man gegen frühere Bedrückungen der Landeskirchen durch die weltliche Gewalt, daß man gegen Investitur und Simonie keineswegs uneigennützig gestritten hatte, denn sofort werden dieselben Misbräuche, aber jetzt zum Vortheil der päpstlichen Casse, noch viel ärger wiederholt. Alle die Beute, die man dem Kaiser und den übrigen Fürsten abgenommen hatte, kam keineswegs, wie man früher versprach, den Landeskirchen zu Gute, sondern ward heimge-

schleppt in den päpstlichen Schatz; die den Kronen ausgebrochenen Juwelen sollten nur die päpstliche Tiare schmücken. Unter stets neuen Vorwänden, Ablaß von Sünden, Steuer zum Türkenkriege, Taxen und Annaten, Spolien, Zehnten, Vacanzen, wurde die Habe des Abendlandes vom Papste gebrandschatzt; Johann XXII. hinterließ bei seinem Tode 18 Millionen Goldgulden baar, und 7 Millionen in Kleinodien! Jeder Vorwand zur Gelderpressung war recht; Geistliche waren außer ihren Pfründen auf Abgaben der Bordelle angewiesen; die Sitten waren nie tiefer gesunken als am päpstlichen Hofe in Avignon. — Vermehrt wurden diese Übelstände und jene Erpressungen, als beim Beginne des päpstlichen Schisma die Haushaltungen verdoppelt wurden, als die zwei oder drei Päpste, unter welche die Kirche getheilt war, einander an Aufwand nichts nachgeben wollten, zur Unterhaltung ihrer Parteien mehr als früher gebrauchten, und doch nur allein auf die Länder ihrer Obedienz angewiesen waren. Das Schisma entstand, als nach Gregor's XI. Tode 1378 die Wahl Urban's VI. beinahe von denselben Cardinälen, die ihn ernannt, auch wieder vernichtet, und Clemens VII. ihm entgegengesetzt ward; die 70jährige babylonische Gefangenschaft hieß dadurch beendigt, daß Urban in Rom blieb, während Clemens nach Avignon zurückging; beide Päpste trotzten auf die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl, das Abendland zerfiel in zwei Hälften, und auch durch Absterben der Rivalen war an keine Vereinigung zu denken; denn sofort beeilte sich jede Cardinalpartei, durch Wahl eines Nachfolgers sofort sich einen neuen Stützpunkt zu verschaffen. Das Empörende eines solchen Ärgernisses machte es bald der Zeit klar, daß in dem bisherigen Papstsysteme keine Rettung für die Kirche gefunden werden könne; es ward jetzt Aufgabe der Wissenschaft, ein Rettungsmittel zu ersinnen, und so trat namentlich die Universität Paris in ihrer ganzen Bedeutsamkeit als Mittelpunkt der abendländischen Theologie hervor. Man stieg in der Geschichte bis zu den Zeiten vor Auftreten des Papstthums hinauf, und ein allgemeines Concil war von jetzt an der Punkt, von dem man Rettung erwartete. Bis tief in die Reformationszeit hinein war das Concil jetzt der Spielball, den die Parteien einander zuwarfen, und davon Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern erwarteten. Mit dem ersten dieser Concilien zu Pisa 1409 ging es, wie mit jedem ersten Versuche, man wußte die Sache nicht recht anzufangen; zwar ward das Schisma sofort durch Absetzung beider Päpste, Benedict XIII. und Gregor XII., anscheinend gehoben; allein den größten Fehler beging man dadurch, daß man zur Wahl eines neuen Papstes schritt, Alexander's V., ehe die zweite Aufgabe, die Reform der Kirche, gelöst war; der neue Papst ging sofort in die alten Ideen wieder ein, vertröstete auf ein neues Concil, auch die beiden abgesetzten bewahrten ihre Ansprüche, und die Kirche war dreiköpfig geworden. Dennoch brachten die kräftigen Vorstellungen der pariser Universität, namentlich eines Johann Gerson, ein neues Concil zu Kostnitz zu Stande (1414), wo die Blüthe des abendländischen Adels, der Theologen und Fürsten zusammentrat, um der Kirche Heilung zu bringen. Um völlig freie Hand zu haben, ließ man das Concil zu Pisa fallen, worauf die Ansprüche Johann's XXIII., als des Nachfolgers Alexander's V., sich gründeten, bewog die beiden andern Päpste gleichfalls zur Abdankung; allein aufs Neue eilte man vorschnell zur Wahl eines neuen, Martin V., der sofort nach alter Papstmanier die Eintracht störte, mit den Nationen einzeln unterhandelte, Weniges einräumte, Mehres versprach, und so die Auflösung des Concils herbeiführte. Der einzige Gewinn davon war die jetzt ziemlich allgemein anerkannte Überzeugung, daß das allgemeine Concil über dem Papste stehe. Die Kirchenbedrückungen begannen aufs Neue, und selbst jener Grundsatz schien der päpstlichen Macht jetzt so wenig gefährlich, daß Eugen IV. den Zusammentritt des neuen Concils zu Basel 1431 gestattete. Gewiß war der Eifer der hier versammelten Männer redlich auf Besserung der Kirche bedacht; die entscheidendsten Decrete zur Reform, sogar die Absetzung des Papstes (24. Jan. 1438) sind dafür Beweis. Allein die Ernennung eines neuen Papstes Felix V. führte sofort wieder die Schrecken eines kaum beendigten Schisma herbei; die großen dort versammelten Prälaten fingen allmälig an, selbst für sich die Folgen der Reformen zu fürchten; es gelang der römischen Arglist, die beiden mächtigsten Nationen, Frankreich und Teutschland, von dem Concile zu trennen; mit jenem ward die pragmatische Sanction zu Bourges 1438 abgeschlossen, mit diesem das aschaffenburger Concordat verhandelt (1448); das baseler Concil war allmälig auf sich selbst beschränkt, durch eine päpstliche Synode zu Ferrara im Schach gehalten; es lehnte sich erfolglos auf, und der Pontificat hatte Alles gewonnen, da grade das Mittel, von dem man allgemeine Rettung gehofft hatte, sich als ohnmächtig erwies. Der Hauptfehler der Concilien lag darin, daß sie bei aller Entschlossenheit doch immer noch den heilenden Schnitt nicht tief genug in die Wunde zu führen wagten. Sie wollten nur die lästigen Schößlinge der Papstgewalt amputiren, ohne die faule Wurzel selbst anzugreifen; sie wollten die päpstlichen Anmaßungen aus den letzten Jahrhunderten entkräften, ohne das Fundament zu stürzen, worauf jene erbaut waren. Sie ließen namentlich das ganze päpstliche Recht, das corpus juris canonici, in voller Geltung; denn Prälaten wie Universitätsdoctoren fanden darin auch ihre Rechte begründet. Sie wollten vielleicht einen Zustand, wie unter Innocenz III. gesetzmäßig machen, und nur tilgen, was über den Buchstaben jenes Rechts hinaus von Rom erworben war, und vereitelten durch solche Inconsequenz selbst die redlichsten Absichten. Nachdem so die Schrecken des allgemeinen Concils glücklich genug überwältigt waren, hatte römische Arglist volle Freiheit, die Fesseln der Kirche zu erneuern; der gewandte Äneas Sylvius benutzte seine Kunde teutscher Sitte und teutscher Höfe, um durch Versprechen und Bestechen den alten Gehorsam zu erneuern; ja als er selbst, als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg (1458), erfüllte er nicht eine der freisinnigen Hoffnungen, womit er die Gemüther gelockt hatte, ging gradezu in die alten Papstideen ein, widerrief mit seltener Unbefangenheit, was er einst als Äneas Sylvius zur

Beschränkung der Papstmacht gesagt und geschrieben hatte. Die Reihe der Päpste bis zur Reformation schien jetzt geflissentlich durch vermehrten Druck Rache für die Furcht zu nehmen, welche die entschiedene Sprache der Concilien dem heiligen Vater eingeflößt hatte; mit vollem Übermuthe wurden die feierlichsten Versprechen der Concordate und Verträge gebrochen, der Druck auf eine nie erhörte Höhe getrieben. Besonders die sechs letzten Päpste legten es recht darauf an, Alles das zu treiben, was am wenigsten ihrer geistlichen Stellung entsprach; unter ihnen ragt vor Allen der schändliche Roderich Borgia als Alexander VI. hervor (1492), der an Mord, Blutschande, Gewaltthätigkeiten unter allen Tyrannen der Weltgeschichte kaum seines Gleichen hat; alle Laster italienischer Verworfenheit waren in ihm vereint, und die Kirche seufzte unter seiner Zuchtruthe; Julius II., ein Soldat auf St. Peter's Stuhl, Leo X., der freie heidnisch-künstlerische [illegible], reichen zwar nicht an seine Verworfenheit hinan; aber dem Charakter eines Kirchenfürsten entsprachen auch sie nicht.

Auf mehrfache Weise war sofort seit dem Steigen des Papstthums dem grenzenlosen Verderben dabei zu wehren versucht; durch spirituelle Aufregung waren denselben die reformirenden Secten, Katharer, Albigenser, Waldenser, die fanatischen Franciscaner entgegengetreten; allein sie endeten größtentheils als Ketzer auf den Scheiterhaufen der Inquisition; politisch hatten die Hohenstaufen die Papstmacht zu bekämpfen versucht; ihr Streben endete mit dem schmählichen Untergange des Hauses, und der Zerrüttung Deutschlands und Italiens; endlich auf dem Boden des Rechts und der Demonstration traten die reformirenden Concilien auf, gestützt durch die Wissenschaft, geleitet durch redlichen Willen; doch auch hier gelang [illegible] der Sieg. Jetzt war nur noch ein Weg übrig, die fromme evangelische Überzeugung, die dem Schaden nachspürt bis in die entferntesten Wurzeln, sich nicht irren läßt durch Scholastik und Jus canonicum, durch Conciliendeschlüsse und kaiserliche Edicte, sondern auf den Boden der christlichen Urkirche zurückgeht, und so an Zeiten anknüpft, wo weder Hierarchie noch Papstthum vorhanden war; das ist der Standpunkt, von dem aus die Reformation dem Papstthume entgegentritt.

Siebente Periode: von der Reformation bis auf Kaiser Joseph II., von 1517 bis 1782. Die Wirkung der deutschen und schweizerischen Reformation auf das Papstthum war nicht blos eine äußere, durch Entreißung und Lostrennung der einen Hälfte des bisherigen kirchlichen Körpers, und durch Ausbildung derselben zu einer vom Papst unabhängigen Gemeinschaft: ebenso bedeutend war die innere Wirkung zum Besinnen und Insichgehen, [illegible] den bis dahin treugebliebenen Theil noch zu [illegible]. Die wohlthätigen Wirkungen, welche die Reformation auf das Papstthum und die innere Ökonomie der katholischen Kirche ausgeübt hat, sind viel größer, als man [illegible] geneigt ist. Solche Scandala, wie [illegible] Alexander VI. auf dem päpstlichen Stuhle, waren fortan [illegible], denn man war aus jener Sorglosig-

keit aufgeschreckt, in die man nach glücklicher Beseitigung des baseler Concils versunken war. Im Gegentheil finden sich jetzt unter den Päpsten strenge Asceten, wie Hadrian IV., die durch persönliche Würde den gesunkenen Pontificat zu heben, und den Gesandten der katholischen Höfe die trotzige Sprache abzugewöhnen suchten. Bedenkt man, wie weit die Grundsätze der Reformation in Italien selbst eingedrungen, sogar von manchen redlichen Männern in der päpstlichen Umgebung vertreten waren, so versteht sich von selbst, daß Zügellosigkeiten früherer Zeit, selbst eine blos ästhetische Bildung Leo's X., jetzt nicht mehr gestattet war; auf religiösen Boden wollte man wieder zurück, mit geistlichen Gründen den Stuhl Petri wieder stützen; mehr als einmal waren deshalb die Denkmäler antiker Kunst in Gefahr als heidnisch abgebrochen, oder die Gemälde Rafael's, als zu sinnlich, übertüncht zu werden. Die Stimmen von Wittenberg und Genf drangen zu schreckend in das päpstliche Ohr. Von jetzt an lassen sich sämmtliche nächste Schritte des Pontificats unter den Gesichtspunkt des Kampfes gegen die Reformation bringen, zur Schützung des noch Verbliebenen, zur Wiedereroberung des Verlornen. Dahin gehört das tridentiner Concil, ganz darauf berechnet, den katholischen Lehrbegriff scharf zu begrenzen und mit einem Bollwerke von Anathemen zu umziehen, weil nur ein scharf abgeschnittenes Terrain sich mit Erfolg behaupten läßt. So zog man aus den Schrecknissen eines allgemeinen Concils, welches während der Reformation die Parteien stets einander vorgehalten hatten, endlich Vortheil genug, kettete die katholische Dogmatik und das hierarchische Interesse enger als je an einander. Dahin gehört die Durchführung dieser dogmatischen Principien in die äußere Praxis durch Revision der liturgischen, kanonischen Schriften, durch Einführung des Index, einer schonungslosen Inquisition, die bald alle Keime reformatorischer Principien in Italien zu ersticken wußte; dahin gehört vor allen die Stiftung des Jesuitenordens, der zwar Anfangs von bloßer Schwärmerei ausgegangen, bald die volle Gunst des Papstthums erhielt, da er seinen Plan, Erhaltung des Katholicismus und Bekämpfung der Reformation zugleich an die Erhaltung des Papstthums knüpfte. Ohne diese eigentliche Leibwache des päpstlichen Stuhls wären alle jene Mittel nichtig gewesen; mit ihr und durch sie gelang auch das letzte und wirksamste, möglichst großer Ketzerhaß bei der katholischen Christenheit und schonungsloser Kampf gegen protestantische Fürsten und Völker. Wenn Sixtus V. die Ermordung Heinrich's III. von Frankreich gleich der That der Judith gegen Holofernes pries, wenn Gregor XIII. nach der Kunde von der pariser Bluthochzeit die Kanonen der Engelsburg lösen ließ, wenn jesuitischen Umtrieben es gelang, die Flammen des 30jährigen Krieges anzublasen, wenn man jetzt Alles auf das Proselytenmachen gab, um wenigstens einzelne Seelen zu gewinnen, da die Massen zu hartnäckig waren, wenn man besonders Jagd auf fürstliche Gewissen machte, um [illegible] durch die Völker zu gewinnen: so liegt dem Allen die eine Idee des Kampfes auf Leben und Tod gegen die Grundsätze der Reformation unter. Nur durch so ge-

waltige Anstrengungen konnte es gelingen, das so morsche Gerüst des päpstlichen Stuhles zu stützen.

Von jenem alten Papstideale im Sinne der Gregore und Innocenze war man stillschweigends zurückgekommen; durch die Anmaßung, über alle irdischen Kronen zu verfügen, machte man sich nicht mehr lächerlich; kommt dergleichen noch vor, wie Clemens XI. der hanoverschen Kur, und der Erhebung des Königreichs Preußen widersprach; so sind dies Reminiscenzen aus alter Zeit, die eben wie veraltete Moden nur das Lächeln der fortgeschrittenen Zeit erregen. Seitdem der katholische Karl V. die Stadt Rom geplündert, den Papst in der Engelsburg belagert hatte, kannte man den Talisman, um die hierarchischen Anmaßungen zu beschwören, und das Oberhaupt der Kirche in der Person des Beherrschers des Kirchenstaats zu züchtigen. Die katholischen Fürsten selbst hatten zu sehr die Schwäche der vaticanischen Blitze kennen gelernt, um länger vor ihnen Furcht zu haben. Wie oft lag während dieser Jahrhunderte die Mutterkirche mit ihren sämmtlichen Söhnen im Hader, ohne endlich etwas Anderes als Nachgeben und Ignoriren der trotzigen Sprache übrig zu behalten! Jedesmal, wenn sie den alten Papstton anstimmen, mit Bann und Interdict verfahren wollte, lief das Verfahren zu ihrem Nachtheile ab, und ihre Lage war schlimmer als vorher. Paul V. machte diese schlimme Erfahrung an der Republik Venedig, gegen die er, als einen der schwächern Staaten, 1606 ein ernstes Exempel zu statuiren gedachte. Die Autonomie der Kirche, ihre Einkünfte waren durch Senatsdecrete bedroht; Paul handelte ganz im alten Papstsinne, als er die schärfsten kirchlichen Strafen verhängte; aber San Marco zeigte so viel Entschlossenheit, Paolo Sarpi, der treffliche Servitermönch, klärte die Köpfe so schnell über die Stellung der Kirche und des Staats auf, daß St. Peter froh war, durch französische Vermittelung sich einigermaßen ehrenvoll aus dem Handel zu ziehen; es war das letzte Beispiel eines Interdicts über ein katholisches Land! Noch bedenklicher war der Streit über die gallikanische Kirchenfreiheit mit Ludwig XIV., weil hier die Eitelkeit des Königs mitsprach, um keinen fremden Einfluß in seinem Lande zu dulden. Bei allem Respect gegen die Glaubenssätze der römischen Kirche, wurde ihr doch grade der Gehorsam verweigert, den sie am liebsten zum Glaubenssatz erhob. Zum Glück hatte der greise Ludwig Grund genug, im Alter auf Frömmigkeit zu denken, und Rom nahm gern den Frieden an, sobald dies mit Anstand geschehen konnte. Es bleibt auffallend, welche Gewalt der Papstname noch immer auf die Gemüther ausübte, obgleich der Glaube daran, wie ihn das Mittelalter hegte, längst verschwunden war. Es ist die zähe Macht der Gewohnheit, welche die Gesammtheit der Katholischen noch immer an den Mittelpunkt der Kirche fesselt, obgleich die Höfe, wie jeder einigermaßen helle Kopf, längst darüber spotteten. Es ist die völlig eingefahrene Spur, in welcher der Wagen ohne große Anstrengung fortgetrieben wird; das Werk so großer Geister aus früherer Zeit konnte ja nicht so bald untergehen; verstand ein Papst auch nicht grade mit Umsicht durch die vielen Klippen hindurchzulenken, er bewahrte doch gewiß die alte Kanzleisprache, in die sämmtliche Anmaßungen übergegangen waren, er führte die Rolle einigermaßen durch, bis ein neues Talent sich fand, um mit größerm Erfolg aufzutreten. Wären nur während dieser Zeit einige Männer mehr als Sixtus V. (1585—1590) thätig gewesen, die Stellung nach Außen wäre gewiß durch Anordnung des innern Haushaltes befestigt. In der fünfjährigen Regierung richtete er nicht allein den Kirchenstaat wie ein ordentlich verwaltetes Reich ein, unterdrückte die Banditen, trocknete zum Theil die pontinischen Sümpfe aus, sondern hinterließ einen wohlgefüllten Schatz für besondere Nothfälle der römischen Kirche. Auch sonst wirkten noch mancherlei Gründe mit, um dem Stuhle Petri eine wenigstens erträgliche Stellung zu erhalten. Schon in politischer Hinsicht war die Freundschaft des Beherrschers vom Kirchenstaate um so wichtiger, da die Plane Frankreichs, Österreichs und Spaniens sich in Italien kreuzten; der Papst konnte ja nach seinem Interesse das Bündniß wechseln, und einen gegen den andern gebrauchen. Freilich hatte er dann bei einigem Misgriffe leicht das Unglück, es mit allen Parteien zu verderben, wie Clemens XI. im span. Successionskriege mit Österreich und Frankreich zugleich brach, und von beiden gezüchtigt ward. Ferner machte sich auch jetzt die Überlegenheit des italienischen Geistes in diplomatischen Künsten geltend, ehe durch Ludwig XIV. Frankreich tonangebend für das übrige Europa ward, waren italienische Sitten und Erfindungen gradezu bindend. Cardinäle wie Richelieu und Mazarin machten sich zwar nicht viel aus dem heiligen Vater; aber schon ihrer Stellung wegen mußten sie doch wenigstens den Anstand gegen ihn beobachten. Unter solchen schützenden Umständen blieb der schamloseste Nepotismus, den die Päpste fast ohne Ausnahme übten, die furchtbare Finanzverwirrung, die unter Innocenz X. (1644—1655), oder vielmehr unter dessen geistlicher Beratherin, Olimpia, sogar den Kornhandel zum Monopol der päpstlichen Kammer nahm, ohne andern erheblichen Nachtheil, als daß der Ackerbau verödete, die Banditen bis vor die Thore der Stadt streiften, regelmäßig wiederkehrende Hungersnoth viele Tausende der Einwohner Roms fortraffte. Der Stuhl Petri blieb dabei in erträglichen Ehren, und hoffte auf bessere Zeiten.

Seit der Mitte des 18. Jahrh. hing das Geschick des Pontificats eng mit dem Wetter zusammen, das sich über den Jesuiterorden zusammenzog. Benedict XIV., Prosper Lampertini (1740), hatte durch persönliche Tugend einigermaßen das päpstliche Ansehen wiederhergestellt, als sein Nachfolger, Clemens XIII. (1758—1769), Alles wieder durch die blinde Hartnäckigkeit verdarb, womit er den Orden in Schutz nahm. Schon hatten alle katholische Staaten die Jesuiten proscribirt und in ganzen Schiffsladungen dem heil. Vater zur Ernährung am Kirchenstaate aussetzen lassen; da beschloß er an einem Fürsten untern Ranges, der dasselbe gewagt hatte, dem Herzoge von Parma; Rache dafür zu nehmen, cassirte dessen Decrete, und drohete mit dem Banne. Allein sofort traten alle bourbonische Höfe zur Vertheidigung des Herzogs auf;

Frankreich besetzte Avignon, Neapel occupirte Benevent; zum Glück starb der Jesuitenpapst aus Ärger. Clemens XIV., Ganganelli, mußte Alles aufbieten, um den ungehorsamen Söhnen der Kirche die Gewaltschritte, ihren Gesandten die trotzige Sprache abzugewöhnen. Die Aufhebung des Jesuitenordens, der Widerruf des Breve gegen Parma waren die schweren Opfer, um die der Friede erkauft werden mußte. Welch schwere Aufgabe für die päpstliche Politik, Ansprüche, die doch einmal durch die Zeit eingeführt, und gleichsam als Vermächtniß der Vorfahren überliefert waren, unter solchen Umständen durchführen zu müssen! Es war das Geschick eines herabgekommenen Geschlechts, den Aufwand bestreiten zu müssen, den nun doch einmal die Ehre des Hauses fodert, und dabei überall in Verlegenheit, Geldnoth, politischer Unbedeutsamkeit! Und doch standen die schwersten Zeiten erst noch bevor!

Achte Periode: von Joseph II. bis auf die Gegenwart. Die Stürme auf dem kirchlichen Gebiete begannen mehre Decennien früher, als auf dem Boden des Staats, weil die Circulation neuer Ideen durch englische und französische Freigeister hervorgerufen, auf die mehr ideelle Grundlage der Kirche schneller einwirken mußte, als auf die festeren Bande der bürgerlichen Verfassung. Nicht allein der Glaube, das Gerüst der Dogmatik, war durch das verführerische Einreden des Voltaire'schen Spottes und des Rousseau'schen Ernstes auch bei den Gebildeten der katholischen Welt längst erschüttert, sondern durch die kirchenrechtlichen Untersuchungen eines Justinus Febronius (von Hontheim) war die päpstliche Universalherrschaft in ihrer Unhaltbarkeit dargethan, und eine aristokratische Regierung der Landeskirchen mit den Primaten an der Spitze, als der Normalzustand anempfohlen. Damit sollten die aristokratischen Mittelglieder wieder eingeschoben und zu alter Geltung erhoben werden, die durch das Steigen der Papstmacht seit Gregor VII. entfernt waren, eine Reaction gegen das Aufführen der Despotie auf demokratischer Grundlage. Die dem Papstthume so nachtheiligen Principien fanden sofort in der katholischen Welt allgemeinen Anklang; in Frankreich waren sie ja eigentlich schon längst durch die vier Sätze der gallikanischen Freiheit ausgesprochen; in Teutschland fanden sie durch die gleich darauf beginnenden Reformen Joseph's II. praktische Anwendung; ja der Kaiser ging darüber hinaus, indem er den gesunkenen kirchlichen Zustand aus landesherrlicher Macht umzugestalten suchte. Der Zusammentritt der vier teutschen Erzbischöfe im Bade Ems (1786) sollte dagegen nur die Hontheim'schen Entdeckungen durchführen. Die Furcht in Rom war groß. Pius VI. entschloß sich zu der Reise über die Alpen, um persönlich dem Kaiser zu imponiren; den Planen der Erzbischöfe setzte man Intriguen entgegen, wozu sich die ihnen untergebenen Bischöfe gebrauchen ließen; auch jetzt zeigte es sich, wie wenig das Abendland an die Mittelstufe der Metropoliten sich gewöhnen wollte. Indessen bald brachen Stürme ganz anderer Art über den Pontificat herein; in Frankreich öffnete sich der Vulkan der Revolution, in dem nicht allein Hierarchie und Papstgewalt, sondern selbst Katholicismus und Christenthum zu versinken drohte; war die weltliche Herrschaft des Papstes über das Abendland schon seit Jahrhunderten begraben, so erlag jetzt sogar die Souverainetät über den Kirchenstaat, als französische Armeen Italien überschwemmten, und Rom, wie die übrigen Länder, in eine Republik umformten. Bei Durchführung seiner Plane erkannte Napoleon bald die Herstellung einer Nationalkirche als dringendes Erfoderniß zur Organisation der zerrütteten Zustände, ließ sich mit Pius VII. in Unterhandlungen ein; das Concordat von 1801 war davon die Folge, worin freilich kein Schatten der alten Papstgewalt mehr zu finden ist. Als aber doch der Papst den Entwürfen des Kaisers wieder im Wege stand, ward aufs Neue der Kirchenstaat besetzt, mit dem großen Reiche vereinigt, und der standhafte Greis vergebens durch Deportation nach Frankreich zum Nachgeben bedrängt. Die Wiederherstellung des Papstthums mit voller Souverainetät über den Kirchenstaat ist Werk des wiener Congresses, und des dort so fein unterhandelnden Cardinals Consalvi. Gegenwärtig ist die Stellung des Papstes nicht durch seine Stellung zur gesammten katholischen Kirche als deren Oberhaupt, sondern lediglich durch die allgemeine Idee des Staatsrechts gesichert, wornach er als gültiges Glied in die Reihe europäischer Fürsten aufgenommen ist; auf weltlichen Einfluß hat er selbst verzichtet, da er in die großen Verwirrungen der Revolution, die grade in den katholischen Ländern ihren Herd haben, nicht anders eingreift, als wenn er persönlich angegriffen wird; bei dem Kampfe der politischen Gegensätze auf der Halbinsel, bei den Umwälzungen, die Frankreich erfuhr, sind Klagen im Cardinalcollegio gesprochen, einziger Beweis der Theilnahme und Österreichs imposante Macht in Italien der einzige Schutz, der ihm selbst den Besitz des Kirchenstaats, wenigstens der nördlichen Legationen, sichert. Wie lange übrigens eine Regierung, die der Besetzung einer ihrer Festungen durch französischen Handstreich nicht wehren konnte, die durch fremde Truppen vor den Excessen ihrer eigenen Soldaten geschützt werden mußte, sich in der Reihe der selbständigen Staaten erhalten wird, muß von der weitern politischen Entwickelung Europa's abhängen. Die kirchliche Bedeutung des Papstthums gewährt ihm freilich noch die Stellung an der Spitze des Katholicismus, und ist dies sogar von protestantischen Fürsten anerkannt, die zum Besten ihrer katholischen Unterthanen Concordate mit Rom schlossen; indessen scheint auch hier der Entwickelungsgang darauf gerichtet zu sein, daß durch wissenschaftliche Bearbeitung des Katholicismus, wie durch Erwachen eines nationalen Selbstgefühls der Landeskirchen, eine allmälige Lösung der päpstlichen Bande zu erwarten ist. Völlig zu der Unbedeutsamkeit der ersten Jahrhunderte dürfte aber Roms Bischof nie herabsinken, so lange noch bei der Entwickelung der abendländischen Staaten Erinnerungen der Vorzeit bewahrt bleiben *). *(Fr. W. Rettberg.)*

PAPSTWAHL, -KRÖNUNG, -BEGRÄBNISS.

*) Die christ-katholische Lehre vom Papst und seiner Stellung zur Kirche wird am Schlusse des Buchstaben P von einem katholischen Mitarbeiter gegeben werden. Über Papst, als Chef eines weltlichen Staates, vergl. den Artikel Kirchenstaat.



In den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung wurde der Papst von Geistlichkeit und Volk gewählt: „de Dei et Christi ejus judicio, de clericorum paene omnium testimonio, de plebis, quae tunc adfuit, suffragio et sacerdotum antiquorum et bonorum virorum collegio" (*Cyprian*). Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine ecclesia pressa sich mit republikanischen Formen umgibt (Irland, die Türkei, die Raskolniken), und sollten Machthaber dessen stets eingedenk sein. Kaiser Valentinian scheint den ersten unmittelbaren Einfluß auf die Papstwahl geübt zu haben. Ursicinus, der bereits mit Damasus I. concurrirt hatte, erhob nach dessen Tode neuerdings Anspruch, obgleich Siricius in herkömmlicher Weise erwählt worden (385). Valentinian sprach sich aus zu Gunsten des rechtmäßig Erwählten, und durch des Kaisers Ansehen gelangte Siricius zum ruhigen Besitze seiner Würde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Valentinian's Nachfolger dem durch ihn gewonnenen Präjudiz entsagt haben sollte. Odoaker, der König der Heruler, verordnete im J. 483, daß nur eine dem Könige wohlgefällige Person erwählt werden solle, und der Ostgothe Theoderich ernannte den Papst Felix IV., gleichwie Sylverius von dem Gothen Theodat ernannt wurde. Nach Vernichtung der gothischen Herrschaft behielten die Kaiser in Constantinopel das Ernennungs- oder wenigstens Bestätigungsrecht bei, und wurde dasselbe von 668 an durch die Exarchen von Ravenna ausgeübt. Die Taxe, welche für die Bestätigung zu entrichten, erließ Kaiser Constantin V. im J. 680 dem Papst Agathon und dessen Nachfolgern. Inzwischen gaben die römischen Concilien von 606 und 769 manche Vorschriften für die Regulirung der Papstwahl, und der Kampf der Griechen und Longobarden, das Wiederaufleben einer republikanischen Verfassung in dem von seinen Gebietern vergessenen Rom ließ auch die römische Kirche wieder eintreten in die ihr entzogenen Rechte und Freiheiten, deren Befestigung, gleichwie ungewohnte Sicherheit und neuen Glanz sie den fränkischen Königen verdanken sollte. In der Erkenntlichkeit für die von dem obersten Voigte der Kirche, von Karl dem Großen, empfangenen Wohlthaten soll Papst Adrian I. den Kanon gegeben haben, der dem Kaiser das Recht verleiht, Bischöfe zu investiren und selbst den päpstlichen Stuhl zu besetzen: ohne die Echtheit des Kanon zu prüfen, wollen wir nur erinnern, daß Karl der Große unbenutzt ließ die einzige Gelegenheit von dem Privilegium, so viel den päpstlichen Stuhl betrifft, Gebrauch zu machen. Leo III. wurde von der Geistlichkeit und dem Volke von Rom gewählt, und von dem Kaiser nicht einmal das Bestätigungsrecht geübt. Unter Karl's schwachen Nachfolgern verfielen die Macht und Befugnisse eines obersten Kirchenvoigtes, und die Päpste, denen nach der Ansicht des Jahrhunderts die Ausübung einer executiven Gewalt untersagt, wurden genöthigt, den Schutz mächtiger Barone der Nachbarschaft zu suchen. Der unwürdigste Einfluß machte sich geltend bei der Besetzung des heiligen Stuhls, obgleich Johann IX. in dem römischen Concilium von 904 ein zweckmäßiges Wahlgesetz erließ und Vorschriften ertheilte, welche bei kommenden Wahlen allen Unordnungen vorbeugen konnten. Otto I., der Wiederhersteller des Reiches Karl's des Großen, gab am 13. Febr. 962 die berühmte Urkunde, welche die Stellung des Voigtes zu dem Oberhaupte der Kirche deutlicher bestimmte. Es wird darin gesagt, „daß die ganze Geistlichkeit und der römische Adel sich durch einen Eid verbinden sollten, daß die Wahl der Päpste in Zukunft rechtmäßig und nach Vorschrift der Kirchengesetze geschehen werde, und daß derjenige, der zu diesem heiligen und apostolischen Regiment würde erwählt werden, durch keines Einwilligung sich zum Papste weihen lassen soll, ehe und bevor er in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten, oder des Gesandten von des Kaisers Sohn, auch der ganzen Gemeinde, solches Versprechen zur Beruhigung aller, und zu ihrer zukünftigen Erhaltung wird gegeben haben, als der Papst Leo (IV.) freiwillig gethan hat. Der Kaiser verhielt sich aber keineswegs innerhalb der Grenzen, die er sich selbst vorgeschrieben; er vertrieb den Papst Johann XII., setzte ihm Leo VIII. entgegen, und Kaiser Otto III. machte seinen Vetter Bruno, seinen Lehrer Gerbert, zum Papst (Gregor V. Sylvester II.), ohne doch dabei die Römer von der Wahl gänzlich auszuschließen, sodaß sein Verfahren hierbei demjenigen ungefähr glich, welches bei der Besetzung teutscher Bisthümer beobachtet zu werden pflegte. In gleicher Weise mag Heinrich III. bei Ernennung der Päpste Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II. gewirkt haben. Stephan X., angehörend dem eenhamschen oder verdunschen Zweige des Hauses Ardenne, welcher Zweig besonders unbeliebt den fränkischen Kaisern, verdankte seine Erhöhung freier Wahl, die begünstigt durch die stürmische Minderjährigkeit Heinrich's IV., und sein Nachfolger, Papst Nicolaus II., benutzte die fortwährende Ohnmacht des Reichs, um auf dem Concilium zu Rom, 1058—1059, an die Stelle eines zweifelhaften, stets von Unordnungen begleiteten Herkommens, ein festes Wahlregulativ einzuführen. Hiernach sollte künftig die Papstwahl von den Cardinalbischöfen allein vorbereitet, dann mit Beiziehung der übrigen Cardinäle die Wahl selbst vorgenommen werden, und dieses zwar mit Zustimmung des übrigen Klerus und des Volkes, und ohne Hintansetzung der dem Kaiser schuldigen Hochachtung und Ehrfurcht (Cap. 1. Dist. 23. Can. 1. 9. Dist. 79): „Salvo debito honore et reverentia dilecti filii nostri Henrici — et (uti) jam sibi concessimus, sicut successoribus illius, qui ab hac apostolica sede personaliter hoc jus impetraverint." Der Nachfolger von Nicolaus, Alexander II., wurde bereits ohne Zustimmung des kaiserlichen Hofs gewählt und consecrirt. Gregor VII., von des Kaisers wegen befragt, wie er, gegen das Herkommen, die auf ihn gefallene Wahl habe annehmen können, ohne Vorwissen des Kaisers, entschuldigte sich mit dem ihm von dem Volke angethanen Zwange, und fügte hinzu, er sei keineswegs zu vermögen gewesen, daß er sich ordiniren lassen, bevor er die Einwilligung des Kaisers und der teutschen Fürsten gehabt. Mit dieser Entschuldigung befriedigt, erlaubte Heinrich, daß Gregor consecrirt werde. Hiernach ist er unter den Kaisern der letzte gewesen, der aufgefodert worden, in der Eigenschaft eines

obersten Voigtes der Kirche ein Bestätigungsrecht zu üben. Das unter Alexander III. im J. 1179 versammelte dritte lateranensische Concilium gab die Papstwahl ausschließlich an die Cardinäle, und haben sich von dem an die Wahlformen allmälig zu ihrer heutigen Gestalt geordnet. Für den verstorbenen Papst wird neun Tage lang Trauergottesdienst gehalten. An jedem dieser neun Tage treten die Cardinäle, nach dem Traueramte, in eine Congregation zusammen und berathschlagen sich über das Ceremoniell, über die im Conclave zu beobachtende Ordnung ꝛc. In diesen Congregationen nimmt das heil. Collegium die Aufwartung der Gesandten und sonstigen hohen Personen an. In der ersten Sitzung werden die verschiedenen, auf das Wahlgeschäft bezüglichen Bullen von Alexander III., Gregor X., Clemens V., Clemens VI., Julius II., Pius IV., Gregor XV., Urban VIII. und Clemens XII. vorgelesen, die Cardinäle beeidigt, und zwei derselben gewählt, um der eine die Trauerrede, der andere die Wahlrede zu halten. In der zweiten Congregation werden die Beamten in ihren Stellen bestätigt und die Condolenzen angenommen. Die dritte, vierte und fünfte beschäftigt sich mit der Wahl der für das Conclave bestimmten Ärzte, Apotheker ꝛc. In der sechsten werden die Zellen des Conclave durch die Hand des jüngsten Cardinal-Diakon verloset, die Ceremonienmeister und Aufwärter erwählt. In der siebenten Congregation wird von den Cardinälen gehandelt, welche den einem jeden bewilligten zwei Conclavisten (der eine ist ein Kammerdiener, der andere, der eigentliche Conclavist, ein Geistlicher) einen dritten hinzuzufügen wünschen. In unsern Zeiten wird dieser Wunsch einem jeden gewährt, in frühern Tagen war der dritte Conclavist sehr vornehmer Geburt, hohem Alter oder besonderer Gebrechlichkeit vorbehalten. In der achten Congregation wird von zwei Cardinälen das Verzeichniß aller in das Conclave aufzunehmenden fremden Personen entworfen. In der neunten und zehnten Congregation werden die drei Cardinäle erwählt, welche die äußere Oberaufsicht im Conclave führen sollen. Den Tag nach den Trauer-Nonen, den 10. Tag von dem Ableben des Papstes an gerechnet, versammeln sich die Cardinäle in der St. Peterskirche, um zu hören die Messe de Spiritu sancto, welche der Dekan in dem Chor der Stiftsherren, oder in einer andern beliebigen Kapelle liest. Sodann hält der in der ersten Congregation hierzu erwählte Cardinal in lateinischer Sprache die Wahlrede zu ermahnen seine Collegen, daß sie der Kirche ein würdiges Oberhaupt geben. Ist die Ermahnung gesprochen, so ordnen die Anwesenden sich zu einer Procession; vorausgehen die Musiker der päpstlichen Kapelle, anstimmend das Veni creator spiritus, und ein Ceremonienmeister mit dem goldenen päpstlichen Kreuze (la Croce papale), dann folgen paarweise die Cardinäle, den Dekan an der Spitze. Hinter jedem Paare gehen die Diener und einige Schweizer; andere Schweizergardisten bilden Spalier zu beiden Seiten des Zuges, dem sich eine unermeßliche Volksmenge anschließt. An dem Orte des Conclave, so gewöhnlich der Vatican, angekommen, zieht die Procession sofort ein in die Kapelle von Sixtus IV., die bereits eingerichtet für das Scrutinium und für die künftige Adoration. Der Cardinal-Dekan spricht die Oration „Deus qui corda fidelium," und die Cardinäle nehmen ihre Plätze ein, während alle, die ohne Beruf anwesend, durch die Ceremonienmeister ersucht werden, abzutreten. Der Secretarius des heil. Collegiums und die fünf Ceremonienmeister bleiben zwischen den Bänken stehen, und der Secretarius oder ein Ceremonienmeister verliest mit lauter Stimme die auf die Wahl und das Conclave bezüglichen Bullen, und es beschwören die Cardinäle deren genaue Befolgung. Hiernächst ziehen die Cardinäle sich in ihre Cellen zurück. Dieser Cellen sind so viele, als das heil. Collegium eben Mitglieder zählt, und demnach in ihrer Anzahl wandelbar. Denn beinahe niemals ist das Cardinalscollegium vollständig besetzt, selten so zahlreich, als im gegenwärtigen Augenblicke. Um vollständig zu heißen, müßte dasselbe mit 70 Cardinälen besetzt sein: sechs Cardinalbischöfe, Ostia, Porto, womit die Kirche von Santa-Rufina vereinigt, Albano, Sabina, Palestrina und Frascati; 50 Priester, unter folgenden Kirchentiteln: Santa Maria in Trastevere, Santa Potentiana, S. Lorenzo in Lucina, la Trinita de' Monti, S. Marcello e Pietro, Sant' Agostino, Santa Cecilia, Santa Prisca, Santa Maria in ara cöli, Sant' Alessio, Santa Prassede, Santa Maria della Pace, Santa Maria degli Angeli nelle Terme, Santi Quattro Coronati, Santi Giovanni e Paolo, S. Pietro in Vincola, Santa Maria sopra la Minerva, Santa Sabina, Santa Susanna, Santi Nereo et Achilleo, S. Lorenzo in Pane e perna, Santa Croce in Gierusalem, S. Martino ne' Monti, Santa Maria del Popolo, Santa Balbina, S. Girolamo delli Schiavoni, Santa Anastasia, S. Sisto, Sant' Honofrio, S. Silvestro in Campo Marzo, Santa Maria in Via, Santi Apostoli, S. Salvatore del Lauro, S. Pancratio, S. Matteo in Merulana, S. Bartolomeo in Isola, S. Clemente, S. Giovanni innanzi porta Latina, S. Tomaso in Parione, Santa Agnese in Piaza Navona, S. Marcello, S. Marco, S. Stefano nel Monte Celio, Santa Maria della Traspontina, S. Biagio dell' Agnello, S. Eusebio, S. Pietro Montorio, S. Grisogono, S. Quirico e Jovita und S. Celso; 14 Cardinal-Diakonen, unter folgenden Titeln: Santa Maria in via lata, Sant Eustachio, Sant' Agata, Santa Maria in Portico, Sant' Angelo in Pescaria, Santa Maria Nuova, Santa Maria in Cosmedin, San Nicola in Carcere, S. Giorgio, Santa Maria in Aquiro, Sant' Adriano, Santi Cosmo e Damiano, Santa Maria in Domenica und Santi Vito e Modesto. Die Cellen sind in den obern Galerien des Vaticans und in den anstoßenden Zimmern, in einer Reihe angebracht. Eine jede bildet ein Viereck, ist von Tannensparren aufgeführt, und von der nächsten Celle durch einen fußbreiten Raum getrennt. Zur Seite sind zwei Zimmer angebracht, von denen das eine zum Messelesen oder hören, das andere als Speisezimmer bestimmt ist. Die Wände der Cellen bestehen nur aus Wollenzeuch, und da die großen Zimmer, wie z. B. die Sala ducale, in viele Cellen vertheilt zu werden pflegen, so befinden sich die sämmtlichen Inhaber eines solchen Zimmers in beständiger Spannung, denn in

allen Cellen kann ein jedes Wort gehört werden, das in einer der Cellen des nämlichen Zimmers laut gesprochen wird. In der Eintheilung und Benutzung des engen Raums, der jedem Cardinal durch das Loos zugewiesen, etwa 18—20 Fuß Länge und Breite, entwickelt sich der Italiener Sinn für häusliche Industrie. Außer einem Speise- und Wohnzimmer und einer Schlafkammer wird noch ein Stübchen für den Kammerdiener, ein anderes für den Conclavisten angebracht. Einige Cellen sind zu zwei Stockwerken eingerichtet, und demnach mit einer compendiösen Treppe versehen. Über jeder Celle wird des Inhabers Wappen angebracht. Die Creaturen des letztverstorbenen Papstes gehen während des Conclave violett gekleidet, haben auch Cellenbehang und Geräthe von dunkelvioletter Farbe, während ihre Collegen für Ameublement die grüne Farbe wählen. Die Cellen der Cardinäle, von welchen es ausgemacht, daß sie nicht nach Rom kommen, bleiben gleichwol ihnen vorbehalten und unbesetzt. Zwischen den Cellen und den Fenstern wird eine lange Galerie offen gelassen, um den Cellen und dem gesammten Conclave das nöthige Licht zu geben; jede Celle ist zu dem Ende mit einem kleinen Fenster versehen. Nach dem Mittagsessen ruft ein Glöcklein die Cardinäle zur Capelle des Scrutiniums zurück, und in ihrer aller Gegenwart schwören in die Hände des Cardinal-Dekans der Marschall der Kirche, zugleich Hüter der Pforte des Conclave [1]) und der Governatore des Conclave den vorgeschriebenen Eid. Nach dieser Verrichtung kehren die Cardinäle zu ihren Cellen zurück, viele begeben sich auch wieder in ihre Wohnungen; die einen, wie die andern, verhandeln mit den fremden Gesandten, oder bereiten sich in anderer Weise zu dem vorhabenden Geschäfte. Alle müssen jedoch auf den Schlag der dritten Nachtstunde (nach italienischer Uhr) im Conclave sich einfinden, gleichwie auf das von der Glocke gegebene Zeichen alle sich entfernen, die nicht in das Conclave gehören. Der Marschall der Kirche veranstaltet sofort in herkömmlicher Weise dessen Verschließung, und der Cardinal-Dekan und der Camerlengo stellen eine Untersuchung an, ob Alles wohl geschlossen und versichert, lassen auch darüber durch die Ceremonienmeister ein Instrument aufnehmen. Alle Zugänge und Fenster, bis auf das einzige oberhalb einer jeden Celle angebrachte Fenster, müssen verhängt oder zugemauert sein, und nur das Thor und eine Seitenpforte bleiben einem mehr oder minder beschränkten Verkehre offen. Jenes wird von Innen und von Außen verschlossen. Den Schlüssel zu dem innern Schlosse erhält der Governatore, jenen des äußern Schlosses bewahrt der erste Ceremonienmeister. Die Nebenpforte wird nur für Ordensobere und Gesandte geöffnet, oder für einen Cardinal, der wegen Krankheit das Conclave verlassen müßte. An dem Hauptthore sind vier Öffnungen angebracht, alle mit Drehrädern versehen, wodurch die Speisen für die Cardinäle eingeschoben werden. Dabei steht Tag und Nacht eine starke, von dem Marschall der Kirche dahin beorderte, Wache; in deren Gegenwart kann man einen Cardinal und jede andere im Conclave eingeschlossene Person sprechen, doch muß das Gespräch mit lauter Stimme, lateinisch oder italienisch geführt werden. Auf dem St. Petersplatze sind vier andere Wachhäuser angebracht, deren Mannschaft unter den Befehlen des Generals der Kirche steht. Die auf den Platz führende Stiege des apostolischen Palastes wird durch eine Breterwand geschlossen und von zwei Schweizerwachen gehütet; zwei andere Wachen befinden sich innerhalb des Hofes der äußersten Pforte und an der Treppe, die hinabführt nach St. Peter. Am Tage nach dem Einzuge in das Conclave hält der Cardinal-Dekan eine stille Messe vom heiligen Geiste, worin die übrigen Cardinäle zur Communion gehen, dann richtet er an sie eine Ermahnung, das bevorstehende Geschäft betreffend. Sodann erfolgt die Musterung der Conclavisten; zwei, höchstens drei, den Kammerdiener eingerechnet, mag ein Cardinal bei sich haben. Sie werden bei ihrem Eintritte in das Conclave beeidigt, erhalten nach beendigter Wahl aus der apostolischen Kammer ein Geschenk von 400 Lire, und tax- und abgabefrei das römische Bürgerrecht. Auch erben sie, nach vollendeter Wahl und nach Auflösung des Conclave die Geräthschaften, welche in der Celle ihre Patrons enthalten. Sie fungiren als Secretaire und üben nicht selten, als Vertraute und gewandte Unterhändler, den mächtigsten Einfluß auf die Wahl. Außer ihnen sind für den allgemeinen Dienst des Conclave aufgenommen ein Sacristan mit seinem Gehilfen, fünf Ceremonienmeister mit ihrem Diener, ein Secretarius sammt Gehilfen, ein Beichtvater, zwei Ärzte, ein Chirurg, ein Apotheker mit zwei Gesellen, zwei Bartscheerer mit zwei Gesellen, ein Maurermeister, ein Zimmermeister, 16 Knechte (Facchini). Täglich, so lange das Conclave währt, wird von der Welt- und Ordensgeistlichkeit eine Procession nach der St. Peterskirche angestellt, um für die vorhabende Wahl den göttlichen Beistand zu erflehen. Während die Procession den Vatican umzieht, wird das Veni Creator gesungen, in der Kirche die Messe de Spiritu sancto gelesen, und dabei eine Lection vorgetragen, worin es heißt: Domini sunt cardines terrae, et posuit super eos orbem. In dem gleichen Sinne werden in einer der auf das Wahlgeschäft bezüglichen Bullen die Cardinäle genannt, infallibiles aeternae sapientiae consultores. Die verschiedenen Brüderschaften stellen Betstunden an, von dem Himmel ein würdiges Oberhaupt der Kirche zu erflehen, und in mehren Kirchen werden zu gleichem Zwecke Betstunden vor dem ausgesetzten Hochwürdigsten gehalten. In der nämlichen Absicht werden in der ganzen katholischen Kirche, sobald das Ableben des Papstes bekannt geworden, öffentliche Gebete angeordnet. Die Absonderung der Cardinäle wurde von Papst Gregor X. auf dem Concilium zu Lyon, 1274, vorgeschrieben, die Diplomatie, eine Erfindung der Italiener, hat aber diese Absonderung in mancherlei Formen zu verhüllen gewußt. Eine dieser Formen ist ersonnen, um zu verhindern, daß Briefe von Gesandten oder von einer bei dem Wahlgeschäft interessirten Partei, zugleich mit den für jeden Cardinal bestimmten Speisen eingeschwärzt werden. Mittags und

1) Dieses Erbamt ist nach dem Aussterben der Savelli an die Chigi gekommen.

Abends kommt eines jeden Cardinals Dienerschaft in seinen Carossen auf den St. Petersplatz gefahren, um bei dem Governatore des Conclave das Essen für ihren Principal zu fodern, oder, im Falle dieser seine eigene Küche führt, die Speisen unmittelbar in Empfang zu nehmen. Mit diesen Speisen ziehen die Cortegiani in folgender Ordnung zu den in dem Hauptthore des Conclave angebrachten Drehrädern. Zuerst tragen zwei Stallbediente an violettbraunen oder grünen hölzernen Stäben das Wappen ihres Herrn; hinter ihnen gehen der Stäbelträger mit dem silbernen Stabe (Mazza) und andere Edelleute, Pagen und Hausofficiere; dann folgt der Haushofmeister, eine Serviette über die Schulter geschlagen, welchen der Mundschenk und der Vorschneider begleiten. Bediente tragen in Körben die Speisen, Schüsseln, Teller, andere Bediente haben Flaschenkeller aufgeladen, Brod, Früchte rc. An den Rädern angelangt, nennt der Haushofmeister, so laut wie möglich, den Namen des Cardinals, damit der Kammerdiener im Conclave, der bereits aufpasset, die Speisen in Empfang nehme. Vorher aber wird Speise für Speise in Gegenwart des Governatore und der ihm beigeordneten Prälaten untersucht, d. h. die Bedienten des Governatore sehen sich ganz oberflächlich die Speisen an, und werfen augenblicklich mit einer Reverenz den Deckel wieder zu. Sind die Speisen für das Conclave alle durchgegangen, so schließt ein päpstlicher Läufer, der mit der silbernen Mazza bewaffnet, die Pforte; der assistirende Prälat überzeugt sich des gewissenhaften Verschlusses und besiegelt das Schloß mit seinem Petschaft, gleichwie von Innen der Ceremonienmeister thut.

Folgende Grundsätze haben sich seit Alexander III. für die Papstwahl gebildet: 1) gleichwie das Recht, den Papst zu wählen, ausschließlich den Cardinälen zusteht, so kann die Wahl regelmäßig nur auf einen Cardinal fallen. 2) Die abwesenden Cardinäle werden nicht eigens zur Wahl berufen, noch dürfen sie ihr Stimmrecht durch Procuration üben. 3) Eine Censur zieht den Verlust des Wahlrechtes nicht nach sich. 4) Nur nach geendigter Wahl dürfen die Cardinäle das Conclave verlassen, blos Krankheit berechtigt zu früherm Austritte; re integra darf der Genesene wieder dahin zurückkehren, außerdem verliert er für dieses Mal sein actives Stimmrecht. 5) Die anwesenden Cardinäle haben drei Tage, um in das Conclave einzutreten, nach deren Ablauf werden sie nicht weiter zugelassen. Auswärts sich aufhaltende Cardinäle hingegen werden zu jeder Zeit eingelassen; der alte Gebrauch, der ihnen nur zehn Tage, von Eröffnung des Conclave an gerechnet, als äußerste Frist gestattete, ist längst in Vergessenheit gerathen. 6) Vor dem Eintritte in das Conclave muß jeder Cardinal beichten und das heil. Abendmahl empfangen, oder, wenn er Cardinalpriester ist, Messe lesen. 7) Jeder schriftliche oder mündliche Verkehr mit den im Conclave eingeschlossenen Cardinälen ist untersagt. 8) Wäre der Papst nach drei Tagen nicht gewählt, so sollen die Cardinäle an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur eine Speise haben; wäre nach Ablauf dieser fünf Tage die Wahl noch nicht erfolgt, so sollen sie von dem an bis zur Beendigung der Wahl nur Brod, Wein und Wasser erhalten, eine Anordnung, die längst außer Übung gekommen ist. Auch beginnt nach dem Gebrauche der neuern Zeit die eigentliche Wahl erst an dem dritten Tage, von dem feierlichen Einzuge in das Conclave an gerechnet, nachdem Tags vorher der Cardinal-Dekan in der Sixtinischen Kapelle die heil. Geistmesse gelesen hat. 9) Wenn unter den Cardinälen keine Einstimmigkeit erzielt werden kann, so soll Papst derjenige sein, welcher zwei Drittel der Stimmen für sich hat. Das andere Drittel soll sich entweder den übrigen anschließen oder gar nicht beachtet werden. Regelmäßig geschieht die Wahl durch das Scrutinium, jedoch kann sie auch per Compromissum und per quasi inspirationem erzielt werden; das Compromiß wird sehr selten, noch seltener die Inspiration vorkommen. Die Compromißwahl ist diejenige, worin der Papst nur von einigen Cardinälen gewählt wird, als die von ihren Collegen hierzu bestellt worden, unter der beigefügten Versicherung, daß sie denjenigen für einen rechtmäßigen Papst erkennen würden, den hierzu die Compromissarien ernennen sollten. Die Inspiration ist der Form nach durchaus unregelmäßig. Einige Cardinäle, von verschiedenen Parteien, rufen plötzlich, wie in Begeisterung, N. N. ist Papst. Dieses wurde aber niemals versucht, als wenn die Leiter der Parteien Gewißheit zu haben vermeinten, daß sie mit ihrem Antrage durchdringen würden. Nicht minder außerordentlich ist die sogenannte Adoration; eine starke Partei, die sich der zwei Drittel der Stimmen versichert hält, erweist plötzlich, und ohne das Resultat der Abstimmung zu erwarten, dem von ihr designirten Papste die Ehre der Adoration. Bei dem Scrutinium muß die Wahl so lange fortgesetzt werden, bis zwei Drittel der Stimmen sich vereinigen. Jedoch kann diese Stimmenzahl auch durch den Beitritt (accessus) ergänzt werden. Der Accessus tritt ein, wenn mehre Cardinäle, die bereits für ein Individuum in dem Scrutinium stimmten, sich mit einer andern Partei vereinigen und also die zwei Drittel bilden helfen. Das Scrutinium beginnt Tag für Tag auf das von dem Ceremonienmeister gegebene Zeichen. Morgens um sechs Uhr geht er mit einer Schelle durch das Conclave, dabei rufend: ad capellam Domini. Wenn das bis um sieben Uhr zum dritten Male geschehen, erheben die Cardinäle sich aus ihren Cellen, jeder unter Voraustretung seiner Conclavisten, deren einer das Schreibzeug, der andere den Mantel hält. An dem Eingange der Kapelle legen die Cardinäle die Chorkleider an, die in ihrem eigenthümlichen Schnitte den Chorkleidern der Benedictiner am nächsten kommen. Der Sacristan, stets aus dem Augustinerorden zu wählen, liest die Messe pro electione Romani Pontificis, bei welcher zwei Ceremonienmeister dienen; sodann entfernen sich die Conclavisten, die Cardinäle aber lassen sich zum Scrutinium nieder. Die Kapelle, an sich etwas dunkel, empfängt ihre vornehmste Zierde von dem über dem Altare von Michel Angelo gemalten jüngsten Gerichte. Stühle und Bänke sind mit grünem Tuche überzogen; ein eiserner Ofen ist nicht ohne Bedeutung für das Wahlgeschäft. Zur linken Seite, bei dem Eingange, sitzt der Cardinal-Dekan und grade gegenüber, zur Rechten, der erste Diakon. Vor

dem Altare steht eine lange Tafel; die zwei silbernen Becken darauf enthalten die gedruckten, von den Ceremonienmeistern zurecht gelegten Formulare für Scrutinium und Accessus. Mitten auf dem Tische stehen zwei Kelche, bestimmt die ausgefüllten Formulare aufzunehmen; neben ihnen ist ein verschlossenes, oben mit einer kleinen Öffnung versehenes Kästchen angebracht. Ein Säckchen liegt dabei, worein der jüngste Cardinal-Diakon so viele Kugeln wirft, als Cardinäle gegenwärtig sind; jede Kugel ist mit dem Namen eines Cardinals bezeichnet. Ein Täfelchen beschreibt die Eidesformel, welche die Cardinäle schwören, bevor die Stimmzettel in den Kelch gebracht werden. Aus dem Säckchen, worin die Kugeln enthalten, werden deren neun gezogen; diese Verlosung gibt drei Scrutatoren, drei Revisoren und drei Krankenpfleger. Die Scrutatoren nehmen Platz an dem Tische, werden aber von den Revisoren beaufsichtigt. Die Krankenpfleger schreiben die Abstimmungen der Cardinäle, welche dieses selbst zu thun durch Altersschwäche verhindert werden. Die Einlegung der Wahlzettel wird nach dem Alter vorgenommen. Der älteste Cardinal geht zuerst an jenen Tisch, nimmt aus dem Becken ein Wahlformular, schreibt den Namen desjenigen ein, dem die Stimme zugedacht, läßt die Überschrift durch eine fremde Hand anfertigen, oder verstellt seine Schrift, so viel dies möglich ist; dann legt er das Briefchen vierfach zusammen und drückt sein Siegel auf, worauf er nach seinem Platze zurückkehrt. Zum Scrutinium selbst nimmt zuerst abermals der älteste Cardinal sein Briefchen zwischen den Daumen und den Zeigefinger der rechten Hand und geht damit vor den Altar, das Briefchen in die Höhe haltend, damit es von der ganzen Versammlung gesehen werde. Er kniet nieder auf der untersten Stufe des Altars, spricht leise ein Gebet, dann laut, auf der obersten Stufe, die Worte: **Testor Christum Dominum, qui me judicaturus est, eligere quem secundum Deum judico eligi debere, et quod in accessu praestabo.** Dann legt er sachte sein Briefchen auf den Deckel des Kelches, in welchen es von selbst hinabgleitet. Dasselbe thun in der Ordnung der Jahre die übrigen Wähler. Ist einer wegen seiner Altersschwäche dazu unvermögend, so wird ihm von einem Scrutator der Kelch vorgehalten. Cardinäle, die etwa krank ihre Zellen hüten müssen, schreiben selbst oder lassen ihre Abstimmung durch einen Krankenpfleger zu Papier bringen. Ein anderer Krankenpfleger nimmt das verschlossene Kästchen, das auf dem Tische der Wahlkapelle in Bereitschaft stand, geht damit nach der Zelle des Kranken und empfängt seinen Wahlzettel, der vermittels der oben angebrachten Öffnung in das Kästchen eingeschoben wird. Das Kästchen trägt der Krankenpfleger alsbald nach der Kapelle zurück, es wird Angesichts des heil. Collegiums geöffnet, der Inhalt herausgenommen und in den Kelch zu den übrigen Bollettini gebracht. Die Wahlformulare sind durch Querlinien in acht gleiche Theile unterschieden. In der ersten Abtheilung steht des Wählers Name: **Ego N. N. Cardinalis.** Die zweite Abtheilung bleibt leer. In der dritten Abtheilung ist vorn und hinten ein Kreis angebracht, darauf der Wähler sein Siegel in weichem Wachse aufzudrücken hat. Bei solchen Gelegenheiten wird aber das gewöhnliche Insiegel nicht angewendet, sondern ein jeder Cardinal hat sich hierzu ein besonderes Pitschaft stechen lassen. In die vierte Abtheilung kommt der Name des Erwählten in folgenden Worten: **Eligo in Summum Pontificem Eminent. D. meum D. Cardinalem N. N.** Die fünfte Abtheilung bleibt frei. Der sechsten werden abermals die Siegel aufgedrückt, nach Anleitung der vorhandenen Kreise. Die siebente Abtheilung bleibt leer; die achte wird nach Belieben mit einer Schriftstelle oder Devise ausgefüllt. Der Umschlag ist ganz bedeckt mit durchschlungenen Zügen, damit die Schrift der innern Seite um so weniger zu lesen; ganz oben wird nur der Name, unten das Siegel angebracht. Sind alle Wahlzettel, **Bollettini**, in dem Kelche gesammelt, so nimmt der letzte der Scrutatoren einen nach dem andern aus demselben heraus, zeigt ihn den Cardinälen und schiebt ihn in den zweiten Kelch. Findet er mehr oder weniger Bollettini, als Cardinäle im Conclave anwesend sind, so verbrennt er alle mit einander, und jeder Cardinal schreibt ein neues Briefchen, und das so oft, bis das Scrutinium, so viel die Zahl der Stimmen betrifft, seine Richtigkeit hat. Wird die Zahl als richtig befunden, so begeben sich die drei Ordenshäupter unter den Cardinälen nach dem Altar, dann tragen sie den Kelch mit den Wahlzetteln nach dem Tische zurück. Sie nehmen ihre Plätze ein, und die Scrutatoren setzen sich nieder an den Tisch, in der Weise, daß die ganze Versammlung sie vor Augen hat. Der erste von ihnen stürzt den Kelch um, daß die Bollettini auf den Tisch fallen; ist die Operation des Tages ernstlich gemeint, und finden sich für einen Candidaten so viele Stimmen, als zur Inclusiva erfoderlich, so öffnet der Scrutator den ersten Brief, liest für sich die darin enthaltene Abstimmung und reicht ihn dem zweiten Scrutator, der ebenfalls schweigend liest und den Zettel an den dritten Scrutator abgibt. Dieser liest den Namen des Gewählten laut ab, und sämmtliche Cardinäle tragen den verlesenen Namen in eine Tabelle ein, deren gedrucktes Formular jeder vor sich liegen hat. Der dritte Scrutator nimmt demnächst den Zettel, durchsticht ihn bei dem Worte **Eligo** mit einer Nadel, durch welche ein feiner Faden gezogen ist; wenn alle Bollettini an einander gehängt, bindet er beide Enden des Fadens zusammen, und den zusammengehefteten Bündel wirft er in einen Kelch. Die Revisoren durchgehen die einzelnen Wahlzettel; wenn sie Alles richtig befinden, so werden die Stimmen gezählt und von den Stimmgebern recognoscirt; derjenige aber, zu dessen Gunsten sich zwei Drittel der Stimmen vereinigen, wird als Papst proclamirt. Hat Niemand am Morgen die nöthige Stimmenzahl erreicht, so kommt es am Nachmittage zur Accessuswahl, vor welcher statt der Messe **pro electione Romani Pontificis** das **Veni creator spiritus** abgesungen wird; und es ist beinahe unerhört, daß ein Papst durch das Scrutinium allein erwählt worden wäre. Der Acceß unterscheidet sich von dem Scrutinium dadurch, daß der Eid nicht erneuert werden darf. Im Übrigen ist die Form dieselbe. **„Accedo ad Cardinalem N. N. et possum accedere, ut patet ex voto meo et ex sub-**

scripto," schreibt der abstimmende Cardinal in sein Brieflein. Will er bei seiner bereits abgegebenen Stimme verharren, so schreibt er: „Accedo nemini." Ergibt sich nach vorgenommener Revision auch jetzt keine Stimmenmehrheit, hat keiner der in Vorschlag gebrachten Candidaten die nothwendig erfoderten zwei Drittel der Stimmen vereinigt, so wird am nächsten Tage früh eine neue Wahloperation angestellt. Die Wahlzettel werden jedesmal verbrannt. Die Dauer des Conclave läßt sich nicht im Voraus bestimmen; wenn aber in der Peterskirche der Finger des heil. Petrus, der nur an den höchsten Festen ausgesetzt zu werden pflegt, in währendem Conclave der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt wird, so ist dieses ein Zeichen der herannahenden Beendigung der Wahl, und man sieht der Verkündigung des Resultats entgegen. Durch manche äußere Umstände, auch durch die verschiedenen Ansichten der Cardinäle, kann die Wahl gar sehr verlängert werden, zu großem Nachtheile der Gesundheit der mehrentheils bejahrten Herren, die in dem ungesundesten Theile der Stadt auf einen so engen Raum beschränkt sind. Sind z. B. Cardinäle abwesend, welche dem Conclave beizuwohnen wünschen, so wird die Wahl dadurch aufgehalten, daß Candidaten in Vorschlag kommen, die durchaus unpassend die schwere Bürde zu tragen (die keine Cardinali papali sind), und die daher niemals eine Stimmenmehrheit gewinnen können. Viele Zeit geht auch in den Unterhandlungen mit den fremden Gesandten verloren; diese Gesandte, für welche vorzugsweise der Nebeneingang an dem Conclave bestimmt, verhandeln zunächst mit den Ordenshäuptern in dem heil. Collegium. Bei solchen Audienzen, die in dem Sprachzimmer gegeben werden, waltet das gleiche Ceremoniel wie vor dem Papste selbst. Dieser muß sich nothwendig unter den Cardinälen befinden, und die Ordenshäupter stellen die Gesammtheit der Cardinäle vor. Den zur Audienz kommenden Diplomaten verwehrt ein Vorhang den Einblick in das Conclave; vor gekrönten Häuptern öffnen sich aber alle Schranken, wie namentlich geschah, als Kaiser Joseph II. das Conclave von 1769 besuchte. Unbeschränkt soll die Freiheit der Stimmen sein; Parteien zu bilden, ist den Cardinälen untersagt, ebenso wenig dürfen sie durch einen Eid oder durch ein sonstiges Versprechen in ihrer Wahlfreiheit sich beschränken lassen; sie haben einzig das Wohl der Kirche zu berücksichtigen. Doch ist eine Art der Beschränkung durch weltliche Rücksichten von ganz besonderer, allgemeiner Bedeutung eingeführt worden. Es ist dieses die sogenannte Exclusiva, zu der ein teutscher, nun österreichischer Kaiser, Frankreich und Spanien berechtigt sind. Den Ursprung dieser Berechtigung glaubt man in die Zeiten der großen Schismen des 14. Jahrh. zurücksetzen zu können. Uns scheint sie in den Anfang des 16. Jahrh. zu gehören, als die Könige von Frankreich Mailand erobert hatten, als Neapel eine spanische Provinz geworden war. Es ist nicht abzusehen, wie Spanien ohne Neapel für den römischen Hof solche Bedeutung hätte erlangen können, noch viel weniger aber, wie ein teutscher Kaiser, bei der Ohnmacht des Reiches seit der Mitte des 13. Jahrh. solches Recht hätte gewinnen können. Nur als Nachfolger Karl's V. werden Ferdinand I. und die Kaiser bis auf den heutigen Tag excludirt haben. Das dabei zu beobachtende Verfahren ist folgendes: Der Hof ertheilt einem Cardinal Vollmacht, die Exclusiva zu geben (im J. 1831 hatte Albani von Österreich, Isoard von Frankreich, Marco y Catalan von Spanien diese Vollmacht), und bezeichnet die Cardinäle, deren Wahl er zu verhindern wünscht. Daß der Bevollmächtigte diese Namen geheim zu halten suchen wird, ist begreiflich; es sei denn, daß der Hof aus besondern Gründen seinen Unwillen gegen diesen oder jenen Cardinal an den Tag zu legen wünscht. In dem Conclave von 1769, welches Frankreich durch Schrecken zu beherrschen suchte, machten die französischen und spanischen Gesandten bei allen Cardinälen die gewöhnlichen Privatbesuche, nur nicht bei Boschi, Buonacorsi, Torrigiani und Castelli. Diesen sollte dadurch die Exclusiva angedroht werden. Wenn in einem Scrutinium Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß ein auszuschließender Cardinal gewählt werden könnte, d. h. wenn der bevollmächtigte Cardinal bei der Verlesung der Stimmenzettel inne wird, daß nur eine oder zwei Stimmen fehlen, um die kanonische Wahl zu constituiren, wenn er vermuthen kann, daß die fehlenden Stimmen noch uneröffnet auf dem Tische liegen, so erhebt er sich und protestirt im Namen seines Mandanten gegen die Wahl, worauf die Verlesung der übrigen Stimmen unterbleibt. Versäumt er aber den Augenblick, hat er nicht protestirt, bevor die kanonische Zahl von Stimmen verlesen ist, so bleibt seine Protestation ohne Wirkung. Nur einmal, d. h. nur gegen einen Cardinal, kann einer der privilegirten Höfe in einem Conclave protestiren, daher der Bevollmächtigte vorsichtigen Gebrauch von seiner Gewalt zu machen hat, daß er nicht zu früh excludire, weil sein Hof ihm noch andere wählbare Cardinäle bezeichnet haben könnte, deren Ausschließung gewünscht würde. In dem Conclave von 1730 wagte es der Cardinal Bentivoglio, seinem Collegen Imperiali im Namen des spanischen Hofes die Exclusion zu geben, ohne daß er Vollmacht hierzu gehabt hätte; sein Verfahren wurde aber von dem spanischen Hofe gutgeheißen, weil Imperiali der kaiserlichen Partei angehörte.

Hat ein Cardinal nach den Ergebnissen der vorgenommenen Untersuchung zwei Drittel der Stimmen vereinigt, so wird der Name des Neugewählten sogleich von den Scrutatoren ausgerufen. Die Cardinäle, die neben ihm saßen, rücken von ihm weg, hiermit ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Auf ein von dem jüngsten Cardinaldiakon mit der Glocke gegebenes Zeichen versammeln sich die Ceremonienmeister und Secretarien in der Wahlkapelle. Der Cardinaldekan, der älteste Cardinalpriester und der älteste Cardinaldiakon nähern sich dem Erwählten und ersuchen ihn um die Annahme der auf ihn gefallenen Wahl, mit den Worten: Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem? Der Erwählte kniet nieder, betet leise zu Gott und flehet den Beistand des heil. Geistes an; dann sich erhebend, gibt er seine Einwilligung in die Wahl und zugleich den Namen an, den er als Papst zu führen gesonnen. Über diesen Hergang läßt der erste Ceremonienmeister durch drei Protono-

tarien ein Instrument aufnehmen, welches er dem versammelten Collegium vorliest, und welches von allen anwesenden Cardinälen eigenhändig unterzeichnet werden muß. Hierauf werden die Bollettini Angesichts der Versammlung verbrannt. Die zwei ältesten Cardinal-Diakonen nehmen den Papst in ihre Mitte, und führen ihn zu dem Altar hin, daß er vor demselben ein kurzes Gebet verrichte, demnächst begleiten sie ihn nach der Sacristei, wo die Ceremonienmeister und der Sacristan dem Erwählten die Cardinalskleidung abnehmen und ihm dagegen die päpstlichen Gewänder anlegen, die rothen Pantoffeln, worauf ein goldenes Kreuz gestickt, die Sottana von weißem Moor, Rochetto, Mozzetta und Baret von rothem, geschornem Sammet. In diesem Habit geht der Papst zurück vor den Altar der Wahlkapelle, und er läßt sich nieder auf den in Bereitschaft stehenden Sessel. Der Cardinaldekan, und der Reihe nach die übrigen Cardinäle, verehren kniefällig Se. Heiligkeit, küssen ihm den Fuß (adoratio prima) und sodann die rechte Hand; dagegen gibt ihnen der Papst, sich von dem Sessel erhebend, auf beide Wangen den Friedenskuß. Es steckt ihm der Cardinalcamerlengo den Fischerring an den Finger, welchen der Neuerwählte dem ersten Ceremonienmeister übergibt, damit dieser den Namen Sr. Heiligkeit eingraben lasse. Demnächst erhebt sich der erste Cardinaldiakon, begleitet von einem Ceremonienmeister, als dem Träger des päpstlichen Kreuzes, unter Vorausstretung der Kammermusiker und Sänger, welche das **Ecce sacerdos magnus** anstimmen, nach dem großen Balcon über dem Portal des Vaticans (**Loggia della benedittione**); die vermauerten Fenster werden geöffnet, der Anblick des Kreuzes verkündigt dem auf dem Platze versammelten Volke, daß ein Papst gewählt, es ruft aber auch der Cardinal, der bedeckt mit seinem Baret, mit lauter Stimme: **Annuntio vobis gaudium magnum, habemus Papam Eminentissimum et Reverendissimum D.... qui sibi nomen imposuit N. N.** Hierauf geben die Kanonen der Engelsburg eine Salve, und alle Glocken der Stadt werden geläutet. Während dessen empfängt der neue Papst im Conclave von dem Governatore von Rom den Commandostab, den er sogleich an denselben zurückgibt; er läßt auch den Governatore und die Conclavisten zum Fußkusse. Eine Menge von Maurern ist beschäftigt, Fenster und Thüren frei zu machen, die Wahlkapelle wird geordnet und geschmückt. Die Zeit zu der zweiten Adoration kommt mittlerweile herbei. Der Papst wird nach der Sixtinischen Kapelle gebracht, vor dem Altar mit der Inful und den übrigen Pontificalgewändern geschmückt, und auf den Altar erhoben; sitzend empfängt er die zweite Adoration, wozu die Cardinäle einer nach dem andern, bekleidet mit violettbraunen Chorkappen, gehen. Der Cardinaldekan macht den Anfang mit dem Fußkusse, küsset die mit dem Saume des Pluvials bedeckte Hand, und wird umarmt. Nachdem die sämmtlichen Cardinäle in gleicher Weise die Adoration geleistet, ordnen sie sich paarweise, das päpstliche Kreuz wird ihnen vorgetragen, an der Spitze des Zuges befinden sich die Kammermusiker, die unterschiedliche Motetten, besonders das **Ecce sacerdos magnus**, ausführen; der Papst selbst wird auf seinem Sessel, unter einem großen, rothen mit goldenen Fransen geschmückten Baldachin getragen. Die also geordnete Procession bewegt sich nach der Peterskirche. In derselben angekommen, steigt der heil. Vater vor dem Altare des allerheiligsten Sacraments von dem Tragsessel herab, er verrichtet ein kurzes Gebet, wird nach demselben von einem Cardinaldiakon wieder mit der Inful bekleidet, sammt seinem Sessel von den Stäbelträgern nach dem Hochaltare getragen, und nach kurzem Gebet auf denselben gesetzt. Der Cardinaldekan stimmt mit den päpstlichen Sängern den Ambrosianischen Lobgesang an, während dessen die dritte öffentliche Adoration vor sich geht, zu der auch die fremden Gesandten sich einfinden. Zum Beschlusse der Adoration intonirt der Cardinaldekan von seinem Standpunkt an der Epistelseite aus, die vorgeschriebenen Antiphonen und Orationen, der Papst aber, der fortwährend auf dem Altare gesessen hatte, steigt herunter; indem er sich dem Volke zuwendet, wird ihm von einem der assistirenden Diakonen die Inful abgenommen, damit er das Kreuz vor sich habe, und von der obersten Stufe des Altars aus gibt er dem versammelten Volke den apostolischen Segen. Die Inful wird ihm von dem andern assistirenden Diakon wieder aufgesetzt, und er steigt mit den beiden assistirenden Cardinälen die Stufen des Altars herab, und begrüßt nach allen Seiten hin die Mitglieder des heiligen Collegiums. Er legt den rothen, goldgestickten Mantel und die Inful ab, besteigt einen geschlossenen Sessel, und wird von zwölf Palafrenieri in Scharlachmänteln, unter großem Gefolge, nach seinen Kammern getragen. Die vollzogene Wahl pflegt der neue Papst den regierenden Fürsten anzuzeigen, auch werden darüber Schreiben an alle Bischöfe und Erzbischöfe erlassen, gleichwie diese in ihren Sprengeln für die glücklich vollzogene Wahl allgemeine Dankfeste anordnen, und schriftlich ihre Glückwünsche dem Papste darbringen. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts berechnete die apostolische Kammer die Ausgaben eines Conclave zu 200,000 Scudi, und dem kaiserlichen Hofe kam dasselbe über 200,000 Gulden zu stehen, da dieser Hof jederzeit einen außerordentlichen Gesandten schickte, und den das Conclave besuchenden teutschen Cardinälen die Reisekosten bezahlte. Der Governatore des Conclave, der täglich offene Tafel hält, mag seine Ausgabe zu 20,000—30,000 Scudi berechnen; dafür wurde er gewöhnlich durch Beneficien oder Pensionen entschädigt. In unsern Zeiten betragen die Unkosten eines Conclave gegen 300,000 Scudi.

Der Papstwahl folgt in nicht allzulangem Zwischenraume die feierliche Consecration und Krönung oder Inthronisation des neuen Papstes. Beide Handlungen können an einem Tage vorgenommen werden, es kann aber auch die Krönung den Tag nach der Consecration erfolgen. Die Consecration geschieht nach dem römischen Ceremoniale, und der Ritus richtet sich nach den Weihen, in welchen der Neuerwählte steht. Viele Jahrhunderte hindurch wurde kein Geistlicher auf den Stuhl Petri erhoben, der schon Bischof einer andern Kirche war. Man hielt darauf so streng, daß Kaiser Basilius hiervon An-

laß nahm, die Gültigkeit der Wahl des Papstes Marinus zu bestreiten; weil er dafür hielt, es wäre dieser bei dem Antritte der päpstlichen Würde schon Bischof gewesen. Damals mag sich die ganze Feierlichkeit bei der Einsetzung des Papstes auf die bischöfliche Consecration beschränkt haben. Die ältesten ausführlichen Zeugnisse, daß die Verleihung der bischöflichen Würde an den neuen Papst mit Feierlichkeiten verbunden, die bei keiner andern Bischofsweihe gewöhnlich, sind in dem gemeinen römischen Ordo und in dem römischen Ordo bei Mabillon, der vielleicht unter Leo III. 795—816 geschrieben wurde, enthalten. Der gemeine römische Ordo beschreibt die Feier also: „In ordinatione romani pontificis psallunt secundum consuetudinem. Praecedit electus de secretario cum cereostatis septem, et venit ad Confessionem (die unterirdische Kapelle zu St. Peter). Et post litaniam ascendunt ad sedem simul episcopi et presbyteri. Tunc episcopus Albanensis dat orationem primam super pontificem: „Adesto supplicationibus nostris, omnipotens Deus". Deinde episcopus Portuensis dat orationem secundam: „Propitiare, Domine, supplicationibus nostris". Postmodum adducuntur evangelia, et aperiuntur et tenentur super caput electi a diaconibus. Tunc episcopus Ostiensis consecrat pontificem ita: „Deus bonorum omnium". In qua oratione haec addi debent ad locum: „Et idcirco famulo tuo N., quem apostolicae sedis praesulem et primatem omnium, qui in orbe terrarum sunt, sacerdotum, atque universalis ecclesiae doctorem dedisti, et ad summi sacerdotii ministerium elegisti, hanc quaesumus, Domine, gratiam largiaris". Item post pauca: „Tribuas ei cathedram pontificalem ad regendam ecclesiam et plebem universam". Post hoc archidiaconus mittit ei pallium. Deinde ascendit ad sedem, et dat pacem omnibus sacerdotibus, et dicit: „Gloria in excelsis Deo". Der älteste Ritus, in dem der Krönungsact von der Verleihung der bischöflichen Weihe getrennt ist, möchte in dem Ordo rom. XIV. enthalten sein. Heutzutage ist der Neuerwählte mehrentheils schon Bischof. Sollte er es noch nicht sein, so wird er vordersamst zum Bischofe geweiht, ist er noch nicht Priester, so empfängt er vordersamst die priesterliche, dann die bischöfliche Weihe. Bei der Consecration legt der Consecrator dem neuen Papste das Evangelienbuch über das Haupt, wobei ihn die Cardinalbischöfe unterstützen. Hierauf legen diese und die übrigen anwesenden Bischöfe die Hände auf das Haupt des Neuerwählten. Die Ausgießung des heil. Öls geschieht von dem Cardinaldekan. Zu der Krönung wird gewöhnlich ein Sonn- oder Festtag auserſehen. Am Morgen erhebt sich Se. Heiligkeit aus ihren Kammern nach der Kapelle von Sixtus IV., die bei solchen Gelegenheiten als Paradesaal dient. Der Papst ist in Kammertracht gekleidet, nämlich Sottana von weißem Moor, Rocchetto und Mantelletta von rothem geschornem Sammet, und Hut von rothem Moor, und wird unterstützt auf der einen Seite von dem Maestro di camera, auf der andern von dem Mundschenken, die gekleidet sind gleich den übrigen Camerieri segreti di honore und gleich den Kaplänen. Vor dem Papste haben sich bereits die kaiserlichen und französischen Gesandtschaften, der General der Kirche, der Gesandte von Bologna und der Governatore von Rom eingefunden, auch die Hauptleute der beiden Garden, der Cavalerie- und der Schweizergarde, und die Leibtrabanten (lancie spezzate). Nach diesen kommen die Cardinäle in rother Tracht, Sottana, Rocchetto, Mantelletta, Mozzetta, das Baret aufhabend; vor dem Eingange der Sixtinischen Kapelle vereinigt, bekleiden sie sich, mit Sr. Heiligkeit Vergünstigung, mit der rothen Cappa, und es öffnet sich ihnen die Thüre der Kapelle. Begleitet von dem Maestro di camera, von dem Mundschenken, von dem kaiserlichen Gesandten, von dem General der Kirche und von dem Governatore der Stadt, begibt sich der Papst nach der Sacristei, wo die von der Garderobe, gekleidet in den rothen Habit der Camerieri, die große Falda von Moor in Bereitschaft halten. Der Maestro di camera nimmt das Gewand auf, das ausgebreitet lag auf einer langen Tafel, deren Überwurf mit Goldspitze verbrämt, und legt solches, mit Beihilfe der Ceremonienmeister, Sr. Heiligkeit an, in der Weise, daß das Rocchetto darüber kommt, dann nimmt er des Papstes Hut ab, und setzt an dessen Stelle ein Baret von rothem geschornem Sammet. In solchem Habit geht der Papst mit seinem Gefolge zurück in die Kapelle; bei seinem Anblicke erheben sich die Cardinäle, und das Haupt entblößend, empfangen sie mit tiefen Verbeugungen den Eintretenden, der in dem Ausdrucke väterlichen Wohlwollens sie begrüßt. Während dessen liegt das gesammte, möglichst zahlreiche Gefolge der Cardinäle auf den Knieen. Der Papst nähert sich dem Altare, lehnt mit dem Rücken sich demselben an, und wird unter den gewöhnlichen Verbeugungen in die Mitte genommen von zwei Cardinaldiakonen, in der Cappa, aber ohne Baret. Der eine dieser Cardinäle entledigt ihn des rothsammetnen Barets, der andere setzt ihm das Baret von weißem Moor auf; gemeinschaftlich nehmen sie dem Papste die Mozzetta von rothem geschornem Sammet ab. Alsdann bilden die sämmtlichen Cardinäle um Se. Heiligkeit eine Krone, und sie werden von dem ersten Ceremonienmeister ersucht, sich mit dem Baret zu bedecken. Die beiden Cardinaldiakonen empfangen aus den Händen der apostolischen Akolythen die Paramente, welche der Sacristan Sr. Heiligkeit auf dem Altar in Bereitschaft gehabt hatte, nämlich Almutium, Alba, Cingulum, Stola, das rothe mit Goldfaden gestickte und mit Platten von geschlagenem Golde verzierte Pluviale. Der erste Diakon setzt dem Papste eine kostbare Inful auf, und es ertönt ein lautes „extra," gesprochen von dem ersten Ceremonienmeister. Der apostolische Subdiakon faßt die Croce gestatoria das Kreuz, welches er dem Papste vorzutragen hat, und vor welchem die Cardinäle, indem es an ihnen vorübergetragen wird, das Baret abnehmen. Vor dem Papste gehen paarweise die Scudieri (Schildknappen, Stallmeister) des Papstes; ihnen folgen in großer Zahl die Curialisten, die Consistorialadvocaten, die geheimen Camerieri di honore, die Prelati Referendarii der Kanzlei, die Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen. Zunächst kommen sieben Cappel-

lani des Papstes, deren jeder ein Regnum, d. i. eine sehr kostbare Inful, in den Händen trägt; auf sie folgt die Croce gestatoria. Dieser schließen sich an die beiden jüngsten Cardinaldiakonen, die übrigen Cardinaldiakonen, Priester und Bischöfe, ein jeder unter Vortritt seiner Cortegiani. Die tiefen Reverenzen der Cardinäle empfangend, verharrt der Papst in seiner frühern Stellung, mit dem Rücken dem Altare sich anlehnend. Es kommen der Ordnung nach die Conservatoren von Rom und der Prior der Caporioni, in ihren Staatskleidern von schwarzem Sammet, die Gesandten und Fürsten. Se. Heiligkeit schickt sich an, den Tragsessel, die Sedia gestatoria, zu besteigen, mit Beihilfe der beiden Cardinaldiakonen und des Maestro di Camera, als welche des Papstes Schleife, eigentlich die vom Pluviale und Falda tragen, während er von dem Altar nach der Sedia geht. Wenn er sich mit Hilfe der Ceremonienmeister zurechtgesetzt, gibt er selbst den Palafrenieri das Zeichen, die Sedia zu erheben; es tragen diese Palafrenieri Oberkleider, Soprane, von carmoisinrothem Seidenzeuche, mit zur Erde herabfallenden Ärmeln. Zu beiden Seiten der Procession, anfangend bei den Cappellani, welche die Regna tragen, bis zu den Prälaten, welche auf Se. Heiligkeit folgen, marschirt die Schweizergarde, mit Hellebarde und blankem Schwerte, und theilt sich mit den Leibtrabanten in die Aufgabe, Raum zu schaffen durch die ungeheure Menschenmenge, welche die Kammern und Treppen des Palastes, gleichwie den weiten Umfang der Kirche erfüllet. Über der Sedia, in welcher Se. Heiligkeit nach St. Peter getragen wird, halten die Ritter von St. Peter und von St. Paul einen großen Baldachin. Bei dem Portal der Kirche ist ein Thron errichtet, umgeben von einem Geländer, welches abwehrt den Andrang des Volkes, und begleitet von Bänken, auf welchen die Cardinäle sich niederlassen. Der Papst besteigt den Thron, während der Chor singt: Tu es Petrus etc. Ein Cardinal, der jedesmalige Erzpriester von St. Peter, hält eine lateinische Rede, küßt des Papstes Fuß und Hand, empfängt die Umarmung, und bittet, daß das Capitel und der übrige Klerus der Kirche zum Fußkusse zugelassen werden möge. Dieses wird bewilligt. Nach dem Fußkusse besteigt der heil. Vater die Sedia, und unter mächtigem Freudenrufe des versammelten Volkes wird er durch die Hauptthüre in die Kirche getragen, vor den Altar des heil. Sacraments. Indem er die Sedia verläßt, wird ihm die Inful abgenommen; er knieet nieder auf den dort aufgestellten Betstuhl und verrichtet ein Gebet. Die Inful wird ihm wieder aufgesetzt, er besteigt die Sedia, und läßt sich nach der Kapelle des heil. Gregorius Magnus, nach der sogenannten Clementinischen Kapelle, tragen. Von der Sedia sich erhebend, knieet er auf einen Betstuhl vor dem Altare, und er verrichtet ein Gebet, ohne die Inful abzulegen. Er besteigt einen dem Altare gegenüber errichteten Thron, neben dem rechts die Gesandten und die römischen Fürsten, links die Conservatoren und der Prior der Caporioni Platz nehmen. Die Cardinäle, in rother Cappa, die übrigen Prälaten, ebenfalls mit der Cappa angethan, bringen dem heil. Vater die Obedienz dar; es küssen ihm nämlich die Cardinäle die von dem Saume des Pluvials bedeckte Hand, die Bischöfe das Knie. Nach empfangener Obedienz steht der heil. Vater auf, spricht, ohne Inful: Sit nomen Domini etc.; ertheilt, vor sich habend das päpstliche Kreuz, dem Volke die Benediction, und läßt sich zurückfallen auf seinen Thronsitz. Die Cardinäle, Bischöfe und Prälaten legen weiße Paramente an. Der heil. Vater erhebt sich von seinem Throne, die Inful anhabend, und zwei Cardinäle machen sich bereit, ihm als Assistenten zu dienen, während ein dritter Cardinal das Amt des Diacono dell' Evangelio übernimmt. Indem diese Assistenten sich ankleiden, wird der Papst in der gleichen Verrichtung von den beiden andern Diakonen bedient, und er betet die Lection und die Präparation zur Messe, während der Chor die Terz anstimmt. Hat der heil. Vater seine Oration gesprochen, der Chor das Benedicamus Domino beendigt, so wird das Wasser zum Händewaschen gereicht. Er empfängt solches sitzend, die Inful auf dem Haupte, und reicht ihm das erste Wasser der erste der römischen Conservatoren, das zweite Mal pflegt er solches von einem Nepoten, das dritte Mal von dem französischen, zum vierten Male von dem kaiserlichen Gesandten zu empfangen. In dieser Verrichtung tragen die Herren ein Tuch auf der Schulter, und sie werden unterstützt von dem Maestro de' Sacri Hospitii und von dem Vorschneider, der zwei Stäbelträger bei sich hat; ein Ceremonienmeister geht ihnen voraus, um abseiten des Papstes die gehörige Anstalt zu treffen. Die Paramente, bedeckt mit einem weißen Schleier, werden von den apostolischen Akolythen herbeigetragen, und dem Cardinal, der als Diakon des Evangeliums fungiren soll, übergeben; der Papst aber legt die bisher beibehaltenen Gewänder ab, und wird bekleidet mit dem Gürtel, genannt cingulo succintorio, mit dem Pectoralkreuze, mit Fanone, Stola, Tunicella, Dalmatica, Handschuhen, Meßgewand [2]), und mit einer von Gold, Perlen und Edelgesteinen strahlenden Inful. Nachdem dieses vollbracht, ordnet der erste der assistirenden Cardinäle, welcher die Ferula in der Hand trägt, die Weise, in der die Cardinäle aus den in ein Viereck gestellten Bänken herauskommen sollen, wobei er selbst das Procedamus in pace anstimmt. In dieser Procession werden die Regna von den päpstlichen Cappellani in der vorigen Ordnung getragen, nur daß die Träger jetzt weiß gekleidet erscheinen, auch gehet vor dem Kreuze ein Akolyth in Cotta und Rochetto, tragend in seinen Händen Rauchfaß und Schiffchen. Er reicht das Rauchfaß zum Imponiren dem Papste, der bereits die Sedia bestiegen hat, sofort aber unter dem gewöhnlichen Segensspruche den Weihrauch imponirt, wozu ihm das Schifflein von dem Cardinalassistenten präsentirt wird. Dieser steckt auch dem Papste den Ring an den Finger. Auf den Akolythen mit dem Rauchfasse folgen sieben, ebenfalls weißgekleidete, Akolythen, tragend sieben Leuchter. Diese Akolythen umgeben das Kreuz, und dienen die Leuchter in ihren Händen bei der Ablesung des lateinischen

2) Alles weiß, anzudeuten die Unschuld und Reinigkeit des in mystischer Beziehung Neugeborenen.



Evangeliums. Ganz ähnliche Leuchter, ebenfalls sieben an der Zahl, stehen auf dem Altare, und tragen ziervergoldete Kerzen. Es folgt die übrige Procession; der Dekan der heil. Ruota, umgeben von dem Maestro di camera, von den Mundschenken, von den Camerieri segreti; auf diese folgen die Protonotarien und andere Prälaten in der Cappa. Zu drei verschiedenen Malen wird während dieser Procession die Ceremonie della stoppa (des Wergs) vorgenommen. Ein Ceremonienmeister trägt in der einen Hand ein großes silbernes Becken, und darauf Schlösser und Paläste aus Werg zusammengesetzt, als eine Vorstellung der Herrlichkeiten dieser Welt; in der andern Hand hält er einen silbernen Stab, an dessen Ende eine brennende Wachskerze befestigt ist. Nachdem er mehre Reverenzen gegen den heil. Vater gemacht, zündet er das Wergschloß an, und verbrennt solches im Angesichte des Papstes, indem er dazu spricht: Pater sancte! sic transit gloria mundi. Unweit des Hochaltars wird der Papst von den drei letzten Cardinalpriestern empfangen, er überläßt ihnen Angesicht und Brust zum Kusse, kniet nieder auf den in Bereitschaft stehenden Betstuhl, und verrichtet ohne Inful ein kurzes Gebet. Demnächst sich erhebend, spricht er das Confiteor zur Messe. Ihm zur Rechten steht der Cardinaldekan als assistirender Bischof, und zur linken Hand der Cardinal, der als Diakon des Evangeliums fungirt. Hinter diesen assistiren die Cardinaldiakonen. Der Chor hat den Introitus der Messe begonnen. Ist das Confiteor vorüber, so besteigt der heil. Vater, dem der Cardinal des Evangeliums die Inful wieder aufgesetzt hat, seine Sedia gestatoria, und es präsentiren sich vor ihm drei Cardinäle, von denen jeder eine lateinische Oration über ihn abliest. Der jüngste beginnt: Deus, qui adesse non dedignaris, ubicunque devota mente invocaris, adesto quaesumus invocationibus nostris, et huic famulo tuo N., quem ad culmen apostolicum judicium tuae plebis elegisti, ubertatem supernae benedictionis infunde, ut sentiat se tuo munere ad hunc apicem pervenisse. Es folgt die zweite Oration: Supplicationibus nostris, omnipotens Deus, effectum consuetae pietatis impende, et gratia Spiritus sancti famulum tuum N. perfunde, ut qui in capite ecclesiarum nostrae servitutis ministerio constituitur, tuae virtutis soliditate roboretur. Den Beschluß macht der älteste Cardinal in folgender Oration: Deus, qui apostolum tuum Petrum inter caeteros apostolos primatum tenere voluisti, eique universae christianitatis molem super humeros imposuisti; respice, quaesumus, propitius hunc famulum tuum N., quem de humili cathedra violenter sublimatum, in thronum ejusdem apostolorum principis sublimamus, ut sicut profectibus tantae dignitatis augetur, ita virtutum meritis cumuletur, quatenus ecclesiasticae universitatis onus te adjuvante digne ferat, et a te, qui es beatitudo tuorum, vicem meritam recipiat. Per Christum Dominum nostrum. Amen. — Von der Sedia herabsteigend, geht der Papst ohne Inful an die Stufen des Altars, und der Cardinal, der als erster assistirender Diakon handelt, und dem hierbei der zweite Diakon behilflich, hängt ihm das Pallium um, hierzu sprechend: Accipe pallium, sanctam plenitudinem pontificalis officii, ad honorem omnipotentis Dei, et gloriosissimae Virginis Mariae, ejus matris et beatorum apostolorum Petri et Pauli, et sanctae romanae ecclesiae. Sodann heftet ihm der Cardinal des Evangeliums drei Nadeln oder Haken, deren jede einen Edelstein von besonderer Art zum Kopfe hat, auf die drei Kreuze des Palliums: die erste Nadel auf das Kreuz an der Brust, die andere auf die rechte Schulter, und die dritte hinter die Schulter. Se. Heiligkeit, das Pallium anhabend, nicht aber die Inful, tritt vor den Altar, küßt denselben, wie auch das Evangelienbuch; der Cardinal des Evangeliums hält das Schifflein dar, der Papst imponirt Weihrauchkörner in das Rauchfaß, beräuchert den Altar, und gibt das Rauchfaß an den Cardinal des Evangeliums zurück. Die Inful wird ihm von dem ersten Cardinalassistenten, unter Beihilfe des Collegen, aufgesetzt, und zu dreien Malen incensirt ihn der Cardinal des Evangeliums, der ihm sodann einen Kuß auf die linke Wange und auf die Brust gibt. Den nämlichen Kuß empfängt der Papst von den beiden Cardinalassistenten. Er besteigt seinen Thron, und es kommen zur Adoration die sämmtlichen Cardinäle und die übrigen Prälaten, die Cardinalbischöfe im Pluviale, die Cardinalpriester im Meßgewande, die Cardinaldiakonen in der Tunicella, die vier Patriarchen, die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte im Pluviale und die Pönitentiarien von St. Peter mit dem Meßgewande, und darunter den Kelch. Die Cardinäle werden zugelassen ad osculum pedis, manus et oris, die Prälaten küssen Fuß und Knie, die Äbte und Pönitentiarien den Fuß allein. Nach beendigter Adoration begibt sich Se. Heiligkeit vor den Altar, und liest stehend ohne Inful den Introitus und das Kyrie, beginnt das Gloria in excelsis Deo, und kehrt zum Throne zurück. Wenn das Gloria von dem Orgelchore, unter Begleitung der Musik, abgesungen ist, begibt sich der Papst wieder an den Altar, singt die Collecte der abzuhaltenden Messe (de die coronationis) und kehrt alsdann zum Throne zurück. Der erste Cardinaldiakon, seine Ferula in der Hand, begibt sich, begleitet von vier Stäbelträgern, mit den apostolischen Subdiakonen, mit den Auditoren der Ruota und den Consistorialadvocaten, die alle anhaben das weiße Pluviale, an dem über der rechten Schulter eine Öffnung angebracht, und eine violette Almuccia an dem linken Arme über dem Pluviale tragen, processionsweise hinab in die unterirdische Kapelle, Confessione di S. Pietro genannt, wo die Gebeine der h. h. Apostel Petrus und Paulus ruhen. Daselbst spricht der Cardinal zu drei Malen in lauter Betonung: Exaudi Christe, und zu drei Malen antworten die Umstehenden: Domino nostro N. a Deo decreto summo Pontifici, et universali Papae vitae. Dann spricht der Cardinal zu drei Malen in demselben Tone: Salvator mundi, und zu drei Malen wird geantwortet: Tu illum adjuva, Sancta Maria, tu illum adjuva. Hiernach werden die Laudes einmal nur gebetet. Nach diesen Gebeten wird die Epistel lateinisch von dem

apostolischen Subdiakon, griechisch von dem griechischen Subdiakon, das Evangelium lateinisch von dem Cardinaldiakon des Evangeliums, griechisch von dem griechischen Diakon gesungen, worauf die zwei Evangelienbücher dem heil. Vater zum Kusse dargereicht werden. Hierauf stimmt derselbe das Credo an, nach dessen Beendigung er vom Throne herabsteigt, sich an den Altar begibt, und die heil. Messe fortsetzt. Vor der Communion geht er zum Throne zurück, auf welchem er nach vorgängiger Anbetung der h. Hostie und des Kelches, stehend communicirt. Von da begibt er sich nochmals zum Altar, setzt die heil. Messe bis zum Ende fort, und ertheilt dem Volke die päpstliche Benediction. Angethan mit allen seinen Paramenten, wie in dem Amte, setzt sich der Papst in die Sedia gestatoria; da nähert sich ihm der Cardinalerzpriester von St. Peter, begleitet von zwei Chorherren, die das Amt des Obersacristans bekleiden. Sie überreichen ihm einen weißen, moornen, mit Gold gestickten Beutel, worin 25 Julier alter päpstlicher Münze enthalten; in lateinischer Sprache erklären sie ihm zugleich, es sei dieses das gewöhnliche Presbiterio (Stipendium) pro Missa bene cantata, und übersende ihm solches das Capitel der Peterskirche. Der Papst reicht dieses Geld dem Cardinal des Evangeliums, als welcher es seinem Schleppenträger überläßt. Nun wird der heil. Vater in feierlicher Procession auf den großen Altan der Kirche, Loggia della Benedittione, getragen; den Baldachin halten für diesmal die Conservatoren und die Caporioni der Stadt, und zwei Palafrenieri in rothem Habit tragen, gleichwie in dem ganzen Laufe der Feierlichkeit, große Fächer von weißen Pfauenfedern, auf welchen das päpstliche Wappen angebracht. Den auf dem Altane errichteten Thron besteigt der Papst mit Hilfe der assistirenden Cardinäle. Der Chor singt die Antiphon, Corona aurea super caput ejus, der Cardinaldekan spricht das Krönungsgebet: Oremus, Omnipotens sempiterne Deus, dignitas sacerdotii, et auctor regni, da gratiam famulo tuo N. Pontifici nostro, ecclesiam tuam fructuose regendi; ut qui tua clementia pater regum, et rector omnium fidelium constituitur et coronatur, salubri tua dispositione cuncta bene gubernetur. Per Christum dominum nostrum, amen. Der zweite Cardinaldiakon nimmt hierauf dem heil. Vater die Inful ab, und der erste Cardinaldiakon setzt ihm die dreifache Krone, oder genauer, das mit drei Kronen geschmückte, mit Edelsteinen übersäete Regnum auf das Haupt. Dazu spricht der Cardinal: Accipe tiaram, tribus coronis ornatam. Et scias, te esse patrem principum et regum; rectorem orbis, in terra vicarium Salvatoris nostri Jesu Christi. Cui est honor et gloria in saecula saeculorum; amen. Demnächst liest der heil. Vater die Benediction ab, die anhebt mit den Worten: Sancti apostoli. Bei den Worten Benedictio Dei Patris omnipotentis, erhebt er sich von seinem Sitze, und stehend ertheilt er vom Throne herab zu drei verschiedenen Malen, dem unzählbaren Volke die Benediction, sammt vollkommenem Ablaß, der von dem ersten assistirenden Cardinaldiakon in lateinischer, von dem zweiten Cardinaldiakon in italienischer Sprache verkündigt wird. Nochmals gibt hierauf der heil. Vater die Benediction, und es ertönen zu drei Malen die Geschütze der Engelsburg, Feuerwerke werden abgebrannt, unter denen besonders jenes der teutschen Nation, auf St. Petersplatz, sich auszuzeichnen pflegte; die Truppen, Reiterei und Fußvolk, in Parade aufgestellt, entwickeln ihre Kunstfertigkeit. Der Papst wird nach seinen Kammern gebracht, um sich des Pontificalschmuckes zu entledigen, dann begibt er sich im Habito camerale nach der Kapelle von Sixtus IV., wo er von einem Cardinal, im Namen des heil. Collegiums, den Glückwunsch ad multos annos empfängt.

Nach vorgenommener Krönung, nicht selten einige Monate später, verfügt sich der Papst in glänzender Cavalcade nach der Kirche des heil. Johannes im Lateran, um von derselben, als von der Hauptkirche in der ganzen Christenheit, Besitz zu nehmen. Trompeter und ein Vortrab von Cavalerie, geführt von einem Anspessade, eröffnen den Zug. Es folgen der Großfourier und der Stallinspector, dann die Valigieri (die Felleisenführer) der Cardinäle, jeder das scharlachne, goldgestickte Felleisen seines Herrn hinter sich auf dem Pferde habend, und eine gleiche Anzahl von Stäbelträgern, deren silberne Massen, jede mit des Cardinals Wappen bezeichnet, von den Sätteln herabhängen. Den Hausofficieren der Cardinäle (Familia e cortegiani) schließen sich jene der Gesandten und der römischen Fürsten an. Die Ordnung des Zuges wird erhalten durch Cavalerie, welche ihn zu beiden Seiten umschließt. Zunächst auf jene Hausofficiere folgen die zwei Felleisenführer Sr. Heiligkeit in rothen Caputröcken, die Felleisen mit rothem Sammt überzogen, mit Gold verziert; die Leibschneider Sr. Heiligkeit, der Gärtner, Barbier, Bäcker, vier oder acht päpstliche Stallmeister. Demnächst werden von Stallbedienten in rothen Casacconi geführt eine Anzahl weißer Rosse, darstellend jene Zelter, welche weiland das Königreich Neapel dem heil. Stuhle darzubringen hatte. Mit sammtnen Decken sind diese Pferde behängt, reichlich verziert mit Gold und mit geschlagenem Silber die Sättel und sonstige Einzelheiten des Reitzeugs. Andere Stallbediente führen eine Anzahl Maulthiere, deren Zeug von rothem Sammt mit Gold verziert. Zwei Stallofficianten reiten vor den drei Sänften; die ausgeschlagen mit Scharlach und mit rothem Sammt und reichlich mit Gold verziert, gleichwie das Sattelwerk der den Sänften vorgespannten Maulthiere. Den Sänften und Stallmeistern folgen, ohne eine Rangordnung zu beobachten, die Nobilitäten, römische Barone und Fürstlichkeiten in großer Anzahl, umgeben von ihren Livreen, dann fünf Stäbelträger des Papstes, gekleidet in lange, violette, mit schwarzem Sammt bordirte Tuchröcke (Robboni); sie führen silberne Massen und Halsketten von geflochtenem Golddraht. Die 14 Trompeter der 14 Regionen der Stadt, im Federhut und Camisol (Giubbe) von rothem geschornem Sammt, der mit Gold besetzt. Ein Chor päpstlicher Trompeter, bezeichnet durch das päpstliche Wappen; der Behang der Instrumente ist von Seide und Gold gewirkt. Die Camerieri extra muros, die Consistorial- und Fiscaladvocaten, die Camerieri segreti,

denen sich anschließen die vier Participanti, deren jeder an einer Masse einen der vier carmoisinrothen Sammthüte des Papstes trägt. Der päpstliche Anspessade, eine Compagnie Schweizer. Die Vierziger des römischen Volkes, gekleidet in schwarze, bis auf die Füße reichende Sammtröcke, alla Senatoria, mit dergleichen Bareten; ihre Pferde sind mit Decken von schwarzem Sammt behängt. Die übrigen städtischen Beamten, als Maestri Giustitieri, Coadjutore, Avvocato Fiscale, Agente, die Scribi Senatus, Segretario Scrittore, Notario, Buonincontro u. s. w. Die Abbreviatori di parco majore, die Chierici della camera, die Auditoren der Ruota, der Maestro del sacro palazzo. Die 14 Marschalke des römischen Volkes, gekleidet in weißen geschorenen Sammt, mit Camisol von dergleichem violettem Sammt und Sammtbaret. Die 14 Caporioni (capita regionum), in langen Röcken von carmoisinrothem Sammt, gefüttert mit Silberzeug und in schwarzsammtnen mit Edelsteinen besetzten Bareten. Der römische Senator und die drei Conservatoren. Der Governatore von Rom, in Gesellschaft eines Prinzen del soglio, zwei Ceremonienmeister, der apostolische Subdiakon, als Kreuzträger, bekleidet mit Mantellone und weitem Hut, zu seinen Seiten die zwei Officiali, die Verga rubea heißen, von den carmoisinrothen, sammtnen Ruthen, die sie in den Händen führen. Eine Schar von 50 edlen Jünglingen, gekleidet in weißen geschornen, mit Goldspitzen besetzten Sammt, sie gehen mit unbedecktem Haupte, da die Sänfte Sr. Heiligkeit unmittelbar auf sie folgt. Der Papst, der auch wol auf einem weißen Mutterpferde reitet, ist bekleidet mit der Sottana von weißem Taffet, Rocchetto, Stola, Mozzetta von rothem Sammt (zur Sommerszeit von rothem Atlas) und dergleichen Baret unter dem Hute. Der Maestro di camera, Mundschenk, Secretarius und Leibmedicus halten sich dicht zu der päpstlichen Sänfte, sodaß sie vorgehen der Schweizergarde, die bewaffnet mit Schwert und Hellebarde, zugleich diese Abtheilung des Zuges als Spalier umgibt. Die Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, in Mantellone und großem Hut, die Protonotarien und die Referendarien im Mantelletto. Den Zug beschließen einige Sänften Sr. Heiligkeit, die Pagen, Lanzenreiter mit prächtig verzierten Lanzen, an denen kostbare Banderollen flattern, einige Fahnenträger, eine Abtheilung Cuirassiere, in neuen rothen Röcken, deren Ärmel getheilt, von rothem und gelbem Sammt. Dieser prächtige Zug, der jedoch keineswegs an die hier beschriebene Ordnung gebunden, geht an der Engelsburg vorbei, nach St. Andreas und dem Capitol. Bei dem Capitol ist ein Triumphbogen errichtet, an welchem der römische Senator, in der einen Hand den Scepter führend, mit der andern dem Papste die Schlüssel der Stadt überreicht, und zugleich den Eid der Treue schwört. Über den Campo vaccino wird nach dem Colliseum gezogen, wo sich ein von der Judenschaft errichteter Triumphbogen befindet. Unter diesem Bogen erwartet eine Deputation der Juden des heil. Vaters, um ihm eine Abschrift der fünf Bücher Mosis zu überreichen, in einer hebräischen Anrede deren genaue Wahrnehmung zu empfehlen, und für das jüdische Volk den Schutz des Papstes zu erbitten. Dieser antwortet: Sanctam legem, viri hebraei, et laudamus et veneramur, utpote ab omnipotenti Deo per manus Moysi patribus vestris tradita est; observantiam vero vestram et vanam interpretationem damnamus, atque improbamus, cum Salvatorem, quem adhuc frustra expectatis, apostolica fides jam pridem advenisse docet, et praedicat Dominum nostrum Jesum Christum, qui cum Patre etc. Dann geht die Procession weiter durch die überall mit Tapeten bekleideten von einer unzähligen Volksmenge erfüllten Straßen nach dem Lateran.

An dem Portal der Kirche entsteigt der Papst seiner Sänfte, und der Cardinal-Erzpriester von St. Johann reicht ihm das Kreuz zum Kusse; diesen Kuß gibt der Papst stehend, mit gebeugtem Knie. Dann besteigt er den unter dem Portal errichteten Thron, Stola und Mozzetta werden ihm abgenommen, und dafür die Paramenta, sammt einer kostbaren Inful, angelegt. Es kommen die Chorherren und der übrige Klerus der Kirche, um die Ceremonie des Fußkusses zu verrichten, wobei der Cardinalerzpriester, im Namen des Capitels, eine Anrede hält, und in einer silbernen, mit Blumen bestreuten Schüssel dem Papste die Schlüssel der Kirche, von Gold der eine, von Silber der andere, darbringt. Während dessen haben die Cardinäle sich angekleidet, und der Papst schreitet von dem Portal aus nach der Hauptthüre der Kirche. Daselbst gibt ihm der Cardinal-Erzpriester das Aspergill in die Hand, er besprengt damit sich und die Umstehenden, gibt das Aspergill zurück und wird zu dreien Malen von dem Erzpriester incensirt. Er besteigt eine Sedia und wird von den ganz in Roth gekleideten Palafrenieri vor den Altar der heil. Apostel Petrus und Paulus getragen, wobei die Chorherren ihm den Baldachin überhalten. In der nämlichen Weise wird er vor den Altar des heil. Sacraments gebracht; auch hier verrichtet er sein Gebet, um sodann den im Chor der Kirche errichteten Thronsitz zu besteigen. Hier kommen alle Cardinäle zur Obedienz, wenn solche vollbracht, erhebt sich Se. Heiligkeit, geht an den Hochaltar, und stimmt das Sit nomen Domini benedictum an, worauf von dem Chor musikalisch geantwortet wird. Der Papst ertheilt die Benediction und setzt sich in seine Sedia gestatoria, die zwei assistirenden Cardinäle bekleiden ihn mit der kostbaren Inful, und er wird in den großen Saal des lateranensischen Palastes getragen. Der erste Cardinalpriester singt die Laudes, welche die apostolischen Subdiaconi, bekleidet mit der Tunicella, beantworten. Nach Beendigung der Laudes ertheilt Se. Heiligkeit Medaillen an die Cardinäle, an jeden eine goldene und eine silberne, und so viele Ämter ein solcher Cardinal bekleidet, so viele goldne Medaillen empfängt er noch absonderlich. Dann nimmt der zweite Cardinalassistent Sr. Heiligkeit die Inful ab, wogegen der erste Assistent Sie mit dem Regnum bekleidet. In Procession begibt sich der Papst nach der Loggia della Benedittione, er ertheilt dem versammelten Volke die Benediction, worauf zwei Cardinäle vollkommenen Ablaß verkündigen, in lateinischer Sprache der eine, in italienischer

Sprache der andere. Nochmals ertheilt der Papst die Benediction, und er wirft zu dreien Malen in das frohlockende Volk silberne Medaillen, mit seinem Wappen bezeichnet, ein Gleiches thut nach ihm der Cardinal-Camerlengo. Von dieser Verrichtung heißt es bei einem der neuesten Autoren: „Pontifex praecinctus et sedens, e gremio camerarii capit denarios argenteos omnifariam, quotquot potest manu continere, et super populum spargit, dicens: „„Dispersit, dedit pauperibus; justitia ejus manet in saeculum saeculi."" Et hoc tertio facit." Der heil. Vater, nachdem er die Kleider wieder angelegt, die er während der Cavalcade getragen, kehrt nach St. Peter zurück.

„Der Ritus der Einsetzung des neuen Papstes in seine Würde ist ungemein rührend (Liturgik der christkatholischen Religion von Fr. Xavier Schmid. III, 28). Er stellt auf eine äußerst ergreifende Weise sowol das Amt dar, das dem Neuerwählten übertragen wird, als auch die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade, um es nach dem Willen des unsichtbaren Oberhauptes der katholischen Kirche führen zu können. Eine kurze Zusammenstellung der einzelnen Ceremonien bestätigt es. Der neue Oberhirt wird in die Kirche geführt, die sich der Reliquien der heil. Apostel Petrus und Paulus rühmt; da der Bischof von Rom Nachfolger des heil. Petrus und Vorsteher jener Kirchengemeinschaft ist, die im Lichte des von dem Weltapostel verkündeten Evangeliums wandelt. — Man verbrennt vor dem mit aller Pracht zum Confessionsaltar [5]) der Peterskirche getragenen neuen Papste Werg, um ihn auf sinnige Art zu erinnern, daß aller Pomp dieser Welt, also auch die dem Statthalter Christi erwiesenen Ehrenbezeigungen, wie eitler Tand verschwinden. Man fleht über ihn den Segen des Himmels herab, theils um von der göttlichen Vorsehung einen Hirten zu erbitten, der dem Auftrage des Herrn gemäß seine Brüder stärkt, theils um den Neuerwählten zu belehren, daß man sich nicht durch die Kraft seiner intellectuellen und moralischen Eigenschaften eine segensreiche Führung des Pontificates verspricht, sondern einzig von dem, der das Wollen und Vollbringen gibt. Der neue Oberhirt erkennt es für seine erste Pflicht, an den Stufen des Altars um Licht und Erbarmen zu rufen, sowie bei der Entrichtung des allerheiligsten Opfers sich selbst, seine gesammte geistige Kraft zum lebendigen Opfer zu weihen. Erfreut sieht die gläubige Gemeine den neuen Oberhirten am Altare die Hände falten und zum Himmel rufen. Tausende und Tausende schicken daher mit dem Celebranten brünstige Gebete um Glück und Segen zum Himmel. Man setzt dem neuen Papste nach geendigter Messe die Krone aufs Haupt, und das Volk ruft: „Herr, erbarme dich!" Der Bischof von Rom ist der Fels, auf den der Herr seine Kirche gebaut hat. Ein schwacher Mensch, genommen aus der Mitte eines sündigen Volkes ist der Träger dieser Würde. „Herr, erbarme dich!" ruft daher die gläubige Schar, indem sie sieht, wie einem gebrechlichen Menschen die schwere Krone eines Statthalters Christi aufs Haupt gesetzt wird. Juden flehen um Achtung ihres Gesetzes. Die katholische Religion lehrt dogmatische Intoleranz und bürgerliche Toleranz, d. h., sie kündet einerseits dem Irrthum und der Lüge ewigen Krieg, während sie andrerseits den Bruder mit christlicher Liebe umfängt, welchen der Einfluß der Erziehung etc. abhält, das Gewebe des Irrthums und der Lüge zu durchschauen, um ein Diener der Wahrheit zu werden. Dieses Kennzeichen der wahren Religion stellt sich durch diese Ceremonie dar. Der Judaismus wird verworfen, der Jude tolerirt. Der neue Papst nimmt Besitz von der Kirche im Lateran, da diese Kirche als Hauptkirche Roms auch zugleich die Hauptkirche der Christenheit ist, und somit auch die Pfarrkirche des Pfarrers der ganzen Kirche. Der neue Nachfolger Petri wirft Geld unter die Armen aus. Hier sieht man, wie der katholische Klerus die Güter der Welt betrachtet, die ihm durch die Frömmigkeit der Gläubigen angeboten werden. Sie sind ihm ein Patrimonium pauperum, von dem er nur so viel zum eignen Gebrauche zurückbehält, als er zur Nothdurft bedarf. Könnte dieser Ritus schöner geordnet werden?"

Nach Wahl und Krönung bleibt uns noch übrig, von dem Absterben des Papstes und von seiner Leichenfeier zu handeln. Sich zu seinem Ende vorzubereiten, soll er, wie jeder andere Katholik, sein Gemüth sammeln, sein Gewissen erforschen, beichten, von seinem Beichtvater die Absolution verlangen, denen, die er beleidigt haben mag, nach Vermögen Genugthuung geben. Er soll auch nach empfangenem Viaticum das heil. Collegium zu sich fodern, vor demselben sein Glaubensbekenntniß ablegen und die versammelten Väter um Verzeihung bitten, für den Fall, daß er einen oder den andern während seiner Amtsführung beleidigt hätte. Diesen Abschied soll er zugleich benutzen, um den Cardinälen die Wahl eines würdigen Nachfolgers als die wichtigste aller Angelegenheiten zu empfehlen. Versieht man sich seiner baldigen Auflösung, so beginnt das Ausräumen des Palastes; die Anverwandten oder die Officianten tragen Sorge, die werthvollsten Gegenstände auf die Seite zu schaffen; denn die Beamten der apostolischen Kammer stehen in Bereitschaft, um die Verlassenschaft, so viel sich eben vorfindet, in Besitz zu nehmen; was sich nicht findet, ist für die Erben gerettet. Hieraus erklärt sich die außerordentliche Dürftigkeit, von der in frühern Zeiten eine päpstliche Leiche umgeben zu sein pflegte. Mit dem Absterben des Repotismus haben diese Beziehungen sich wesentlich verändert, und eine Verletzung der Pietät oder auch nur des Anstandes wird nicht weiter zu rügen sein. Von dem erfolgten Ableben des heil. Vaters muß alsbald der Cardinal Camerlengo in Kenntniß gesetzt werden. Er wirft sich in violettbraunen Ornat und begibt sich, begleitet von einigen Kammerklerikern in schwarzem Trauergewande an das Sterbegemach. Dreimal klopft er mit einem goldenen Hammer an die Thüre, jedesmal den Verstorbenen mit seinem Tauf-, Geschlechts- und Papstnamen rufend, dann tritt er vor das Sterbelager selbst. Hat er sich von des heil. Vaters Ableben überzeugt, so erklärt er den An-

5) Eine irrige Ansicht, die in unserm Text berichtigt vorkommt.

wesenden, es sei der Papst gestorben, und er läßt darüber von dem apostolischen Kammernotar ein Protokoll aufnehmen, welches von dem Cardinal unterzeichnet wird. Er fodert dem Maestro di camera den Fischerring ab, der des Verstorbenen gewöhnliches Siegel gewesen und einen Geldwerth von 100 Scudi hat; diesen Ring steckt er zu sich, um ihn in der ersten Congregation des heil. Collegiums vorzuzeigen, ihn alsdann zu zerschlagen und die Stücke den Ceremonienmeistern, als eins von ihren Accidenzen, zu überlassen. Von dem Probatarius empfängt der Camerlengo die Stempel, welche bei Ausfertigung der päpstlichen Bullen und Dispensen gebraucht worden. An den Siegeln, die auf der einen Seite den Namen des verstorbenen Papstes, auf der andern Bildniß und Namen der heiligen Apostel Petrus und Paulus enthalten, vernichtet der Camerlengo den Namen des Papstes, die andere Seite besiegelt er mit dessen gewöhnlichem Siegel; so verclausulirt übergibt er sie dem Maestro di camera zur Bewahrung. Andere Siegel läßt der Camerlengo in Gegenwart des Kammerauditors, des Schatzmeisters und der Kammerkleriker brechen, ein Hergang, dem kein anderer Cardinal beiwohnen darf. Der Cardinal-Patron und die Nepoten müssen den Palast räumen, von welchem der Cardinal-Camerlengo im Namen der apostolischen Kammer Besitz nimmt, denselben als seine interimistische Wohnung bezieht und über den vorgefundenen Nachlaß ein summarisches Inventarium aufnehmen läßt. Auf seinen Befehl werden von der Schweizergarde die Engelsburg, die Thore und andere Punkte der Stadt besetzt; Patrouillen, von den Caporioni angeführt, durchziehen alle Straßen. Sind diese Anstalten für die öffentliche Sicherheit getroffen, so fährt der Cardinal-Camerlengo aus, begleitet von einer Abtheilung der Schweizergarde; indem der Zug sich in Bewegung setzt, wird die große silberne Glocke [4]) im Capitol geläutet. Diese Glocke wird niemals gebraucht, als um der Stadt den Todesfall des Papstes zu verkündigen. Auf den ersten Glockenschall hören die Ruota und alle übrigen Tribunalien auf, Recht zu sprechen, und die Dataria wird laut der Bulle des Papstes Pius IV. in eligendis geschlossen. Keine Bullen werden ausgefertigt, und alle gewöhnliche Congregationen stocken; einzig der Groß-Pönitentiarius und der Camerlengo fungiren, und zwar dieser mit Zuziehung von drei Assistenten, einem Cardinalbischof, Priester und Diakon, die täglich wechseln. Die Sorge für den Leichnam des Verstorbenen wird seinen Kaplänen und den Pönitentiarien von St. Peter überlassen. Auf deren Veranstaltung wird er rasirt, 24 Stunden nach dem Tode geöffnet und einbalsamirt. Die Eingeweide werden von einem der Kapläne in einem verschlossenen Wagen in die Kirche der heil. Vincentius und Anastasius gebracht und daselbst beigesetzt. Der einbalsamirte Leichnam wird mit der Sottana bianca lana, der Mozetta, dem Canauro rosso, der Inful, rothen Halbstiefeln und Handschuhen bekleidet und in einem der Vorzimmer des Palastes (oder wenn der Verstorbene den Vatican bewohnt hätte, in der Kapelle von Sixtus IV.) unter einem Baldachin auf ein Paradebett gelegt und so zu öffentlicher Verehrung ausgestellt. Nach Verlauf der zu dieser Ausstellung bestimmten Zeit wird der Leichenzug angeordnet, der zunächst die Sixtinische Kapelle des Vaticans zum Ziele hat (wenn anders der Sterbefall im Quirinal oder zu Castel Gandolfo erfolgte). Die Leiche wird in einer großen offenen Sänfte auf einem Paradebette getragen. Den Zug eröffnet ein Trupp Cuirassiere mit abwärts gekehrten Lanzen und Satteldecken von schwarzem Sammt, der mit goldenen und silbernen Fransen verbrämt. Die Trompeter reiten Apfelschimmel mit halbschwarzen, halbviolettbraunen Decken, und von denselben Farben sind die Gehänge an den Trompeten, die gedämpft, gleichwie die Pauken. Es folgen einige Compagnien Schweizer, die zur Hälfte Musketen, zur Hälfte Hellebarden, umgekehrt, führen. Vierundzwanzig Stallknechte leiten so viele Zelter, die mit schwarzen, bis auf den Boden reichenden Decken behängt sind. Zwischen den Zeltern gehen ohne Ordnung viele Läufer des verstorbenen Papstes, jeder eine brennende, gelbe Wachsfackel in der Hand; sie befinden sich dicht vor der Schweizergarde, welche zugleich bewaffnet mit Schlachtschwert und Hellebarde, die Trauersänfte umgibt. Unmittelbar vor der Sänfte reitet der Kreuzträger auf einem großen, mit einer Panzerdecke behängten Pferde; hinter der Sänfte reitet der päpstliche Stallmeister einen Rappen mit verstutzten Ohren; die Decke ist von weißem Atlas, außerdem das Thier aufgeputzt mit Bändern und mit einem dreifachen, von Goldschnur umflochtenen Glasstrauße. Vierundzwanzig Stallbediente führen eine gleiche Anzahl schwarzer Maulthiere mit weißen Decken, zwölf Läufer, jeder einen weißen Zelter mit schwarzsammetner Decke führend. Eine Compagnie Chevaux-legers, violett gekleidet, eine Compagnie Cuirassiere und der Rest von der Schweizergarde; den völligen Beschluß macht eine Compagnie Carabiniers, begleitet von einigen bespannten bronzenen und vergoldeten Kanonen. Vor der Sixtinischen Kapelle im Vatican angekommen, hält der Zug; die Leiche wird mit dem Paradebette von der Sänfte abgenommen und bis zum andern Morgen in der Kapelle ausgesetzt. Dasselbe findet statt, wenn der Papst etwa im Vatican gestorben sein sollte; der Zug ist aber alsdann viel weniger zahlreich, und die Leiche wird über eine verborgene Treppe nach der Sixtinischen Kapelle gebracht. Am folgenden Morgen versammelt sich in dieser Kapelle der sämmtliche Klerus der Peterskirche; in dem Augenblicke, daß die Cardinäle eintreten, wird von den päpstlichen Sängern das Responsorium: Subvenite Sancti angestimmt, dann spricht der älteste Kanonikus von St. Peter das Paternoster. Ist das Weihwasser gegeben, so erheben acht Priester der Peterskirche den Leichnam, um ihn hinüber zu tragen nach ihrer Kirche. Dort bleibt er drei Tage lang ausgesetzt in der Kapelle des allerheiligsten Sacraments auf einem Paradebette, so zwar, daß ein Fuß außerhalb des Gitters bleibt, von welchem die Kapelle umschlossen. In solcher Lage empfängt dieser Fuß noch häufig die Zeichen der

4) Auch in dem apostolischen Palast zu Avignon befand sich eine silberne Glocke, die einzig und allein für des Papstes Tod und Krönungstag geläutet wurde, jedesmal aber ganzer 24 Stunden lang.

Verehrung der Gläubigen. Nach Ablauf der drei Tage wird der Leichnam, bis auf Gesicht und Hände, in eine Decke von Carmoisin gehüllt; Gesicht und Hände mit weißen Taffetschleiern zu bedecken, bleibt gemeiniglich den Nepoten vorbehalten. In diesem Zustande wird die Leiche in einen Sarg von Cypressenholz gebracht, und es legen die Cardinäle von des Verstorbenen Creation, vorzugsweise die Nepoten, zu dessen Füßen drei rothsammetne Beutel nieder. In jedem Beutel befinden sich zehn Medaillen, in Gold, in Silber und in Bronze, gewidmet dem Gedächtnisse des verstorbenen Wohlthäters, und daher im Avers dessen Brustbild, im Revers irgend eine der merkwürdigsten Handlungen seines Lebens oder seiner Regierung darstellend. Dieser erste Sarg wird in einen zweiten Sarg von Ulmen- oder Kastanienholz geschoben, dem der Maestro di camera sein Siegel ausdrückt, gleichwie der Cardinal-Camerlengo die große bleierne Kiste versiegelt, die wohl vernietet, als äußerster Sarg dienen muß. Dieses Alles geschieht in der großen Chorkapelle, und wird nach sothaner Verrichtung die Leiche auf einem kleinen Wagen etwa 20 Schritte weit rechter Hand in der Kirche geführt, über dem Eingange des Thurmes in die Höhe gezogen und daselbst in einer Nische, die sogleich mit Backsteinen vermauert wird, beigesetzt, bis dahin zu St. Peter oder sonst irgendwo ein Grabmonument errichtet worden. Manche Päpste lassen dergleichen bei ihren Lebzeiten anfertigen. Wenn aber ein Papst mündlich oder in seinem Testamente erklärt hätte, daß er nicht St. Peter, sondern eine andere Kirche zu seiner Begräbnißstätte erwähle, so darf die Übertragung des Leichnams erst nach Jahr und Tag, von dem Tage der vorläufigen Einsenkung an gerechnet, bewerkstelligt werden, und ist dazu die Erlaubniß von St. Peter's Capitel mit Geld zu erkaufen. Für solche Erlaubniß sind wol eher 200,000 Scudi bezahlt worden, wenn es der Leiche eines im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Papstes galt, von dem man darnach erwartete, daß er dereinst kanonisirt werden dürfte. Der Trauergottesdienst für den heil. Vater wird neun Tage lang fortgesetzt und beginnt am dritten Tage nach dem Ableben. Das Todtenamt hält jedesmal ein Cardinal, daneben werden täglich 100, den ersten und letzten Tag 200 Messen gelesen. Am siebenten Tage beginnen die dreitägigen Absolutionen, welche das Ceremoniale Episcoporum für die Beerdigung eines Papstes vorschreibt, und von welchen täglich fünf auf den Stufen des himmelanstrebenden, in der Mitte des Hauptschiffes errichteten, Katafalks ertheilt werden. Am neunten Tage wird das Traueramt von einem Cardinalbischofe, dem vier andere Cardinäle, in Infuln, assistiren, gehalten; ein anderer hierzu von dem heil. Collegio ernannter Cardinal hält von den Stufen des Altars aus dem Verstorbenen die Leichenrede. Nach dem Amte gehen alle Cardinäle um den Katafalk; der Celebrant aber, begleitet von seinen vier Assistenten, ertheilt die letzte Absolution. Ist das Amen gesprochen zu dem schließlichen Requiescat in pace, so löst die Versammlung sich auf. Fällt während der Trauer-Nonen ein Festtag ein, so werden die Exequien ausgesetzt; gleichwol zählt der Tag in seiner Ordnung, und die ersparten Kosten werden unter die Armen vertheilt. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden die Kosten von Begräbniß und Trauerfeierlichkeit zu 30,000 Scudi berechnet. Papst Pius IV., der in seiner Bulle in eligendis ecclesiarum, 1562 die Feierlichkeiten bestimmte, hatte dafür nur 10,000 Dukaten ausgesetzt.

(*v. Stramberg*.)

PAPUA, PAPOUS, PAPUS, PAPUER. Mit diesen in der Hauptsache gleichen Namen, welche aus dem verderbten Puapua*), mit welchem Worte die braunfarbigen Menschen die schwarzfarbigen bezeichnen sollen, entstanden sein mögen, belegt man einen ehemals, wie es scheint, sehr weit verbreiteten, jetzt aber immer mehr und mehr verschwindenden Volksstamm, wobei es unentschieden bleiben mag, ob ihn klimatische Veränderungen oder geistige Schwäche dem Untergange entgegenführen, da hierüber die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Wir nannten den Papuastamm einen weit verbreiteten, denn er findet sich nicht nur auf dem Australcontinente, sondern auch der innern Inselreihe des Australoceans und zwar vorzugsweise auf Neuguinea, Neubritannien, Neuirland, dem Salomonsarchipel, Neucaledonien, den Vandiemensinseln, dem Archipel von Sta Cruz, der Louisiade, den neuen Hebriden und auf den meisten übrigen kleinen Inseln. Weiterhin finden sich größere oder kleinere Reste des Stammes auf den Inseln des indischen Oceans, namentlich auf den Molukken, Philippinen, auf Magindanao (Mindanao), Sumatra und Borneo. In Java sind die Papua ausgestorben oder ausgerottet, dasselbe ist auf den kleinen Sundainseln und im Suluharchipel geschehen, namentlich ist ihnen der Conflict mit den Malaien verderblich geworden, wie wir ja etwas Ähnliches mit den Europäern und den wilden Bewohnern Nordamerika's sehen. Die Andamanen werden von einer Menschenrasse bewohnt, welche ihrer physischen Beschaffenheit, sowie ihrer moralischen und geistigen Bildung nach, für Verwandte der Australneger gelten können; hinsichts der wilden Vedahs auf Ceylon ist man in Ungewißheit und wegen Celebes fehlt es an Nachrichten. Wie groß übrigens die Zahl der Papuas sei, läßt sich nur muthmaßlich angeben und Hassel stellt folgende ungefähre Berechnung auf: Der Continent enthält 100,000, Neuguinea 450,000, Neuirland 15,000, der Salomonsarchipel 50,000, Neucaledonia 50,000, die Vandiemensinsel 1000, der Sta Cruzarchipel 60,000, Louisiade 15,000, die neuen Hebriden 200,000, die kleinen Eilande 50,000, sodaß die Totalsumme 1,041,000 betragen würde.

Woher die Papuas stammen, ob sie von den afrikanischen Negern oder diese von ihnen ausgegangen, ist ebenfalls noch Sache der Untersuchung. Da wir aber

*) Papua würde also die allgemeine Bezeichnung für Neger. Hiermit würde zusammenstimmen, daß die Ausstralneger auf Borneo Negrillos heißen, mit welchem Worte die Spanier auf den Philippinen alle Wilden überhaupt bezeichnen, obgleich die Papua hier gewöhnlich Aeta, Ingolotten, Igorotten, Tschinganen genannt werden. Die Engländer nennen oft Neuguinea vorzugsweise das Papualand. Nach Andern soll Papua so viel wie Küstenbewohner sein.

finden, daß von dem Osten der Völkerzug mit wenigen Ausnahmen fast immer nach dem Westen ging, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß die Papua da das Urvolk waren, wo wir sie noch jetzt einheimisch finden. Nicht zu leugnen ist jedoch die große Übereinstimmung dieser östlichen und westlichen Neger, wenngleich auch manche Abweichung stattfindet. Am meisten gleichen den Letztern die Papua auf dem Australcontinente. Im Allgemeinen scheint der Papua den Übergang aus der Affenwelt zu der afrikanischen Negerwelt physisch, geistig und sittlich zu machen, und nur auf den östlichen Inseln scheint ihr Zusammentreffen mit den Malaien ihr physisches und geistiges Wesen etwas verändert zu haben. Balmain, ein britischer Zergliederer, welcher ein männliches und weibliches Papuaskelet zerlegte, gibt folgende Resultate an: Der Schädel hatte mehr die afrikanische als europäische Form, und das Skelet des Mannes war affenähnlicher als das des Weibes. Der obere Rand der orbita des Auges tritt so stark hervor, daß sie von Oben zusammengedrückt zu sein scheint und die innere Wölbung der Augenhöhle verloren geht. Die Zähne waren stark und standen thierähnlich weit hervor. Zwischen den Zähnen und dem untersten Theile des Kinnes war der Raum kurz und stark nach Hinten fallend. Auffallend groß zeigte sich das foramen magnum und der knöcherne Kanal, welche zu dem innern Gehirn führen. Ähnliche Resultate liefern Freycinet's Untersuchungen. Die vordern und hintern Theile des Hauptes sind abgeplattet und das Gesicht ist sehr breit. Dr. Gall bemerkte an allen Papuaschädeln Freycinet's eine Unregelmäßigkeit, welche er für eine rhachitische Deformation erklärte und aus derselben die Folgerung zog, daß jene Schädel nur solchen Menschen angehören könnten, welche sumpfige, feuchte und niedere Gegenden bewohnten, was wirklich bei den meisten Papuas eintrifft. Auch nach Forster's Nachrichten zeigte sich das Affenähnliche deutlich in einem Papuaschädel von einem Bewohner des Heil.-Geistarchipels. Dieser Knochenform entspricht auch die äußere Bekleidung. Die Gesichtsfarbe, sagt Palmblad mit Beziehung auf Cook's und Hunter's Reisen, ist schwarz, aber nicht so glänzend als bei dem afrikanischen Neger, sondern beinahe rußfarbig; auch ist die Haut nicht so zart und glatt, sondern im Gegentheil rauh und ungleich, wie bei Menschen, welche die Elephantiasis gehabt haben. Die Augen sind sehr groß, aber zur Hälfte durch die Augenlieder bedeckt, welche diese Menschen nicht öffnen zu können scheinen. Denn, wenn sie etwas in der Ferne betrachten wollen, so heben sie den Kopf in die Höhe, gleichsam als wollten sie über sich sehen. Wenn man die Neger Polynesiens mit ihren schwarzen afrikanischen Brüdern vergleicht, so erscheint die Nase, wenn auch nicht ganz so platt, doch ebenso breit, wo nicht breiter, die Ohren länger, der Mund mehr aufgerissen, die Lippen, besonders die Oberlippe, unförmlich dick, das Kinn mehr, aber die Kinnladen (wenigstens bei dem Aëta) weniger hervorschießend, und die Zähne weniger weiß und regelmäßig. Das Gesicht ist länglicher als bei dem Afrikaner. Das Haar ist in strotzender Fülle vorhanden und zwar gewöhnlich schwarz, aber man findet auch, was bei dem Neger nie der Fall ist, die rothe und braune Farbe. Kraus wie das Negerhaar, hat das Haar des Papua weniger Feinheit und Weiche. Dabei haben die Papua einen starken Bart, und auch sonst zeigen sich Haare bei ihnen. Sie sind überhaupt häßlicher und schwächer, ihre Arme und Beine sind länger und dünner; die Brüste der Weiber hängen bis zum Nabel herab und ihre Bäuche sind sehr groß. Der Wuchs ist niedrig und untersetzt, von 4 Fuß 9 Zoll bis 5 Fuß. Doch findet man hier und da auch einige Papuas, die größer sind**).

Der äußern Gestalt entspricht bei diesen Thiermenschen größtentheils das innere Gemüth. Von Vernunft und Verstandesthätigkeit findet sich wenigstens bei den Bewohnern Neuhollands und Vandiemenlands kaum eine Spur; höchst zweifelhaft ist es, ob sie nur eine Ahnung von Religion haben, und nur die höchste Noth kann sie antreiben, etwas zu thun. Daher ziehen sie meist völlige Nacktheit der dürftigsten Bekleidung vor und zwar nicht blos in der Kindheit, sondern selbst im höhern Alter, und sehr steht es dahin, ob sie sich aus Scham, wie wenigstens Collins von einigen jungen Mädchen anzunehmen geneigt war, an einigen Theilen mit Holz, Baumblättern, Rinde oder Wolle bedecken. Doch trägt man hier und da einen Gürtel aus Kokosfasern oder gedrehten baumwollenen Schnüren; auch gebraucht man wol ein Känguruh- oder Hundefell zum Schutz gegen die rauhe Witterung. Nur wo sich malaischer Einfluß geltend macht, zeigt sich auch bei dem Papua ein Culturanfang. Auf Waigiou trugen wenigstens die Häupter und Vornehmen eine Bekleidung von chinesischem Zeuche und einen Turban, und auch sonst hat man angefangen, dem Schmuck des Hauptes einige Aufmerksamkeit zu widmen, indem man theils Mützen von bemalter Baumrinde aufsetzt, theils das Haar mit Haifischzähnen oder bunten Federn besteckt; ja auch eine Art Puder ist Mode. Zöpfe tragen die Tannesen, und auf Neuguinea hat man es sogar bis zu einem Kamme gebracht, doch nur um das Haar noch buschiger zu machen. Nase und Ohr werden durchbohrt, um Knochen, Holz und Steine aufzunehmen; je angesehener der Mann, desto länger, ja oft ellenlang ist das Nasenholz. Die Operation, durch welche die Nase zu dieser Ehre gelangt, heißt Guahnirung, und sie wird zwischen dem 8. bis 16. Jahre vorgenommen. In Neugui-

**) Mit dieser von Palmblad entworfenen Schilderung stimmen auch die übrigen Reisenden überein. Sie schildern größtentheils die Papuas als die formlosesten, ungestaltetsten Menschen, deren Gesicht jedoch weniger Wildheit als stumpfe Rohheit, ja selbst zuweilen eine gutmüthige Dummheit zeige. Die schwarze Farbe ist einzig auf dem Festlande herrschend und diese wie das krause Haar ist das charakteristische Merkmal bei den nicht negerartigen Bewohnern Neubritanniens und Neuirlands. Ebenso findet man auf Neucaledonien theils schön gebildete, theils negerartige Menschen, doch ebenfalls mit den angegebenen Merkmalen. Je weiter östlich man von Neuholland kommt, desto mehr findet man, daß sich das Negerartige verliert, selbst die schwarze Farbe geht in Braun und Gelbbraun über, allein man verwischt diese Farben durch Schmutz und einen dunkeln Anstrich. Das Haar lassen die meisten Papuas wild wachsen, sodaß die häßlichen Köpfe oft einen Umfang von 2–2½ Fuß erhalten. Vorzüglich häßlich soll nach le Maire das weibliche Geschlecht sein.

nea werden die Ohren mit messingenen Ringen und kleinen Glas- oder Porzellankügelchen geschmückt. Wo die Bildung am weitesten vorgeschritten ist, da wird wol auch der Hals, sowie Arme und Füße, oder doch wenigstens die Gelenke dieser Glieder mit einigem Schmucke bedacht. Der Körper wird bemalt oder auch wol tätowirt, dabei müssen sich Jünglinge hier und da einen Zahn ausbrechen und die Jungfrauen sich ein oder zwei Fingerglieder abbinden lassen, wenn sie in Ehren stehen wollen. Der Kleidung entspricht Wohnung und Nahrung. Viele Papuas bringen Tage und Nächte in Wäldern auf und in Bäumen und Felsenhöhlen u. s. w. zu, andere flechten die Zweige zu einer Art von Dach zusammen und noch andere überkleiden solche Zweige noch mit Baumrinde. Doch war nach Péron und Andern auf einigen Inseln durch die Erbauung solcher Hütten von etwas besserer Einrichtung bereits ein Anfang zum gesellschaftlichen Leben gemacht. Vorzüglich zeichnen sich die Inseln aus; man findet auf diesen Dörfer oft von 20 Hütten, ja selbst mit öffentlichen Gebäuden, ein deutlicher Beweis, was der Verkehr thut zur Bildung selbst der rohesten Menschen. Mit der Wohnung steht die Nahrung im Verhältnisse. Die meisten Papuas pflanzen und bauen nichts; ohne Böte, Jagd und Fischgeräthe leben sie von Wurzeln, wildem Honig und Fleischspeisen, die ihnen der Zufall zuführt. Auf den Philippinen sind jedoch die Papuas schon geschickte Jäger und auch die Papuas auf Neuguinea waren höchst kriegerisch und im Gebrauch einiger Waffen geschickt. Die einen bedienen sich auch eines Jagdhundes, den sie Dingo nennen, um das Emu oder Känguruh zu jagen. Die Küstenbewohner warten meistens, bis ihnen das Meer seinen Reichthum zuführt, und sie verschmähen selbst todte Fische nicht, doch haben es einige Stämme im wirklichen Fischfange zu einer großen Fertigkeit gebracht, und sie wagen sich muthig auf schwachen Kähnen in die hohe See, während die Weiber die kleinern Fische zu fangen haben. Die Inselpapuas haben bereits Pflanzungen und wissen überhaupt den Reichthum der Tropenwelt zum Lebensgenusse zu benutzen. Ihre Ehen schließen sie gewöhnlich durch Raub. Das Weib ist Sklavin.

Über die Sprache der Papuas haben wir noch zu wenig Nachrichten, als daß wir ihr mit Bestimmtheit ihre Stelle unter den Sprachstämmen anweisen könnten. Nach Einigen gehört sie, aber mit höchster Unwahrscheinlichkeit, zu dem malaischen Stamme. (*Fischer.*)

PAPUDO, Bai und Hafen an der vom Ocean bespülten Küste des chilesischen Districts Quillota, Provinz Aconcagua. (*Fischer.*)

PAPULA (Knötchen, Blätterchen, Blüthe), nennt man in der Lehre von den Hautkrankheiten eine sehr kleine zugespitzte, harte Hervorragung über das Niveau der Haut, mit entzündeter Basis, welche von mehr oder weniger heftigem Jucken begleitet unter den Erscheinungen der Furfuration zu verschwinden pflegt. Sie hat ihren Grund in einer Affection der von Breschet und Roussel de Vauzeme neuerlich erst genauer dargestellten und beschriebenen Hautdrüsen und erhält ihre Genesis auf folgende Weise. Durch irgend eine Veranlassung wird die mit Hilfe der den Hautdrüsen zukommenden peristaltischen Bewegung beständig vor sich gehende Excretion des von den Hautdrüsen abgesonderten Hauttalgs gehindert, der Ausführungsgang der Hautdrüsen verklebt, und da die Secretion des Hauttalgs fortdauert, häuft sich dieses mehr oder weniger in der Drüse an, dehnt diese aus und so wird sie, über das Niveau der Haut sich erhebend, sichtbar und fühlbar, ganz ähnlich wie bei der sogenannten Gänsehaut, nur daß hier die Excretion plötzlich und nur momentan unterdrückt wird, und die mit erstarrtem Hauttalg angefüllten Hautdrüsen durch den Collapsus des umgebenden Haut- und Zellgewebes sichtbar werden. Der Druck, den die ausgedehnten Hautdrüsen auf die Umgebung ausüben, bewirkt einen verstärkten Zufluß des rothen Blutes, das in die sonst nur cruorloses Blut führenden Verzweigungen des Capillargefäßsystems dringt, wodurch die die Papula umgebende Hautstelle, in Gestalt eines mehr oder weniger verbreiteten rothen Halos oder Hofes, geröthet und entzündet erscheint, während die gedrückten Nervenfasern das Gefühl eines juckenden Schmerzes zum Bewußtsein bringen. Indem nun auch die peristaltische Bewegung des Ausführungsganges der Drüse, wenn auch nur zeitweise sich verstärkt, und die Drüse weniger in der Breite, wegen der engen Maschen des Coriums, worin sie liegt, als nach der Epidermis zu, sich ausdehnen kann, so nimmt die Drüse die Gestalt eines kleinen Kegels an, dessen Basis in der Haut, dessen Spitze über deren Niveau liegt, und die Epidermis ausdehnt, welche etwas glänzend erscheint, sich in Gestalt kleiner kleienartiger Schuppchen oder Blätterchen ablöst, wodurch endlich auch der Ausführungsgang der Drüse wieder frei wird und die Affection ihr Ende erreicht. Ist dies nicht der Fall, so geht die Papula in eine Pustel oder einen Tuberkel, selten in ein Bläschen über (s. d. Art. Pustula, Tuberculum und Vesicula). Da diese Formen nun offenbar eine deutlichere und ausgebildetere Entwickelung als die Papula darstellen, so kann man letztere passend als eine Abortivform bezeichnen. — Bei den ältern Ärzten ist der Begriff der Papula unbestimmt, da sie meistens Pusteln und Bläschen damit verwechseln. Da die Papula mehrfache Verschiedenheiten in Bezug auf äußere Gestalt und Aussehen, sowie auch auf ihr ätiologisches Verhältniß zeigt, so hat man diese Verschiedenheiten als Gattungen angenommen, die Papula selbst als Grundform zur Bildung einer Classe oder Ordnung der Hautkrankheiten benutzt. Namentlich geschah dies von Willan[1]), welcher irriger Weise das Wesen der Papula in eine Entzündung der Hautwärzchen setzt, welche erweitert, gehoben und verhärtet werden soll, was aber, obschon es fast allgemein von den Ärzten angenommen ist, den Lehren der Anatomie und Physiologie durchaus widerstreitet. Die Willan'schen **Papulae** bilden die erste Ordnung seines Systems, und er nahm als Gattungen **Strophulus, Lichen** und **Prurigo** (s. d. Art.) an. Bei Rayer[2])

1) Die Hautkrankheiten. Aus d. Engl. von Friese. (Breslau 1799.) 1. Bd. S. 13. 2) Theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten. Aus d. Franz. von H. Stannius. (Berlin 1838.) 2. Bd.

[illegible] unterhalb, wo sie am stärksten sind, armsdicken [illegible], welche an ihrem obern Ende eine zusammenge- [illegible] Blütendolde mit achtblättriger allgemeiner Dolden- [illegible]. Das Papierschilf wächst in den Gewässern, [illegible] Ägypten und Abyssinien, in einem Flüßchen Siciliens, [illegible] See und bei Ostia (?), in Syrien [illegible] Theophrast's und Plinius' Angabe), in Palästina [illegible], im Euphrat (Plinius) und im Zusammenflusse [illegible] Euphrat und Tigris (nach Guilandinus), endlich soll [illegible] auch in Ostindien vorkommen. Seit den ältesten Zei- [illegible] scheint das Papierschilf ungemein häufig in Ägypten [illegible] zu sein, wie sich sowol aus dem Namen, welcher [illegible] Jablonski (Opusc. I. p. 198) ägyptisch ist (*βίρ*, [illegible], *κά*, Pflanze, *παβίρ*, Pflanze zum Flechten), [illegible] auch aus dem ausgedehnten Gebrauche, welchen die [illegible] Ägypter von diesem Gewächse machten, schließen [illegible]. Allein neuerdings scheint die Papierstaude in Ägyp- ten selten geworden zu sein; denn weder Forskål, noch die Naturforscher der französischen Expedition thun ihrer Erwähnung, und Bruce sagt ausdrücklich, sie sei jetzt sehr selten. Dagegen ist das Zeugniß von Savary (Lettres sur l'Égypte. I. p. 322), welcher bei Damiette Wälder von Papierschilf gesehen haben will, sehr verdächtig; wahrscheinlich hat er ein anderes Schilfgewächs dafür angesehen.

Am wichtigsten war der Gebrauch dieser Pflanze zur Bereitung des Papiers, welche Plinius (H. N. 13, 23—27) schildert. Man zerlegte das innere Mark mit einem spitzen Instrumente in sehr dünne, aber breite Platten; von diesen legte man zwei auf einander, schnitt die Ungleichheiten am Rande ab und erhielt das Ganze feucht mit trübem Nilwasser, welches die Stelle des Leims vertrat; dann preßte man die so gewonnenen Papierblätter, trocknete sie in der Sonne, entfernte die Unebenheiten mit einem Zahn oder einer Muschel, leimte sie wiederholt und klopfte sie endlich mit Hämmern. Das innerste Mark des Halms gab das feinste Papier, charta hieratica (*Strab.* 17, 15. p. 528. ed. *Tzsch.*, später unterschied man ch. Augusta, Liviana und Claudia), nächst diesem kam die ch. amphitheatrica oder Fanniana, dann die Saitica, und endlich das gröbste Packpapier, die ch. Leneotica, die beiden letzten nach den Fabrikorten in Ägypten benannt. Plinius führt gegen die Behauptung Varro's, als sei das Schilfpapier erst seit Alexander dem Großen im Gebrauche, an, daß die geheimnißvollen Bücher des Numa, welche man 535 Jahre nach dieses Königs Tode zu Rom fand und verbrannte, auf Schilfpapier geschrieben waren; auch habe der Gouverneur von Lycien, Mutianus, dort in einem Tempel einen Brief gesehen, welchen Sarpedon zur Zeit des trojanischen Krieges auf Papyros- oder Byblospapier geschrieben.

In neuern Zeiten hat der Ritter Saverio Landolina, Gerichtspräsident (Capitano della giustizia) in Siragosa (dem alten Syrakus), Versuche gemacht, aus der Papyrusstaude nach altägyptischer Weise Papier darzustellen. Er ward zuerst durch einen englischen Reisenden, welcher aus Ägypten zurückkehrte, darauf aufmerksam gemacht, daß das Papierschilf in seiner Nähe wachse, näm-

lich in dem kleinen Flusse Pisma (sonst Cyane), welcher sich eine Miglie oberhalb der Mündung des Anapo in das Meer mit diesem vereinigt. In der That ist der Papyrus in diesem Flüßchen so häufig, und zwar auf eine Strecke von anderthalb Miglien, daß er das Befahren der Pisma sehr erschwert, und daß sich die Syrakusaner früher dieses Schilfes zum Binden ihrer Getreidegarben bedienten (vgl. Denon, Neap. und Sicil. teutsch. Ausz. IX. S. 57 fg.). Die ersten Versuche Landolina's, seit dem Jahre 1780, misglückten; aber theils durch ein genaueres Studium des Plinius, theils durch sorgfältige Untersuchung eines Stückes alten Schilfpapiers gelangte er zu einem so günstigen Ergebnisse, daß er eine Schilfpapierfabrik gründen und hierdurch den Syrakusanern eine neue Erwerbsquelle zuweisen konnte, welche indessen bereits seit geraumer Zeit wieder versiegt zu sein scheint. Landolina nahm den mittlern Theil des Halms in einer Länge von ungefähr zwei Fuß (der untere Theil ist zu saftig, der obere zu schwach), und legte ihn zwei Stunden lang in ein Gefäß mit Wasser. Dann zog er die äußere grüne Rindenschicht ab, und theilte das innere, schneeweiße, lockere Zellgewebe vermittels eines Messers in dünne, lange Scheiben*), eine Arbeit, die ein sehr scharfes Messer und eine geübte, sichere Hand erfodert. Dann legte er diese noch feuchten Streifen auf eine glatte Tafel und kreuzweis über einander, und brachte darauf das Ganze unter die Presse, wo es trocknen mußte. Endlich wurde das Papier geglättet und geleimt (Bartel's Briefe über Calabrien und Sicilien. III. S. 848—872).

Die holzige Wurzel des Papierschilfs wurde zu allerlei Geräthe verarbeitet und als Brennmaterial benutzt; der untere saftige, aromatische Theil des Halmes gekaut und ausgesogen (*Herod.* II, 92, 20. *Theophrast.* Hist. plant. IV, 8, 4. *Diod.* I, 80. *Dioscorid.* Mat. med. I, 115. *Plinius*, Hist. nat. 13, 22). Aus den Halmen flocht man leichte Böte, welche ohne Zweifel mit einer wasserdichten Substanz überzogen wurden (*Jesaias* 18, 2. *Herod.* II, 96. *Plin.* 6, 24. 13, 22. Conseritur bibula Memphitis cymba papyro *Lucan.*), wie dergleichen nach Bruce's Zeugnisse noch jetzt in Abyssinien im Gebrauche sind. Aus dem obern Theile der Halme wurden Kränze, Schuhe, Taue, Matten, Segel und Kleider geflochten (*Hom.* Odyss. 21, 391. *Theophr.* l. c. *Plut.* Agesil. 36. *Plin.* 13, 22. *Athen.* 15. p. 463). Endlich wurde die Asche vom Papierschilfe und dem daraus bereiteten Papiere gegen bösartige Geschwüre angewendet (*Diosc.* l. c.), wobei wol kohlensaures Kali wirksam gewesen sein mag. (Über das Papierschilf in antiquarischer Hinsicht**) sind zu vergleichen: *Melch. Guilandinus*, Papyrus, h. e. Commentarius in tria Plinii de papyro capita; rec. *St. Salmuth.* [Amberg 1613]. *Conte Caylus* in den Mémoir. de l'Académ. des Inscript. tom. 26. p. 267. *Nic. Schouw*, Charta papyracea graece scripta etc. [Rom. 1788]. *Bruce*, Travels. V. p. 2—14. Übers. von Volkmann. V. S. 13—28. T. 1). (*A. Sprengel.*)

*) Landolina liest bei Plinius (H. N. XIII, 23) statt diviso acu in latissimas philuras — diviso scapo in longissimas philuras. **) Vergl. den folgenden Artikel. Red.

PAPYRUS und PAPYRUSROLLEN (Antiquarisch). Papyrus (*Πάπυρος, Βύβλος, Βίβλος*), die Papyrusstaude (dann im engeren Sinne die aus ihr bereiteten Papyrusblätter selbst), vorzüglich ein Gewächs des Nils (daher Nilus papyrifer bei *Ovid.* Met. XV, 753. Trist. III, 10, 27 und *δονακώδης Νεῖλος*, *Bacchil.* ap. *Athen.* I, 36, 20. c.), welches durch Zubereitung zum Schreibmaterial für die Alten und selbst noch für einen Theil des Mittelalters von höchster Wichtigkeit war, und nun auch für uns und die kommenden Geschlechter als Trägerin alter Schriftwerke noch von großer Bedeutung ist [1]). Für Freunde der Symbolik dürfte es wol ein ansprechender Gedanke sein, daß in dem wunderbaren Lande uralter ewiger Denkmäler und ewiger Geheimnisse neben dem Lotus auch ein Gewächs zur Förderung, allgemeinen Verbreitung und ewigen Fortpflanzung der Wissenschaften sproßte [2]). In wie reichlicher Menge dasselbe in der alten Zeit gewonnen wurde, können wir schon aus den Bestrebungen der Ptolemäer abnehmen. Herodot (II, 92) bezeichnet dasselbe als ein jährlich wachsendes Product. Cassiodorus (XI, 38) vergleicht in seiner bilderreichen Sprache die Papyrusstauden am Ufer des Nils mit einem Walde: „Da erhebt dieser Wald seine Zweige, dieses Gebüsch ohne Blätter, diese Ernte im Gewässer, diese Zierde der Sümpfe [3])." Diese Pflanze wurde daher ein Hauptzweig der ägyptischen Industrie. Der Kaiser Hadrianus charakterisirt in einem Schreiben an den Servianus (bei *Vopiscus* Saturn. c. 8. p. 234. Scr. H. Aug. Vol. II. Bip.) die Ägypter und nennt ihr Land ein fruchtbares und reiches, in welchem kein Mensch müßig lebe. „Von Einigen werde Glas geschmolzen, von Andern Papier (charta) bereitet. Hier haben Alle, selbst die Gichtbeladenen und Blinden, zu thun. Nicht einmal die an Händegicht Leidenden (chiragrici) seien müßig." Diese Pflanze wurde vorzüglich im Delta gefunden, und war, wie dieses, ein Geschenk des Nils [4]). Die Eigenthümlich-

1) Winckelmann (Werke. 2. Bd. S. 96 u. 229. Dresden 1808.) bemerkt, daß sie auch *δέλτος* genannt werde, weil sie vorzüglich im Delta sproßte. Ihm scheint von diesem Worte auch die Benennung von Schriften in der Bibel angenommen zu sein; denn דלתות (*δέλτοι*) heiße ein Buch beim Jeremia. *Gesenius* Lex. Hebr. Lat. ed. 4. voc. דֶּלֶת plur. 3. „columnae libri a similitudine januae dictae ut Lat. a similitudine columnae. Jer. 36, 23. Al. capita libri intelligunt, ut rabb. שַׁעַר." Gegenwärtig soll diese Pflanze von den Eingeborenen Berd genannt werden. *Bruce*, Travels. V. p. 27. Winckelmann a. a. O. 2) Denon nennt in seiner Voyag. dans la haute et la basse Égypte die aufgefundenen Papyrusrollen „les frêles rivaux des pyramides." *Jomard* in d. Descript. de l'Égypte. T. III. p. 109. ed. II. *Plin.* XII, 11, 21. Postea promiscue patuit usus rei, qua constat *immortalitas* hominum. Über den Lotus unter den Hieroglyphen auf Manuscriptrollen *Jomard*, Descr. III. p. 123. 124. Vergl. *Herodot.* II, 92. 3) Die Vulgat. Exod. II, 5 bezeichnet einen Papyruswald dieser Art durch papyrio. 4) Strabon (XVII, 1, 30) bemerkt, daß der *βύβλος* nur im untern Theile des Delta häufig wachse. *Plin.* XIII, 22: Quum in Sebennytico saltem ejus nomo nonnisi charta

keit dieses Flusses oder vielmehr der durch ihn herbeigeführte fette Schlamm mochte ihr Gedeihen befördern. Pomponius Mela (III, 9, 3) nennt eine Quelle des Nils (Nuchul) in Äthiopien, welche ebenfalls die Papyrusstaude erzeuge (vergl. dazu *Tzschucke*, Not. crit. T. II, 3. p. 351 sq. und not. exeg. T. III, 3. p. 401). Plinius (V, 8) bezeichnet den Nigris in Äthiopien als einen Fluß, welcher mit dem Nil gleiche Natur habe und auch die Papyruspflanze hervorbringe (calamum et papyrum et easdem gignit animantes). Außerdem läßt Plinius (XIII, 22) dieselbe noch in Syrien und um Babylon im Euphrat wachsen. Man hat noch viele andere Orte genannt, an welchen dieselbe gefunden worden sein soll. Allein wol mochte man bisweilen ähnliche schilfartige Pflanzen mit jener verwechseln. Wenigstens mag dieselbe nicht an allen Orten von gleicher Beschaffenheit und Brauchbarkeit zur Fabrication der Schreibeblätter gewesen sein. (Über jene verschiedenen Orte vergl. *Guillandini* ad *Plin.* XIII, 22. p. 717 sq. *t.* IV. ed. *Hard.-Franz.* und hier im botan. Art. Papyrus). Gegenwärtig findet man sie nur selten und in geringer Quantität an den Ufern des Nils (*Jomard* in d. Descr. de l'Égypte. Tom. III. p. 114. ed. II.), wovon wol Mangel an Cultur und Pflege die Hauptursache sein möchte, da man seit langer Zeit aufgehört hat, sie zu Papier zu verarbeiten. Sie gedieh nur auf dem vom Flusse überschwemmten Boden und trieb ihren Stengel nur an Stellen, wo das Wasser nicht über zwei Ellen Höhe erreichte. Sie warf mehre krumme Wurzeln, deren größte von der Stärke einer Faust etwa zehn Ellen Länge hatte und trieb einen vier Ellen hohen Stengel von dreieckiger Gestalt, dessen Masse weicher als Baumholz und härter als der Stoff anderer Pflanzen [5]). So Theophrast (Hist. pl. IV, 9), welchen Plinius (XIII, 11. 12. s. 21—26) bei seiner ausführlichern Beschreibung offenbar vor Augen hatte. Der Stengel von aromatischer Natur (odoratus calamus *Plin.* XIII, 11, 22) schießt in schlanker Gestalt empor (in gracilitatem fastigatum), wie ein Thyrsusstab, und läuft in eine schwache haar- oder buschartige Krone aus ohne Samen, welche zu nichts weiter dient als zur Bekränzung der Götter (*Plin.* XIII, 11, 22). So bezeichnet auch Strabon (XVII, 1, 799) diesen Stengel als kahlen Stab mit einem Büschel an der Spitze (ψιλὴ ῥάβδος ἐπ' ἄκρῳ ἔχουσα χαίτην). — Dieses Product gewährte den Bewohnern Ägyptens eine so vielfache Anwendung, als wol kaum ein anderes Gewächs dieses Landes in der alten Zeit. Das Wesentlichste hierüber ist schon im botanischen Artikel angegeben worden. Wir wollen hier noch einige Bemerkungen hinzufügen. Zunächst gibt uns Herodot eine interessante Notiz über den Gebrauch des Papyrus zur Speise: „die jährlich aufsprossenden Stengel zog man aus dem Sumpfe heraus, das Obere schnitt man weg zu anderweitigem Zwecke, den untern Theil des Stengels aber von der Länge einer Elle gebrauchte man zur Nahrung und zum Verkauf. Wollte man ihn aber recht gut zubereiten, so dämpfte oder schmorte man ihn zuvor in einem durchsichtigen Gefäß (ἐν κλιβάνῳ διαφανέϊ πνίξαντες II, 92) [6])." Der langen Wurzel bediente man sich theils zum Brennmaterial, theils zu den verschiedenartigsten Geräthschaften (*Plin.* XIII, 12, 22). Aus dem Rohre bereitete man auch eine Art leichter und behender Barken (papyraceae naves *Plin.* VI, 22. VII, 57 (56). *Lucan.* IV, 136: Conseritur bibula Memphitis cymba papyro), welchen der Volksglaube eine besondere, gegen die Krokodile schützende Kraft zuschrieb. Diese Thiere hatten nämlich, wie es heißt, eine heilige Scheu vor denselben, weil einst die Isis auf einem solchen gefahren sei, (vergl. *Montfaucon* l. c. p. 306. Angedeutet werden diese Fahrzeuge auch Jes. 18, 2. Ex. 2, 3. Job. 9, 26. Vergl. *Gesen.* Comment. ad Jes. 18, 2. Lex. Hebr. Lat. v. אבה und גמא. Auch scheinen dieselben bei einem Cult des Osiris in Anwendung gekommen zu sein: *Lucian.* de Syria dea. §. 12 sq. *Bochart.* Phal. II. p. 212 sq. ed. III.). Diese Schiffchen befuhren den Nil mit außerordentlicher Schnelligkeit. Ihre Gestalt erkennt man auf geschnittenen Steinen und andern ägyptischen Denkmälern. Winckelmann (Werke 2. Bd. S. 97. Dresd. 1808), welcher über die Construction derselben bemerkt: „es wurden nämlich Bündel wie Binsen zusammengebunden und diese wurden wiederum an einander vereinigt, bis man ihnen die Gestalt von Kähnen oder Schiffen gab." — Den obern Theil des Stengels mit seinem schwachen Büschel verbrauchte man sehr häufig zu Kränzen, welche wegen ihrer Einfachheit beliebt waren (*Plin.* l. c. Daher die Bezeichnung στεφανωτρὶς βύβλος bei *Plutarch.* Ages. c. 36. p. 617. *Theopomp.* ap. *Athen.* XV, 18, 676, d.). An diesen hatte Agesilaus in lakonischer Denkweise großes Wohlgefallen (διὰ τὴν λιτότητα τῶν στεφάνων), und ließ sich solche darreichen, als er von Ägypten absegelte (*Theophrast* ap. *Plutarch.* l. c. und *Theopompus* ap. *Athen.* l. c.). — Als Pharnakes, Sohn Mithradat's VI., das Heer seines Vaters gewonnen hatte und von jenem zum König ernannt worden war, brachte ein Krieger aus dem nächsten Tempel einen breiten Byblos herbei und bekränzte jenen damit statt eines Diadems (*Appian.* de bello Mithr. c. 111. p. 811. *Schweigh.* vol. I.). — Man machte auch von der Papyrusstaude in pharmaceutischer Hinsicht Anwendung

nascatur. Vergl. dazu *Dalechamp* ed. *Harduin-Franz.* T. IV. p. 714 sq.

5) Melch. Guillandini wollte auf seiner Reise in Ägypten Stengel von sieben Ellen Höhe gefunden haben, worüber Montfaucon (Diss. sur la Plante appellée Papyrus etc. p. 304 sq. Mém. de l'acad. des inscr. Tom. IX.) bemerkt: Mais cela ne fait rien contre Theophraste, qui ne parle que de la hauteur ordinaire de ces tiges. Ce même Auteur dit qu'elle est de forme triangulaire; ce que confirme aussi Goropius Becanus, qui assure qu'il a deux batons triangulaires faits de la tige du Papyrus d'Égypte. Auch Alpinus (de Plant. Aegypt. c. 36) redet von sechs bis sieben Ellen des Stengels. Vergl. Winckelmann 2. Bd. S. 97. Dresd. Plinius (l. c.) gibt fälschlich dem Stengel die Länge von zehn Ellen, da Theophrast (h. pl. IV, 8. 9) dieses Maß nur der Wurzel ertheilt. Derselbe bemerkt auch das Samenlose (καρπὸν δὲ ὅλως οὐδένα). Über die dreieckige Form vergl. *Guilland.* ad *Plin.* l. c.

6) *Plin.* XIII, 11, 22. Mandunt quoque crudum decoctumque, succum tantum devorantes.

(*Dioscorid.* I, 116). Beim Aderlaß des Rindviehes brauchte man dieselbe zum Verband (*Columell.* VI, 6, 4: sanguis ex vena secta in cauda bovis inhibetur papyri ligamine. Vergl. *Veget.* Mulom. III, 3, 4). Auch bediente man sich derselben beim Oculiren und Pfropfen (*Pallad.* Febr. XXIX, 2, 33), ferner als Docht zum Lichte (*Plin.* XXVIII, 11. *Veget.* II, 57, 1) und zu Schuhen (*Mart.* Capella. II. p. 28).

Von weit größerer Wichtigkeit war die Verarbeitung derselben zum Schreibmaterial. Wir haben hier zunächst eine zweifache Art von Zubereitung zu unterscheiden, nämlich die in Ägypten selbst vermittels des Nilwassers, und die außerhalb dieses Landes vermittels eines künstlichen Leims. Plinius gibt folgenden Bericht (XIII, 11, 22. 23): „Aus dem Papyrus werden Karten (chartae, Blätter, Bogen, welche verbunden Rollen geben) bereitet, indem derselbe mit einer Nadel in sehr dünne und breite Häute (philuras, φιλύρας, schedas) zerlegt wird [7]), welche man dann auf einer mit Nilwasser benetzten Tafel der Länge nach neben einander ausbreitet. Das trübe Nilwasser hat nämlich Conglutinationskraft und vertritt die Stelle des Leims. Auf diese der Länge nach ausgebreiteten Häute werden dann andere quer darüber gelegt (transversa cratem peragit), welche durch die Kraft des Nilwassers mit den ersten zu einem Gewebe vereinigt werden, in welchem die erstere Lage gleichsam das stamen, und die folgende querliegende das subtemen bildet. Hierauf werden sie abgenommen, gepreßt, an der Sonne getrocknet, dann mit einander verbunden und aufgerollt [8]). Die nächsten (proximae) Blätter bezeichnet er als die besten oder feinsten [9]). Bei solchem Verfahren konnten nun vier Fehler eintreten, die scabrities, die rebellis contumacia, die lentigo, die taenia. Die Rauhheit (scabritia), fährt Plinius fort, wird durch einen Zahn oder eine Muschel geglättet; allein die aufgetragenen Buchstaben werden dann blaß und verschwinden leicht (caducae literae fiunt). Durch die Politur fließt jedoch das Papier weniger und erhält mehr Glanz. Allein es widerstrebt auch der aufgetragenen Tinte, wenn die ihm ursprünglich gegebene Feuchtigkeit nicht mit Sorgfalt wieder herausgebracht worden ist. Dieses kann man durch Hämmerschläge oder auch durch den Geruch wahrnehmen. Die linsenförmigen Flecken (lentigo) bemerkt man mit den Augen. Aber die mitten im Glutinament befindlichen Fäserchen (taeniae) von der durstigen Binse des Papyrus gewahrt man erst, wenn der aufgetragene Buchstabe auseinanderfließt; so schwer sind diese zu entdecken. Dann ist wiederholte Bearbeitung nothwendig." So weit geht die Darstellung des Plinius, bevor er vom Gebrauche des Leims redet. Da nun aber die Papyrusstaude nicht blos in Ägypten verarbeitet, sondern auch in andere Länder gebracht und erst hier zubereitet wurde, so mußte natürlich in den letztern das glutinöse Nilwasser durch ein anderes Mittel ersetzt werden. Plinius beschreibt demnach die Zubereitung des hier erfoderlichen Leims: „Der gewöhnliche Leim wird aus dem feinsten Staubmehl (pollinis flore), mit kochendem Wasser vermischt und einer geringen Zuthat von Essig bereitet. Denn Tischlerleim (fabrile) und Gummi sind unhaltbar. Ein noch besserer Leim wird dadurch gewonnen, daß man die Krume von gesäuertem Brod in siedendem Wasser auflöst und dann durchseihet, wodurch selbst die Milde des Nils noch übertroffen wird, weil keine gröbern Bestandtheile zwischen die Häute des Papiers kommen können. Jeder Leim aber darf zum Gebrauche weder älter noch jünger sein als einen Tag. Dann wird das Papier mit dem Hammer geschlagen und ausgedehnt, dann wiederum mit Leim überstrichen, und nachdem es sich zusammengezogen, wiederum entfaltet, geglättet und mit dem Hammer bearbeitet. Durch solche Behandlung, bemerkt Plinius, haben die Manuscripte der Gracchen, des Tiberius und Cajus, so lange Dauer erhalten, welche ich bei dem Pomponius Secundus, fast 200 Jahre nach ihrer Entstehung, gesehen habe. Manuscripte des Cicero, des Augustus und Virgilius sehen wir oft." So weit der Bericht des Plinius [10]). Zu Rom hatte der Grammatiker Rhemmius

7) Winckelmann, Werke. 2. Bd. S. 98. Dresd. „Daß die Blätter Papier von dem Stengel genommen wurden, bestätigt der Augenschein an den herculanischen Schriften, die aus vier Finger breiten Blättern zusammengesetzt sind, und, wie ich glaube, den Umkreis des Stengels zeigen." Er bezweifelt daher die von Plinius angegebenen verschiedenen Maße der Breite (worüber unten). Über die unrichtigen Ansichten von Voß (Etym. v. *Papyrus*) und Vesling (de plant. Aeg. Obs. ad Prosp. Alpin. Patav. 1638. 4.) vergl. Winckelmann a. a. O. S. 97. 98. Bei den Amerikanern soll die Aloe als Papyruspflanze gebraucht werden. Man findet, wie es heißt, auf solchen Papierstücken hieroglyphische Figuren der alten Mexicaner aufgezeichnet. 8) Eine etwas ausführlichere Beschreibung, welcher die des Plinius zum Grunde liegen mag, gibt Allatius (Animadv. ad Fragm. Etrusc. num. 66): „Ex papyri philyris aut excisis aut simul vinctis tanquam stamine et statumine compaginabatur, quemadmodum et tela fit ex pluribus filis. Extendebantur enim papyri philyrae in aliqua tabula: hinc obliniebantur glutino; si in Aegypto texebantur, aqua Nili turbida; si Romae, vel aliis partibus texebantur, pollinis flore fervente aqua temperato, minimo aceti aspersu. Deinceps aliae philyrae transversae superimponebantur ad modum cratis. Tandem malleo tenuata, glutino percurrebatur, iterumque constricta erugebatur atque extendebatur malleo: in hoc a tela diversa, quod in ea fila implicarentur et mutuo amplexu veluti nodo constringerentur: in papyro vero stamen super statumen extenderetur: philyris enim rectis philyrae superimponebantur adversae. Mit poetischem Schmuck Cassiodorus (ep. II, 38) von den zubereiteten Papyrusblättern: „Junctura sine rimis, continuitas de minutiis, viscera nivea virentium herbarum, scripturabilis facies, quae nigredinem suscipit ad decorem etc. 9) Plinius (l. c.) bemerkt nach seiner bisher mitgetheilten Beschreibung: proximarum semper bonitatis deminutione ad deterrimas. Numquam plures scapo quam vicenae. Die hier angegebene Abstufung der Güte ist auf die zur Rolle verbundenen oder zusammengeleimten einzelnen Blätter zu beziehen. Es ist aber hier zweifelhaft, ob die proximae sich auf die nächsten Blätter beim ersten Zusammenrollen der noch unbeschriebenen charta oder Rolle, oder beim Entrollen beziehen. Im letztern Falle würden es die äußersten der Rolle sein, im erstern die innersten. Aber bei Angabe der Zerlegung in philuras bemerkt er: principatus medio, atque inde scissurae ordine etc.

10) Diese Stelle ist von Melch. Guillandini in einem besondern Commentar behandelt worden: Papyrus, h. e. Commentarius in tria Caii Plinii Maj. de papyro capita. (Venet. 1572. 4. Ambergae 1613. 8. Madriti 1667. 8.) Derselbe wurde aber von

Fannius Palämon eine Officin dieser Art angelegt, welcher aus den gewöhnlichen Blättern durch eine sorgfältige Interpolation die beste Sorte zu bereiten verstand, die von ihm den Namen (nämlich Fanniana) erhielt [11]). Worin seine curiosa interpolatio bestand, hat Plinius nicht näher erörtert. Sie scheint in einer künstlichen Ausscheidung gröberer Bestandtheile und in Beimischung eines sehr feinen Leims oder einer andern bindenden Substanz vermittels einer wiederholten sorgsamen Bearbeitung bestanden zu haben. Aus dem folgenden Ausdrucke recurata möchte man vermuthen, daß Fannius eine Umarbeitung bewirkte. Überhaupt werden wir stärkeres und schwächeres oder doppeltes und einfaches Papier zu unterscheiden haben. Dasjenige, welchem Plinius seine 160 Bücher Commentar. elect. anvertraute, war auf beiden Seiten beschrieben, und mochte als eine Art Doppelpapier, wie das ägyptische mit doppelter Lage, dessen Zubereitung er entwickelt hat, stärker sein, als z. B. dasjenige, woraus die herculanischen, nur auf einer Seite beschriebenen, Rollen bestehen (*Plin.* epist. III, 5. Winckelmann, Werke. 2. Bd. S. 221. Dresd.) [12]). Seit der Zeit des Plinius hatte man gewiß bei der Fabrication noch vielfache Verbesserungen gemacht. Cassiodor (II, 38) rühmt die Papyrusblätter seiner Zeit, und bemerkt, daß sie so weiß wie Schnee seien, und, obgleich aus einer großen Zahl kleinerer Stücke zusammengesetzt, man doch die Verbindung nicht gewahr werde, und auf die Stellen solcher Zusammenfügung ganz sauber schreiben könne. Die Erfahrung lehrte besonders stärkere und besser geleimte Blätter verfertigen, bei welchen man kein Durchschlagen der Tinte zu befürchten hatte. Aus Besorgniß, daß die Papyrusblätter für die Länge der Zeit, wenn sie zu Schriften verwandt würden, zu wenig Dauer und Consistenz haben möchten, kam man (nach Montfaucon) auf den Gedanken, sie mit Pergament zu untermischen, auf welchem das Schreiben fortgesetzt wurde, sodaß man nach 4, 5, 6 oder auch 7 Blättern von ägyptischem Papyrus 2 Blätter Pergament einfügte. Dies hat Montfaucon an einer Schrift von ägyptischem Papyrus in der Abtei des S. Germain des Prez, welche einen Theil der Episteln von Augustinus enthält, wahrgenommen. Man bemerkt hier noch, wie er versichert, die von Plinius beschriebene Zubereitung, nach welcher die Fäden der einen Lage von Oben nach Unten gehen, die der andern in die Quere (transversa scheda cratem peragit). Die von Cassiodorus gepriesene Weiße ist natürlich hier nicht bemerkbar, was bei dem hohen Alter des Manuscripts (man schätzte dasselbe auf 1100 Jahre bis zu Montfaucon's Zeit) keineswegs zu bewundern ist. Überdies mochte sich jene Weiße des Cassiodorus auch nur auf die beste Sorte seiner Zeit beziehen [13]). Das genannte Manuscript war übrigens bis zu Montfaucon's Zeit (seine Abhandlung über Papyrus ist v. 20. Febr. 1720 datirt) noch im besten Zustande und die Tinte hatte ihre Schwärze bewahrt. Derselbe kannte noch andere auf gleiche Weise mit Pergamentblättern untermischte Manuscripte (cf. p. 311. sq. l. c.).

Verschiedene Namen. Die noch unbeschriebenen Papyrusblätter oder Rollen wurden durch besondere Prädicate von einander unterschieden, welche theils den Ort (der Pflanze oder der Zubereitung), theils Personen, theils die Bestimmung des Gebrauchs, theils die Form andeuten und zugleich die Grade der Qualität bezeichnen. Auf den Nomos, das Land oder den Ort, wo entweder die Pflanze gewonnen oder dieselbe verarbeitet wurde, beziehen sich die Namen Aegyptia (sc. charta), Amphitheatrica, Carica, Libyana, Niliaca, Saitica, Tanitica (wofür einige Ausgaben Taneotica, Taeneotica, Leneotica), Thebaica u. a. [14]); Personen werden durch die Epitheta βασιλική, regia, Augusta, Liviana, Fanniana, Claudia, Corneliana angedeutet [15]). Die Art des Gebrauches bekunden die Namen hieratica (ἱερατική), eine der feinsten Sorten, welche zu religiösen oder priesterlichen Zwecken diente und wir etwa Tempelpapier nennen könnten (aus diesem mochten die von Apulejus [Met. IX. p. 271 sq. Bip.] beschriebenen libri de oper-

---

Jos. Scaliger hart mitgenommen. Gründlicher hat dann Salmasius (ad *Vopisc*, Firm. c. 3) hierüber gehandelt. Vergl. *Harduin* et *Dalechamp* ad *Plin.* l. c. p. 726—738. vol. IV. ed. *Franz.*

11) *Plin.* XIII, 12. 23. Excepit hanc Romae Fannii sagax officina, tenuatamque curiosa interpolatione *principalem* fecit e plebeia et nomen ei dedit. Quae non esset ita recurata, in suo mansit amphitheatrica. Dazu Harduin und Dalechamp. Von dem Rhemmius (Remmius) Fannius Palämon Vincentinus bemerkt Sueton (de ill. Grammat. c. 23) cum officinas promercalium chartarum et vestium exerceret (doch lassen einige Ausgaben „chartarum et" weg). Vergl. auch die Inscr. vet. bei *Aldus*, Orthograph. p. 779. 12) Über die herculanischen Rollen bemerkt Winckelmann noch (2. Bd. S. 101): „Das Papier ist dünne, ja noch dünner als ein Mohnblatt, nicht völlig, wie es ehemals gewesen, sondern wie es im Feuer, welches den Körper herausgezogen, geworden; ein bloßer Hauch kann bei der Arbeit an demselben Schaden verursachen. Es muß aber dieses Papier beständig sehr dünne gewesen sein, wie sich an vielen Schriften zeiget, welche wenig gerunzelt sind, und also ebenso dicht, wie sie jetzo erscheinen, gewickelt waren: denn da diese durch die Hitze nicht enger, als sie waren, zusammengedrückt werden konnten, und weder nach der Breite noch in der Länge nachgaben, so blieben sie ohne Runzeln und ohne gepletschten Druck."

13) *Montfaucon*, Diss. sur la Plante app. Papyrus. p. 311. Mém. de l'acad. d. inscr. T. IX. Jomard bemerkt in der Descr. de l'Égypt. (T. III. p. 115 sq. ed. II.) von den ägyptischen Rollen: L'antiquité nous a transmis le souvenir d'un papyrus très-blanc, lisse et poli, sur lequel on devoit écrire aussi aisément que nous le faisons sur nos meilleurs papiers. Mais tous les fragmens que j'ai vus sont loin d'avoir cette qualité: le plus blanc est d'un jaune-paille; le plus uni a toujours des aspérités, et l'on a même de la peine à concevoir comment la main a réussi à y tracer des caractères nets et bien formés, comme ceux qu'on y voit. C'était de deux couches tres-minces de l'écorce de la plante, collées et appliquées à angle droit, qu'on formait chaque feuille: mais, quelque bien appliquées qu'elles soient, la trace des filamens croisés parait toujours à l'oeil, et elle forme un réseau un peu inégal avec des petites rugosités. La surface (p. 116) en est lisse, mais non plane; la plume devoit éprouver alternativement de l'aisance et de la difficulté pour y faire couler l'encre. 14) *Plin.* XIII, 11. 12. 21—23. Über Saitica bemerkt er hier: Post hanc Saitica, ab oppido, ubi maxima fertilitas, ex vilioribus ramentis. *Isidor.* VI, 10. *Stat.* Sylv. IV, 9, 27 sq. Intpp. ad *Plin.* l. c. *Turneb.* Adv. V, 11. *Hugo*, De prima scrib. origine. c. 11. p. 98 sq. (Antw. 1617.) 15) *Plin.* l. c. *Isidor.* l. c. *Catull.* XIX, 6. *Hero*, Autom. p. 269.

tis adyti, literis ignorabilibus praenotati bestehen), **emporetica**, Packpapier für Kaufleute[16]). Von der Gestalt sind Bezeichnungen, wie *μακρόκωλα*, hergenommen[17]). Das erste der an einander geleimten Blätter nannte man *πρωτόκολλον*, das letzte *ἐσχατόκολλον* (*Salmas.*, De usur. p. 415. Winckelm. Werke. 2. Bd. S. 222).

Geschichtliches. Daß der ägyptische Papyrus als Schreibmaterial schon früh bekannt gewesen und zu Alexander's Zeit nur erst in allgemeinen Gebrauch gekommen sei, hat Guillandini angenommen und aus Anakreon, Alcäus, Äschylus, den alten Komikern, aus Platon und Aristoteles zu erweisen gesucht, welcher Meinung auch Dalechamp (ad *Plin.* XIII, 21) beigetreten ist. Nach Varro dagegen war die Zubereitung dieser Pflanze zur charta erst unter Alexander eingeführt worden. Plinius aber (XIII, 13, 27) glaubt außerordentliche Belege (ingentia exempla) gegen Varro's Annahme aufgebracht zu haben*). Er beruft sich nämlich auf einen, wie er ihn bezeichnet, sehr alten römischen Annalisten Cassius Hemina, welcher im vierten Buche seiner Annalen überliefert habe, daß Cn. Terentius, ein Actuarius (scriba), bei Umgrabung seines Grundstückes auf dem Janiculus eine Kiste entdeckt, in welcher Numa bestattet worden sei. In derselben habe man auch seine Bücher gefunden (unter den Consuln P. Cornelius und L. F. Cethegus, M. Bäbius und Q. P. Pamphilus, von welchen bis auf Numa zurück 535 Jahre). Jene Bücher seien auf Papyrus (charta) geschrieben gewesen, welche sich auf wunderbare Weise so viele Jahre hindurch erhalten haben. In der Mitte der Küste sei nämlich ein Stein von Quadratform ringsherum mit Wachslichtern umgeben gefunden worden. Oberhalb dieses Steines haben die Bücher gelegen. Deshalb seien sie nicht in Fäulniß übergegangen. Auch seien dieselben mit Cedernöl bestrichen (cedrati, nach anderer Lesart citrati, mit Citronenblättern umgeben) gewesen, weshalb sie von den Motten nicht berührt worden. In diesen Schriften, heißt es ferner, waren die Lehren der Pythagoräischen Philosophie enthalten, weshalb sie von dem Prätor Quintus Petilius als philosophische Bücher verbrannt wurden. Dasselbe berichtet (fährt Plinius fort) L. Piso Censorius im ersten seiner Commentare, nur mit dem Unterschiede, daß es nach ihm sieben Bücher über das jus Pontificium und ebenso viel über Pyth. Philosophie waren. Tuditanus aber versichert im 13. Buche, daß jene Numa's Decrete enthalten haben. Varro aber gibt im sechsten Buche seiner Humanae antiquitates, sowie Antias im zweiten, nur zwei pontificalische Bücher in lateinischer und ebenso viele philosophische in griechischer Sprache an. Einen abweichenden Bericht gibt hierüber Livius (XL, 29): Hier werden zwei Kisten von acht Fuß Länge und vier Fuß Breite aufgefunden, von denen die eine jene Bücher enthielt, und zwar sieben in lateinischer Sprache über das jus Pontificium, ebenso viele in griechischer Sprache über die Philosophie jener Zeit. Nachdem aber der genannte Prätor den Hauptinhalt erkannt hatte und der Meinung war, daß der größte Theil derselben die herrschende Staatsreligion aufzulösen fähig sei, trug er darauf an, daß sie verbrannt würden, was sofort geschah. Hier ist von keiner Ausnahme die Rede. Noch anders erzählt dieses Ereigniß Plutarch (Num. c. 22), welcher zwölf *βίβλους ἱεροφαντικάς* (also über das jus Pontif.) und zwölf andere *Ἑλληνικὰς φιλοσόφους* angibt und sich auf den schon obengenannten Historiker Antias beruft (vgl. auch *Val. Max.* I, 1. *Lactant.* Inst. I, 22. *Augustin.*, De civit. dei VII, 34). Plinius gedenkt bei seiner Erzählung noch der drei Sibyllinischen Bücher und eines Briefes von Sarpedon auf Papier (charta), welche Angaben wir kaum der Erwähnung werth achten. Allein die übereinstimmenden Berichte der genannten römischen Annalisten und Historiker dürfen wol nicht gänzlich verworfen werden, gleichviel, welchen Inhalt jene Bücher Numa's gehabt haben. Nur fragt sich, ob das Material derselben wirklich aus Papyrus bestand oder nicht. Bei Plinius herrscht hierüber nicht der geringste Zweifel. Uns würde hier eine genauere Untersuchung dieses Gegenstandes viel zu weit führen, und wir würden zugleich die Frage zu beantworten haben, auf welchem Schreibmaterial die ältesten Urkunden und Schriftwerke der Hellenen, wie die angenommene Homerische Bibliothek der Pisistratiden (vergl. das Scholion zu Plautus bei Ritschl d. alex. Bibliotheken rc. S. 4. [Breslau 1838]), sowie die einzelnen Sammlungen der Dichter, Philosophen und Gelehrten überhaupt, wie die des Euripides, Platon u. A. enthalten waren (der genannte Tragiker soll eine ansehnliche Bibliothek besessen haben [*Barnes* vit. Euripid. p. 19.]). Aus Herodot's Angabe erhellt deutlich, daß zu seiner Zeit der Byblos schon lange als Schreibmaterial gedient hatte[18]). Zu Salmy-

16) *Strab.* XVII, 1, 800 (*Casaub.*): *Ἡ μὲν χείρων, ἡ δὲ βελτίων ἡ ἱερατική.* *Plin.* XIII, 12, 23: Nam emporetica inutilis scribendo, involucris chartarum segestriumque in mercibus usum praebet: ideo a mercatoribus cognominata. s. 24: Nam emporeticae brevitas sex digitos non excedit. Vergl. *Isidor.* VI, 10. (Salutatrix charta bei *Mart.* IX, 101 und dentata charta bei *Cic.* ad Qu. Fratr. II, 16 haben metaphorische Bedeutung.) Winckelmann (Werke. 2. Bd. S. 95 fg.) bemerkt von den herculanischen Rollen: „Einige von diesen Rollenschriften fanden sich mit gröberm Papier, von eben der Art, welches emporetica bei den Alten hieß, zusammengebunden rc." Nach der emporetica setzt Plinius (l. c.) noch als den letzten und geringsten Abwurf das papyrum, extremumque ejus scirpo simile ac ne funibus quidem, nisi in humore utile. Denn auch aus dem scirpus wurden Teppiche, Decken rc. bereitet. *Isidor.* XVII, 9. *Plin.* XXI, 18. 17) Vergl. *Hugo*, De prima scrib. orig. c. 11. p. 100. *Dalechamp* ad *Plin.* XIII, 12, 24. Die Fläche der Papyrusrollen bezeichnete man in poetischer Sprache auf verschiedene Weise: *Auson.* Ep. VII, 47. Fac campum replices Musa papyrium. Cassiodor (II, 38) nennt die Fläche tergum niveum. So aequor chartae.

*) „Diese Nachricht hat für den keine Beweiskraft, der, wie ich, überzeugt ist, daß jene Bücher von damaligen Epikureern dem Numa untergeschoben worden sind, und ist das Material jener Bücher nur geeignet, die Überzeugung zu verstärken." Meier.

18) *Herod.* V, 58: *Καὶ τὰς βύβλους διφθέρας καλέουσι ἀπὸ τοῦ παλαιοῦ οἱ Ἴωνες, ὅτι κοτὲ ἐν σπάνι βύβλων ἐχρέωντο διφθέρῃσι αἰγέῃσί τε καὶ οἰέῃσι· κτλ.* II, 100: *Μετὰ δὲ τοῦτον κατέλεγον οἱ ἱρέες ἐκ βύβλου ἄλλων Βασιλήων τριηκοσίων τε καὶ τριήκοντα οὐνόματα.* Der in der letztern Stelle genannte *βύβλος* konnte doch wol nichts anderes sein, als eine lange Papyrusrolle, vergl. *Jomard* in d. Descript. de l'Égypte. vol. III. p. 112. ed. II. über die uralte Annalistik der Ägypter, zu welcher schon früh der Papyrus angewendet werden mochte, *Jomard*,

dessos fanden die rückkehrenden Zehntausend *πολλαὶ βίβλοι* (*βύβλοι*, *Xenoph.* Anab. XII, 5, 12—14. Die Schreibart ist so schwankend, daß man bei einem und demselben Schriftsteller bald diese, bald jene Form findet). Die Werke des Äschylus, Sophokles und Euripides, welche Ptolemäus Physkon von den Athenäern gegen 15 Talent Caution zum Abschreiben entlieh und dann statt der Originale Abschriften zurückgab, mögen, wenn auch nicht sämmtlich, doch theilweise auf Papyrusrollen enthalten gewesen sein (vergl. *Bonamy*, Dissert. hist. sur la Biblioth. d'Alexandr. p. 629 sq. Tom. XIII. Mém. de l'acad. des inscr.). Gewiß kam das Papier schon früh aus Ägypten nach Hellas. Wie Wachsmuth (Hell. Alt. II, 1. S. 93) bemerkt, wurde dasselbe in Athen zu Schreibebüchern verheftet und weiter verführt. Der Komiker Platon, bekanntlich ein Zeitgenosse des Aristophanes, erwähnt bei Athenäus (XIV, 644. a) *τὰ γραμματεῖα τάς τε χάρτας*, welche letztere Bezeichnung vorzüglich von den Papyrusrollen gebraucht wurde [19a]). Theophrast (hist. pl. IV, 8, 4) bezeichnet das ägyptische Papier als ein bei fremden Nationen berühmtes Schreibmaterial, woraus erhellt, daß es zu seiner Zeit bereits sehr allgemein geworden war. Aus einer lehrreichen Stelle des Cicero erfahren wir, wie sparsam die Römer damit umgingen, und zugleich wie die Wohlhabenden und Vornehmen, welche als Schriftsteller arbeiteten, auf Vorrath hielten (*Cic.* ad Att. V, 4. Habes ad omnia: etsi paene praeterii chartam tibi deesse: mea cautio est; siquidem ejus inopia minus multa ad me scribis. Tu vero aufer *ducentos*, etsi meam in eo *parsimoniam* hujus paginae contractio significat etc.).

Handel, Ausfuhr, Dauer und Ähnliches. Der Papyrus mochte sowol roh als verarbeitet besonders seit der Gründung Alexandria's zu einem wichtigen Handelsproducte werden (*Theophrast.* hist. plant. IV, 8, 4, 9), abgesehen von derjenigen Zeit, in welcher die Ptolemäer aus Eifersucht die Ausfuhr hemmten (*Plin.* XIII, 11, 21, mox aemulatione circa bibliothecas regum Ptolemaei et Eumenis supprimente chartas Ptolemaeo etc.). Vorzüglich nahm der Handel zu seit der Vergrößerung des römischen Reichs und mochte am meisten blühen, seitdem die Römer von Ägypten Besitz genommen hatten, sowie er noch lange unter den Kaisern beträchtlich war. Denn die Römer waren die besten Finanzmänner der alten Welt und wußten besonders nach ihrem durch den Ritterstand (publicani) gehandhabten Zollsysteme von allen zollfähigen Producten den besten Nutzen zu ziehen. Bei den großen Quantitäten, welche von Ägypten aus in alle Welt gesendet wurden, ereignete es sich auch bisweilen, daß die jährliche Ernte nicht ausreichte, wodurch Mangel und Theurung entstand. Als z. B. unter Tiberius einst eine zu geringe Ladung nach Rom gekommen war, gab dies Veranlassung zu einem Tumulte. Der Senat beauftragte Commissaire, um jedem nach seinem Bedürfniß das nöthige Quantum zu ertheilen, je nachdem es der Vorrath gestattete (*Plin.* l. c., cf. *Montfaucon* l. c. p. 312). Daß zu Plutarch's Zeit Ägypten noch eine hinreichende Quantität lieferte, geht aus seiner Bemerkung über gewisse Schriftsteller hervor (contr. Colot. p. 1126. vol. II. ed. Par.): „Müßte es nicht dem Nil an Papyrus fehlen, bevor diese Leute aufhören würden zu schreiben?" Einen bedeutenden Handel mit diesem Producte mochte der reiche Firmus in Alexandria, Freund und Kampfgenosse der Zenobia, treiben (*Flav. Vopiscus Firmo* c. 3. p. 230. Hist. Aug. Script. ed. Bipont. vol. II: nam et tantum habuisse de chartis, ut publice saepe diceret, exercitum se alere posse papyro et glutino, welche Worte von Casaubonus und Salmasius verschieden erklärt worden sind. Montfaucon (l. c. p. 314 stimmt dem Casaubonus bei, welcher diese Worte von dem aus jenen Producten gewonnenen Reichthume erklärt, welche Meinung jedesfalls der des Salmasius vorzuziehen ist). Da Firmus Handelsschiffe nach Indien sandte, wie ebendaselbst berichtet wird, und mit andern Völkern in Verbindung stand, so läßt sich vermuthen, daß er diesen Handel im Großen trieb. Wahrscheinlich hatte er selbst Fabriken. Strabon (XVII, 1, 800) bemerkt, daß Einige von denen, welche die Einkünfte steigern wollten, in Ägypten die Cultur des Papyrus gehemmt und ihn nicht an vielen Orten haben wachsen lassen, um durch den Mangel den Preis zu erhöhen. Er fügt hinzu: „Die Einnahme vermehren sie dadurch in der That, aber den gemeinsamen Gebrauch beeinträchtigen sie."

Die römischen Kaiser bedienten sich der ägyptischen Papyrusblätter zu Briefen, Memoiren und Tageblättern, und zwar wol besonders der feinen charta Augusta, wie wir aus den Worten des Herodianus abnehmen können (I, 17, 1 von dem Kaiser Commodus: *λαβὼν γραμματεῖον, τούτων δὴ τῶν ἐκ φιλύρας εἰς λεπτότητα ἠσκημένων, ἐπαλλήλῳ τε ἀνακλάσει ἀμφοτέρωθεν ἐπιτυμ-*

---

ibid. Die Statüe des Pindarus war zu Athen vor der Königshalle aufgestellt *καθήμενος ἐνδύματι καὶ λύρᾳ ὁ Πίνδαρος, διάδημα ἔχων, καὶ ἐπὶ τῶν γονάτων ἀνειλιγμένον βιβλίον* (*Aeschin.* ep. 4), welches letztgenannte wohl nur eine aufgewickelte Papyrusrolle sein konnte. Vergl. Winckelmann, Werke. 2. Bd. S. 107. 108 gegen *Martorelli* Reg. thec. Calam. p. 235. Über die *κύλινδροι Diog. Laert.* X, 26. Winckelmann a. a. O. S. 108.

19a) Diogen. Laert. (VIII, 174) bemerkt von Kleanthes: *Τοῦτον φασὶν εἰς ὄστρακα καὶ βοῶν ὠμοπλάτας γράφειν ἅπερ ἤκουε παρὰ τοῦ Ζήνωνος, ἀπορίᾳ κερμάτων ὥστε ὠνήσασθαι χαρτία.* Wir finden bei Griechen und Römern *χάρτης*, *χαρτίον*, *χαρτίδιον*, charta, größtentheils in der Bedeutung von Papyrusblättern und Rollen: *Catull.* I, 5, 6. *Cic.* ad Att. V, 4. *Horat.* ep. I, 13, 6. *Mart.* X, 2. *Pers.* V, 62. *Plin.* XIII, 11, 22. *Dioscor.* I, 116. *Pollux* VII, 210. D. Schol. ad Basilic. XX. p. 95: *Ὁ χάρτης ἐστὶ τὸ ἀπὸ παπύρου δέρμα κτλ.* und *Nilus* ep. ad Philipp. Schol. ap. *Montfaucon*, Palaeogr. Graec. I, 2. p. 15: *Ἐκ παπύρου καὶ κόλλης χάρτης κατασκευασθεὶς χάρτης, ψιλὸς καλεῖται κτλ.* Über die Ableitung des Wortes charta, *χάρτης* cf. *Hugo*, De prima scrib. orig. c. 11. p. 98. *Funcius*, De script. veter. p. 69. 70. (Marb. 1743.) Nach Montfaucon (Diss. sur le Pl. Papyr. p. 325. l. c.) bezeichnet auch das Wort *ξυλοχαρτία* bei *Eustath.* Od. XXI. p. 1913 ägyptisches Papier, was wol richtiger auf die charta corticea zu beziehen ist, wie der Schol. ap Basil. l. c. *ξυλοχαρτία* durch *ξυλώδεις χάρται* erklärt, wenn man nicht den Papyrus oder Byblos unter die Holzarten zählen will. Über den Unterschied des Papyrus und der charta corticea vergl. *Mabillon*, De re diplomat. I. 8, 33—35. *Montfaucon*, Palaeogr. Graec. I, 2, p. 15.

νων, *γράφει κτλ.*).[19b]) Die charta Augusta war nämlich die feinste und dünnste Sorte. Allein der Kaiser Claudius bewirkte, daß dieselbe das Principat verlor; denn ihre Feinheit war so groß, daß sie dem calamus nicht genug Widerstand leistete und durchschlagend leicht den Schein von Ausgestrichenem (transmittens literas liturae metum afferebat ex aversis) auf der andern Seite gab, auch ohnehin die Durchsichtigkeit einen schlechten Anblick gewährte (*Plin.* XIII, 12, 24). Wir sehen hieraus, daß dieselbe bei aller Feinheit doch auf beiden Seiten beschrieben wurde. Bei der Zubereitung der charta Claudia wurde nun ein anderes Verfahren angewendet, um nebst der Feinheit und Glätte doch auch ein dichtes Material zu gewinnen[20]). Auch erhielt dieselbe größere Breite als alle übrigen Sorten (*Plin.* l. c.) und wurde daher allen vorgezogen. Doch blieb die charta Augusta zum Briefgebrauch (Augustae in epistolis auctoritas relicta). Nächst diesen behauptete die Liviana den zweiten Rang, welche mit der Claudia nichts gemein hatte (cui nihil primae erat, sed omnia secundae, *Plin.* l. c. Dazu Dalechamp und Harduin). Daß überhaupt in Rom das ägyptische Papier schon lange vor und besonders während der Kaiserzeit in vielfachem Gebrauch war, erhellt aus der häufigen Erwähnung römischer Schriftsteller[21]). Dasselbe behauptete seine Geltung lange. Apulejus schrieb seine Metamorphosen auf ägyptisches Papier und zwar mit der Spitze des Nilrohrs, dessen man sich, wie wir der Feder, bediente[22]). Zur Zeit Constantin's des Großen war das ägyptische Papier in seinem Reiche im allgemeinen Gebrauche. In die Zeit seiner Regierung setzt Montfaucon (diss. sur la Pl. app. Papyrus. p. 314 sq. l. c.) die Entstehung des berühmten, auf ägyptischem Papyrus enthaltenen, Manuscriptes vom Evangelium S. Marcus, welches noch zu Venedig aufbewahrt wird. S. Hieronymus belehrt uns, daß der Gebrauch des ägyptischen Papiers im fünften Jahrhunderte, in welchem er lebte, noch derselbe war. „Das Papier hat uns noch nie gemangelt, bemerkt er in einem Briefe, da Ägypten seinen Handel noch fortführt" (vergl. *Montf.* l. c. p. 315). Die Auflagen auf dieses Papier waren gegen Ende des fünften und im Anfange des sechsten Jahrhunderts bedeutend, wurden aber von dem Könige Theoderich sehr ermäßigt. Cassiodor (XI, 38) preist daher die Bewohner der Erde glücklich wegen Herabsetzung jenes Zolls von einem dem Menschengeschlechte so unentbehrlichen Handelsartikel.

Das 6. Jahrhundert bietet uns mehre Schriftwerke auf solchem Papiere dar (worüber weiter unten). In diesem Jahrh. nahm Frankreich, sowie andere cultivirte Länder an diesem Papierhandel Antheil, wie aus dem Leben des heiligen Eugendus hervorgeht, wo der Teufel zu einem besessenen Mädchen, welches Papyrusblätter mit Beschwörungsformeln um ihren Hals gewunden mit sich herumtrug, spricht: „Und wenn ihr auch mit allen Papierladungen, welche von Alexandria kommen, mich überhäuftet, werde ich doch den Leib nicht verlassen, dessen ich mich bemächtigt habe ꝛc." (vergl. *Mabillon*, De re diplomat. I, 8. p. 34. *Montfaucon* l. c. p. 316). Auch erwähnt Gregorius von Tours diesen Handel, indem er zum Bischofe Felix von Nantes, einem in seiner Schreibart beißenden Prälaten, also redet (V, 6): „Wärest du Bischof von Marseille gewesen, so würden die Schiffe, die dort landen, weder Öl noch andere Waaren dorthin gebracht haben, sondern allein Papier, damit du mehr Schreibmaterial gehabt hättest, um brave Leute zu infamiren" (vergl. *Mabillon* l. c. p. 34. *Montfaucon* l. c. p. 316). Ungefähr um dieselbe Zeit wurden die Briefe des S. Augustinus auf solches Papier geschrieben (*Montfauc.* l. c.). Über die Worte des Venantius Fortunatus, mit welchen er seinen Freund Flavus zum Schreiben ermahnt, sei es auf ägyptischem Papyrus oder anderes Material, s. *Mabillon* l. c. p. 34 sq. *Montfauc.* l. c. Daß es im 7. Jahrh. noch im Gebrauch war, zeigt Mabillon (l. c. p. 35) aus den Worten des Milo Elnosensis, eines Mönchs im 9. Jahrh., und aus andern spätern Schriftstellern. Dieses Schreibmaterial mochte sich etwa bis zum 11. Jahrh. behaupten und dann zunächst durch das Baumwollenpapier (*χάρτης βομβύκινος*, auch charta Damascena genannt, *Montfaucon* p. 326. l. c.) verdrängt werden, welches sich vor jenem in vielen Beziehungen auszeichnete und bereits im 11. und 12. Jahrh. im ganzen orientalischen Kaiserthume und in Sicilien allgemein zur Anwendung gekommen war. Die Erfindung desselben setzt Montfaucon (p. 324) in das 9. oder 10. Jahrh. Über das ägyptische Papier bemerkt Eustathius (Od. XXI. p. 1913), welcher gegen Ende des 12. Jahrh. lebte, daß die Zubereitung desselben zu seiner Zeit bereits aufgehört habe (*ὧν ἡ τέχνη ἄρτι ἀπήλειπται*). Nach Maffei (Istor. diplom. p. 77) war es schon nach dem 9. Jahrh. außer Gebrauch gekommen. Allein obgleich schon durch das Baumwollenpapier bedeutend zurückgesetzt, mochte es doch erst seit der Erfindung des Lumpenpapiers gänzlich verdrängt werden (vgl. *Montfaucon*, Diss. sur la Pl. app. Papyrus p. 327, und über dieses und verschiedene andere Papiere Palaeograph. Graec. I, 2. 13—15[23]).

19b) Ganz ähnlich *Dio Cass.* LXVII, 15 von d. Domitianus. 20) *Plin.* XIII, 12, 24: Igitur e secundo corio statumina facta sunt, e primo subtegmina. Vergl. dazu Pintianus und Harduin. 21) *Catull.* XXXV, 2: Velim Caecilio, papyre, dicas XXXVI. Annales Volusi, cacata charta. Mart. III, 2. Cordylas madida tegas papyro. *Lucan.* IV, 136. Bibula papyrus. *Juv.* VII, 101. Pagina crescit multa papyro. 22) *Apul.* Met. I, init. p. 3. ed. Bip. vol. I. Modo si papyrum Aegyptiam, argutia Nilotici calami inscriptam, non spreveris inspicere.

23) Savigny (Gesch. d. röm. Rechts im Mittelalter. [2. Ausg.] 3. Bd. c. 25. S. 577 fg.) bemerkt Folgendes: „Als Material kommt im 12., 13., und meist auch im 14. Jahrh. nur zweierlei vor, Pergament und Baumwollenpapier. Es ist also weder an Lumpenpapier zu denken, welches erst im 14. Jahrh. aufkam, und noch später allgemein verbreitet wurde, noch an Schilfpapier, welches nur in päpstlichen Bullen bis in das 11. Jahrh. gebraucht wurde, aus dem übrigen Gebrauch aber schon weit früher verschwand. Vielmehr sind die Ausdrücke, welche früherhin das Schilfrohr bezeichneten (charta, papyrus) in dieser Zeit stets vom Baumwollenpapier zu verstehen. (In der Verordnung Constitut. Sicul. Libr. I. tit. 78: „ex instrumentis in chartis papyri .... scriptis .... nulla omnino probatio assumatur, wo Savigny die chartae papyri für gleich-

Auftragen der Tinte vermittels der Rohrfedern (calami). Das Auftragen der Tinte auf ägyptisches Papier mußte einige Übung und Fertigkeit nöthig machen (*Plin.* XIII, 12, 25), zumal auf die geringern Sorten, welche weniger Dichtheit und Glätte hatten[24]). War die Glätte des Papiers aber zu groß, so nahm es die Tinte nicht leicht an, sowie bei zu großer Rauhheit die Buchstaben leicht aus einander flossen (*Plin.* l. c.). Ägypten hatte daher so viele Schreiber, welche wegen der bildlichen Hieroglyphenschrift zugleich die Zeichnenkunst verstehen mußten, als kaum eine andere Nation[25]). Dieselben bedienten sich, bevor sie zu schreiben begannen, des Lineals, um gerade Linien zu ziehen. Daher ist auf den in neuerer Zeit aufgefundenen ägyptischen Papyrusrollen immer eine Vorbildung bemerkbar, welche die Schrift begleitet und nach welcher man sich beim Schreiben richtete (vergl. *Jomard*, Descript. de l'Égypte. T. III. p. 116. 117. ed. II.). Dasselbe zeigt sich noch in den herculanischen Papyrusrollen, worüber Winckelmann (Werke. 2. Bd. S. 223 [Dresd. 1808]: „Die blinden Linien, welche gezogen wurden, um gerade zu schreiben, hießen *ἄλοκες* ꝛc.") eine Bemerkung gemacht hat. Die ägyptischen Rollen sind von der Rechten zur Linken beschrieben, wie wir weiter unten nachweisen werden. Statt unserer Schreibfedern bedienten sich die Alten vorzüglich des Schilfrohrs. Besonders wird das memphitische und das von Gnidos in dieser Beziehung häufig erwähnt[26]). Diese Rohrfedern waren ebenso geschnitten, wie die unsrigen, mit etwas langem, spitzigem Schnabel, keineswegs ohne Spalt, welchen Epigrammata andeuten (Anthol. I, 18. p. 23. V, 445. l. 19. 30. p. 446. l. 29. ed. *H. Steph. Auson.* Ep. VII, 49)[27]). Nach diesen Bemerkungen wenden wir uns zur Betrachtung der

Papyrusrollen, der Bücher der alten Welt, welche in neuerer und neuester Zeit theils in Herculanum, theils in Ägypten und anderwärts zahlreich aufgefunden, als besonderer Zweig der alten Literatur wichtig geworden sind und theils den Scharfsinn der Gelehrten geübt, theils das Feld der Wissenschaften mit erheblichem Zuwachse bereichert haben. Und noch läßt sich von neuen Nachsuchungen neuer Gewinn erwarten (vergl. *Jomard*, Descr. de l'Ég. Tom. III. p. 114). Die Zahl der aus den Hypogäen von Ägypten, ihrem eigentlichen Vaterlande, größtentheils im guten Zustande zu Tage geförderten allein schon ist sehr groß, und ihr Inhalt gewährt sowol für das Studium der orientalischen Sprachen, besonders der ägyptischen Schrift- und Hieroglyphensprache, als zur Kenntniß der alten Geschichte, besonders von Ägypten, schätzbare Beiträge (vergl. Champollion, Briefe aus Ägypten und Nubien. S. 14. 15. Übersetz. von Gutschmid. 1835). Da es unsere Aufgabe ist, hier nur im Allgemeinen über die Papyrusrollen das Wissenswürdigste vorzutragen, so theilen wir dieselben behufs bequemerer Übersicht mit Rücksicht auf das chronologische Verhältniß in vier Abtheilungen: 1) in die Hauptmasse der alten alexandrinischen Bibliotheken; 2) in die aus alter Zeit stammenden in verschiedenen Bibliotheken bis jetzt aufbewahrten Manuscripte auf Papyrus; 3) in die herculanischen Papyrusrollen; 4) in die ägyptischen, welche seit Ende des vorigen Jahrhunderts besonders in Mumien gefunden und theils in Ägypten in Museen deponirt, theils nach Europa gebracht worden sind. Hieran werden wir verschiedene einzelne Bemerkungen knüpfen, sowie wir Einiges über die Eigenthümlichkeit und Handhabung der Papyrusrollen vorausschicken.

Die Art der Zubereitung des Papyrus, wie sie Plinius beschrieben, und die Verbindung der einzelnen Blätter verstattete den Rollen eine beliebige Länge zu geben.

---

bedeutend mit chartae bombacinae hält). Indessen wurde auch von jenen beiden Schreibestoffen das Pergament vorzugsweise als für Bücher bestimmt angesehen, und insbesondere finden sich unter den noch gegenwärtig vorhandenen Manuscripten der Justinianischen Rechtsbücher nur äußerst wenige, welche nicht auf Pergament geschrieben sind, und diese aus sehr neuer Zeit."

24) *Jomard*, Descript. de l'Égypt. Tom. III. p. 115. 116. ed. II: „Mais, quelque bien appliquées qu'elles soient, la trace des filamens croisés parait toujours à l'oeil, et elle forme un réseau un peu inégal avec des petites rugosités. La surface en est lisse, mais non plane, la plume devoit éprouver alternativement de l'aisance et de la difficulté pour y faire couler l'encre." 25) *Jomard* l. c. p. 117: „Aucun ancien peuple n'a possédé, sans doute, autant d'artistes, j'entends d'hommes doués de ce talent pour la connaissance des formes essentielles et caractéristiques, enfin de cette grande habitude pour les silhuettes; nous ne trouvons pas ailleurs qu'en Égypte des ébauches des dessins aussi bien faites que celles qu'on voit si communément dans les hypogées, dans certains monumens non finis, enfin dans les manuscrits. Nous parlerons plus loin des procédés de la peinture sur papyrus etc." 26) *Plin.* XVI, 64. Chartisque serviunt calami, Aegyptii maxime, cognatione quadam papyri. Probatiores tamen Gnidii, et qui in Asia circa Anaiticum lacum nascuntur. Nostratibus fungosior subest natura, cartilagine bibula, quae cavo corpore intus, superne tenui inarescit ligno: fissilis praeacuta semper acie: geniculata etc. *Martial.* XIV, 38: Dat chartis habiles calamos Memphitica tellus. Pers. (III, 11. 12) nennt sie nodosa arundo und calamus. Vergl. *Varro* ap. *Non.* II, 759. Winckelmann, Werke. 2. Bd. S. 217: „Man findet noch jetzt eine Art von dünnem und feinem Rohre sowol hier (Gnidus) als bei Neapel, woraus sich Federn [illegible] lassen, und ich selbst, wenn ich mich zuweilen auf dem [illegible] Schreibzeug befunden, habe mich dergleichen Rohrs zum [illegible] bedient." Vergl. dazu Fernow, Anm. 16. S. 335. [illegible] calamos vergl. *Jomard*, Descript. de l'Égypt. [illegible]

27) *Jomard*, Descript. de l'Égypt. T. III. p. 116: Tout le monde sait, que c'est un roseau mince, taillé à la manière de nos plumes, mais avec une coupe très-oblique, et propre à former également des déliés très-fins et des pleins très-larges. Winckelmann (2. Bd. S. 128, wo er von den hercul. Schriftrollen handelt,) bemerkt: „Eine solche Feder aus Buchsbaum, wie es scheint, hat sich erhalten, aber ist versteinert, und eine andere sieht man auf einem Gemälde (Pitt. Ercol. p. 35. T. II.) an ein Tintefaß gelehnt, diese scheint aus den Gliedern, an derselben gezeichnet, von Rohr zu sein. Eine andere Feder hält eine weibliche Figur von gebrannter Erde (Ficoroni Masth. p. 143) in der Hand, und hier und auf einem geschnittenen Steine des Stoschischen Musei sieht man, daß die Alten die Federn ebenso wie wir gefaßt haben. Der Schnabel muß sehr spitzig gewesen sein, denn die Buchstaben sind fein gezogen, da aber die Feder ohne Spalt war, konnte man den Buchstaben nicht so viel Licht und Schatten geben ꝛc." Richtiger sind seine Urtheile p. 216. 217, wo er den Spalt annimmt und auch bemerkt, daß die Federn der Alten nicht aus Buchsbaum waren, wie es die herculanische scheinen könnte.

Daher haben auch die aufgefundenen Papyrusrollen nicht alle ein und dasselbe Längenmaß [28]). Die größte und kostbarste von allen, welche die französische Expedition während der Anwesenheit der Armee unter Napoleon entdeckte und welche (wenigstens großentheils) in dem bekannten großen Prachtwerke mit Sorgfalt nachgezeichnet sind, mißt nach Jomard's Angabe (Descr. de l'Égypt. T. III. p. 118) in der Länge neun Metres und 20 Centimetres (etwa 28 Fuß par. und 4 Daumen); die Breite oder Höhe variirt von 28 bis 37 Centimes (= 10 Daumen 4 Linien bis zu 13 Daumen 8 Linien). Die im Jahre 1821 auf der Insel Elephantine gefundene Papyrusrolle, welche den Schluß der Ilias (XXIV. v. 127—804) enthält (vergl. Philological Mus. N. I. Nov. 1831), hat acht Fuß Länge und zehn Zoll Breite und faßt 677 Hexameter in 16 neben einander stehenden Columnen, wovon jede 41—43 Verse beträgt [29]). Da nun die Ilias und Odyssee zusammen nach F. A. Wolf's Recension 27,810 Verse enthalten, so würden (nach Parthey's Berechnung, Alex. Mus. S. 81 fg.) zum ganzen Homer wenigstens 41 solcher Rollen erfoderlich gewesen sein, obgleich das Manuscript eng geschrieben ist und die Verse dicht unter einander stehen. Parthey (a. a. O. S. 82) glaubt daher keine übertriebene Zahl anzugeben, wenn er die sämmtlichen Homerischen Rollen der alexandrinischen Bibliothek (mit den acht Ausgaben vor Zenodot, mit den verschiedenen Recensionen der alexandrinischen Kritiker ꝛc.) auf 1000 ansetzt, für welche ein besonderer Saal bestimmt sein mochte. Die größte Verschiedenheit in der Länge zeigt sich auch bei den herculanischen Rollen, worüber weiter unten.

In Betreff ihrer Conservation ist zu bemerken, daß Papyrusrollen, auf welche lange eine feuchte Luft eingewirkt hat, bei wiederholtem Entrollen vielfach gelitten haben, weil der Stoff des Papyrus von Natur receptiv ist und Feuchtigkeit leicht an sich zieht. Es lösen sich nach und nach Fäserchen ab, sowie auch leicht Brüche der ganzen Breite nach entstehen. Daher waren diese Papyrusrollen vorzüglich für das regenlose obere Ägypten geeignet. Aber auch hier haben sich nur diejenigen bis auf unsere Zeit erhalten, welche in den trockenen, hermetisch verschlossenen, Felsenkammern niedergelegt worden waren. Andere dagegen, auf welche die freie Luft einwirken konnte, zerfallen bei der ersten Berührung (Parthey, Alex. Mus. S. 84). Daher hat Vitruvius (VI, 7) empfohlen, daß man die Bibliotheken gegen Morgen hin anlegen solle, nicht nur des Morgenlichtes wegen, sondern auch weil die trockene Morgenluft die Schriften gegen Fäulniß schütze, da hingegen in den gegen Mittag und Abend gelegenen dieselben durch Motten und Feuchtigkeit verdorben werden, weil die feuchten Winde jene erzeugen und nähren und zugleich die Schriftrollen blaß machen. Die Bibliothek des Aristoteles war bekanntlich von den Erben des Neleus vergraben worden und hatte daher durch Feuchtigkeit und Würmer außerordentlich gelitten. Seine Schriften mochten jedoch auf verschiedenem Schreibmaterial, wenigstens Papyrus und Pergament, enthalten sein. Auch dürfen wir wol annehmen, daß die meisten der Papyrusrollen, welche zu Alexandria von dem großen Brande unter Cäsar übrig geblieben und dann während der Kaiserherrschaft wiederum sehr vermehrt worden waren, sich während der folgenden Zeit nach und nach aufgelöst haben oder völlig abgenutzt und endlich zu weiterm Gebrauche untauglich geworden sind (vgl. Parthey, Alex. Mus. S. 103).

In trockenen Räumen hat zu ihrer Erhaltung sicherlich auch ihre aromatische Natur (m. s. oben) beigetragen. Im besten Zustande sind natürlich diejenigen gefunden worden, welche in die Mumien eingehüllt waren. Natürlich mußte hier zugleich der starke Balsam der Mumie, sowie die gänzliche Sicherung gegen freie Luft, ihre Conservation bewirken (vergl. Böckh, Erklärung einer ägypt. Urkunde auf Papyrus. S. 2). Die herculanischen Rollen, aus welchen die Verkohlung alle Feuchtigkeit herausgesondert hatte, konnten nun um so mehr jeder weitern Zerstörung Trotz bieten (siehe unten über die herculanischen Rollen).

Wenn die Alten ihre Rollen lesen wollten, faßten sie das eine Ende mit dem Kinn (*Mart.* I, 67, 8: quae (charta) trita duro non inhorruit mento), bis die Rolle so weit als zu lesen beliebte, entwickelt war, worauf sie selbige in beiden Händen hielten (vergl. Winckelmann, Werke. 2. Bd. S. 223. Dresd.).

Das Entfalten und Aufwickeln der in neuerer Zeit gefundenen Papyrusrollen hat überall große Schwierigkeit gemacht und konnte nur mühsam und mit möglichster Vorsicht ausgeführt werden. Bei den herculanischen Rollen waren bereits mehre Versuche verunglückt, bis der Genuese P. Antonio Piaggi aus Rom herbeigeholt wurde, dessen Arbeit glücklichen Erfolg hatte. Die dazu gemachte Vorrichtung und das behutsame Verfahren hat Winckelmann (2. Bd. S. 131 fg. und S. 240 fg. Dresd.) beschrieben. Wie höchst mühsam und langwierig diese Arbeit bei den herculan. Rollen war, zeigt Winckelmann (a. a.

28) Die Breite oder Höhe der Rollen scheint von der Sorte des Papyrus abhängig gewesen zu sein. Plinius (l. c.) redet von einer großen Verschiedenheit in der Breite. Dreizehn Finger Breite gibt er den besten Sorten, 11 Finger der hieratica, 10 der Fanniana, 9 der amphitheatrica, noch weniger der Saitica und 6 Finger der emporetica. Aber die größte Breite hatte die charta Claudia, von welcher Plinius (l. c.) auxit et latitudinem: Pedalis erat mensura, et cubitalis macrocollis. Vergl. dazu *Dalechamp* et *Harduin* Tom. IV. p. 733. 734. ed. *Franz.* Chartae majores erwähnt *Sueton.* Aug. c. 72. Charta major minorque *Mart.* I, 45, 2.

29) Eine Beschreibung von einer ihm übersandten Papyrusrolle gibt auch Joh. Bauhinus (Hist. plant. univers. T. I, 8. c. 168. p. 374): „Folii arundinacei speciem quandam repraesentat. Est illud tres cubitos longum, nec tamen integrum, ut ex extremitatum laceratione apparet, sescunciam latum, crassitudine pergameni crassioris, colore paleaceo et non nihil ad cinereum tendente. In dem folgenden führt er die Beschreibung weiter aus, welche von den Angaben des Plinius in mancher Beziehung abweicht. Daher vermuthet J. Nic. Funccius (de script. vet. p. 75), daß Bauhin ein indisches Blatt, wie solche noch jetzt in Indien zum Schreiben gebraucht werden, mit dem ägyptischen Papyrus verwechselt habe. Er selbst habe nämlich ein indisches Blatt dieser Art besessen. Bemerkenswerth ist noch die Angabe von Jomard (Descript. de l'Égypt. T. III. p. 113): Quatre ou cinq grands manuscrits, formant un développement de dix-sept mètres (cinquante-deux pieds), composés de soixante-une pages égyptiennes en écriture vulgaire et de cinq à six cents colonnes en écriture hieroglyphique etc.

O. S. 134) in folgender Bemerkung: „In vier bis fünf Stunden Arbeit kann nicht mehr als ein Finger breit, längs der Rolle Papier, gefüttert und abgelöst werden, und zu einer Spanne breit wird ein ganzer Monat erfodert;" und weiterhin (S. 237): „Mittels einer anhaltenden vierjährigen Arbeit hat man nicht mehr als 39 Columnen der Abhandlung von der Tonkunst abcopiren können, und über 20 Columnen von der Redekunst sind ein und ein halb Jahr verflossen" [30]). Jomard (Descript. de l'Egypt. T. III. p. 119) gibt folgendes Verfahren an: „Man muß zunächst den Papyrus anfeuchten, indem man ihn mit mehren benetzten Tüchern bedeckt. Wenn man nun denkt, daß die Feuchtigkeit hinlänglich durchgedrungen ist, muß man eine feine Gaze (Marlyflor oder feines durchsichtiges Zeuch von Seide) über einen Rahmen spannen, indem man ihr mehr Länge gibt, als man für die Rolle annimmt. Man streiche dann mit einem sehr feinen, verdünnten Leime unter dem Rande des Manuscriptes und über der Gaze hin, während man vermittels eines sanften Druckes bewirkt, daß sich eins an das andere hängt. Dann rollt man auf und leimt den Papyrus nach und nach mit schmalen Streifen von zwei bis drei Centimeter, in dem Maße, nach welchem die vorhergehenden Stücke befestigt sind. Das beste Mittel, den Papyrus sanft gegen die Gaze zu drücken, besteht darin, daß man sich eines leinenen Bällchens (tampon de linge) mit Leichtigkeit dazu bedient. Diese Arbeit muß im Schatten gemacht werden. Man darf vor Allem nicht zu viel Zeit darauf verwenden (wahrscheinlich weil die bewirkte Feuchtigkeit leicht wieder austrocknet). Staub und Alles, was den Stoff trocken machen könnte, muß sorgfältig entfernt werden. Man sieht, wie viel Zeit diese Arbeit erfodern dürfte, um einen Papyrus von zehn Metres aufzurollen." Im Folgenden vergleicht er die ägyptischen Papyrusrollen mit den herculanischen, und zeigt, wie gut die erstern noch erhalten sind im Verhältniß zu den letztern. — Wir wenden nun unsern Blick zunächst auf Alexandria und seine Bücherschätze.

Alexandrinische Bibliotheken. Die Papyruspflanze kam als das die literarische Betriebsamkeit fördernde Landesproduct den Bestrebungen der Ptolemäer sehr zu Statten, um Alexandria, das sich glänzend erhebende neue Athen, zu einem Tempel der Wissenschaften zu machen (vergl. *Vitruv.* VII. praef. p. 174. *Schneid.* *Bonamy*, Diss. sur la bibl. d'Alex. p. 623. Mém. de l'Acad. des Inscr. T. XIII). Die Anzahl der Manuscripte in der Bibliothek des neuen Museums und später in der des Serapeums stieg außerordentlich. Die Angaben über den Bestand derselben unter Ptolemäus Philadelphus und über die im alex. Kriege unter Cäsar verbrannten Rollen schwanken zwischen 54,000 und 700,000 (vgl. Parthey, Das alexandr. Mus. S. 77 fg. Preisschr. [Berl. 1838], und Ritschl, Die alexandr. Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern rc. [Breslau 1838.] S. 21—34), welche Verschiedenheit, theils wol aus dem raschen Zunehmen hervorgegangen, auf mannichfache Weise erklärt worden ist (Ritschl a. a. O.). Wir können jedoch schwerlich annehmen, daß die ganze Masse blos aus Papyrusrollen bestanden habe. Denn die Ptolemäer kauften ja bekanntlich im Verlaufe der Zeit viele Manuscripte, besonders Originale, aus fremden Ländern [31]), welche doch gewiß, seitdem der löbliche Wetteifer der attalischen Könige mit den ägyptischen gutes Pergament zu Tage gefördert hatte (vergl. *Bonamy* l. c. p. 618. Parthey a. a. O. S. 3. 36. 64), zum Theil auf das letztgenannte Material geschrieben waren. Durch Antonius kam bekanntlich auch die pergamenische Bibliothek (auf 200,000 Bde. angegeben) nach Alexandria (Ritschl a. a. O. S. 33). Seit dem Untergange der ältern Sammlung im alexandr. Kriege unter Cäsar mochte wol überhaupt auch in Ägypten das durablere Pergament Eingang finden, um so mehr, als wol so manche der noch aus früherer Zeit stammenden Papyrusrollen durch die Nähe der feuchten Meeresluft im Verlaufe der Jahrhunderte viel gelitten hatten. Dazu kommt, daß Pergamentrollen, auf beiden Seiten beschrieben, mehr fassen und weniger Raum in den Bibliotheken erfodern (s. Parthey a. a. O. S. 84). Wir könnten nun hier Veranlassung nehmen, über das Verhältniß der durch das jüngst aufgefundene und erklärte Plautinische Scholion (s. Ritschl a. a. O. S. 3. 4) zur Sprache gebrachten volumina commixta im Gegensatze zu den vol. simplicia (ἁπλᾶ) und digesta (in Regiae autem bibliotheca voluminum quidem commixtorum volumina quadringenta millia, simplicium autem et digestorum millia nonaginta, sicuti refert Callimachus aulicus Regius bibliothecarius etc.), ferner über die μονόβιβλα und συντάγματα und Ähnliches zu reden, wenn wir nicht dadurch die uns gestellten Grenzen bei weitem überschreiten würden. Wir verweisen daher über alles dieses auf die trefflichen Andeutungen von Ritschl (Alex. Bibl. S. 21—35) [32]). Natürlich mußten überall, wo die Wissenschaften blühten, vor und während der Kaiserzeit, besonders

30) Ph. Buttmann (Erklärung der griech. Beischrift auf einem ägyptischen Papyrus aus der Minutol. Sammlung. S. 1) bemerkt: „Dort (auf der berl. Königl. Bibliothek) ist man schon seit [illegible] Zeit beschäftigt diese Pappre mit gehöriger Sorgfalt zu entwickeln. [illegible] eben diese Sorgfalt macht, daß das Geschäft nur langsam [illegible] kann, indem jeder entwickelte Papyr zugleich für [illegible] und den Gebrauch des Gelehrten eingerichtet und gegen [illegible] allmälige Zerstörung gesichert werden muß."

31) Vergl. *Galen.* in Hippocrat. de nat. hom. II. proem. T. XV. p. 109. ed. *Kuhn.* *Gell.*, N. A. VI, 17. *Bonamy* l. c. p. 629. Ritschl a. a. O. S. 16. 21. 32. 32) S. 28 theilt er als Resultat seiner Untersuchung Folgendes mit: „Jetzt, nach Beseitigung der unstatthaften Bedeutung von commixta, steht der Erklärung unter 1) nichts mehr entgegen, und wir erhalten den Sinn: die Museumsbibliothek enthielt, Alles in Eins, Alles durch einander gerechnet, 400,000 Rollen, die sich aber nach Ausscheidung der Doubletten auf 90,000 reducirten. Digesta heißen diese, weil sie als simplicia aus der Gesammtmasse ausgeschieden, für sich verzeichnet und gezählt waren rc." Über der S. 24 aufgestellten Vermuthung über Rollen, welche aus mehren über einander gelegten und an einem gemeinschaftlichen Stabe befestigten Pergament- und analog auch Papyrusblättern bestanden haben sollen, möchte ich nicht ohne Weiteres beitreten. Wenigstens bleibt ein Beweis dafür wünschenswerth. Montfaucon, bekanntlich einer der größten Kenner alter Manuscripte, hat kein Beispiel dieser Art (weder in seiner Palaeogr. Gr., noch in seiner Diss. sur la Plante app. Papyrus) angegeben.

in Rom, und zwar hier vorzüglich in Privatbibliotheken (eine öffentliche trat hier bekanntlich erst unter Augustus durch Vermittelung des Asinius Pollio ein *Plin.* XXXV, 2) bedeutende Sammlungen von Papyrusrollen gefunden werden. Wie viele mögen allein Cicero und Varro besessen haben! (*Cicer.* ep. ad Att. IV, 5. V, 4.) Der Grammatiker Epaphroditus von Chäronea, welcher in der Zeit von Nero bis Nerva lebte, soll allein im Besitze von 30,000 vorzüglicher und seltener Rollen gewesen sein (*Suidas* v. Ritschl a. a. O. S. 34). Wir gehen nun zur Betrachtung einiger wichtiger Papyrusrollen über, welche sich in verschiedenen Bibliotheken bis auf die neuere und neueste Zeit erhalten haben.

Für das älteste Schriftwerk auf ägyptischem Papyrus hat Montfaucon (l. c. p. 315. Mém. de l'acad. T. IX) das Manuscript des Evangeliums S. Marcus zu Venedig gehalten. „Ich habe es gesehen und untersucht," bemerkt er, „wie man nun eben ein Manuscript untersuchen kann, welches schon fast ganz verblichen und so mürbe ist, daß die Blätter sämmtlich eines an das andere geklebt sind und man es nicht versuchen darf, ein Blatt umzuwenden, ohne daß es ganz in Stücken geht. Diese Blätter des ägyptischen Papyrus schienen mir viel zarter und feiner als alle andern, die ich an verschiedenen Orten gesehen habe. Nach der Gestalt der Buchstaben schien es mir das älteste Manuscript, welches man bis jetzt gesehen hat, und man wagt nicht viel, wenn man behauptet, daß es spätestens dem 4. Jahrh. angehöre. Es sind 146 Jahre her, seitdem man es in ein unterirdisches Local gebracht hat, dessen Gewölbe selbst tiefer ist als der Spiegel des benachbarten Meeres in Ebbe und Fluth. Daher das Wasser fortwährend auf diejenigen herabtropft, welche die Wißbegierde hierher führt. Diese große Feuchtigkeit hat das Manuscript in einen Zustand versetzt, daß man nicht zwei Worte nach einander lesen kann. Im J. 1564, als man es an jenen Ort brachte, konnte man es noch lesen (*Montfauc.* l. c.)." Das 6. Jahrh. bietet uns mehre Manuscripte auf ägypt. Papyrus dar. Bianchini ließ, wie Montfaucon (p. 316) berichtet, mehre Blätter von diesem Papier, geschrieben zur Zeit des Kaisers Justin, abdrucken. Montfaucon hielt es für das nämliche Papier, auf welchem die Charta plenariae securitatis des Kaisers Justinian enthalten, welche J. Mabillon mit der Originalgestalt der Schriftzüge kurz vor seinem Tode herausgab, ein vortreffliches Schriftwerk, welches man zu Montfaucon's Zeit in der Bibliothek des Königs sehen konnte und vermuthlich noch jetzt daselbst gefunden wird. Montfaucon sah es 1698 zu Venedig in der Bibliothek des Procurators Julio Justiniani. Auch bemerkte er ebendaselbst drei oder vier Fragmente von ägyptischem Papier, deren Schrift aus demselben Jahrhundert stammte und ziemlich lesbar war. Aber man konnte nichts daraus gewinnen, weil es zerbrochene Stücke ohne gehörige Reihenfolge waren (*Montfauc.* l. c.). Die Briefe des heiligen Augustinus, ungefähr im 6. Jahrh. geschrieben, sah Montfaucon als das am besten gehaltene Manuscript von allen denen, welche ihm auf ägyptischem Papyrus vorgekommen waren. Es hatte vor Alters der Kirche des heiligen Justus von Narbonne gehört und war augenscheinlich zum Gebrauche für diese Kirche geschrieben worden. Es gerieth nachher in verschiedene Hände, und Montfaucon fand Mittel, es für seine Abtei zu erwerben. Mabillon (de re diplomat. I, 8. p. 35) redet von einem ähnlichen, welches einige Sermonen oder Reden von St. Augustinus enthält. Die Blätter des ägyptischen Papyrus sind wie in dem des Abb. Montfaucon mit Pergamentblättern untermischt (*Montfauc.* p. 317. Vgl. Winckelmann, Werke. 2. Bd. S. 100). Beinahe dasselbe Alter als die genannten möchte ein Papyrus-Manuscript in der Bibliothek des heil. Ambrosius zu Mailand haben, welches einige Bücher von den jüdischen Alterthümern des Josephus in lateinischer Sprache enthält. Allein es ist bei weitem nicht so gut erhalten, als das von Montfaucon. In letztgenannter Stadt wurde zu Montfaucon's Zeit im Cabinet des Herrn Settala (in Museo Septaliano) ein Blatt Papyrus mit großer Sorgfalt aufbewahrt, welches ein Verzeichniß der zu Rom unter Gregor dem Großen befindlichen Reliquien enthielt und wahrscheinlich noch daselbst zu finden ist. Muratori hat darüber eine gelehrte Abhandlung geschrieben (*Montfaucon* p. 318). Ferner entdeckte Montfaucon in der Bibliothek des heil. Martin zu Tours die Überbleibsel eines alten, in griech. Sprache auf ägypt. Papyrus geschriebenen, Buches, so weit er nach den Schriftzeichen urtheilen konnte, von einer griech. Hand im 7. Jahrh. Die Schrift hat weder Accente noch Spiritus, und stammt von einem Kirchenschriftsteller. Drei kleine auf ägyptischem Papyrus enthaltene Fragmente von der kaiserlichen Bibliothek (herausgegeben von Lambec, Biblioth. Caesar. VIII. p. 410) scheinen einer etwas spätern Zeit anzugehören. Vor Allem aber verdient hier eine große Rolle in dem Archive zu St. Denys in Frankreich erwähnt zu werden, welche ein Schreiben eines byzantinischen Kaisers an einen fränkischen König enthält. Da ein so langes und mürbes Blatt von ägyptischem Papyrus täglich schlechter wird, so kamen die Geistlichen auf den Gedanken, dasselbe über eine Pergamentrolle zu wickeln. Näheres hierüber berichtet Montfaucon (diss. p. 319. Mém. T. IX), welcher in seiner Palaeographia Graeca (l. c.) auch einen Abdruck davon mitgetheilt hat. Derselbe vermuthet, daß es ein Brief des Constantinus Kopronymus an Pipin sei, mit welchem jener in Berührung stand (über den muthmaßlichen Inhalt desselben vergl. *Montfaucon*, Diss. p. 319. 320). Dieses interessante diplomatische Stück war aber schon zur Zeit des genannten Gelehrten sehr beschädigt. Man bediente sich auch des ägyptischen Papyrus in Frankreich, Italien und in andern Ländern Europa's zu Briefen, Acten und andern öffentlichen Urkunden. Montfaucon fand noch eine bedeutende Anzahl derselben in den Abteien und Kirchenarchiven. „Man sieht deren noch," bemerkt er (p. 321), „zu St. Denys, Corbei, in der Abtei de la Grasse und anderwärts. Man muß sich aber hüten, daß man diese ägyptischen Blätter nicht mit andern verwechselt, namentlich mit der charta corticea." (Über diese und andere Papierarten vergl. *Montfauc.* p. 322 sq.) Spon (Itiner. Tom. II. p. 230) fand zu Korinth eine gerollte

[illegible] des heil. Chrysostomus auf ägyptischem Papyrus. [illegible] (Werke. 2. Bd. S. 99. 100) sah verschie[illegible] auf ägypt. Papyrus in der Vatican-Bi[illegible] ein Blatt mit griechischer Schrift von einem [illegible] in der Bibliothek der Theatiner zu St. Apo[illegible] in Neapel. „Eins derselben (Diplomata)," bemerkt [illegible] (2. Band. S. 220), „welches acht Palme [illegible] ist, hat sein besonderes, verschlossenes Behältniß. [illegible] Papier desselben ist von groben Fäserchen, welche die [illegible] eines ziemlichen Zwirnfadens haben. Von ebendie[illegible] Gattung und wie diese gefüttert sind noch einige Ur[illegible] in dem Archive zu Ravenna aufbehalten." (Vgl. noch II. S. [illegible] fg.)

[illegible] Papyrusrollen. Zu den ältesten [illegible], welche noch vorhanden sind, gehören [illegible] die herculanischen. Wären diese, wie die neuern [illegible], in einer wohlbehaltneren Form aufgefunden [illegible] in ihnen ein beträchtlicher Gewinn für [illegible] und Sprache aus dem unterirdischen [illegible] gefördert worden sein. So aber sind sie [illegible] durch die Gluth der Lava und glimmenden [illegible] weniger zusammengeschrumpft, versengt [illegible], sodaß sie Anfangs für verbranntes Holz oder [illegible] gehalten und viele zerstoßen oder wegge[illegible], bis man in ihnen Schriftrollen erkannte, [illegible] sie gesammelt und in einem Glasschranke in dem [illegible] zu Portici aufbewahrt wurden [34]). Dieselben kön[illegible] in solchem Zustande weder eine vollkommene An[illegible] von dem wahren Volumen und der ursprünglichen [illegible] Rollen geben, noch gewähren sie den voll[illegible] der Schriften, welche sie enthalten. Den[illegible] sehr große Anzahl eine beträchtliche Be[illegible] der alten Literatur dar. Wie bei den ägypti[illegible] zeigt sich auch hier eine bedeutende Verschieden[illegible] des Volumens, nur in anderer Weise. [illegible] dazu genommene Papier nach Winckelmann's [illegible] anderes Fabricat, als das von Plinius be[illegible]. Aus der großen Zahl der herculanischen Rollen hat die Akademie zu Oxonia Abschriften von den wohlbehaltensten und wichtigsten überkommen (Apographa stilo plumbeo affabre delineata ab iis, qui cineribus explicandis praesentes adfuerunt, munificentiae regiae Georgii IV. accepta refert Academia Oxoniensis. Praefat. p. III.), wovon ein Catalogus der Ausgabe von sieben Manuscripten vorausgeschickt ist. Die letzte Nummer in jenem Verzeichnisse ist 1676. Die sieben von genannter Akademie in zwei Theilen herausgegebenen Manuscripte sind demnach wol von allen die vollständigsten. Der erste Theil: Herculanensium voluminum pars prima (Oxonii 1824), enthält folgende vier Schriftwerke (aus dem Katalog Nr. 1008. 182. 1424. 1014): 1) des Epikureischen Philosophen Philodemus περὶ κακιῶν, mit dem Titelblatte in 26 Colonnen, welche hier auf ebenso vielen Seiten abgedruckt sind. Alle Colonnen sind mehr oder weniger lückenhaft. 2) Eines Anonymus περὶ ὀργῆς., p. 27—82 in 56 Colonnen. 3) Des Philodemus περὶ κακιῶν καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν κτλ. p. 83—105, in 23 Colonnen. 4) Des Demetrius περὶ ποιημάτων. p. 106—133, in 27 Colonnen. Pars II. (Oxon. 1825) enthält drei Manuscripte (aus jenem Katalog Nr. 1007. 1674. 1425): 1) Des Philodemus περὶ ῥητορικῆς. p. 1—45 in 45 Colonnen. 2) Des Philodemus, wahrscheinlich auch über Rhetorik (der Titel ist verstümmelt), p. 46—116, in 70 Colonnen. 3) Des Philodemus περὶ ποιημάτων. p. 117—155 in 39 Colonnen. Wenn demnach die Colonnen einerlei Breite und Distanz von einander haben, so waren oder sind diese Rollen von verschiedener Länge. Die Zeilen dieser Colonnen enthalten durchschnittlich drei bis fünf Worte [35]) oder vier bis fünf Finger Breite (denn die Uncialschrift nimmt viel Raum ein), sodaß wir mit den Distanzen nicht mehr als etwa acht Colonnen auf die berliner Elle rechnen können. Die Rolle mit 70 Colonnen, welche nur noch von einer andern mit 77 übertroffen wird (Nr. 1015), mußte demnach eine Länge von acht bis neun Ellen haben. Die Rolle des Philodemus περὶ μουσικῆς mit 40 Colonnen ist nach Winckelmann (2. Bd. 119) 13 Palme lang, die eine περὶ ῥητορικῆς 12 Palme, die von den Tugenden und Lastern 30 Palme. Die erstgenannte ist in fünf Stücke zerlegt, von denen jedes acht Colonnen hat, auf Papier geleimt und in Rahmen gefaßt, in einem Schranke des genannten Museums aufgehängt (vgl. Winckelmann, 2. Bd. S. 119. 230. 233 fg.). — Kleinere herculanische Rollen mit einer oder wenigen Columnen mögen wol nur Bruchstücke von

---

[34]) [illegible] Winckelm. Werke. 2. Bd. S. 95 fg. 208 fg. [illegible] von der Gestalt, in welcher dieselben gefunden wur[illegible] „Daß sie (nämlich in ihrer zusammen[illegible] fast alle von gleicher Länge, d. i. von einer Spanne, [illegible] andere von drei bis vier Finger breit im [illegible] auch einige von einer halben Span[illegible] zusammengeschrumpft und runzlicht, [illegible] die Hitze verursacht hat, wodurch die[illegible] verwandelt worden; denn sie sind [illegible] dunkelgrau. In der Überschüttung aus [illegible] völlig walzenförmig geblieben, sondern [illegible] Runde erhalten. An den beiden [illegible], dessen Ringe sich deutlich un[illegible] aber in größerer Anzahl und [illegible] Winckelmann a. a. O. S. 99: „Ich [illegible] aus zwei-, ja aus dreifach zu[illegible], sondern auch der Guarandini derglei[illegible] Papiere gesehen zu haben versichert. [illegible] nur aus einem einzigen Blat[illegible] nicht deutlich genug aus. [illegible] Lage, welche gleichsam ein Ge[illegible] Plinius augusta tabula scheda [illegible] peraton crates pero[illegible]git etc.) Das Papier der herculanischen Rollen habe also wegen seiner Dünnheit nur aus einer Lage bestanden. Vergl. S. 101 [illegible] Anm. 12.

[35]) Winckelm. 2. Bd. S. 113: „Alle diese Schriften [illegible] in Colonnen geschrieben, eine jede derselben ist etwa vier gute Finger breit, so viel nämlich ein sechsfüßiger griechischer Vers Raum erfodert, und eine Colonne enthält in einigen Schriften 40, in andern 44 Zeilen. Zwischen den Colonnen ist ein Finger breit Raum, und es scheint, daß dieselben mit rothen Linien, wie in vielen Büchern des ersten Drucks geschehen, eingefaßt gewesen x." S. [illegible] gibt er aber den Colonnen die Breite von fünf Fingern, [illegible] ebenfalls einen Finger breit Distanz zwischen denselben.

größern sein (Ritschl, Alex. Bibl. S. 26), oder es waren ursprünglich Miscellanblätter mit hingeworfenen Skizzen, Excerpten, Entwürfen u. s. w. Auch wurden natürlich einzelne Briefe und kleinere Gedichte auf einzelne Blätter dieser Art gebracht[36]). Umfassende Schriften dagegen konnten nicht immer auf einer Rolle Platz finden, sondern erfoderten zwei und mehre Rollen[37]). Über die Beschaffenheit dieser Rollen bemerkt Winckelmann noch Folgendes: „Eine solche Rolle Schrift besteht aus vielen schmalen Streifen von einer Hand breit, welche auf einander geleimt sind, sodaß eins über das andere in der Breite eines Fingers liegt, und diese Fügung hat sich nicht aufgelöst. Diese Blätter auf einander zu leimen, gab es besondere Leute, welche glutinatores hießen u. s. w.[38])."

Die herculanischen Rollen sind sämmtlich nur auf einer Seite beschrieben, und kein ὀπισθόγραφος ist darunter gefunden worden, des dazu gebrauchten einfachen Papyrus wegen, wie Winckelmann (2. Bd. S. 117. 133. 221. 229) angenommen hat.

Die Tinte dieser Handschriften zeigt bedeutende Schwärze, und zwar ohne Vitriol, wodurch dieselben auch in dem Zustande der Verkohlung dennoch lesbar sind[39]). Auch ist die Tinte nicht gelb geworden, was jedenfalls geschehen sein würde, wäre sie mit Vitriol vermischt gewesen (Winckelmann, II, 126). Ferner muß die hier gebrauchte Tinte wenig Flüssigkeit gehabt haben, wie sich aus der Erhabenheit der Buchstaben ergibt, wenn man ein Blatt horizontal ans Licht hält. Jene Tinte war also mehr der chinesischen ähnlich als der unserigen und also eine Art Farbe, welche gerieben wurde, wie aus Demosthenes (pro coron. p. 42. 4. [Ald. 1554] τὸ μέλαν τρίβων) erhellt. Auch wurde zu Herculanum ein Tintefaß aufgefunden, dessen Tinte wie dickes Öl war, welches noch zum Schreiben dienen konnte (Winckelmann, 2. Bd. S. 127. 218. 235 fg.). Die sowol auf den ägyptischen als auf den herculanischen Schriftrollen gezogenen bemerkbaren Linien sind schon oben erwähnt worden.

Neuere und neueste ägyptische Papyrusrollen. Jomard weiß (in der Descript. de l'Égypt. T. III. p. 117. 118 ed. II) die Überraschung, Freude und Bewunderung derer, welche zuerst bei Entwickelung der aufgefundenen Mumien auf wohlerhaltene Rollen stießen, nicht lebhaft genug zu schildern, und meint, daß er doch nur une peinture froide et sans couleur à côté de la réalité geben könne[40]). — Man fand diese Rollen theils zwischen den beiden Schenkeln, theils zwischen den Armen und dem Leibe der Mumien, theils unter dem Knie, und zwar sowol bei dem männlichen als bei dem weiblichen Geschlechte. Bei dem ersteren jedoch häufiger. Die mit Einfachheit zubereiteten Mumien schließen ebenso wol als die mit Pracht umhüllten ihre Papyrusrollen ein. Die Länge und Breite derselben ist sehr verschieden. Belzoni (Voyag. I. p. 270) hat beobachtet, daß die Mumien in Särgen keine Papyrusrollen enthalten, vermuthlich deshalb, weil die Särge schon hinreichend mit Hieroglyphen und Inschriften versehen waren. Aber den sarglosen Mumien wollte man eine Urkunde, ein dauerndes Document beigeben.

Über die Eigenthümlichkeit der ägyptischen Rollen berichtet Jomard (Descript. de l'Égypt. III, 118. 119) Folgendes: Jedes Volumen ist in sich selbst zusammengerollt in compresser Windung[41]), und zwar von der Linken zur Rechten, ein neuer Beweis außer den schon vorhandenen, daß die Ägyptier von der Rechten zur Linken lasen[42]). Die Rolle ist geplättet, jedoch weniger leicht, als man erwarten sollte, eine Wirkung der doppelten

---

36) *Isidor*. Orig. VI, 12. 1. Quaedam genera librorum apud gentiles certis modulis conficiebantur: breviore forma carmina atque epistolae, at vero historiae majore modulo scribebantur. 37) S. d. Tit. in nr. 1423. Hercul. vol. ed. Oxon. P. I. praef. und nr. 1538. *Jorio*, Officina d. Pap. p. 61. (Napoli 1825.) Ritschl, Alex. Bibl. S. 31. 38) *Cic*. ad Att. IV, 4. Winckelmann 2. Bd. S. 101. S. 98 bemerkt er: „Dieses bestätiget der Augenschein an den herculanischen Rollen, die aus vier Finger breiten Blättern zusammengesetzt sind, und, wie ich glaube, den Umkreis des Stengels zeigen." Aber S. 230: „Diese Handschriften sind aus sechsfingerbreiten Stücken zusammengesetzt, die so über einander liegen, daß ihre Verbindung zwei Finger breit ist." 39) Über die Schrift bemerkt Winckelmann (S. 105): „In einigen ist die Schrift so schön und groß, wie in dem großen orfordischen Pindarus." Beispiele finden wir in der Edit. Oxon., besonders im 2. Theile. S. 245. 246 bemerkt Winckelmann noch: „Die Buchstaben der herculanischen Handschriften sind von der nämlichen Gestalt und Größe, wie die in der berühmten griechischen Bibel der 70 Dolmetscher, die sich in der vaticanischen Bibliothek befindet rc.".

40) Die ägyptischen Katakomben sind außerdem besonders durch die Araber häufig durchwühlt worden, welche dann ohne weitere Nachricht über den Fundort die gewonnenen Antiquitäten an Europäer verkauften. Der General von Minutoli kaufte seine Rollen größtentheils erst von andern, welche dieselben bereits gesammelt hatten, und konnte um so weniger über die Fundörter Auskunft erhalten. Vergl. Buttmann (Erklärung der griechischen Beischrift auf einem ägyptischen Papyrus. S. 2), welcher jedoch unrichtig bemerkt, daß solche Rollen auch in Mumiensärgen gefunden worden seien, wogegen Belzoni (Voyag. I. p. 270), Peyron Pap. Gr. I. p. 16 sq. C. Ritter, Erdkunde. 1. Th. 1. S. 752. Die großartigsten Entdeckungen machte die französische Expedition während der Anwesenheit der französischen Armee unter Napoleon. 41) Die herculanischen Rollen wurden theils um sich selbst gerollt, theils um ein dünnes Stäbchen von Holz oder Knochen (*Porphyr*. in *Horat*. Epod. XIV, 8. p. 285. ed. *Plant*. 1611. 4.), welches sich in dem Mittelpunkte verschiedener Rollen [dünner oder stärker zeigt. Winckelmann (S. 102) hat vermuthet, daß selbiges von den Alten durch umbilicus bezeichnet werde, denn es sei dasselbe in der Mitte, wie der Nabel am menschlichen Körper (*Mart*. II, 6, 10). Winckelmann (S. 103) hat ferner angenommen, daß noch ein zweites Stäbchen nöthig gewesen sei, um die zusammengerollte Schrift aufzuwickeln, von welchem jenes am Ende, dieses aber am Anfange befestigt gewesen sei, sodaß dasjenige, welches vorher inwendig lag, nach der Entrollung auswärts zu liegen kam, und so umgekehrt. Allein das zweite Stäbchen findet sich nicht an den herculanischen Rollen. Wenn aber die Alten (*Martial*. III, 2, 9. III, 61, 4. IV, 91, 2. *Stat*. Sylv. IV, 9, 7. 8. Noster purpureus novusque charta et binis decoratus umbilicis etc.) die Mehrzahl brauchen, so scheint dies nur den doppelten Umbilicus, welchen das eine innere Stäbchen an seinen beiden Enden bildete, anzudeuten. Winckelmann 2. Bd. S. 231. „Die Länge dieses Rohres ist der Länge der Handschrift gleich, und ragte nicht über dieselbe hervor. In die Höhlung ward ein Stöckchen angebracht, welches diente, die Handschriften auf- und abzuwickeln, ohne daß man die Papyrusrollen zu berühren brauchte rc." Vergl. S. 241 fg. 42) Hierüber belehrt uns schon *Herodot*. II, 36. Vergl. Descript. de

Lage des Papyrus (cf. *Plin.* l. c.), des vorhandenen Gummi und der angebrachten Malerei. Bei der Berührung findet man sie trocken und spröde; sie riecht stark nach Balsam. Ihre Tinte ist ein mehr oder weniger dunkeles oder beschmutztes Gelb. Das Aufrollen beim Herausziehen aus der Mumie würde unmöglich sein. Denn bei der geringsten Bewegung, die man macht, um sie zu öffnen, bemerkt man, daß sie knackt, und sieht, wie sich die Fäden losmachen. Dies ist ohne Zweifel nicht der ursprüngliche Zustand dieser Manuscripte. Denn der Schreiber bedurfte zum Gebrauche ein biegsameres Papier." Im Folgenden sucht Jomard die Ursachen von dieser gegenwärtigen Beschaffenheit zu entwickeln. Dennoch findet er diese ägyptischen Rollen bei weitem besser als die herculanischen und alle andern erhalten (p. 120). Über die Randbeschädigung siehe unten.

Diejenigen Papyrusrollen, welche in dem angeführten französischen Prachtwerke in ihrer eigenthümlichen Gestalt ausgezeichnet schön wieder gegeben sind, haben sämmtlich ihre Schrift in einzelnen Columnen. 2) Findet sich in Betreff der jene begleitenden hieroglyphischen Zeichnungen eine Hauptscene vor, welche überall dieselbe ist. 3) Sind die Anfänge gewisser Absätze roth, während der übrige Context mit schwarzer Tinte geschrieben ist. 4) Sind die Charaktere oder Schriftzüge von zweierlei Art, die hieroglyphischen und die alphabetischen Zeichen (Descr. l. c. p. 121). Die erstern sind zwar auf allen Schriftrollen zu sehen, wenigstens in dem großen Hauptgemälde (dieses bildet nämlich hier auf allen Rollen den Anfang oder die erste oberste Reihe), aber doch größtentheils in geringerer Zahl. Die alphabetischen Schriftzeichen dagegen bedecken glücklicherweise fast die ganze Fläche des Papyrus, mit Ausnahme der Rollen, welche ganz in Hieroglyphenschrift bestehen[43]). Wenn die Hieroglyphenmanuscripte ohne Unterbrechung fortlaufende Bilderreihen enthalten, so sind dagegen die alphabetischen Schriftrollen in rechtwinklige Columnen abgetheilt, deren eine von der andern durch einen leeren Raum von der Breite eines Centimeters mehr oder weniger getrennt ist. Diese Columnen zeigen bedeutende Verschiedenheit in Betreff ihrer weiten oder gedrängten, starken oder schwachen, sehr schwarzen oder bleichen Schrift. Der letztgenannte Fehler ist jedoch selten und kann nur aus einer zufälligen Ursache hergeleitet werden. Denn diese Manuscripte zeichnen sich bisweilen durch Glanz und Dauer der schwarzen Tinte aus, sowie sich auch die übrigen Farben gleichmäßig erhalten haben. Die Hieroglyphenschrift hat größere Stärke und Breite als die alphabetische, und ohne Zweifel hatte die Rohrfeder zu diesem Behufe einen größern Schnitt. Die Verschiedenheiten, welche man unter den Hieroglyphenschriften derselben Scene auf verschiedenen Papyren bemerkt, bezieht Jomard (Descr. T. III. p. 124) auf die Geschichte der einbalsamirten Personen. Die Hieroglyphen stellen gewöhnlich am obern Theile der Rolle eine lange Procession dar, bisweilen auch in der Mitte derselben, worunter ein doppelter Strich oder Linie, welche die Seiten der Schrift trennt (l. c. p. 125). Der Hieroglyphenzeichner band sich jedoch nicht immer an eine und dieselbe Proportion, sondern wo der Raum durch Cursivschrift occupirt wurde, wählte er kleinere Formen, wie z. B. pl. 64. A. vol. II. eine Hieroglyphenzeichnung um die Hälfte kürzer oder niedriger ist, als ihr Seitenstück, für welches mehr Raum war (l. c. p. 126). Die Schrift wird bisweilen von andern Zeichnungen als die große Hauptscene unterbrochen. Diese Zeichnungen sind wie jene eingefaßt und ebenfalls mit Hieroglyphen statt laufender Schrift umgeben (s. d. Abbild. vol. II, 60 sq.). Die Rollen der französischen Description sind größtentheils am obern Ende (bisweilen auch an beiden, am obern und untern) beschädigt und die Zeichnungen hier mehr oder weniger lückenhaft. Entweder hat man bei der Ablösung der Rollen von den Mumien Gewalt gebraucht, oder der Papyrus ist durch die Hitze des Balsams zu stark afficirt und gleichsam versengt worden. Diese Beschädigung findet man besonders an der obersten Hieroglyphenreihe (vol. II. pl. 60—75). Auch die Cursivschrift hat hier und da bedeutende Lücken, obgleich die Rollen im Ganzen als wohlerhaltene zu betrachten sind. Jene Risse und Lücken zeigen sich mehr nach der linken Seite oder nach dem Mittelpunkte hin, als nach der äußern Seite, wo der Durchmesser der zusammengewickelten Rolle am größten war, was besonders bei dem großen Hieroglyphenmanuscripte bemerkenswerth ist (Descr. T. III. p. 127). Diese Hieroglyphenrolle ist von außerordentlicher Wichtigkeit und hohem Interesse, besonders wegen ihrer bewundernswürdigen Conservation, ihrer Größe, welche die aller übrigen übertrifft, und vorzüglich wegen ihrer Schrift, in welcher keines der gewöhnlichen Schrift- oder Cursivzeichen vorkommt. Sämmtliche hieroglyphischen Charaktere sind hier nicht horizontal, sondern perpendiculär und in Colonnen aufgestellt, einzeln oder je zwei neben einander, da die gemeine ägyptische Schrift bekanntlich in horizontalen Linien fortschreitet. Die Zahl aller dieser schmalen Colonnen beträgt 515, und die Zahl der sämmtlichen Zeichen mehr als 30,000. Der Zusammenhang dieser engen Colonnen ist dem größten Theile nach ganz unversehrt. Die Schrift ist gleichmäßig und vollkommen, und die Tinte noch sehr schwarz. Die allgemeine Farbe ist ein mehr oder weniger röthliches Strohgelb, was man beim Abdruck nicht in allen seinen Nüan-

l'Égypt. T. III. p. 146. 147. Dies zeigt sich auch bei den Papyrusrollen aus der Minutoli'schen Sammlung. J. G. L. Kosegarten, Bemerkungen über den ägyptischen Text eines Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung. S. 5.

43) Jomard (l. c. p. 121) bemerkt, daß nur eine einzige der letzteren Art nach Frankreich gebracht worden sei. Sie ist abgezeichnet in Vol. II. pl. 72—75. ed. II. Auf solche Manuscriptrollen bezieht sich Mart. Capella (II, 35): Volumina alia ex papyro, quae cedro perlita fuerant, videbantur.... erantque (libri) quidam sacra nigredine colorati, quorum literae animantium credebantur effigies. Von Rollen, welche Hieroglyphen und alphabetische Schriftzeichen zugleich enthielten, redet Apulejus (Met. XI. p. 271 sq. ed. Bip.): De opertis adyti profert (sacerdos) quosdam libros, literis ignorabilibus praenotatos: partim figuris cujusmodi animalium, concepti sermonis compendiosa verba suggerentes; partim nodosis, et in modum rotae tortuosis, capreolatimque condensis apicibus, a curiosa profanorum lectione munita.

cen wiedergegeben hat. Dagegen hat man sich bemühet, in treuer Copie die übrigen Farben nachzuahmen, nämlich das Weiß, Roth, Grün, Blau und Gelb [45]). Das Roth und das Weiß ist prachtvoll, aber so groß auch der Glanz des erstern ist, so hat doch die Schönheit des letztern nach Verlauf so vieler Jahrhunderte noch mehr Überraschendes. Das Grün, sowie das Blau hat ein Wenig gelitten. Was das Gelb betrifft, so gibt es hier zwei Arten; das Orangegelb, welches matt, und das grünliche Gelb, welches glänzend ist. — Geht man von den Farben zur Prüfung der Schriftzeichen über, so muß man die Regelmäßigkeit der Formen bewundern, so wie die Geschicklichkeit des ägyptischen Zeichners, trotz der Kleinheit der Zeichen. — Jedes Thier findet man nach seinem eigenthümlichen Umrisse charakterisirt, ohne daß man bei der Betrachtung irren könnte; so der Geier, der Sperber, das Rebhuhn, der Uhu und der Ibis. — Die großen Figuren, welche die obere Procession ausmachen, sind von einer ebenso geschickten Hand gezeichnet. In der großen Darstellung des Seelengerichts auf dieser Hieroglyphenrolle bezeichnet ohne Zweifel die in der Scene heraustretende Person das eigene Bild desjenigen, auf dessen Mumie sich die Rolle befand. Offenbar hat man aus Mangel an Raum des Manuscriptes gegen das zweite Drittel seiner Länge hin mehre Scenen in ein Gemälde zusammengedrängt, welche die Procession zu sehr verlängert haben würden (*Jomard* Descr. III. p. 128—130) [44]).

Zu Anfang der verschiedenen Columnen oder Seiten eines jeden Papyrus erkennt man dieselben Worte, und in der Regel sind diese Anfänge roth geschrieben, wie man auf den neuern Handschriften der Orientalen bemerkt. Sie geben wahrscheinlich gewisse Formeln an, die beständig auf jenen Rollen angewandt wurden. Man findet hier auch mehre unbedeutende Verschiedenheiten, welche jedoch zur Aushilfe beim Studium der Sprache dienen können. Bisweilen trifft man auch die ersten Linien (oder Zeilen) der Columne ganz gleich (Descr. pl. 62. 63. 64. A. vol. II.). Da nun diese Columnen oder Seiten dieselbe Zahl und dieselbe Ausdehnung haben, als die Stellungen der Hauptperson, welche oben darüber stehet, so ist es natürlich anzunehmen, daß jene sich auf jede Scene beziehen und also Gebete oder Bitten enthalten (*Jomard* l. c. p. 144). — Welche Ähnlichkeit nun auch unter den Manuscripten stattfindet, so zeigt doch wiederum jedes einige ihm eigenthümliche Umstände, was der Leser bei einiger Aufmerksamkeit unterscheiden wird. Ein Manuscript z. B. endigt sich in sehr kurzen Zeilen (pl. 66 sq. A. vol. II.). Auf derselben Rolle ist das erste Zeichen dieser kleinen Sätze allen gemeinschaftlich, und es gibt Columnen, wo alle Wörter ohne Ausnahme mit den nämlichen zwei Zeichen anfangen. Man findet auch äußerst kurze Zeilen, welche wahrscheinlich nur einige Worte umfassen. Mehre enthalten sogar nur ein bis zwei Zeichen (pl. 68. A. vol. II.).

Wenn es ein ägyptisches Monument gibt, welches je zur Entzifferung der Hieroglyphen dienen kann, so ist es die bezeichnete große Papyrusrolle, welche man von Theben gebracht hat, und die ganz mit diesen Schriftzügen geschrieben ist. Die 30,000 Zeichen, beinahe ohne Lücke, werden vielleicht alle Bestandtheile der symbolischen Sprache an die Hand geben, während die zahlreichen bildlichen Darstellungen oder Scenen, welche sie begleiten, und deren Commentar sie wahrscheinlich sind, durch gegenseitige Vergleichung lehren werden, welche Bedeutung man den Zeichen, die am häufigsten wiederkehren, zu geben habe. Man möchte wol behaupten, daß diese Rolle fast die ganze Summe der Zeichen in sich fasse (*Jomard* Descr. III. p. 144—146). — Wer sich mit den hieroglyphischen Inschriften vertraut gemacht hat, wird ohne Mühe gewisse Gruppen von Zeichen wahrnehmen, welche immer vereinigt sind und gern dieselbe Stelle einnehmen, z. B. die Schlüsse der Reden (finales ou phrases finales; *Jomard* p. 146). Die große Papyrusrolle unterstützt diese Beobachtung. Die Absätze schließen oft in der Mitte der Columne; folglich ist's nicht schwer, die Schlußwörter zu entdecken. Wenn man diejenigen, welche am häufigsten wiederkehren, isolirt hinstellt, so erkennt man sie für dieselben, welche sich an den Enden der Columnen auf allen ägyptischen Basreliefs darbieten. — Man bemerkt auch auf den Inschriften Reihen, welche häufig wiederkehren und diesem oder jenem Monument, dieser oder jener Zeichnung eigenthümlich sind. Auf dem großen Papyrus bemerkt man deren mehre, Anfangswörter oder andere, welche allein aus zwei, drei oder vier Zeichen bestehen, aber vor allen eine gewisse Mittelphrase, aus zehn Zeichen zusammengesetzt. Diese letztere ist so oft wiederholt, daß man sie leicht unterscheiden könnte, wenn sie auch nicht mit rother Farbe gezeichnet wäre, was der Schreiber mit Sorgfalt gethan hat. Auf einem einzigen Blatte von dieser großen Rolle (diese ist nämlich in der Descr. vol. II. A. in mehren Abtheilungen [pl. 72—75] abgedruckt) findet man sie mehr als 30 Mal (vol. II. pl. 75. *Jomard* Tom. III. p. 146. 147). Über die Zusammensetzung dieser Phrase und über die Ordnung der Zeichen, aus welchen sie besteht, ist kein Zweifel. Diese Bemerkung führt zu der nothwendigen Folgerung, daß auch die Hieroglyphen von der Rechten zur Linken geschrieben wurden. Auch findet man in der That diese so oft wiederkehrende Redensart an einem Orte in zwei Hälften getheilt, von denen die erstere aus drei Zeichen zusammengesetzt am Ende einer Colonne, die andere Hälfte aber im Anfange der zur Linken folgenden Colonne steht (pl. 75. col. 84. 85. A. vol. II). Ein so klarer Beweis macht jeden andern (woran es nicht fehlt: *Herodot.* II, 36., von der Schreibart der Ägyptier überhaupt, cf.

---

44) Die Zeichnung dieser Rolle in der zweiten Ausgabe der Description von Panckucke hat keine Farben, ebenso wenig als die übrigen Manuscripte (pl. 60—75. Vol. II. und pl. 44—51. Vol. V.). Vermuthlich hat man neben den gewöhnlichen auch colorirte Exemplare. 45) In Betreff der Farben wird hier (p. 131) noch bemerkt: Que les planches peuvent en donner une juste idée, ayant été coloriées avec une imitation scrupuleuse (Voyez les pl. 72—75. Vol. II. etc.). Allein, wie schon bemerkt, die gewöhnlichen Exemplare der zweiten Ausgabe haben keine colorirten Zeichnungen. Im folgendem T. III. p. 135—143 wird über die verschiedenen Schreibarten der Ägypter gehandelt.

la Descript. d'Edfou chap. V., du Descr. p. 313) überflüssig [45]).

Außerdem haben wir noch die schätzbaren Sammlungen von Papyrusrollen zu erwähnen, welche sich gegenwärtig in verschiedenen öffentlichen Museen und Privatbibliotheken finden. Drovetti zu Kairo zählte in seiner trefflichen Sammlung schon im J. 1820 mehr als 170, und Salt in der seinigen gegen 100. Im Besitze des Generals von Minutoli waren damals gegen 50. Der letztgenannte übersandte auch der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin das Facsimile einer Papyrusrolle, welche der schwedische Consul zu Alexandria, Johann D'Anastasi, in seinem Cabinete zwischen zwei Gläsern entrollt aufbewahrte. Diese Abschrift wurde 1821 von August Böckh herausgegeben: „Erklärung einer ägyptischen Urkunde auf Papyrus in griechischer Cursivschrift vom Jahre 104 vor der christlichen Zeitrechnung u. s. w., mit einer Tafel in Steindruck" in 4. Der Herausgeber bemerkt S. 2: „Die Schrift ist ungeachtet ihres Alters von 1925 Jahren wohl erhalten; denn der Papyrus ist außerordentlich dauerhaft [46]), und die Trockenheit des Grabes, in welchem die Schrift lag, verbunden mit dem Balsamischen der Mumie, der die Rolle ohne Zweifel beigelegt war, mochte die Erhaltung begünstigen; auch soll der Papyrus angezündet einen aromatischen Rauch geben, sodaß in ihm selbst etwas Balsamisches zu sein scheint (cf. Schow. Charta papyracea Graece scripta Musei Borgiani Velitris, qua series incolarum Ptolemaidis Arsinoiticae in aggeribus et fossis operantium exhibetur (Rom. 1788. 4.)). — In Betreff der Cursivschrift folgert Böckh aus jenem Papyrus (S. 3), daß dieselbe schon Jahrhunderte vorher geübt worden, und daß die griechische Sprache schon damals in ganz Ägypten, selbst in Oberägypten, die amtliche selbst in Privatsachen gewesen sei. Es ist eine Urkunde über den Verkauf eines Grundstückes, ein Kaufbrief des Nechutes. — Aus der Minutoli'schen Sammlung gab auch Phil. Buttmann einen Abdruck mit Erklärung heraus: „Erklärung der griechischen Beischrift auf einem ägyptischen Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung, mit einer Kupfertafel (Berlin 1824. 4. Mr. 38)." S. 2 u. 3 bemerkt er über das Äußere dieser Rolle: „Sie war unentwickelt, etwa zwei Zoll dick und etwas über einen Fuß lang, was also zugleich die Breite oder Höhe des aufgespannten fünf Fuß langen Papyrus ist. Der obere Theil enthält die ägyptische Schrift in fünf Zeilen, wovon die vier ersten die ganze Länge des Papyrus, ohne abzubrechen, einnehmen, sodaß jede dieser vier Zeilen beinahe fünf Fuß lang ist. Die fünfte, wie auch beide etwas nach dem ersten Drittheil der Länge ab. Alle gehen, wie bekannt, von der Rechten zur Linken u. s. w. [48])." — Bald darauf erschienen auch die „Bemerkungen über den ägyptischen Text eines Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung von J. G. L. Kosegarten (Greifswald 1824. 4.). Auch hier wird S. 3 die Größe und Form derselben Rolle, von welcher Buttmann nur den griechischen Text lieferte, beschrieben. Dieses Manuscript ist ein Kaufbrief und Zollacte, welche den Oros anweiset, auf den 9. Choiak des 36. Jahres eines Ptolemäers von gekauften Gegenständen einen Zoll an den Staat zu entrichten (Kosegarten, S. 4). Der Herausgeber hat hier eine Übersetzung des ägyptischen Textes versucht. Über einen mit diesem übereinstimmenden pariser Papyrus handelt *Saint-Martin* im Journal des Savans p. 560 (1822). — Kosegarten theilt (S. 18—21) noch drei andere Zollacten aus einer zweiten Papyrusrolle von Grey (in *Young*, Account of some recent discoveries) mit [49]).

Außerdem finden sich gegenwärtig hier und da, wenn auch kleinere, doch bemerkenswerthe Sammlungen. So erhielt z. B. der jüngere Champollion auf seiner Reise nach Ägypten schon zu Toulon von dem Herrn Salliet ein Packet ägyptischer Papyrusrollen, welche nicht in Grabstätten gefunden worden waren. Es enthielt folgende Manuscripte: 1) eine lange Schriftrolle in sehr schlechtem Zustande, worin ihm astrologische Beobachtungen zu stehen schienen, Alles in schöner hieratischer Schrift; 2) zwei Rollen mit einer Art Oden oder Litaneien zum Preise eines Pharao; 3) eine Rolle, wo die ersten Seiten fehlen, welche Lobeserhebungen und die Heldenthaten des Ramses (Sesostris) enthält und im biblischen Style, d. h. in Form einer Ode, welche als Gespräch zwischen den Göttern und dem Könige erscheint, abgefaßt ist (Champollion, Briefe aus Ägypten und Nubien [aus d. Franz. v. Gutschmid, 1835]), S. 14. — S. 15 bemerkt derselbe noch: „Dieser Fund ist unschätzbar; auch hat dieses hieratische Manuscript sein Datum auf der letzten Seite. Es wurde (sagt der Text) im Monat Paoni, im neunten Jahre der Regierung Ramses des Großen geschrieben." Derselbe berichtet auch (S. 49) über die Abbildung einer Papyrusrolle in einem Hypogäen, und (S. 164) über eine merkwürdige Darstellung in Form eines ungeheuer großen aufgerollten Papyrus gemalt.

Zum Schlusse wollen wir noch das Wichtigste aus der hierher gehörigen Literatur angeben (Anderes möge in der Abhandlung selbst nachgesehen werden): Zu der betrachteten Stelle des Plinius (XIII. 11. 12. 22—25) *Guilandini* (Einige *Guilandini*) I. M. papyrus h. e. commentarius in tria *Caji Plinii Maj.* de papyro capita (Venet. 1572. 4. Ambergae 1613. u. Madrit.

---

46) Vergl. Jomard, de l'Égypt. Tom. III. p. 146. 147. [illegible]

48) Wir finden demnach hier einen Unterschied zwischen dieser Rolle und denen der franz. Description, welche letztere, wie wir gesagt haben, in einzelnen Columnen beschrieben sind, die hieroglyphische ausgenommen, welche mit ihren perpendiculairen, schmalen, kaum einen halben Finger breiten Columnen ein ganzes Gewebe bilden. 49) Von demselben früher noch: de prisc. Aeg. lit. Vim. 1828. Und Dresden hat über d. gr. Beischriften von fünf ägyptischen Papyren gehandelt. Rh. Mus. III, 4. S. 491 fg.

1667). Gegen ihn *Scaliger*, und *Salmasius* ad *Vopisc. Firm.* c. 3. Auch *Hardouin* und *Dalechamp* ad *Plin.* l. c. geben Einiges. *J. Mabillon*, De re diplomat. I, c. 8. p. 33 sq. *B. Montfaucon*, Palaeograph. Graec. I, 2. p. 13 sq. Dann Diss. sur la Plante appell. Papyrus etc. T. IX. Mém. de l'acad. des inscr. p. 302 sq. *Caylus*, Diss. sur le papyrus, Mém. de l'academ. des inscr. T. XXVI. p. 267 sq. *Kirchmayer* Diss. de papyro veterum (Witteb. 1666. 4). *Delisle*, Du papier des plantes im Journ. encycl. le 1787. T. II. p. 3. 541 sq. *Hahn*. I. C. de papyro rutice diss. (Lips. 1731. 4). Unbedeutendes geben *Hugo*, De prima scrib. orig. l. c. und *Funcius*, De cript. vett. 68 sq. — Dann *Bruce*, On the papyrus, Travels, ed. II. vol. VII. p. 117—131; und in neuerer Zeit *Jorio*, Officina de' papiri (Napoli 1825). Andere hierher gehörige minder wichtige Schriften findet man noch angegeben in der Bibliographie Paléographico-diplomatico-Bibliologique générale, ou Répertoire systemat. etc. par *P. Namur*, Tom. I. p. 23 sq. (Liège 1838). Über die Papyrusrollen *Montfaucon*. l. c. Winckelmann's Werke. 2. Bd. (an mehren Orten), besonders *Jomard* in der Descript. de l'Égypt. T. III., dann Belzoni und Champollion der Jüngere (an verschiedenen Orten in ihren Schriften). (*J. H. Krause*.)

PAQUERINA nannte Cassini (Dict. des sc. nat. n. 37. p. 454. 464. 492) eine Pflanzengattung wegen der Ähnlichkeit mit Bellis, indem er den französischen Namen des Tausendschönchens (Bellis perennis *L.*, paquerette) latinisirte. Die Gattung gehört zu der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe Radiaten (Astereae Bellidieae *Cassini*, Asteroideae Astereae *Lessing*, Asteroideae Asterineae Bellideae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der glockenförmige gemeinschaftliche Kelch besteht aus einer Reihe Schuppen (bei Bellis ist er flach und seine Schuppen liegen dachziegelförmig über einander); der Fruchtboden ist konisch, mit kurzen, gefranzten Spreublättchen bedeckt (bei Bellis nackt); die Achenien, ohne Schnabel und Krone, flach zusammengedrückt, mit etwas verdicktem Rande stehen in Grübchen des Fruchtbodens. Die einzige bekannte Art, P. graminea *Cassin*. (l. c. Bellis graminea *Labillardière*. Nov. Holl. sp. II. p. 54. t. 204), wächst in Neuholland am Vorgebirge van Diemen und an der Meerenge d'Entrecasteaux als ein glattes, schlankes, blattreiches, einfaches oder ästiges Kraut, mit abwechselnden, linienförmig-ablangen, an der Basis verschmälerten, ganzrandigen Blättern und einzeln am Ende des Stengels, oder der Zweige stehenden Blüthenköpfen. (*A. Sprengel*.)

PAQUOVERE heißt nach Thevet's Zeugnisse (bei Clusius und *C. Bauhin*. pin. p. 508) eine Art Pisang oder Banane (Musa) in Amerika; Léry schreibt den Namen Pacoaire. Noch jetzt heißt eine kleinere Abart des Pisangs Bacove (bei Mentzel Pacobusu). (*A. Sprengel*.)

PAR (Katharina), sechste Gemahlin Heinrich's VIII., Tochter von Sir Thomas Par, erhielt in ihrer Jugend der damaligen Zeit angemessene gelehrte Erziehung. Es war wohl bekannt, daß sie die Reformation heimlich begünstige, weshalb der Bischof Gardiner und andere damalige Zeloten ihren Sturz zu bewirken suchten; aber sie wußte sich durch ihre Klugheit in ihres königlichen Gemahls Gunst bis auf dessen Tod zu erhalten. Im J. 1544 erfreute sie sich dieses Vertrauens in einem solchen Grade, daß der König sie für seine Abwesenheit zur Regentin bestellte. Sehr bald nach dem Tode des Königs verheirathete sie sich von neuem und mit etwas unanständiger Hast an Lord Seymour; von diesem ihrem zweiten Manne wurde sie sehr übel behandelt, was sie so tief angriff, daß sie ein Jahr nach ihrer Verheirathung im Wochenbette starb. (Nach der Biogr. Britann.) (*H.*)

PARÁ, Präsidentschaft von 50,800 geogr. □M. Oberfläche, welche den größten Theil des nördlichen Brasiliens umfaßt, und in zwei Comarcas, Pará und Rio negro zerfällt, die jedoch in Bezug auf Administration als ungetheilt anzusehen sind. Ehedem umfaßte der Estado do gram Pará noch die Provinzen Piauhy und Maranhaõ. Die gegenwärtigen Grenzen sind nach N. und W. dieselben, welche der Vertrag von S. Ildefonso (1776) festsetzte und die spanisch-portugiesische Grenzcommission (1781—1789) berichtigte, ohne jedoch an allen Orten gewisse alte Streitigkeiten völlig beseitigen zu können. Meistentheils läuft jene Grenzlinie durch wenig bekannte Länder, im N.-W. und S.-W. sogar durch Gegenden, von denen man kühnlich behaupten kann, daß sie noch nie ein Europäer, am wenigsten ein wissenschaftlich gebildeter Mann betrat. Der westlichste Punkt ist die Einmündung des Flusses Javary in den Amazonas mit dem nahegelegenen Grenzforte S. José de Tabatinga (4° 17′ 30″ s. Br., 71° 55′ 30″ w. par. L.). In nordw. Richtung von diesem Orte ist der Wasserfall von Arara coará am Japurá (0° 38′ südl. Br., 75° 18′ westl. L.) interimistisch als Grenzpunkt angenommen worden, allein unbestimmt ist es geblieben, wie sich die Scheidelinie zu beiden Seiten sowol dem Marañon als dem Rio negro anschließen solle [1]). An dem letztern Strome ist das unbedeutende Fort (Prezidio) S. José das Marabitanas der nördlichste Punkt (0° 59′ 22″ nördl. Br.) und am Rio branco das Fort S. Joaquim (3° 1′ 3″ nördl. Br., 63° 4′ westl. par. L.) obwol das kleine Indierdorf S. Rosa (3° 44′ 30″ nördl. Br., 65° 15′ 22″ westl. par. L.) der Serra Baracayna, der eigentlichen Scheidelinie [2]) zwischen Brasilien und dem englischen Guyana noch näher liegt. An der Seeküste bezeichnet das Cabo del Norte gemäß einer Übereinkunft von 1830 die Grenze. Gegen die Provinz Maranhaõ beginnt jene an der Mündung des Turyaçu, begleitet diesen bis zu seinen Quellen, erreicht den Tocantins in südwestlicher Richtung, steigt wieder an dem Araguaya hinauf und streicht dann in einer geraden Linie durch fast unbekannte Länder nördlich vom zehnten Breitengrade aber ihm parallel nach Westen, bis sie auf den peruanischen Grenzfluß Yavary trifft. Die Bodenbildung des gesammten Landes entspricht einem ungeheuern Thale, denn

1) Martius' Reise nach Brasilien ꝛc. III. S. 1260. Anhang S. 22. 2) Der Grenzcommission, welche auch jene Plätze astronomisch bestimmte; vergl. Martius a. a. O. S. 1301.

Pará umfaßt das größte Stromgebiet der bekannten Welt, jenes des Amazonenstromes, „des Sohnes aller Klimaten.“ Innerhalb des oben angegebenen Raumes erhebt sich nirgends der Boden zu wahren Bergen, denn höchstens streben unbedeutende, freilich in solchen Ebenen auffallende Hügel (Serra de Parú) oder steile Ufer (bei S. Paulo de Olivenza) um einige Hunderte von Fußen empor. Nur an den äußersten Grenzen, z. B. gegen Guyana, entstehen durch die Vereinigung niedriger Hügel fortlaufende Ketten, eben hoch genug, um Wasserscheiden zu bilden, die aber in der Zeit der Hochwasser nicht immer die Entstehung von Verbindungen zwischen Flüssen einer sehr verschiedenen Richtung zu verhindern im Stande sind. In keiner Weise sind sie, und ebenso wenig die isolirten Bergkuppen im Nordwesten (Japurá), mit den mächtigen Ketten vergleichbar, welche weiter im Westen vom Hauptstrome und ebenso von allen seinen Confluenten vor ihrem Austritte in die Ebenen durchbrochen werden müssen, aber selbst nur die unbedeutenden Außenwerke der beschneieten Gebirgsfirsten sind, welche in stolzer Folge sich durch Peru und Colombien hinziehen. So umfaßt also Pará den größten, aber auch den wichtigsten Theil des Stromgebietes des Amazonas, denn nur die östlichen Provinzen Peru's und ein kleiner Theil der über die südlichen Wasserscheiden hinausragenden Provinzen Matagrosso und Goyaz werden durch künstliche Grenzen seinem natürlichen Umfange entzogen. Die Absenkung dieses außerordentlich großen, in zwei Haupttheile [3]) zerfallenden Beckens geschieht in der Richtung von Südwesten nach Nordosten [4]). Liegt auch nur der kleinere Theil des Madeirathales innerhalb der Grenzen von Pará, so verdient es doch bei dem Überblicke der Bodenbildung der Erwähnung. Die überaus zahlreichen Seitenflüsse des Amazonas, welcher die eine Hälfte der südamerikanischen Gewässer dem Meere zuführt, unterbrechen die Einförmigkeit des Thallandes nicht, denn sie erscheinen im Verhältnisse zu seiner Ausdehnung nur wie unbedeutende Furchen, und sind nirgends als gegen ihre, weit jenseit der politischen Grenzen gelegenen Quellen mit höhern Bergen umgeben. Die Höhe des Forts von Tabatinga über dem Meere beträgt 634 F. (Spix), jene des nördlichsten Orts am Rio negro, des Forts S. Jozé dürfte um einiges niedriger sein als diejenige des colombischen Grenzforts S. Carlos del Rio negro (762 F. nach Humboldt); die Erhebung der Niederlassungen am Rio branco ist zwar nicht gemessen worden, wird aber wahrscheinlich hinter den eben aufgeführten zurückbleiben. Wie hoch das Land im Süden ansteige, ist unbekannt, da die Grenze nicht den Fuß der eigentlichen Wasserscheide erreicht, indessen muß auch hier die Erhöhung nur sehr gering sein, da aus mehren Dingen hervorzugehen scheint, daß die südwestlichen Confluenten des Hauptstromes aus weitverbreiteten, periodisch völlig überschwemmten Niederungen entstehen (vgl. Juruá). — **Die geognostischen Verhältnisse** sind ungewöhnlich einfach. Sandstein in zwei Abänderungen durchzieht nicht nur das ganze Land, sondern erstreckt sich noch weit über die Grenzen hinaus, denn nur erst da, wo die Seitenflüsse des Marañon aus den höhern Anden Peru's in die noch ziemlich bergigen Thäler hervortreten, in denen sie geraume Zeit einer nördlichen Richtung folgen, begegnet man dem Glimmerschiefer (z. B. am obern Huallaga, am Apo Paro u. s. w.). Als eisenschüssige Bresche kommt jener Sandstein in großen Massen schon an der Meeresküste der Provinz vor (Bragança, Colares), wird bei Pará in dem einzigen Steinbruche des Landes regelmäßig bearbeitet, bildet steile Ufer bei Gurupá, erhebt sich in der Form von langgestreckten und abgeplatteten Hügeln bei Parú, als steiler Absturz oberhalb Santarem am Tapajoz, und dem Flecken Serpa am Amazonas, und verschwindet zuletzt immer mehr im Westen des Rio negro. Als sehr mürber, grobkörniger, mehr oder minder bunter Quadersandstein tritt jene Formation am Solimões auf, namentlich um Ega, am Japurá, wo auch die erstere Abart, ein unmittelbar auf dem Granit ruhendes Conglomerat, vorkommt [5]), bei Fonteboa; besonders hart und feinkörnig wird aber der Sandstein nur an sehr wenig Orten gefunden, z. B. zwischen S. Paulo und Tabatinga, obwol grade diese Form im nahegelegenen Maynas vorwaltet. Thon und Mergelarten, theilweise in gewaltigen Bänken, oft von den buntesten Farben, wechseln bald mit diesen Sandsteingebilden ab, bald treten sie als isolirte Abstürze der Ufer der Ströme auf. Bergbau kann unter solchen Umständen in Pará nirgends viel versprechend gedacht werden, und ist auch nie betrieben worden, denn das Gold, was man am Turyaçu (an den Grenzen der Provinz Maranhaõ) in Quarz eingesprengt gefunden, hat zwar 1818 zu Ausbeutungsversuchen Veranlassung gegeben, allein bald nahmen diese durch die Unsicherheit des Vorkommens ein Ende. Salz, welches in Maynas in den unglaublichsten Mengen zu Tage ausgeht, ist in der Provinz Pará weder als gediegene Lagerung noch als salinischer Anflug (wie in Paraguay) jemals bemerkt worden, möchte aber vielleicht in der Zukunft in den Grasebenen im Westen und Norden von Macapá, wenn auch in geringerer Menge, entdeckt werden. — **Das System der Gewässer** tritt in einer Großartigkeit auf, von welcher die übrige Welt kein Beispiel bietet. Der Amazonenstrom, als der allgemeine Recipient der zahlreichen von Norden und Süden herbeieilenden Flüsse, durchschneidet die Provinz in einer 600 Seem. (20 = 1°) langen Linie von Westen nach Osten. Seine Größe rechtfertigt die Annahme, die ihn nicht als einen einfachen Strom, sondern als ein ganzes Stromsystem ansieht, dessen allgemeine Richtung die oben angegebene wäre. Entsprungen in dem Andensee Lauricocha (10° 30′ südl. Br., 78° 30′ w. par. L.) erreicht er, obschon groß, doch um ein bedeutendes durch die Vereinigung mit dem Ucayale vergrößert, unter dem Namen Marañon die brasilische Grenze bei Tabatinga. Schon hier beträgt seine Breite, wenn sie auch wegen zahlreicher Inseln selten ganz übersehen werden mag,

3) Humboldt, Reise. V. S. 515 fg. 4) Martius a. a. O. S. 1346.

5) Martius a. a. O. S. 1289. 1368.

gegen eine Stunde, im Hauptkanale 8—900 Toisen (Condamine). Gegenüber Fonteboa wird die Trennung in viele beträchtliche Arme so groß, daß die Eingebornen das nördliche Festland zwei portugiesische Legoas entfernt angeben. Vereinen sich auch oberhalb und unterhalb dieser Gegend manche bedeutende Flüsse (s. d. Art. **Javary, Jutay, Juruá, Japurá, Teffé**) mit dem Strome, so engt er sich doch wieder unterhalb Ega auf die Breite einer Stunde ein, bildet selten mehr als drei parallele Arme, deren größter bald nur 600, bald aber wieder bis 1200 Klaftern mißt. Nach der Vereinigung mit dem Rio negro und besonders dem Madeira, gleicht der grade dahinziehende Strom einem Landsee, der nur noch einmal (bei Obydos) in ein ungetrenntes 869 Kl. breites Bett zusammengedrängt, sich weiterhin immer mehr ausdehnt, in der Gegend von Gurupá über 7 Stunden mißt und durch Stürme in einen meeresgleichen Aufruhr versetzt werden kann. In diesem König aller Ströme verlieren sich innerhalb der Grenzen von Pará folgende Flüsse der ersten und zweiten Größe: Madeira, Rio negro, Tapajoz, Xingu; der dritten Größe: Japurá, Purus, Iça (Putumayo), Jutaý, Juruá; der vierten Größe: Coary, Teffé, Javarý, und zahllose kleinere, von denen meistens nichts mehr als die Mündung bekannt ist. Eigenthümlich gesellt sich zu diesem ungeheuern Netzwerke der sogenannte Rio Pará, der wol mit Unrecht für einen Ausfluß des Amazonenstromes gilt, und einen Süßwasserarchipel der Mündung des mächtigen Tocantins und einer großen Zahl kleinerer Gewässer darstellt. Neben diesen beweglichen, das Land in drei Hauptrichtungen durchkreuzenden Fluthen ergibt sich ein noch weit größerer Reichthum an Wasser in den zahllosen Seen, die bald im Innern ohne bekannte und großartige Verbindung, häufig aber von bedeutender Größe und zu keiner Jahreszeit austrocknend vorkommen, bald entlang den großen Strömen weite unter einander verbundene Becken ausmachen, bald auch wieder als Erzeugnisse der periodischen Überschwemmungen auftreten. Manche von ihnen sind in der Regenzeit einer regelmäßigen Bewegung unterworfen und gleichen dann ungeheuren, wenn auch sehr trägen Flüssen (See von Ega, von Paricatuba); andere stehen fortwährend still oder entleeren sich nur durch schmale Arme. Noch erhöht den Wasserreichthum die Menge der Quellen, die zwar selten zu allen Jahreszeiten ausdauern, allein auch bei dem niedrigsten Stande der Gewässer fast überall aufzufinden sind, sobald man nur wenige Fuße in den wie ein Schwamm durchdrungenen Boden hinabgräbt. Sümpfe sind daher ebenso häufig als von großer Ausdehnung, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß große, jetzt noch unbekannte Landstriche sogar ganz aus morastigen Niederungen bestehen mögen. Sonderbar ist die Abwechselung der sogenannten schwarzen und weißen Gewässer, die bald den Fluthen des Amazonas gleichgefärbt erscheinen, bald eine kaffeebraune, vielleicht auf Vermischung mit einem vegetabilischen Extractivstoffe hindeutende Farbe besitzen, und in Hinsicht der Producte und Gesundheit ihrer Ufergegenden einen sehr verschiedenen Charakter tragen. Jene Menge von Strömen zerschneidet aber nicht allein die Provinz in einfachen Richtungen, sondern Netze und die wunderbarsten Verkettungen werden gebildet durch Seitenkanäle einer vergänglichen oder einer feststehenden Art. Ebenso wie schon in Maynas, so ergießen sich auch in Pará die Confluenten selten ungetrennt in den Hauptstrom; Theilungen in mehre Arme sind so gewöhnlich, geschehen aber häufig so hoch oben und führen ihre Gewässer in so entgegengesetzten Richtungen, daß nur erst in der neuesten Zeit manche Irrthümer aufgehellt wurden, und manche Mündung um die Ehre kam, einen selbständigen Strom darzustellen, während freilich wol in andern Fällen die angebliche Zerspaltung großer Flüsse sich als unwahr ausgewiesen hat. Indessen beweist diese Thatsache nur, daß der Forschung dort ein unendliches Feld offenstehe, und daß der Maßstab von ähnlichen Erscheinungen Europa's entnommen auf jenen Welttheil nicht anwendbar sei. Nicht zu verwechseln mit diesen Gabeltheilungen der Mündungen sind die Verbindungen im Innern. Wenn auch von diesen bis jetzt nur eine im Verhältnisse geringe Zahl wirklich nachgewiesen worden, so ist doch keineswegs zu bezweifeln, daß noch manche zu entdecken sein dürften, die bald als natürliche Kanäle erscheinen, bald in kleinen sich so genäherten Flüssen bestehen, daß die Trageplätze oder Landfahrten (Portages) zwischen ihnen mit Leichtigkeit zurückgelegt werden können. Auf solche Weise sind der Javarý und Ucayale durch den Abuçan, der Purus und Madeira durch den Carapaná verbunden; in der Regenzeit entstehen Vereinigungen zwischen dem Rio negro und Japura; ein weitläufiges Labyrinth von breiten Kanälen trennt sich oberhalb der Mündung dieses Flusses ab, und verbindet sich durch viele über einen Raum von fünf Längegraden verstreute Mündungen mit dem Hauptstrome, indem sie das sonderbare Phänomen einer nach den Jahreszeiten sich abwechselnd entgegengesetzten Strömung bieten. Bekannt ist der Kanal Cassiquiare zwischen dem Orenoko und Rio negro. Zwischen den obern Confluenten des Rio branco und des Carony, des Essequebo und Trombetas liegen schmale Trageplätze; eine sehr allgemeine Sage läßt alle Flüsse vom Purus nach Westen in ihren höhern Regionen durch natürliche Kanäle sich vereinen, und zahllos sind die theilweis langen, aber nur schwach abfließenden Arme, welche die vielen Seen in den niedrigen Ufergegenden verbinden und nicht selten ausgedehnte Archipel umfassen. Diese großen Ansammlungen von stehenden Wassern und von strömenden Flüssen sind sehr großen Veränderungen des Steigens und Fallens unterworfen, denn namentlich in dem westlichern Theile der Provinz Rio negro schwillt im April der Solimões, ebenso wie der Marañon in Maynas, um 50 Fuß über den niedrigsten Stand des Octobers. In den Seitenflüssen ist das Steigen zwar ebenfalls periodisch, allein es fällt nicht mit dem des Hauptstromes, oft nicht einmal mit jenem der nächsten Nachbarn zusammen. Unübersehlich sind die Überfluthungen aller den Flußbetten genäherten Gegenden; entlang der Ufer ist in tagereisenweiten Entfernungen oft kein trockener Platz, wäre es auch nur um ein Feuer anzuzünden, zu entdecken, und wo nach dem Innern zu, der Boden sich nicht schwellenartig er-

hebt, dehnt sich die Überschwemmung durch die Wälder aus, und das Land gewinnt das Ansehen eines Sees, aus welchem der obere Theil der Bäume hervorragt, während das Festland wie in Inseln zerrissen erscheint. Ebenso wie diese großartige Naturerscheinung durch Absetzung von Uferschlamm den Boden befruchtet, ebenso wird sie aber auch in vielen Gegenden stets der Ansiedelung fleißiger Menschen entgegen sein, und namentlich werden weite Striche im letzten Theile des Stromgebietes des Amazonas (von Santarem abwärts), am Solimoës (zwischen Coary und Rio negro), auf der Insel Marajo, an dem Madeira u. s. w. sich nie einer feststehenden Bevölkerung zu erfreuen haben. Im mindern Grade gilt dieses von den kleinern Strömen der Provinz; obwol auch sie ihre Ufer überschwemmen, so sind doch die natürlichen, sie aufnehmenden Furchen des Bodens von höherem Lande eingeschlossen. Das letztere bleibt dann wasserfrei, und darum sind, zumal im östlichen Theile (der eigentlichen Provinz Pará) auch die meisten Ortschaften nicht sowol am Amazonas als an seinen Confluenten gelegen. Auch die Striche gegen die Seeküste entkommen den Überfluthungen nicht; die kleinen Inseln gegen die eigentliche Hauptmündung des Riesenstroms verschwinden ebenso gut unter dem Wasser als das von ihm unabhängige Innere östlich von der Hauptstadt, wo der Guamá, Gurupy und zahllose kleinere Flüsse die Savannen und Wälder in Seen verwandeln. — **Das Klima** der Provinz stellt den tropischen Charakter in seiner größten Reinheit dar. Gleichmäßiger Wechsel in den Spannungen und dem Nachlassen der meteorologischen Erscheinungen, der unmerkliche Übergang der einen Jahreszeit in die andere, die zwischen denselben herrschende Ähnlichkeit, der Glanz des Himmels in der einen, und die Wohlthätigkeit der befruchtenden, schnell vorübergehenden Regen in der andern Periode, endlich die sehr geringe Verschiedenheit in den Verhältnissen der atmosphärischen Temperatur während des Jahreslaufes; — diese sind die hervorstechendsten Züge im Bilde eines echten Äquatorialklima's. Die geringe Erhebung des Innern und die Entfernung der höhern Berge der Nachbarländer veranlassen, daß in allen Gegenden der Provinz, und nicht allein in der Nähe der Seeküste, das Klima dem beschriebenen gleicht; denn mögen sich auch dem beobachtenden Physiker in den entgegengesetzten Punkten Verschiedenheiten ergeben, so sind doch diese so klein, daß sie dem körperlichen Gefühle entgehen, auf das Treiben und die häusliche Einrichtung der Bewohner durchaus keinen Einfluß ausüben. Der schroffe Gegensatz der europäischen Jahreszeiten fällt dort weg; und selbst die Trennung in zwei Perioden, welche in minder begünstigten tropischen Länder der Sprachgebrauch als trockene und Regenzeit bezeichnet, möchte am Amazonas und seinem Flußgebiete, soweit es innerhalb Brasiliens Grenzen liegt, schwerlich mit Schärfe durchzuführen sein. Kein Monat ist der befruchtenden Regen ganz beraubt, aber ebenso wenig gibt es eine Zeit, wo die Wolken tagelang ihre Fluthen herabgößen. Der ganze Unterschied der Jahreszeiten besteht in dem, zu gewissen Perioden etwas vermehrten, Mengenverhältnisse des fallenden Regens, in einer geringfügigen Abänderung der mittlern Wärme und dem Vorherrschen der einen oder der andern Luftströmung. Gegen den Monat November treten Ungewitter täglich und zwar in den Nachmittagsstunden auf; unter heftigem Donner, dem nicht selten gewaltige Windstöße vorausgehen, ergießt sich der Regen stromweise, doch folgt auf eine solche Naturscene stets ein heiterer Abend, eine sternhelle Nacht. Im Februar und März erscheinen sowol im Innern als an den Küsten ausgebreitete Nebel als Anzeichen der äußersten Höhe der Regenzeit. Selten jedoch vermögen diese sich mehr als einige Stunden zu erhalten; sie weichen bald dem Sonnenstrahle, bald rauschen sie als Ergießung schnellgebildeter Wolken herab. Im April vermindert sich die Zahl der Gewitter, im Mai und Juni fallen nur leichte Landregen, an einzelnen Tagen, doch ohne Donner herab, und vom Juli zum October unterbricht oft kaum in Zeit einer Woche ein heftiger, aber schnell vorübergehender Strichregen die Heiterkeit des meist wolkenlosen Himmels. Weniger Verschiedenheit bieten noch die Wärmeverhältnisse; das Quecksilber bewegt sich im Thermometer in geringen Entfernungen auf und ab [6]), plötzliche Sprünge sind selten und kommen höchstens nach Gewittern vor. Die Menge des jährlich fallenden Regens wird auf 80″ geschätzt. Die vorherrschenden Winde weichen in der sogenannten trockenen Jahreszeit (Juni bis Ende Octobers) wenig von der östlichen Richtung ab, und treten nach Art der Passate kurz nach Sonnenaufgang ein. Sie erlangen gegen 10 Uhr Morgens gemeiniglich eine sehr große, aber sich gleichbleibende Stärke, vermindern sich um Mittag und wehen des Nachmittags und während eines Theiles der Nacht mit hinlänglicher Kraft, um die Reisen größerer Fahrzeuge auf dem Hauptstrome des Landes sehr zu befördern. Noch weit jenseit der westlichen Grenze bemerkbar, kühlen sie das ganze Stromgebiet sehr ab, und wechseln in den entgegengesetzten Monaten mit westlichen und südlichen Winden, die zwar von keiner Dauer sind, allein mit der furchtbarsten Gewalt, gewöhnlich in Begleitung von Regen und Gewitter, daherstürmen. Die atmosphärische Feuchtigkeit ist zwar, zumal in den vorzugsweise regnigen Monaten, bedeutend, allein sie erreicht nur in einzelnen Gegenden, namentlich am Madeira und manchen der kleinen Seitenströme, einen dem Bewohner nachtheiligen oder gefährlichen Grad. Meist gehören jene durch Nebel und Feuchtigkeit ungesundern Landstriche den östlichen Gegenden der Comarca von Pará an, und liegen, wenn auch entfernt vom Meere, doch mittels zahlreicher Flüsse und Sümpfe im Bereiche der Ebbe und Fluth. In der Comarca des Rio negro ist das Uferland des Iça, des untern Japura und Jutahy durch ungewöhnliche Luftfeuchtigkeit unter den Brasiliern berüchtigt. Die sehr niedrige Lage, die dichte Bedeckung mit undurchdringlichen Wäldern und ein vielfach verästeltes System von Seen und Kanälen, die nur selten von den Winden berührt werden

6) Martius (1819, 1820): höchster Stand 38° R., niedrigster 13° R. Pöppig (1831, 1832): höchster Stand in Ega (October), 30° R., niedrigster, auf dem Amazonas bei Montalegre nach einem heftigen Gewitter (März), 16° R.



können, mag jene größere Anhäufung von wässerigen Dünsten erklären. Thau fällt zwar in beträchtlichen Mengen, mehr jedoch in den Küstengegenden und in den trockenen Monaten, als im Innern und der nassen Jahreszeit. Aus diesen Gründen ist die ganze Provinz keineswegs so ungesund als mancher nahe gelegene, aber beschränktere Landstrich, z. B. das englische Guyana, und selbst Wechselfieber sind nur an den Ufern einiger wohlbekannten Flüsse gewöhnlich, während am Amazonas und überhaupt im bei weitem größten Theile der Provinz die Einwohner von solchen Plagen befreit bleiben und die fauligen oder ansteckenden Krankheiten anderer tropischen Klimaten nicht einmal dem Namen nach kennen. — Die Pflanzenwelt tritt überall in einer übereinstimmenden Form, aber als besondere, völlig geschiedene, Flora auf, die über die politischen Grenzen der Provinz hinausreicht und nur an dem äußersten Rande des Beckens, welches den Amazonenstrom und seine Confluenten aufnimmt, einen andern Charakter erhält. Nur die Flora des französischen Guyana scheint mit ihr übereinzustimmen; bedeutend abweichend sind die Floren des mittlern Brasiliens und der niedern Abhänge des östlichen Peru, zu schweigen von dem Pflanzenreiche der Anden auf beiden Seiten des Äquators. Waldvegetation hebt sich in diesem weiten Gebiete besonders hervor; die Gewächse zeigen mehr oder minder große Neigung zur Bildung eines holzigen, hoch aufwachsenden Stammes, streben nach dem unmittelbaren Einflusse des allbelebenden Strahles der Äquatorialsonne und suchen in senkrechter Linie an Ausbreitung zu gewinnen, was ihnen die Gedrängtheit zwischen den Nachbarn in seitlicher Richtung entzieht. So entstehen jene Wälder, die wie eine selten unterbrochene Decke das Land von einem Ende zum andern überziehen, jene gewaltigen Forste, die seit der Urzeit denselben Raum behaupten und wenn auch fortdauernder Zerstörung unterliegen, doch mittels der Jugendkraft jenes Bodens sich ewig erneuern. Sie erstrecken sich aus dem tiefsten Innern bis an die Seeküste und weichen dort allein einem begrenzenden, im Verhältnisse nicht breiten, Streifen der eigenthümlichen, aber vielverbreiteten Vegetation der Wurzelbäume und Strandpflanzen; sie erreichen die unmittelbaren Ufer der großen, netzartig getheilten Ströme und begleiten dieselben, undurchdringlichen, gleich hohen und senkrechten, aber riesigen Hecken vergleichbar, in der gesammten Länge ihres Verlaufes. Nur in wenigen Gegenden, die der Küste genäherter liegen, bilden große natürliche Wiesen, den Savanen Westindiens, den Campos des mittlern Brasiliens ähnlich, Unterbrechungen in der Einförmigkeit der ungemessenen Wälder; so im nordöstlichen und östlichen Theile der Provinz um Monte-Alegre bis Macapá, auf der einen Hälfte der großen Insel Marajó und auf dem westlichen Ufer des Rio Pará in vereinzelten Flächen um Colares, Bragança und Villa nova. In den westlichern Gegenden kennt man diese Vegetation nicht, oder höchstens erscheinen dort waldfreie Stellen, wo Waldbrände geherrscht haben, oder wo der Mensch einst thätig gewesen und eine vergängliche Niederlassung begründete. Nach den obern Gegenden der südwestlichsten Confluenten des Amazonenstromes (Purus bis Javary) verlegt die Sage große und waldfreie Grasebenen, die Weideplätze wild gewordener Heerden von Rindern, jedoch fehlt über dieselben jede zuverlässigere Kunde. Der Sprachgebrauch der Brasilier trennt übrigens jene Urwälder je nach der Art ihres Vorkommens in verschiedene Classen und folgt insofern den durch die Natur selbst genau bezeichneten Charakterverschiedenheiten der Forste. Ybürete benennt man die von den allgemeinen Überfluthungen unberührte Region der Wälder, welche die wenigstens 50 Fuß über dem niedrigsten Wasserstande liegenden Bodenschwellungen überzieht; Caaigapó heißt hingegen der Theil des waldigen Festlandes, den alljährlich die Ströme überschwemmen. Oft ist seine Lage so niedrig, daß die Stämme bis 30 Fuß hoch mit den periodischen Fluthen umgeben werden und daß der Kahn des Fischers sich mühsam durch die Kronen der Bäume hindurcharbeitet, wo wenige Monate früher der Jäger sich zwischen dem Wurzelgestrüpp einen Weg bahnte. Diese verschiedenartige Einwirkung der Gewässer drückt der Vegetation beider Haupttheile einen ziemlich scharf getrennten Charakter auf und bedingt einen unglaublichen Reichthum von Formen auf verhältnißmäßig geringem Raume. Zwischen den Stämmen des Hochwaldes sind krautartige Pflanzen selten, und selbst die Büsche werden zu rankenden und steigenden, da im Dunkel des Schattens ihre Blüthen nicht gedeihen können. Die Uferwaldung ist unendlich verwachsen und daher selten angenehm gruppirt; denn wie schön auch der Baumschlag der einzelnen Stämme sein möge, so ist es unmöglich, ihn aus der Verworrenheit der Nachbarn mit dem Auge zu sondern. Die Inseln der Ströme bilden die dritte Classe in dem vegetabilischen Gemälde; außerordentlich zahlreich, großentheils der alljährlichen Zerstörung, aber auch der Vergrößerung unterworfen, ist ihr Pflanzenreichthum eben nicht groß, ihr Ansehen und botanisches Verhalten vom Anfang der unermeßlichen Ebenen im Westen bis in die Nähe der Seeküste und der Vegetation der Wurzelbäume unveränderlich dasselbe [7]). Aus der Menge der Waldbäume erhält der Eingeborne vielfachen Nutzen, und manche der eigenthümlichen Producte des Landes und der Gegenstände seines überseeischen Handels schreiben sich von jener her. Die Fruchtbarkeit jenes Bodens ist so unendlich groß, daß sich die Vegetation dem Menschen feindlich entgegenstellt, und daß die Cultur nur mit Schwierigkeit dort betrieben wird, wo die Natur sich selbst ein Reich in unberührter Schöne vorbehalten zu wollen scheint. — Das Thierreich bleibt durch Reichthum an Arten und wunderbare Mannichfaltigkeit der Formen nicht hinter der Pflanzenwelt zurück. Großartig ist schon der Zug in seinem Gemälde, daß Geschöpfe, die sonst nur Bürger des Oceans sind, sich hier weit im Innern des Landes durch besondere Arten repräsentirt vorfinden. In allen größern Flüssen lebt heerdenweise ein Delphin (D. amazonicus *Mart.*), der sogar bis zu den Vorbergen der Anden hinaufsteigt und, wie es scheint, nur den süßen Gewässern angehört; denn kaum mag er je an der Mündung des

7) Martius liefert die Übersicht der Pflanzenfamilien a. a. O. S. 1275.

Hauptstromes da gefunden worden sein, wo die Fluth das Meerwasser hereindrängt und dem Flusse trotz seiner großen Masse einen schwachsalzigen Geschmack mittheilt. Als Gegenstück macht sich der Lamantin (Manatus americanus *Cuv.*) bemerklich, der einst durch den größten Theil Brasiliens verbreitet, den Verfolgungen so unterlag, daß er gegenwärtig allein noch im Amazonenstrome in Menge angetroffen wird. Bei einer Länge von 15 oder mehr Fuß, einem Umfange von 12 Fuß und einem Gewichte von 70—80 Centnern gibt dieses Thier nicht selten gegen 1000 Pfund Thran und liefert den Bewohnern der Comarca des Rio negro nächst den Schildkröten ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel. Säugethiere einer minder amphibischen Art sind ungemein zahlreich; die Ufer des Hauptstromes in den unbewohntern Gegenden bieten noch immer den Anblick, der einst Alexander von Humboldt's Piloten veranlaßte, die Gestade des Orenoko mit dem Paradiese zu vergleichen, wo Alles friedlich und in Mengen neben einander lebte. Höchst charakteristisch ist die Menge der Arten und die Zahl der Individuen aus der Gattung der Affen; von den großen Brüllaffen (Mycetes) bis zu den spannenlangen Sagoins (Jacchus) gibt es Abstufungen der Größe und der Gestaltung durch eine Reihe von mehr als 30 Arten, zu denen spätere Forscher ohne Zweifel noch manches Neue setzen werden. Die Onze ist überall häufig, wo der Menschen unablässige Verfolgungen sie noch nicht vertrieben oder doch eingeschüchtert haben; der Tapir, die oft zu Hunderten versammelten Bisamschweine, zwei Faulthiere, drei Arten von Ameisenfressern, Gürtelthiere, Rehe, Cavien, Wasserschweine, gesellige Coaty (Nasua) bewohnen bald nur das Dunkel der Wälder, bald nur die undurchdringlichsten Gehäge der Flußufer. Die Vögel halten gleichen Schritt mit den Säugethieren, allein mit größerer Fähigkeit zur Ortsveränderung versehen, sondern sie sich nicht gleich jenen in deutlichere Zonen, denn während gar mancher Affe nur auf die westlichen Gegenden beschränkt ist und weiter hinab von andern Arten seines Stammes repräsentirt wird, bleiben die Vögel ziemlich überall dieselben. Nur die höhern Striche am Rio negro besitzen ausschließlich die Rupicola; einige Papagaien und Seevögel kommen unterhalb der Hauptstadt Pará vor, die man im Innern nicht kennt. Im Allgemeinen weicht die Provinz in Bezug auf ihre Ornithologie weniger von den Ländern des mittlern Brasiliens ab, als in Hinsicht ihrer Pflanzenwelt. Die Papagaien, die Colibris, die Tanagra, die Rhamphasten, der Kamichi, der rothe Ibis, die schöngefärbten Tauben, das Heer der artenreichen unendlich bunten kleinen Vögel aus der Familie der Sperlingsartigen, drücken Pará den äquatorischen Stempel nicht minder auf als die Menge der Palmen, die reich an verschiedener Gestaltung die Forste erfüllen. Von Amphibien, theilweise der gefährlichsten Arten (Bothrops, Lachesis, Crotalus), werden einzelne Striche heimgesucht; Eidechsen und Batrachier sind zwar viele aus jener Gegend beschrieben worden, aber noch bleibt der größere Theil der künftigen Forschung überlassen. Von den in unglaublichen Scharen die langsamern Flüsse und Seen bewohnenden Krokodilen ist eine Art der Provinz fast als eigenthümlich anzusehen, denn selten erscheint sie jenseit der westlichen Grenzen oder in den Nachbarländern, obwol auch diese ziemlich dasselbe Klima genießen. Die Schildkröte (Emys amazonica *Spix.*) macht in der Comarca des Rio negro die hauptsächliche Nahrung der Bewohner während der einen Hälfte des Jahres aus; gegen 200,000 dieser Thiere werden alljährlich dort consumirt. Sie liefern durch das Öl ihrer Eier den wichtigsten Handelszweig jenes wenig betriebsamen Landstrichs, und Gleiches gilt von den Fischen, die nirgends im tropischen Südamerika von solcher Schmackhaftigkeit sind als im Amazonas und seinen Seitenströmen. Steigen ihre Züge zur Zeit des Laichens die Hauptflüsse hinauf, so bahnt ein kleinerer Kahn wol nur mit Schwierigkeit sich den Weg durch ihre dichtgedrängten Massen. Aber auch in diesem Reiche spricht der Formenreichthum des tropischen Landes sich aus in manchem gar absonderlich gebildeten Wesen, und neben den nützlichen Arten, die sogar als Gegenstände eines überseeischen Handels volle Aufmerksamkeit verdienen, stehen andere, die durch verrätherische Angriffe auf den Menschen (Raja), die zum Theil der sonderbarsten Art sind (z. B. Cetopsis), gerechte Furcht einzuflößen vermögen. Doch bleibt diese Classe des Thierreichs in Bezug auf die Eingeborenen die wichtigste, denn im Innern des Landes sind diese fast ganz auf Nahrung aus den Flüssen beschränkt, indem die Art des Bodens sich der Viehzucht entgegensetzt und seine Bebauung nur nachlässig betrieben wird. Mehr noch als in den höhern Thierklassen weist sich in den niedern die Verschiedenheit Pará's von den Nachbarländern aus. Die Insekten, obgleich außerordentlich zahlreich, sind in manchen derjenigen Familien, welche den bergigen Süden und Westen vorzüglich bewohnen, nur in geringerm Maße repräsentirt. Dafür aber werden prachtvolle Käfer um so gewöhnlicher; meistens den Gattungen angehörend, die ihre Ökonomie im Innern alternder Stämme treiben oder von Pflanzen leben, unterstützen sie das Streben jener kräftigen Natur nach Vernichtung als dem Bedingniß einer neuen und raschen Wiedererzeugung. Bis zu welchem Grade aber auch die Thätigkeit und die Menge mancher Insekten dem Menschen feindlich werden könne, das beweisen wol vor allen am ersten die Ameisen, vor deren Verheerungen und Ausdauer keine Vorsicht zu schützen vermag, und die blutsaugenden Zweiflügler, die manche Gegend dem civilisirten Menschen unbewohnbar machen. Mikroskopische Geschöpfe aus der Familie der Milben (Trombidium) quälen nicht wenig in allen offnern Gegenden den großentheils wenig bekleideten Bewohner, und mancherlei Zecken (Ixodes) ersetzen ihre Stelle in den dunklern Wäldern. — Viele sind die Producte Pará's, denn mit nicht geringer Freigebigkeit hat die Natur dort gesorgt; wol mag behauptet werden, daß Alles, was der Mensch, auch bei höchster Civilisation, bedürfe, um glücklich zu leben, Erzeugniß jenes Bodens sei oder doch leicht es werden möge, aber der Fruchtbarkeit und dem natürlichen Reichthume entspricht nicht der menschliche Fleiß. Gering im Verhältnisse zur Größe des Landes und der Bevölkerung ist die Zahl der für den ausländischen Handel gesammelten Gegenstände, ärmlich und in der Mitte

des gebotenen Überflusses oft großen Mangel leidend, lebt dort der Mensch. Wenn auch mancher in den kältern Gegenden der Welt gewinnbringende Zweig der Industrie in den Eigenthümlichkeiten des tropischen Klima's und Bodens kräftigen Hindernissen begegnet, so gilt dasselbe nicht von vielen andern, nicht minder vernachlässigten. Zu den erstern rechnen wir die Viehzucht, die nie in den dicken, oft überschwemmten Urwäldern, wo wenige nährende Grasarten gedeihen, wo Raubthiere und Schlangen und blutsaugende Insekten in Menge vorhanden sind, im größern Maßstabe zu treiben sein kann. Alle dergleichen Versuche sind bisher mislungen. Nur in den grasreichen und offenen Savanen unfern der Meeresküste ist sie an ihrem Platze, und von ihrem Gedeihen zeugt das Beispiel der Insel Marajó, des großen Delta an der Mündung des Hauptstromes, wo man auf Kosten jeder andern Cultur allein Viehzucht betreibt. Niederlassungen mit einem Bestande von mehren tausend Kühen und Pferden sind da keine Seltenheiten, und dasselbe, wenn auch im verringerten Maße, gilt von den ähnlichen Landstrichen jenseit der Mündungen des Amazonas, von Macapá bis zur nördlichen Grenze und um Monte Alegre. Nur zum Verbrauche der Hauptstadt dient das eben nicht sehr schmackhafte Fleisch, allein die Häute gehen nach Europa, wo ihr Preis sich bedeutend niedriger erhält als des gleichen Erzeugnisses der Provinzen Pernambuco und Rio grande. Die Bereitung der Butter oder die sonstige Benutzung der Milch kennt man noch nicht. Die Pferde sind klein und von keinem edeln Ansehen, allein sie besitzen eine unverwüstliche Stärke und sind weniger empfindlich gegen die Einflüsse des tropischen Klima's als die feineren Racen. Im Innern völlig unnützlich, wo nur Wasserwege in der Mitte der Urwälder die amphibische Bevölkerung verbinden, führt man sie vorzüglich nach den westindischen Inseln aus. Die Fischerei mag für den einträglichsten Gegenstand der Thätigkeit einer großen Volksclasse sowol in der Nähe des Meeres als der peruanischen Grenzen angesehen werden. Bedeutende Niederlassungen werden zu diesem Zwecke sowol von der Regierung als Privatleuten unterhalten, und durch dieses Geschäft erlangt fast allein die ärmere Bevölkerung des Westens die Mittel, um fremde Waaren einzutauschen. Besonders wichtig ist der Fang des Piraruçu (Sudis Gigas *Cuv.*), der gesalzen und getrocknet die vorzüglichste Speise der Negersklaven und überhaupt der arbeitenden Bevölkerung der größern Städte abgibt, im Innern sogar in den Jahreszeiten der Überschwemmung die Nahrung aller Bewohner ausmacht, die dann die Aufsuchung frischer Fische nicht betreiben können. An der Mündung des Rio Pará fängt man in den Monaten Juni bis October die Gurajuba, die nicht allein auf gleiche Weise gesalzen verbraucht wird, sondern eine Art von Hausenblase liefert, einen Handelsartikel, der nur seit wenig Jahren erst bekannt und gesucht, 1832 schon solche Wichtigkeit erlangt hatte, daß zehn Schiffstonnen desselben alljährlich nach Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika exportirt wurden. Von dem Fette der Schildkröteneier werden alljährlich als Product der westlichen Gegenden an 12—14,000 Töpfe (ein jeder mit 64 portugies. Pfund) in der Hauptstadt eingeführt, wo jene stets etwas ranzig schmeckende Flüssigkeit die Stelle des Öls bei Gerichten und in Lampen vertritt. Für die Bewohner von Rio negro ist das methodisch betriebene Geschäft der Einsammlung der Eier von größter Wichtigkeit; es unterlag ehedem beschränkenden Gesetzen, indem man der Ausrottung vorzubeugen sich bestrebte, die ohne Zweifel einst erfolgen muß [8]). Das Pflanzenreich liefert in seiner großartigen Verbreitung über die Ebenen des Amazonas weit wichtigere Gegenstände des Handels als die Thierwelt, und ohne Zweifel wird die Zukunft in ihm noch manche kaum geahnte Quelle des Reichthums und Mittel der Betriebsamkeit entdecken. Das kurze Verzeichniß der gegenwärtig im menschenarmen unfleißigen Lande hervorgebrachten oder eingesammelten Stapelartikel zeugt von Überfluß und Vielartigkeit der vegetabilischen Producte. 1) Baumwolle nahm ehedem den zweiten Platz ein, macht auch gegenwärtig (seit 1830) noch einen großen Theil der Exportation aus; obgleich auf den englischen Märkten unter allen Sorten die geringste im Preise, ist sie an sich keineswegs schlechterer Beschaffenheit als die von Pernambuco und Maranhaõ kommende Waare. Nur die Unreinlichkeit der Einsammlung, der Mangel an Aufmerksamkeit bei der Cultur und die aus Mangel an guten Maschinen sich herschreibende unordentliche Reinigung und Verpackung verringern ihren Werth. Ehedem betrieb die Regierung die Anpflanzung zu eignem Vortheil und zwang die Indier zu gering oder gar nicht bezahlten Diensten in solchen Fazendas (z. B. um Ega, am Rio negro), jetzt aber sind diese ohne Unterschied aufgegeben worden, denn grade aus diesem Systeme des Zwangsdienstes hat die im schreckenden Maße vermehrte Entvölkerung ihren Ursprung genommen. Privatleute betreiben allein den Anbau, wenn auch mehr als Nebensache in der Comarca Pará, denn wenig wird im westlichen Landestheile erzeugt. 2) Cacao. Er gehört zwar zu den geringern Sorten, denn er ist bitterer und weniger ölreich als in andern Gegenden Amerika's, aber dennoch hat die Ausfuhr in neuern Zeiten dadurch bedeutend zugenommen, daß Caraccas und Mittelamerika, im Laufe der Bürgerkriege verwüstet, die Märkte Europa's nicht mehr zu versehen im Stande waren. Wie die meisten übrigen Zweige der inländischen Industrie wird auch dieser nur nachlässig betrieben, denn anstatt den Cacao in wohlgehaltenen Pflanzungen zu erziehen, begnügt man sich, zumal im Westen, mit der Einsammlung der wildgewachsenen Samen. Nur unterhalb des Rio negro hat man den Cacaobau seit Jahren künstlich betrieben, und die langen Baumreihen jener Pflanzungen verschönern durch ihr blasseres Grün namentlich die Ufer des Amazonas zwischen Obydos und Santarem. Stets bleibt jedoch die Behandlung der geernteten Samen auch in den künstl. Pflanzungen zu unvollkommen, um fehlerfreie Waare liefern zu können. 3) Kaffee würde in den trocknern Gegenden ein vortreffliches Product liefern und eignet sich

8) Über den Fang der Schildkröte und die Eiersammlung im Amazonas s. Martius a. a. O. S. 1138 fg., verglichen mit Humb. Reise. III. S. 410 fg., in Bezug auf den Orenoko.

daher zum Anbau an den Ufern des Rio negro; allein da man aus Unbekanntschaft mit diesem, auf den Antillen kunstgerecht betriebenen, Culturzweige oft sehr niedrige Ländereien zum Anbau gewählt hat, und außerdem die Trocknung der Beeren nicht versteht, so ist ein großer Theil der gewonnenen Samen viel zu misfarbig und verschrumpft, der Ertrag der Pflanzungen zu gering, als daß man sich behufs der überseeischen Exportation ernstlich auf diese Cultur legen möchte. 4) Indigo von geringer Güte wird als Nebengewinnst, aber nur in sehr kleinen Mengen, im Innern erzeugt. Noch gab es 1832 nirgends eine eigentliche Pflanzung desselben. Unter den nicht angepflanzten, sondern in der Wildniß gesammelten Producten steht 5) Sarsaparilla oben an. Diese ungemein wichtige Pflanze war einst in allen Theilen der Provinz in Menge verbreitet, allein wenn auch noch überall vereinzelt vorkommend, kann sie jetzt nur mit Vortheil in den ziemlich unbekannten Einöden gesammelt werden, die an allen Seitenströmen des Solimoës sich nach Norden und Süden ausbreiten; Expeditionen mit Lebensmitteln auf mehre Monate versehen gehen alljährlich von Ega und den andern Niederlassungen jener Gegend nach dem Japurá, den sie in seinen Seitenflüssen bis an die colombische Grenze verfolgen, nach dem Juruá und Javarŷ, und eine geringe Menge von Sassaparilla kommt außerdem vom Madeira und Rio negro. Kämpfe mit Wilden sind auf solchen Zügen fast unvermeidlich, Fieber ergreifen oft die ganze Mannschaft und nicht selten kehrt die Expedition mit geringer Beute zurück, denn ohne Vorsicht wird die Wurzel gegraben und immer seltener wird daher die Pflanze. Dennoch bleibt aber neben dem Ertrage der Flüsse die Aufsuchung dieses Arzneimittels der wichtigste Erwerb der menschenarmen Comarca do Rio negro. Nicht alle Sassaparilla, die über Pará Europa erreicht, ist übrigens Erzeugniß derselben Provinz, sondern auch Maynas sendet, getrennt durch die Anden von der Küste des stillen Oceans, auf dem Amazonenstrome eine beträchtliche Menge herab. Der kleine Kaufmann des Innern, der Großverkäufer in der Hauptstadt gewinnen beide nicht wenig bei diesem Handel; nicht so der armselige Indier, der bei der Aufsuchung unglaublichen Entbehrungen sich unterziehen muß, und stündlich sein Leben auf das Spiel setzt. 6) Maranhaönüsse (Brazil-nuts auf den englischen Märkten), die ölreichen und sehr wohlschmeckenden Früchte der Pekia und Bertholletia. Sie gehen in großen Quantitäten nach England, erreichen wol auch gelegentlich Teutschland und sind Producte der Urwälder ziemlich der ganzen Provinz. 7) Pechurimbohnen (Puchury), Frucht eines Baumes aus der Familie der Lorbeeren kommen ebenso wie 8) die Toncabohnen von den obern Gegenden des Rio negro, jedoch sind beide Gewächse auch am Amazonas, wenn auch selten gefunden worden. Die Auflesung der freiwillig ausgefallenen Früchte ist Geschäft der Indierweiber, indessen gehen in einzelnen Jahren nicht unbedeutende Mengen nach Europa. 9) Der Nelkenzimmt (Rinde der Persea caryophyllata) wird in den Wäldern gesammelt, jedoch sind einige Versuche der Anpflanzung und zwar an mehren Orten in der neuesten Zeit gemacht worden.

10) Manche Arzneistoffe, die aber nur in kleinern Mengen, ausgenommen etwa den Copaivbalsam (von Copaifera guyanensis und C. Jacquini), Europa erreichen. Unter den eine künstliche Gewinnung oder Bereitung voraussetzenden Pflanzenstoffen verdient die Nennung besonders 11) der Caoutchouc (von Syphonia elastica, Seringeira der Brasilier), der zwar entlang dem Amazonenstrome überall vorkommt und selbst im Innern von Maynas gefunden wird, allein nur im untern Theile des Stromgebietes als vielgesuchter Handelsgegenstand eine größere Zahl von Menschen beschäftigt. Der frische Milchsaft wird am Fuße des Stammes sogleich auf thönerne Formen aufgetragen, über Feuern von Farrnkräutern und Palmenfrüchten geräuchert und getrocknet und stellt nach Auswaschung des erdigen Kernes jene vielerlei Dinge dar, die man im europäischen Handel aus Caoutchouc gebildet erhält. Schuhe aus diesem Material und große Stücke in Form von Mauersteinen (diese zum Behuf künstlicher Auflösung in Europa) werden seit einigen Jahren in solcher Menge gemacht, daß dieser Handel bedeutende Wichtigkeit erlangt hat. 12) Chica, das Pigment der Blätter von Bignonia chica *Humb. Bonpl.* wird in der Comarca do Rio negro auf gleiche Weise wie Indigo gewonnen, und geht in nicht unbedeutenden Mengen nach Holland und Frankreich als Färbematerial. 13) Gelbholz und Orlean (Bixa), welche aber auch aus den benachbarten Provinzen ausgeführt werden, kommen aus dem untern Theile des Stromgebietes. 14) Stärkemehl und Sago (Tapioca) aus der Jatropha utilissima *Pohl.*, hat in Frankreich und England als leicht verdauliches Nahrungsmittel so viel Beifall gefunden, daß man ziemliche Mengen dorthin versendet. Es wird nirgends im Großen bereitet, allein von allen Pflanzungen bis zur westlichen Grenze kommen kleine Transporte nach der Hauptstadt. 15) Ricinusöl, sowol als Arzneimittel als auch als Brennstoff, im letztern Falle zum Verbrauche der Hauptstadt bestimmt; zwar nur von Einzelnen im Innern bereitet, ist die Quantität nicht unbedeutend. 16) Zucker. Weniger scheint das Klima oder vielmehr der Boden Pará's dieser Pflanze zuzusagen als in den mittleren Provinzen Brasiliens; denn obgleich die Üppigkeit des rasch wachsenden Rohrs nichts zu wünschen übrig läßt, so ist der Saft doch minder zuckerhaltig und der Gehalt desselben an Pflanzenschleim der vortheilhaften Siedung hinderlich. Geht auch eine ziemliche Menge von Rohzucker nach Europa, so steht dieser doch nicht im Verhältnisse zu der Zahl der Pflanzungen zwischen dem Madeira und Mojú, und ebendeshalb hat man angefangen in neuern Zeiten jenen Culturzweig weniger als sonst zu pflegen, wo die Concurrenz mit den Nachbarprovinzen und den Antillen noch nicht ihre gegenwärtige Höhe erreicht hatte. Ehedem besaß die Regierung mehre solcher Pflanzungen entlang dem untern Theile des Stromes; sie sind theils an Privaten verkauft worden, theils hat man sie, wo irgend die Örtlichkeit es erlaubte, in Cacaopflanzungen umzuwandeln gesucht. 17) Tabak gehört ebenso wie mehre der folgenden Producte in die Classe der im Lande selbst großentheils verbrauchten. Obgleich der Boden näher der See-

Küste ganz zu seiner Anpflanzung geschaffen scheint, so hat man doch, dem alten Herkommen getreu, die Cultur den Gegenden überlassen, die von jeher sie vorzüglich betrieben, namentlich den Niederlassungen am Rio negro und dem Solimoês, und den Umgebungen und Archipel von Silves am Amazonas. Der Geruch der mit vieler Sorgfalt ausgewählten und in lange, zugespitzte Caroten zusammengedrehten Blätter ist zwar sehr aromatisch, allein theils ist ihr Preis sehr hoch, theils entspricht ihre Stärke und Öligkeit dem europäischen Geschmacke nicht, und darum versendet man sie nur nach Portugal, wo sie zur Bereitung von Schnupftabak verbraucht werden. Die gewonnene Menge ist in den letzten Jahren so gering gewesen, daß man im Lande selbst Mangel litt, und die Nordamerikaner für die Virginientabake in Pará einen Markt finden konnten. 18) Mandioca wird besonders in den Urwäldern des Westens bereitet und in starken Ladungen nach der Hauptstadt gebracht, deren Bevölkerung sich fast ohne Ausnahme der Stände so sehr an dieses Nahrungsmittel gewöhnt hat, daß sie das Brod aus europäischen Cerealien wenig achtet, und insofern den Bewohnern des weit entlegenen Innern gleicht, die nur in seltenen Fällen etwas Schiffszwieback von der Küste erhalten. 19) Guaraná, eine Paste aus einer Schlingpflanze (Paullinia) bereitet, ist zwar nur ein Luxusartikel, indem sie zur Verfertigung eines angenehmen und kühlenden Getränkes verwendet wird, findet aber unter allen Classen vielen Beifall und wird daher in nicht unbeträchtlicher Quantität selbst nach weit entfernten Provinzen im Süden versendet. Auch als Mittel einer leicht adstringirenden Art genießt die Guaraná in Fällen von Diarrhöen und Magenschwäche verdientes Zutrauen. Von den Ureingebornen schon gekannt ist die Kunst ihrer Bereitung auf die Ansiedler von Villa nova am Amazonas und Villa Boim am Tapajoz vererbt. 20) Piaçaba, eine Palme, deren Blattfasern zur Verfertigung von Tauen, namentlich in einer der Regierung gehörigen Manufactur der Barra do Rio negro verwendet werden. Die Fahrzeuge des Landes bedienen sich zwar fast ausschließlich derselben, allein man hat gefunden, daß solches Tauwerk sich nicht für Schiffe eignet, die zu langen Seereisen bestimmt sind, und einigen Verlust durch Speculationen nach Nordamerika erlitten. Leicht dürfte dieses nur an der Bereitung liegen, indessen wird die Provinz zum Behufe ihrer sehr ausgebreiteten Schiffahrt im Innern nie fremdes Tauwerk einzuführen genöthigt sein. Um Curupá hatte man 1830 Pflanzungen jener nützlichen aber gegen die Art ihrer Familie unansehnlichen Palme angelegt. 21) Hölzer von unglaublicher Mannichfaltigkeit und ausgezeichneter Schöne erfüllen, vielleicht noch nicht zum zehnten Theile gekannt oder doch ungenutzt, die jungfräulichen Wälder. Nur der Mangel an arbeitenden Händen kann die Vernachlässigung dieser wichtigen Erzeugnisse erklären und entschuldigen. Wenig von ihnen kommt je nach Europa, obwol Atlasholz, Rosenholz, Jacaranda u. s. w. in der Nähe der Hauptstadt selbst gefunden werden. Nur das zweite ist in neueren Zeiten gelegentlich fast als Ballast angesehen eingeschifft worden. Im Lande selbst wird wenig von jenen Hölzern und nur zu groben Tischlerarbeiten verbraucht, denn zum Schiffsbau findet man eine große Zahl derselben zu hart oder doch von zu großer specifischer Schwere. 22) Werg aus den zerklopften Fasern eines Topfbaumes (Lecythis) wird in der Comarca von Pará bereitet, viel gebraucht zum Kalfatern der Fahrzeuge, und hat auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu diesem Zwecke Aufnahme gefunden. 23) Fasern der Tucumápalme liefern einen schwer zerreißlichen Bindfaden und dünne Stricke, werden als solche exportirt, im Westen besonders zu Hangematten und Netzen verarbeitet. 24) Fremdlinge, die aber nicht alle mit gleicher Bereitwilligkeit den sorgsamen Versuchen der Acclimatisirung entsprochen haben, sind endlich noch die ostindischen Gewürzbäume und der Pfefferstrauch. Jahre sind seit der Einführung der Muskatennuß (der Curcuma und einiger anderen ähnlichen Stauden, z. B. Cardamomen) verstrichen, allein nur unbedeutend ist der Ertrag gewesen. Vortheilhaftere Resultate gab der Zimmtbaum und die Gewürznelke, die an mehren Orten um Pará cultivirt werden, und ein den ostindischen Mittelsorten ähnliches Product liefern. Aber kaum dürfte je die Übersiedelung solcher Kinder ferner Zonen zur Beförderung des innern Wohlstandes erfoderlich sein, wenn man die unerschöpflichen Quellen des einheimischen Pflanzenreichs gehörig benutzte, die unbekannten zu entdecken strebte. Die hier gegebene Übersicht umfaßt bei weitem nicht alle schon jetzt dem Bewohner bekannte, jedoch vernachlässigte Producte, und daß die Gesammtzahl derselben im vielfachen Maße zu vermehren sein müsse, dieses lehrt wol am ersten die Betrachtung der Größe des Landes und die Vergleichung der durchforschteren Gegenden mit den Wüsteneien, die nie der Fuß eines civilisirten Menschen betrat. — Die *Bewohner* zerfallen in mehre Classen, je nachdem sie ursprünglich drei verschiedenen Welttheilen angehörten, in Ureingeborne, in Neger und Weiße, die aber alle durch gegenseitige Kreuzung eine erstaunliche Menge von Mischlingen der mannichfachsten Abstufung in Farbe der Haut, im Haarwuchs und dem gesammten körperlichen und geistigen Verhalten hervorbrachten. Nur in den Gegenden, die vom Meere nicht weit entlegen, einer größern Betriebsamkeit und einer stärkern, seit längerer Zeit ansässigen Bevölkerung sich rühmen können, erscheint in größern Zahlen der Neger, wie überall meistens nur als gekaufter oder geborner Sklave des Weißen, aber mit demselben Leichtsinne, derselben Gedankenlosigkeit und demselben grobsinnlichen Wesen in reichem Maße ausgerüstet, die ihm den Druck der Kette erträglich machen. Nur an wenigen Punkten in größern Zahlen vereinigt, zugleich unwissender als der Sklave der westindischen Inseln oder der mittleren Provinzen Brasiliens, tritt er nicht in so bedrohlicher Gestalt, wie jener gegen den Staatsverband auf, und mag, wenn anders nicht eine gewaltsame Revolution ihn erweckt, noch viele Jahre in seiner untergebenen Stellung verharren. Der Westen ist frei von dieser Geißel und möchte stolz darauf sein, daß der Mangel an Negersklaven eine der Hauptquellen öffentlicher Sittenverderbniß verstopft hat, aber dort grade

schreitet die nicht minder rechtswidrige und noch vielfach mehr zerstörende Sklaverei der Ureingebornen am rücksichtslosesten einher. Die Indier Pará's, die gleich dem Reste der rothen Menschenrace einem tragischen Geschicke unterliegen, wie nirgends die Geschichte der Menschheit es vorher aufgewiesen hat, machen, obgleich in rascher Abnahme begriffen und der endlichen Auflösung unaufhaltbar entgegengehend, den größern Theil der Bevölkerung aus. Dieselbe räthselhafte Spaltung in zahllose Horden, und ihre in den Zustand der Halbcultur mit hinübergenommenen gegenseitigen Abneigungen, dieselbe Sprachverwirrung, dieselbe geistige Stumpfheit und Mangel an höherer Bildungsfähigkeit, die bald als massenhafte Erscheinungen [9]), bald als vereinzelte Züge von allen Beobachtern des amerikanischen Menschen hingestellt worden sind, finden sich in betrübender Wahrheit im Ureinwohner jenes Landes wieder vor. Weit mehr als ein Hundert Stämme werden uns als Bewohner des Gebietes von Pará genannt, und doppelt groß würde ihre Zahl sein, wollte man alle die Namen berücksichtigen, die aus den frühern Zeiten sich im Andenken des Volks erhielten oder in ältern Schriften aufgezeichnet, die einzigen Denkmäler untergegangener Menschenmassen sind. Nur unbestimmte Andeutungen beziehen sich auf die frühere Geschichte dieser Völker, aber ziemlich scharfe Folgerungen erlaubt ihre Sprachverwandtschaft in Hinsicht ihrer fraglichen Verbreitung zu einer Zeit, wo Einflüsse noch unerrathener Art eine alte Civilisation zerstörten, und die geselligen Verbande lösend, die schnell entartenden, vielfach sich theilenden Massen nach den verschiedensten Richtungen zerstreuten. Bis jenseit des Amazonas findet sich die Tupisprache als wenig veränderter Dialekt des Idioms der Guaranis, der Urbewohner Paraguay's, vor, und selbst in den rohen Sprachen der kleinen, umherirrenden Horden an den Grenzen Colombiens hat man Anklänge entdeckt. Auch in Peru spricht das körperlich vortheilhaft gebildete Volk der Cocamas eine Ursprache, die es, obwol manche andere Nation in der Mitte wohnt, in Verbindung mit den Indiern des Solimoës setzt, und an den nördlichen und westlichen Küsten Brasiliens herrscht, ebenso wie im größten Theile des Innern, das Tupi als Abart jener Sprache des Urvolks von Paraguay. So wird es wahrscheinlich, daß dieses letztere Land die Wiege des größern Theils der heutigen Bevölkerung Brasiliens gewesen sei, daß sich von dort auswandernde Stämme bis an und über den Amazonenstrom verbreitet und mindestens in vielen Gegenden mit den besiegten Resten der angetroffenen Horden sich verschmolzen und unter ihnen ihre Sitte und Sprache einführten. In welcher Zeit der Weltgeschichte jene Wanderung und Spaltung geschehen, vermag keine Forschung zu enträthseln, denn ohne Denkmal, selbst ohne mündliche Überlieferung, sind jene Völker unbekannt mit der Geschichte des eigenen Ursprungs, die sonst fast überall in bedeutsame Mythen eingehüllt sich fortpflanzt. — Die Indier Pará's zerfallen neben ihren volksthümlichen Trennungen in Bezug auf ihre Stellung zum Staate, noch in drei verschiedene Classen. Zuerst die Indier, die seit längerer Zeit, vielleicht seit sechs bis acht Generationen, an den Zwang des geselligen Lebens gewöhnt, allein darum nicht immer das Bedürfniß eines bessern bürgerlichen Zustandes fühlend, in der Mitte der fremden Ansiedler, zum Theil selbst in den größern Städten wohnen. Sie sprechen die Tupisprache, portugiesisch da, wo sie fortwährend mit Weißen in Berührung sind, und kennen keines der Idiome, die sich noch unter den kleinen Resten ehemaliger Völker im Innern erhalten haben. Ungeachtet ihrer bürgerlichen Stellung, derjenigen ihrer Vorfahren und ihrer Stammesgenossen in den Wäldern so unähnlich, bewahren sie mit bedauernswerther Treue den Charakter ihrer Race auch unter so veränderten Umgebungen, und gehen, wenn auch minder schnell, doch ebenso unaufhaltsam als jene, der Auflösung entgegen. In der Berührung mit dem fremden Menschenstamme haben sie zwar nur selten das Andenken an ihre Abstammung, den Volksnamen ihrer Vorfahren oder ihre nationellen Abzeichen sich erhalten, aber unverwischlich, wie die körperliche Organisation, trug auch auf sie geistige Unfruchtbarkeit, Stumpfsinn und Gleichgültigkeit sich über. In manchen Gegenden leben sie als fremdartig abstechende Wesen in der Mitte des geschäftigen Treibens und einer ihnen unwillkommenen Industrie, so z. B. in Pará, geben sich aber dann stets solchen Berufen mehr hin, die an den ursprünglichen Zustand ihrer Race erinnern. Als Fischer oder als Ruderer der Handelskähne mögen sie der alten Liebe zum planlosen Umherziehen und dem Hinbrüten nach kurzer Arbeit Genüge leisten, und darum sieht man sie selten mit Handwerken beschäftigt, oder irgend etwas treiben, was anhaltenden Fleiß und Ausdauer voraussetzt. Höchstens in der Bebauung des Bodens verrathen sie einige Beständigkeit, indessen erschlafft ihr Muth gar leicht, wenn Hindernisse sich entgegenstellen, und da sie wenig bedürfen, verliert selbst der Sporn der Nothwendigkeit an ihnen seine Kraft. Nur das suchen sie zu bauen oder zu sammeln, was ihnen unmittelbaren Gewinn verspricht, und diesen achten sie meistens nur als ein Mittel, das ihnen Befriedigung ihrer Gelüste verheißt. Sie sind daher als freie Bürger dem Staate nur von geringem Nutzen. Die zweite Classe der Ureinwohner nennt man angesiedelte Indier (Indios aldeados). Es sind die Kinder jener dicken Wälder, die nur an wenigen Stellen durch kleine Niederlassungen und einige Flecken unterbrochen, sich über den größten Theil des Landes verbreiten. Man hat theils sie selbst, theils schon ihre Voraltern aus der Wildniß gewaltsam herbeigeführt oder die Versprechungen der Missionare lockten sie hervor und vermochten sie zur Ansiedelung in der Nähe der gehaßten oder gefürchteten Weißen. Auf solche Weise ist die Mehrzahl der kleinen Dörfer im Innern entstanden, die sich erhielten, wenn auch im Laufe der Zeit die eigentliche Einwohnerschaft in ihnen verschwunden und ein neues Geschlecht von Mischlingen an die Stelle getreten ist. Die Überreste der vielartigen Völkerschaften, die einst in diesen Orten zusammengebracht worden waren, sind lange schon verschmolzen, denn kein Be-

9) Vergl. besonders Martius, Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens (München 1832).

wohner kennt in Ega oder S. Paulo jetzt noch die Namen, mit denen die ersten Entdecker jener Gegenden die einzelnen Horden unterschieden. Selbständige Sprache oder eigenthümliche Sitte sind auch von den Meisten dieser Classe schon seit langer Zeit gewichen, und keinem Zweifel unterliegt es, daß ihre kleinen Reste in wenigen Jahrzehnten verschwunden sein werden. Wenigstens scheint Alles auf eine unbegreiflich rasche Abnahme ihrer Zahl seit etwa 60 Jahren hinzudeuten, und mehr als je ist dieses Werk der Zerstörung fortgeschritten, seit sich der Kampf der Revolutionen aus dem übrigen Amerika auch auf das sonst meist friedliche Brasilien fortgepflanzt. Eine Halbcultur, das Erbtheil ihrer weißen Gebieter, hat scheinbar sie zwar auf höhere Stufe gehoben als jene Wilde, die sich durch Leben in unzugänglichen und mit Entschlossenheit vertheidigten Wäldern bis jetzt dem Einflusse der fremden Ansiedler zu entziehen wußten, allein mit dem Untergange ihrer Selbständigkeit, mit dem Heraustritte aus dem düstern Bezirke uralter Barbarei war auch ihr Urtheil ausgesprochen. Sie vegetiren in stets verminderter Zahl noch fort, und kehren sie auch, zu sehr der Lebensweise ihrer Vorfahren entwöhnt, nicht mehr flüchtig in die Wälder zurück, so bleiben sie doch auf jener niedern Stufe der Sittigung, über die noch kein Indier, beschränkt durch ein unverkennbares Gesetz der Natur, sich hinaufschwang. Mit Menschenfreundlichkeit hat die portugiesische Regierung zwar schon seit alten Zeiten für die Erhaltung und Bildung dieser rohen Naturkinder gesorgt, allein kein solcher Versuch ist mit Erfolg gekrönt gewesen. Nur die milde, auf tiefe Kenntniß des Charakters gegründete Behandlungsweise der Jesuiten hat sich als passend erwiesen, denn wenn auch jener Orden die Indier nicht mit einer Humanität zu erfüllen vermochte, zu welcher kein Keim vorhanden war, so gelang es ihm doch, den Ureinwohner zu einem mehr geregelten Leben zu gewöhnen und ihm Ideen von gegenseitigen Verbindlichkeiten und Bürgerthum einzuflößen. Die Willkür und die Bedrückungen sind gradweise so vermehrt worden, daß die Mehrzahl jener Indier sich zerstreuet hat oder in den Stand der Wildheit zurücksinkt. Die Orte, die noch vor wenigen Jahrzehnten von Hunderten bewohnt wurden, z. B. Ega, S. Paulo und Fonteboa, standen schon 1832 so verlassen da, daß kaum das strengste Suchen einige Eingeborne zum Staatsdienst aufzufinden vermochte; was sie jetzt sein mögen, wo Revolutionen durch Räuberbanden von Farbigen ausgeführt, mit unerhörtem Gräuel begleitet, sogar die Regierung zu stürzen vermocht haben, läßt sich leicht denken. Zwar hat sich stets ein großer Theil der Flüchtlinge des Westens nach der Umgegend der Hauptstadt, wo nie dieselbe Willkür, wie im entlegenen Innern herrschte, gewendet, allein da dort grade der Mordkrieg mit größter Wuth entbrannte, so hat der Schlag die letzten Überreste der Indier der einstigen Missionen am verwundbarsten Orte getroffen. Jene entmenschten Sieger sind als Farbige fast noch weniger als selbst die Weißen zum Mitleid gegen den Urbewohner geneigt. — Die dritte Classe der Indier bilden endlich die unabhängigen Stämme im Innern der Wälder zu beiden Seiten, wenn auch in beträchtlicher Entfernung vom Amazonenstrome. Der Sprachgebrauch theilt sie in solche, die mehr oder minder feste Wohnsitze haben, oder doch innerhalb eines engern, nur gelegentlich überschrittenen Bezirks sich gemeinhin aufhalten, und in solche, die nie den Boden anbauen, nur vom Ertrage der Jagd und der Fischerei leben und unstät, ohne je dauernde Wohnungen zu errichten, bald nur zu Lande, bald auch als gefürchtete Piraten auf den Flüssen herumziehen (Indios de corso). Schon in der Lebensart der letztern liegt ein Bedingniß großer, den Einwirkungen zur Verbreitung sittlicher Cultur überaus feindlicher Wildheit. Doch sind solche Stämme nicht sehr häufig. Nur die Menschen dieser Classe geben noch ein Bild des ursprünglichen Naturlebens in seiner ganzen grauenhaften Rohheit; sie stellt sich um so mehr heraus, je geringer der Verkehr zwischen ihnen und den Weißen geblieben ist. Ein Mittelzustand tritt bei solchen Horden ein, die, ohne sich für abhängig zu erkennen, in einer Art von Verbindung mit den Ansiedlern leben, und zuweilen von der Regierung als Alliirte betrachtet, sich nicht nur gegen kleine Geschenke aller Feindseligkeiten enthalten, sondern gegen andere völlig unbändige Stämme (in dem mittlern Brasilien Bugres genannt) fechten. Dergleichen Horden treiben meistentheils Handel mit ihren gefangenen Feinden, verkaufen dieselben an die Ansiedler der westlichen Gegenden (Sertanejos), die stets des Sklavendienstes zur Betreibung ihrer Geschäfte benöthigt sind, und erkennen eine Art von Oberherrschaft in der Person ihres Anführers oder Tubirava (Principal im amtlichen Style) an, den die brasilische Regierung meistens auszuzeichnen pflegt, obgleich der Einfluß oder die offene Macht eines solchen Häuptlinges keineswegs sehr groß sind. So führt die Verbindung mit den Ansiedlern in der That den Menschenhandel, also auch alle Übel unversöhnlichen Hasses und nie endender Raubkriege herbei, und im Kleinen wiederholt sich in jenen Forsten, was seit Jahrhunderten den Sklavenhandel in Guinea befördert und wol für alle Zukunft hin unausrottbar macht. Doch stellt sich dabei die Verschiedenheit heraus, daß die Entvölkerung zu rasch zunimmt, als daß ein solches System noch lange Jahre sich gleichbleiben könnte, und daß es fraglich wird, ob nicht am Ende es humaner sei, dasselbe zu befördern, als durch seine Unterdrückung der Anthropophagie freien Spielraum zu gewähren. Mehr als ein Stamm von Ureinwohnern ist derselben ergeben, namentlich die Völker des Japurá, des Iça, vielleicht auch des Jutahy, und der gefangene Feind wird sicherlich zu diesem Zwecke hingeschlachtet, wenn keine Gelegenheit erscheint, sich seiner mit größerm Vortheil als Gegenstand des Tausches zu entledigen. Nicht allein diesen Verfolgungen von Seiten ihrer Stammesgenossen sind die uncivilisirten Horden der Wälder ausgesetzt, sondern sie laufen Gefahr, von wohlbewaffneten Zügen der Ansiedler überfallen, bei Widerstand gemordet, bei Ergebung in die Gefangenschaft davon geführt zu werden. Man nennt diese Expeditionen Descimentos und gewisse ältere Gesetze erlauben sie, unter geringen, nicht geachteten Beschränkungen überall vorzunehmen, wo nicht Verhältnisse

des Handels oder des Bündnisses bestehen. Einst bediente sich die Kirche (nicht aber die Jesuiten) gar häufig dieser Mittel, um die Missionen mit neuen Zöglingen zu erfüllen. Sie sind in neueren Zeiten weit seltener geworden, indem einmal die meisten der zum Widerstande zu schwachen Völker sich in große und Sicherheit bietende Entfernung zurückzogen, und die Erfahrung die Ansiedler belehrt hat, wie wenig Nutzen aus den gefangenen Wilden zu ziehen sei, seit mit dem Ruin der Missionen die einzigen Pflanzschulen verschwanden, wo man die schwere Kunst der Menschlichmachung mit Erfolg betrieb. Der Indier der Wälder, der ohne Vorbereitung in die Mitte der fremden Bevölkerung versetzt wird, leistet nichts, auch wenn er nur zur gewöhnlichsten Arbeit verwendet wird; er sucht entweder zu entfliehen, oder er stirbt unter den ungewohnten, seine Freiheit beschränkenden Verhältnissen, in kurzer Zeit. — Wie ungemein zahlreich die Spaltungen der unabhängigen Indier seien, ist schon erwähnt worden, allein hinzuzusetzen dürfte sein, daß solche Horden meist aus wenigen Familien bestehen, und daß im Allgemeinen ihr Charakter sich ziemlich gleiche. Nur ihre Sitten ändern etwas ab, je nachdem ihre Verbindung mit den Ansiedlern häufiger oder ihre Absonderung entschiedener, ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort reicher an Fischen und jagdbaren Thieren ist, oder sie sich selbst mehr auf Bebauung des Bodens als Mittel des Unterhalts hingewiesen sehen, ihre eigene Zahl und Macht sie vor den Angriffen ihrer Nachbarn schützt oder sie selbst zu Angreifenden umwandelt. Ihre Industrie erstreckt sich nie über die Verfertigung der Dinge hinaus, die auf ihre körperlichen Bedürfnisse sich unmittelbar beziehen, und auf den Schmuck, den beide Geschlechter im hohen Maße lieben. Doch zeigt sich nicht selten an den Geräthschaften die mühsamste Arbeit und ein bizarrer, aber doch eigenthümlicher Geschmack. Gemeinsam ist fast allen das Verfahren bei Jagd und Fischfang, denn überall kennt man das vielbesprochene Pfeilgift, und tauscht es von den Nachbarn ein, wenn man selbst die Bereitung nicht kennt; das Betäuben der Fische durch mancherlei Pflanzen, die Art des Schildkrötenfanges, die Benutzung der Eier dieser nützlichen Geschöpfe, das Trocknen des Wildprets zum spätern Gebrauche, die Verfertigung der Kähne, die Bearbeitung der Mandiocca zu verschiedenen Arten von Sago oder Satzmehl, die Bereitung von geistigen Getränken, denen Alle mit thierischer Unersättlichkeit ergeben sind, die Benutzung der Producte der umgebenden Wildniß sind, zumal bei den Horden der westlichen Gegenden, wol überall, und zwar seit den ältesten Zeiten dieselben. Ihre Hauscultur gleicht sich vermöge ihrer Einfachheit, die aus der Unbeständigkeit der Wohnplätze auch bei den am wenigsten wandernden Stämmen resultiren mußte. Sie deutet aber auf ein hohes Alter durch jene Entartung der Gewächse, die nur in Folge uralter Cultur sich entwickeln kann. Mandiocca, Mais, Bananen sind ihre Hauptnahrung, gewisse Palmen (namentlich Gulielma speciosa Mart.) wurden überall auf den Wanderungen verbreitet und sind jetzt in manchen Gegenden die einzigen Denkmäler der untergegangenen Bewohner. Die umherziehenden Indier nehmen die unterste Stufe ein; sie treiben keine Art von Ackerbau, sind, mit Ausnahme der Muras, wenig zahlreich, und gehören großentheils allein den unendlich getheilten Stämmen im Nordwesten der Provinz an, wo gar nicht selten einige, im tiefen Dunkel des Waldes verborgene Familien das ganze Volk repräsentiren, und jene räthselhaften Einflüsse, welche einst fast des ganzen Südamerika's Bevölkerung in ihre Elemente auflöste und zerstreute, besonders thätig gewesen zu sein scheinen. So viel an diesem Orte über die muthmaßliche Abstammung, die gegenwärtige Lage, die Eintheilung und die gemeinsamen Sitten der Urbewohner Pará's, der Provinz Brasiliens, die noch die größte, wenn auch im raschen Abnehmen begriffene Bevölkerung von Indiern aufzuweisen hat. Was die größern Stämme Abweichendes zeigen mögen von der Übereinstimmung, die sonst in Lebensweise und Sitten jener Naturkinder so ungemein auffällt, werden wir unter einzelnen Artikeln erwähnen [10]). — Die weißen Bewohner der Provinz Pará stammen großentheils von portugiesischen Voreltern ab, denn nicht unbedeutend war bis zu der Katastrophe, welche die Trennung des Mutterlandes von der Colonie nach sich zog, die jährliche Einwanderung aus Portugal. Sie brachte meistens Menschen der niedern Classen herbei, die ohne Mittel, aber zur Arbeit geneigt, die jugendlichste Niederlassung von Brasilien den alten, mit Capitalisten, Geld, Adel und Luxus erfüllten Provinzen von Rio, Bahia und Pernambuco vorzogen. Selten mislang dieses Unternehmen den Entschlossenen, denn bei der dünnen Bevölkerung und dem Reichthume der Hilfsquellen im Innern öffnete sich an den Ufern des Amazonenstromes der Betriebsamkeit ein weites Feld. Als Beauftragte der Handelshäuser durchreisten Anfangs die Ankömmlinge das Land, ließen in den entlegensten Gegenden die Landesproducte einsammeln, erlernten die Sprache und Sitten, unternahmen bald nachher auf eigene Rechnung gleiche Züge und kamen nach einigen Jahren dahin, sich selbst etabliren zu können. Wenige blieben jedoch zu diesem Zwecke in den Ländern westlich vom Rio negro, sondern zogen sich entweder in die Nähe der Hauptstadt, ließen sich in derselben oder in den größern Orten am untern Theile des Stromes nieder, bald um ihre kaufmännischen Geschäfte fortzusetzen, bald als Eigener von Pflanzungen bedeutenden Umfangs. Handwerker gingen selten über den Bezirk der lebendigern Betriebsamkeit auf den Strömen in das Innere, denn sie waren dauernden Gewinns fast noch sicherer als andere Einwanderer. So geschah es, daß sich zeitig der noch jetzt vorwaltende Unterschied zwischen der Bevölkerung der östlichen und westlichen Gegenden zu Tag legte; dort meistens Weiße in der ersten und zweiten Generation, umgeben mit wenigen Indiern, aber mit der Mehrzahl der überhaupt in der Provinz lebenden Neger; hier vorzüglich nur Ureinwohner versammelt in Dörfer, die früher alle Missionen gewesen waren, unter-

10) Vergl. d. Art. Juris, Majorunas, Maynas, Miranhas, Mundrucus, Muras, Omaguas, Passés, Ticunas, Tupinambazes, Xeberos, Yameos, Yurimaguas.

mischt mit wenigen Weißen. An den Küsten entwickelte sich bald die Kaste der Mulatten, im Innern entstanden, jedoch weit langsamer, die Mestizen, die aber auf den Namen der Weißen Anspruch machen und dabei, wie überall in Südamerika, einen stillen, aber bittern Haß gegen die Europäer im Herzen nähren. Diese zahlreiche Classe lebt in einem Zustande von Halbcultur, der ihren Neigungen ungemein entspricht, denn Unthätigkeit und schlaffes Verträumen der Existenz gilt ihr für höchstes Erdenglück, und ihre Thätigkeit beschränkt sich auf die zur Verschaffung der Lebensmittel umumgänglich nothwendigen Anstrengungen. Daher ist die Provinz Pará auch in Bezug auf politische Entwickelung weit hinter dem übrigen Brasilien zurückgeblieben, und hat in den neuesten Zeiten sogar bedeutende Rückschritte gemacht, indem der Haß der Farbigen gegen die Weißen furchtbare Aufstände erregte, über denen eine Menge kleinere Orte verlassen, die Hauptstadt selbst zerstört wurde. Der bei weitem größere Theil der Bewohner des waldigen Innern (Sertaõ), die man mit dem vielumfassenden Namen der Sertanejos belegt, lebt nach Art der Indier verstreuet in den Forsten, die sich rings um die Dörfer erheben. Die Sertanejos wohnen in der Mitte kleiner, keine Mühe erfodernder Pflanzungen, wo Mandiocca als die gewöhnliche Nahrung der niedern Classen erbauet wird, und begnügen sich da mit einer oft wandlosen Hütte. Den Weibern fällt die Bereitung des Mehls aus jener Pflanze und überhaupt der größte Theil der Arbeit anheim, der Mann hingegen reißt sich nur dann aus seiner Unthätigkeit, wenn die Zeit des Schildkrötenfanges eingetreten ist, verbringt aber manchen Tag in Trinkgelagen und im Spiele, denn in der erstern Beziehung unterscheidet er sich nicht vom wilden Ureinwohner desselben Landes. Sind auch Handwerker unter dieser Bevölkerung nicht ganz selten, so vermag doch nur die Nothwendigkeit sie zu einer schnell vorübergehenden Anstrengung zu veranlassen. Die Bevölkerung der größern Orte des Innern lebt zwar auf mehr civilisirte Weise und sieht sich vermöge ihrer Lage zu größerer Geschäftigkeit genöthigt, indessen blickt auch noch in ihrem Verhalten überall der beschriebene Charakter hindurch. Leicht abzunehmen ist es, daß **Betriebsamkeit** und **Kunstfleiß** noch überall auf einer sehr niedern Stufe sich befinden müssen. Wie gering dieselben im Westen sein müssen, geht schon aus der Aufzählung der dort gewonnenen Producte hervor. Ihre Menge wird jedes Jahr kleiner, indem man nicht wie ehedem große Zahlen von Indiern unter dem Vorwande der Civilisirung zu Sklavendiensten verwenden kann, die nur durch geringe oder keine Bezahlung vergolten wurden. Da der Mestize und die gesammte Bevölkerung zu persönlicher Arbeit viel zu träge ist, und da ihr die Mittel zur Ausrüstung jener größeren Expeditionen fehlen, die von den jetzt vertriebenen Portugiesen und Capitalisten aus der Classe der weißen Brasilier zur Aufsuchung der Sarsaparilla u. s. w. veranstaltet wurden, so liegt die Industrie im Innern ganz danieder. Die Verarmung ist trotz der Genügsamkeit und den höchst geringfügigen Bedürfnissen der Sertanejos in Folge jener Zustände so außerordentlich groß geworden, daß das Misvergnügen und die Unbehaglichkeit in vielmals wiederholten Aufständen, den verkehrten Versuchen zur Verbesserung der eigenen Lage sich ausgesprochen hat. Westlich vom Rio negro gibt es durchaus keinen Geschäftsbetrieb, den man mit dem Namen eines gemeinsamen oder großartigen belegen dürfte, denn selbst der Ackerbau und die Fischerei werden mehr zum eigenen Unterhalte betrieben, und nicht als Beförderungsmittel des allgemeinen Wohlstandes betrachtet. Die Künste, auf welche der benachbarte Peruaner seit uralten Zeiten sich verstanden hat, die er zum Theil mit bedeutender Fertigkeit betreibt, Weben von Baumwollenzeuchen, Verfertigung mancherlei anderer Stoffe und Verarbeitung vielerlei Landesproducte, wenn auch nicht zum Handel, doch zum eignen Verbrauche, kennt der Bewohner des westlichen Pará entweder nicht, oder vermeidet doch ihre Betreibung. Die im Innern vorhandenen, nach sehr kleinem Maßstabe betriebenen, Fabriken beschränken sich auf die in der Stadt Barra do Rio negro von der Regierung (1781—1788) angelegten. Eine Baumwollenspinnerei und Weberei wird vom Staate an jenem Orte erhalten; sie beschäftigen eine geringe Zahl von Indierweibern und liefern ein so rohes Fabricat, daß seit einigen Jahren und seit der Einführung nordamerikanischer und europäischer Gewebe die Möglichkeit des Absatzes nach der Küstengegend aufgehört hat, und also die Regierung zufrieden sein mußte, wenn nur die Anstalt sich ohne baare Zuschüsse erhielt. Der mit Maynas zunehmende Handel veranlaßt außerdem die Einführung grober, aber sehr dauerhafter Zeuche auch von dieser Seite. In demselben Orte befindet sich eine Töpferei, wo aus den am Rio negro und am Solimões vorkommenden feinen Thonarten große urnenförmige, zur Versendung des Eieröls der Schildkröten bestimmte Töpfe verfertigt werden. Auch dieses Geschäft wird auf Rechnung der Regierung betrieben und rentirt, wenn auch nicht bedeutend, doch sicherer und besser als die Spinnerei, indem das Erzeugniß zu den unentbehrlichen gehört und noch nicht durch fremde, entsprechende Waare verdrängt worden ist. Seit einigen Jahren ist die dritte der dort vorhandenen Fabriken, die Verarbeitung der Palmenfasern zu Tauwerk, sehr vernachlässigt worden und dürfte wol ganz aufgegeben worden sein, indem überhaupt die Regierung aus ökonomischen Gründen sich von jenem ältern Systeme loszusagen anfing, welches auf Staatsrechnung Pflanzungen und Manufacturen als Mittel zur Belebung allgemeiner Industrie zu betreiben unternommen hatte. Nur einige Fischereien und Tabakspflanzungen waren beibehalten worden, doch müssen auch diese aufgegeben werden, sobald die immer größere Verminderung der Indianer der Regierung die Arbeiter entzogen haben wird. Die Hauptstadt der Provinz allein mag sich einer kräftigern Industrie rühmen, denn nicht leicht ist eins der Handwerke ganz vernachlässigt, die in einem so jungen Staate und bei einem so unvollkommenen Zustande der geselligen und bürgerlichen Bildung als nothwendig angesehen werden. Der Europäer freilich vermißt gar manches. Für die minder zum Leben erfoderli-

chen und mehr auf Bequemlichkeit oder Luxus berechneten Dinge ist in der Hauptstadt allein gesorgt; nirgends jedoch geschieht ihre Bereitung fabrikmäßig, und die Vertreibung der portugiesischen Handwerker, denen es nicht immer gelang, sich aus den Eingeborenen Zöglinge zu bilden, hat auch in dieser Hinsicht übel eingewirkt. Der Schiffsbau allein verdiente, ehedem mit mehr Recht als gegenwärtig, den Namen eines thätig und umfassender betriebenen Geschäftes. Ein öffentlicher und zwei Privatwerfte entstanden seit Pombal's Zeiten, indem der große Reichthum an schönen und zu jenem Zwecke außerordentlich geeigneten Holzarten endlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Während aber Privatleute nur jene sonderbar construirten Flußfahrzeuge erbauen ließen, die theils die Küste des Fischfangs wegen besuchen, theils um Handel zu treiben bis zur spanischen Grenze hinaufgingen, unternahm die Regierung den Bau von Kriegsschiffen, aber ungemein langsam, denn die Erfahrung lehrte, daß bei der Nothwendigkeit alles Eisenwerk von Europa nach Pará zu senden und bei dem hohen Arbeitslohne die Schiffe weit theurer zu stehen kamen, als wenn man sie aus amerikanischem Holze in Lissabon erbauete. Zur Zeit der Abdication D. Pedro's befanden sich auf den Werften von Pará noch immer einige unvollendete Fahrzeuge, deren Kiel noch vor der Auswanderung des portugiesischen Königshauses nach Brasilien gelegt worden war. Wie in den meisten Colonien des tropischen Südamerika ist auch hier der häusliche Kunstfleiß sehr gering, denn unter einem so milden Himmel kennt theils der Bewohner eine Menge von den Bedürfnissen des Nordens gar nicht, oder er findet es leicht, ihnen auf sehr einfache Weise abzuhelfen. Daher herrscht in den häuslichen Einrichtungen außerhalb der Städte viele primitive Einfachheit, um nicht zu sagen, Rohheit. Mehrentheils weiß jede Familie für sich das nothwendigste Geräth selbst zu bereiten; namentlich ist es Geschäft der Frauen, das Küchengeschirr und die Hangematten, die letztern bisweilen mit vieler Zierlichkeit, zu fertigen, während der Mann die Herstellung seines Kahns, seiner Fischer- und Jägerwerkzeuge und die Erbauung eines einfachen Hauses nicht minder wohl versteht als der eingeborene Indier. Man zieht es vor, diejenigen Dinge, die man durchaus von dem Auslande zu beziehen gewohnt ist, für rohe und leicht zu sammelnde Landesproducte einzutauschen, und versucht nicht, wie unverhältnißmäßig theuer sie auch sein mögen, ihre Nachahmung. Je weiter nach Westen, um so auffallender ist dieser Mangel an Fleiß, dieses Festhalten an Indianersitte, die sich nicht minder auch der g e i s t i g e n C u l t u r entgegenstellt. Nur in den drei größten Orten, Pará, Santarem, Rio negro, hat diese sich über das Alltäglichste erhoben, nicht sowol durch besondere Bildungsmittel, die dort sich aufgehäuft fanden, als dadurch, daß sie die Aufenthaltsorte vieler Brasilier sind, die, aus den südlichern im Allgemeinen civilisirtern Provinzen stammend, des Handels wegen die Provinz Pará besuchen oder sich in ihr niederlassen. Ehedem mag zumal im Innern der Zustand der Volksbildung im günstigern Lichte erschienen sein, indem die portugiesischen Beamteten, Militairs, Missionarien und Kaufleute noch nicht vertrieben worden waren und die rohe Classe der Farbigen nicht das Element der Gesellschaft bildete. Der als Trägheit sich aussprechende Charakter der weißen Paraenser und ihre unverkennbare Beschränktheit, man möchte sagen, ihre behagliche Stumpfheit, sind einem höhern Geistesschwunge entgegen, und daher sind die Beispiele von zur Reife gekommenen, wohl ausgebildeten Talenten unter ihnen weit seltener als unter den Bewohnern von Minas und S. Paulo. Zwar ist an vielen Kindern ein vielversprechender Keim bemerklich, allein er kommt entweder nicht zur Reife oder er geht halbentwickelt wieder unter, wenn mit vorrückenden Jahren Sinnlichkeit und Bequemlichkeit das Individuum ergreifen. Leidenschaftlichkeit als Quelle manches Bösen aber auch mancher glänzenden Seite im Charakter des Brasiliers der mittlern Provinzen oder des Colombianers ergreift den Paraenser nicht, denn selbst in seinen sinnlichen Genüssen verräth er eine gewisse Ruhe oder gar Phlegma. Geringfügig in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes ist Alles, was die Regierung hier je für den Volksunterricht gethan hat. Die kleinern Flecken (villas) sind noch immer ohne Schulen, und die wenigen Kenntnisse erhalten sich daher nur als Erbtheil derjenigen, die entweder von einem europäischen Vater abstammen oder zeitig Gelegenheit erhielten, die größern Städte zu besuchen. Lesen und Schreiben verstehen daher nur wenige Männer in jedem Flecken, und Fertigkeit in ihnen zu besitzen gibt die gegründetsten Ansprüche auf die Stelle eines Richters (juiz) oder sonstigen Beauftragten der Regierung. Die Farbigen der untersten Ordnungen und die Indier wachsen ohne allen Unterricht auf, und dasselbe gilt auch von dem weiblichen Geschlechte des ganzen Landes und aller Farben, mit Ausnahme der Töchter der reichsten und angesehensten Familien der Hauptstädte. Die einzigen öffentlichen Lehranstalten der Provinz sind die lateinische Schule und ein Seminarium in Pará, denn die Elementarschulen in Barra de Rio negro, Santarem und Obydos waren (1831) zu unvollkommen, um Erwähnung zu verdienen, und außerdem Privatunternehmen. Der Unterricht ist in den Händen der Geistlichkeit, die jedoch weit entfernt ist, hier den Einfluß zu besitzen, dessen sich, gewiß nicht immer zum Vortheile des Landes, der Klerus des spanischen Amerika bedient. Indessen mag der Grund zu dieser wenigen Achtung großentheils wol in dem keineswegs streng sittlichen Verhalten der brasilischen Geistlichkeit selbst liegen. Sie macht kein Hehl aus der offenbarsten Verletzung gewisser sie treffender Gebote der Entsagung, und glaubt auch in Fällen von zügellosem Leben für sich die volksthümliche Nachsicht gegen dergleichen Vergehen in Anspruch nehmen zu dürfen. Bigotterie scheint der Boden von Pará nicht günstig, denn die Freisinnigkeit, hin und wieder sogar der frevelhafteste Unglaube, fallen außerordentlich auf, wenn man gleichzeitig an die Abstammung dieses Volkes von Portugiesen denkt und Vergleichungen mit den Nachbarländern anstellt. Da die Zahl der einheimischen Priester nicht groß ist und die Portugiesen sich fast alle entfernt haben, so sind die meisten der kleinern Niederlassungen jetzt ohne Seelsorger, namentlich aber die

ehemaligen Missionen ganz ihrem Schicksale überlassen worden. Die Hauptstadt besitzt eine nicht bedeutende Druckerei, und eine Zeit lang befand sich eine Art von wanderndem Etablissement derselben Art in Rio negro. Aus ihren Pressen geht, ebenso wie im übrigen Südamerika, nichts Anderes hervor, als unordentlich sich folgende, mit ganz örtlichen Parteikämpfen erfüllte, Zeitungsblätter und die Proclamationen der Regierung. Die Beamteten der höhern Ordnungen gehören meist andern Provinzen an und werden von der Regierung nach Pará versetzt, sie theilen also die Unwissenheit der Paraenser nicht. Die unter den letztern sich auszeichnenden Individuen haben ihre Bildung in Europa erhalten; ehedem sendeten wohlhabende Familien ihre Söhne nach Lissabon oder Coimbra, gegenwärtig meist nach Frankreich. Die Sitten und Gewohnheiten der weißen Paraenser weichen wenig von denjenigen der Bewohner der heißern Gegenden des übrigen Amerika ab; ihre Grundzüge sind dieselben. Doch bringt die besondere geographische Lage einige Verschiedenheit hervor, denn indem die Niederlassungen bis zur Grenze eine fortlaufende Linie bilden, deren einzelne Punkte nicht von den Seiten her zugänglich nur nach Besuch der vorhergehenden erreicht werden mögen, stellt sich gewissermaßen die gradweise Abnahme der civilisirten Sitte und ihr Übergang in diejenige des Indiers in demselben Verhältnisse hervor, wie die Entfernung von der Hauptstadt und der Meeresküste stufenweise wächst, die Leichtigkeit der Verbindung aber abnimmt. Ein zweiter Grund der Sittenverschiedenheit liegt in der Bedeckung des völlig ebenen Landes mit Urwäldern und in der Beschränkung auf Wasserwege, folglich in einer Art von natürlicher Ungeselligkeit. Ohne Zweifel kann man wol auch noch annehmen, daß die Menge von Ureinwohnern, die in keiner andern Provinz Brasiliens gleich beträchtlich ist, die Entstehung mancher abweichenden Sitten im Innern des Landes herbeigeführt habe. Was sich jedoch in dieser Hinsicht als eigenthümlich herausstellt, wird verschwinden, sobald das stärker bevölkerte Land nach allen Seiten in Verbindung tritt. Doch wird in der Beschaffenheit des Landes selbst für immer ein großes Hinderniß gegen die Verbreitung europäischer Lebensweise liegen, und Pará's Bevölkerung wird auch in jenen fernen Zeiten noch ein völlig äquatoriales Verhalten befolgen, wenn in Bahia und Maranhaõ die nach Umständen möglichst große Verschmelzung mit dem enger verbundenen Europa und Verwischung des Charakters einer jungen Colonie eingetreten sein wird. Der **Handel** von Pará ist, was schon aus den vorausgesendeten Bemerkungen (vergl. Producte, Betriebsamkeit) sich ergibt, bei weitem nicht so bedeutend, als er unter veränderten Umständen wol sein könnte. Zwei große Hindernisse treten ihm entgegen in der dünnverstreuten Bevölkerung und in dem Mangel an baarem Gelde. Schon 1820 wurde die Generalsumme des letztern in der Comarca des Rio negro nur auf 30,000 harte Thaler geschätzt[11]). Zehn Jahre später glaubten die unterrichtetsten Kaufleute nicht annehmen zu dürfen, daß diese Summe in der Gegend westlich vom Madeira wirklich in baarer Gestalt im Umlaufe sei. Mit der Veränderung der Regierungsform, den Aufständen, der Verfolgung der Portugiesen und dem rasch gesteigerten öffentlichen Mistrauen ist alles edlere Metall unbegreiflich schnell aus dem Lande verschwunden. Silber ist zwar zu keiner Zeit, ausgenommen etwa die Hauptstadt und ihre nächsten Umgebungen, das gewöhnliche Ausgleichungsmittel gewesen, allein es war gegen 1830 so vollständig verschwunden, daß selbst die größten kaufmännischen Zahlungen in Kupfer gemacht wurden und in der westlichen Comarca vielleicht nicht 2000 Thaler in Silber oder Gold zu finden gewesen wären. Nicht genug, daß eine höchst unpolitische Finanzmaßregel das vorhandene, an sich weit über seinen Werth ausgemünzte, Kupfer nach Aufdrückung eines kleinen Stempels für das Doppelte seines nominellen Werthes wieder in Umlauf setzte, wurde das Übel noch durch das Verfahren der Nordamerikaner gesteigert, die ungeachtet des strengen Verbotes Ladungen solcher in den Vereinigten Staaten nachgemachter Kupfermünzen einführten und mit ihnen die Landesproducte einkauften. Obwol dieses nordamerikanische Kupfer beträchtlich schwerer war als das in Rio Janeiro geschlagene, so blieb den ungesetzlichen Speculanten immer noch ein großer Vortheil, den weder die Engländer noch die andern mit Pará handelnden Nationen sich verschaffen konnten, indem sie ihre Zahlungen mit der gewöhnlichen Landesmünze machten. Die Überschwemmung mit solchem Gelde und die großen Unruhen der letzten Regierungszeit D. Pedro's brachten es endlich dahin, daß der letzte Rest der Silber- und Goldmünzen, und zwar auch aus der Hauptstadt, verschwanden und die Armuth mit dem Sinken des Courses gleichen Schritt hielt. Darum nahm der gegen 1824 rasch aufblühende Handel wieder so sehr ab, daß bedeutende Ladungen europäischer Producte unter ihrem Werthe verkauft werden mußten und viele Zeit im Warten auf Rückfracht einheimischer Erzeugnisse verloren ging. In der letzten Zeit der Colonialregierung wurde der Handel mit Pará nur von einigen lissaboner Häusern betrieben, früher befand er sich in den Händen der Handelscompagnie von Gram Pará und Maranhaõ. Die letztere wirkte sehr ungünstig auf Pará ein, indem sie ein Monopol der ausschließlichsten Art besaß und ihre Preise nach Gutdünken setzte. Mit der Eröffnung von Brasiliens Häfen (nach Verpflanzung der portugies. Regentenfamilie nach Rio) begannen einzelne Versuche der Engländer, und zwar zuerst von den westindischen Inseln aus. Nach dem allgemeinen Frieden nahmen Franzosen und Nordamerikaner Theil, und den letztern war es gelungen, sich ein entschiedenes Übergewicht zu verschaffen, als die neulichsten Aufstände (1835, 1836) alle Weiße und überhaupt alle civilisirte Menschen zur Flucht aus dem unglücklichen Lande zwangen. Die Portugiesen hatten seit den letzten Jahren von D. Pedro's Regierung sich gleichfalls häufiger eingefunden, wenn auch selten direct nach Pará bestimmt. Der Handel unter brasilischer Flagge war unbedeutend, indem er sich auf kurze Küstenreisen und den Vertrieb mit Lebensmitteln beschränkte, meist auch nur kleine Fahrzeuge angewendet wurden. Im J. 1832 er-

11) Martius a. a. O. III. S. 1102.

schien die belgische, 1831 die österreichische Flagge zum ersten Male in Pará. Schiffe größer als Brigs laufen selten ein, denn bei der geringen Zahl von Consumenten ist es sehr leicht möglich, den Markt schon durch eine mittelmäßige Ladung zu überführen, abgesehen von der Schwierigkeit, mit welcher, wenn großer Zeitverlust vermieden werden soll, bedeutende Rückfrachten herbeigeschafft werden. Die bei weitem größte Menge der nach Europa verkäuflichen Landesproducte kommt nämlich aus dem Innern; die nächsten Umgebungen der Hauptstadt beschäftigen sich nur mit Erbauung des Bedarfs für die dort zusammengedrängtere Bevölkerung. Von der Jahreszeit, dem Stande der Gewässer und von dem Vorhandensein der eingebornen Ruderer hängt die Ankunft der Handelskähne ab; besonders hat der letztere Umstand seit der Abnahme der Indier auf die westlichsten Gegenden einen außerordentlichen Einfluß. Sehr beträchtliche Ladungen bleiben häufig liegen und sind dem Verderben ausgesetzt, blos weil man nicht vermag, die Mannschaft für ein größeres Fahrzeug aufzutreiben, und außerdem ist bei dem Mangel an Capital die Aussendung größerer Expeditionen von Seiten der Bewohner von Rio negro seltener als je geworden. Diesem stets vergrößerten Übelstande haben die in der Hauptstadt etablirten fremden Kaufleute durch directe Unternehmen nach der Grenze von Maynas, nach dem Tapajoz und den übrigen Confluenten des Amazonenstromes abzuhelfen gesucht, ohne jedoch ihre Absicht völlig zu erreichen; denn bei der Ankunft in den kleinen Orten des Westens fanden ihre Geschäftsführer selten größere Vorräthe angehäuft und verloren Zeit und Geld über dem Warten. Einige Eingeborene und ein Paar Engländer versuchten später mit besserm Erfolge die Aufkaufung der Producte, indem sie sich, unterstützt von den Handelshäusern der Küste, im Innern niederließen und theils in allen Richtungen kleine Fahrzeuge aussandten, theils regelmäßige Verladungen nach Pará vornahmen. Auf diese Weise hat sich der Handel im Innern früher unbenutzte Verbindungen zu eröffnen gesucht, namentlich durch den Tapajoz mit den südlichen Provinzen und auf dem Amazonenstrome mit Peru. Zu keinem Resultate haben die Unternehmen nach Colombien auf dem Rio negro und nach dem britischen Guyana auf dem Rio branco geführt, indem die natürlichen Hindernisse in der letztern Richtung zu groß, die Bevölkerung des Orinoko selbst für Eröffnung eines Kleinhandels zu unbedeutend befunden wurde. Alle diese Handelsreisen werden in eigenthümlich gebauten Fahrzeugen unternommen, die zwar mit Masten und Segeln versehen sind, allein vermöge ihrer Construction nicht zur Befahrung der offenen See taugen. Mit Verdecken in Form flach gewölbter Dächer versehen, bieten sie den Ladungen ziemlich viele Sicherheit gegen das Wetter, allein sie segeln nur langsam und sind in sehr stürmischen Jahreszeiten wenig zuverlässig. Die Mannschaft ist meist allein der Classe der Indier entnommen und erhält einen geringen Sold, der jedoch keineswegs Sicherungsmittel gegen offne Entfernung oder geheimes Verlassen ist. Nur die nach Pará gehörenden Fahrzeuge sind mit Negersklaven und Mulatten bemannt, auf deren Leistungen stets mit größerer Gewißheit zu rechnen ist. Orte wie Santarem und Obydos sind zu einer Art von Binnenhäfen oder Centralpunkten für inländischen Verkehr geworden und besorgen die Verbindung mit dem Westen, sowie die Bereisung der vielen Seitenströme durch kleine, auf Kähne vertheilte Parteien. Unter den mancherlei Verbindungen, welche der Handelsstand von Pará sich in den neuern Zeiten zu eröffnen versucht hat, verdient diejenige mit Peru der besondern Erwähnung, nicht sowol wegen ihrer noch unbedeutenden Resultate, als vielmehr wegen der häufig ausgesprochenen Idee, daß auf diesem Wege Brasilien sich in Besitz des peruanischen Handels setzen könne und vielleicht setzen werde. Der ebene nach Osten gelegene Theil des peruanischen Gebietes, die Provinz Maynas, unterscheidet sich in Bezug auf Klima, Bodenverhältnisse und Producte nur wenig von dem untern Stromgebiete des Amazonenstromes und leidet an denselben Übeln der Entvölkerung, der Armuth, des Mangels an Betriebsamkeit, und einer sorglosen Regierungsweise. Die Civilisation als Bedingniß des Verbrauchs europäischer Waaren und die einheimische Industrie stehen sogar auf einer noch weit niedrigern Stufe, denn mit geringen Ausnahmen besteht die Bevölkerung aus eingeborenen Indiern, die bis in verhältnißmäßig neue Zeiten unter kirchlicher Disciplin sich befunden haben. Zwischen diesem Lande der Missionen und der industriösern Küste des großen Oceans bilden die Anden eine Scheidewand, die an keinem Punkte Pässe darbietet, niedriger als 9—10,000′ u. d. M., die in einzelnen Richtungen sogar nur auf 14,000′ hohen Schneiden gekreuzt werden kann. Die Westseite dieser ziemlich stark bewohnten Ketten fällt zwar weit steiler ab als die entgegengesetzte, allein der Mangel an Wäldern hat die Anlegung von Wegen erleichtert, und auf Pfaden, die schon die Incas betraten, steigt in kurzer Zeit die Bevölkerung nach den Meeresufern und ihren Häfen, den Sitzen eines lebhaften und sehr mannichfachen Handels hinab. Nach Osten erstreckt sich immer eine Bergkette hinter der andern durch unzugänglich tiefe Thäler getrennt, und auf gewisser Höhe beginnt ein Forst von undurchdringlicher Dicke, der nur an wenigen Orten von einem unbedeutenden Indierdorfe unterbrochen, sich in die Urwälder des Amazonenstromes fortsetzt. Keine Verbindung existirt dort, ausgenommen an zwei oder drei zugänglichern Punkten, denn so groß sind die natürlichen Hindernisse, daß selbst die Eingeborenen die Anlegung von Fußpfaden kaum versuchten. Der civilisirte und bevölkerte Theil Peru's liegt allein am westlichen Abhange und der Küste; arm an Menschen, großentheils unbewohnt und unproductiv ist die Schneide der Anden. Jene Bevölkerung findet ihre natürlichste Verbindung mit der übrigen Welt auf dem breiten Ocean, den das Schiff von Canton, Calcutta oder Europa mit ziemlich gleicher Leichtigkeit durchschneidet, um Peru zu erreichen. Der wilde, verlassene und unzugängliche Osten wird sich dereinst den schon bis auf das Plateau der Anden reichenden Pfaden anschließen, sich auch mit Brasilien enger verbinden, aber nimmer im Stande sein, den Bedarf Lima's auf dem Amazonenstrome zur weitern Versendung kommen zu las-

sen und der Natur zum Trotze dem Handel eine fremdartige Richtung zu geben. Alle Versuche der Art müssen an den unübersteiglichen Wänden der Anden scheitern, und an der Langsamkeit der Fahrt gegen den Strom, geschähe sie auch durch Dampfsböte. Doch wird dereinst, wenn nicht anders die bürgerlichen Unordnungen jene Länder vorher völlig entvölkern, Pará seinen Handel wieder nach Westen ausdehnen und die Versorgung mancher Provinzen mit europäischen Waaren übernehmen können. Der Handel mit Maynas, sowie er gegenwärtig betrieben wird, bringt nur einer kleinen Zahl von Brasiliern Vortheil. Tabatinga, das Grenzdorf, ist nämlich der Ort, wo die Waaren beider Länder nicht sowol vermöge behindernder Gesetze als wegen eines alten Herkommens niedergelegt werden. Da keinem Weißen ohne genügende Gründe der Aufenthalt in jenem Prezidio (Verbannungsort der politischen Verbrecher aus den atlantischen Provinzen) gestattet wird und die Ankunft der peruanischen Verkäufer auf keine bestimmte Zeit festgesetzt ist, so liegt der Handel in den Händen des Grenzcommandanten, des Pfarrers und einiger begünstigten Individuen des nahen Fleckens San Paulo. Stets findet sich in Tabatinga ein Vorrath großer europäischer Waaren zum Austausche gegen peruanische Producte, denn von beiden Seiten bedient man sich nie des Geldes als Ausgleichungsmittel. Die nach Tabatinga gebrachten Erzeugnisse Peru's sind 1) Sarsaparilla; die feineren von Pará nach Europa verschifften Sorten werden meistens auf diesem Wege erhalten, und von den Kaufleuten der Küstengegenden in kleine Bündel verpackt, kommen aber ursprünglich in Rollen von 50 Pfund Gewicht nach Tabatinga. Der Werth wird durch den Transport und das Gehen durch viele Hände um das Vierfache gesteigert bis zur endlichen Einschiffung an der Küste. 2) Weißes Wachs, gegen 600 Pfund jährlich kommen aus Maynas, wo die Sammlung desselben den Indiern als Tribut aufgebürdet wird. 3) Tabak von sehr großer Güte, der wohl bezahlt und um so mehr gesucht ist, je weniger die Provinz Pará eine für den einheimischen Verbrauch hinreichende Menge erzeugt. 4) Steinsalz, besonders seitdem aus unbekannten Ursachen die Bereitung von Seesalz an der Mündung des Rio Pará abgenommen hat und die Einführung des portugiesischen Salzes, welches außerdem für den gewöhnlichsten Gebrauch zu theuer ist, sich vermindert hat. 5) Grobe baumwollene, in Lamas und Moyobamba gewebte, Zeuche (Tocuyos) zur Bekleidung der Indier in der Comarca des Rio negro, denn weiter hinab erhält man die weit feinern Gewebe der nordamerikanischen und englischen Fabriken zu billigern Preisen. Dies sind ungefähr die Stapelartikel jenes Landes, denn Hangematten aus Palmenfasern, Fieberrinde, Balsam, Farbematerialien, Pfeilgift, Blasröhre von Xeberos, Baumwolle, Trinkgeschirre aus den Früchten der Crescentia kommen nur in kleinen Mengen an, und sind nur für den Verbrauch in den westlichsten Gegenden bestimmt. Der Peruaner erhält dagegen Stangeneisen, eisernes Werkzeug der gewöhnlichsten Art, Messer, Nadeln, feinere Baumwollenzeuche, etwas grobes Leinen, baumwollene Tücher, Flinten, Schießpulver, Steingut, Glaswaaren, Glasperlen, Kupfergeschirr, portugiesischen Wein (zum Kirchengebrauche), etwas Gewürze und vielerlei theilweise höchst unbedeutende Kleinigkeiten, die jedoch Maynas aus Mangel an aller Kunstfertigkeit nicht selbst zu verfertigen vermag. Alle diese Waaren sind jedoch von der gröbsten Art, manche werden sogar in Europa für den Binnenhandel Südamerika's nach herkömmlichen Mustern gefertigt und finden nur dort einen Markt. Der Handel mit Maynas ist übrigens eine neue Entstehung, denn unter der Colonialregierung bewachte man von beiden Seiten die Grenzen mit vieler Eifersucht. Er unterliegt keiner Art von Zöllen; ungefähr 60 größere Kähne langen in einem Jahre mit peruanischen Ladungen in Tabatinga an. Nächst diesem westlichen Handel verdient auch der nach Süden gerichtete Erwähnung. Der seit 1812 von Cuyaba aus auf dem Tapajoz mit Santarem und Pará betriebene Handel hatte 1831 eine ziemliche Ausdehnung gewonnen, indem ein englisches Haus in der Hauptstadt durch Sendung regelmäßiger Expeditionen ihn rasch zu beleben vermocht hatte. Alle schwerern Artikel wurden auf dieser Wasserstraße bezogen, denn die Zunahme der Geschäfte in der Hauptstadt, sowie die directere Verbindung mit Europa hatten es dahin gebracht, daß der Bewohner von Cuyaba es anfing vortheilhafter zu finden, die in ziemlich gleichem Preise stehenden Waaren nicht mehr in Rio Janeiro zu kaufen und über Land zu beziehen. Die Cayabanos waren übrigens die einzigen Käufer im Innern, die noch mit edlen Metallen bezahlten, mit Goldstaub nämlich, den sie in ihren Goldwäschen erhalten und der ihnen ein vortheilhaftes Ausgleichungsmittel in dem geldarmen Pará darbot. Der Handel mit den Indiervölkern an den Seitenströmen befand sich in den Händen ziemlich unternehmender, aber auch sehr roher Speculanten, welche in den Ortschaften am Amazonas und Solimões wohnten, und gemeiniglich dieses Geschäft nur so lange betrieben, bis sie einige Mittel gesammelt hatten. Der Gewinn ist dabei gering, aber doch nicht im Verhältnisse zu den Gefahren und Opfern, welche dergleichen Züge über die Theilnehmer verhängen. Die Gegenstände des Tausches sind wenige und einfacher Art; die Indier erhalten Glasperlen, Messer, Zierathen und Spielwaaren, Spiegel, und wenn sie schon etwas von den Sitten der Weißen angenommen, mancherlei kleine Geräthschaften und grobe Zeuche; sie geben dafür die rohen Producte ihrer Wälder, Cacao, Sarsaparilla, Farbestoffe und allerlei Kleinigkeiten ihrer Industrie, die jedoch nur als Merkwürdigkeiten wieder verkäuflich sind. Auf den Gang der Geschäfte der Hauptstadt hat natürlich jene Betriebsamkeit keinen Einfluß. Der Ausfuhrhandel der Provinz concentrirt sich in ihrem einzigen Seehafen, demjenigen von Pará, und besteht aus den Producten, die wir als Erzeugnisse des Landes aufgeführt haben, und deren Erlangung auf verschiedenen Wegen beschrieben worden ist. Seit 1820[12]) hat derselbe manche Veränderung, wenn auch nicht immer Verbesserungen, erfahren, hat sich jedoch gradweise vermehrt und

12) Martius a. a. O. III. S. 911. 937. (Tafeln.)

[illegible] erreicht haben, [illegible] des Innern [illegible] Angaben ihrer [illegible] Wir ge[illegible] Listen über [illegible] zugleich zu[illegible] [illegible] den, mit denjenigen, die uns das britische Handelsconsulat 1832 mittheilte:

		Ausfuhr.		Einfuhr.	
Im Jahr	1796	297,429	Milrés	330,464	Milrés.
	1806	785,928	—	652,559	—
	1819	747,201	—	605,746	—
	1831	770,572	—	737,622	—

[illegible] Pará während des Jahres 1831:

		Einfuhr			Ausfuhr		
		[illegible]	Tonnengehalt.	Werth d. Cargos.	Zahl.	Tonnengehalt.	Werth d. Cargos.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	1,924	128,662 Milrés	13	2,228	156,970 Milrés
[illegible]	—	[illegible]	[illegible],183	151,360 —	12	2,176	147,400 —
[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	165,600 —	12	2,048	129,402 —
[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	250,000 —	28	3,183	286,800 —
[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	25,000 —	4	557	37,000 —
[illegible]	—	[illegible]	163	11,000 —	1	163	13,000 —
[illegible]	—	[illegible]	[illegible]	6,000 —	—	—	— —
[illegible]		[illegible]	[illegible]	737,622 Milrés	70	10,355	770,572 Milrés

[illegible]

Hauptstadt, wo auch das militairische Hauptquartier sich befindet. Die **Finanzen** befinden sich weder in einem geordneten, noch in einem einträglichen Zustande, da der Aufwand der Provinz durch indirecte Abgaben gedeckt werden muß. Die Eingangszölle von Pará und der binnenländische Zoll auf manche Producte, die theils in Santarem, theils in Gurupá registrirt werden, werfen eine nach den Umständen sehr veränderliche Summe ab. Sie wurde 1832 auf etwa 160 Contos de Réis geschätzt. Die **Landmacht** belief sich ehedem immer auf zwei Regimenter in der Hauptstadt und zahlreiche kleine Detachements an den Grenzen und in den Posten (Registos) entlang den Flüssen. Sie war während der Kriege mit Buenos Ayres sehr vermindert worden und bestand größtentheils aus Farbigen und überhaupt der niedrigsten Hefe des Volkes. Ihre mehrfachen Aufstände führten zuletzt die Revolution und die Gräuel von 1835 herbei. Die Miliz ([illegible]) ist ohne alle Brauchbarkeit, ungeübt, unbewaffnet und zum Dienste gezwungen, benutzt sie jede Gelegenheit, um zu entfliehen. Die **Eintheilung** des ungeheuern Landes in zwei gemeinsam regierte Comarcas (de Pará, do Rio negro) erleichtert einigermaßen die Regierung und reicht für jetzt noch hin. Die Grenze zwischen beiden wird durch den Registo de Parentim, unterhalb Villa nova da Rainha am Amazonas bezeichnet. Den Behörden der kleinern Orte (Juizes) liegt die Beaufsichtigung kleiner Bezirke ob, die ihren Wohnsitz jedoch mit nicht fest bestimmten Grenzen umgeben, und die einzigen Territorialabtheilungen der Comarcas ausmachen. — **Topographische Übersicht.** 1) Comarca de Pará. Bevölkerung 68,190 (Martius, 1820). Hauptstadt der ganzen Provinz, Pará oder S. Maria de Belem do gram Pará (1° 30' südl. Br., 51° westl. L. Paris nach Condamine, 1° 18' südl. Br., 50° 42' 45" westl. L. Par. nach [illegible], 1° 27' 2" südl. Br., 50° 58' westl. L. Par. nach der Grenzcommission) am gleichnamigen Flusse, der

aus einer Vereinigung des mächtigen Tocantins, des Amazonas und vieler kleiner Nebenflüsse entsteht, gegen drei Leguas bis zur gegenüberliegenden Insel Marajó in der Breite mißt und Kriegsschiffen aller Größen bis vor die Stadt zu kommen erlaubt. Die Umgegend ist niedrig, trägt den oben beschriebenen allgemeinen Charakter des Landes; der Urwald reicht bis an die äußersten Gassen, aber dennoch ist die Lage gesund und die Fieber des nahen Cayenne sind unbekannte Plagen. Die Stadt ist ohne alle Einschließung, besteht aus vier dem Stromufer und unter sich parallelen Straßen, die von Norden nach Süden laufen und etwa eine Viertelstunde lang durch rechtwinklige und breite Gassen durchschnitten werden. Die Bauart ist die moderne der portugiesischen Seestädte; die Häuser der bessern Classe sind aus Bruchsteinen gebaut, durchgängig zwei und einige drei Stockwerke hoch, mit Ziegeln gedeckt, freundlich und nicht ohne Eleganz. Öffentliche Gebäude sind: der am Südende liegende, gegen 1780 vollendete Palast der Regierung von sehr großem Umfange und geschmackvoller Bauart; die Kathedrale von bedeutender Größe und die Kirche der Mercenarier; das ehemalige Collegium der Jesuiten, jetzt ein Priesterseminarium; das Zollhaus. Als Sitz der Regierung und einziger Hafen der Provinz ist Pará lebhafter und gewerbfleißiger als irgend ein anderer Ort, jedoch steht es in Bezug auf großartige Betriebsamkeit und Civilisation unter dem nahen Maranhaõ. Der Hafen wird durch den Fluß gebildet und mag viele Schiffe fassen, nur wird seine Erreichung durch die gefährlichen Untiefen am Cap Magoary, die Bank Tijoca und die Unregelmäßigkeiten des Flußbettes näher der Stadt etwas erschwert. Für die Vertheidigung dieses sehr wichtigen Punktes ist wenig gesorgt; ein unbedeutendes Inselfort unterhalb des Ankerplatzes, ein zweites etwas stärkeres oberhalb desselben, würden nicht einmal einer Fregatte Widerstand leisten; zwei ehedem mehr in der Mitte gelegene Redouten sind seit 1830 niedergerissen worden. Die Bevölkerung, welche 1820 von Martius zu 24,500 Seelen angegeben wurde, hatte sich 1832, wie man glaubte, vermindert, denn obgleich mehr Fremde sich angesiedelt hatten, so waren doch auch sehr viele Portugiesen ausgewandert. Pará wurde 1615 durch Francisco Caldeyra gegründet. — Colares, Vigia, Cintra, Caité, unterhalb Pará, sind, sowie alle Küstenorte der Insel Marajó, kleine, von Fischern, größtentheils Farbigen, bewohnte, meistens aber mit Pfarrern versehene Dörfer. Villa do Conde, Beja, Abaité, Orte von 300 — 800 Einwohnern. Camutá am Tocantins (8050 Einw. Martius) mit einiger auf Verfertigung von Hangematten, Tabackspfeifen und Töpfergeschirr gerichteten Industrie, sind mit einer im höchsten Grade verdorbenen Bevölkerung erfüllt, und Herde aller Unruhen der neuern Zeit. Ebenso Portel, Melgaço. Gurupá, zuerst von den Holländern gegen 1615 begründet, ist ein Registo, wo alle von Westen kommende Fahrzeuge beizulegen und ihre Ladungen anzugeben haben. Zu diesem Zwecke hält sich in dem sonst geringfügigen Dorfe ein Commandant und eine kleine Garnison auf. Porto de Moz am Xingu, einem in seinen höhern Gegenden noch unbereisten Strome, Dorf von Resten der Indiervölker Tacunhapez und Jurúnas bewohnt. Santarem, an der Mündung des Tapajoz, der größte Ort im Innern der Provinz, besteht aus einigen Hunderten von reinlichen und freundlichen Häusern, besitzt eine ziemlich große Kirche aus Bruchsteinen, und treibt einen lebhaften Handel mit den Indiern am Tapajoz, sowie auf demselben Wege mit den Bewohnern von Cuyaba. Die gewöhnlichen Landesproducte werden in der Umgegend in Menge gesammelt. Der Ort ist Sitz eines Militaircommandanten, und hat eine kleine Garnison, gemeiniglich liegt daselbst ein Kriegsschoner vor Anker. Alle vom Westen kommende Fahrzeuge haben sich bei dem dortigen Registo zu melden. Bevölkerung (1820) 2,360 Seelen. Die Lage ist angenehm, indem die Entfernung vom Amazonas (¼ Stunde) und die höhern Ufer vor Überschwemmung sichern. Auf dem nördlichen Ufer des Hauptstromes liegt, und zwar an der Mündung, die schöngebaute Festung Macapá mit einem gleichnamigen Flecken. Die großen Grasebenen der Umgegend, obwol theilweise den Überschwemmungen sehr ausgesetzt, haben Veranlassung zur Betreibung der Viehzucht im Großen gegeben. Almeirim (oder Parú) ist nächst dem ganz verfallenen und unbedeutenden Serpa der älteste Ort am Amazonas, aber selbst nur ein kleines von Indiern bewohntes Dorf. In der Nähe liegt ein Tafelberg (Morro de Almeirim) als östliches Ende der Hügelreihe, die sich bis Montalegre, einem Flecken von 1800 Einwohnern (1820) entlang dem Amazonas unter dem Namen Serra de Parú erstreckt und nirgends sich höher als 6—700 Fuß über den Fluß zu erheben scheint. Die Umgegend beider Orte ist an vielen Stellen waldfrei und mit Gräsern bedeckt; auf diesen Campinas werden große Viehheerden gehalten, deren Häute über Pará exportirt werden. Obydos (oder Pauxis), 1800 Einwohner, auf einem ungefähr 300 Fuß hohen Ufer gelegen, ist ein Flecken von ziemlich städtischer Bauart und von sehr einladendem Ansehen. Mehre Kaufleute hatten sich in den neuesten Zeiten dort niedergelassen und betrieben die Einsammlung und den Ankauf der Landesproducte, namentlich des in der Umgegend viel gebauten Cacao. Merkwürdig ist hier die durch trigonometrische Messung vergewisserte Einengung des ganzen Stromes in ein nur 869 Klaftern breites Bette (Estreito de Pauxis). 2) Comarca do Rio negro, besteht aus Niederlassungen entlang dem Rio negro, dem Solimões und aus einigen kaum nennenswerthen Dörfern am Madeira und Japurá. Bevölkerung 15,235 Seelen (Martius 1814). Villa nova da Rainha macht den Grenzort gegen Pará und liegt auf einem 200 Fuß hohen steilen Ufer. In diesem an sich kleinen Orte von höchstens 600 Einwohnern herrscht wegen der Nähe des Madeira und des unabhängigen Indiervolks der Mauhés ein lebhafter Handel. Sylves auf der Nordseite des Stromes innerhalb des Archipels, der von den Seen Saracá und Canumá gebildet wird, erbaut den besten Tabak der Provinz. Am Rio negro, eine Stunde oberhalb seiner Einmündung in den Hauptstrom, liegt die Hauptstadt der Comarca, Barra do Rio negro, seit 1809 Sitz des Gouverneurs und des Ouvidors, sowie

einer Finanzcommission. Die Höhe über dem Meere beträgt 522 Fuß Par. (Martius), 3° 9′ südl. Br. (Grenzcommission). Bevölkerung 1372 Seelen (1814 Martius), 1200 Seelen (1832 Pöppig). Die Bauart ist ländlich, die Gassen kreuzen sich aber rechtwinklig und sind zum Theil gepflastert. Ein kleines Fort befindet sich neben dem Ankerplatze, allein kein öffentliches Gebäude erhebt sich über den Hintergrund des wenig entfernten Urwaldes. Die Regierung hatte gegen 1780 Fabriken von Baumwollenzeuchen, später eine Töpferei angelegt, die aber in den neuesten Zeiten sehr vernachlässigt worden sind. Ein Detachement von einigen hundert Mann, mit drei Kanonen und einem bewaffneten Schoner bildete 1832 die Vertheidigungsmittel der ganzen Comarca, und hielt sich gewöhnlich in der Barra auf. Theils als Sitz der Regierung, theils wegen eines lebhaften Verkehrs mit den Ortschaften im Norden und Westen hatte sich vor dem Ausbruche der letzten Revolutionen ein ziemlicher Wohlstand gebildet, der aber durch die 1832 folgende Anarchie zerstört worden ist. Am Rio negro liegen noch mehre Dörfer, in denen größtentheils viel Armuth herrscht, unter ihnen verdient allein Barcellos (0° 58′ südl. Br., 65° 15′ westl. L. Paris [Grenzcommission], Bevölkerung 695 Seelen [Martius 1814]) Erwähnung, als ehemaliger Sitz der Regierung; die Mehrzahl der Gebäude liegt jetzt in Ruinen, und die Entvölkerung nimmt in Folge der Wechselfieber zu, die dort endemisch sind. Dieselbe Geisel hat auch das Verlassen der Dörfer am Madeira und Japurá veranlaßt, sodaß oft kaum noch ein Paar Hütten von halbwilden Indiern bewohnt ihre einstige Lage andeuten. An der Südseite des Solimöes liegen Coarý (Alvellos), ebenso wie Ega, Nogueira und Fonteboa durch den Mangel an arbeitenden Händen sehr heruntergekommene Dorfschaften, deren Einwohner theils durch Aufsuchung von Sarsaparilla, theils durch Bereitung von Eieröl der Schildkröte einigen Erwerb haben. Ega (3° 20′ südl. Br., 67° 15′ 15″ westl. L. Par. nach der Grenzcommission, Höhe über dem Meere 572 Fuß Par. Martius, Bevölkerung im J. 1784 1500 Seelen, im J. 1814 608 Seelen, Martius, im J. 1832 400 Seelen, Pöppig) war einst ein sehr bedeutender Ort und liegt ebenso angenehm als vortheilhaft am Mündungssee des Teffé. San Paulo, auf dem höchsten Punkte des Stromufers, entlang dem Solimöes, erhält sich gleich dem Grenzforte und Dorfe Tabatinga fast allein durch den Handel mit dem nahen Maynas. (*E. Pöppig.*)

PARA, König von Armenien, von den armenischen Schriftstellern Bab genannt. Die ihn betreffenden Begebenheiten bilden einen der hervorstechendsten Züge in dem Bilde von der Regierung des Kaisers Valens. Para war der Sohn Arsaces' II. und der Olympia (Pharandsem bei den Armeniern); den Vater hatte der persische König Sapores, etwa 369 n. Chr. Geb., mittels Hinterlist und Meineid in seine Gewalt gelockt, ihm die Augen ausstechen lassen und nach Susiana in das feste Schloß Agabana verwiesen, wo er mehre Jahre gefangen gehalten wurde, bis er durch Hilfe eines getreuen Dieners, Transdamab, die Mittel erhielt, seinen langen Leiden durch Selbstmord ein Ende zu machen. Mutter und der noch sehr junge Sohn hatten sich mit den Schätzen des Königs nach dem befestigten Artogerassa zurückgezogen, was Sapores nun durch ein starkes Heer unter Anführung von Artabarnes und dem Verschnittenen Cylaces belagern ließ, welche Verräther an ihrem Herrn und Könige Arsaces geworden, als Überläufer sich zu Sapores begeben hatten. Die Feste, auf steilem Berge gelegen und von Natur geschützt, konnte noch schwerer wegen der winterlichen Jahreszeit erobert werden; die beiden Verräther erbaten sich daher ein geheimes Gehör, ob es ihnen gelänge, durch falschen Rath und Drohungen die gutwillige Übergabe zu erlangen, aber der Erfolg ward ein ganz anderer; sei es, daß der Anblick der von ihnen verrathenen Familie, des interessanten jungen Fürsten, die Thränen der Mutter über das harte Geschick ihres Gemahls ihre Reue erregte, oder ihnen gemachte Zusicherungen ihrer Selbstsucht eine andere Richtung gab, genug sie verschafften der Fürstin Gelegenheit, in einem nächtlichen Ausfalle mit ihrem Sohne glücklich aus der Stadt und in Sicherheit zu kommen; das persische Belagerungsheer wurde zurückgedrängt und die Feste entsetzt. Para begab sich auf den Rath seiner Mutter mit einem kleinen Gefolge unter den Schutz der Römer; der Kaiser Valens wies ihm Neocäsarea, die bekannte Stadt in Pontus, zur Residenz an und ließ ihn hier mit Auszeichnung behandeln. Dies bewog Artabarnes und Cylaces, welche sich nun an die Spitze der Sache ihres jungen Königs gestellt hatten, sich von Valens die Wiedereinsetzung des Para mit Hilfe eines römischen Heeres zu erbitten. Nach den armenischen Berichten war es der Patriarch Nerses, der Krongroßfeldherr von Armenien Muschegh und der Arsacide Shantarad, welche eine Armee gesammelt, mit ihr die Perser zurückgedrängt und an den Kaiser Valens das angegebene Gesuch gerichtet hatten. Dem Kaiser waren durch die Tractate, welche die Römer unter Jovian mit Sapores eingegangen waren, die Hände gebunden; er begnügte sich also für den Augenblick damit, durch den Dux Terentius Para nach Armenien zurückführen zu lassen, verweigerte ihm aber alle Hilfstruppen und selbst die Insignien der königl. Würde, alles dies, um nur den Schein zu retten, daß er nichts gegen den Friedensvertrag mit Sapores unternehme. Sapores ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern ein großes persisches Heer in Armenien einrücken, was die größte Verwüstung und Plünderung im Lande verübte. Das Einrücken dieses Heeres setzte den König Para in solchen Schrecken, daß er sich in Ermangelung jeder Hilfe mit Cylaces und Artabarnes in die unzugänglichen Berge und Wälder zurückzog, woselbst er sich fünf Monate hindurch verborgen hielt und die verschiedenartigsten Versuche des persischen Königs vereitelte. Unterdessen ließ dieser mit aller Macht Artogerassa einschließen, was am Ende, nachdem alle Vertheidigung erschöpft war, seine Thore zu öffnen genöthigt wurde; die Feste wurde verbrannt, die Witwe des Arsaces, die Mutter des Königs, fiel mit ihren Schätzen in die Hände der Perser. Diese neue Invasion bewog endlich den Kaiser, ein römisches Heer unter Anführung des Comes Arinthäus in diese Gegend

den Armeniern zu Hilfe zu schicken. Mit diesem vereinigte sich das armenische Heer unter Muschegh und rückte ohne Aufschub gegen den Feind; die Vorhut der persischen Armee unter dem Befehle von Caren und Gin wurde augenblicklich überwältigt, die Perser in mehren Schlachten geschlagen, die von ihnen belagerten Festungen entsetzt und Sapores am Ende genöthigt, sich mit seinem Heere nach Atropatene zurückzuziehen; auch hier von Neuem angegriffen, wurde er wieder geschlagen in den Ebenen von Tauris. Der persische König nahm schimpflich die Flucht, und in die Hände des Siegers fielen seine Weiber und eine unermeßliche Anzahl Gefangener, von welchen Muschegh alle Armenier als Verräther hinrichten, die übrigen Gefangenen wie die Frauen des Sapor ohne Lösegeld zurückschicken ließ, eine Handlung der Großmuth, welche die Feinde von Muschegh begeiferten und dazu misbrauchten, um dem von Natur argwöhnischen jungen Fürsten Zweifel gegen die Treue des Kronfeldherrn einzuflößen, die auf das Gemüth desselben einen bleibenden Eindruck während seiner ganzen Regierung zurückließen. Unterdessen kam Sapor an der Spitze einer neuen Armee, um seine frühere Niederlage zu rächen; Para, Terentius und Muschegh erwarteten mit dem vereinten römisch-armenischen Heere den Feind in der Provinz Ararat in der Ebene von Pakaban am Fuße des Berges Nebad; hier erfolgte eine Schlacht, die, obgleich lange zweifelhaft, doch mit der Niederlage der Perser endigte, welche genöthigt wurden, wieder nach Atropatene zurückzukehren. Neue Versuche hatten nicht bessern Erfolg, und indem Sapor noch einen andern Krieg gegen die Arsaciden von Baktrien zu führen hatte, entsagte er für den Augenblick auf jedes bewaffnete Einschreiten in die Angelegenheiten Armeniens, suchte dafür aber auf eine hinterlistige Weise den König Para, indem er großes Wohlwollen für ihn heuchelte, von den Römern abzuziehen, denen er doch die Wiedereinsetzung in das Reich seines Vaters verdankte, und ihm Verdacht gegen seine treuesten Minister Cylaces und Artabarnes beizubringen. Dies gelang dem Sapor nur zu gut; er erwarb sich das Vertrauen des Königs Para und ließ in ihm den Wunsch rege werden, einerseits das Joch der Römer von sich abzuwälzen, andererseits sich Diener vom Halse zu schaffen, welche, wie Sapor listiger Weise ihm vorhielt, ihm mehr zu befehlen als zu dienen schienen; diese ließ er unter dem Vorwande des Verrathes hinrichten und ihre Köpfe als Bürgschaft seiner Verbindung an Sapor schicken. Gegen die Römer aber wagte sich Para noch nicht offen zu erklären; er hatte noch das römische Heer in seinem Lande zu scheuen. Um ihn von dieser Verlegenheit zu befreien, schickte Sapor eine Gesandtschaft an den Kaiser Valens, die ihn daran erinnern sollte, daß er gemäß dem mit dem Kaiser Jovian eingegangenen Vertrage keinerlei Hilfe den Armeniern gewähren dürfe und daher die römischen Truppen aus Armenien herauszuziehen habe. Der Kaiser, der sehr wohl von den wahren Absichten des Sapor unterrichtet war, nahm auf das Verlangen dieser Gesandtschaft so wenig Rücksicht, daß er vielmehr augenblicklich neue Truppen nach Armenien abgehen ließ und dem Terentius den Auftrag ertheilte, mit zwölf Legionen den aus dem Königreiche Iberien verjagten Sauromaces wieder einzusetzen (*Amm. Marcell.* XXVII, 12). Während Para auf diese Weise gezwungen wurde, wider Willen bei der römischen Alliance zu bleiben, unterwarf unterdessen Muschegh ihm alle diejenigen Fürsten von Neuem, welche die bisherigen Kriegsunruhen benutzt hatten, sich unabhängig zu machen, und gab Armenien seine alte Macht wieder. Para indessen, fortgerissen von seiner Jugend, getäuscht durch seine Schmeichler, verführt durch die Emissaire des persischen Königs, überließ sich großen Ausschweifungen, und als deshalb der Patriarch Nerses, welcher arsacidischen Geblütes war und den größten Einfluß im Lande ausübte, ihm darüber ernstliche Vorstellungen machte, schaffte er diesen unzeitigen Tadler heimlich durch Gift aus dem Wege, im J. 372. Jetzt ließ sich Para mehr als je durch den schlechten Rath des Sapores leiten; er war sogar bereit, sich offen mit ihm zu verbinden und den Römern den Krieg anzukündigen, wenn man ihm nicht Cäsarea in Kappadocien nebst zehn andern Städten und dem Territorium von Edessa abtreten würde. Der Befehlshaber der römischen Truppen in Armenien, Terentius, merkte sehr bald diese Absichten Para's und theilte dieselben dem Kaiser Valens mit, andere Beschuldigungen hinzufügend, die dieser Schleicher seiner Absicht entsprechend fand, die immer darauf gerichtet war, die Misverhältnisse zwischen den Römern und Para zu steigern; so warf er in seinen Berichten an den Kaiser dem Könige immer von Neuem die Ermordung des Cylaces und Artabannes vor und bemerkte, daß er mit großer Grausamkeit seine Unterthanen behandle; es sei daher das Beste, sobald als möglich an seiner Statt einen neuen König nach Armenien zu schicken. Der Kaiser befahl Para, unter dem Vorwande, als wolle er sich mit ihm über eine der schwebenden Angelegenheiten berathen, sich augenblicklich zu ihm zu begeben; der Ausführung dieses Befehls konnte Para ohne offenbaren Ungehorsam sich nicht entziehen; er begab sich nach Tarsus in Cilicien, wo er unter dem Scheine einer Ehrenwache gefangen gehalten wurde. Man vermied es zwar, ihn über sein weiteres Schicksal zu belehren, aber indem man ihn weder an das kaiserliche Hoflager reisen ließ, noch von der Ursache seiner Herberufung in Kenntniß setzte, merkte er sehr bald, was auch geheime Anzeigen bestätigten, daß ein schweres Geschick ihm bevorstehe, und so beschloß er, nach dem Beirathe seiner Vertrauten, um jeden Preis sich durch die Flucht zu retten; unterstützt von etwa 300 Armeniern, die ihm nach Tarsus gefolgt war, ritt er mehr mit Kühnheit als mit Besonnenheit davon, war jedoch so glücklich, nach einem angestrengten Ritte von zwei Tagen und zwei Nächten an den Euphrat zu gelangen; über diesen setzte er auf eine fast wunderbare Weise, und obgleich Valens Truppen unter Barzimeres und Daniel zu seiner Verfolgung abschickte, war er doch so glücklich, in seine armenischen Staaten zurückzukehren; Para wurde mit ausgezeichneter Freude von seinen Unterthanen aufgenommen, und er seinerseits blieb in der Alliance mit dem Kaiser, uneingedenk der schweren Beleidigungen, die er eben er-

fahren, und im Gegentheil suchte er ihm jetzt auf jede Weise eine völlige Hingebung zu beweisen; aber die römischen Feldherren und namentlich der Dux Terentius fuhren fort, den König beim Kaiser zu verleumden, den Argwohn des letztern zu steigern, und um sich und ihre Ungeschicklichkeit von aller Schuld wegen der gelungenen Flucht zu reinigen, das Gefahrvolle der List-Para's zu übertreiben. Alles dies bewog am Ende den Kaiser, die geheime Ermordung Para's anzubefehlen; den Auftrag erhielt der Militairbefehlshaber Trajan; durch diesen wurde der König, nachdem man ihn vorher durch ein Freundlichkeit und gnädige Gesinnung heuchelndes Schreiben des Kaisers getäuscht hatte, zu einem Gastmahle eingeladen; Para nahm, nichts Böses fürchtend, die Einladung an, und als er erschien, wurde ihm der Ehrenplatz bei Tische angewiesen; kostbare Gerichte wurden vorgesetzt, das große Haus erscholl von Gesang und Musik; als aber der Wein seine Wirkung auf den Gast ausübte, entfernte sich der Gastgeber unter dem Vorwande eines natürlichen Bedürfnisses, und hereintrat ein Soldat barbarischer Abkunft mit wildem Blicke und gezogenem Schwerte; durch ihn wurde der König, den man vorher in eine solche Lage gebracht hatte, die jedes Entspringen unmöglich machte, dennoch sein Leben auf jede Weise muthig vertheidigend, grausamlich ermordet. Die That flößte Schauder und Haß mehr noch gegen den, welcher sie angeordnet, wie gegen den, welcher mit Verletzung jedes Gastrechts seine List zur Ausführung geboten, als gegen den Elenden ein, der den ihm gewordenen Befehl vollzogen hatte. Ammian (XXX, 1), dem wir in diesem Berichte gefolgt sind, erhöht die Schande dieser That durch Vergleichung mit dem schönen Benehmen, das in alter Zeit Fabricius gegen den König von Epirus, Pyrrhus, beobachtet, den er vor dem Giftbecher seines Arztes gewarnt hatte. Die Ermordung Para's gehört dem J. 374 an; er hatte damals etwa sieben Jahre regiert. Der Kaiser Valens schickte einige Zeit darauf den Varaztad, Sohn des Anob, welcher ein Bruder des Königs Arsaces II., Oheim des Königs Para, war, als König nach Armenien; im Jahre 379 aber wurden die noch sehr jungen Söhne Para's, Arsaces III. und Valarsaces III., in das Reich ihres Vaters eingesetzt. Moses von Chorene (III, 35 sq.) erzählt die hier größtentheils nach Ammian berichteten Begebenheiten mit großen Variationen, die aber fast alle auf Irrthümer der Unkunde hinauszulaufen scheinen; so nennt er überall den Kaiser Theodosius statt Valens, der König Para heißt bei ihm Papus, der Dux Terentius wird von ihm Terentianus, der Comes Arinthäus wird Abdäus genannt, anderer Abweichungen nicht zu gedenken, auf welche die englischen Herausgeber dieses traurigen armenischen Geschichtschreibers aufmerksam machen; in Allem aber, was sich hier von Ammian und Moses Abweichendes finden sollte, bin ich St. Martin in der Biogr. universelle gefolgt. Vergl. auch *Gibbon*, The history of the decline and fall of the Roman empire. c. 26. p. 254 sq. (*H.*)

PARA (Parasi, Medino), türkische Rechnungs- und silberne Scheidemünze, deren Werth sich nach dem des Piasters richtet. Man berechnet nämlich den Piaster zu 40 Paras, und 2½ gute oder 3 schlechte Asper machen einen Para. Früher hatte dieser einen Werth von 4½ Pf. preuß., jetzt gilt er nur noch 2 solche Pfennige. Die ältern ägyptischen, aus 9 Loth 11 Grän feinem Silber geprägten, Paras haben einen Werth von 6¼ Pf. preuß. In den Jahren 1772 und 1773 ließen die Russen für die Moldau und Wallachei Paras aus türkischen Kanonen prägen, welche 1 Sgr. 1 Pf. preuß. galten *). Man hat auch 5-, 10-, 15-, 30-Parastücke, welche verschiedene darauf Bezug habende Namen führen. Vgl. Niemann's Handbuch. (*Fischer.*)

PARABALI (*Παραβάλι*), eine Stadt in Indoscythia, auf der Ostseite des Indus und in der Nähe desselben, welche nichts Merkwürdiges darbietet. Sie wird von Ptolemäus (VII, 1) genannt, welcher unter den alten Geographen am ausführlichsten über India handelt. (*Krause.*)

PARABASE. 1) Name. Das Wort *παράβασις* hat in der griechischen Sprache mehre Bedeutungen, welche uns zwar hier fern liegen, aber doch auf das Vorbei- oder Über- oder Heranschreiten hinauslaufen; wir haben es hier mit der einen Bedeutung zu thun, wornach dieses Wort eine bestimmte Abtheilung von Chorgesängen der ältern griechischen Komödie bedeutet. Die griechischen Grammatiker [1]) waren selbst in Zweifel, woher das Wort zu dieser Bedeutung gekommen, und namentlich ob dieser

---

*) Diese Paras sind 1¼ Loth schwer. Das gekrönte Doppelschild mit Ochsenkopf, Taube und Jahrzahl findet sich auf dem Avers, der Revers im Quadrat enthält 2 *ПАRА* und darunter 3 *КОПѢКЪ*.

1) Schol. *Aristoph.* Equit. 512 *παραβῆναι*) *τῇ παραβάσει χρήσασθαι. λέγεται δὲ παράβασις ἤτοι ἐπειδὴ ἀπῆκται τῆς ἄλλης ὑποθέσεως, ἢ ἐπειδὴ παραβαίνει ὁ χορὸς τὸν τόπον. ἑστᾶσι μὲν γὰρ κατὰ στίχον* (*στοῖχον Suid.*) *οἱ* (ob *αὐτοὶ* oder *οἱ χορευταί*?) *πρὸς τὴν ὀρχήστραν ἀποβλέποντες. ὅταν δὲ παραβῶσιν, ἐφεξῆς ἑστῶτες καὶ πρὸς τοὺς θεατὰς βλέποντες τὸν λόγον ποιοῦνται.* Schol. Pax. 733: *παράβασιν δὲ τοῦτο ἐκάλουν ἀπὸ τοῦ παραβαίνειν τὸν χορὸν ἀπὸ τῆς νενομισμένης στάσεως εἰς τὴν καταντικρὺ τοῦ θεάτρου ὄψιν, ὁπότε ἐβούλετο ὁ ποιητὴς διαλεχθῆναί τι ἔξω τῆς ὑποθέσεως ἄνευ τῶν ὑποκριτῶν πρὸς τὸ θέατρον διὰ τοῦ χοροῦ. ἐστρέφετο δὲ ὁ χορὸς καὶ ἐγίνοντο στίχοι δ΄. εἶτα διελθόντες τὴν καλουμένην παράβασιν, ἐστρέφοντο πάλιν εἰς τὴν προτέραν στάσιν. δῆλον δὲ αὐτοὶ ποιοῦσιν οἱ ποιηταί, τὸ στρέφεσθαι σημαίνοντες καὶ τὸ παραβαίνειν. Πλάτων ἐν τῷ Παιδαρίῳ· εἰ μὲν μὴ λίαν ὦ ἄνδρες ἠναγκαζόμην στρέψαι δεῦρ', οὐκ ἂν παρέβην εἰς λέξιν τοιάνδ' ἐπῶν. ἄμφω σημάνας, καὶ τὸ στρέφεσθαι καὶ τὸ παραβαίνειν. Κρατῖνος δὲ ἐν τῇ Πυλαίᾳ δηλοῖ, ὅτι ἓξ ἐστι ζυγὰ τοῦ χοροῦ.* Suidas, welcher auch die beiden eben angeführten Scholien sich zum Theil zu eigen gemacht hat, im W. *παράβασις: Τοῦτο λέγεται παράβασις, ἅπερ ἔλεγον ἐπιστρέφοντες οἱ χορευταὶ πρὸς τοὺς θεωμένους. Ἔστι δὲ ὁ τρόπος, ὅταν καταλιπὼν τὰ ἑξῆς τοῦ δράματος ὁ ποιητὴς συμβουλεύῃ τοῖς θεωμένοις, ἢ ἄλλο τι λέγῃ ἐκτὸς τῆς ὑποθέσεως.* *Hephaestion* c. 14. p. 131: *Ἔστι δέ τις ἐν ταῖς κωμῳδίαις καὶ ἡ καλουμένη παράβασις, ἥ τις, ἐὰν τελεία γράφηται, ἔστιν αὐτῆς εἴδη ἑπτά. Καλεῖται δὲ παράβασις, ἐπειδὴ εἰσελθόντες εἰς τὸ θέατρον καὶ ἀντιπρόσωποι ἀλλήλοις στάντες οἱ χορευταὶ παρέβαινον, καὶ εἰς τὸ θέατρον ἀποβλέποντες ἔλεγόν τινα.* *Pollux* IV, 111: *Τῶν δὲ χορικῶν ᾀσμάτων τῶν κωμικῶν ἕν τι καὶ ἡ Παράβασις, ὅταν ἃ ὁ ποιητὴς πρὸς τὸ θέατρον βούληται λέγειν, ὁ χορὸς παρελθὼν λέγει ταῦτα.* *Platon.* de differentia comoediarum. p. VI. *Dindorf.*: *Παράβασις δέ ἐστι τοιοῦτο. μετὰ τὸ τοὺς ὑποκριτὰς τοῦ πρώτου μέρους πληρωθέντος ἀπὸ*

Theil der Komödie deshalb so genannt worden sei, weil sein Inhalt den Zusammenhang der Fabel überschreite, oder weil bei dem Vortrage wenigstens der Haupttheile, nämlich der eigentlichen Parabasis im engern Sinne und der Epirrhemata, der Chor eine Schwenkung zum Publicum zu machte; für diese letztere Auslegung berief man sich besonders auf eine Stelle des Komikers Plato, in der *στρέψαι*, wenden, und *παραβῆναι* als Synonyma gebraucht werden. Da man indessen, wenn auch nicht *παραβαίνειν*, doch *παρέρχεσθαι* [2]) technisch von dem sagte, welcher vor die Volksversammlung zum Sprechen herantrat, so wäre es nicht unmöglich, daß auch die Parabase, da sie doch ihrem Inhalte und ihrer Form nach, eine Ansprache an das attische Volk, von dem Herantreten zur Ansprache genannt und so vom nahe verwandten Parodos unterschieden worden sei.

2. **Historisches.** Wir nannten die Parabasis eine bestimmte Abtheilung Chorgesänge der griechischen Komödie; denn wenn Pollux [3]) auch sagt, daß Euripides öfter, Sophokles zuweilen den Chor in der Person des Dichters sprechen lasse, so hat doch ein solcher tragischer Chorgesang nie die Form der Parabase gehabt und die Verwandtschaft des Inhalts war in keinem Falle so groß, um uns zur Annahme einer *tragischen* Parabase zu berechtigen. Was aber die griechische Komödie betrifft, so ist die Parabase der sogenannten mittlern und neuern Komödie schon aus dem Grunde fremd geblieben [4]), weil diese Komödie keinen Chor hatte, mithin auch keinen Chorgesang, die Parabase ist aber eine Gattung von Chorgesängen; aber auch selbst bei der alten Komödie ist die Parabase nicht als ein schlechthin nothwendiger Theil angesehen worden; denn es haben, des Aristophanischen Plutus nicht zu gedenken, den man in seiner uns jetzt erhaltenen zweiten Recension unbedenklich zur mittlern Komödie rechnen kann, auch die Lysistrata und die Ekklesiazusen, welche doch sowol ihrer Zeit als ihrem ganzen Inhalte und Form nach zur alten Komödie gehören, keine Parabase, und daß dasselbe auch mit dem Äolosikon des Aristophanes, mit den Odysseis des Kratin und vielen andern Stücken der ältern Komödie der Fall war, geht aus einer Stelle des Platonius [5]) hervor, dem man indessen, wie schon die angeführten Beispiele zum Theile zeigen, nicht zugeben kann, daß die der Parabase entbehrenden Komödien mehr den Stücken der mittlern Komödie, d. h. den Parodienstücken, in Inhalt ähnlich gewesen wären.

3. **Stellung.** Die Parabase ist also immer vom Chore, nie von einem Schauspieler vorgetragen worden; vielmehr trat sie dann ein, wenn die Fabel zu einem gewissen Ruhepunkte gekommen war, sodaß die Schauspieler alle auf einige Zeit abtraten, in welcher Zwischenzeit dem Publicum schicklicherweise ein solches mit dem eigentlichen Sujet wenig oder gar nicht zusammenhängendes Intermezzo geboten werden durfte. Bei dem Vortrage der drei Haupttheile, der Parabase im engern Sinne, dem Epirrhema und Antepirrhema, nahm der Chor eine von seiner gewöhnlichen abweichende Stellung ein; der komische Chor nämlich, der bekanntlich aus 24 Choreuten bestand, zog entweder gliederweise (*κατὰ ζυγά*), d. h. vier Mann Fronte, sechs Mann tief, oder reihenweise (*κατὰ στοῖχον*), d. h. sechs Mann in der Front, vier Mann tief, selten wol einzeln (*καθ' ἕνα*), d. h. ein Mann Front und 24 Mann tief in die Orchestra ein, theilte sich, wenn er hier angelangt war, um die Thymele herum in zwei Halbchöre (*ἡμιχόρια*), die sich einander das Gesicht zukehrten (was *ἀντιστοιχεῖν ἀλλήλοις* hieß), jede vermuthlich in zwei Reihen von je sechs Mann mit ihrem eigenen Führer geordnet; nur dann, wenn der Chor als ein Ganzes in die Handlung eingriff, mochte er in Eins verbunden, seine Fronte dem Logeion oder dem Aufenthaltsorte der Schauspieler zukehren. In den angeführten Theilen der Parabase aber schwenkten die beiden Chorhälften sich so, daß sie reihenweise aufgestellt, dem Publicum das Gesicht zukehrten, der oberste Chorführer (*ἡγεμὼν κορυφαῖος*) vortrat und diese Chorgesänge recitativisch vortrug.

4. **Bestandtheile.** Die Grammatiker bemerken, daß die Parabase, wenn sie vollständig sei, aus sieben Theilen bestehe, welche sie bald *μέρη*, bald *εἴδη* nennen, dem Kommation, der Parabase im engern Sinne, welche auch Anapästos (Anapästoi, Anapästa) heißt, weil dieses Versmaß in der Regel hier angewandt werde, dem Pnigos, welches auch Makron heiße, dem Melos oder Strophos, oder Strophe oder Ode, dem Epirrhema, der Antistrophos oder Antode und dem Antepirrhema [6]); jedoch sei nicht in allen

τῆς σκηνῆς ἀναχωρῆσαι, ὡς ἂν μὴ τὸ θέατρον ἢ κενὸν καὶ ὁ δῆμος ἀργῶς καθέζηται, ὁ χορὸς οὐκ ἔχων πρὸς τοὺς ὑποκριτὰς διαλέγεσθαι ἀπόστροφον ἐποιεῖτο πρὸς τὸν δῆμον. Schol. Nub. 518. *Παράβασις δέ ἐστιν ὅταν ἐκ τῆς προτέρας στάσεως ὁ χορὸς μεταβὰς ἀπαγγέλῃ πρὸς τὸν δῆμον ἀφορῶν.*

2) *Thucyd.* IV, 28. VI, 19 und öfter.

3) Pollux (a. a. O.) fährt so fort: *Ἐπιεικῶς δὲ αὐτὸ ποιοῦσιν οἱ κωμῳδοποιηταὶ, τραγικὸν δὲ οὐκ ἔστιν, ἀλλ' Εὐριπίδης αὐτὸ πεποίηκεν ἐν πολλοῖς δράμασιν. Ἐν μέν γε ταῖς Δαναΐσι τὸν χορὸν, τὰς γυναῖκας, ὑπὲρ αὐτοῦ τι ποιήσας παρειπεῖν, ἐκλαθόμενος, ὡς ἄνδρας λέγειν ἐποίησε τῷ σχήματι τῆς λέξεως τὰς γυναῖκας. Καὶ Σοφοκλῆς δὲ αὐτὸ ἐκ τῆς πρὸς ἐκεῖνον ἁμίλλης ποιεῖ σπανιάκις, ὥσπερ ἐν Ἱππόνῳ.*

4) *Platonius* l. c. *Τὰ μὲν γὰρ ἔχοντα τὰς παραβάσεις κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον ἐδιδάχθη, καθ' ὃν ὁ δῆμος ἐκράτει· τὰ δὲ οὐκ ἔχοντα τῆς ἐξουσίας λοιπον ἀπὸ τοῦ δήμου μεθισταμένης καὶ τῆς ὀλιγαρχίας κρατούσης. οἱ δὲ τῆς μέσης κωμῳδίας ποιηταὶ καὶ τας ὑποθέσεις ἤμειψαν καὶ τὰ χορικὰ μέλη παρέλιπον.*

5) *Τοιοῦτος οὖν ἐστιν ὁ τῆς μέσης κωμῳδίας τύπος, οἷός ἐστιν ὁ Αἰολοσικὼν Ἀριστοφάνους καὶ οἱ Ὀδυσσεῖς Κρατίνου καὶ πλεῖστα τῶν παλαιῶν δραμάτων οὔτε χορικὰ οὔτε παραβάσεις ἔχοντα.* Daß diese Stelle nicht bedeute, die meisten Stücke der alten Komödie wären ohne Chorgesänge und Parabase, was eine zu widersinnige Behauptung wäre, sondern nur daß diejenigen Stücke der alten Komödie, welche der Chorgesänge und der Parabase entbehrten, meistentheils dem Äolosikon des einen und dem Odysseis des andern Dichters entsprächen, bemerkt richtig Bergk (Commentatt. de reliq. Comoed. p. 141).

6) *Hephaest.* l. c. *Τὰ δὲ εἴδη τῆς παραβάσεώς ἐστι ταῦτα· Κομμάτιον, ὃ καὶ παρὰ τοῖς παλαιοῖς ποιηταῖς οὕτως ὠνομάζετο· φησὶ γὰρ Εὔπολις, „Εἰωθὸς τὸ κομμάτιον τοῦτο·“ δεύτερον δὲ εἶδός ἐστιν ἡ ὁμωνύμως τῷ γένει καλουμένη παράβασις· καὶ τρίτον τὸ μακρὸν προσαγορευόμενον, ὃ καὶ* (ob *ὃ οὐκ ἂν φαῖμεν*?) *φάμεν εἶναι ἐπιμηκέστερον, οὐ μὴν ἀλλα καὶ διὰ τὸ ἀπνευστὶ λέγεσθαι ἐδόκει εἶναι μακρότερον. Ταῦτα μὲν οὖν ἐστὶν ἀπολελυμένα. Ἕτερα δέ ἐστι τὰ κατὰ σχέσιν*

Stücken die Parabase so vollständig, vielmehr fehle bald der eine, bald der andere Theil. Von diesen sieben Theilen heißen die drei ersten, die nichts sich antistrophisch Entsprechendes haben, einfache (*ἁπλᾶ*) oder gelöste (*ἀπολελυμένα*), die vier letztern, weil sie sich einander entsprechen, *κατὰ σχέσιν*. Vollständige Parabasen (*τελεῖαι*) haben von den uns erhaltenen Komödien des Aristophanes nur vier, die Acharner, die Ritter, Wespen und Vögel; in den Acharnern ist v. 602—603 *Dind.* Kommation, 604—634 Parabase, 635—640 Makron, 641—646 Strophe, 647—662 Epirrhema, 663—668 Antistrophe, 670—684 Antepirrhema; in den Rittern ist das Kommation V. 501—509, die Parabase 510—549, das Makron 550—553, die Strophe 554—567, das Epirrhema 568—583, die Antistrophe 584—597, das Antepirrhema 598—613; in den Rittern aber findet sich noch eine zweite unvollständige Parabasis, blos aus Ode 1269—1278, Epirrhema —1294, Antode —1304 u. Antepirrhema —1320 bestehend; in den Wespen ist das Kommation 1045—1050, die Parabase 1051—1086, das Makron 1087—1095, die Strophe 1096—1108, das Epirrhema 1109—1128, die Antistrophos 1129—1140, das Antepirrhema 1141—1160; in den Wespen aber von V. 1305 noch eine zweite Parabase zu statuiren, wie Jemand neuerlich angenommen, dazu ist kein Grund. In den Vögeln reicht das Kommation von 677—684, die Parabase von 685—722, das Makron von 723—736, die Strophe von 737—752, das Epirrhema von 753—768, die Antistrophe von 769—784, das Antepirrhema von 785—800. Hier findet sich auch wieder eine zweite unvollständigere Parabasis von 1058 an, aus Strophe —1071, Epirrhema —1087, Antistrophe —1101 und Antepirrhema —1117 bestehend. Wenn also Hermann (Element. doct. metr. p. 725) schreibt: omnes septem partes habet parabasis, quae est in Equit. a v. 498 et in Vespis a v. 1009 *et aliae*, so ist dieses aliae auf zwei Stücke zu reduciren. Unvollständig ist die Parabasis in den Wolken, welche hier blos aus sechs Theilen besteht, indem das Pnigos oder Makron fehlt, V. 509—625; dagegen findet sich in diesem Stücke noch ein bloßes Epirrhema V. 1118—1133; in jener reicht das Kommation von 509—516, die Parabase von 517—561, die Strophe von 562—573, das Epirrhema von 574—593, die Antistrophe von 594—605, das Antepirrhema von 606—625. Der Frieden hat, wie die Wolken, gewissermaßen zwei Parabasen, die beide unvollständig sind; die erste von V. 730 an besteht aus einem Kommation — 734, aus der Parabase —766, dem *μακρόν* —775, der Strophe —793, und der Antistrophe —813; die andere[7]) von V. 1126 anfangend, besteht aus Strophe —1138, Epirrhema —1157, Antistrophe —1170, Antepirrhema —1189. Inverniz. Ebenso unvollständig ist die Parabase in den Fröschen[8]), wo sie nur aus vier Stücken besteht, der Strophe 675—685, dem Epirrhema 686—705, der Antistrophe 706—716 und dem Antepirrhema 717—737; am allerunvollständigsten ist die in den Thesmophoriazusen, wo sie blos aus Parabase 785—813, dem Makron 814—829 und dem Epirrhema besteht, 830—845.

5. Form. Betrachten wir nun die sieben Bestandtheile einzeln, so wurde das Kommation[9]), welches immer ein kurzes Liedchen von wenigen Versen war, als Einleitung zur Parabase angesehen und vom ganzen Chor und zwar während der Zeit gesungen, daß er sich von seiner frühern Stellung zu der umwandte, welche er in der Parabase einnehmen sollte; in den Acharnern besteht es aus zweien, im Frieden aus fünf anapästischen katalektischen Tetrametern; in den Rittern aus zweien anapästischen Systemen von zehn Versen; in den Wolken aus zweien anapästischen und sechs choriambischen Versen; in den Vögeln aus choriambischen, in den Wespen ebenfalls aus metrischen Versen. — Der zweite Theil oder die eigentliche Parabase besteht in der Regel aus katalektischen anapästischen Tetrametern, nur in den Wol-

γεγραμμένα, τό τε μέλος, καὶ τὸ ἐπίῤῥημα, ὅπερ ὡς ἐπὶ το πλεῖστον ἑκκαίδεκα ἦν σιίχων, καὶ τὸ τῷ μέλει ἀντίστροφον· καὶ τὸ καλούμενον ἀντεπίῤῥημα, ὅπερ ἦν τῶν ἴσων κώλων τῷ ἐπιῤῥήματι. Pollux l. c. *Τῆς μέντοι παραβάσεως τῆς κωμικῆς ἑπτὰ ἂν εἴη μέρη, κομμάτιον, παράβασις, μακρὸν, στροφὴ, ἐπίῤῥημα, ἀντίστροφος, ἀντεπίῤῥημα. Ὧν τὸ μὲν κομμάτιον καταβολή τις ἐστὶ βραχέος μέλους, ἡ δὲ παράβασις ὡς τὸ πολὺ μὲν ἐν ἀναπαίστῳ μέτρῳ, εἰ δ' οὖν καὶ ἐν ἄλλῳ, ἀνάπαιστα τὸ ἐπίκλην ἔχει. Τὸ δὲ ὀνομαζόμενον μακρὸν ἐπὶ τῇ παραβάσει βραχὺ μελύδριόν ἐστιν, ἀπνευστὶ ᾀδόμενον. Τῇ δὲ στροφῇ ἐν κώλοις προασθείσῃ τὸ ἐπίῤῥημα ἐν τετραμέτροις ἐπάγεται. Καὶ τῆς ἀντιστρόφου τῇ στροφῇ ἀντιασθείσης τὸ ἀντεπίῤῥημα τελευταῖον ὂν τῆς παραβάσεως ἐστὶ τετράμετρα, οὐκ ἐλάττω τὸν ἀριθμὸν τοῦ ἐπιῤῥήματος.* Schol. *Arist.* Nub. 518. *Εἴδη δὲ παραβάσεως ἑπτά, ἁπλᾶ μὲν τρία, κατὰ δὲ σχέσιν τέσσαρα. τὰ μὲν οὖν ἁπλᾶ ἐστὶ ταῦτα, κομμάτιον, παράβασις ὁμωνύμως, ἣ καὶ ἀνάπαιστος καλεῖται, ἐπεὶ πολλάκις ἐν ταύτῃ τῷ ἀναπαίστῳ χρῆται· πνῖγος, ὃ καὶ μακρόν. τὰ δὲ κατὰ σχέσιν στροφὴ, ἀντίστροφος, ἐπίῤῥημα, ἀντεπίῤῥημα. συνεμπίπτουσι γὰρ ἀλλήλοις κατὰ τὸ μέτρον καὶ τὰ κῶλα. ἡ γὰρ στροφὴ ἔχει ὁμοίον ἑαυτῇ τὴν ἀντίστροφον, καὶ τὸ ἐπίῤῥημα ὡσαύτως τὸ ἀντεπίῤῥημα. τινὲς δὲ προστιθέασι καὶ ᾠδὴν καὶ ἀντῳδήν· ἔχουσι γὰρ καὶ ταῦτα σχέσιν πρὸς ἄλληλα. ἡ μὲν οὖν παράβασις ἡ ἐκ τούτων συγκειμένη τελεία ἐστίν. εἰσὶ δὲ καὶ ἀτελεῖς παραβάσεις.* Argum. Nubes I. *καὶ ὅτε μὲν πρὸς τοὺς ὑποκριτὰς διελέγετο, εἰς τὴν σκηνὴν ἑώρα· ὅτε δὲ ἀπελθόντων τῶν ὑποκριτῶν τοὺς ἀναπαίστους διεξῄει, πρὸς τὸν δῆμον ἀπεστρέφετο, καὶ τοῦτο ἐκαλεῖτο στροφή. ἦν δὲ τὰ ἰαμβεῖα τετράμετρα. εἶτα τὴν ἀντίστροφον ἀποδόντες, πάλιν τετράμετρον ἐπέλεγον ἴσων στίχων· ἦν δὲ περὶ τὸ πλεῖστον ις'· ἐκαλεῖτο δὲ ταῦτα ἐπιῤῥήματα. ἡ δὲ ὅλη πάροδος τοῦ χοροῦ ἐκαλεῖτο παράβασις.* Vita *Aristophan.* p. XVIII. *Dindorf. Ἀναχωρούντων δὲ τῶν ὑποκριτῶν ἑπτάκις ἐστρέφετο ὁ χορὸς, προσέχων ἐφ' ἑκάτερα μέρη τοῦ θεάτρου. ἐκαλεῖτο δὲ τῷ γένει τὸ τοιοῦτον ὄνομα τῆς ὀρχήσεως παράβασις, ὁμωνύμως τῷ γένει. τὸ τρίτον μακρὸν, τὸ καὶ πνῖγος. τέταρτον στροφὴ ἢ ᾠδή. τὸ πέμπτον ἐπίῤῥημα. τὸ ἕκτον ἀντίστροφος ἢ ἀντωδή. τὸ ἕβδομον ἀντεπίῤῥημα.* Schol. Equit. 507 (501): *Ἐντεῦθεν παράβασις γίνεται. καὶ ἔστι τοῦτο τὸ καλούμενον κομμάτιον, μεθ' ὃ οἱ ἀνάπαιστοι, ἔπειτα τὸ μακρὸν, μετὰ ταῦτα στροφὴ, ἔπειτα τὸ ἐπίῤῥημα, ἑξῆς δὲ ἡ ἀντιστροφὴ καὶ ἐπὶ πᾶσι τὸ ἀντεπίῤῥημα.*

7) Schol. Pax 1126. *Κἀνταῦθα παράβασίς ἐστιν, ἀλλ' οὐκ ἔχει πάντα τὰ μέρη, μόνην δὲ ᾠδὴν καὶ* (l. *τὴν καὶ*) *στροφὴν, τὸ ἐπίῤῥημα, τὴν ἀντῳδὴν καὶ* (l. *τὴν καὶ*) *ἀντιστροφὴν καὶ τὸ ἀντεπίῤῥημα.* 8) Schol. Ran. 686. *Κἀνταῦθα παράβασίς ἐστιν, ἀλλ' οὐκ ἔχει πάντα μέρη τῆς παραβάσεως, ἀλλὰ μόνα τὰ τέσσαρα τὴν ᾠδὴν, τὸ ἐπίῤῥημα, τὴν ἀντῳδὴν, τὸ ἀντεπίῤῥημα.* 9) Schol. Vesp. 1044 (1003): *Τοῦτο κομμάτιον καλεῖται, ὅπερ ἐστὶ προκήρυγμα τῆς παραβάσεως.*

ken (von den erhaltenen Stücken) ist sie im Eupolideischen Metrum geschrieben; doch mag in manchen nicht mehr vorhandenen Komödien die Parabase in demselben Maße verfaßt gewesen sein, wie von des Komikers Plato Paedarion, und von den Bapten des Eupolis wahrscheinlich ist; andere wieder im Kratineischen Metro; immer aber sind alle Verse der Parabase in demselben Maße geschrieben. — Der dritte Theil heißt Makron (langes), nicht wegen seiner Länge, denn im Gegentheil besteht er zuweilen aus wenigen Versen, wie in den Rittern aus vier, den Acharnern [10]) aus sechs, dagegen in den Wespen aus neun, dem Frieden aus zehn, den Vögeln aus 14, den Thesmophoriazusen aus 16 aber immer aus anapästischen Dimetern, nur daß dem Parömiacus meist ein anapästischer Monometer vorangeht, der sich zuweilen auch sonst noch einmal findet; vielmehr heißt er so, weil er in einem Athem rasch und mit einer gewissen Excitation vorgetragen wurde; aus demselben Grunde heißt er dann auch Erstickung (Pnigos). — Die sich entsprechenden Ode oder Strophe und Antode oder Antistrophos sind meist so gestellt, daß sie durch eingelegtes Epirrhema unterbrochen werden; nur in der ersten Parabase des Friedens folgen sie unmittelbar auf einander, weil es eben hier kein Epirrhema gibt und in den Thesmophoriazusen fehlen sie ganz; die Maße sind lyrische oder melische. — Das Epirrhema, wie das ihm genau auch in der Verszahl entsprechende Antepirrhema, mit welchem letztern die Parabasis geschlossen wird, besteht immer aus trochäischen, katalektischen Tetrametern und zwar meistentheils aus 16 solcher Verse, wie in den Acharnern, den Rittern in beiden Parabasen, den Thesmophoriazusen, den beiden Epirrhema in den Vögeln, wie das zweite Epirrhema in den Wolken, während das erste in den Wolken, wie das in den Wespen *) aus 20 Versen besteht; das Letztere ist auch der Fall in den Fröschen; im Frieden dagegen folgen auf die 16 Tetrameter zwei akatalektische und ein katalektischer trochäischer Dimeter. Bei dem Vortrage dieser beiden Theile nahm der Chor gewiß dieselbe Stellung ein, welche er beim Vortrage der Parabase oder Anapästen hat, während bei dem der Ode und Antode der Chor dieselbe Schwenkung machte, die er beim Vortrage aller ähnlichen melischen Gesänge zu machen pflegte. Über die von den Grammatikern bei jedem der sieben Theile beigeschriebenen metrischen Zeichen sprechen wir im Artikel Paragraphos.

6. Inhalt. Es ist hinreichend an einigen Beispielen zu zeigen, daß die Parabase dann eintritt, wenn die eigentliche Begebenheit der Fabel zu einem gewissen Ruhepunkte gelangt ist. So zerfallen gleich die Frösche gewissermaßen in zwei Theile, wovon der erstere das Vordringen des Bacchus in die Unterwelt, der zweite den Wettkampf des Äschylus und Euripides in der Unterwelt darstellt; beide Theile sind getrennt durch die Parabase. In den Wolken steht die erste Parabasis zwischen der

10) Schol. Acharn. 666 (659): *Διπλῆ καὶ εἴσθεσις εἰς τὸ καλούμενον πνῖγος καὶ τὸ μακρὸν, καὶ αὐτὸ ἀναπαιστικὸν, ὥσπερ καὶ ἡ κατακλείς.* *) Unrichtig spricht Schol. Wesp. 1109 (1066) über die Zahl der das Epirrhema bildenden Verse.

Aufnahme des Strepsiades in das Sokratische Studienhaus und seiner ersten Prüfung, das zweite Epirrhema nach der Zulassung seines Sohnes in dasselbe Studienhaus und vor der Erkundigung des Vaters nach dem Erfolge, den seines Sohnes Studien gehabt hätten. In den Rittern wird die erste Parabase vorgetragen, nachdem Kleon und der Wursthändler ins Rathhaus abgegangen sind, nach jener aber kehren Beide zurück und der Letztere berichtet über den Kampf, den beide mit einander vor dem Rathe bestanden; die zweite kürzere dagegen steht in der Mitte zwischen der Scene, in der Kleon abgesetzt wird, Agorakritus die Regierung erhält und das Volk sich ihm zur Erneuerung anvertraut und der Schlußscene, die uns den verjüngten Demos in voller Gesundheit und in neuem Glanze und Herrlichkeit zeigt. Dasselbe gilt von beiden Parabasen der Vögel. — Dieser Stellung angemessen ist nun auch der Inhalt, den Schlegel in der unten angeführten Stelle [11]) im Ganzen treffend bezeichnet; denn allerdings ist es zu viel, wenn er schlechthin jeden Zusammenhang zwischen der Parabase und dem eigentlichen Sujet leugnet, da ja z. B. in den beiden Parabasen der Wolken die Epirrhemata im Geiste der Wolken und nicht des Dichters zu verstehen sind, die zweite die Vortheile hervorhebt, welche die Wolken als solche dem attischen Publicum gewähren könnten, wenn es ihnen jetzt den Preis der Dichtung zuerkennen wollte, in der ersten die Wolken wieder als solche theils den Athenern, natürlich nur komisch zu nehmende, Vorstellungen darüber machen, daß sie ihnen noch nicht opfern, theils im Auftrage der Selene ihnen ihre große Kalenderconfusion vorwerfen. Ebenso rühmt in den Vögeln die ganze erste Parabase das Dasein der Vögel, ihr prächtiges Leben, und hebt ihre Ansprüche auf göttliche Verehrung possirlich genug hervor, die zweite dagegen gibt theils im Epirrhema ein Decret gegen die, welche sich im Halten der Vögel grausam gegen sie zeigen, was dem von den Athenern damals gegen Diagoras

11) A. W. v. Schlegel, über dramat. Kunst und Lit. I. S. 281: „Die merkwürdigste Eigenheit des komischen Chors ist jedoch die Parabase, eine Anrede des Chors an die Zuschauer aus Vollmacht und im Namen des Dichters, welche mit dem Gegenstande des Stückes nichts gemein hat. Bald streicht er seine eignen Verdienste heraus, und verspottet seine Nebenbuhler, bald thut er, vermöge seines Rechtes als athenischer Bürger in jeder Volksversammlung über die öffentlichen Angelegenheiten zu reden, ernsthaft gemeinte oder drollige Vorschläge für das gemeine Wohl. Eigentlich ist die Parabase dem Wesen der dramatischen Darstellungsweise zuwider: denn diesem zufolge soll der Dichter hinter seinen Personen verschwinden; auch sollen die letztern ganz so reden und handeln, als wären sie unter sich, und keine bemerkbare Rücksicht auf den Zuschauer nehmen. Alle tragischen Eindrücke werden daher durch dergleichen Einmischungen unfehlbar zerstört; der lustigen Stimmung aber sind absichtliche Unterbrechungen, Intermezzos willkommen, wären sie auch an sich ernsthafter, als das Dargestellte selbst, weil man sich dabei dem Zwange einer Geistesbeschäftigung, die durch das Anhaltende den Schein einer Arbeit gewinnt, durchaus nicht unterwerfen will. Die Erfindung der Parabase konnte zum Theil dadurch veranlaßt werden, daß die Komiker nicht so viel Stoff hatten als die Tragiker, die Zwischenräume der Handlung, wenn die Bühne leer blieb, durch theilnehmende und begeisterte Gesänge auszufüllen. Allein sie ist dem Wesen der alten Komödie gemäß, wo nicht blos der Gegenstand, sondern die ganze Behandlung scherzhaft ist.

von Melos erlassenen Beschlusse lustig nachgebildet ist, theils preisen Strophe und Gegenstrophe wieder das Glück der Vögel, und legen ihre Ansprüche auf Gottesverehrung und ihre Verdienste um die Welt dar, theils endlich verkündet das Antepirrhema, was die Athener von ihnen für Vortheile zu erwarten hätten, wenn sie ihnen jetzt den Sieg verleihen, wie die ihnen bevorstehenden Nachtheile, wenn sie ihnen denselben verweigern sollten. — In der zweiten Parabase des Friedens werden die Vorzüge des Krieges vor dem Frieden komisch hervorgehoben. — Endlich in der Parabase der Thesmophoriazusen preist der aus Weibern gebildete Chor auf eine komische Weise das weibliche Geschlecht und widerlegt die gewöhnlich den Frauen bei den Griechen gemachten Vorwürfe; dies Vorhaben kündigt er gleich im ersten Verse an: *ἡμεῖς τοίνυν ἡμᾶς αὐτὰς εὖ λέξωμεν παραβᾶσαι.*

In der Regel aber ist allerdings die Parabase das für die alte, was zum Theil die Prologe für die neuere, namentlich römische, Komödie ist; es spricht durch dieselbe der Dichter zum attischen Publicum, rechtfertigt sich gegen ihm etwa wegen seiner Kunst, namentlich von andern Komikern gemachte Vorwürfe, empfiehlt sich der Gunst des Publicums, gibt die Ansprüche an, die er auf den ersten Preis habe, verkündet die Vortheile, welche mit seinem Siege fürs Volk verbunden sein würden und tadelt endlich seine Rivalen, die andern Komiker. Daß dies häufig der Inhalt der Parabasen gewesen ist, beweisen schon die in den Acharnern und dem Frieden; dort fängt die Parabase mit den Versen an: *Ἐξ οὗ γε χοροῖσιν ἐφέστηκεν τρυγικοῖς ὁ διδάσκαλος ἡμῶν, οὔπω παρέβη πρὸς τὸ θέατρον λέξων ὡς δεξιός ἐστιν· διαβαλλόμενος δ' ὑπὸ τῶν ἐχθρῶν ἐν Ἀθηναίοις ταχυβούλοις ὡς κωμῳδεῖ τὴν πόλιν ἡμῶν καὶ τὸν δῆμον καθυβρίζει, ἀποκρίνεσθαι δεῖται νυνὶ πρὸς Ἀθηναίους μεταβούλους*, wo, wie in dem aus den Thesmophoriazusen citirten Verse *παραβαίνειν* nach bekannten und bei unsern Lesern also nur in Erinnerung zu bringenden Sprachgebrauch „die Parabasis gebrauchen" oder „in der Parabasis" bedeutet; nun sagt zwar der Dichter mit diesen Worten keineswegs, seine frühern Stücke, wie die **Babylonioi**, die **Daitaleis** hätten keine, die Acharner sei das erste seiner Stücke, was eine Parabasis habe, sondern nur, daß er bis dahin sich der Parabase, in der er dem Publicum sich als einen geschickten Dichter gerühmt hätte, enthalten habe; nachdem man aber seine Intentionen verleumdet, wolle er beweisen, wie hoch verdient er um Athen sei, aber man sieht doch daraus, daß diese Selbstvertheidigung und dieses Selbstlob ein sehr gewöhnliches Thema der Parabase gewesen sein muß. Dasselbe bestätigt die Parabase des Friedens [12]), die damit beginnt, daß eigentlich die Stab- und Ruthenträger jeden komischen Dichter schlagen sollten, der bei der Parabase ans Publicum sich selbst in den Anapästen rühme, wenn aber irgend ein trefflicher Komiker Ansprüche auf Ehre habe, so glaube der Dichter des Friedens zu Ruhm und Preis berechtigt zu sein. Neben dieser Rechtfertigung und Empfehlung des Dichters ist dann allerdings guter Rath dem Volke gegeben, häufig das Thema der Parabase; so beginnt das Epirrhema in den Fröschen mit dem Gedanken, daß der heilige Chor ein Recht habe, dem Volke guten Rath und Lehre zu geben [13]), und nun empfiehlt er für die damaligen höchst gefährlichen Zustände Athens vor Allem Versöhnung und Ausgleichung der Bürger unter einander und im Antepirrhema, daß man zu Staatsdiensten nicht mehr die schlechten, sondern nur die guten Bürger gebrauchen solle. —

Fragen wir nach dem Inhalt der einzelnen sieben Theile, so dient das Kommation dazu, um die vorangehende Scene abzuschließen (Nub.), die Parabase einzuleiten, und das Publicum auf dasselbe vorzubereiten, enthält also Stellen wie *ἄρχου τῶν ἀναπαίστων* (Aves), oder *προςέχετε τὸν νοῦν τοῖς ἀναπαίστοις* (Equitt.) u. s. w. Die eigentliche Parabase ist bereits besprochen; legen wir für alle Theile die Ritter zu Grunde, so gibt der Chor hier die Gründe an, warum der Dichter nicht schon längst ein Stück in eigenen Namen auf die Bühne gebracht, wie ihn das Schicksal der besten ältern Komiker bedenklich gemacht und in ihm den Entschluß, nur nach sorgfältigster Vorbereitung sich öffentlich und im eigenen Namen mit seiner Kunst zu zeigen, hervorgerufen, er daher wegen dieser Bescheidenheit auch um so größere Ansprüche auf den Sieg sich erworben habe. — Das Makron oder Pnigos setzt den Inhalt der eigentlichen Parabase nur etwas excitirender und conciser fort. — Die Strophe und Antistrophe enthalten meistentheils Preis der Götter; so wird in den Rittern in der Strophe der ritterliche Poseidon, in der Gegenstrophe die die Stadt beschützende, kriegerische Pallas gepriesen und von ihnen der Sieg für die Kämpfe der Athener überhaupt und für diesen Chorkampf der Ritter insbesondere erfleht, zuweilen aber wird darin dieser oder jener verspottet, wie in denselben Rittern in den zur zweiten Parabase gehörigen antistrophischen Liedern Lysistratus, Thumantis und Kleonymus verhöhnt werden.— Was endlich das Epirrhema und Antepirrhema betrifft, so enthalten diese bald ernsthaften, bald komisch gemeinten Rath an das Volk, oder auch Verspottung von diesem und jenem der damaligen öffentlichen Charaktere; so z. B. in den Rittern preist das erste Epirrhema das muthige Betragen der Altvordern in den Schlachten zu Land und zu Wasser, tadelt dagegen die Selbstsucht der damaligen Feldherren, und verspricht uneigennütziges Hingeben der Ritter für die Vertheidigung des Landes und der einhei-

12) *Aristoph.* Pax. 735: *Χρὴν μὲν τύπτειν τοὺς ῥαβδούχους, εἴ τις κωμῳδοποιητὴς αὑτὸν ἐπῄνει πρὸς τὸ θέατρον παραβὰς ἐν τοῖς ἀναπαίστοις; εἰ δ' οὖν εἰκός τινα τιμῆσαι, θύγατερ Διός, ὅστις ἄριστος κωμῳδοδιδάσκαλος ἀνθρώπων καὶ κλεινότατος γεγένηται, ἄξιος εἶναί φησ' εὐλογίας μεγάλης ὁ διδάσκαλος ἡμῶν.*

13) *Aristoph.* Ranae. 697: *Τὸν ἱερὸν χορὸν δίκαιόν ἐστι χρηστὰ τῇ πόλει ξυμπαραινεῖν καὶ διδάσκειν.* Schol. Ranae. 356 (357): *Εἴςθεσις χοροῦ ἐπιῤῥηματική. ἔθος γὰρ ἐν τῷ ἐπιῤῥήματι χρηστὰ συμβουλεύειν τῇ πόλει, ἢ ἐλέγχειν τοὺς πονηρευομένους.* *Platonius* de differ. charact. p. 8: *Ἥνπερ ἐν τῇ παραβάσει φαντασίαν κινοῦσιν οἱ λοιποί, ταύτην ἐκεῖνος (Εὔπολις) ἐν τοῖς δράμασιν ἀναγαγεῖν ἱκανὸς ὢν ἐξ ᾄδου νομοθετῶν πρόσωπα καὶ δι' αὐτῶν εἰςηγούμενος ἢ περὶ θέσεως νόμων ἢ καταλύσεως.*



mischen Götter; das erste Antepirrhema preist ebenso die Verdienste der Ritter im gegenwärtigen Kriege; das zweite Epirrhema schmäht dagegen den Ariphrades, wie das zweite Antepirrhema den Hyperbolus, den die Schiffe sich um jeden Preis als Feldherrn verbeten. — Betrachten wir nun noch die Wolken, so enthält die eigentliche Parabase Vorwürfe gegen das attische Publicum, was diesem Stücke bei einer frühern Aufführung den Sieg abgesprochen; trotz dem erklärt der Dichter, wolle er vom Publicum nicht lassen, nachdem er früher einmal seine Gunst erfahren, jedoch erinnere er dasselbe daran, wie seine Poesie nicht unzüchtig, frei vielmehr von gemeinen Spähen und blos auf sich selbst vertrauend, dabei immer neu, muthig, eigenthümlich sei, während Eupolis und Hermippus sich sehr starke Plagiate zu Schulden kommen ließen und auch namentlich ihn selbst bestohlen hätten. Strophe und Gegenstrophe preisen den Zeus, den Poseidon, den Äther, den Helios, den Phöbos, die Artemis, die Athene und den Dionysos. Den komischen Inhalt des ersten und zweiten Epirrhem und des einen Antepirrhem habe ich schon oben angegeben, muß nur noch hinzufügen, daß die Ansprüche, welche die Wolken auf göttliche Verehrung possirlich erheben, mit ergötzlicher Persiflage des Kleon verbunden sind. — Auf ähnliche Weise wird man den Inhalt auch der übrigen Parabasen in ihren einzelnen Theilen beschaffen finden, was hier weiter auszuführen nicht nöthig ist. Literatur: *G. H. Koester*, De parabasi veteris comoediae Atticae (Alton. 1829). (*Meier.*)

PARABASIS (Rhetorik), so viel wie παρέκβασις, d. h. Digression, wofür die lateinischen Rhetoren auch egressio und excessus sagen, also das Abspringen des Redners auf Etwas, was seinem eigentlichen Thema fern liegt. (*H.*)

PARABEL (Mathematik). Diejenige krumme Linie, welche vorzugsweise diesen Namen führt, oder zum Unterschiede von andern parabolischen Linien auch Apollonische Parabel genannt wird, entsteht auf der Oberfläche eines Kegels vom zweiten Grade, wenn man diesen durch eine Ebene schneidet, welche mit einer andern Ebene, die durch den Mittelpunkt des Kegels geht und in der nur ein Strahl der Kegelfläche liegt, parallel gelegt wird. (Vergl. d. Art. Kegel und Kegelschnitt und systematische Entwickelung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander von Jac. Steiner. 1. Th. §. 36. II.) Stellt nun in Fig. I. KLM einen Kegel zweiten Grades vor, dessen Grundfläche LCMD ein Kreis ist, und bedeutet CBDA eine Ebene, welche parallel mit einer andern gelegt ist, die den Kegel in der Linie KL tangirt, so ist die auf der Oberfläche des Kegels gebildete Schnittlinie CAD eine Parabel. Die beiden Äste derselben AC und AD erstrecken sich über C und D hinaus bis ins Unendliche, weil die schneidende Ebene CAD bei dem unendlich weit fortgesetzten Kegel nie aus diesem heraustreten kann, da sie parallel mit der Seitenlinie KL geht. Jede Berührungsebene des Kegels mit Ausnahme der durch KL gelegten schneidet die Ebene der Parabel in einer solchen geraden Linie, welche offenbar nur einen Punkt mit der Curve gemein hat und also da sie in der Ebene derselben liegt, Tangente an ihr sein muß. — Wenn man die Ebene KLM als eine solche ansieht, welche durch den Strahl KL und durch die Axe des Kegels gelegt ist, so steht sie senkrecht auf der durch KL gehenden Tangentenebene und also auch senkrecht auf der zu dieser parallelen Ebene der Parabel und der Durchschnitt mit dieser letztern AB wird parallel mit KL sein. Alle Durchschnittslinien der Parabelebene mit jenen, welche parallel zur Grundebene LCMD gelegt werden, also die Linien DC, D′C′ etc. stehen senkrecht auf den zugehörigen Kreisdurchmessern LM, L′M′ etc.; denn sie sind parallel mit den Linien, in welchen die Kreisebenen von der durch KL gehenden Tangentenebene geschnitten werden, und diese müssen als Tangenten der Kreise auf deren Durchmesser senkrecht stehen. Es werden daher auch die Linien DC, D′C′ etc. als Sehnen von Kreisen in den Punkten B, B′ etc. von diesen Durchmessern halbirt; da sie aber auch zugleich Sehnen der Parabel sind, so sieht man, daß es eine solche Linie AB gibt, welche alle Sehnen der Parabel, die parallel zu DC gezogen werden, halbirt, weshalb sie den Namen Durchmesser der Parabel erhalten hat. Der Punkt A, in welchem der Durchmesser die Parabel trifft, heißt Scheitel des Durchmessers.

I. Um nun aus der genannten Entstehungsart der Parabel die Gleichung derselben abzuleiten, so haben wir zunächst gesehen, daß die Sehnen CD, C′D′ etc. senkrecht stehen auf den Durchmesser LM, L′M′ etc., und von diesen in den Punkten B, B′ etc. halbirt werden, woraus man unmittelbar folgern kann:

$$\overline{BD}^2 = \overline{BC}^2 = BL \,.\, BM$$

und

$$\overline{B'D'}^2 = \overline{B'C'}^2 = B'L' \,.\, B'M'.$$

Ferner folgt aus der Ähnlichkeit der Dreiecke AB′M′ und ABM die Proportion $AB' : AB = B'M' : BM$, welche, wenn man die beiden letzten Glieder derselben mit $B'L' = BL$ multiplicirt, in

$$AB' : AB = B'L' \,.\, B'M' : BL \,.\, BM$$

übergeht, oder wenn man die Werthe aus den obigen Gleichungen einsetzt, in folgende:

$$AB' : AB = \overline{B'D'}^2 : \overline{BD}^2$$

oder in die Gleichung: $\frac{\overline{BD}^2}{AB} = \frac{\overline{B'D'}^2}{AB'}$.

Nimmt man daher den Scheitel A des Durchmessers AB zum Anfangspunkte der Coordinaten, den Durchmesser zur Abscissenaxe und die Ordinatenaxe parallel mit CD an, so erhält die letztgenannte Gleichung bei der gewöhnlichen Bezeichnung der Coordinaten durch x und y folgende Form:

$\frac{y^2}{x} = \frac{y'^2}{x'}$, d. h., das Verhältniß des Quadrats der Ordinaten irgend eines Punktes der Parabel zur zugehörigen Abscisse ist constant. Bezeichnet man diese Constante, welche der zum Durchmesser AB gehörige Parameter genannt wird, durch p′, so erhält man als endliche einfachste Gleichung der Parabel

$$\frac{y^2}{x} = p' \text{ oder } y^2 = p'x.$$

II. Man kommt auch zu dieser Gleichung der Parabel, indem man die verschiedenen Relationen berücksichtigt, welche zwischen den Constanten der allgemeinen Gleichung des zweiten Grades

$$ay^2 + 2bxy + cx^2 + 2dy + 2ex + f = 0$$

stattfinden können. Wenn man nämlich die Bedingung stellt, daß $b^2 = ac$ sein soll und zur Vereinfachung der Gleichung den Anfangspunkt der Coordinaten verlegt, also $y + \eta$ für y und $x + \xi$ für x setzt, so geht die genannte Gleichung in folgende über:

$$ay^2 + 2bxy + cx^2 + 2y(a\eta + b\xi + d) + 2x(b\eta + c\xi + e) + (a\eta^2 + 2b\xi\eta + c\xi^2 + 2d\eta + 2e\xi + f) = 0.$$

Da man über η und ξ willkürlich verfügen darf, so kann man ihnen solche Werthe geben, daß das Glied, welches y in der ersten Potenz enthält und das von x und y unabhängige Glied verschwinden, also daß den Bedingungsgleichungen:

$$a\eta^2 + 2b\xi\eta + c\xi^2 + 2d\eta + 2e\xi + f = 0$$
$$a\eta + b\xi + d = 0$$

Genüge geleistet wird; woraus dann folgt:

$$\xi = \frac{d^2 - af}{2(ae - bd)} \text{ und } \eta = \frac{abf - 2ade + bd^2}{2a(ae - bd)}$$

Durch Einsetzung dieser Werthe in obige Gleichung der Curve erhält man:

$$ay^2 + 2bxy + cx^2 + \frac{2(ae - bd)}{a} x = 0.$$

Um eine noch einfachere Form für diese Gleichung zu erhalten, kann man noch die Richtung der Coordinaten ändern, indem man

$$y = \frac{\sin\beta}{\sin\alpha} . x' + \frac{\sin\gamma}{\sin\alpha} . y'$$

und

$$x = \frac{\sin(\alpha - \beta)}{\sin\alpha} . x' + \frac{\sin(\alpha - \gamma)}{\sin\alpha} . y'$$

setzt, worin α den frühern Coordinatenwinkel bedeutet, β den Winkel, welchen die x'—Axe und γ den Winkel, welchen die y'—Axe mit der x—Axe bildet, sodaß $\gamma - \beta$ der neue Coordinatenwinkel wird. Hierdurch erhält man:

$$\frac{a . \sin\gamma^2 + 2b\sin\gamma . \sin(\alpha - \gamma) + c . \sin^2(\alpha - \gamma)}{\sin\alpha^2} . y'^2$$
$$+ \frac{a.\sin\beta\sin\gamma + b.[\sin\beta.\sin(\alpha-\gamma) + \sin\gamma.\sin(\alpha-\beta)] + c.\sin(\alpha-\beta).\sin(\alpha-\gamma)}{\sin\alpha^2} . 2x'y'$$
$$+ \frac{a . \sin\beta^2 + 2b . \sin\beta . \sin(\alpha - \beta) + c . \sin^2(\alpha - \beta)}{\sin\alpha^2} . x'^2$$
$$+ \frac{2(ae - bd)}{a} . \frac{\sin(\alpha - \gamma)}{\sin\alpha} . y' + \frac{2(ae - bd)}{a} . \frac{\sin(\alpha - \beta)}{\sin\alpha} . x' = 0.$$

Da man hier wieder für β und γ willkürliche Werthe annehmen kann, so bestimmt man sie so, daß der Coefficient von $x'.y'$ und von y' verschwinden; also setzt man:

$$a . \sin\beta . \sin\gamma + b [\sin\beta . \sin(\alpha - \gamma) + \sin\gamma . \sin(\alpha - \beta)] + c . \sin(\alpha - \beta) . \sin(\alpha - \gamma) = 0$$

und

$$\sin(\alpha - \gamma) = 0,$$

woraus sich ergibt: $\gamma = \alpha$ und $\frac{\sin\beta}{\sin(\alpha - \beta)} = -\frac{b}{a}$ oder

$$\sin(\alpha - \beta) = \frac{a\sin\alpha}{\sqrt{a^2 - 2ab\cos\alpha + b^2}}.$$

Da für diese Werthe zugleich der Coefficient von x'^2 verschwindet, so erhält man als Gleichung der Curve:

$$y'^2 = \frac{2(bd - ae)}{a\sqrt{a^2 - 2ab\cos\alpha + b^2}} . x'$$

oder die in der vorigen Nummer gefundene Form $y^2 = p' . x$.

III. Aus der erhaltenen Gleichung $y^2 = p' . x$ sieht man, daß alle zur Y—Axe parallel gezogene Sehnen durch die X—Axe halbirt werden, sodaß also letztere ein Durchmesser der Parabel ist. Aber nicht diese Abscissenaxe allein, sondern jede mit ihr parallel gezogene Linie ist ein Durchmesser, nur daß gegen jeden die Sehnen, welche von ihm halbirt werden, unter anderm Winkel geneigt sind. Mögen z. B. in Fig. II. AX und AY die Coordinatenaxen bedeuten, in Bezug auf welche die Gleichung $y^2 = p' . x$ gilt und A'U irgend eine zu AX parallele Linie, deren Lage durch die Coordinaten AP = a und A'P = b gegeben ist; ferner mag φ der frühere Coordinatenwinkel YAX sein und ψ der gesuchte Winkel, welchen die V—Axe mit der U—Axe bilden muß, damit die zu ihr parallel gezogenen Sehnen von der U—Axe halbirt werden: dann wird man in die Gleichung $y^2 = p' . x$ einzusetzen haben:

$$y = -b + \frac{\sin\psi}{\sin\varphi} . v \text{ und } x = a + \frac{\sin(\varphi - \psi)}{\sin\varphi} . v + u,$$

wodurch man erhält

$$v^2 = \frac{p' . \sin\varphi^2}{\sin\psi^2} . u + \frac{[p'\sin(\varphi - \psi) + 2b\sin\psi] . \sin\varphi}{\sin\psi^2} . v$$
$$- (b^2 - p'a)\frac{\sin\varphi^2}{\sin\psi^2}.$$

Das letzte Glied verschwindet, weil $b^2 - p'a = 0$ sein muß, da b und a die Coordinaten des Punktes A', bezogen auf das frühere Axensystem, sind. Bestimmt man nun den Winkel ψ so, daß der Coefficient von v verschwindet, d. h., setzt man $\frac{\sin(\varphi - \psi)}{\sin\psi} = -\frac{2b}{p'}$ oder

$$\sin\psi = \frac{p' . \sin\varphi}{\sqrt{(p'^2 - 4bp'\cos\varphi + 4b^2)}},$$

so erhält man als Gleichung der Curve in Bezug auf das neue Axensystem:

$$v^2 = \frac{p'\sin\varphi^2}{\sin\psi^2} u = \frac{p'^2 - 4bp' . \cos\varphi + 4b^2}{p'} . u,$$

wo die U—Axe also wieder ein Durchmesser ist.

Wir nahmen in der Gleichung $\frac{\sin\varphi - \psi)}{\sin\psi} = -\frac{2b}{p'}$ das b, d. h. unmittelbar die Entfernung des neuen Durchmessers von dem frühern als gegeben an und bestimmten daraus ψ, den Neigungswinkel der zu diesem Durchmesser gehörigen zweiten Axe. Wir können aber auch ebenso gut

die Lage desjenigen Durchmessers finden, welcher alle Sehnen, die er halbirt, unter einem gegebenen Winkel schneidet. Suchen wir z. B. denjenigen Durchmesser, zu welchem der Coordinatenwinkel $\psi = 90^\circ$ gehört, so finden wir $b = \frac{1}{4} p \cos\varphi$ und $v^2 = p' \sin\varphi^2 . u$. Dieser specielle Durchmesser wird die Axe der Parabel und sein Durchschnittspunkt mit der Curve, Scheitel der Parabel genannt. Setzen wir den Parameter der Axe $p' . \sin\varphi^2 = p$, so wird die Gleichung der Parabel $v^2 = pu$, worin die Axe der Parabel Abscissenaxe ist, während die Ordinatenaxe im Scheitel senkrecht darauf steht.

Wäre nun die Gleichung der Parabel in Bezug auf ihre Axe gegeben und man wollte in Bezug auf einen Durchmesser, der in einem senkrechten Abstande $= d$ von der Axe liegt, den zugehörigen Parameter p' und den Coordinatenwinkel φ bestimmen, so würde man aus den beiden Gleichungen:

$$p = p' \sin\varphi^2 \text{ und } b = \tfrac{1}{4} p' \cos\varphi,$$

da b offenbar $= \frac{d}{\sin\varphi}$ ist, $p' = p + \frac{4d}{p}$ und $\tang\varphi = \frac{p}{2d}$ finden.

Ebenso leicht kann man aber auch durch geometrische Construction zu einem gegebenen Durchmesser die Lage der zugehörigen Sehnen finden. Es sei nämlich in Fig. II., AX der gegebene Durchmesser, so zieht man durch seinen Scheitel A eine beliebige Sehne AS, verlängert diese über A hinaus, sodaß die Verlängerung $AQ' = AS$ wird, zieht darauf $Q'Q$ parallel zu AX und verbindet Q mit S, so wird offenbar die Sehne QS im Punkte T, in welchem sie von dem Durchmesser geschnitten wird, halbirt. Es ist also leicht ersichtlich, daß der Winkel QRX derjenige ist, unter welchem alle Sehnen der Parabel gezogen werden müssen, damit der Durchmesser AX sie halbire.

Hieraus kann man auch zugleich folgern, daß eine Linie, welche durch den Scheitel eines Durchmessers mit den zu diesem gehörigen Sehnen parallel gezogen wird, nur diesen einen Punkt mit der Curve gemein haben können, oder daß sie eine Tangente der Parabel sein müsse; denn träfe sie noch einen zweiten Punkt der Parabel, so würde man dadurch eine Sehne erhalten, welche die zum Durchmesser gehörige Lage hätte, ohne von ihm halbirt zu werden, was nicht möglich ist.

IV. Wenn man von einem beliebigen Punkt M der Parabel (Fig. III.) eine Linie MF so zieht, daß sie mit der Tangente VT an diesem Punkte einen Winkel $TMF = \varphi$ bildet, welcher $= VMU$, d. h. gleich dem Winkel zwischen Tangente und Durchmesser, so wird sich die Lage des Punktes F, in welchem die genannte Linie die Axe der Parabel trifft, leicht bestimmen lassen, wenn wir noch die senkrechte Entfernung des Punktes M von der Axe, also $MN = d$ als gegeben annehmen. Denn es wird $FMN = \frac{\pi}{2} - 2\varphi$ also:

$$MN = MF . \sin 2\varphi \text{ und } FN = AN - AF = MF . \cos 2\varphi.$$

Dividirt man diese beiden Gleichungen durch einander, so entsteht:

$$\frac{MN}{AN - AF} = \tang 2\varphi.$$

In der vorigen Nummer haben wir aber gefunden $\tang\varphi = \frac{p}{2d}$, mithin $\tang 2\varphi = \frac{4pd}{4d^2 - p^2} = \frac{4p . \overline{MN}}{4\,\overline{MN}^2 - p^2}$, oder da nach der Gleichung der Parabel $\overline{MN}^2 = p . AN$ sein muß, so ist $\tang 2\varphi = \frac{4\overline{MN}}{4\overline{AN} - p}$, woraus durch Vergleichung mit dem vorhin gefundenen Werthe von $\tang 2\varphi$ sich ergibt:

$$\frac{MN}{AN - AF} = \frac{4MN}{4AN - p}$$

oder endlich $AF = \frac{1}{4} p$.

Zieht man also durch irgend einen Punkt der Parabel eine Linie so, daß sie mit der Tangente in diesem Punkte denselben Winkel macht, als diese mit dem zugehörigen Durchmesser, so geht diese immer durch einen festen Punkt in der Axe der Parabel, welcher um den vierten Theil des Parameters vom Scheitel entfernt ist. Dieser feste Punkt in der Axe heißt seiner physikalischen Eigenschaften wegen der Brennpunkt oder focus der Parabel, sowie jede gerade Linie, welche man vom Brennpunkte nach irgend einem Punkte der Curve zieht, Leitstrahl oder radius vector genannt wird. (Vergl. d. Art. Brennpunkt, Leitstrahl, Spiegel.)

Setzt man den Werth $AF = \frac{1}{4} p$ für x in die Gleichung der Parabel $y^2 = px$ ein, so erhält man $y^2 = \frac{p^2}{4}$ oder $y = \pm \frac{1}{2} p$, d. h. die Ordinate im Brennpunkte der Parabel ist dem halben Parameter gleich.

V. Um die Länge eines Leitstrahls r, welcher zu einem gegebenen Punkte (x, y) der Parabel gehört, durch die rechtwinkeligen Coordinaten dieses Punktes auszudrücken, haben wir nach der vorigen Nummer (Fig. III.):

$$MN = y = MF . \sin 2\varphi = r . \sin 2\varphi,$$

oder da $\tang\varphi = \frac{p}{2y}$, also $\sin 2\alpha = \frac{4py}{4y^2 + p^2}$ ist:

$$y = \frac{4pyr}{4y^2 + p^2}, \text{ woraus folgt}$$

$$r = \frac{4y^2 + p^2}{4p} = x + \tfrac{1}{4} p,$$

d. h. die Länge eines Leitstrahls, welcher zu einem Punkte gehört, dessen Coordinaten x und y sind, ist der um den vierten Theil des Parameters vermehrten Abscisse dieses Punktes gleich.

Mit Hilfe dieses Werthes für einen Leitstrahl kann man aus der früher gegebenen Gleichung der Parabel $y^2 = px$, welche sich auf rechtwinkelige Coordinaten bezieht, mit Leichtigkeit die sogenannte Polargleichung der Curve ableiten. Wählt man nämlich den Brennpunkt zum Mittelpunkte der Coordinaten, den jedesmaligen Leit-

strahl r eines Punktes zu einer, den Winkel φ, den dieser mit der Axe der Parabel bildet, zur andern Coordinate, so darf man, da $r = x + \frac{1}{4}p$ ist, in die obige Gleichung $y^2 = px$ nur $r - \frac{1}{4}p$ statt x und $r \sin\varphi$ statt y ansetzen. Hierdurch entsteht

$$r^2 \sin\varphi^2 = pr - \tfrac{1}{4}p^2,$$

oder wenn man diese Gleichung ganz einfach in Bezug auf r auflöst:

$$r = \frac{p(1 \pm \cos\varphi)}{2\sin\varphi^2} = \frac{p(1 \pm \cos\varphi)}{2(1-\cos\varphi^2)},$$

also entweder $r = \frac{p}{2(1+\cos\varphi)}$, oder $r = \frac{p}{2(1-\cos\varphi)}$.

Beide Gleichungen gehören derselben Parabel an. Die erste Form muß man wählen, wenn man den Winkel φ, vom Scheitel ausgehend, bis zum Leitstrahl zählt, während die zweite gilt, wenn man ihn anders herum rechnet. Also würde z. B. für die Parabel in Fig. III. die erste Form gelten, wenn man den Winkel AFM durch φ bezeichnete, dagegen die zweite, wenn man unter φ den Winkel XFM verstände.

VI. Nach Nummer IV. ist in Fig. III. $\angle$ TMF $= \angle$ VMU und da MU parallel zur Axe TX geht, auch $= \angle$ MTF, mithin ist das Dreieck MFT ein gleichschenkliges; demnach wird TF gleich dem Leitstrahl FM oder nach Nummer V, $= x + \frac{1}{4}p$: aus IV ist aber $AF = \frac{1}{4}p$, also folgt $TA = x$; fügt man hierzu noch $AN = x$, so wird $TN = 2x$ oder **die Subtangente für einen Punkt der Parabel ist der doppelten Abscisse dieses Punktes gleich.**

Hiernach ergeben sich nun mit Leichtigkeit die Werthe der andern bemerkenswerthen Linien, welche ohne besondere Ableitung hier ihre Stelle finden mögen:

bei der Parabel ist die Tangente $= \sqrt{px+4x^2}$
" " " " " Subnormale $= \frac{1}{2}p$
" " " " " Normale $= \sqrt{px+\frac{1}{4}p^2}$

VII. Um den **Krümmungskreis** bei der Parabel zu bestimmen, mag ρ seinen Halbmesser, ξ und η die Coordinaten seines Mittelpunkts bezeichnen, dann hat man bekanntlich (s. d. Art. Krümmungskreis):

$$\rho = \frac{\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]^{\frac{3}{2}}}{\frac{d^2y}{dx^2}},$$

$$\xi = x - \frac{dy}{dx}\cdot\frac{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2}{\frac{d^2y}{dx^2}},$$

$$\eta = y + \frac{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2}{\frac{d^2y}{dx^2}}.$$

Setzt man hierin aus der Gleichung der Parabel $y^2 = px$ die Werthe $\frac{dy}{dx} = \frac{1}{2}\sqrt{\frac{p}{x}}$ und $\frac{d^2y}{dx^2} = -\frac{1}{4x}\sqrt{\frac{p}{x}}$, so erhält man:

$$\rho = \tfrac{1}{2}(p+4x)\sqrt{\frac{p+4x}{p}} = \frac{(p^2+4y^2)^{\frac{3}{2}}}{2p^2},$$

$$\xi = \tfrac{1}{2}p + 3x = \frac{p^2+6y^2}{2p},$$

$$\eta = -4x\sqrt{\frac{x}{p}} = -\frac{4y^3}{p^2}.$$

Eliminirt man aus den beiden letzten Gleichungen die Abscisse x, so erhält man eine Gleichung zwischen η und ξ oder die Gleichung derjenigen Curve, auf welcher die Mittelpunkte aller Krümmungskreise an den verschiedenen Punkten der Parabel liegen, d. h., man erhält die Gleichung für **die Evolute der Parabel**; sie wird $\eta^2 = \frac{16}{27p}(\xi - \frac{1}{2}p)^3$. Trägt man noch Fig. IV. auf der Axe der Parabel ein Stück $AB = \frac{1}{2}p$ auf und fängt nun die Abscissen der Evolute von diesem Punkte B aus zu zählen an, so geht die genannte Gleichung in $\eta^2 = \frac{16}{27p}\xi^3$ über. Man erkennt aus der Form dieser Gleichung, daß die Evolute der Parabel aus zwei congruenten Ästen besteht, welche in dem Punkte B zusammentreffen und zwar weil nach dem Frühern $\eta = -\frac{4y^3}{p^2}$ ist, so sieht man, daß zu positiven Ordinaten der Parabel negative Ordinaten der Evolute gehören und umgekehrt, d. h., Bm der untere Schenkel der Evolute ist die Evolute des obern Parabelastes AM und Bn ist Evolute von AN.

Diese Evolute gehört zu den Parabeln höherer Ordnung (s. Nummer XI.); sie hat einen besondern Namen erhalten, Parabola cubicalis secunda oder Paraboloides semicubicalis oder auch Neil'sche Parabel, und ist dadurch merkwürdig, daß sie diejenige unter allen Curven ist, welche zuerst rectificirt wurde (s. *Montucla*, Histoire des Mathématiques. T. II. p. 157).

VIII. Um die Länge eines Parabelbogens zu bestimmen, hat man natürlich nur nöthig in die bekannte Formel zur Rectification einer Curve:

$$s = \int\sqrt{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2}\,.\,dx$$

den Werth des Differentialquotienten aus der Gleichung der Parabel einzusetzen. Dieser ist aber $\frac{dy}{dx} = \frac{1}{2}\sqrt{\frac{p}{x}}$, also wird

$$s = \tfrac{1}{2}\int\sqrt{\frac{p+4x}{x}}\,.\,dx$$

was nach einfacher Integration in

$$s = \tfrac{1}{2}\sqrt{px+4x^2} - \tfrac{1}{8}p\log.\,(p+8x-4\sqrt{px+4x^2}) + \text{Const.}$$

übergeht, oder wenn man den Bogen vom Scheitel bis zum Punkte (x,y) bestimmt in:

$$s = \tfrac{1}{4}\sqrt{px + 4x^2} - \tfrac{1}{8} p \log. \frac{[p + 8x - 4\sqrt{px + 4x^2}]}{p}.$$

IX. Für die Quadratur einer Curve hat man den bekannten Ausdruck $u = \int_0^x y \,.\, dx$, was natürlich für die Parabel

$$u = \int_0^x \sqrt{px} \,.\, dx = \tfrac{2}{3} x \sqrt{px} = \tfrac{2}{3} y \,.\, x$$

wird, sodaß dieses eine Fläche bedeutet, welche von einem Parabelbogen und von den Coordinaten eines Punktes (x,y) begrenzt wird.

X. Es gibt eine große Menge höchst interessanter Eigenschaften der Parabel. Wenn man z. B. in Fig. V. von einem Punkte M, der Parabel, zwei Sehnen M,M′ und M,M„ zieht und durch ihre andern Endpunkte M′ und M„ gegenseitige Parallele M′M und M„M″ zieht, so ist das Parallelogramm MM″ gleich dem Vierfachen des Parallelogramms M„M′. Oder: wenn eine Parabel und zwei feste an dieselbe gelegte Tangenten gegeben sind, so ist der Ort für die vierten Winkelpunkte aller derjenigen Parallelogramme, deren drei Winkelpunkte durch die Durchschnitte der beiden festen Tangenten unter sich und mit einer dritten beweglichen Tangente gegeben sind, eine gerade Linie: diejenige nämlich, welche die beiden Punkte, in welchen die Parabel von den festen Tangenten berührt wird, verbindet u. dgl. m. Alle Sätze jedoch hier einzeln anführen, möchte dem gegenwärtigen Zwecke nicht angemessen sein, zumal da viele von ihnen nur dadurch das wahre Interesse erlangen, daß sie im Zusammenhange mit den analogen Sätzen für die andern Kegelschnitte behandelt werden. Wir verweisen daher vorzüglich auf ein Werk von Plücker*) und auf den Art. Kegelschnitt, wo auch die vollständige Literatur über diesen Gegenstand hingehört.

XI. Parabeln höherer Ordnung, von Einigen auch Paraboloide genannt, sind Curven, die unter der allgemeinen Gleichung $y^{m+n} = a^m x^n$ begriffen sind. Wenn $m + n$ gerade und n ungerade ist, so erstreckt sich die Curve nur nach der Seite der positiven x oder nur nach der Seite der negativen x, je nachdem a positiv oder negativ ist; zu jedem Werthe von x gehören nur zwei gleiche und entgegengesetzte mögliche Werthe von y. Wenn zweitens $m + n$ ungerade und auch n ungerade ist, so erhält man sowol für ein positives als auch für ein negatives x, für jedes nur einen reellen Werth von y. Ist endlich $m + n$ gerade und n ebenfalls gerade, so gehört die Gleichung zu einem Systeme zweier Curven, weil nämlich alsdann die Gleichung von der Form $y^{2p+2q} = a^{2p} . x^{2q}$ ist, so zerfällt sie in die beiden $y^{p+q} = + a^p . x^q$ und $y^{p+q} = - a^p . x^q$, d. h. in zwei Parabeln, welche einen gemeinschaftlichen Scheitel haben.

Die merkwürdigste höhere Parabel ist die, welche man für $m = 1$ und $n = 2$ erhält, welche also $y^3 = ax^2$ zur Gleichung hat. Sie ist die Evolute der Apollonischen Parabel, deren gegenseitige Lage und Figur in Num. VII angegeben ist.

Von diesen höhern Parabeln wird hauptsächlich bei der Vergleichung unendlich großer oder unendlich kleiner Krümmungen Gebrauch gemacht; denn sie stellen die Krümmung in jedem Punkte einer Curve allgemeiner als der Kreis dar. Das Nähere hierüber ist Folgendes:

Wenn in Figur VI P ein Punkt irgend einer Curve $u = f\,(x, y) = 0$ ist, und man verlegt das Coordinatensystem parallel mit sich selbst so, daß der Anfangspunkt der Coordinaten in diesem Punkte P, dessen Coordinaten x' und y' sein mögen, fällt, so erhält man für die Curve eine Gleichung von der Form:

$$0 = a\xi + b\eta + c\xi^2 + d\xi\eta + e\eta^2 + \ldots\ldots\ldots \text{I},$$

worin $a = \frac{du}{dx}$, $b = \frac{du}{dy}$ und $-\frac{a}{b} = \frac{dy}{dx}$ ist, wenn man nach der Differentiation x' und y' in die Stelle von x und y setzt. Wählt man nun PN, die Normale in diesem Punkte P, zu einer neuen Abscissenaxe und die Tangente TR zur Ordinatenaxe, sodaß also z. B. für den Punkt V die Coordinaten $PU = t$ und $VU = u$ gehören, während $PM = \xi$ und $VM = \eta$ waren, so muß man:

$$\xi = \frac{-at + bu}{\sqrt{a^2 + b^2}} \text{ und } \eta = \frac{-bt - au}{\sqrt{a^2 + b^2}} \ldots\ldots\ldots \text{II}.$$

setzen, wodurch die Gleichung I in folgende übergeht:

$$o = At + Ct^2 + Dtu + Eu^2 + Ft^3 \ldots\ldots\ldots \text{III},$$

in welcher das ganz constante von t und u unabhängige Glied fehlen muß, weil die Curve durch den Anfangspunkt der Coordinaten geht, und worin ein Glied Bu ebenfalls nicht vorkommen darf; denn wäre ein solches Glied vorhanden, so würde man nach der Differentiation der Gleichung erhalten:

$$\frac{dt}{du} = -\frac{B}{A} - \frac{2C}{A} t \,.\, \frac{dt}{du} - \frac{D}{A} u \frac{dt}{du} - \frac{Dt}{A} - \frac{2E}{A} u - \ldots$$

und da für $t = 0$ und $u = 0$, $\cotg RPN = \frac{dt}{du} = 0$ werden würde, weil $\angle RPN = \frac{\pi}{2}$ ist, so würde $B = 0$ folgen.

Untersucht man nun die Curve nur an dieser Stelle P, also nur in der Nähe dieses Punktes (x', y'), so hat man nur sehr kleine Werthe für t und u anzunehmen, und da aus den Gleichungen II

$$t = \frac{-a\xi + b\eta}{\sqrt{a^2 + b^2}} \text{ und } u = \frac{b\xi - a\eta}{\sqrt{a^2 = b^2}}$$

folgt, was vermöge der Gleichung I in

$$t = \frac{c\xi^2 + d\xi\eta + e\eta^2 + \ldots}{\sqrt{a^2 + b^2}} \text{ u. } u = \frac{(a^2 + b^2)\xi + ac\xi^2 + ad\xi\eta + \ldots}{b\sqrt{a^2 + b^2}}$$

übergeht, so sieht man, daß t unendlich klein in Bezug auf u ist, weil t von der zweiten und den höhern Potenzen von ξ abhängt, während u von der ersten abhängt;

*) Analytisch geometrische Entwickelungen von Jul. Plücker. 2 Bände.

oder auch weil bei abnehmenden Werthen von t in dem Dreieck PUV der Winkel bei P sich immer mehr einem rechten Winkel nähert, während der Winkel bei V der Null zu convergirt, so muß die dem letztern gegenüber liegende Seite t unendlich klein gegen u sein, welches dem erstern gegenübersteht.

Aus diesen Gründen verschwinden außer den höhern Potenzen von t und u auch die Glieder Ct^2 und Dtu neben At und Eu^2, sodaß man eine Gleichung $0 = At + Eu^2$, d. h. eine Parabel mit dem Parameter $-\frac{A}{E}$ erhält, welche sich im Punkte P am genauesten der Curve anschmiegt.

Wenn durch die Annahme specieller Werthe von x' und y' der Coefficient E verschwindet, so erhält man aus der Gleichung I unter derselben Bedingung, daß t und u sehr kleine Größen sind, $0 = At + Mu^3$; wird auch der Coefficient von u^3 gleich Null, so reducirt sich dieselbe Gleichung I auf $0 = At + Nu^4$ ꝛc. Verschwindet für specielle Werthe schon der erste Coefficient A, so würde man zunächst $Ct^2 + Dtu + Eu^2 = 0$ als Grenzgleichung erhalten, was aber nicht zulässig ist, da t unendlich klein in Bezug auf u ist; es wird also entweder $Ct^2 + Mu^3 = 0$, oder wenn $C = 0$ ist, $Dtu + Mu^3 = 0$, d. h. $Dt + Mu^2 = 0$. Im Allgemeinen entsteht also hierbei immer eine Gleichung von der Form $Mt^m = Nu^n$, wo $n > m$ ist, d. h. man erhält immer eine höhere Parabel, deren Krümmung am Scheitel die Krümmung der Curve angibt (s. d. Art. Krümmungskreis). (*L. A. Sohncke.*)

PARABEL. (rhetorisch; als Redeform.) Dies Wort ist das griechische *παραβολή*, welches, von *παραβάλλειν* abgeleitet, eigentlich Zusammenstellung, dann Vergleichung, Gleichniß bedeutet, und überhaupt bildliche Rede, besonders wenn sie den Zweck unmittelbarer Belehrung hat. Die nähern Bestimmungen des Begriffs der Parabel, wie sie die Kunstrichter von Aristoteles (rhetor. 2, 20) bis auf Lessing in verschiedener Weise gegeben haben, sind großentheils nicht probehaltig, wenn man in der Praxis ihre Bestätigung sucht. Die aufgestellten Definitionen haben durchgängig etwas Schwankendes wegen des unsteten und weitschichtigen Gebrauchs des Wortes, und selbst der Unterschied von Parabel und Fabel (*λόγος*, *αἶνος*), wie man ihn gewöhnlich faßt (s. d. Art. Fabel), ist ein flüssiger Unterschied, so daß z. B. die Äsopische Fabel von dem Landmann, der seinen Söhnen von dem im Weinberge vergrabenen Schatze spricht, ebenso gut eine Parabel heißen kann. Cicero stellt (de invent. 1, 30) als verschiedene Termini für vergleichende Rede auf: Comparabile, Imago, Similitudo, Collatio, Exemplum. Unter diesen bezeichnet, wenigstens nach Quintilian's Meinung (instit. orat. 5, 11, 1), *Collatio* die Parabel, welche er durch oratio rem cum re ex similitudine conferens erklärt. In gleich weitem Sinne nimmt Seneca das Wort parabola. indem er darunter communem similium appositionem versteht (*Senec.* ep. 59), desgleichen Suidas und Eustathius (Iliad. II. p. 176 u. Od. I. p. 1406). Was die neuern Kritiker betrifft, so müssen wir hier wenigstens Lessing und Herder berücksichtigen. Der Erstere gibt in den Abhandlungen über die Äsopische Fabel folgende Erklärung von der Fabel: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und daraus eine Geschichte dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Dichtung eine Fabel." Von solcher Fabel soll nun nach Lessing die Parabel nur dadurch sich unterscheiden, daß in jener „der einzelne Fall als wirklich vorgestellt werde, während man sich bei der Parabel an der Möglichkeit desselben begnüge." An dieser Definition hat schon Herder (zerstr. Blätter. III. S. 143 fg.) mit Recht die Beschränkung auf den moralischen Satz getadelt, da die Fabel ebenso gut Klugheitsregeln und andere allgemeine Erfahrungssätze beleuchtet. Nicht minder unrichtig ist aber auch das unterscheidende Merkmal der Parabel von Lessing angegeben, sofern in den biblischen und andern morgenländischen Parabeln jener „einzelne Fall" allerdings oft ja sogar vorherrschend als wirklich geschehen vorgestellt wird. Man vergl. z. B. die Parabel vom Weinberge (Jes. 5), die vom Hirten (Zach. 11), die vom Säemann (Matth. 13), vom Gastmahle (Luc. 14), vom verlornen Sohne (Luc. 15), vom ungerechten Haushalter (Luc. 16) und andere. Herder setzt den Unterschied von Fabel und Parabel darein, daß in der letztern Scenen aus dem Menschenleben vorgestellt werden, während die Fabel ihren Stoff aus der Thier- und Pflanzenwelt entlehne. Aber auch dieser Unterschied greift nicht ganz durch. So viel ist indessen gewiß, daß die Fabel an Eindruck und unmittelbarer Überzeugungskraft das vor der Parabel voraus hat, daß sie mit ihrer Lehre meistentheils auf die stetigern und zwingenden Gesetze und Wege recurrirt, welche die Natur in der Thier- und Pflanzenwelt verfolgt, während das belehrende Bild der Parabel sich auf die freie und autonomische Handlungsweise des Menschen bezieht, über welche der zu Belehrende erst noch ein Urtheil für sich hat. Dies hat wol auch dem scharfsinnigen Lessing vorgeschwebt bei seiner vorhin erwähnten Unterscheidung, und er hat also Recht, wenn er der Fabel im Allgemeinen eine schlagendere Wirkung beimißt, als der Parabel. Auf der andern Seite hat die Parabel wieder vorzugsweise die Macht, die geistigern Momente der menschlichen Entschließung und Willenskraft, wie auch die religiösen Beziehungen des Menschen, sein Verhältniß zu Gott darzustellen, während die Fabel mehr bei alltäglichen Erfahrungssätzen stehen bleibt, wenngleich die letztern auch der Parabel nicht ganz fremd sind (s. z. B. Luc. 16, 1 fg.). Wenn es nun allenfalls möglich ist, die Form der Parabel und die der Fabel einigermaßen aus einander zu halten, so wollen dagegen weitere Distinctionen im Bereiche einer jeden von beiden noch weniger gelingen. Denn Lessing's misliche Unterscheidung der einfachen und zusammengesetzten Fabel, welche schon Herder als unausführbar und unzweckmäßig dargestellt hat, wird man noch viel weniger mit Storr auf die Parabel anwenden können. Ebenso wenig paßt hier die von Andern bei der Fabel beliebte Theilung in eine physische, rationale,

hyperphysische und gemischte Art. Selbst die Eintheilung in ethische (Luc. 18, 9. 19, 12) und dogmatische Parabeln (Matth. 12, 25. Luc. 14, 16. 16, 19 u. A.), wie sie Conz vorgenommen, findet allenfalls nur im N. T. eine passende Stelle, berührt aber gleichfalls das Wesen der Sache nur wenig.

Die flüssige Unbestimmtheit des Begriffs der Parabel hat aber hauptsächlich einen sprachlichen Grund. Theils nämlich sind die classischen Autoren selbst über den Begriff des an sich sehr vieldeutigen Ausdrucks παραβολή nicht zu entschiedener Bestimmtheit gekommen, sondern im Schwanken geblieben, theils aber hat auf den neutestamentlichen Gebrauch des Worts, an welchen wir hier vorzüglich mit gewiesen sind, der hebräische Usus des Wortes *Maschal* (מָשָׁל) vielfachen Einfluß gehabt, um so mehr, da dasselbe ganz analoge Etymologie hat. Denn es bedeutet gleichfalls eigentlich ein Gegenüber- oder Zusammengestelltes, collatio, Vergleichung, Bilderrede, ein Gedicht, ein Lied, besonders Spottlied (Jes. 14, 4. Mich. 2, 4), Spruch, Denkspruch, Sentenz (im Orient häufigst eine Vergleichung enthaltend), wie παραβολή (Marc. 7, 17), dann auch ein Sprüchwort (1 Sam. 10, 12. Ezech. 18, 2. 12, 22; vergl. Matth. 15, 15. Luc. 4, 23), und die Parabel im engern Sinne (Ezech. 17, 2. 24, 3). Denselben Umfang der Bedeutungen hat auch das entsprechende aramäische und arabische Wort (מְתַל, مَثَلٌ), und Letzteres wird auch von der Fabel gebraucht, z. B. von den Lokman'schen Fabeln. Wie innig bei den neutestamentlichen Schriftstellern der Begriff des hebräischen Maschal mit dem der παραβολή verwachsen ist, zeigt u. a. die Stelle Matth. 13, 35 in Vergleich mit Psalm 78, 2.

Die Parabel gehört zu der Gattung der allegorischen und symbolischen Darstellung, welche ihren eigentlichsten Sitz im Morgenlande hat. Im alten Testamente finden wir diese Lehrform schon nicht selten angewendet. Dahin gehört die Parabel des Propheten Nathan vom reichen und armen Manne (1 Sam. 12, 1—4), die Parabel vom Weinberge bei Jes. 5, 1 fg. u. a., wie Ezech. 15, 2—5. 19, 1—9. 10—14. 24, 3—5. 31, 3 fg. 32, 3. Zachar. 11. In das Bereich des Apolog oder der Fabel gehören dagegen die Stellen Richt. 9, 8—15 (von den Bäumen, die sich einen König wählen), 2 Kön. 14, 9 (vom Dornstrauch und der Ceder), Ezech. 17, 2—10 (vom Adler, der ein Cederreis verpflanzt). Mehre Parabeln kommen im Talmud vor und unter ihnen einige, die den neutestamentlichen parallel sind, wie das die Interpreten des N. T. längst bemerkt haben. Vergl. auch *Vorstius*, De hebraismis N. T. I. p. 140, und im Allgemeinen *Glassius*, Philol. sacr. P. II. *Lowth*, De sacra poesi Hebraeorum praelect. 4. *Storr*, De parabolis Christi in seinen Opuscc. acad. I. 89 sqq. Conz, Morgenländische Apologen. Krummacher, Parabeln in der Vorrede. *Rettberg*, De parabolis Jesu Christi, besonders auch A. Neander im Leben Jesu.

(*E. Rödiger.*)

PARABELCIRKEL. Aus der in Nr. V. des Artikels Parabel erhaltenen Eigenschaft, daß der Leitstrahl eines Punktes der Parabel stets gleich der um den vierten Theil des Parameters vergrößerten Abscisse dieses Punktes ist, ergibt sich offenbar, daß wenn man auf der rückwärts verlängerten Axe der Parabel in einer Entfernung $= \frac{p}{4}$ vom Scheitel ein Perpendikel, die Directrix genannt, errichtet, die senkrechte Entfernung irgend eines Punktes der Parabel von diesem Perpendikel gleich der geraden Entfernung desselben Punktes von dem Brennpunkte sein wird. Hierauf gründet sich die Einrichtung des sogenannten Parabelcirkels, d. h. eines Instruments, mit dessen Hilfe man eine Parabel mechanisch zeichnen kann. Die Einrichtung desselben ist folgende: In Figur VII stelle ST ein Lineal vor, auf welchem der materielle rechte Winkel ONM sich geradlinig fortbewegen kann. An dem Ende M des einen seiner Schenkel ist ein Faden befestigt, dessen Länge = MN ist und dessen zweites Ende in dem Punkte F, welcher der Brennpunkt der Parabel werden soll, befestigt ist, sodaß also nach dem Frühern FE der halbe Parameter und ST die Directrix sein werden. Wenn der rechte Winkel, welcher ursprünglich in solcher Lage gedacht wird, daß NM mit ER, der Axe der Parabel, zusammenfällt, nach S hin fortbewegt wird und dabei der Faden durch einen sich gleichmäßig mitbewegenden Stift P stets vollkommen gespannt erhalten wird, so beschreibt dieser Stift einen Parabelbogen APX. Denn da MP + PF als Länge des Fadens gleich MP + PN ist, so wird PF = PN, d. h. die Entfernung des Curvenpunktes P vom Brennpunkte F immer gleich der senkrechten Entfernung desselben Punktes von der Directrix ST sein, was vorhin als Eigenschaft der Parabel aufgeführt wurde.

Zwar gibt es noch manche anders eingerichtete Instrumente zur organischen Beschreibung der Parabel, doch möchte das hier beschriebene das einfachste sein.

(*L. A. Sohncke.*)

PARABESTE wird von Plinius als Ort oder Stadt in Arachosia genannt, an welcher der Erymanthus vorüberfließe (VI, 23: Arachosia cum oppido et flumine ejusdem nominis, quod quidam Cophen dixere, a Semiramide conditum. Amnis Erymanthus praefluens Parabestem Arachosiorum). Außerdem wird dieser Ort nicht aufgeführt. Vgl. *Cellar.* Orb. antiq. III, 21. p. 847. 848. vol. I., welcher jenen Fluß Erymander nennt.

(*Krause.*)

PÁRABIAGO, eine Gemeine (Commune) und Dorf im Distrikte IV. (von Saronno), der Provinz Mailand im Königreiche der Lombardei, in der großen norditalienischen Ebene, unfern vom rechten Ufer des Olonaflusses zwischen Canegrate und Nerviano gelegen, 2¼ teutsche Meilen nordwestwärts von der Hauptstadt entfernt, mit einer eigenen Gemeindedeputation, einem Privatgymnasium und Knabenerziehungsinstitute, einem eigenen Localvicariate, welches zum mailänder Erzbisthume gehört, einer dem heil. Gervasius und Parabiacus geweihten katholischen Kirche und einer Mühle.

(*G. F. Schreiner.*)

PARABITA, ein großes Dorf in der neapolitani-

schen Intendanza Otranto (Terra d'Otranto), in einem hellen, von kleinem Bache bewässerten Thale gelegen und 7 Millien. Meilen ostwärts von Gallipoli entfernt. Der Boden besteht meistens aus Felsengrund, der nur dürftig von einer dünnen Lage Erde bedeckt ist, auf dem aber doch hochstämmige Frucht-, besonders Ölbäume und schattende große Weinrebenstöcke bestens gedeihen. Das nahe Gallipoli bietet den Bewohnern vielfältige Gelegenheit zu vortheilhaftem Absatze ihrer Erzeugnisse dar. Hier hatten sonst die Alcantariner ein Kloster. (G. F. Schreiner.)

PARABOLANI, ein klerikalisches Amt der alten, besonders griechischen, Kirche. Wie sehr die alte Kirche die Pflege ihrer Armen, Nothleidenden, Kranken Sorge trug, ist bekannt und anerkannt genug [1]. Von den hierzu gegründeten Instituten haben wir hier das der παραβολᾶνοι [2], parabolani, zu nennen. Dieselben kommen zwar in der griechischen Kirche überhaupt vor, scheinen aber doch einen mehr localen Ursprung in der ägyptischen Kirche, besonders der großen Metropole Alexandria, gehabt zu haben. Hier war es ohne Zweifel die Pest und andere in Städten dieses Klima's und dieser Lage endemische Krankheiten, welche ein eigenes Collegium (sodalium nach der spätern Bezeichnungsweise) für diese Zwecke nöthig machte. Die Kirche, als die überall helfende und tröstende Mutter, nahm denselben unter ihre Obhut. Für die alexandrinische Kirche verordnet ein kaiserliches Gesetz [3] die Zahl von 500, die später (im J. 418), wahrscheinlich wegen temporärer Epidemien, auf 600 erhöht wurde. Merkwürdig ist, daß die Bischöfe Alexandriens mit dieser Krankenwärterschar, die natürlich nicht zu allen Zeiten gleich beschäftigt war, einen vielfachen Unfug trieb und ihre Fäuste bei gewissen Veranlassungen, zu selbstsüchtigen ungeistlichen Zwecken in Anspruch nahm.

Ein Analogon derselben findet sich in den geistlichen [illegible] Schwesterschaften des Mittelalters, welche [illegible] die Elisabethinerinnen, die barmherzigen [illegible] Schwestern (soeurs grises, soeurs de la [illegible]) [illegible] unsere Zeit, mit ihren wohlthätigen [illegible]. Die protestantische Kirche neuester [illegible] die Pflege ihrer Kranken auf dem [illegible] (jedoch ohne special-kirchliche Formen) [illegible] Versuche und Pläne dieser Art kamen vor [illegible] Kaiserswerth, Berlin, von letzterm Orte [illegible] genannter Männerkrankenverein. [illegible] mit der alten Weise und, ohne [illegible] als Institut betrachtet, sind [illegible] schulen. Eine solche besteht, mit [illegible] in dem Krankenhause zu Berlin.

(Rheinwald.)

PARABOLION (παραβόλιον), nannten nach Pollux [illegible] die [illegible] Griechen, was bei Aristoteles παράβολον heißt, nämlich das Succumbenzgeld, das bei Appellationen (ἐφέσεις) der Appellant deponiren mußte; die Größe desselben und ob es bei allen Arten von Appellationen oder nur bei gewissen vorgekommen sei, ist unbekannt. Auch Phrynichus (p. 238 *Lobeck.*) verwirft das Wort, d. h. die Form παραβόλιον als ungebräuchlich bei den Classikern. Vgl. Schömann im attisch. Proceß. S. 771 fg. (*H.*)

PARABOLISCH. Parabolische Asymptote. Wenn Curven, deren Äste ins Unendliche gehen, keine gerade Linien zu Asymptoten haben, so kann es doch krumme Linien geben, denen sie sich immer mehr nähern, ohne sie je zu erreichen; ist diese letztere eine parabolische Curve, so heißt sie eine parabolische Asymptote (s. den Artikel Asymptote).

Parabolische Bewegung ist diejenige, bei welcher der bewegte Körper eine Parabel beschreibt, wie es bei einigen Kometen der Fall ist, die sich in einer Parabel, in deren Brennpunkt die Sonne steht, um diese bewegen (s. d. Art. Kometenbahn).

Parabolische Conchoide, s. Conchoide.

Parabolische Curven. Diesen Namen führen solche Curven, für welche die Ordinate y durch eine Reihe dargestellt wird, deren einzelne Glieder nur ganze positive Potenzen der Abscisse x enthalten, deren Gleichung also im Allgemeinen die Form hat: $y = A + Bx + Cx^2 + \ldots + Nx^m$. Aus der Analysis ist bekannt, daß y, welche Function von x es auch sein mag, mit mehr oder weniger Genauigkeit immer in eine Reihe, welche nach den aufsteigenden Potenzen von x geordnet ist, entwickelt werden kann; deshalb wird jede ebene Curve mit einer parabolischen näherungsweise vergleichbar sein.

Parabolischer Cylinder. Wenn in der Gleichung II. des Artikels Paraboloid

$$Ax^2 + By^2 + Cz^2 + 2Dx + 2Ey + 2Fz + G = 0$$

zwei der Coefficienten A, B, C, z. B. A und B verschwinden, und man verlegt den Anfangspunkt der Coordinaten, indem man $x + \alpha$, $y + \beta$, $z + \gamma$ in die Stelle von x, y, z setzt, so erhält man

$$Cz^2 + 2Dx + 2Ey + 2(C\gamma + F)z + C\gamma^2 + 2D\alpha + 2E\beta + 2F\gamma + G = 0,$$

worin man die Constanten α, β, γ nur so bestimmen kann, daß der Coefficient von z und das von den Coordinaten unabhängige Glied verschwinden, wodurch eine Gleichung von der Form:

$$Mz^2 + Ny + N'x = 0$$

oder $$z^2 + py + p'x = 0$$

entsteht, in welcher p und p' nicht nothwendig positive Größen sein dürfen.

Die Hauptschnitte der durch diese Gleichung dargestellten Oberfläche sind:

in der xy Ebene : $py + xp' = 0$
in der xz Ebene : $z^2 + p'x = 0$
in der yz Ebene : $z^2 + py = 0$.

Die beiden letztern sind Apollonische Parabeln und bleiben es auch, wenn man Schnitte parallel mit den Hauptschnitten

1) [illegible] Archäologie §. 41. Kirchliche Wohlthätigkeit [illegible] und bei N. H. Julius, An Essay on [illegible] as produced by christianism 1825. [illegible] (Vergl. [illegible] Theod. XVI. T. II. l. 42. sq.

ten legt, die erste Gleichung ist die einer geraden Linie, sowie auch alle Schnitte, die parallel mit der xy Ebene gelegt werden, gerade Linien sind, welche alle mit der x Axe einen Winkel bilden, dessen trigonometrische Tangente $= -\frac{p'}{p}$ ist. — Die Oberfläche heißt ein parabolischer Cylinder.

Parabolisches Konoid ist ein Körper, der durch die Umdrehung einer Parabel um ihre Axe entsteht (s. d. Art. Paraboloid und Konoid.

Parabolischer Spiegel. Die Form des parabolischen Spiegels ist die der Oberfläche eines parabolischen Konoids (s. d. vorhergehenden Art.). Da jeder Schnitt, der durch die Axe einer solchen Oberfläche gelegt wird, immer die nämliche Parabel gibt, so werden nach Nr. IV. des Artikels Parabel alle Lichtstrahlen, welche parallel mit der Axe auffallen, weil ihre Einfallswinkel gleich den Reflexionswinkeln sein müssen, in den gemeinsamen Brennpunkt zurückgeworfen werden (s. d. Art. Spiegel).

Parabolische Spirale, s. Spirale. (*L. A. Sohncke.*)

PARABOLISMUS ist eines von den algebraischen Kunstwörtern des Vieta, womit ausgedrückt wird, daß der Coefficient desjenigen Gliedes einer Gleichung, welches die höchste Potenz der Unbekannten enthält, vermittels Division sämmtlicher Glieder durch diesen Coefficienten weggeschafft werden soll. (*L. A. Sohncke.*)

PARABOLOID. Mit diesem Namen belegt man entweder die Parabeln höherer Ordnung (s. d. Art.) oder gewöhnlicher eine Gattung krummer Oberflächen zweiter Ordnung, über welche das Nähere hier folgen soll. — In der allgemeinen Gleichung des zweiten Grades zwischen drei veränderlichen Größen:

$$ax^2 + 2bxy + cy^2 + 2dxz + 2eyz + fz^2 + 2gx + 2hy + 2kz + b = 0 \; .... \; (I.)$$

welche sich auf rechtwinkelige Coordinaten beziehen mag, verändere man, um sie auf die möglichst einfache Form zu bringen, die Richtung der Coordinatenaxen, indem man setzt:

$$x = x'.\cos\psi - y'.\cos\theta\sin\psi - z'.\sin\theta\sin\psi$$
$$y = x'.\sin\psi + y'.\cos\theta\cos\psi + z'.\sin\theta\cos\psi$$
$$z = y'.\sin\theta - z'.\cos\theta,$$

worin ψ den Winkel bedeutet, welchen die x' Axe, d. h. die Durchschnittslinie einer neuen x'y' Ebene mit der xy Ebene in dieser letztern mit der frühern x Axe bildet und θ den Neigungswinkel der x'y' Ebene gegen die xy Ebene, während die y' Axe in der genannten x'y' Ebene senkrecht auf der x' Axe und die z' Axe senkrecht auf der x'y' Ebene steht.

Setzt man diese Werthe in die Gleichung I. ein, so darf man die Coefficienten von x'.z' und y'.z' gleich Null setzen, wenn den Bedingungsgleichungen:

$$[(a-c).\sin\psi\cos\psi - b(\cos\psi^2 - \sin\psi^2)].\sin\theta + [d.\cos\psi + e.\sin\psi].\cos\theta = 0 \text{ und}$$
$$[a.\sin\psi^2 - 2b.\sin\psi\cos\psi + c.\cos\psi^2 - f].\sin\theta\cos\theta + [d.\sin\psi - e.\cos\psi].[\cos\theta^2 - \sin\theta^2] = 0$$

durch reelle Werthe von θ und ψ genügt werden kann. Daß dieses aber der Fall ist, sieht man leicht, wenn man tang θ aus beiden Gleichungen eliminirt, wodurch man nach der Absonderung des Factors $(1 + \text{tang}\,\psi^2)$ auf eine cubische Gleichung in Bezug auf tang ψ kommt, welche wenigstens eine reelle Wurzel haben muß, woraus sich dann zugleich vermittels der ersten Bedingungsgleichung ein reeller Werth für θ ergibt.

Denkt man sich also die Winkel ψ und θ so bestimmt, daß den genannten beiden Bedingungen genügt wird, so reducirt sich die Gleichung des zweiten Grades (I) auf:

$$a'x'^2 + 2b'x'y' + c'y'^2 + f'z'^2 + 2g'x' + 2h'y' + 2k'z' + b = 0$$

Aus dieser kann aber wieder noch das Glied, welches das Product der beiden Coordinaten enthält, weggeschafft werden, wenn man die Lage der x' Axe in der x'y' Ebene verändert und zwar mag φ den Winkel bedeuten, welchen die neue x'' Axe mit der frühern x' Axe bildet, während die y'' Axe senkrecht auf der x'' Axe steht und die z' Axe ungeändert bleibt. Bei dieser Annahme hat man

$$x' = x''\cos\varphi - y''\sin\varphi$$
$$y' = x''\sin\varphi + y''\cos\varphi$$

zu setzen und den Winkel φ so zu bestimmen, daß der Bedingung

$$\frac{a'-c'}{2}.\sin 2\varphi - b'\cos 2\varphi = 0$$

genügt werde. Hierdurch erhält die ursprüngliche Gleichung (I) folgende nicht weniger allgemeine Form:

$$Ax^2 + By^2 + Cz^2 + 2Dx + 2Ey + 2Fz + G = 0 \; .... \; (II.)$$

Um diese Gleichung noch mehr zu vereinfachen, verlege man den Anfangspunkt der Coordinaten, ohne die Richtung derselben zu ändern, indem man $x+\alpha$, $y+\beta$, $z+\gamma$ in die Stelle von x, y, z setzt, worin α, β, γ die noch beliebig zu bestimmenden Coordinaten des neuen Anfangspunktes in Bezug auf das frühere Coordinatensystem bedeuten. Auf diese Weise erhält man:

$$Ax^2 + By^2 + Cz^2 + 2(A\alpha + D).x + 2(B\beta + E).y + 2(G+F).z + A\alpha^2 + B\beta^2 + C\gamma^2 + 2D\alpha + 2E\beta + 2F\gamma + G = 0;$$

weil man hier über α, β, γ willkürlich verfügen kann, so wird man zwei wesentlich von einander verschiedene Fälle zu unterscheiden haben. Entweder nämlich wird keine der drei Größen A, B, C gleich Null, dann darf man $\alpha = -\frac{D}{A}$, $\beta = -\frac{E}{B}$, $\gamma = -\frac{F}{C}$ setzen, und man erhält die Oberflächen, welche einen Mittelpunkt haben; oder es ist eine oder es sind zwei von den Größen A, B, C gleich Null, dann erhält man die Oberflächen, welche wir hier näher zu betrachten haben.

Verschwindet zunächst nur einer der drei Coefficienten A, B und C, wird also etwa $A = 0$, so kann man α, β und γ durch folgende Bedingungsgleichungen bestimmen:

$$B\beta + E = 0$$
$$C\gamma + F = 0$$
$$A\alpha^2 + B\beta^2 + C\gamma^2 + 2D\alpha + 2E\beta + 2F\gamma + G = 0$$

sodaß man eine Gleichung von der Form:

$$Mz^2 + M'y^2 + Nx = 0$$

erhält. Hierbei aber muß man die beiden Fälle unterscheiden, ob die beiden Coefficienten M und M' gleiche oder entgegengesetzte Vorzeichen haben, während N ein beliebiges Zeichen haben darf, weil die Abscisse x nach Umständen positiv oder negativ genommen werden kann, je nachdem das Glied Nx mit dem positiven oder negativen Zeichen behaftet sein soll.

Haben also **erstens** M und M' gleiche Zeichen und nimmt man sie, was wegen der Willkürlichkeit des Zeichens von N freisteht, beide positiv an, so muß x stets so gewählt werden, daß das dritte Glied N.x negativ wird, weil sonst die Summe von drei positiven Größen gleich Null werden müßte, was nicht möglich ist. Bezeichnet man daher $\frac{N}{M}$ durch $-p'$ und $\frac{N}{M'}$ durch $-p$, wo p und p' an sich positive Größen bedeuten, so erhält man die Gleichung

$$pz^2 + p'y^2 - pp'x = 0 \;\ldots\ldots\ldots\ldots\; \text{(III.)}$$

Die drei Hauptschnitte dieser Oberfläche mit den drei Coordinatenebenen werden:

mit der xy Ebene, $y^2 = px$
mit der xz Ebene, $z^2 = p'x$
mit der yz Ebene, $z = \pm y\sqrt{-\frac{p'}{p}}$.

Die beiden ersten sind Apollonische Parabeln, welche sich nach derselben Seite hin erstrecken, während die letzte zum Anfangspunkte der Coordinaten gehört. Jeder Schnitt, welcher in einer beliebigen Entfernung $x = \omega$ parallel mit der yz Ebene gelegt wird, hat zur Gleichung $z = \pm\sqrt{\frac{p'}{p}}\sqrt{\omega p - y^2}$, d. h. er ist eine Ellipse, deren halbe große Axe $= \sqrt{\omega p}$ und halbe kleine Axe $= \sqrt{\omega p'}$ ist. Die Schnitte, welche mit der xy Ebene und die, welche mit der xz Ebene parallel gelegt werden, sind wie die entsprechenden Hauptschnitte Parabeln. — Die Oberfläche heißt ein **elliptisches Paraboloid**.

Man kann sich diese Oberfläche auch dadurch entstanden denken, daß sich die Parabel $z^2 = p'x$ mit sich selbst parallel so fortbewegt, daß ihr Scheitel die Parabel $y^2 = px$ beschreibt, denn ihre Gleichung III. ist das Resultat der Elimination einer willkürlichen Größe ω zwischen den beiden Gleichungen:

$$z^2 = p'x - \frac{p'}{p}\omega \text{ und } y = \omega$$

Wenn $p = p'$ ist, so gehört die Gleichung III. einem Revolutionsparaboloid an, welches dadurch entsteht, daß man die Parabel $y^2 = px$ um ihre x Axe dreht und welches noch den besondern Namen **parabolisches Konoid** führt. Über die verschiedenen Schnitte und über den Inhalt der von solchen Oberflächen eingeschlossenen Körper hat bereits Archimedes in seinen *περὶ ἀμβλυγωνίων κωνοειδέων καὶ σχημάτων σφαιροειδέων βίβλοι δύο* gehandelt. S. d. Art. Konoid.

Wenn **zweitens** in der Gleichung $Mz^2 + M'y^2 + Nx = 0$ die Coefficienten M und M' von entgegengesetzten Zeichen angenommen werden, oder was dasselbe ist, wenn in der Gleichung III. das p' negativ gesetzt wird, so erhält man eine andere Oberfläche mit der Gleichung

$$pz^2 - p'y^2 + pp'x = 0 \;\ldots\ldots\; \text{(IV.)}$$

worin jetzt wieder p und p' an sich positive Größen bedeuten.

Die Hauptschnitte dieser Oberfläche werden:

in der xy Ebene : $y^2 = px$
in der xz Ebene : $z^2 = p'x$
in der yz Ebene : $z = \pm y\sqrt{\frac{p'}{p}}$

Die beiden ersten sind wieder Apollonische Parabeln, die sich aber nach entgegengesetzten Seiten hin erstrecken. Die letzte Gleichung gehört zu einem System zweier Geraden, welche einen Winkel mit einander bilden, der durch die y Axe halbirt wird. Jeder Schnitt, der in einer beliebigen Entfernung $x = \omega$ parallel mit der yz Ebene gelegt wird, erhält zur Gleichung $z = \sqrt{\frac{p'}{p}}\sqrt{y^2 - \omega p}$, d. h. er ist eine Hyperbel, deren halbe erste Axe $= \sqrt{\omega p}$ und halbe zweite Axe $= \sqrt{\omega p'}$ ist. Die mit der xy und die mit der xz Ebene parallelen Schnitte bleiben wie die entsprechenden Hauptschnitte Parabeln. Die Fläche heißt ein **hyperbolisches Paraboloid**.

Ähnlich wie beim elliptischen Paraboloid kann man sich diese Oberfläche dadurch entstanden denken, daß die Parabel $z^2 = -p'x$ sich parallel mit sich selbst so fortbewegt, daß ihr Scheitel die Parabel $y^2 = px$ beschreibt, weil ihre Gleichung IV. durch die Elimination einer willkürlichen Größe ω zwischen den Gleichungen:

$$z^2 = \frac{p'}{p}\omega^2 - p'x \text{ und } y = \omega$$

erhalten wird.

Über den Fall, daß in Gleichung II., zwei der Coefficienten A, B und C gleich Null werden, sehe man den Art. Parabolischer Cylinder. (*L. A. Sohncke.*)

PARABOSCO (Girolamo), geboren zu Piacenza, blühete seit 1540 bis 1581 als berühmter Orgelspieler, Componist und Dichter. Er war Organist der ersten Orgel der Marcuskirche in Venedig und stand zu seiner Zeit in großem Ansehen. Er gehört mit in die Bewegungsperiode Italiens, wo die Tonkünstler des großen Stiefels von den vielen Meistern der Niederländer, auch der Franzosen und Spanier, zu lebhaftern Fortschritten in der Musik aufgeregt worden waren. Unter diese Vorbereitungsmeister kurz vor der Periode Palestrina's gehören z. B. Cost. Festa, Adrian Willaert, Morales und viele Andere. Der ältere Doni (Anton Franz) hält unserm Parabosco in seinen freilich etwas unzuverlässigen Dialoghi della musica eine große Lobrede, worin er Alle, die der Himmel mit Genie begabt hat, auffodert, diesem Manne nachzueifern. Crescembini rechnet ihn besonders unter die meisterlichen Orgelspieler jener Zeit. Aus dem Archive der Mar-

cuskirche, das aus der Quelle in der allgem. musikal. Zeitung Leipzigs. 1832. S. 279 mitgetheilt wurde, ergibt sich, daß Parabosco sein Amt als Organist in Venedig 1551 antrat, daß aber auch bereits 1557 am 2. Juli ein gewisser Claudio sein Nachfolger wurde. Ob er darauf einem andern öffentlichen Amte vorstand und welchem, ist nicht bekannt; ebenso wenig, ob er seine ganze Lebenszeit in Venedig blieb, oder nur später wieder dahin zurückkehrte, um sein Leben dort zu beschließen. Sein Todesjahr wird 1587 angegeben. In den Jahren seiner Blüthe galt er für einen großen Componisten, von dessen Arbeiten, besonders Motetten und Madrigalen, nicht wenige in sehr verschiedene Sammlungen aufgenommen worden sind. Kann er auch nicht für einen hervorragenden Meister in der Satzkunst gehalten werden, so gehörte er doch zu den damals ausgezeichneten Italienern, die mit Geschmack das Echte anzuerkennen wußten; besonders schätzte er Willaert hoch, der in Venedig großen Einfluß hatte. Aber auch als Dichter that er sich rühmlich hervor, und wie es scheint, noch bedeutender und öfter. Seine Trauerspiele und Komödien werden von seinen Zeitgenossen nicht wenig belobt, sodaß er in jeder Art unter die genialen Köpfe des 16. Jahrh. gerechnet wurde. Er selbst scheint sich auf seinen Doppelruhm, als Componist und Dichter, nicht wenig zu Gute gethan zu haben, was aus einem Briefe des Peter Aretin an ihn hervorgeht, welcher gleich nach dem Erscheinen seiner Tragödie „Progne" im Oct. 1548 geschrieben worden war. Nach gespendetem Lobe und freundschaftlichen Ermahnungen, in der Kunst eifrig fortzufahren, damit er, als ein noch junger Mann, in reifern Jahren noch Gediegeneres bringe, fährt der Briefsteller so fort: „Parabosco! Es ist gewiß, daß Ihr und Buonarotti (Michel Angelo) eine gleiche Art habt, Euch selbst zu rühmen, wenn von Eurem Handwerke die Rede ist; aber mit einer so neuen und schlauen Bescheidenheit, daß man Euern Selbstruhm Bescheidenheit taufen muß. Gibt es da Einen, der Euch sagt, wie schön die Progne, Eure Tragödie, sei, so antwortet Ihr: Musiker bin ich und nicht Poet. Lobt man den Gesang der Motetten, die Ihr habt ausgehen lassen, so zuckt ihr höflich die Achseln und sprecht: Poet bin ich und nicht Tonkünstler. Grade so macht Ihr es darin wie Michel Angelo. Erhebt man ihm seine Kapelle bis in den Himmel, so entschuldigt er sich mit der Versicherung, er sei Bildhauer und nicht Maler. Preist man seine Bildsäulen des Julian und Lorenz von Medicis, so schüttelt er das Haupt und ruft: Ich male, ich meißele nicht. So trachtet Ihr beide mit Euren Entschuldigungen nach nichts Geringerem, als nach göttlicher Ehre, und es ist Keinem von Euch etwas anzuhaben. (*G. W. Fink.*)

PARABRAHMA oder **Brahma**, eins der drei höchsten Wesen oder der drei Offenbarungen des höchsten Wesens, was als solches die Welt erschaffen, wie als Schiwa sie zerstört und als Wischnu von Neuem erzeugt. Vergl. Creuzer, Symbolik. I, 386 fg. der 2. Ausg. und diese Encyklopädie im W. Brahma. (*H.*)

PARABULIA nennt man diejenige Alienation des Willensvermögens, wobei der Mensch die Herrschaft über sich selbst zum Theil verloren hat und sich dem Ausbruche seiner Leidenschaften mehr oder weniger hingibt. Es ist die Parabulia meistens Symptom einer anderweitigen Gemüthskrankheit, namentlich der Hypochondrie, oder tritt wenigstens am häufigsten bei derselben auf. (*Rosenbaum.*)

PARABUTY, ein großes Cameraldorf im untern Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der bácser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, in der großen oder untern ungarischen Ebene, an der von Eszek über Dálya nach Neusatz führenden Straße gelegen, 1½ teutsche Meile nordostwärts von dem Markte Bács entfernt, mit 486 Häusern, 3409 illyrischen Einwohnern, welche 2390 Katholiken, 927 nicht unirte Griechen, 79 Juden und 13 Evangelische schweizerischer Confession unter sich zählen; einer eignen katholischen und einer Pfarre der nicht unirten Griechen, deren erstere zu der vereinigten Diöcese von Colocsa und Bács gehört, einer katholischen und einer griechischen Kirche und einer Schule. Unter den illyrischen Einwohnern gibt es auch viele Teutsche. In der Nähe, und zwar nördlich, dieses Dorfes geht jene von der Donau bis zur Theiß sich erstreckende Verschanzung vorüber, welche für ein Werk der Römer gilt. (*G. F. Schreiner.*)

PARABYSMA, das Ausfüllsel, nennt man in der Chirurgie diejenigen Massen, wie Charpie, Werg ꝛc., womit Wunden, Geschwüre, Fistelgänge ausgestopft oder Vertiefungen bei Verbänden und dergl. ausgefüllt werden. Der Act der Ausfüllung heißt Parabystia. Mason Good belegte die Anschoppung der Milz mit dem Namen Parabysma, wird aber deshalb von C. G. Kühn mit Recht getadelt. (*Rosenbaum.*)

PARABYSTON *), so hieß in Athen einer der Gerichtshöfe, und zwar der, in welchem die Eilf Männer richteten; ob dies nun bedeute, daß diese Behörde hier Recht gesprochen und die einem Vorstande des Gerichtshofes in Athen zukommende Stellung eingenommen, oder ob damit gesagt werden solle, daß sie auch das Amt der Richter ausgeübt, ob es bedeute, daß diese Behörde hier in allen oder nur in gewissen Fällen gerichtet habe, ist nicht auszumachen; da nun aber *παράβυστος* an sich „eingeschoben" „heimlich" bedeutet, so fragt sich, warum das Gericht „das geheime" geheißen habe; hier sagt Pausanias, daß es in einem verborgenen Theile der Stadt gelegen war und daß hier über die unbedeutendsten Sachen gerich-

*) *Paus.* I, 28, 8: *Τὸ μὲν οὖν καλούμενον Παράβυστον καὶ Τρίγωνον, τὸ μὲν ἐν ἀφανεῖ τῆς πόλεως ὂν καὶ ἐπ' ἐλαχίστοις συνιόντων ἐς αὐτό, τὸ δὲ ἀπὸ τοῦ σχήματος ἔχει τὰ ὀνόματα.* *Harpocrat.* s. v. *Παράβυστον. οὕτως ἐκαλεῖτό τι τῶν παρ' Ἀθηναίοις δικαστηρίων, ἐν ᾧ ἐδίκαζον οἱ ια'· Ἀντιφῶν ἐν τῷ πρὸς Νικοκλέα περὶ ὅρων. μνημονεύουσι δ' αὐτοῦ ἄλλοι τε τῶν κωμικῶν καὶ Τιμοκλῆς ἐν Ὀρεσταυτοκλείδῃ.* Den Harp. haben, jedoch mit Weglassung der Citate, Suidas und Photius abgeschrieben. Rhetor. Wörterb. 292, 24 und Etym. Magn. 651, 53. *ἦν δὲ καὶ παράβυστον δικαστήριον Ἀθήνησιν, ὃ λάθρα ἔκρινεν.* Vergl. Schömann (de sortitione judic. p. 38), wo die Stelle des Pollux richtig so verbessert wird: *Μέσον, Παράβυστον, Μεῖζον· Παραβύστου δὲ καὶ Μείζονος μέμνηται Λυσίας· ἐν μέντοι τῷ Παραβύστῳ οἱ ἕνδεκα ἐδίκαζον.*

tet worden sei, die Grammatiker dagegen, es hätte geheim gerichtet, was allerdings bei der in Athen üblichen Öffentlichkeit unglaublich ist. In den uns erhaltenen Reden wird dieses Gerichtshofes nirgends gedacht, doch geht aus Harpokratio hervor, daß er in der Rede des Antiphon gegen Nikokles und von mehren Komikern erwähnt worden sei. (*H.*)

PARACATU, 1) Fluß in der südamerikanisch-brasilischen Provinz Minas Geraes, welchen mehre an der Serra dos Cristaes entspringende Quellenflüsse bilden und der, schiffbar bis zum Corrego rico, welcher sich nach der Vereinigung des Rio Prata und Escuro in ihn ergießt, unter 15° 20′ s. Br. in das Meer mündet. 2) P. do Principe, Villa und Hauptstadt der gleichnamigen Comarca in der vorhin genannten brasil. Provinz, liegt auf einer Hochebene unweit des Corrego rico, hat eine Hauptkirche, mit Namen S. Antonio da Mango, einen kaiserlichen Lehrstuhl für die latein. Sprache, vier Hermidas, zwei gute Brunnen, gerade Straßen und Holz- und Lehmhäuser, wie dies auch in Villa rica der Fall ist. Der Ort ist seit 1744, wo das Gold der Flüsse und Berge viele Menschen herbeizog, — noch jetzt wäscht man in der Umgegend Paracatu's Gold, selbst etwas Platina, sonst ouro branco genannt, findet sich — in Aufnahme gekommen. Die Einwohner der Stadt wie des Districts treiben Viehzucht, besitzen Wildpret und sind reich an Orangen, Ananas und Wein. Letzterer trägt jährlich zweimal reife Trauben. Vergl. d. Art. Minas Geraes und Sabará. (*Fischer.*)

PARACELSISTEN nennt man diejenigen Ärzte, welche sich zu den Ansichten des Paracelsus bekannten. Da es dem Paracelsus selbst nicht gelungen war, mit seinem Wissen und Wollen zu einem bestimmten Abschlusse zu gelangen, er vielmehr die Gährung, worin seine Zeit begriffen war, in sich selbst in ihrer ganzen Größe aufnahm, ohne den Proceß derselben beendigen zu können, so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir seine Anhänger nicht nach einem gemeinsamen Ziele streben sehen, wie dies bei andern wirklichen Systematikern der Fall ist. Keiner vermochte den Klärungsproceß des chaotischen Wirrwars ihres Meisters allein zu Ende zu führen, und so legten Alle Hand an das Werk, welches, je nach der verschiedenen Bildungsstufe des Einzelnen, von einer verschiedenen Seite aufgefaßt und bearbeitet ward. Denn das eben ist das Charakteristische jenes genialen Sprudelkopfs, daß sein riesenhafter Geist alle jene zerstreuten Elemente allein aufzunehmen im Stande war, wenn ihm auch die Kraft gebrach, sie zu einem Ganzen dauernd zu vereinigen, ein Ziel, welches wir ja jetzt noch nicht errungen haben. Den herrschenden Ansichten am meisten entsprechend war die Verbindung der Religion mit der Medicin und die Lehre von dem Einflusse der Natur (Macrocosmus) auf den Menschen (Microcosmus), welche Paracelsus besonders hervorhob; von dieser Seite erhielt er zunächst die meisten Anhänger, welche aber eben weil der Sinn dieser Lehren zu tief für sie lag, sich mit der äußern Schale, den Redensarten darüber, begnügten, wodurch sich zugleich am besten der wirkliche Mangel an medicinischen Kenntnissen verdecken ließ. Es waren daher auch weniger die Ärzte als die Nichtärzte, welche sich auf diese Weise zu den Schülern des Paracelsus bekannten, und eine Menge noch jetzt unter dem Volke herrschender Ansichten über sympathetische Heilung der Krankheiten, über die astralischen Einflüsse, Signaturen ꝛc. kamen durch jene Leute in Umlauf. Die Theosophen (s. d. Art.) fanden in den Schriften des Paracelsus besonders reiche Nahrung. Bei weitem einflußreicher war aber die Verbindung der Chemie und Medicin, welche Paracelsus auf eine doppelte Weise zu Stande zu bringen suchte, nämlich durch Einführung der chemischen Arzneimittel in die Praxis, und durch Benutzung der chemischen Ansichten zur Erklärung der pathologischen Processe. Das rastlose Suchen nach dem Steine der Weisen hatte zur Erfindung einer Menge, namentlich metallischer, Mittel geführt, deren Wirkung kräftiger und offenbarer als die der Kräuter und Pflanzensäfte war. Das Geheimniß, welches ihre Erfindung deckte, ging auf die Mittel selbst über, und die große Menge der Arcana des Paracelsus war es besonders, welche nicht nur Laien, sondern auch Ärzte zum Studium seiner Schriften rief. Das Gold, welches sie vergebens in den Schmelztiegeln aufsuchten, lieferten die Arcana weit sicherer als der Stein der Weisen in ihre Taschen. Die meisten der sogenannten Paracelsisten gehören dieser Classe an, so Leonhard Thurneysser zum Thurn, Bartholomäus Carrichter, Michael Bapst von Rochlitz, Georg Amwald, welche, obgleich eigentlich Nichtärzte, sich am meisten Ruhm erwarben und es zum Theil zu fürstlichen Leibärzten brachten. Die Zahl der Ärzte, welche der Paracelsischen Heilmittellehre sich zuwandten, war besonders in Teutschland übergroß, da hier die Medicin noch am wenigsten ein wissenschaftliches Gepräge gewonnen hatte; wir erwähnen hier nur des Martin Ruland und Peter Severin, in Italien Leonardo Fioravanti und Thomas Bovi, in Frankreich du Chesne (Quercetanus), in England Johann Michele und Robert Fludd. Durch die Amalgamation der Chemie mit der Medicin bildete sich die Hermetische oder Spagirische Schule, zu denen Valentin Weigel, Ägidius Guttmann und Julius Sperber, zum Theil auch Henning Scheunemann, Johann Gramann und Heinrich Kunrath gehörten, und aus ihren Bestrebungen gingen späterhin die sogenannten Rosenkreuzer hervor. Wenn bei allen diesen Geldsucht und phantastische Träumereien eine größere oder geringere Rolle spielten, so gab es doch auch mehre übrigens vortreffliche Ärzte, welche das Gute der Paracelsischen Lehren, so weit es ihnen zugänglich war, vorurtheilsfrei zu würdigen wußten, und als Eklektiker oder Synkretisten auf die Seite der Paracelsisten traten; dahin gehören Winther von Andernach, Theodor Zwinger und sein Sohn Jacob Zwinger, endlich zum Theil auch noch Oswald Croll. Die Anwendung der Chemie zur Erklärung der pathologischen Processe, wodurch Paracelsus besonders die Lehren der Griechen und Araber von den Elementen stürzte, wurde endlich Veranlassung zur Entstehung der Chimiatrischen Schule, wenn schon die Koryphäen derselben den Paracelsus nicht als Meister anerkennen wollten. (*Rosenbaum.*)

PARACELSUS (Philippus Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim), genannt **Paracelsus**, einer der merkwürdigsten und geistreichsten Ärzte und Naturforscher des 16. Jahrh., aber ein wunderbares Gemisch von genialischen Ideen und tiefen Blicken in die Natur, mit einer excentrischen Imagination, und mit kabbalistischem, alchemistischem und theosophischem Aberglauben. Nach der gewöhnlichen Meinung, die auch Paracelsus selbst bestätigt, wurde er im J. 1493 in dem Flecken Einsiedeln in der Schweiz geboren; deswegen nennt er sich auch zuweilen Eremita. Sein Vater Wilhelm, der später zu Villach in Kärnthen sich als Arzt aufhielt, und um 1534 gestorben ist, soll der natürliche Sohn eines teutschen Edelmanns von hohem Stande, aus dem alten schwäbischen Geschlechte Bombast von Hohenheim, und mit dem nachherigen Großmeister des Johanniterordens, Georg Bombast von Hohenheim, verwandt gewesen sein. Paracelsus dankt auch in seiner Chronika des Landes Kärnthen den Ständen dieses Landes für die Gewogenheit, welche sie seinem Vater bewiesen haben während eines 32jährigen Aufenthalts (opp. Tom. I. p. 248). Die Sammlung, welche Theophrast's Schüler, Michael Torites, im J. 1574 zu Strasburg herausgegeben hat (Testamentum Philippi Theophrasti Paracelsi), enthält neben Theophrast's Testament eine Urkunde des Magistrats von Villach über seines Vaters Leben und Tod, und den Empfangschein eines Peter Wesener, Procurators des Klosters Einsiedeln, für zehn Gulden, die ihm von den Verwandten seines Oheims Paracelsus, des Bruders seiner Mutter, seien bezahlt worden. Zugleich ersieht man daraus, daß die Schwester von Theophrast die Aufsicht über das Krankenhaus der Abtei geführt hat. Zu Einsiedeln wurde auch ein silberner Kelch aufbewahrt, mit welchem Paracelsus sich vom Todtenfall soll losgekauft haben. Die Sage bezeichnete ferner zwei Häuser als seine Geburtsstätte, das eine nahe bei der sogenannten Teufelsbrücke bei Einsiedeln (nicht zu verwechseln mit der Teufelsbrücke am Gotthard), das andere an einer Stelle, die das hohe Nest genannt wurde, woher der Name Paracelsus abgeleitet wird. Es scheint daher diese Angabe von des Paracelsus Geburtsorte nicht zu bezweifeln, und es wird höchst wahrscheinlich, daß seine Mutter eine Hörige des Klosters Einsiedeln und deswegen dem Kloster fallpflichtig gewesen. Die Hörigkeit ging aber bekanntlich in den meisten Fällen von der Mutter auf die Kinder über, wenn der Vater schon frei war, nach der Regel, daß die Kinder der bösern Hand folgen. Darauf würde sich dann jene Sage von dem Kelche und vielleicht auch die Bezahlung von zehn Gulden an den Procurator der Abtei beziehen. Dagegen ist der Name seines Vaters Bombast von Hohenheim, und die Abstammung aus diesem adeligen Geschlechte höchst wahrscheinlich ein Mährchen. Das eigne Zeugniß des Paracelsus kann hier nichts beweisen, da Eitelkeit und Prahlerei Hauptzüge seines Charakters waren, und er es mit der Wahrheit nicht genau nimmt. Schon Haller hat (in seiner Bibl. med. pract. Vol. 2. p. 2) richtig, jedoch ohne Beweis, angegeben, daß der Vater von Paracelsus eigentlich Höhener oder Höchener hieß, und von Gais im Canton Appenzell herstammte. Der bisher unbekannte Hauptbeweis dafür findet sich in der ungedruckten Chronik eines Zeitgenossen von Paracelsus, Johannes Keßler von St. Gallen, eines höchst wahrheitliebenden Mannes. Dieser führt in seinem Werke (Sabbatha, oder St. gallische Reformationsgeschichte) ganz einfach und als etwas Bekanntes an, daß Paracelsus ein Höhener von Gais gewesen. Er verdient auch um so mehr Glauben, da Paracelsus im J. 1531, also grade zu der Zeit, wo Keßler seine Sabbatha schrieb, sich zu St. Gallen aufhielt. Dazu kommt nun noch, daß urkundliche Beweise vorhanden sind, daß unter andern Appenzellern auch Höhener von Gais in den Canton Schwyz ausgewandert sind. Die Übersetzung des Namens in Paracelsus war nach der Sitte des Jahrhunderts, und die Veränderung in Hohenheim schmeichelte seiner Eitelkeit. Dadurch wird es auch erklärlich, warum sich Paracelsus längere Zeit im Canton Appenzell aufgehalten hat. Noch ist nämlich zu Huntwil und Urnäsch die allgemeine Sage, er habe einige Jahre in der Gemeinde Urnäsch gelebt. Seine Wohnung sei aber sehr unstät gewesen von der ersten Mühle an in dieser Gemeinde an der Grenze von Huntwil, bis in den Roßfall hinten im Thal. Wahrscheinlich fällt dies in die Zeit zwischen 1531 und 1535. In Urnäsch hinterließ er zum Danke einen mäßigen Folioband Handschriften, der zuletzt in den Händen eines Mannes zu Huntwil war. Als dieser um 1760 starb, konnten sich seine vielen Verwandten in den Gemeinden Huntwil, Urnäsch und Stein über den Besitz des Kleinods nicht vereinigen. Das Werk wurde also getheilt, und jede Familie erhielt einige Blätter. Daher kommt es, daß noch heutzutage in diesen Gemeinden Viele sich heimlich mit sympathetischen Curen abgeben. Auch ist dort ein Bauer im Besitze einer Pergamentrolle, die nach seiner Behauptung von Paracelsus herrühren soll, deren Inhalt wir aber nicht erfahren konnten.

Durch das Gesagte scheint endlich die streitige Abstammung von Paracelsus ausgemittelt. Der Vater war Wilhelm Höhener von Gais, der sich zu Einsiedeln niedergelassen und dort verheirathet hatte. Dagegen ist es unmöglich gewesen, Licht in das Dunkel zu bringen, welches auf seiner Jugendgeschichte schwebt. Man weiß nicht, wie lange sich der Vater zu Einsiedeln aufgehalten hat, wie er nach Villach gekommen, was aus der Mutter geworden ist. Von Einigen wird behauptet, Paracelsus sei ein uneheliches Kind gewesen. Auch wird erzählt, er sei in seinem dritten Jahre durch den Biß eines Schweines so verletzt worden, daß Entmannung daraus entstand; daher sei er immer bartlos gewesen und habe die größte Abneigung gegen das weibliche Geschlecht gezeigt. Es ist indessen wegen des wüthenden Hasses seiner zahlreichen Gegner, und der blinden Vergötterung, womit besonders seine spätern Anhänger ihn verehrten, schwierig, aus diesen und andern Geschichten die Wahrheit auszumitteln. — Auch der Gang, welchen seine Bildung nahm, kann nicht genau verfolgt werden. Er selbst sagt darüber [1]): „Von

1) Im zweiten Buche der großen Wundarznei, im dritten Tractat, Cap. 1.

Kindheit auf habe ich die Ding getrieben, und von guten Underrichtern gelernet, die in der Adepta Philosophia die ergründetsten waren. Erstlich Wilhelmus von Hohenheim, meinem Vater, der mich nie verlassen hat. Demnach und mit sampt ihm eine große Zahl, die nit wol zu nennen ist, mit sampt vielerlei Geschriften der Alten und der Neuen u. s. w." Er nennt hierauf mehre Bischöfe und Äbte, unter andern den Abt Trithemius von Spanheim, dann beruft er sich auch auf Entdeckungen, welche der bekannte Sigmund Fugger zu Schwaz in Tyrol und seine Laboranten gemacht haben. Hütten- und Bergwerkskunde waren überhaupt damals in blühendem Zustande in Teutschland. Besonders waren die Fugger zu Augsburg im Rufe großer Einsichten; sie besaßen reiche Bergwerke, unter andern eben das zu Schwaz. Nachdem nämlich Paracelsus von seinem Vater den ersten Unterricht erhalten hatte, wobei jedoch von gründlicher Schulbildung keine Rede war, trieb er sich an vielen Orten herum, und gab sich nach Art der damaligen fahrenden Schüler mit Astrologie, Chiromantie, Nativitätstellen und allerlei Heilkünsten ab. Besonders hielt er sich bei Bergwerken und in Schmelzhütten auf. Hier sammelte er viele metallurgische Kenntnisse, aber auch viele abergläubische Meinungen, die dann auf seine medicinischen und naturwissenschaftlichen Ansichten einen ganz entscheidenden Einfluß übten. Er fand darin weit mehr Befriedigung, als ihm mehre Hochschulen gewährten, die er ebenfalls besuchte. Die damals allgemein übliche Galenische Heilmethode und der stumpfe Autoritätsglaube konnte dem genialen Geiste nicht genügen. Über den Eindruck, welchen ihm das, was er hörte und sah, machte, äußert er sich in der Vorrede zur großen Wundarznei so: „Ich habe je und je mit großem Auffsehen und fleißiger Arbeit mich geflissen zu erfahren den Grund in der Arznei, ob sie doch möge ein Kunst geheißen werden oder sein, oder nicht, oder was doch in ihr sei." Allein die Ungewißheit der Sache, da er gesehen, „daß so viele Kranke verdorben, getödtet, erlahmet, und gar verlassen worden," habe ihn mehre Male zu dem Entschlusse bewegt, von dieser Kunst zu lassen. Indessen habe er dies mehr seiner Einfalt zugemessen: „Hab also die hohen Schulen erfahren, lange Jahr bei den Teutschen, bei den Italienern, bei den Frankreichischen und den Grund der Arznei gesucht, mich nicht allein derselben Lehren und Geschriften, Büchern ergeben wollen, sondern weit gewandert gen Granatan (Granada, wo damals noch von den Arabern her geheime Weisheit vermuthet wurde), Lizabon, durch Hispanien, durch England, durch die Mark, durch Preuß, durch Litthauen, durch Polandt, Ungarn, die Wallachei, Siebenbürgen, Crabaten (Croatien), Windisch Mark, auch sonst andere Länder; und in allen den Orten und Enden fleißig und emsig nachgefragt, — nicht allein bei den Doctoren, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelehrten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern, bei den Alchymisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Unedlen, bei den Gescheidten und Einfältigen." Er sei aber zu keiner Gewißheit gelangt. Als Resultat seiner Forschungen gibt er an, „daß ihrer keiner diese Kunst im Grunde je gewußt, noch erfahren, noch verstanden hat, und daß sie um die Kunst der Arznei gangen sind und noch gingen wie eine Katz um den Brei, und daß sie lehreten, das sie selbst nicht wußten, daß sie ihr Disputiren nicht verstunden u. s. w. Schreier und Schwätzer waren sie im Pracht und Pomp, und war in ihnen nichts als ein Todtengrab, das auswendig schön ist, inwendig ein stinkendes faules Aaß voller Würme. Auf solches ward ich gezwungen fürbaß (ferner) zu suchen, derselbigen bösen Lügen Lesen verlassen und einem andern Grund nachzufahren, der da unbefleckt sei mit den gemeldeten Fabeln und Klappern." Er warf also die Bücher von sich, sodaß er selbst sagt, er habe in zehn Jahren kein einziges Buch gelesen; eigene Versuche, eigenes Erforschen der Natur, und die Mittheilungen von Menschen aller Art, mit denen er auf seinen beständigen Wanderungen in Berührung kam, und denen er sehr leichtgläubig traute, sobald sie sich auf gemachte Erfahrungen beriefen, sollten ihn belehren. An genauern Nachrichten über seine Reisen fehlt es indessen; die Berichte seiner Anhänger sind durchaus unzuverlässig. Sie lassen ihn Ägypten und das Morgenland besuchen, und von dort die alte Weisheit der Morgenländer und des Hermes Trismegistus zurückbringen. Nach van Helmont kam er auch nach Moskau, wurde dort von den Tataren gefangen, und weil er Eunuch war, dem Chan zugeführt, der ihn dann mit seinem Sohne nach Constantinopel gesandt habe, wo ihm der Stein der Weisen geschenkt worden sei. Gewiß ist nur so viel, daß er viele Jahre lang herumgereist ist; aber dafür, daß er weit über die Grenzen von Europa hinausgekommen sei, findet sich keine sichere Spur. Paracelsus selbst führt in der Vorrede zum Spitalbuche einzig die Insel Rhodus an. Dagegen zeigt die Art, wie er später auftrat, daß er diese Zeit zu Erwerbung eines, für die damaligen Zeiten seltenen, Schatzes von naturwissenschaftlichen und medicinischen Kenntnissen, die zum Theil ganz neu waren, verwendete. Er hatte mehre Feldzüge als Arzt und Wundarzt mitgemacht. In ebenderselben Schrift sagt er: „Dieweil ich auch im Niederland, in der Romaney, in Neapolis, in Venedischen, Dennenmärkische und Niderländischen Kriegen, so treffliche Summa der Fabrischen auffbracht (geheilt) und ob den vierzigerlei Leibkrankheiten, so in denselbigen funden worden, in Gesundheit aufgericht." Im vierten Bande der Abhandlungen der königlichen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen findet sich wirklich der Beweis, daß er als Arzt bei den Truppen König Christianus II. gewesen. Ob er irgendwo graduirt hatte, ist durchaus ungewiß. Er nennt sich zwar beider Arzneien Doctor und sagt in seiner sechsten Defension (wo er als Grund angibt, warum ihn die Apotheker haßten, daß er nur kurze Recepte schreibe und ihnen ihre Büchsen nicht leere): „Nun urtheilet selbst, wem bin ich mehr schuldig? oder wem hab ich als ein Doctor geschworen?" Allein er nennt nirgends die Universität, von welcher er den Grad erhalten habe, und nach der geringschätzigen Art, womit er von dem medicinischen Studium auf allen damaligen Universitäten spricht, ist es nicht wahrscheinlich, daß er sich irgendwo um den Grad be-

worden habe. Auch können sich jene Worte auf den Eid beziehen, den er sich selbst aufgelegt hatte. Derselbe dient zur Charakteristik des Mannes und lautet so: „Das gelob ich: Mein Arzney zu vollfertigen, und nit von der zu weichen, so lang mir Gott das Ampt vergönnet, und zu widerreden aller falschen Arzney und Lehre (in den Auszügen aus Paracelsus Schriften, welche Rixner und Siber [2]) geben, sind hier aus einer andern Stelle [Tom. 2. p. 651] die Worte eingeschaltet: „keine Hoffnung in hohe Schulen zu setzen, dem Baretlein [Doctorhut] nicht nachzustreben, denselben keinen Glauben zu geben“). Demnach, daß ich die Kranken lieben will, ein jeglichen mehr, als wann es mein Leib antreffe. Den Augen (Augenschein?) nit zu verlassen, darin richten nach seinem Erzeigen. Auch keine Arzney geben ohn Verstand; kein Gelt ohn gewunnen (ohne es verdient zu haben) einnehmen; keim Apoteker zu vertrauen; keim Kind den Gewalt befehlen (d. h. die Geheimnisse oder die Bereitung der Arzneien, anzuvertrauen; in dieser Bedeutung kommt „befehlen“ in jener Zeit oft vor. Die Erklärung dieser Worte bei Rixner und Siber „Zwang in Rücksicht der Bewegung befehlen“ ist unrichtig), nicht wenen (wähnen) sondern wissen: dergleichen keinen Fürsten arzneyen, ich hab dann den Gewinn im Seckel; keinem Edelmann auf seinem Schloß; kein Mönch, kein Nunn (Nonne) in ihrem Gewalt (Kloster); in Franken und Behem (Böhmen) nichts arzneyen, und so ein Arzt krank läg, beim theuersten zu handlen, für das (darum), so mich einmal Einer ließ nimmer annehmen (weil einer meine Annahme als Arzt verhinderte). In der Ehe, wo Untreu gemerkt wird mit der Arznei, es sei Frau wider den Mann, oder er wider sie, sonder Rath nicht zu haben in ihrer Krankheit (nicht besonders mich der Sache anzunehmen), Geistlichen in ihrer Krankheit nicht verhengen (Arzneien verordnen), wo Plage ist, fahren lassen. Wo die Natur versezt (versagt), nicht weiter zu versuchen. Wer mir den Lidlohn vorhelt (Bezahlung vorenthält), mein nicht würdig zu sein erkennen. Keinen Apostaten, aber alle Secten sonst, anzunehmen (in die Cur zu nehmen); bei den Ärzten nicht übersehen; Frauen Hülf selber erzeigen; den Martialischen und Saturnischen rauch (rauh, streng gegen sie zu sein); schwer Beladenen, den Melancholischen Rath zu thun u. s. w. Das Alles bei dem, so mich geschaffen hat, gelobe ich.“ Einzelnes in diesem Eide bezieht sich auf Erfahrungen, die Paracelsus gemacht hatte. Er heilte z. B. den Markgrafen Philipp von Baden, den eine Dysenterie dem Tode nahe gebracht hatte. Die Leibärzte hatten ihn aufgegeben und der Markgraf versprach Paracelsus eine fürstliche Belohnung, wenn er ihn rette, hielt aber, als er hergestellt war, sein Wort nicht; darum nahm sich Paracelsus vor, keinem Fürsten Arznei zu geben, „er habe dann den Gewinn im Seckel.“ Ähnliche Geschichten erzählt Paracelsus hier und dort in seinen Schriften. — Er trat nämlich nach seinen langen Irrfahrten endlich wieder in Teutschland auf; Zeit und Ort sind nicht genau bekannt. Allein mehre glückliche Kuren an vornehmen Personen, und von Krankheiten, die bisher für unheilbar gegolten hatten, wie Podagra, Wassersucht, Aussatz u. s. w., erregten großes Aufsehen. Der Neid anderer Ärzte, ungewohnte und geheimnißvolle Kunstsprache, neue Heilmittel, die er anwandte, prahlende Verkündigung seiner großen Thaten, und die absprechende Art, womit er auf die bisherigen Orakel in der Medicin, auf Theophrast, Galenus, Avicenna loszog, Alles diente dazu, seinen Ruf zu verbreiten. Er wurde daher im J. 1526 nach dem Rathe des Ökolampadius als Stadtarzt nach Basel berufen und hielt nun an der, damals durch die Bewegungen, welche die Reformation veranlaßte, in nicht geringen Verfall gerathenen Hochschule wider die bisherige Gewohnheit Vorlesungen in teutscher Sprache. Der Zulauf, den er als Arzt erhielt, und die Menge von Zuhörern, die ihm aus der Nähe und Ferne, namentlich auch von Freiburg und Tübingen, nach Basel folgten, erregten jedoch bald den Neid der übrigen Lehrer. Sie besorgten an ihrem Erwerbe Schaden zu leiden, und daß ihre Kunstgeheimnisse zu sehr der Menge möchten verrathen werden. Er gerieth daher auch hier, wie überall, bald in Streit mit seinen Collegen, die er durch heftige Ausfälle noch mehr reizte. Schon die Art, wie er auftrat, mußte sie erbittern, indem er öffentlich vor seinen Zuhörern die Werke des Galenus und Avicenna (Ibn Sina) verbrannte, und dadurch gewissermaßen allen damaligen Ärzten den Krieg erklärte. Sie versuchten daher ihm das Vorlesen bei der Universität, wo er täglich zwei Stunden gab, zu verwehren, und foderten ihn auf, sich einem Examen zu unterwerfen, weil man nicht wisse, ob er Doctor sei. Seinen Schülern wurde der Doctorgrad verweigert. Paracelsus wandte sich deswegen in einem Schreiben an den Magistrat, stellte vor, daß er seine Anstellungen bei Fürsten, Herren und Städten wegen des Rufes nach Basel aufgegeben, daß ihm viele Fremde nach Basel gefolgt seien, und verlangte Schutz. Zugleich zeigte er, wie nothwendig eine Prüfung der Apotheker und Visitation der Apotheken sei, und verlangte, daß ihm dieselbe aufgetragen und ihnen ein Eid abgenommen werde, daß sie keine geheime Verabredungen mit den Ärzten haben. Dadurch regte er aber natürlich noch mehr Feinde gegen sich auf. Seine Stellung wurde noch um so gefährlicher, da er sich immer mehr dem Hange zum Trunke ergab (s. d. Art. Oporinus), und Einige, die seine drastischen Mittel gebraucht hatten, und für den Augenblick geheilt worden waren, vor Abfluß eines Jahres starben. Dies war auch der Fall mit dem berühmten Buchdrucker Froben; durch einen Fall von der Treppe hatte er sich am Fuße so verletzt, daß die Ärzte ihn endlich nur durch Amputation glaubten retten zu können. Allein Paracelsus stellte ihn durch seine Mittel so her, daß er noch zwei Male die Messe zu Frankfurt zu Pferde besuchen konnte. Sein im J. 1527 erfolgter Tod rührte jedoch von einer andern zufälligen Ursache her (vgl. Opp. Tom. I. 952). Paracelsus gewann dadurch auch das Zutrauen des Erasmus, dem er in einem Briefe (s. Opp. Paracelsi. T. I. p. 443) über seine körperlichen Beschwerden solche Auskunft ertheilte, daß

2) Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker. 1. Heft. S. 13. 1819.

Erasmus in der Antwort seine Verwunderung ausdrückt, wie ihn Paracelsus so genau und richtig beurtheilen könne, da er ihn nur ein einziges Mal gesehen habe. Dann fügt er bei, **Frobenium ab inferis revocasti, hoc est, dimidium mei: si me quoque restitueris, in singulis utrumque restitues.** — Indessen sank doch allmälig sein Credit zu Basel durch die Umtriebe seiner Gegner und durch seine eigene Schuld. Ein Proceß mit einem Domherrn Cornelius von Lichtenfels gab Veranlassung, daß er sich entfernen mußte. Dieser hatte sich geäußert, daß er demjenigen, der ihn von seinen Magenbeschwerden befreien würde, 100 Gulden bezahlen wolle. Paracelsus übernahm die Cur gegen diese Belohnung und heilte den Kranken mit drei einzigen Pillen von seinem sogenannten Laudanum. Da der Domherr sich weigerte, ihm für diese wenigen Arzneien die verheißene Summe zu bezahlen, so belangte ihn Paracelsus vor Gerichte. Allein dieses setzte willkürlich den Lohn herunter, und da Paracelsus im Zorne darüber sich auf höchst beleidigende Weise äußerte, so riethen ihm seine Freunde Basel eilig zu verlassen. Genau ist die Dauer seines Aufenthaltes in dieser Stadt nicht bekannt; sie scheint aber vom Spätjahre 1526 bis in den Anfang des Frühlings 1528 sich zu erstrecken. Im November 1526 war er wenigstens schon in Basel und ein Jahr nachher war er noch dort. In der Zwischenzeit hatte er einen Besuch in Zürich gemacht, wie man aus einem Briefe an die zürcher Studenten sieht, die er mit dem schmeichelhaften Ausdrucke **combibones optimi** anredet (Tom. I. p. 952). In seinen Werken sind verschiedene kurze, in seinen Vorlesungen nachgeschriebene Collegienhefte seiner Schüler theils in teutscher, theils in lateinischer Sprache abgedruckt: **De Icteritiis** (Tom. I. p. 444), **de morbo dissoluto, de morbis vermium, de morbis caducis, de undimia seu morbis resolutis, de morbis siccis seu phthisi, de lepra, de gutta, de asthmate, de febribus extraneis, de capitis adversitatibus internis, de doloribus matricis, de doloribus dentium, aurium et oculorum** (p. 451 sqq.). **De urinarum ac pulsuum judiciis item de physiognomia, quantum medico opus est** (p. 731). **De Vulneribus** (Tom. II. p. 552). **De Morbis ex Tartaro oriundis** (Tom. I. p. 392). Ein kurzes, prahlendes Programm, worin er zu seinen Vorlesungen einladet, findet sich in seinen Werken (1. Bd. S. 950). Dasselbe ist vom 7. Juni 1527.

Nach seiner Entfernung von Basel beginnt wieder das frühere unstäte Leben. Über ein Jahr trieb er sich im Elsaß herum und stand besonders auch bei dem Adel dieser Gegenden in hohem Ansehen. Er erwarb hier bedeutende Summen, ergab sich aber immer mehr der Verschwendung und Völlerei. Mit der niedrigsten Classe von Menschen verschwelgte er die halben Nächte beim Wein, und nur außerordentliche Geisteskräfte konnten bei so viehischem Treiben den Sieg behaupten. Paracelsus verhehlt dies auch nicht im Geringsten. In der Vorrede zum Spitalbuche, wo er sich nach seiner Gewohnheit heftig gegen andere Ärzte äußert, sagt er: Es komme nicht auf äußere Pracht an, sondern auf Erfahrung und verrichtete Thaten. „Denn es bezeugt der Rhein, die Thonaw (Donau) und die guten Gesellen, daß Kleidung, Haus und Hoff, so wol etwan einer unter euch hat, mir oft ein Monat nicht gekleckt (hingereicht) hatt. Es ist nicht eines Arztes Lob, so er sein Gut vertrinkt, oder sein Haus im Guß durchgehet, daß er hierauf verdorben sei (zu Grunde gerichtet). Ich hab mein Hauptgut behalten, das Geld verdümelt (verschwendet) und obs ein Grafschaft wär, noch ist meinem Hauptgut nichts abgangen." Dieses Hauptgut (Capital) sei die Kunst selbst; mit dieser müssen sie mit ihm kämpfen. — Verschiedene Orte, wo er sich in diesen Jahren aufgehalten, gibt er in den Vorreden und Zueignungsschreiben seiner Schriften an. Im J. 1528 den 8. Juli datirt er zu Colmar (Opp. T. II. p. 376), den 25. Nov. 1529 zu Nürnberg (ibid. p. 149), den 1. März 1530 zu Beritzhausen (ibid. p. 680), im nämlichen Jahre zu Amberg (ibid. p. 626), dazwischen muß er zu Eßlingen gewesen sein, wo, wie er ebendaselbst sagt, sein Elend anfing, das die Nürnberger vollendet haben. Diese Klagen beziehen sich theils auf Betrügereien, wodurch er um seinen Lohn verkürzt worden, theils auf ein Druckverbot des Rathes zu Nürnberg gegen eine seiner Schriften, das durch die Universität Leipzig war ausgewirkt worden. In dem Schreiben, das Paracelsus deswegen an den Rath erließ (Opp. T. II. p. 679), beruft er sich darauf, daß Nürnberg „aus Kraft des Evangeliums" die Wahrheit beschirmen sollte, und anerbietet sich zu einer Disputation. — Im J. 1531 und den folgenden Jahren war er zu St. Gallen und im Appenzellerlande (Opp. T. I. p. 51. T. II. p. 637. 644). Andere Daten jedoch ohne Angaben der Jahre sind von München und Nördlingen. Ebenso wenig läßt sich das Jahr ausmitteln, in welchem er die kleine Schrift: „Von der Pestilenz" geschrieben hat (T. I. p. 356). In der Vorrede sagt er, daß ihn nur die äußerste Noth getrieben, diese Arcana mitzutheilen. Das gegenwärtige Jahr habe ihn in ein ungeduldig Elend getrieben: „Dann Gunst, Gewalt und die Hundtsketten waren mir zu schwer überladen." Er sei dadurch gezwungen worden, eilig fremde Lande zu besuchen, und sei also nach Inspruck gekommen, aber wegen seiner schlechten Kleidung genöthigt worden, weiter zu ziehen. Zu Sterzingen habe er dann zwei Freunde gefunden, Kerner und Marx Poschinger. Während er nun da war, sei die Pestilenz eingebrochen. Er habe deswegen die nachfolgende Schrift über diese Krankheit dem Rathe übergeben. „Wie geschah aber mir? als einem der sich unter die Kleien mischt, den fressen die Säu. Zween Bresten (Fehler) hat ich an mir an demselben Ort: mein Armut und mein Frommkeit. Die Armut sei dem Bürgermeister verächtlich gewesen: Jetzt ward der Sentenz gefällt, daß ich kein Doctor wäre. Der Frommkeit halben richtet mich der Prediger und der Pfarrer aus. Also ward ich in Verachtung abgefertigt." Er sei daher mit Marx Poschinger nach Meran gezogen, „daselbs hab ich Ehr und Glück gefunden. So aber dieß mein Libell (diese Schrift über die Pestilenz) einem gemeinen Rath und der Gemeinde (zu Sterzingen) so treulich, als ihr gesetzt hab, überantwortet wäre worden, wollte ich weder meiner Frommkeit

noch meiner Armuth entgolten haben." Diese Vorrede ist von Meran datirt. In der oben angeführten Schrift von Rixner und Siber (S. 8) wird sie ins Jahr 1530 gesetzt. Indessen findet sich kein Beweis dafür, und es ist auffallend, daß er dieser Ereignisse weder in der zu St. Gallen geschriebenen Dedication seines Opus Paramirum an den berühmten Arzt von Wadt (Vadianus), Bürgermeister zu St. Gallen (Opp. T. I. p. 24), noch in der Vorrede zum dritten Buche dieser Schrift (datirt St. Gallen 15. März 1531. ibid. p. 50) gedenkt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit möchte der Aufenthalt zu Sterzingen und Meran nach dem Aufenthalte in der Schweiz zu setzen sein. Dieser scheint bis 1535 gedauert zu haben; denn den 31. August 1535 unterzeichnet er im Kloster Pfäfers die Dedication seiner Beschreibung des dortigen Bades an den Abt des Klosters. Den 7. Mai 1536 datirt er zu Münchraht, den 24. Juli desselben Jahres zu Augsburg (Opp. T. II. Vorrede), 1537 finden wir ihn in Mähren (Opp. T. I. p. 686) und mit dem Vorsatze, nach Wien zu gehen (ibid. p. 688), und den 24. Aug. 1538 zu St. Veit in Kärnthen (Opp. T. I. p. 249), den 15. April 1541 datirt er am Schober (ibid. p. 692) und den 5. Aug. desselben Jahres zu Salzburg (ibid. p. 686). Hierher hatte ihn der Erzbischof Ernst berufen und seine Lage schien sich zu verbessern; allein schon den 24. September des nämlichen Jahres starb er im 48. Jahre seines Alters. Drei Tage vorher hatte er sein Testament gemacht, worin er seine Habseligkeiten (16 Dukaten, 1 Mark 3 Loth ungemünztes Gold, 11 Mark 10 Loth Silbergeräthe nebst Kleidern u. s. w.) dem dortigen Hospital legirte, mit Ausnahme einiger kleiner Legate. Seine Manuscripte und die wenigen Bücher, die er besaß, gab er einem Barbier Andreas Wendel. Das nach seinem Tode aufgenommene Verzeichniß seiner Bücher ist merkwürdig für die Charakteristik des Mannes; es enthält nichts anderes als Folgendes: 1) Concordantiae Bibliorum. 2) Biblia parva forma. 3) Novum Testamentum. 4) Interpretationes Hieronymi super Evang. in duobus libellis. 5) Ein gedrucktes und sieben geschriebene Arzneibücher und sonst allerlei andere Collectur. 6) Mehr etliche und allerlei geschriebene Collectur in Theologia, so Theophrastus soll concipirt haben. — Das Haus, worin er zu Salzburg lebte, wird noch gezeigt; an demselben ist sein Bildniß gemalt. —

Die Geschichte der Schicksale des Paracelsus wird immer fragmentarisch bleiben, da sein beständiges Umherschweifen unmöglich macht, den Faden zu verfolgen, und die Einzelnheiten, welche seine Anhänger und seine Gegner erzählen, gleich unzuverlässig sind. Er äußerte selbst gegen seine Schüler, daß er nie lange an einem Orte bleiben könne. Immer aber folgten ihm Einzelne derselben nach, obgleich sein Übermuth, sein unverträgliches Wesen und sein tolles, wildes Leben die Einen bald wieder vertrieb, während Andere ihn verließen, sobald sie glaubten, ihm etwas von seinen geheimen Künsten abgelauscht zu haben. Vor diesen ungetreuen Schülern, die er mit Judas vergleicht (T. II. p. 292), warnt er wiederholt in seinen Schriften (p. 173). Ehe er noch den Mund geschlossen, wissen sie schon mehr als er selbst, und während er mit großer Sorgfalt die Kranken behandle, würgen sie einen nach dem andern ab (p. 301). Ausdrücklich warnt er auch vor den Auditoribus, so er zu Basel verlassen habe: „die mir haben die Federn ab dem Rock gelesen, die mir haben Urin aufgewärmt, die mir haben gedient und gelächlet, und wie die Hündlein umgestrichen und angehangen. Das sind und werden Erzschelmen geben u. s. w." (Opp. T. I. p. 143). Daher klagt er auch, daß wenige von seinen Schülern gut ausgefallen seien. In der Vorrede zu den Büchern Berthonnä (Opp. T. II. p. 335) stellt er folgende Berechnung auf: „Was ich in Ärzten geboren hab aus den hunderten von Pannonia, sind zween wol gerathen, aus den Confin Poloniä drei; aus den Regionen der Saxen zween; aus den Sclavonien Einer; aus Bohemien Einer; aus dem Niderland Einer; aus Schwaben Keiner; wiewol in einem jeglichen Geschlechte große Zahlen gewesen sind. Ein jeder aber hat mein Lehr nach seinem Kopf gesattelt. — Aus meinem Patria, als die letzten, sind noch nit erwachsen: welche sie aber für erwachsen gehalten haben, setz ich neben schwäbischen und in die Secten der verlornen Ärzten." Eine ähnliche Berechnung findet sich in den Fragmentis de Morbo gallico (opp. T. II. p. 648), wo er doch einen Schwaben gelten läßt, und auch unter seinen Landsleuten Einige. Besonders aber nennt er als getreuen Schüler Johannes Oporinus von Basel; ferner Doctor Cornelius (Agrippa von Nettesheim) und einige Andere (p. 174).

Wie jeder ausgezeichnete Mann, so muß auch Paracelsus, wenn ein begründetes Urtheil über ihn soll gefällt werden, nach den Verhältnissen seiner Zeit und nach seiner eignen Stellung zu derselben betrachtet werden. Dadurch wird es erklärlich, wie ein großer Geist, in welchem die erhabensten Ideen leben, der die geistreichsten Ansichten und treffliche Lehren laut verkündigt hat, zugleich die verkehrtesten Richtungen verfolgen und dem schimpflichsten Aberglauben sich ergeben konnte. Darum sind aber auch die Urtheile über ihn zu allen Zeiten so widersprechend gewesen und werden es bleiben, so lange nur einzelne Seiten seines Wirkens dargestellt, nicht sein ganzes Streben im Zusammenhange aufgefaßt wird. Paracelsus trat in einer Zeit der Gährung und kühner Angriffe gegen althergebrachte Lehren und Meinungen auf. Der Autoritätsglaube war erschüttert. Luther und, unabhängig von ihm, Zwingli sprengten mit kräftiger Hand die Fesseln, worin die Geistesthätigkeit bisher gebunden lag. Die Namen verloren ihr Gewicht, und fruchtlos kämpfte die scholastische Philosophie für Behauptung ihrer Herrschaft. Frei entfaltete sich die jugendliche, losgebundene Kraft in jeder Richtung; auch auf die Heilkunde und ihre Grundlage, die Naturwissenschaften, mußte die Bewegung der Geister sich erstrecken. Paracelsus trat als Reformator auf, als in diesen Wissenschaften auch schon Einiges durch entstandene Zweifel an der Untrüglichkeit des Ibn Sina, Galenus ꝛc. war vorbereitet worden. Ihn hatte das Leben und die Erfahrung gelehrt; aber gründlicher Schulbildung, stufenweiser Verstandesentwickelung entbehrend, häufte er in seinem Geiste eine Masse von Wahrheiten und Irrthümern

auf, deren Gestaltung zu einem zusammenhängenden Ganzen das Werk einer zügellosen Phantasie, nicht eines prüfenden Verstandes war. Mehr noch als in irgend einem andern Zweige des menschlichen Wissens mußte diese Richtung in den Naturwissenschaften neben tiefen und genialischen Ideen auf die abenteuerlichsten Vorstellungen führen; denn die Bahn war kaum noch geöffnet, und dunkler Wahn und Aberglaube haftete tief in allen Gemüthern. Es ist übrigens schwierig, ein zusammenhängendes System aus seinen Schriften zu entwickeln, da sein Styl sehr verworren und, wie es scheint, zuweilen mit Absicht dunkel ist, die Echtheit mancher seiner Schriften bezweifelt wird, und Widersprüche sich nachweisen lassen, die um so begreiflicher sind, da er nach dem Zeugnisse von Oporinus seine Schriften großentheils dictirte, wenn er betrunken war. Manches, was in ihm lag, dachte er sich auch wahrscheinlich selbst nicht ganz klar; gewiß schwebte ihm wenigstens der Zusammenhang, der in seinen Ideen, trotz aller Verwirrung, lag, nur dunkel vor. Durch Vergleichung der überall zerstreuten Äußerungen ergibt sich indessen folgender Ideengang, welchem das uralte Emanationssystem, die Erzeugung aus einer ewigen Substanz, und daher die Idee von dem allgemeinen Naturleben zum Grunde liegt. Alle sichtbaren Dinge waren zuerst unsichtbar in Gott (der ἀρχέτυπος des Philo), dieselben alle, wie sie gewesen, sind gefaßt in einen Limbus, der ein sichtbarer Körper wurde (in der Schrift Philosophia nennt er den Limbus das Mysterium magnum). Aus diesem ging die ganze Welt hervor und aus ihr dann jedes einzelne Geschöpf und endlich der Mensch selbst. Der Limbus ist also die Erde und der Himmel, die untere und obere Sphäre, die vier Elemente und was in ihnen ist. Aus demselben sind alle Geschöpfe durch Trennung oder Ausscheidung entwickelt worden. Denn kein Geschöpf ist früher oder später oder besonders geschaffen worden, sondern Alles mit einander, wie ein Bild in einem Stücke Holz ist, obgleich es nicht gesehen wird. Zuerst wurden die Elemente ausgeschieden: das Feuer wurde zum Himmel, die Luft zur Leere, das Wasser zur Flüssigkeit, die Erde zum Erdball. Darauf folgte eine zweite Scheidung: der Himmel theilte sich in das Firmament und in die Sterne; die Luft in ihre verschiedenen Kräfte und Bewohner, Fata, Impressiones, Incantationes, Maleficia, Somnia, apparitiones etc.; das Wasser in Fische, Salz, Corallen, Meerwunder, Nymphen, Sirenen ꝛc.; die Erde in Metalle, Steine, Sand, Pflanzen, Thiere, Menschen, Gnomen, Nachtfrauen, Riesen ꝛc.; das Leben aber kommt von dem Humor; dieser ist Liquor vitae. Dieser Humor ist ein Ens für sich selbst (vergl. Opp. Tom. I. p. 16). Die letzte Scheidung ist nun diejenige, durch welche alle Dinge wieder in ihren ersten Anfang zurückkehren, d. h. zum Nichts. Dann bleibt nur das, was vor dem Mysterio magno gewesen und ewig ist. Zu Nichten werd' ich, aus Nichts bin ich ersten Anfangs nach. Aber die Seel' in mir ist aus Etwas geworden, darum sie nicht zu Nichts kommt. Dann ist zwischen den Ätheren nichts Unewiges mehr, sondern ohne Ende. Aus dieser Entstehung der Dinge folgt nun, daß jedes Geschöpf sein Bild in der großen Welt hat. Die große und die kleine Welt, Makrokosmus und Mikrokosmus (die Welt im Kleinen), sind ihrer Natur nach nur eine Creatur. Ganz besonders aber ist der Mensch der Mikrokosmus. Nachdem nämlich Gott alle Dinge aus Nichts geschaffen, hat er auch den Menschen aus einer Massa geschaffen, die ein Auszug (Extract) des Subtilsten und Besten gewesen ist von allen Geschöpfen im Himmel und auf Erden. Der Mensch ist deswegen die kleine Welt, denn er ist ein Auszug aus allen Sternen, aus allen Planeten, aus dem ganzen Firmament, aus der Erde und allen Elementen, und er ist das fünfte Wesen (die Quintessenz), der Kern von den vier Elementen. Der Unterschied zwischen der großen Welt und dem Mikrokosmus, zwischen den Elementen und dem fünften Wesen besteht nur darin, daß der Mensch in eine andere Form geschaffen ist, sodaß die Erde in ihm Fleisch, das Wasser Blut, das Feuer Wärme und die Luft Balsam ist. Er hat alle Kräfte und Eigenschaften der Welt in sich, ist aber nicht nach der Welt, sondern nach Gottes Bild gemacht, aus dem edelsten Compositum, wie keines nimmermehr werden wird. Alle himmlische Läufe, irdische Natur, wässerische Eigenschaft, luftische Wesen sind in ihm; in ihm ist die Natur aller Früchte der Erde und aller Erze, Natur der Wasser, dabei auch alle Constellationes und die vier Winde der Welt (Opp. Tom. I. p. 103). Die Erhaltung seines Leibes nun zieht der Mensch aus den vier Elementen; aber die „Sinnligkeit" (d. h. den Geist) hat er nicht aus den Elementen, sondern sie entspringt aus dem Gestirn; denn alle thierische Weisheit, Geschicklichkeit und alle Künste sind im Gestirn, von welchem es der Mensch hat, und dies heißt „das Licht der Natur." Wie nun der Mensch seinen Leib von den Elementen ernährt, so ernährt er seinen Geist aus dem Geiste des Gestirns. Die Sonne und die Sterne gießen nämlich nicht blos elementisch, zur Erwärmung und Erhaltung ihre Strahlen in den Menschen, sondern auch siderisch, indem sie ihm Kräfte, Weisheit und Kunst geben. Im Menschen aber ist Etwas, das diese Wirkungen aufnimmt, wie die Erde die Wirkungen der Sonne durch ihre anziehende Kraft auf dieselbe aufnimmt. Neben dem elementarischen Leben des Leibes und dem siderischen des Geistes hat aber der Mensch noch eine Seele oder die Vernunft. Diese kommt ihm unmittelbar von Gott, nicht von den Elementen, noch wie der Geist vom Firmament. Das elementarische Leben und der Geist hören daher im Tode auf; die Seele aber stirbt nicht; sie geht zu Gott zurück. Sobald nämlich das Kind empfangen wird im Fleische, so geht von Gott ein Wort aus, das dem Fleische seine Seele gibt. Sie ist das Centrum des Menschen, in welchem alle andern Geister wohnen, gute und böse. Wie ein König, der viele Räthe bei sich hat, den guten oder bösen Räthen folgen kann, so hat die Seele freie Wahl, ob sie dem Rathe der andern Geister folgen will oder ihrer eignen Einsicht. Wie nun das Kind neu ist, so ist auch die Seele zuvor nie gewesen. Aber das Kind ist sterblich, die Seele nicht; sie wird vom Tode wol wieder genommen, aber nicht überwunden, sondern sie fährt zu Gott und lebt ewig. Es ist also im

Menschen eine dreifache Weisheit (Wissen), die fleischliche, das ist die viehische, zweitens die siderische, das ist die Kunst und zeitliche Vernunft; drittens die Weisheit von dem Geiste, den Gott dem Menschen in der Empfängniß gibt. Die beiden ersten sind sterblich; die Weisheit aber, die im dritten Geiste ist, bringt mit sich göttliche Tugend. Von den Dreien aber, woraus der Mensch besteht, Leib, Geist und Seele, kann nur der Geist nach dem Tode erscheinen. Dieser Geist ist nun eben das, was er an andern Orten (z. B. Tom. I. p. 788) den geistigen oder unsichtbaren Leib des Menschen nennt, der allein sieht, hört, empfindet rc., während die Augen, Ohren, das Fleisch nur seine Wohnung sind. Vater und Mutter allein aber bringen keinen Menschen hervor, sondern sie sind die Werkzeuge; von Außen müssen dabei auch die Elemente und das Gestirn wirken; was ohne sie entsteht, ist „ein Misgewächs." Welche Influenz nun, der Eigenschaft des Vaters, der Mutter, der Elemente oder des Gestirns die stärkste ist, diejenige herrscht auch in dem Kinde vor. Die Urmaterie der Dinge findet aber Paracelsus nicht in den vier Elementen, sondern (wie schon vor ihm die beiden Holland und der angebliche Basilius Valentinus) im **Sulphur**, **Mercurius** und **Sal**. Außer diesen ist, nach ihm, im physischen Körper nichts als das Leben. Allein diese drei Bestandtheile zeigen sich nur im Zerlegen in die letzte Materie, z. B. im Brennen. Wir können nun zwar diese erste Materie nicht erklären, aber der Sulphur spiegelt sich ab im Schwefel, der Mercurius („nicht ein metallischer Leib, sondern ein metallischer Geist") im Quecksilber und das Sal im Salze. In ihrer Reinheit haben sie die Natur der Flüssigkeit. Um daher thätig zu sein, muß der Sulphur verbrennen, das Sal sich auflösen, der Mercurius sublimirt werden. Sie stehen in allen Dingen in einem wechselseitig bestimmten Verhältnisse. Wird dasselbe gestört, so wird auch die Materie zerstört. Alle drei zusammen aber sind der Ursprung der vier Elemente. Diese vier Elemente müssen zusammenwirken, und wo sie nicht zusammen sind, folgt Verderbniß. Aber in allen Dingen ist eines derselben vorherrschend. Sie wurden zuerst als körperliche Dinge geschaffen. Diesem **Corpus** wurde dann aber ein lebendiger Geist zu Theil, welcher aus dem Corpus und durch dasselbe seine Wirkungen vollbringt. Die Elemente sind nämlich nichts Anderes als ein **Subjectum**, durch welches etwas soll vollbracht werden; d. h. sie sind die Dinge, in welche das **Vivum** gelegt ist. Also ist ein Regierer und ein Herrscher in den Elementen, der aus ihnen treibt, was in ihnen ist. Dieser treibt das Feuer, das brennen muß, treibt die Erde, daß sie Frucht geben muß, treibt das Wasser, daß es Fische erhalten muß, treibt die Luft über die ganze Erde, treibt die Sonn und Mond und Sterne in ihrem Laufe. Obgleich nun alle Dinge aus und in den Elementen sind, so sind ihre Wirkungen doch nicht von den Elementen als solchen, sondern von ihren verborgenen Kräften (diese Grundkräfte nennt Paracelsus **Tom. I. p. 612 Astra**, was zu manchem Misverständnisse Veranlassung gegeben hat). So kam Paracelsus zu der Idee von dem allgemeinen Leben der Natur. Das Leben eines jeden Dinges ist nichts Anderes als ein spiritualisches Wesen, ein unsichtbares und unbegreifliches Ding, und ein Geist. Es hat auch nicht allein nur das ein Leben, was sich regt und bewegt, sondern Gott hat im Anfang aller Dinge kein einziges Ding ohne einen **Spiritum** geschaffen, den es verborgen in sich führt. In dem Spiritus liegt die Kraft und nicht im Körper. Der Körper kann zerstört werden, der Spiritus aber nicht. In der Zerstörung des Körpers wird er davon abgesondert und geschieden; er läßt den Körper todt liegen und geht wieder dorthin, woher er gekommen, nämlich in Luft und Chaos des obern und untern Firmaments. Denn es gibt mancherlei Spiritus, **coelestes, infernales, hominis, metalli, salium, gemmarum, aromatum, herbarum etc.** Aus diesem Geiste erklärt Paracelsus auch die Wirkungen der Wünschelruthe (**Tom. II. p. 388**).

Diese allgemeinen physikalischen Ideen sind nun überall in seinen Schriften zerstreut, zugleich aber mit theosophischen, kabbalistischen und astrologischen Vorstellungen, mit apokalyptischen und chiliastischen Träumereien verwebt. Eine vollständige Darstellung dieser Meinungen gestattet hier der Raum nicht; sie wurden aber von großer Wichtigkeit dadurch, daß Paracelsus dieselben auf die Heilkunde anwandte. Er stellte vier **Columnas** der Arzneiwissenschaft auf. Die erste nennt er die Philosophie der Erde und des Wassers, also seine mystische Physik. Zweitens „die Astronomie und Astrologie, mit vollkommener Erkenntniß beider Elemente, der Luft und des Feuers." Drittens die Alchimie (Chemie) „ohne Gebresten mit aller Bereitung, Eigenschaft und Kunstreich über die vier gemeldten Elemente: Und daß die vierte Säule sei die Tugend, und bleibe beim Arzt bis in den Tod, die da beschließ und erhalte die andern drei Säulen" (**Opp. Tom. I. p. 199**). Der Arzt aber muß dazu geboren sein, und sein Wissen aus folgenden Quellen schöpfen: Vor Allem aus Gott, von welchem der Geist der Menschen ist, und zu dem er wieder gehet, denn von ihm fließt alle Weisheit aus und auf diesem Wege nur kommen die Geheimnisse der Natur in uns. (Dieses Versenken in die Idee von der Gottheit und die damit verbundene Verachtung der Gelehrsamkeit kommt bei Paracelsus, wie bei andern Schwärmern, häufig vor.) Hierauf aus dem Firmament, das die Menschen krank und gesund macht. Drittens muß er die Gesundheit und Krankheit der Elemente kennen, um zu entscheiden, aus welchem Elemente eine Krankheit komme, denn was das Holz faulen macht, bewirkt auch Fäulniß im menschlichen Körper. Viertens muß er wissen, wie vielerlei Arten von Körpern in dem einzigen menschlichen Körper oder dem Mikrokosmus sind, indem er denselben mit dem Makrokosmus vergleicht. Das fünfte Buch, aus welchem der Arzt lernen soll, ist die Alchimie, d. h., nach der Erklärung von Paracelsus, nicht blos die eigentliche Chemie, wobei er des Goldmachens gar nicht gedenkt, sondern auch jede durch Feuer geschehende Zubereitung der Naturstoffe für den Gebrauch. Sogar der Bäcker heißt ihm deswegen Alchimist oder Vulcanus. „Die Alchimia ist von Gott gesetzt als ein rechte Kunst der Natur, und die Sudlerei, wie die Montpelierischen Apotheker handlen, ist kein Kunst."

Sechstens folgt die Erfahrung, wobei Paracelsus zwischen experimentum, experientia und scientia richtig unterscheidet. Endlich muß der Arzt durch die Magica belehrt werden, die allein die Geheimnisse der Natur enthüllt und die verborgenen Kräfte der Dinge zeigt (vergl. Labyrinthus medicorum. Opp. Tom. I. p. 266). In der Pathologie stellt dann Paracelsus fünf Entia als Hauptursachen der Krankheiten auf und erhebt sich mit großer Heftigkeit gegen die bisher herrschende Ansicht, welche alle Krankheiten aus den Elementen und der Beschaffenheit der Säfte ableitete. Diese fünf Ursachen entwickelt er ausführlich im Anfange der Schrift Paramirum (Opp. Tom. I. p. 1), wobei vorzüglich seine astrologischen und chemischen Ansichten hervortreten. Wie seine Lehre von den Ursachen und Zeichen der Krankheiten von den damals herrschenden Ansichten ganz abwich, so mußte auch seine Heilmethode neu und eigenthümlich sein. Die damaligen Ärzte verkannten durchaus den Werth der Chemie für die Heilkunde, und chemische oder spagirische Ärzte (wie sich Paracelsus ausdrückt, von σπᾶν ausziehen und ἀγείρειν zusammenbringen) standen in schlimmem Credite. Paracelsus hat unstreitig das große Verdienst, die Chemie in die Apotheken eingeführt zu haben. Auch seine Gegner konnten ihm dasselbe nicht absprechen. Dadurch verschaffte er sich kräftiger wirkende Arzneien, theils durch die Extracte und Quintessenzen aus Pflanzen, theils besonders durch die Anwendung vieler Mittel aus dem Mineralreiche, des Eisens, Vitriolgeistes 2c. Auch die Benutzung von Giften, der Bleipräparate, des Spiesglanzes, des Kupfervitriols und selbst des Arseniks lehrte er und wandte mit Erfolg Quecksilberpräparate innerlich gegen die damals in Gestalt einer acuten Krankheit furchtbar wüthende Lustseuche an. Wenn auch das eine oder andere dieser Mittel schon vor ihm entdeckt war, so bleibt ihm doch immer das Verdienst, theils die Kenntniß derselben verbreitet und die handwerksmäßige Geheimnißkrämerei der Ärzte zerstört, theils die bessere und vollkommnere Bereitung und Anwendung solcher Mittel gelehrt, theils durch die Heftigkeit selbst und das laute Geschrei, welches er überall erhob, den blinden Glauben an Autoritäten und hergebrachte Meinungen erschüttert und die Ärzte zuerst wieder auf den Weg der Beobachtung und Erfahrung zurückgeführt zu haben. Er macht daher in der Medicin mit Recht Epoche, und noch mehr in der Chemie. Der Kampf aber, den er erregte, wurde von beiden Seiten mit der größten Heftigkeit und pöbelhaften Schimpfworten geführt. Er sagt selbst von sich: „Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, ist auch nicht meines Lands Art,“ und seine Schriften geben überall die Belege davon, sowie von seiner unbegrenzten Anmaßung und Selbstgenügsamkeit. Wie alle Schwärmer verachtete er alle gelehrten, aus Büchern, besonders aus Griechen und Römern, geschöpften Kenntnisse; sein Stolz leitete alles Wissen unmittelbar aus dem göttlichen Wesen durch das innere Licht ab und foderte als eine der ersten Bedingungen von dem Arzte Kenntniß der Kabbala. Daher fährt er in der oben angeführten Stelle von den vier Grundsätzen der Arzneiwissenschaft fort: „Wie ich aber die Vier für mich nehme, also müsset ihrs auch nehmen, und müsset mir nach, ich nicht euch nach, Ihr Mir nach, Mir nach, Avicenna, Galene, Rhasis, Montagnana, Mesue 2c. Mir nach und nicht ich euch nach, Ihr von Paris, von Mompelier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen 2c. Ich wird Monarcha, und mein wird die Monarchie sein.“ In der Vorrede zur Bertheonna (Tom. II. p. 334), wo er die verschiedenen Classen angeblicher Ärzte bezeichnet und die Kranken vor ihnen warnt, sagt er, die Erfahrung habe die einzelnen Specifica gezeigt. Dann aber haben die Ärzte oder Receptmacher in jede Arznei noch eine Menge Anderes eingemischt, was nur wieder die Wirkung schwäche. Hippokrates, Avicenna, Rhasis haben durch eigne Erfahrung nichts erfunden, sondern „aus fremder Erfahrung ihre Ehre aufgeschöpft: und damit es nicht so gar laute nach dem gemeinen Lauf der Natur, sonder damit etwas Seltsames darin sei, das nicht jeder verstehe, hat ihr eigen Vernunft, die leider nicht groß gewesen ist, die Kunst der Componirung erdacht.“ Er äußert dann freilich (in der Vorrede zur Chirurgie) „bei meinen Zeiten wird ich das Fabelwerk nicht umstoßen mögen, denn es sind alte unbändige Hund, lernen nichts weiter, schämen sich abzusteigen in die Bekanntniß ihrer Thorheit;“ dann aber setzt er seine Hoffnung auf die Zukunft. Seine Gegner blieben ihm aber auch nichts schuldig. Er erfuhr viele Verfolgungen; der Tod eines jeden seiner Kranken wurde seinen Arzneien zugeschrieben, und sie suchten auch auf alle Weise den Druck seiner Werke zu hindern. Neben dem oben angeführten Beispiel zu Nürnberg gedenkt er auch noch dieses schändlichen Kunstgriffs im ersten Bande seiner Werke. S. 248 und 282. Leugnen läßt sich auch in der That nicht, daß bei allen Verdiensten, welche er um die Heilkunde und Chemie sich erworben hat, doch in verschiedenen Beziehungen sein Einfluß nachtheilig wirkte. Manches seiner Mittel enthielt auch schädliche Theile. Durch seine Hermetische Philosophie, durch die Verbindung der Magie, Kabbala und Astrologie mit der Chemie und Medicin hat er in diese Wissenschaften große Dunkelheit gebracht, und den Hang zur eigentlichen Alchymie und Verwandlung der Metalle sehr befördert. Auch trug er umgekehrt durch die Bezeichnung metaphysischer und theologischer Ideen mit chemischen und medicinischen Kunstwörtern sehr viel zu der Unverständlichkeit des Sprachgebrauchs der Theosophen bei. Irrige Vorstellungen, die er von der Art, wie die Arzneien wirken, verbreitete, Empfehlung von unbrauchbaren Mitteln, und die unbedingte Verwerfung aller Galenischen Arzneien konnten nicht ohne nachtheilige Folgen sein. Werden indessen unparteiisch Vortheile und Nachtheile seines Wirkens in der Medicin und Chemie gegen einander abgewogen, so haben unstreitig die erstern das Übergewicht; denn so lange nicht der blinde Autoritätsglaube und die Herrschaft des Galenischen Systems erschüttert war, konnte von keiner wirklichen Verbesserung der Arzneiwissenschaft die Rede sein. Selbst die Ausbreitung der alchymistischen Träumereien hat, so groß auch die Zahl derer ist, die sich dadurch zu Grunde richteten, der Chemie unschätzbaren Gewinn gebracht durch die Entdeckung der wichtigsten Wahrheiten

und Erfindungen, die ohne das unablässige Streben der vermeintlichen Goldmacher niemals oder erst weit später wären zu Tage gefördert worden. Ihm selbst war auch die Goldmacherei Nebensache, obgleich er von der Wirklichkeit dieser Kunst überzeugt war; aber sein Hauptbestreben war Verbesserung der Heilkunde (vgl. Opp. T. II. p. 101).

Einige seiner eigenthümlichen Ansichten und Lehren verdienen noch besondere Erwähnung. Vor Allem gehört hierher seine Lehre vom sogenannten Tartarum oder Tartarus, welche Sprengel in der Geschichte der Medicin „eine der gemeinnützigsten und brauchbarsten Neuerungen" nennt, die Paracelsus gemacht hat. Im ersten Bande seiner Werke findet sich eine Schrift „Von den tartarischen Krankheiten, nach dem alten Namen vom Stein, Sand und Gries." Diese alten Namen erklärt er für unrichtig, weil sie diese Krankheiten zu sehr beschränken; der Tartarus gibt ein Öl, ein Wasser, eine Tinctur, ein Salz, welches den Körper wie höllisches Feuer anzündet. Tartarus ist ihm das Unreine in jedem Ding, im Wasser, im Wein ꝛc. Er entsteht im Menschen durch die Dinge, die er genießt. Denn in jeder Speise ist neben der Nahrung ein Gift, Tartarus, enthalten. Aber im Magen wohnt ein Alchymist, der Archeus (den er sonst auch Spiritus vitae nennt. Opp. Tom. I. p. 318), welcher Beides scheidet, den Tartarus destruirt und ihn durch den Stuhlgang und den Urin austreibt. Wird aber der Tartarus nicht durch den Archeus destruirt, so wird er durch Spiritus salis coagulirt, und damit entsteht der Tartarus des menschlichen Leibes. Wie der Zimmermann aus einem Stücke Holzes nichts mehr machen kann, wenn es verbrannt wird, so muß der Archeus im Magen den Tartarus nicht blos ausscheiden, sondern destruiren, damit der Spiritus salis denselben nicht coaguliren und zum menschlichen Tartarus machen könne; sonst bleibt er in dem Körper. Ist also der Archeus geschwächt, sodaß er die Scheidung nicht vollständig machen kann, so entsteht aus dem mit dem Guten vereinigten Gifte eine Fäulniß; bewirkt er wol die Scheidung, aber nicht die Destruction des Giftes, so entsteht durch den Salzgeist der Tartarus. Diesen Tartarus betrachtet er nun als den Grundstoff aller Krankheiten, die aus Verdickung der Säfte, oder aus Rigidität der festen Theile, oder Ansammlung erdiger Stoffe entstehen, und fodert daher vom Arzte, daß er auf den Archeus wirke, d. h. die Thätigkeit der Natur leite und unterstütze, und daß er nicht wähne, die Säfte verändern zu können. Noch nimmt er eine andere Art des Tartarus an, der nicht von Außen in den Menschen kommt, sondern ihm angeboren ist, weil der Mikrokosmus alle Eigenschaften des Makrokosmus hat und deswegen auch Tartarus in ihm sein muß (Opp. Tom. I. p. 291). Bemerkenswerth ist ferner, daß er auf chemische Untersuchung des Urins dringt (Opp. T. I. p. 304), und was er (p. 1019 sq.) von den Wirkungen der äußerlichen Anwendung des Magnets gegen Blutflüsse, Flüsse des Stuhlgangs und gegen Krankheiten behauptet, die sich von ihrem Centrum über den Körper ausbreiten. Besonders verdient hat sich aber Paracelsus um die Chirurgie gemacht, durch Aufstellung folgender Grundsätze und Ansichten, die damals ganz neu und unerhört waren. „Die Natur des Fleisches, des Leibes, des Geäders, des Beins hat einen angebornen Balsam, welcher die Wunden heilet. Jedes Glied trägt in sich selbst seine Heilung. Der Wundarzt aber hat durch seine Arznei dafür zu sorgen, daß die Elemente den Balsam nicht zurückschlagen oder verderben. Der Balsam bedarf indessen auch der Nahrung. Er erhält dieselbe theils durch die Speisen, theils durch die Arznei, welche über die Wunde gelegt wird. Es ist aber nicht die Arznei, welche die Wunden heilt, sondern der im Körper liegende Balsam, den er Mumia nennt und für süßen Mercurius erklärt (T. II. p. 338). So heilt auch durch die Mumia an einem jungen Baume ein Schnitt wieder zu, während in einem alten Baume die Mumia nicht mehr in hinlänglicher Kraft und Menge sich findet. Der Hund beleckt seine Wunde, damit die Mumia feucht und in gehöriger Temperatur erhalten werde. Überhaupt heilt die Natur selbst ihre Schaden, wenn ihre Temperatur erhalten wird. Die Arzneien für die Wunden sind also Conservativa, nicht Incarnativa, wie die Ärzte sie bisher genannt haben, in der Meinung, daß sie selbst zu Fleisch werden. Die Aufgabe des Arztes ist also, jeder Wunde die passende Arznei aufzulegen, woraus die Mumia ihre Nahrung zieht, um desto kräftiger zu wirken. Daher verwirft Paracelsus auch das Verkleistern der Wunden mit Eiweiß ꝛc., ebenso den Gebrauch von schneidenden oder brennenden Instrumenten, die Anwendung von Nähten ꝛc. Diese Lehre von der Mumia bringt er auch mit der Idee vom Mikrokosmus in Verbindung (Opp. T. I. p. 103) und findet in der Mumia alle möglichen Kräfte der Natur. Daher leitet er dann auch die wunderbaren Heilungen ab, die am Grabe von Heiligen eine Zeit lang stattfinden können, bis die Mumia ganz vertrocknet sei. Es seien aber dies keineswegs Wunder, sondern natürliche Wirkungen der unsichtbaren Mumia.

Paracelsus kannte auch schon außer der atmosphärischen Luft verschiedene Gasarten, unter andern das Gas, welches sich bei der Gährung und dem Aufbrausen der Körper entwickelt, dieses nannte er „wilden Geist," Spiritus sylvester. Ebenso machte er auf die Schädlichkeit der Metalldünste und auf den Einfluß der verdorbenen Luft in den Hospitälern aufmerksam. Er vermuthete schon, daß die Luft aus Wasser und Feuer bestehe und unterschied zwischen verborgenem und sichtbarem Feuer. Auch seine Vorstellungen von der Quinta essentia sind für sein ganzes System der Heilkunde wichtig. Quinta essentia ist ihm ein ganz rein ausgezogener Spiritus, in welchem allein die Natur, Kraft, Tugend und Arznei des Dinges, seine Farbe, sein Leben besteht. Es ist der Spiritus vitae, der aber bei Menschen und Thieren sterblich ist, in Pflanzen und Mineralien hingegen daurend. Darum kann aus Fleisch und Blut keine Quinta essentia gezogen werden. Wäre es möglich, das Leben des Herzens auszuziehen, ohne Zerstörung, wie es aus den Dingen, welche keine Empfindung haben, geschehen kann, so würden wir durch diese Quinta essentia ohne Krankheit das Leben ewig erhalten können. Dagegen kann z. B. aus einer abgebrochenen Melisse noch die Quinta essentia

ausgezogen werden, weil in ihr das Leben und die Kraft noch ist. In jedem Ding ist aber die Quinta essentia nur sehr klein und wenig; so auch im Golde, das nur durch dieselbe seine Kraft erhält, und ebenso in allen andern Dingen, sie tingirt den ganzen Leib des Dinges „wie ein Salz eine Suppe recht und gut macht.“ Verliert ein Metall, Stein ꝛc. seine Farbe, so ist auch seine Quinta essentia weg. Jede Krankheit bedarf aber ihre besondere Quinta essentia; doch gibt es einige Quintae essentiae, die für alle Krankheiten dienen (vergl. Opp. T. I, 796). Zu solchen scheint er sein berühmtes Laudanum gezählt zu haben, dessen Bereitung unbekannt ist, dem er aber ausgezeichnete Wirkungen zuschrieb. Auch würde dahin der Lapis philosophorum, oder der verborgene Geist der Natur zu rechnen sein, wie er nach seinen fünf Graden in der Schrift Apocalypsis Hermetis (Opp. Tom. III. p. 668) beschrieben wird, wenn nicht der Styl und die Art, wie Avicenna erwähnt wird, Zweifel gegen die Echtheit dieser Schrift erregen müßte.

Neben dem, was Paracelsus für Heilkunde, Chemie und Naturwissenschaft überhaupt geleistet hat, darf aber auch nicht übersehen werden, wie viele Nahrung durch ihn Aberglaube aller Art erhielt. Von der Idee des allgemeinen Naturlebens war für einen Mann von so glühender Phantasie in jener Zeit der Schritt zu der Vorstellung unvermeidlich, daß das Weltall, die Erde, das Wasser, das Feuer mit einer zahllosen Menge geheimer, nicht von Adam stammender, nur mit Geist und Körper, aber nicht mit einer Seele begabter, Wesen bevölkert sei. Ausführlich schildert und benennt er ihre Classen, gibt ihren Verkehr und sogar Verheirathungen mit den Menschen an, und erzählt in allem Ernste läppische Kindermährchen (vergl. Opp. T. I. p. 78. T. II. p. 13. 180 sq. 291. 416 sq.). Ebendahin gehören seine Empfehlungen der Kabbala und Magie, der Werth, den er auf Buchstaben und Talismane setzte, die Ideen von den Einwirkungen auf Andere durch die Imagination und vermittels Bilder derselben, die aus Wachs bereitet werden. Von der Wahrheit und Wichtigkeit der Astrologie ist er ganz überzeugt: sie ist bei ihm ein Gemisch von Meteorologie, Nativitätstellen, Prophezeiungen und Kenntniß des Einflusses der Constellationen auf den Gesundheitszustand. Darum gehört ihm auch die Astrologie zur Heilkunde, und der Arzt muß, um die Krankheiten zu erkennen, immer die Planeten fragen, und die Beziehung jeder Pflanze zu ihrem bestimmten Sterne kennen, denn jeder Stern zieht durch seine anziehende Kraft die ihm entsprechende Pflanze aus der Erde, und theilt ihr seine Wirksamkeit mit. Höchst nachtheilig war auch in der Medicin seine Idee von den Signaturen, d. h., der Wahn, daß aus einzelnen äußern Zeichen der Pflanzen, aus ihrer Form, Zeichnung, Punkten ꝛc., wenn sich eine Ähnlichkeit im menschlichen Körper finden läßt, die Wirkung derselben auf bestimmte Theile des Körpers oder bestimmte Krankheiten erkennen lasse. Wenn aber Paracelsus die Magie als die Wissenschaft durch Hülfe der Einbildungskraft große Dinge zu wirken und die Geheimnisse der Natur durch das innere Licht zu entdecken, empfiehlt, so verwirft er dagegen sehr entschieden die Nigromantie oder die Teufelsbeschwörungen und Zauberei; zwar nicht aus Überzeugung, daß solche Künste ein leerer Wahn seien, sondern aus Frömmigkeit, denn überall blickt durch allen Aberglauben ein frommes Gemüth durch (vergl. Opp. T. III. p. 307). Daher ist auch auf die Worte, welche ihm seine Gegner überall vorwerfen: „Wenn Gott nicht helfen will, so helfe der Teufel,“ nicht mehr Gewicht zu legen, als auf andere seiner niedrigen und leidenschaftlichen Äußerungen. Seine religiösen Ansichten, insbesondere von dem Verhältnisse der Menschen zur Gottheit, ergeben sich aus dem oben Gesagten. Darum war er aber auch weder mit Luther noch mit der katholischen Kirche einverstanden, obgleich er sich nicht förmlich von letzterer trennte. Die mystische Erklärung der Bibel führte ihn auf ganz eigne Ansichten. Die Auslegung der sogenannten Lichtenbergischen Bilder, welche im Karthäuserkloster zu Nürnberg gefunden worden (T. III. p. 574 sq.) enthält deswegen die bittersten Ausfälle gegen das Verderbniß der Päpste und der katholischen Geistlichkeit überhaupt, und in einer andern Schrift sagt er: „Dem Luther sind meistens Schälke und Buben feind“ (T. I. p. 143). Aber ebendaselbst heißt es auch: „Ich lasse Lutherum sein Ding verantworten, ich will das meine selbst verantworten: denn er soll mir nicht ein Rinken (eine Schnalle) aufthun in meinen Schuhen.“ Von Zwingli spricht er dagegen mit großer Hochachtung in einem Brief an den Pfarrer Leo Judä in Zürich, bei Übersendung des Manuscripts von seiner Schrift über den 1531 erschienenen Kometen (Opp. T. III. p. 637). Er nennt ihn „unsern hocherfahrnen Meister,“ äußert, daß er dessen Schriften lese, und bittet Leo diese Arbeit zum Druck zu befördern, sobald er sie gelesen: „und doch daß du nichts handelst, es hab es dann unser Patron, Meister Ulrich Zwingli, wohl und gütlich verhängt.“ Sie beide, als die sonderlichen Vorgänger der Wahrheit sollen hierin Richter sein. Diese Äußerungen des sonst so anmaßenden Mannes sind allerdings bemerkenswerth. Übrigens äußert er sich auch über einige Ärzte jener Zeit mit vieler Achtung, so über Vadianus zu St. Gallen, Christoph Klauser zu Zürich und Wolfgang Thalhauser zu Augsburg, und es ist nicht zu verkennen, daß ihm die Beförderung der Heilkunde und das Wohl der Kranken wirklich angelegen war. Einen Brief an Klauser findet man im ersten Bande seiner Werke, S. 951. Gegen Ceremonien, Bilder und Verehrung der Heiligen, Wallfahrten ꝛc. erklärt er sich in mehren Stellen seiner Schriften ganz entschieden, und rügt ernstlich den Wahn, daß durch dergleichen Mittel die Sünden gut gemacht werden. Auch in andern Beziehungen findet man oft mitten in allem Aberglauben helle Blicke; z. B. wenn er (T. III. p. 254 sq.) davon spricht, wie aus Kindern Hexen werden und woraus man dies erkennen könne. Er räth auf solche Zeichen Achtung zu geben, diese Personen nicht hart zu behandeln oder gar zum Feuer zu verurtheilen, „sondern daß sie in die Arznei kommen und von denen Dingen erlöst werden, dieweil uns Christus so viel tröstet, so wir fasten und beten, dadurch die Geister mögen austreiben.“ Er beschränkt dies auch nicht blos auf Kinder,

sondern erwähnt dabei ausdrücklich noch alte Weiber; auch diese soll man zu heilen suchen, sobald man die ersten Zeichen bemerke. Endlich ist auch noch für die Geschichte der geologischen Meinungen seine Idee von der Entstehung der Berge und Thäler bemerkenswerth (Opp. T. III. p. 384). „Anfänglich wurde die Erde von Gott ohne Thäler, Berge, Steine, Erze, eben und feste geschaffen, und erst durch die Hitze der Sonne verwandelt, in mancherlei Art, Farben, Erze, Minerale. Es entstand nämlich durch die Hitze der Sonne „eine schwefelhitzige, dunstige Wärme;" welche die Erde ganz durchdrang. Diese Wärme vermischte sich mit der angeborenen wässerigen Feuchtigkeit der Erde, woraus ein neblichter Rauch oder Dunst geworden, der sich nach und nach sehr vermehrte. Da nun jeder Dunst in die Höhe strebt, so hat derselbe hier und dort die Erde hin und her geworfen und also Berge und Hügel gemacht." Man erkennt leicht, wie nahe Paracelsus hier den geologischen Ansichten der neuesten Zeiten steht.

In so verschiedenen Beziehungen muß Paracelsus betrachtet werden. Faßt man hingegen nur einseitig den Naturforscher und Arzt, oder den Theosophen und Schwärmer ins Auge, so müssen die widersprechendsten Urtheile, in denen zwar auf beiden Seiten Wahrheit liegt, entstehen. Überdies stehen seine Behauptungen und Meinungen alle doch in genauer Verbindung, wenn er sich auch dieselbe nicht deutlich dachte, indem sie aus seiner allgemeinen Ansicht von Gott, Welt und Mensch hervorgingen, und können daher auch nur in dieser Beziehung richtig aufgefaßt werden. Wie viel Irriges nun auch darin liegen mag, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie die Erzeugnisse eines, zwar nicht logisch ordnenden, aber mit seltener Productivität begabten, wahrhaft genialen Geistes waren. Darum hat aber auch Paracelsus auf die folgende Zeit zugleich wohlthätig und nachtheilig eingewirkt. Nicht blos seine Grundsätze und Lehren der Heilkunde und Chemie, sondern auch seine theosophischen und kabbalistischen Schwärmereien verbreiteten sich besonders in Teutschland immer mehr und beförderten den Aberglauben in hohem Grade, bis dann später durch die geheime Gesellschaft der Rosenkreuzer diese sogenannte Theologie und Philosophie ihre höchste Ausbildung erhielt. Hinwieder bildete sich gegen Ende des 16. Jahrh. in der Medicin gegen die eigentlichen Paracelsisten die sogenannte chemische Schule, welche mit Weglassung der theosophischen und Hermetischen Meinungen, aber freilich auch seiner geistigern Ansichten von der Natur, sich nur an das hielt, wodurch Paracelsus wirklich die Medicin gefördert hatte. Als Schriftsteller erscheint Paracelsus verworren und dunkel; der Styl ist ungebildet, schwülstig und nicht selten pöbelhaft, aber oft sehr kräftig. Viele Dunkelheit rührt auch von der eignen Terminologie her, deren er sich bediente. Er erfand ganz neue Wörter und brauchte andere in ganz eignen Bedeutungen, wie z. B. Anatomie, welches er (T. II. p. 519) erklärt durch Stelle, Ort, Anfang und Ende einer Krankheit. Große Schuld fällt aber auf die Herausgeber seiner Schriften, indem nur der kleinere Theil derselben noch bei Paracelsus' Lebzeiten herausgekommen ist. Sie sammelten ohne Wahl und Ordnung, was sie zusammenbringen konnten; an Zusätzen seiner Schüler fehlt es auch nicht, und manche Schrift ist in die Sammlungen aufgenommen worden, die entweder gar nicht, oder wenigstens nicht so von Paracelsus herrührte, denn unter seinem Namen suchte mancher seine eigenen Ideen zu verbreiten. Oporinus sagt wenigstens grabezu, daß Paracelsus den Inhalt von Einigem, was man ihm zuschrieb, nie geträumt habe. Wie es sich mit der Echtheit der hier und dort unter seinem Namen vorhandenen Handschriften verhalte, ist sehr schwer zu entscheiden. Morhof (im Polyhistor. I, 10) erwähnt seiner handschriftlichen Commentarii in omnes paene N. T. libros, und Goldast seiner Correspondenz mit Bartholomäus Schobinger zu St. Gallen, die ehemals in der Schobingerschen Familie zu St. Gallen aufbewahrt wurde. Die vollständigste gedruckte Sammlung, nach welcher auch hier immer citirt wurde, ist diejenige, welche durch den Arzt Johannes Huser zu Strasburg 1616 und 1618 in drei Foliobänden herausgekommen ist. Ebenderselbe hatte vorher eine Ausgabe zu Basel in zehn Quartbänden besorgt 1589—1591 und hierauf zwei Folioausgaben zu Strasburg 1605 und 1613. Auch zu Frankfurt ist eine Ausgabe in zehn Quartbänden erschienen 1603. Ins Lateinische übersetzt erschienen *Paracelsi* Opera omnia medico-chemico-chirurgica. (cura *Fr. Pitisci*, Genev. 1658.) 3 Tom. in fol. Diese Ausgabe ist von den lateinischen die beste. Man hat andere Basil. 1575. 8. in eilf Bänden und Francof. 1603. zwölf Bände in 4. Einzelne Schriften wurden auch ins Französische, Italienische und Griechische übersetzt. In den zu Bestimmung der Orte, wo er sich in verschiedenen Jahren aufgehalten hat, oben citirten Stellen aus seinen Werken findet man zugleich die Zeit, zu welcher er einige dieser Schriften vollendet hat. Die drei Schriften von den tartarischen Krankheiten, Labyrinthus Medicorum und Defensiones, deren Druck seine Gegner verhinderten, schenkte er 1538 den Ständen des Herzogthums Kärnthen mit der Bitte, dieselben zum Druck zu befördern, worauf er eine günstige Antwort erhielt (Opp. T. I. p. 248 u. 317). Es ist schon gesagt worden, daß nur wenige seiner Schriften noch bei seinen Lebzeiten gedruckt wurden. Dahin gehören die drei ersten Bücher der großen Wundarznei, welche 1536 zu Ulm erschienen. Ferner die Erklärung der Lichtenbergischen Figuren (Müllhausen 1536); die Beschreibung des Bads zu Pfäfers (1535), die Deutung des Cometen des Jahres 1531 (Zürich 1531). De natura rerum (1539). Ein Verzeichniß der wichtigsten einzelnen Schriften findet sich in Gmelin's Geschichte der Chemie. 1. Bd. S. 240 fg., in Rixner's und Siber's oben angeführter Schrift (S. 12) und in Athenae Rauricae. I, 171. Von Michael Torites, Arzt zu Hagenau, hat man ein Onomasticum medicum et explicatio verborum Paracelsi (Argentorat. 1574) und von einem andern Schüler des Paracelsus, Gerhard Dorn, Arzt zu Frankfurt am Main, Dictionarium Theophrasti Paracelsi (Francof. 1583. 8. 1584. 4.). Die Clavis et manuductio, welche Paracelsus selbst verfer-

tigt haben soll, und welche man in *J. Rhenani* Aureus Tractatus findet, scheint unecht zu sein[3]. (*Escher.*)

PARACENTESIS (*Παρα-κεντέω*), der Name jener Operation, durch welche die Unterleibshöhle geöffnet wird, um Flüssigkeiten, die sich in derselben angesammelt haben, einen freien Abfluß zu verschaffen; denn der Sprachgebrauch einiger Ärzte, welche diese Operation zu den Punctionen zählen, ist zwar nicht unrichtig, dürfte aber wol niemals allgemein werden, da der Ausdruck Punction bereits als generische Bezeichnung aller künstlichen Höhlenöffnungen üblich geworden ist. Es sind aber jene Flüssigkeiten — gewöhnlich von wäßriger, schleimiger, oder eitriger, bisweilen von blutiger Beschaffenheit — entweder in der ganzen Höhle des Bauchfells, oder in einem eignen Sacke enthalten, welcher letztere entweder mit dem Bauchfelle oder seinen Duplicaturen zusammenhängt, oder von irgend einem Eingeweide der Bauchhöhle, am häufigsten den Eierstöcken, gebildet wird. S. d. Art. Hydrops.

Die Paracentese kann zur radicalen Heilung des Kranken führen. Dies ist besonders zu hoffen, wenn sie bei jungen, kräftigen Individuen zeitig angestellt wird, bei denen sich in Folge zurückgetretener Exantheme: der Rötheln, des Scharlachs ꝛc., eine Peritonitis gebildet, und diese seröse Ansammlungen im Unterleibe zurückgelassen hatte, wenn diese nur eben erst entstanden sind, und von organischen Fehlern der Abdominal-Eingeweide keine Spur vorhanden ist. Aber diese Fälle, in denen die Operation ohne Zögern angestellt werden muß, sobald die Wasseransammlung nur beträchtlich genug ist, um von der Operation keine Verletzung der Eingeweide befürchten zu dürfen, sind im Ganzen seltener, und die Umstände, unter denen dagegen gewöhnlich die Paracentese gemacht wird, weit minder günstige; es sind die Fälle langsam sich ausbildender, oder wenigstens nicht auf vorübergehend wirkenden Ursachen beruhender Bauchwassersucht. Ist der Kranke und besonders die Krankheit bereits alt, war die letztere das Ergebniß organischer Fehler der Leber, der Milz, des Pankreas ꝛc., zeigen sich bereits Spuren allgemeiner Wassersucht: so kann die Operation den tödtlichen Ausgang der Krankheit beschleunigen, in etwas günstigern Fällen aber vorübergehende Erleichterung bringen, auch — zumal bei öfterer Wiederholung (und man hat sie bei manchen Subjecten unglaublich oft, zehn, zwanzig, ja hundertmal und noch öfter wiederholt) — das Leben bedeutend lange fristen, aber nicht es erhalten. Überhaupt ist auch in günstigern Fällen dieser Art die Paracentese immer nur als erste Bedingung jener Erhaltung anzusehen, immer bleibt nach derselben noch die wichtigste Aufgabe — Verhinderung neuer Wasseransammlung — zu lösen, und wenn es auch Thatsache ist, daß nach angestellter Paracentese die früher vergebens angewandten antihydropischen Mittel sich oft heilkräftig bewähren, so ist doch noch weit alltäglicher die Erfahrung, daß nach der Paracentese sich mit verdoppelter Schnelligkeit neue Wasseransammlungen bilden. Am wenigsten kann man sich von der Operation Erfolg bei der Sackwassersucht versprechen, zumal wenn das Übel bereits veraltet ist, der Sack bereits organische Veränderungen erlitten, sich verhärtet hat, scirrhös geworden ist ꝛc.; oft ist sogar bei dieser Form der Krankheit die Operation nicht möglich, ohne bedeutende Organe einer Verletzung auszusetzen, und muß deshalb ganz unterbleiben. Wenn es also auch nach allem Gesagten als Regel gilt, die Paracentese nie anzustellen, ohne vorher fruchtlos diejenigen Heilmittel angewandt zu haben, welche theils die Ausleerung der angesammelten wäßrigen Feuchtigkeiten zu bewirken, theils die Absorption zu erhöhen vermögen: so ist doch noch viel dringender die Nothwendigkeit, diese Operation, wo sie zur Radicalcur führen soll, nie so lange aufzuschieben, bis sich organische Fehler der Eingeweide mit Schmerzen in diesen und mit Zehrfieber gebildet haben, oder die Kräfte des Kranken überhaupt bereits sehr gesunken sind, auch mit der vielleicht nothwendigen Wiederholung der Operation niemals so lange zu warten, bis die Ansammlung des Wassers bereits wieder zu einem bedeutenden Grade gestiegen ist.

Was die für die Operation geeignetste Stelle des Unterleibes betrifft, so hat man diese seit Hippokrates sehr verschieden angegeben (Sabatier, Lehrbuch für praktische Wundärzte, übers. von Borges. I. S. 163 fg.), macht aber gegenwärtig die Paracentese meistens im Mittelpunkte einer Linie, die man sich vom Nabel, besonders an der linken Seite des Unterleibes bis zur vordern obern Grube des Darmbeines gezogen denkt, oder an dem Punkte, wo sich zwei Linien kreuzen würden, deren eine vom untern Rande der letzten falschen Rippe zum Kamme des Darmbeines, die andere horizontal vom Nabel gegen den Rücken gezogen würde. Man ist indessen bei dieser Wahl der Operationsstelle vor einer Verletzung der Bauchdeckenschlagader oder einer ihrer Zweige nicht ganz sicher und hat daher in neuester Zeit vorgezogen, die Operation in der weißen Linie, zwei oder drei Zoll unter dem Nabel, zu machen, insofern an dieser Stelle die Bauchwand gewöhnlich am dünnsten ist, und Verletzung irgend eines Blutgefäßes gar nicht zu befürchten ist. Die Umstände, und namentlich vorhandene Verhärtung der Eingeweide, bestimmen indessen zuweilen auch die Wahl einer ganz andern Operationsstelle, zu welcher man insbesondere diejenige macht, an welcher am deutlichsten Fluctuation wahrgenommen wird, vorausgesetzt, daß an dieser Stelle nicht eine Verletzung der Art. epigastrica droht. Man wählt nach dem Vorbilde des Hippokrates den Nabel, wenn die äußere Fläche desselben blasenartig hervorgetrieben ist oder den Hodensack, wenn er einen Bruchsack ohne Därme oder Netz enthält. Für andere Fälle ist selbst der Mastdarm bei Männern, die Scheide bei Frauen zur Ausführung der Paracentese in Vorschlag gekommen.

3) s. Sprengel, Gesch. der Arzneikunde. 3. Bd. Gmelin, Gesch. der Chemie. 1. Th. Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte. 11. Bd. L. 16. c. 22. 899—904. und im Anhang 92. 1502—1511. *Boerhave*, Elem. chemiae. *Haller*, Bibl. Botan. I, 249. Bibl. Anatom. I, 158. II, 739. Bibl. Chirurg. I, 183 sq. u. 598. Bibl. Pract. II, 2—12. *Le Clerc*, Hist. de la médecine. 792. *Conring*, De Hermetica medicina. L. II. c. 12. *Morhof*, Polyhistor. T. II, 118 sq. 250—252. *Adami*, Vitae Med. p. 12. Corrodi, Gesch. d. Chiliasmus. 3. Bd. S. 276. Haller's Bibliothek der Schweizergesch. 2. Bd. S. 313 fg.

Um die Paracentese auszuführen, läßt man den Kranken eine halb sitzende Lage im Bette annehmen, bei welcher der Kopf etwas erhaben, die Schenkel etwas gegen das Becken angezogen, und die Stelle, an welcher der Bauchstich vorgenommen werden soll, nach dem Bettrande hin gerichtet ist. Hierauf wird eine breite Leibbinde, an der dem Operationspunkte entsprechenden Stelle mit einer viereckigen Öffnung versehen, angelegt, und am Rücken von einem Gehilfen etwas straff angezogen. Der Operateur faßt sodann einen runden, etwas dicken, mit einer silbernen Canule versehenen, beölten Troikar mit der vollen rechten Hand, sodaß der Zeigefinger längs der Röhre hin bis ungefähr 1½ Zoll von der Spitze des Troikars hingestreckt ist, und stößt diesen, indem er den Daumen der linken Hand unter den Einstichspunkt anlegt, in einer drehenden Bewegung etwas schief von Unten nach Oben rasch an der bezeichneten Stelle ein, bis er am Aufhören des Widerstandes fühlt, daß das Instrument in die Bauchhöhle gedrungen ist, in der Regel 12—15 Linien tief. Jetzt faßt der Operateur mit der linken Hand die Röhre des Troikars am Rande der durchbohrten Haut, hält die Canule fest und zieht mit der andern Hand das Stilet des Troikars heraus, sodaß das Wasser freien Abfluß erhält. Während dieses Abflusses drückt gleichmäßig ein Gehilfe den Unterleib des Kranken mit seinen auf die Seiten des Bauches gelegten Händen, während zwei andere Gehilfen in demselben Verhältniß, in welchem das vorhandene Wasser sich entleert, die erwähnte Leibbinde anziehen. In gleicher Absicht, nämlich um einer durch die plötzliche Entleerung des Unterleibes leicht entstehenden Überfüllung der Blutgefäße desselben und Ohnmachten vorzubeugen, verschließt man, wenn die Menge des angesammelten Wassers groß ist, mit dem Finger von Zeit zu Zeit die Öffnung der Röhre. Zögert der Abfluß des Wassers, weil sich vor die innere Öffnung der Canule das Netz, ein Darmstück rc. vorgelegt, oder diese sich verstopft hat, so führt man eine Sonde, oder eine dünnere, vorn geschlossene, an der Seite gefensterte Röhre ein, oder zieht die Canule etwas zurück, gibt ihr eine andere Richtung rc.; auch hat man, in Rücksicht auf diesen Fall, die Canule an beiden Seiten zu durchlöchern vorgeschlagen. Übrigens läßt man in der Regel den Wasserabfluß so lange als möglich fortdauern. Nur da, wo die Operation blos zum Zwecke einiger Erleichterung angestellt wird, und die Wasseransammlung nicht bedeutend ist, hat man vorgeschlagen, nur ein Drittheil, oder die Hälfte des angesammelten Wassers ausfließen zu lassen.

Nach beendigtem Abflusse des Wassers faßt der Operateur mit der rechten Hand die Troikarröhre, deren Öffnung er mit einem Finger verschließt; er hält zu gleicher Zeit mit den Fingern der linken Hand die Bauchbedeckungen an der die Röhre umschließenden Stelle fest zurück, und zieht sodann die Röhre, indem er sie um ihre Achse dreht, langsam aus der Wunde. In der Regel schließt sich diese, nachdem sie mit einem Tampon von Charpie und einigen Compressen bedeckt worden ist, in etwa 24 Stunden, und ohne daß weiter Flüssigkeiten ausfließen. Man läßt den Kranken bald nach der Operation zu Bett bringen, gibt dem Kopfe eine erhöhte Lage, reicht erforderlichenfalls ein leichtes Stärkungsmittel, und schreibt eine sparsame und leicht nährende Kost, und ein durchaus ruhiges Verhalten vor. Am dritten Tage wird der Verband erneuert und man verbindet oft mit diesem sehr schicklich Einreibungen flüchtiger Salben oder geistiger Flüssigkeiten. Nicht selten treten aber um diese Zeit Kolikschmerzen, oder selbst die Zufälle einer Entzündung des Bauchfelles oder der Eingeweide des Unterleibes ein, welche eine ihrer jedesmaligen Natur angemessene Behandlung fodern. Neu entstehende Wasseransammlungen im Unterleibe zeigen, sobald wieder deutliche Fluctuation wahrnehmbar ist, die Paracentese von Neuem an, doch pflegen sich die Kranken nach der ersten gewöhnlich am meisten erleichtert zu fühlen.

Schließlich erwähnen wir noch der bei dieser Operation bisweilen vorkommenden Blutungen. Eine solche Hämorrhagie kann die Folge einer Verletzung der Art. epigastrica oder eines ihrer Zweige sein (*Bellocq*. Medical Communication. Vol. II.), in welchem Falle sich das Blut entweder in die Bauchhöhle unter den Zufällen einer verborgenen Hämorrhagie ergießt, oder die Blutung doch erst nach zurückgezogener Canule sichtbar wird. Man begegnet diesem seltenen Falle, indem man mit einer festen Wieke, einer kleinen Wachskerze, oder einer elastischen Bougie die Wunde verschließt. Öfter ereignet sich bei der in Rede stehenden Operation eine Blutung in Folge der Zerreißung eines Abdominalblutgefäßes, welches sich bei der plötzlichen Entleerung des Unterleibes mit Blut überfüllt; fast immer fließt unter diesen Umständen das Blut erst gegen das Ende des Wasserabflusses und mit dem Wasser vermischt aus. Fließt gleich nach dem Einstechen des Troikars und mit dem Wasser vermischt Blut ab, so ist anzunehmen, daß jenes Einstechen mit der Verletzung eines Eingeweides verbunden gewesen ist. In beiden letztgenannten Fällen wird eine starke Compression des Unterleibes und die Anwendung kalter Umschläge auf denselben nothwendig.

J. C. Reil, De paracentesi abdominis frequentius instituenda. (Halae 1791. 4.) Sabatier a. a. O. S. 158 fg. F. Martini, Über die Art der Abzapfung des Wassers bei der Bauchwassersucht. (S. dess. chirurgische Streitschr. 2. Abth. S. 25.) A. Monro, Über d. Art d. Abzapf. des Wassers aus d. Unterl. (S. dess. sämmtl. Werke. S. 178.) S. Cooper, Neuestes Handb. d. Chirurgie, übersetzt von L. F. v. Froriep. 10. Lief. C. B. Zang, Darst. blutiger heilkünstl. Operat. 3. Bd. 1. Abth. (*C. L. Klose*.)

PARACHANA (*Παράχανα*) wird vom Ptolemäus (VI, 2) als Stadt in Medien, und zwar im Mittellande, neben Caberasa und Arsacia aufgeführt. (*Krause*.)

PARACHELOITIS (*Παραχελῶϊτις*) bezeichnet die große ätolische Ebene am Flusse Achelous, eine herrliche fruchtbare Au und großentheils Geschenk des Flusses, oft auch der Kampfpreis streitender Grenznachbarn, um so mehr, als der schlammreiche, anspülende Fluß dieselbe fortwährend vergrößerte und die Grenzen verrückte (*Strab.* X, 2. p. 458. ed. *Casaub.*: ἥπερ (χοῦς) καὶ τὴν Πα-

ϱαχελωῖτιν καλουμένην χώϱαν, ἣν ὁ ποταμὸς ἐπικλύζει, πεϱιμάχητον ἐποίει τὸ παλαιόν, τοὺς ὅϱους συγχέουσα ἀεί, τοὺς ἀποδεικνυμένους τοῖς Ἀκαϱνᾶσι καὶ τοῖς Αἰτωλοῖς. ἐκϱίνοντο γὰϱ ὅπλοις κτλ.). Diese Ebene wurde aber nicht nur durch das vom Flusse angesetzte junge Erdreich vergrößert, sondern auch durch die vor seiner Mündung zahlreich und eng neben einander liegenden echinadischen Inseln (αἱ Ἐχινάδες νῆσοι), welche der schlammtreibende Fluß theils unter einander selbst, theils mit dem festen Lande nach und nach vereinigte. Einige derselben waren schon zur Zeit des Thukydides durch die bindende Macht des segnenden Flußgottes mit dem Continente vermählt worden (*Thucyd.* II, 102: ὥστε μέγας ὢν ὁ ποταμὸς πϱοσχοῖ ἀεί, καὶ εἰσὶ τῶν νήσων, αἱ ἠπείϱωνται, κτλ.). Derselbe Historiker hat schon damals vermuthet, daß in nicht sehr langer Zeit auch die übrigen sich anschließen würden, weil der Fluß groß, wasserreich und schlammig (θολεϱόν) sei, die Inseln aber dicht neben einander liegen, nicht parallel, sondern in abwechselnder Folge, was der Strömung des Flusses keinen freien Abzug ins offne Meer gestatte und dadurch die Anlegung des neuen morastigen Erdreichs befördere (*Thucyd.* l. c.). Seit der Zeit des genannten Historikers bis auf Strabon mußte die Paracheloitis natürlich bedeutenden Zuwachs erhalten haben. Allein die Echinaden waren auch zu des Letztern Zeit noch nicht sämmtlich mit dem Festlande verwachsen. Dieser Geograph prophezeit jedoch ebenso wie Thukydides, daß dies einst geschehen werde (X, 2, 458: ἀλλ' ἡ χοῦς τὰς μὲν ἐξηπείϱωκεν αὐτῶν ἤδη, τὰς δὲ μέλλει, πολλὴ καταφεϱομένη κτλ.). Auch die Insel Dulichion hat sich diesem Schicksale fügen müssen (vgl. *Pouqueville*, Voyag. III, 181 sq.). — Die Akarnanen und Ätoler traten oft um den Besitz dieser Ebene mit einander in die Schranken, da sie keine Schiedsrichter hatten, und die siegende Partei eignete sich jene jedesmal zu (*Strab.* l. c.). Auch die Thessaler haben dieselbe einst behauptet, über deren Besitznahme sich Philipp, König von Makedonien, in einem Concilium der römischen, thessalischen, perräbischen und athamanischen Gesandten beschwert (*Liv.* XXXIX, 26: et Paracheloida, quae sub Athamania esset, nullo jure Thessalorum formulae factam), sowie die Athamaner, welchen dieselbe von den erstern entrissen worden war. Nach Strabon's Vermuthung hat der wiederholte Kampf um jene Fluren den Stoff zu der spätern allegorischen Sage gegeben, daß Herakles mit dem Achelous gekämpft und die Deianeira, Tochter des Oineus, als Kampfpreis davongetragen habe (*Sophocl.* Trach. v. 9 sq. *Strab.* l. c. *Ovid.* Metam. VIII, 576 sq. *Plin.* H. N. IV, 12). Von Einigen sei hinzugefügt worden, daß ebendiese Ebene das Horn der Amalthea sei, welches Herakles dem Achelous abgebrochen und dem Oineus als Brautgeschenk gegeben habe (über die weitere allegorische Auslegung und über die Deutung der Verwandlung des Flusses in einen Stier, eine Schlange, vergl. *Strab.* X, 2. p. 458. 459). Aus Wohlwollen gegen den Oineus habe Herakles als sein Eidam den ungestümen und oft einen großen Theil der Paracheloitis verheerenden Fluß (*Thucyd.* l. c. *Strab.* l. c. πλημμελῶς ῥέοντα) durch Dämme und Kanäle gebändigt und dem Oineus dadurch eine große Wohlthat erwiesen (*Strab.* l. c., welcher hier auch über die Echinaden, Dolichion und ihren Herrscher in der heroischen Zeit redet). — Die Ebene Paracheloitis erstreckte sich von der alten Stadt Ithoria (Ithorium, Doritza) zwischen dem östlichen Ufer des Flusses und dem Berge Arakynthos bis zum ionischen Meere hin (*Thucyd.* l. c. *Strab.* l. c.). Als Producte dieser fruchtbaren Au werden Mais, Seide, Korn, Reis, Gerste, Weizen genannt. Gegenwärtig führt sie den Namen Anachaïdes (Pächtereien) von Angelo Castro, und gehörte in neuerer Zeit zu den Domainen des türkischen Kaisers. Die genauere Kenntniß hierüber haben wir besonders Pouqueville's (Voyag. III. p. 181 sq.) neuern Forschungen zu verdanken. Mannert (8. Th. S. 80) handelt zu flüchtig über diese Ebene, ohne den Namen Paracheloitis zu erwähnen. Bessere Belehrung gibt besonders über diese Regionen Kruse (Hellas. 2. Th. 2. Abth. S. 192 fg. 457 fg.). (*J. H. Krause.*)

PARACHOATHRAS, ein Gebirge, welches Ptolemäus zwischen Parthien und dem wüsten Karmanien als Grenzscheide setzt. Strabon erwähnt des Gebirges an mehr als einer Stelle, orientirt sich aber in der einen falsch über die Lage oder verwechselt wenigstens den Namen mit einem andern. Bei der Beschreibung Armeniens gibt er dem Lande zur nördlichen Grenze den Παϱαχοαθϱάς (XI. p. 363. *Casaub.*), der über dem kaspischen Meere liege; da er darauf die Iberer und Albaner nebst dem Kaukasus als Armenien nördlich angrenzend erwähnt, so muß er mit dem obigen Namen südliche Verzweigungen des Kaukasus durch Schirvan bis an das kaspische Meer meinen. Nun sagt er aber in der Stelle, wo er die Verzweigungen des Taurus beschreibt (ib. p. 359), daß östlich von Armenien Gebirge sich erheben, die die Gegenden am kaspischen Meere einschließen und sich gegen Großmedien und Atropatene hinziehen. Einen Theil dieser Berge, die bis an die kaspischen Pforten reichen und in östlicher Fortsetzung noch Aria berühren, nenne man, heißt es, Parachoathras. Diese zweite Angabe ist nicht leicht mit der ersten vereinbar. Entweder hießen beide, das nordarmenische Grenzgebirge und das medische, mit demselben Namen; dann hieß aber nicht ein Theil, sondern ein großer mehre Theile umfassender Zug so; oder einem von beiden ist der Name fälschlich beigelegt. Das Letzte ist der Fall, denn an seiner zweiten Stelle nennt er jenes armenische Gebirge Πολυάϱϱην, und so hat er an der ersten Stelle schreiben wollen oder sollen. Wir dürfen also den armenischen Parachoathras ausschließen.

Es entsteht nun die Frage, wie sich Strabon und Ptolemäus vereinigen lassen. Wenn Strabon von den kaspischen Pforten bis nach Aria hin einen Theil des Parachoatras sich erstrecken läßt, so kann er damit nur das Ptolemäische Grenzgebirge zwischen Parthien und der Wüste Karamaniens meinen. Hier ist die Übereinstimmung klar. Strabon dehnt aber den Namen westlich aus, aber auch dieses thut Ptolemäus, wenn er bei Medien sagt, daß der westliche Theil des Parachoathras sich in Medien hineinstreckt; er läßt diesen Zug Persis und Susiane von Me-

dien trennen. Nach Strabon's Beschreibung dieses westlichen Zweiges des Parachoathras kann man keine so südliche Lage annehmen, sondern gegen das kaspische Meer hin oder mit andern Worten die Albors-Kette. Diese Anwendung scheint passender als die bei Ptolemäus. Der östliche Zweig, der von der kaspischen Pforte bis nach Aria geht und Parthien von der Wüste scheidet, ist das Gebirgsland, Kohestan, welches Chorassan südlich begrenzt und sich von Taberista nach Herat ausdehnt. Die einheimische Benennung bedeutet glänzendes Gebirge, auf Zend pôuruqâthra, also Altpersisch paruqâthra (*Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. I. p. 422); am leichtesten zu erklären ist sie, wenn sicher wäre, daß sie zunächst vom hohen schneereichen Demavend in der Albors-kette gebraucht wurde. (*Lassen.*)

Parachronismos, s. Anachronismos.

Parachros-Baryt, s. Baryt.

PARACHROMATOPSIA nennt man in der Medicin das Unvermögen die Farbenverhältnisse mit dem Auge gehörig zu unterscheiden. Man hat dafür auch die Ausdrücke Chromatopseudopsie, Chromatometablepsie und unrichtig Chrupsie, sowie Parachroma gebraucht. Ob es wirklich Individuen gibt, welche gar keine Farbe unterscheiden können (Achromatopsie), ist noch ungewiß, obschon man Beobachtungen angeführt hat [1]), denen zufolge einzelne Menschen blos die verschiedenen Nuancen des Lichten und Schattigen wahrnehmen, sodaß sie eine Landschaft wie einen Kupferstich in schwarzer Manier betrachteten. Wahrscheinlich gehörten diese Fälle aber in die Kategorie derjenigen, wo die Achromatopsie als Symptom einer beginnenden anderweitigen Augenkrankheit auftrat. Die eigentliche Parachromatopsie ist bis jetzt nur sicher in Bezug auf bestimmte Grundfarben dargethan, und zwar besonders in Bezug auf Roth und Blau. Die Anerythroblepsie besteht in dem Unvermögen, die rothe Grundfarbe und die aus ihr gemischten Nebenfarben zu erkennen. Purkinje rechnet hierher das Beispiel des Dr. Sommer, welcher Gelb, Schwarz, mäßiges Blau und Weiß für die Grundfarben seines Farbensystems aufstellte, ebenso wie die Fälle, welche Whillock Nicholl [2]) und sein Recensent [3]) aufführen. Das Unvermögen, die blaue Grundfarbe und die aus ihr gemischten an den Gegenständen wahrzunehmen, nannte Göthe Akyanoblepsie. Das Farbensystem dieser Individuen besteht außer dem Hellen und Dunkeln nur noch aus Roth und Gelb. Ob eine Unempfindlichkeit für die gelbe Farbe stattfindet, ist noch unbekannt. Da wo die Parachromatopsie sich als wirkliche Idiosynkrasie findet, ist sie stets angeboren und daher nicht selten in Familien erblich beobachtet worden. Meistens sind es Individuen männlichen Geschlechtes, und zwar solche, welche eine helle, meistens graue, mit einem gelben Rande versehene, selten eine braune Regenbogenhaut haben, ohne daß aber ein anderweitiger Augenfehler bemerkt wird; zuweilen soll jedoch Kurzsichtigkeit vorhanden gewesen sein. Die Ursache der Parachromatopsie ist unbekannt; Göthe, sowie die meisten Ärzte setzen sie in einen eigenthümlichen Mangel der Reizbarkeit der Sehnerven für die genannten Farben, doch dürfte die Beleuchtung oder Reflexion der Lichtstrahlen von Seiten des Auges nicht ganz ohne Antheil bei diesem Phänomen sein, wie das lange unverwandte Hinsehen auf einen farbigen Gegenstand mit gesunden Augen darthut, ebenso wie die Beobachtung, daß manche Menschen nur die höchsten Grade der Sättigung der Farben zu unterscheiden vermögen, während sie ihre Nuancen verwechseln, was Purkinje Chromatodysopsie genannt hat. Von einer ärztlichen Behandlung kann bei dieser idiopathischen Parachromatopsie natürlich keine Rede sein. — Was die symptomatische Parachromatopsie anlangt, so kommt diese besonders bei beginnender Katarakte und Amaurose vor, dauert meistens nur kurze Zeit, indem sie bei fortschreitendem Leiden verschwindet, und theilt daher die Vorhersage wie die Behandlung des Grundleidens [4]). (*Rosenbaum.*)

PARACHUTE nannte der berühmte französische Luftschiffer Blanchard einen von ihm erfundenen Fallschirm, welcher 20 Fuß im Durchmesser hatte und aus nichts als Taffet und Stricken zusammengesetzt war. Mittels dieses Parachute ließ er am dritten Juli 1785 zu London aus einer 1000 Fuß betragenden Höhe eine Katze herab, welche ganz unverletzt die Erde erreichte. Dies ermuthigte späterhin auch Menschen, sich dieser Maschine zu bedienen, und der Erfolg erwies in der Hauptsache ihre Zweckmäßigkeit. Vgl. d. Art. Fallschirm und Luftballon. (*Fischer.*)

PARACLET (le), Ort mit einer in großem Rufe stehenden Stahlhütte und Feilenfabrik im franz. Aubedepartement (Champagne, Canton Romilly, Bezirk Nogent sur Seine, liegt eine Lieue von dieser Stadt entfernt in einem Thale am Flusse Orbusson. — Abailard und Héloise haben diesen Ort berühmt gemacht. Ersterer, von Alberich und Lotulph, welche zu Rheims die Theologie lehrten, der Ketzerei hinsichtlich der heil. Dreieinigkeit beschuldigt und deshalb zuerst in das Kloster zu St. Medard und dann in das zu St. Denis gesperrt, zog sich, als ihm die Wahl eines freien Aufenthalts gestattet wurde, in diese Gegend zurück und baute hier eine kleine Kapelle von Binsen und Baumzweigen. Sein Ruf versammelte bald mehr als 600 Schüler um ihn, welche sich, um ihn zu hören, den größten Entbehrungen unterwarfen [1]), und

1) *Huddart* in Philosoph. Transact. 1777. Nr. 14. *Scott.* ibid. Vol. 68. p. 612. *Blankard*, Collect. physic. méd. Cent. IV. p. 28. 2) Med. chirurg. Transact. of London. Vol. VII. p. II. an. 1816. Nr. 14. 3) Salzb. med. chirurg. Zeitung. Jahrg. 1819. 4. Bd. S. 277.

4) Über die Parachromatopsie nachzulesende Schriften sind: *John Dalton* in Memoirs of the literary Society of Manchester. Vol. V. P. I. 1789. *J. F. Gall*, Anatomie et Physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier. (Paris 1819.) Vol. IV. p. 98. Autenrieth, Handbuch der empir. menschlichen Physiologie. 3. Th §. 971. Neumann, Von der Natur des Menschen. 2. Th. S. 167. Sommer in Gräfe und Walther's Journ. 5. Bd. S. 35. Purkinje im encyklopäd. Wörterbuche der med. Wissenschaften. 1. Bd. S. 259—262. Mackenzie, Prakt. Abh. über die Krankh. des Auges. (Weimar 1832.) S. 712.

1) Abailard schreibt deshalb: Quod cum cognovissent scho-

der Trost, den ihm dies verschaffte, bewog ihn, die größere Kapelle, welche er an der Stelle der erstern errichtete, dem heil. Geiste zu weihen und ihr den Namen le Paraclet, d. i. der Tröster, zu geben[2]). Dies gab seinen Gegnern, an deren Spitze man den heil. Bernhard und heil. Robert zu stellen gewußt hatte, von Neuem Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Er verließ seinen Zufluchtsort und übergab ihn seiner geliebten Heloise, welche sich hier mit einigen frommen Schwestern niederließ und ein Benedictinernonnenkloster gründete, als dessen Priorin sie durch eine vom Papste Innocenz II. im Nov. 1131 zu Auxerre erlassene Bulle eingesetzt wurde. Fünf Jahre später erhob derselbe Papst die Priorei zu einer Abtei und Heloisen zur Äbtissin derselben. Milon, Herr von Nogent, auf dessen Gebiete das Kloster erbaut war, schenkte ihm bald nach seiner Errichtung auf ewige Zeiten drei Meierhöfe und so viel Holz, als die Heizung und die Bauten erfodern würden. Dieser ersten Schenkung fügte er eine zweite bei, als seine Nichte, eine Gräfin von Nogent, den Schleier nahm, indem er jetzt der Abtei den Backzwang zu St. Aubin, die freie Benutzung des Waldes zu Furmes, sowie das Befischungsrecht des Ordusson von St. Aubin bis Quincy übergab. König Ludwig der Dicke erlaubte 1135 der Abtei in seinen Ländern Alles, was sie wollte, abgabenfrei zu kaufen und zu verkaufen. Mathilde, Gemahlin des Grafen Thibaut II. von Provence, schenkte der Abtei nicht nur bedeutende Güter, sondern unterwarf ihr auch die Prioreien la Pomeraye, Fraisnel, Laval, Noëfort und St. Flour, welche sie errichtet hatte. Dies bewog den Papst Hadrian IV., Heloisen im J. 1157 durch eine Bulle zur Ordensgeneralin mit dem Ernennungsrechte in den genannten Klöstern zu erklären. Als Abailard am 21. April 1142 in der Priorei des heil. Marcellus bei Châlons gestorben war, ließ Heloise seinen Leichnam nach Paraclet schaffen und ihn hier in einem in der Kirche errichteten Grabe beisetzen, welches sie bald selbst aufnahm, als sie am 17. Mai 1164 gestorben war. Das Grabmal enthielt folgende vier zu Ehren Heloisens gedichtete Verse:

> Hoc tumulo Abbatissa jacet prudens Heloisa,
> Paraclitum statuit, cum Paraclito requiescit.
> Gaudia sanctorum sua sunt super alta polorum,
> Nos meritis precibusque suis exaltet ab imis.

und die Nonnen hielten lange Zeit zur Erinnerung an die Gelehrsamkeit dieser gefeierten Äbtissin am Pfingstfeste den Gottesdienst in griechischer Sprache. In der Revolution wurde die Abtei, welche 20,000 Livres Einkünfte hatte, zerstört und aufgehoben; Abailard's und Heloisens Gebeine aber 1792 nach Nogent, dann in das Museum der französischen Monumente nach Paris gebracht, und jetzt ruhen sie auf dem Kirchhofe des Père La Chaise in Paris, wo man ihr prächtiges Grabmal von gothischer Bauart sieht. Vgl. die Art. Abailard und Héloise. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Paraclet, s. Trinität.

PARACOCCALON oder Barycoccalon ist nach Guilandinus' Zeugnisse (*C. Bauhin.* Pinax p. 168) der neugriechische Name des türkischen Stechapfels (Datura Metel *L.*). (*A. Sprengel.*)

PARACORIO NOVO, so genannt, weil in geringer Entfernung davon die Reste von Paracorio diruto wahrgenommen werden, ein namhaftes Dorf in der Intendanz Calabria ulteriore I. des Königreichs Neapel, auf einem felsigen Berge über dem linken Ufer des Lago-Flusses gelegen, vier ital. Meilen südsüdwestwärts von Oppido gelegen. Diese Gegend war im J. 1783 der Mittelpunkt des bekannten furchtbarsten Erdbebens, das auch das alte Paracorio zerstörte. Die Erde fluthete damals gleich den Wogen des Meeres und bereitete auch vielen Bewohnern dieses Ortes den Untergang. Das Dorf besitzt einen Seelsorger und eine katholische Kirche. Die Bewohner sind sehr arm, wozu die Entfernung von der See und die über alle Vorstellung schlechte Beschaffenheit der Pfade, die den Absatz der Erzeugnisse erschweren, sehr viel beitragen. (*G. F. Schreiner.*)

PARACTAENUM nannte Palisot de Beauvois eine neuholländische Grasgattung, welche von Panicum nicht wesentlich verschieden ist. (*A. Sprengel.*)

PARACUSIS (*παρὰ — ἀκούω*), ein Fehler des Gehörorgans, der wesentlich darin besteht, daß die Töne in einer eigenthümlichen, dem gesunden Zustande fremden Art von dem Kranken wahrgenommen werden, und der weder mit Ohrenklingen und Ähnlichem, wobei der Kranke Töne wahrnimmt, zu denen in der Außenwelt keine veranlassende Ursache aufzufinden ist, aber ebenso wenig mit den verschiedenen Graden der Schwerhörigkeit, bei welcher die wirklich gegebenen Töne nicht deutlich aufgefaßt werden, verwechselt werden darf, der aber dennoch an sich selbst wieder in sehr verschiedenen Arten (denn Grade kann er eigentlich nicht darbieten) zur Beobachtung gelangt.

Die merkwürdigste, aber auch die seltenste, zuerst von Willis beobachtete und nach ihm benannte, die Paracusis Willisiana, bietet die zur Zeit noch unerklärte Erscheinung dar, daß der Kranke nur diejenigen deutlichen und selbst starken Töne vernimmt, welche in Verbindung mit einem andern gleichzeitigen und weit stärkern Tone, z. B. dem der Glocken, einer Trommel rc., an sein Ohr gelangen. Der äußern Erscheinung nach am nächsten verwandt mit dieser Gattung der Parakusis dürfte jene sein, bei welcher der Kranke leise, schwache Töne besser wahrnimmt als laute und starke, obwol die Wahrnehmung selbst ohne Schmerz erfolgt, dessen Hinzutreten eine dritte Form der in Rede stehenden Anomalie bedingt. Bei einer vierten Gattung derselben wird jedes Ohr des Kranken von einem und demselben Tone verschieden afficirt.

---

lares, coeperunt undique concurrere et relictis civitatibus et castellis, solitudinem inhabitare et pro amplis domibus parva tabernacula sibi construere. et pro delicatis cibis herbis agrestibus et pane cibario victitare, et pro mollibus stratis culmum et stramen comparare, et pro mensis glebas erigere, ut vere eos priores philosophos imitari crederes.

2) Um der Nachwelt seine Rechtgläubigkeit in Beziehung auf die Dreieinigkeit darzuthun, ließ er eine Statue verfertigen, welche drei aus einem Schafte hervorgehende Personen darstellt. Den 3. Jun. 1701 wurde diese Statue dem Staub und der Verborgenheit entrissen und unter dem Chor der Nonnen auf einem marmornen mit einer Inschrift versehenen Fußgestelle aufgestellt.

Es ist beinahe mehr als wahrscheinlich, daß jede dieser und anderer Arten der Parakusis auf einem eigenthümlichen Leiden des Gehörorgans beruht, aber zur Zeit noch immer außer Stand, jene Formen der Krankheit auch in dieser Beziehung genau von einander zu trennen, weist man der Parakusis, als Gattung, mit ihren verschiedenen Arten noch fast immer, wie es Sauvages that, ihre Stelle unter den Nervenkrankheiten an, wobei indessen bemerkt werden muß, daß der Sprachgebrauch selbst der besten Schriftsteller unserer Zeit mit dem Worte Parakusis nicht einmal immer einen und denselben Sinn verbindet. So nennt z. B. Beck Parakusis einen die Schärfe des Gehörs beschränkenden Zustand. Kramer erklärt sie, sowie die Hyperkusie, und andere Anomalien des Gehörsinnes für willkürlich aufgestellte Formen des Ohrentönens; der in diesem dunkeln Gebiete der Heilkunde als classischer Schriftsteller glänzende Itard nennt das, was wir hier unter Parakusis verstehen, wie es scheint, wenig genau und sehr willkürlich **anomalies acoustiques** und betrachtet diese und das Ohrensausen als Gattungen der Parakusis 2c. Nichts ist unter solchen Umständen begreiflicher, als daß auch die entfernten Ursachen der Krankheit noch keineswegs bestimmt oder gar vollständig ermittelt sind; die gewöhnlich angenommenen: gastrische Unreinigkeiten, Stockungen in den Abdominal-Eingeweiden, Unterdrückung gewohnter Ausleerungen, Metastasen und vieles Ähnliche erregt noch weit öfter andere Gehörfehler, als den in Rede stehenden. Nur Erkältung, und besonders der Einfluß feuchter Kälte, überhaupt alle Einflüsse, welche geeignet sind, eine katarrhalische Affection des Ohres zu begründen, scheinen der Entwickelung einer Parakusis vorzugsweise häufig zum Grunde zu liegen. Daß dies unzureichend sei, den Schluß zu begründen, daß jene Anomalie immer auf einer katarrhalischen Entzündung des innern Ohres beruhe, scheint nicht zweifelhaft, indessen scheinen auch die Erfolge der Kunsthilfe zugleich einigermaßen dafür zu sprechen, daß der genannte Fehler sehr häufig nur die Wirkung einer solchen Entzündung sei, wenn auch in andern Fällen ein eigenthümlich erethischer Zustand der Gehörnerven zur Entstehung der Parakusis mehr oder weniger mitwirken mag. Es ist hiernach nicht befremdend, jene Täuschung des Gehörsinnes bisweilen, wie andere Fehler des Gehörsinnes, im Gefolge der Hirnentzündung, des Nervenfiebers, namentlich des **Typhus cum erethismo**, der Hypochondrie, der Hysterie und anderer Krankheiten zu beobachten.

Die Parakusis ist hiernach, streng genommen, immer Symptom anderer Krankheiten, mithin von der Prognose derjenigen, in deren Gefolge sie auftritt, ihre eigne abhängig. Die Vorhersagung ist daher auch in manchen Fällen leicht zu bestimmen und kann oft auch, wie z. B. bei der Hypochondrie, wo ohnehin das Übel sich meistens als ein bald vorübergehendes darstellt, sehr günstig sein. Wo ihm dagegen eine allgemeine Krankheit nicht zum Grunde liegt, fodert aber unsere geringe Bekanntschaft mit den pathologischen ihr zum Grunde liegenden Veränderungen des Gehörorgans die größte Vorsicht bei Stellung der Prognose eines Übels, welches nur zu oft nichts weiter als Vorbote der Taubheit ist. Was aber die Cur der Parakusis betrifft, so fügt zwar Itard seinen Mittheilungen über das Übel die Bemerkung bei, daß unsere Beobachtungen desselben zu seltene und lückenhafte sind, als daß sie einige für die Praxis fruchtbare Schlüsse gestatteten; aber er thut dies, nachdem er selbst gelungene Heilungen mitgetheilt hat, und was über das ursächliche Verhältniß des Übels bemerkt worden ist, macht in der That wol weniger diese Heilungen selbst, als vielmehr die Seltenheit derselben auffallend. Im Allgemeinen dürfte so viel als feststehend zu betrachten sein, daß Parakusis, als consecutiver Zufall anderer offenbarer Krankheiten, nur die Behandlung dieser letztern, mithin nach der verschiedenen Natur derselben die verschiedenartigsten Heilmethoden, erfodern kann, das Übel aber unter solchen Verhältnissen, in denen man es vorzugsweise ein organisches nennen könnte, ohne daß es bereits eingewurzelt ist, meistens nur von der Anwendung solcher Heilmittel Hilfe erwarten läßt, welche einem katarrhalisch entzündlichen Zustand des innern Ohres mit Nutzen entgegengesetzt werden, und welche zweckmäßig mit solchen Heilmitteln zu verbinden sind, die weniger durch Reizung als durch Beruhigung der leidenden Nerven auch eine qualitative Veränderung der Stimmung derselben hervorzubringen versprechen.

Vergl. *Itard*, Traité des maladies de l'oreille et de l'audition (Paris 1821). T. II. p. 39. C. J. Beck, Die Krankheiten des Gehörorgans (Heidelb. und Leipzig 1817). S. 237. W. Kramer, Erfahrungen über die Erkenntniß und Heilung der langwierigen Schwerhörigkeit (Berlin 1833). S. 89. (*C. L. Klose.*)

PARACY, Flecken im franz. Departement des Cher (Berri), Canton Air d'Angilon, Bezirk Bourges, liegt, 5½ Lieues von dieser Stadt entfernt, in einer wein-, trift-, holz- und getreidereichen Gegend an dem kleinen Flusse Rougerain und hat 100 Häuser und 641 Einwohner. In dem nahe gelegenen Walde befindet sich bei der Marien-Magdalenenkapelle eine Heilquelle, welche wegen ihrer fiebervertreibenden Kraft im Rufe steht. (Nach Erpilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Paracz, s. Paratz.

PARACYNANCHE (*παρὰ-κυνάγχη*). In einer Synonymologie der Krankheiten — sie wäre in der That bei der in Bezug auf Nomenclatur beinahe in allen Theilen der Nosologie herrschenden Sprachverwirrung ein großes literarisches Bedürfniß — würde die Bräune überhaupt einen umfangreichen Artikel ausmachen, und namentlich die Kunstausdrücke **Cynanche**, **Synanche**, **Paracynanche** und **Parasynanche** einer ausführlichen Erörterung und genauen Bestimmung der von den Ärzten verschiedener Völker und Zeitalter damit verbundenen Begriffe bedürfen. Für den gegenwärtigen Zweck dürfte es dagegen genügen, zu bemerken, daß sehr verschiedene Krankheitszustände der Organe des Schlingens und des Athmens von den Alten mit jenen Ausdrücken bezeichnet wurden, und daß die Schriftsteller des Alterthums Paracynanche insbesondere jene Gattung der Kehlkopfsentzündung nannten, welche in den äußern Muskeln desselben ihren Sitz hat, Hippokrates aber die mildern Fälle der

Krankheit, nach Analogie des Begriffes der Parapoplexia mit dem erwähnten Namen belegte. Man sieht leicht ein, inwiefern beide Begriffsbestimmungen mit einander verwandt sind, da nicht nur die innern Affectionen des Kehlkopfes nothwendig größere Störungen der Verrichtungen dieses Organes und heftigere Zufälle herbeiführen müssen als die äußern, sondern die tägliche Erfahrung bei jeder Art der Bräune nachweist, daß man Linderung der Zufälle in dem Maße zu erwarten hat, in welchem die pathologische Affection selbst in ihrem weitern Verlaufe und selbst bei eintretender Eiterung sich von den innern Theilen nach Außen wendet. Zugleich ergibt sich aus dem Gesagten, daß in gewissem Sinne Paracynanche so wenig als Parasynanche (unter welcher letztern man, im Gegensatze zu Synanche, eine Entzündung der äußern Muskeln des Schlundes verstand), eine eigenthümliche Krankheit ausmacht, sondern daß beide vielmehr als Formen der Bräune (Angina) mit dieser in Bezug auf die Geschichte der Krankheit dergestalt in Eins zusammenfallen, daß selbst die genannten Bezeichnungen aus der nosologischen Terminologie und dem Sprachgebrauche der Ärzte längst verschwunden sind. (*C. L. Klose.*)

PARÁD, ein dem Fürsten Grasal Kovics gehöriges großes Dorf im mátraer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus), der heveser Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, in einem angenehmen, wiesenreichen Thale, am nördlichen Fuße des Mátragebirges, in ziemlich bedeutender Erhöhung über den jenseitigen Flächen gelegen, nach Bodony einer Seelsorgestation des erlauer Erzbisthums eingepfarrt, mit 120 Häusern, 861 Einw., welche meist Magyaren und mit Ausnahme von sieben Juden sämmtlich Katholiken sind, einer der heil. Ottilie geweiheten katholischen Filialkirche, berühmten Alaunsiedereien und Mineralwässern, und einer Glashütte. In dem zu diesem Ende angelegten Prädium und Colonie wohnen außerdem noch 539 Seelen. Man unterscheidet hier drei verschiedene Arten von Mineralquellen: 1) schwefelhaltige Säuerlinge, der Zahl nach drei, nach Kitaibél durch die Benennungen des schwarzen, des mittlern und des weißen Säuerlings unterschieden. Sie entspringen im Sandstein, welcher in seinen obern Schichten aus größern, tiefer unten aber aus kleinern Quarzkörnern zusammengesetzt ist, viele Eisenkrystalle und Glimmerblättchen enthält und an der Luft in einen alaun- und eisenhaltigen Sand verwittert, woraus sich das Vorkommen des Schwefelwasserstoffgases und des kohlensauren Eisens in diesem Wasser erklärt. Das Mineralwasser ist klar, von hepatischem Geruche, einem angenehmen säuerlichen Geschmacke, und entwickelt sehr viele Blasen. Bei 24° R. der Atmosphäre betrug die Temperatur der weißen und mittlern Quelle 10° R., die der schwarzen 15° R. Setzt man das Wasser der Einwirkung der atmosphärischen Luft aus, so wird das Wasser aller Quellen trübe, das der schwarzen schwärzlich, jenes der beiden übrigen weißlich. In offenen Gefäßen, noch schneller durch Kochen, verliert das Wasser seinen Geschmack und Geruch. In wohl verkorkten Flaschen scheint es dagegen von seinen flüchtigen Bestandtheilen nur sehr wenig einzubüßen.

Nach Kitaibél's [1]) Untersuchung enthält dieses Wasser sehr viel kohlensaures Gas (einige 90 Kub.-Zoll in 100 Kub.-Zoll Wasser), viel Schwefel (in der Form von Schwefelwasserstoffgas), Naphtha, kohlensaure Talk- und Kalkerde (in 12 Unzen 3 Gran) und kohlen-, salz- und schwefelsaures Natron (5 Gran in 12 Unzen). In dem Niederschlage der schwarzen Quelle, zuweilen auch in dem der mittlern, fand Kitaibél Eisen, nie jedoch in dem der weißen. — Verhältnißmäßig sind diese gewiß sehr wirksamen Mineralquellen noch zu wenig bekannt und benutzt. Die Bewohner der Umgegend trinken besonders das Wasser der schwarzen Quelle.

2) Das Eisenwasser, welches eine halbe Stunde von Parád entfernt aus einem Lager von Thon entspringt, ist von der vorigen wesentlich verschieden. Es ist farblos, klar, perlt, hat einen prickelnden Geschmack und eine Temperatur von 10° R., enthält weniger Salze, aber mehr Eisen als die vorigen, setzt daher viel Ocher ab, und färbt die Wäsche braun.

3) Das Alaunwasser entquillt einem sehr angenehmen Thale östlich von dem Dorfe, wo schon im J. 1778 ein Alaunwerk angelegt wurde. Diese Mineralquelle ist sehr wasserreich, aber verliert sich in heißen Sommern zuweilen auch gänzlich. Man sammelt das Wasser, bewahrt es ohne bedeutenden Verlust an flüchtigen oder festen Bestandtheilen auf und benutzt es zu Bädern. Das Mineralwasser entspringt alaunhaltigem Porphyr, ist klar, von hellbräunlicher Farbe, einem süßlich zusammenziehenden Geschmack, färbt die Badewannen gelbbräunlich, die Abkochung der Eichenrinde schwarz, und wirkt, als Bad angewendet, auf die äußere Haut sehr zusammenziehend. — Als Hauptbestandtheile hat die chemische Analyse in dem Wasser dieser Quelle schwefelsaure Thonerde, schwefelsaures Eisen, und schwefelsaure Kalk- und Talkerde nachgewiesen. Die Bäder dieses Wassers werden häufig benutzt, und mit gutem Erfolge gegen mehre Formen von Skrofeln, sowie gegen andere Krankheiten von Schwäche gebraucht [2]). (*G. F. Schreiner.*)

PARADA, eine Stadt in Afrika, am Wege von Thapsus nach Utica, welche von der Reiterei des Scipio im Kampfe des Cäsar und Pompejus angezündet wurde. *Hirt.* Bell. Afric. c. 87: Equites interim Scipionis, qui ex praelio fugerant, quum Uticam versus iter facerent, perveniunt ad oppidum Paradam etc. Man hat diesen Ort für denselben gehalten, welchen Strabon Phara nennt und ebenfalls von den Reitern des Scipio in Brand stecken läßt (XVII, 3. p. 831 *Casaub.* *Φαρὰν δ' οἱ Σκιπίωνος ἱππεῖς ἐνέπρησαν*). Allein, da

---

1) s. *Kitaibeli* Hydrographia Hungariae. ed. *T. Schuster.* (Pestini 1829) Tom. II. p. 151. 162 sq. 2) Dr. E. Osann, Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's (Berlin 1832). 2. Th. S. 258—260. Literarischer Anzeiger für Ungarn. 1799. Febr. Nr. 7. März. Nr. 12 u. 13. C. v. Szepeshazy und C. J. v. Thiele, Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn (Kaschau 1825). 2. Th. S. 43. J. v. Csaplovics, Topographisch-statistisches Archiv von Ungarn (Wien 1821). 1. Bd. S. 194. Desselben Gemälde von Ungarn (Pesth 1829). 1. Th. S. 93.

Strabon diesen Ort mit Thena, Acholla und Zella am syrtischen Meerbusen (Thena nennt er πολίχνην ἐπιθαλαττιδίαν) verbindet, wohin die Straße von Thapsos nach Utica nicht führen konnte, so bleibt jene Annahme problematisch. Jene Reiterei konnte auf ihrer Flucht leicht mehre Orte in Brand stecken. Cf. *Cellar*. Orb. ant. lib. IV, 4. p. 160. vol. I. Mannert (10. Thl. 2. Abth. S. 374) hält beide für eine und dieselbe Stadt und setzt sie in die Gegend des Gebirges Zowan. In der spätern Zeit wird sie nirgends angeführt. (*Krause.*)

PARADABATHRA (Παραδαβάθρα), eine Stadt in India, und zwar in Indoscythia (Ἰνδοσκυθία), in der Nähe des Flusses Indus auf seiner Westseite, vom Ptolemäus (VII, 1) zwischen Arica und Pisca aufgeführt. (*Krause.*)

PARADE bedeutet jedes Gepränge und Glanz; so Paradebett ein Glanzbett, vorzugsweise das Gerüste, auf welchem eine Leiche vornehmer Personen zur Schau ausgestellt wird, sowie der Paradesarg der Sarg ist, in dem es geschieht. Ganz besonders aber wird das Wort in militairischer Beziehung gebraucht, wovon der folgende Artikel handelt. (*H.*)

PARADE (im militairischen Sprachgebrauche), P.-MARSCH, -SCHRITT, -PFERD, -PLATZ. Parade überhaupt eine Versammlung von Truppen, bei der solche in dem besten und sorgfältigsten Anzuge (Paradeanzuge) und Waffenschmucke sich zeigen, theils um von höhern Befehlshabern besichtigt zu werden, wie bei Truppen- und Heerschauen (Revuen), theils auch zu andern Zwecken; daher: große Paraden, Wacht-, Kirchen-, Trauer- oder Leichenparaden. Bei der großen Parade ist es Regel, daß die Truppen den Befehlshaber, der sie abhält, entweder in Linie aufmarschirt und mit geöffneten Gliedern, oder auch, bei einer bedeutenden Truppenzahl, in Colonnen erwarten; oft ist auch nur die Infanterie aufmarschirt, die Cavalerie und Artillerie stehen aber in Colonnen. Sobald sich der Befehlshaber nähert, werden ihm die militairischen Ehrenbezeigungen (Honneurs) durch Präsentiren des Gewehrs, Salutiren mit den Fahnen, welches von den Officieren mit dem Degen zugleich geschieht, und durch die Kriegsmusik erwiesen. Hierauf folgt unter Begleitung der letztern der Vorbeimarsch (Parademarsch), der in den meisten Armeen von allen Waffen gewöhnlich mit Zügen und Distancen ausgeführt wird (sonach bei der Infanterie mit halben Compagnien, bei der Cavalerie mit Viertheilescadrons, bei der Artillerie mit je zwei Geschützen). Doch kommt es auch vor, daß mit ganzen Compagnien, mit halben oder ganzen Escadrons, mit halben Batterien, oder wenn mehre Armeecorps die Revue passiren, in aufgeschlossenen Colonnen von angemessener Frontbreite vorbeimarschirt wird.

Dies wurde in älterer Zeit immer im sogenannten Paradeschritte (zu 75 Schritt in der Minute) ausgeführt. Nach den neuern Kriegen gegen Frankreich, welche in alle europäische Armeen mehr Beweglichkeit gebracht haben, ist aber dafür der Geschwindschritt (zu ungefähr 108 Schritte in der Minute) fast allgemein eingeführt worden. Der Vorbeimarsch der Cavalerie und reitenden Artillerie geschieht sowol im Schritt als auch im Trabe, bei ersterer mitunter im Galopp, bei der russischen sogar in einem ganz kurzen (cadencirten) Galopp, welches letztere ebenso, wie die übergroße Sorgfalt, die man bei der Infanterie auf die Einlernung des Parademarsches in dieser, wie auch nachahmend in andern Armeen verwendet, zu den kleinlichen Pedanterien und Übertreibungen gehört, mit denen auf Kosten wichtigerer, die eigentliche Kriegsfertigkeit bezweckender, Übungen das Wesen der Form geopfert und die Zeit nur unnütz verschwendet wird. Als ebenso tadelnswerth müssen zu beengte, der Gesundheit nachtheilige Paradeanzüge und zugehörige ganz zwecklose Zierathen betrachtet werden, z. B. Stege an den Beinkleidern der Infanterie, welche über dem Knie eine den Schritt hemmende Spannung erzeugen, zu enge Montirungskragen, übermäßig breites Lederzeug, Tschakos, welche gegen Sonne und Regen nicht schützen, Tornister, welche im Kriege ihre Bestimmung nicht erfüllen, und was sonst noch ein verbildeter Geschmack nur für leere Augenlust hat erfinden können.

Auch die sogenannten Paradepferde, welche höhere Befehlshaber und Officiere bei Paraden reiten, bilden während längerer Friedensperioden oft einen Luxusartikel, der jedoch dann seine Rechtfertigung noch findet, wenn jene ebenso durch Dienstbrauchbarkeit sich auszeichnen, als sie durch Schönheit den Glanz der Truppen erhöhen. In diesem Sinne wurden von den ältesten Zeiten her Parade- oder Prunkpferde von allen kriegerischen Nationen gehalten. Die Griechen und Römer bedienten sich solcher zu einem erhabenen und stolzen Gange abgerichteten Pferde bei öffentlichen Aufzügen; bei den Galliern und Scythen wurden ausgezeichnete Leibrosse von den Vornehmsten und den höhern Anführern im Heere gehalten und diesen zu Ehren bei der Begräbnißfeier nebst den Waffen dem Scheiterhaufen überliefert, und im Mittelalter waren die Streithengste, denen die Ritter bei Turnieren und an Schlachttagen sich anvertrauten, zugleich ihre Prunkpferde. Auch noch zur Zeit Ludwig's XIV. und XV. wurden zur Parade meist Hengste mit schönen Schweifen und einem erhabenen sogenannten spanischen Tritte geritten, später aber, wie noch heute, wählte man dafür gestutzte oder englisirte Pferde; nur bei den Husaren und mitunter bei den Uhlanenregimentern wird davon eine Ausnahme gemacht. — Große Paraden im Frieden haben übrigens schon in früherer Zeit stattgefunden und sind insbesondere in der preußischen Armee von der Regierung Friedrich Wilhelm's I. an, sowie später in andern in einem immer sich steigernden Maßstabe aufgekommen, je bedeutenderen Umfang die stehenden Heere gewonnen und je mehr es Gebrauch geworden, in größern offnen wie befestigten Städten starke Friedensgarnisonen zu concentriren. Ob sie schon in neuerer Zeit häufig mit Truppenübungen in Verbindung stehen, so dienen sie doch auch neben diesem ernstern Zwecke mitunter, wie vor Alters die Turniere, als Ehrenfeste zur Schaulust der regierenden Fürsten. Erinnert darf hier unter andern werden an die großen Paraden in Paris auf dem Marsfeld unter Napoleon und

später; an die der Alliirten auf demselben Platze 1814 und 15; an die in Berlin gehaltenen großen Paraden zum Andenken erfochtener Siege in den Befreiungskriegen 1813—15; an die am 11. September 1834 in St. Petersburg auf dem großen Platze vor dem Winterpalaste zur Einweihung der dort aufgerichteten Alexandersäule, bei der gegen 100,000 Mann mit 248 Geschützen versammelt waren; an die bei Kalisch und die damit verbundenen Parademanöver im September 1835, wozu 6000 Mann Preußen mit 54,000 Mann Russen sich vereinigt hatten.

Zur Wachtparade versammeln sich, gewöhnlich in den Vormittagsstunden, diejenigen Mannschaften der Garnison, welche bestimmt sind, während 24 Stunden die Wachten und Posten zu besetzen, und ist damit in der Regel die Austheilung der Parole und der Tagesbefehle verbunden.

Zum Aufziehen der Wachtparade dienen die Paradeplätze, welche sich oft vor der Hauptwache befinden; in Residenzstädten und Festungen ist jedoch gewöhnlich auch anderswo größern in einem gleichseitigen Vierecke begrenzten Räumen die Bestimmung für die Paradeaufstellung sämmtlicher Truppen der Garnison oder auch noch mehrer gegeben, wie z. B. das erwähnte Marsfeld in Paris, der Raum unter den Linden und nahe den königlichen Schlössern in Berlin und die sogenannten places d'armes in verschiedenen Festungen.

Die Kirchenparaden in den Garnisonen sind in der Regel mit den Wachtparaden so verbunden, daß zwischen diesen und der Versammlung zu den erstern der Gottesdienst stattfindet. Wird solcher in der Kirche gehalten, so setzt die Infanterie vorher die Gewehre zusammen und nimmt sie zur Parade wieder auf; bei dem Militairgottesdienst im Freien wird während desselben das Gewehr beim Fuß genommen; die Truppen stehen dabei in einem offenen oder auch geschlossenen Vierecke und entwickeln sich hierauf aus diesem gewöhnlich zum Parademarsche. In katholischen Ländern werden auch Kirchenparaden gehalten, bei denen die Truppen an großen Festtagen in der Kirche mit dem Gewehr erscheinen, in den Gängen, durch welche die Procession schreitet, ein Spalier bilden, und während der Messe zu bestimmten Momenten das Gewehr präsentiren.

Bei den Trauer- oder Leichenparaden ist die Stärke der den Leichenzug begleitenden Parademannschaften nach Verhältniß der Charge des Verstorbenen in den Reglements aller europäischen Armeen bestimmt. Gewöhnlich gehen jene dem Sarge voraus, stellen sich auf dem Beerdigungsplatze in einem offenen Vierecke auf und geben bei der Einsenkung eine dreimalige Salve. Bei Beerdigung der Stabs- und anderer höheren Officiere wird in dem Zuge das Paradepferd des Verstorbenen mitgeführt, ein Gebrauch, der sich aus den alten Zeiten der Ritter noch erhalten hat, denen die Streitrosse im Trauerschmucke zum Grabe folgten. (*Heymann.*)

PARADIASTOLE (παραδιαστολή) nannten die griechischen Rhetoren diejenige Redefigur, welche mehres ähnlich Scheinende unterscheidet, den Unterschied oft mit Hinzufügung eines Grundes nachweist und zu jedem der einzelnen unterschiedenen seinen eigenen Satz hinzufügt; die lateinischen Rhetoren nannten diese Figur distinctio oder discriminatio. Ihr entgegen steht die Synoikeiosis, welche Unähnliches verbindet. Cf. *Rutil. Lup.* I, 4. *Quintil.* IX, 3. *Rufinian*, De schemat. lex. 20. (*H.*)

PARADIES, παράδεισος. 1. Name. So nannten die Hellenen die Parks und Thiergärten der persischen Regenten und Großen, welche deren Schlösser umgaben (*Xen.* Cyr. 1, 3, 11. 4, 5. 8, 1, 13. Oec. 4, 13. *Diod. Sic.* 16, 41. 18, 36. *Curt.* 8, 1, 11. Cf. *Gell.* Noct. 2, 19), analog der indischen Sitte (s. v. Bohlen, A. Ind. 2. Thl. S. 104) und althebräischen Jer. 39, 4. 2 Reg. 25, 4. Neh. 3, 15. vgl. m. 12, 37. Koh. 2, 5. — Pollux (Onom. 9, 3) hält παράδεισος, wie es vornehmlich nur von persischen Parks gesagt ist, auch für ein echt persisches Wort, was indessen sehr unsicher ist. Wenigstens findet es sich auch anderwärts, wie im Hebräischen פַּרְדֵּס, nicht allein in der spätern Zeit, Neh. 2, 8. Koh. 2, 5, sondern im Volksidiome schon Cant. 4, 13, wo ein Entlehnen aus dem Persischen undenkbar ist; ebenso im Aramäischen und Arabischen firdaus, wo der Kam. S. 784 es durch „Thäler, welche allerlei Arten von Pflanzen hervorbringen," ferner durch „Gärten, welche alle Gattungen üblicher Gartengewächse enthalten," erklärt, aber für ein Lehnwort ansieht; nicht minder im Armenischen pardes, wo es nach Schröder (Thes. ling. armenicae, Vorr. S. 56) einen „Garten zum Vergnügen und häuslichen Gebrauche" bedeutet, verschieden vom Weinberge, während firdevs im Neupersischen offenbar die arabische Form hat und nur für das Paradies des Islam vorkommt. Es scheint dies Wort den wenigen beigezählt werden zu müssen, welche sich frühzeitig, ungewiß von welchem Sprachstamme aus, über den Orient ausbreiteten und in verschiedene Sprachfamilien eindrangen. Denn daß es, wie von Bohlen (z. Carm. Amali S. 18., z. Genes. S. 26) und Ewald (z. H. L. S. 21) vermuthen, aus dem sanskritischen paradêça abstamme, ist noch sehr zweifelhaft, da die supponirte Bedeutung regio amoena nicht zu rechtfertigen ist, sondern das Wort nur ein anderes, d. h. fremdes Land (vgl. paradêçika = paradîçja, ein Fremder) nach Analogie von paralôka, Himmel, d. h. die andere Welt, heißen kann, was keine Beziehung mehr zu den obigen Bedeutungen von παράδεισος u. s. w. gibt. Als Beleg für dieselben ist es noch zu betrachten, daß die Septuaginta öfters das hebräische גַּן, Garten, durch παράδεισος übersetzen (Num. 24, 6. Gen. 13, 10. Ez. 28, 13. 31, 8), und zu diesen Stellen gehört auch Gen. 2, 8, von woher unter dem Namen Paradies vorzugsweise nur der Aufenthaltsort des ersten Menschenpaars vor dem Falle verstanden wird. Unsere Aufgabe hat sich hier auf die von diesem Endpunkte ausgehenden Vorstellungsweisen zu beschränken.

2. Der biblische Mythus. Gen. 2, 8 sq., nachdem erzählt ist, wie Gott des Menschen Leib aus Staub gebildet und ihm den Geist eingehaucht habe, heißt es: „Und Gott Jehova pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen und setzte darein den Menschen, den er gebildet.

Und Gott Jehova ließ sprossen aus der Erde allerlei Bäume, lieblich anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Und ein Strom ging aus von Eden, den Garten zu tränken, und von dannen theilte er sich und ward zu vier Armen. Der Name des einen ist Pischôn. Er durchströmt das ganze Land Chavila, woselbst das Gold ist; und das Gold dieses Landes ist gut, daselbst ist auch Bedellium und Onyxstein. Und der Name des zweiten Flusses ist Gichon. Er durchströmt das Land Kusch. Und der Name des dritten ist Chiddékel, der östlich von Aschur fließt, und der Name des vierten ist Frâth. Und Gott Jehova nahm den Menschen und brachte ihn in den Garten Edens, ihn zu bebauen und zu bewachen." Weiter berichtet der Mythus, wie der Mensch, mit dem strengsten Befehle Gottes, nicht vom Baume der Erkenntniß zu genießen, hier allein gelebt, bis ihm Gott das für ihn aus einer seiner Rippen gebildete Weib zuführte, mit dem ausdrücklichen Zusatze V. 25: „und sie waren beide nackt, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht." Doch dies Glück ging verloren. Durch die Schlange verleitet, genießt das Paar gegen Gottes Gebot vom Baume der Erkenntniß und sofort treten als nächste Folgen Scham und Furcht (Cap. 3, 7. 8) ein, und Gott straft den Ungehorsam mit den Lasten des Lebens (V. 16—19). „Und Gott Jehova sprach: Siehe, der Mensch ist geworden wie unser einer, sodaß er Gutes und Böses erkennet; und nun, wenn er nur nicht seine Hand ausrecket und nimmt auch vom Baume des Lebens und isset und lebet ewiglich! Da entließ ihn Gott Jehova aus dem Garten Edens, ... und trieb den Menschen aus und stellte östlich vor den Garten Edens die Cherubs mit flammend zuckendem Schwerte zu bewahren den Weg zum Baume des Lebens" (V. 22—24).

3. *Sein speculativer Inhalt.* Es fragt sich zunächst, was ist die mythische Bedeutung des paradiesischen Lebens in dieser Schilderung?

Zuvörderst leuchtet ein, daß der Mythus allerdings Adam als Individuum betrachtet wissen will, als Stammvater des Menschengeschlechts, der das Unheil, das er durch seine Sünde in die Welt brachte, als ein nothwendiges Erbtheil seinen spätesten Nachkommen noch vermacht hat. Er spricht entschieden von einem einmal geschehenen Factum, wie ohnehin der Mythus immer den allgemeinen Gedanken in einer bestimmten historischen Form zur Erscheinung kommen lassen muß und dem allgemein Gültigen einen historischen Anfang gibt. Nichtsdestoweniger ist Adam doch als historisches Individuum aufzugeben und als allgemeines Individuum, als Repräsentant der Menschheit, festzuhalten. Wie seine Bildung aus Staub nichts als die irdische Auflösung des Menschen überhaupt, die Bildung des Weibes aus Adam's Rippe nichts als den Zauber der Gattenliebe überhaupt mythisch veranschaulichen und erklären soll, so ist im ganzen Mythus Adam's Schicksal die ewige Nothwendigkeit, der sich die Menschheit fügen muß, sein Handeln und Schaffen ist ewiges Handeln, das sich in jedem Individuum wiederholt, und sonach hat auch das individuell erscheinende paradiesische Leben eine allgemeine Grundlage im Leben des Menschen überhaupt. Sehr richtig erkennt der Mythus Cap. 2, 7, der den irdischen Leib durch den göttlichen Geist beseelt sein läßt, die doppelte Seite der menschlichen Natur an, und unterscheidet durch diese Anerkennung des Göttlichen und Geistigen im Menschen denselben hinlänglich vom Thiere, dem reinen Naturwesen. Zwei sich entgegengesetzte Elemente bestimmen sonach das Wesen des Menschen, von denen das eine ihn ebenso an die Natur, wie das andere an Gott fesselt, und der auf dem primitiven Standpunkte noch unentwickelte Gegensatz oder die unmittelbare Einheit des Menschen mit den Gegensätzen, welche seinem Wesen an sich anhaften, ist eben der Begriff des paradiesischen Glückes. Wie der Mensch in die Welt eintritt, ist er noch ebenso sehr in Gott als in die Natur versenkt. Unentzweit mit der Natur steht diese dem Menschen noch nicht feindlich gegenüber. Adam lebt daher nach dem Mythus im Garten Gottes; ohne Beschwerde erhält er, was er bedarf; keine Feindschaft, kein Schmerz stört seine Harmonie. Aber ebenso unentzweit mit Gott und seinem eigenen Wesen ist noch nicht Böses und Gutes für ihn. Er verlebt seine Tage in kindlicher, unzurechnungsfähiger Unschuld. Keine Macht ist noch vorhanden, die er fürchten müßte und tief gedacht setzt der Mythus die Abwesenheit des Schamgefühls hinzu, um die kindliche Unbefangenheit des natürlichen Menschen zu malen, der sich seiner Natürlichkeit noch nicht schämen kann. Doch ist hierbei der Gedanke der frühern Dogmatiker zu entfernen, als habe Gott den Menschen auf seinem primitiven Standpunkte auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gestellt. Zwar schildert der Mythus den Menschen bei seinem Eintritte in die Welt als unschuldig, glücklich und gut, aber er selbst hebt doch Cap. 3, 22 durch die Anerkennung: „Siehe Adam ist geworden wie unser einer" jeden Gedanken von absoluter, d. h. durch Aufhebung der Unvollkommenheit vermittelter Vollkommenheit auf. Näher betrachtet ergibt sich aber auf dem Standpunkte der Unmittelbarkeit jene paradiesische Unschuld wesentlich als eine thierische, unbewußte Unzurechnungsfähigkeit, da Schuld erst mit Bewußtsein und Freiheit möglich wird; jenes paradiesische Glück, welches des Menschen zwiespaltloses Wesen begründet, als Indifferenz des [illegible] und Bösen; das Fehlen der Momente des Bösen [illegible] eben jener Zustand als gut anzuerkennen ist, eben[illegible]hr als Fehlen der Momente des Guten, mithin jener Zustand selbst als das weder Gute noch Böse. Wäre der Mensch auf diesem Standpunkte stehen geblieben, so hätte Gott die Keime zu allem Edlen und Guten vergebens der Menschennatur anvertraut, der Mensch hätte sich nie zu der Sphäre erhoben, in der er als Geist sich bewegen kann und soll, mit Bewußtsein und Freiheit das Gute wählen, das Böse verabscheuen zu können. Erkennen wir nun diesen Fortschritt als nothwendig, so erhalten wir zugleich für das paradiesische Leben als neue Bestimmung die Möglichkeit aus jenem unmittelbaren Verhältniß herauszutreten, und auch dies erkennt der Mythus an, indem er im Paradiese neben einander zwei Wunderbäume aufsprossen läßt, den

Baum des Lebens, dem der Volksglaube die Kraft andichtet, das irdische Leben bis zur Ewigkeit verlängern zu können, und den Baum der Erkenntniß, den Vermittler der geistigen Entfaltung, von welchem eben der Mensch, C. 2, 17, nicht genießen soll. Indem aber der Mensch, was wir so eben als möglich im paradiesischen Leben erkannten, durch die eigene That vollbringt, also aus jenem unmittelbaren Verhältnisse heraus zum Bewußtsein des Geistes fortschreitet, entzieht er sich der Natur, die nun als starre Nothwendigkeit seinem freien Innern entgegentritt, hebt aber auch zugleich jenes rein natürliche Verhältniß der moralischen Indifferenz auf, und mit Bewußtsein und Freiheit tritt nun der Zustand der Zurechnungsfähigkeit ein. Jetzt wird die Sünde möglich und durch die Entzweiung mit Gott wirklich. So wird jene ewige, nothwendige Bewegung des Geistes wesentlich zum Sündenfalle. Es kann hier nicht unser Zweck sein, den locus vom Sündenfalle weiter zu verfolgen, nur so viel müssen wir noch erwähnen, daß, so wenig der Mensch im Zustande der Indifferenz seinem Zwecke entspricht, ebenso wenig es in dieser Zerrissenheit kann. Der gestörte Friede ist mit Freiheit und Bewußtsein herzustellen; der Mensch soll den Widerspruch vermitteln und zur Unschuld zurückkehren, und darauf basirt sich der Glaube, daß das Paradies die Frommen versammele (s. u.), überhaupt der paradiesische Friede wiederkehre mit dem eintretenden messianischen Reiche (vgl. Jes. 11, 6—9).

Haben wir so die tiefgedachte Idee, die sich im Mythus ausspricht, erkannt, so ist von selbst klar, daß, wie einerseits im paradiesischen Leben die Möglichkeit bleibt, aus dem Zustande der Indifferenz herauszutreten, ebenso die Möglichkeit bleiben muß, den Widerspruch aufzuheben, was in das Dogma von der Erlösung übergreift, und wenn nun der Mythus dem Menschen das Gebot geben läßt, nicht vom Baume der Erkenntniß zu genießen, so stellt er sich offenbar auf die andere Seite hinüber und betrachtet den Endpunkt alles moralischen Strebens, die Einheit mit Gott, als Zustand, den der Mensch überhaupt nicht hätte verlassen sollen. Wir sahen aber oben, daß die paradiesische Einheit mit Gott ebenso sehr auch eine Einheit mit der Natur war, und nun ist von selbst klar, wie mit der Aufhebung jenes unmittelbaren Verhältnisses sich erst die Gegensätze für den Menschen zum Dasein entwickeln, weil sie erst für das errungene Bewußtsein Objecte desselben werden. So zeigt sich durch die mythische Auffassung, wie wirklich nach jenem entscheidenden Schritte die Beschwerden des Lebens Folgen des Genusses vom Baume der Erkenntniß sind, im mindesten aber nicht umgekehrt das grade Gegentheil, wie Unsterblichkeit, schmerzlose Geburt u. s. w. für den paradiesischen Zustand daraus gefolgert werden kann, womit ältere Ausleger sehr freigebig der Natur vor dem Sündenfalle eine wahrhaft monströse Gestalt geben (vgl. damit Rosenkranz, Die Verklärung der Natur in Bauer's Zeitschr. f. speculat. Theolog. 2. Bd. S. 257—297). Von selbst fallen damit die Grübeleien weg, ob der Baum der Erkenntniß, ein Apfelbaum, ein Weinstock oder ein Feigenbaum gewesen sei. Der Mensch hat vom Baume der Erkenntniß genossen, d. h. ist aus der Dumpfheit seiner ersten Existenz zu einem freien, bewußten Wesen fortgeschritten, und erkennt nun seine Endlichkeit als unüberwindbare Schranke. Darum eben ist ihm sein Paradies verloren, und ihm verwehrt auch vom Baume des Lebens zu genießen, den die Cherubim bewachen müssen.

4. Verwandte persische Dichtung. Sehen wir rein auf die zum Grunde liegende Idee, so kannte die Mythologie vieler Völker solch ein Paradies und wir müßten das ganze Alterthum durchgehen, wollten wir alle Formen sammeln, in welchen sich jener Grundgedanke ausspricht, was unserer oben bezeichneten Aufgabe widerstreitet. Hier sei nur an die goldene Saturninische Zeit, an das arbeits- und unheilslose Leben, ehe Pandora dem Menschen gegeben wurde (s. Buttmann, Mythologus. 1. Thl. S. 48 fg.), erinnert, womit nichts anderes als die genannte Idee ausgedrückt ist, und wollen wir weiter auf die einzelnen mythischen Züge achten, so finden sich Analogien überall, wie die Wunderbäume in Indien, Krischna's Kämpfe mit der Schlange (s. Rosenmüller, A. u. N. Morgenl. 1. Thl. S. 14) u. a., ohne aber eine für den biblischen Mythus brauchbare Verwandtschaft zu erhalten. Nur die Zendsage steht in näherer Berührung mit der althebräischen. Da finden wir den Baum Hôm, den Todvertreiber, dessen Saft unsterblich macht und bei der Auferstehung den Todten das Leben reicht (vgl. Zend-Av. 2. Thl. S. 280., 3. Thl. S. 105. 109 u. 114). Hier treten Meschja und Meschjana, die Stammältern des Menschengeschlechts, auf, wie Adam und Eva. Sie sind zur Glückseligkeit bestimmt, wenn sie in Einheit mit Ormuzd, ihrem Schöpfer, bleiben. Aber Ahriman, der in Schlangengestalt auf Erden erscheint (Z.-A. 3. Thl. S. 62), dringt in ihre Gedanken, hält ihnen Früchte vor, von denen sie essen, und so ist das Glück der rein und unsterblich geschaffenen Seele verloren. Die Devs erhalten Gewalt über sie, und es wächst das Unheil (3. Thl. S. 84 fg. vgl. m. 2. S. 211), wogegen es Aufgabe für den Menschen bleibt, Ahriman zu bekämpfen und durch Einheit mit Ormuzd den getrübten Glanz des Schöpfers herzustellen (3. Thl. S. 384. Anh. 1. Thl. S. 261). Hier haben wir eine genau entsprechende Vorstellung vom paradiesischen Leben und Glücke, die indessen, wie an einem andern Orte (s. mein. Comm. z. Genesis. S. 52 fg.) nachgewiesen ist, ebenso dem persischen Dualismus entspricht, wie der hebräische Mythus dem Jehovismus, ein wohl zu beachtender Umstand, der vernachlässigt einerseits unrichtig den persischen Mythus mit dem hebräischen identificiren ließ, andererseits gar verleitete, die natürlichere hebräische Form für historische Wahrheit zu halten (vgl. dazu den Comm. S. XIV fg.).

5. Bestimmung des mythischen Locals Eden. Nach dem plastischen Charakter des Mythus ist auch der erste Zustand des Menschen an ein Local gebunden, welches mit aller Anschaulichkeit beschrieben, anscheinend Anspruch darauf macht, in der Erdkunde nachgewiesen werden zu können. Von der ältesten Zeit an ist dieser Nachweis wirklich versucht worden, bis erst die neuesten Bestrebungen die Aufgabe richtiger bestimmten, welche allein noch

die Forschung beschäftigen kann. Aus der oben ausgezogenen Erzählung leuchtet ein, daß nach biblischer Vorstellung der paradiesische Garten lag in Eden, letzteres also als Name der Landschaft aufgefaßt wird, nicht als Name des Gartens selbst. Näher wird die Lage des Gartens bezeichnet durch den Zusatz: in Osten (מִקֶּדֶם nach *Ew.* §. 519), und wie beim Wassermangel des Orients dem Garten niemals ein Born lebendigen Wassers (H. L. 4, 15) fehlen darf, so ist es weiter im Garten Gottes ein Strom, der von Eden ausgeht, den Garten bewässert und sodann erst (מִשָּׁם) sich in vier Ströme theilt, die mythisch als Arme des einen edenischen Flusses betrachtet den Nachkommen Adam's als vier Weltströme zufließen. Unter diesen vier Weltströmen sind zwei: Euphrat und Tigris, mit Sicherheit bekannt, und wäre nun hier von einem geographisch nachweisbaren Terrain die Rede, so würde jenseit des Quelllandes der bekannten Ströme ein Fluß aufgesucht werden müssen, der neben zwei andern die beiden Ströme Mesopotamiens als Arme entsendet. Ein solcher ist aber nirgends vorhanden, und entweder ist gegen den klaren Wortverstand das angegebene Verhältniß zu verändern, oder wir befinden uns auf dem Gebiete des Mythus, der in dem Urwasser, welches dem Throne Ormuzd's entströmt (Gesen. z. Jes. 2. Thl. S. 322) und den vier Strömen, die vom Meru aus nach allen Weltgegenden vordringen (Asiat. Research. Tom. VIII. p. 321., v. Bohlen, A. Ind. 2. Thl. S. 210), vollgültige, erklärende Analogien findet. Es kann nicht zweifelhaft sein, für welchen Fall man sich zu entscheiden habe, und der Forschung bleibt nur noch auszumitteln übrig, welches Land dem Hebräer als Ursitz der Menschheit, von der Phantasie wunderbar ausgestattet, vorschwebte. Schon der Name עֵדֶן, d. i. Wonne, Anmuth (vgl. Ps. 36, 9. Prov. 29, 17) weist, obschon in wenig veränderter Gestalt, mehren, im Bereiche des Semitischen liegenden, Ortschaften gemein (Am. 1, 5. 2 Reg. 19, 12), auf Fiction hin, und verläßt uns darum in Rücksicht auf diesen Namen die Erdkunde, so haben wir neben den Namen der Flüsse und Länder besonders noch die Harmonie mit dem gesammten Mythenkreise der Hebräer im Auge zu behalten. Charakteristisch dafür ist es, daß dieser das Terrain vom persischen Golf bis zum armenischen Hochlande nicht überschreitet, und später noch, wie bei vielen andern Völkern, sich heilige Dichtungen an den Norden anschließen. Von Norden herab kommt Gott auf den Cherubim gefahren (Ezech. 1, 4); dort erhebt sich der Götterberg (vgl. Ges. z. Jes. 14, 13 u. 2. Thl. S. 316 fg.), mit welchem Ezechiel (28, 13. 14) Eden, den Garten Gottes, und die Cherubim in Verbindung setzt. So werden wir nach dem asiatischen Hochlande und mit Rücksicht auf die ursprüngliche Heimath des hebräischen Volks besonders nach Armeniens Höhen geführt, auf welchen die Menschen auch wieder nach der Fluth erscheinen. Dazu ist Armenien wirklich Quellland bedeutender Ströme. Arares und Euphrat (cf. *Plin.* N. H. 6, 9), Euphrat und Tigris (*Strab.* 11. p. 539. *Siebenk.*) entspringen dort in unbeträchtlichen Entfernungen und namentlich die beiden letztern so nahe bei einander, daß auch lateinische Dichter (bei *Reland*, Diss. misc. Tom. I. p. 51) beiden nur eine Quelle geben. Wie sie nun mythisch als Arme eines Stromes aufgefaßt werden können, liegt am Tage, und dieser eine Strom sammt der Wiege der Menschheit wird von den Semiten dort gedacht, wo sich die Uranfänge der Semitischen Bevölkerung verlieren. Nach dem Grundtypus der orientalischen Sage den beiden ausschließlich bekannten zwei andere beizuordnen, hat keine Schwierigkeit, wenn sich auch Pischon und Gichon nicht mit gleicher Evidenz nachweisen lassen. Nur so viel ist aus Allem klar, daß die mythische Dichtung asiatische Ströme im Sinne habe, die, wie Euphrat und Tigris, aus dem Urstrome sich abzweigen sollen, und die weitere Beschreibung des Terrains dient nur dazu, die gesonderten Ströme näher zu bestimmen, ohne daß für die Lage Edens dadurch etwas gewonnen werden könnte. Überhaupt ist dabei schon in Betracht zu ziehen, daß פִּישׁוֹן und גִּיחוֹן sich sicherlich nicht zufällig reimen, ersterer hebräisch abgeleitet von פּוּשׁ (nach *Ew.* §. 341) als der strömende, letzterer von גִּיחַ als der hervorbrechende Fluß. Ersterer soll nicht sowol umgeben, als vielmehr durchziehen, durchströmen (סָבַב, 1 Sam. 7, 16. vgl. H. L. 3, 3) das Land חֲוִילָה, welchem Reichthum an Gold, Bedellium und Onyxsteinen nachgerühmt wird. Es spricht dies für die Identität dieses Chavila mit dem (1 Mos. 10, 29) zwischen Ophir und Saba genannten am erythräischen Meere der Alten, welches der Erzähler von seinem Standpunkte aus als fernes Südland nennt, ohne dadurch grade eine geographisch genaue Schilderung geben zu wollen. Ebenso soll der Gichon das Land כּוּשׁ durchströmen. Dieses hat im A. T. nach Maßgabe der Zeit eine engere und weitere Bedeutung. Erstere entschieden da, wo Äthiopien als organisirter Staat aus dem Dunkel der Geschichte mehr hervortritt, in Ägyptens Verhältnisse eingreift und sich in mehrfache Wechselbeziehungen zu asiatischen Staaten stellt, wie Jes. 18, 1. 37, 9. 2 Reg. 19, 9 (s. z. Genes. S. 219); letztere dagegen ebenso entschieden im Pentateuche (vgl. Genes. 10, 7. Num. 12, 1) und dann wieder in späterer Zeit (2 Chr. 14) und bei Dichtern (Hiob 28, 19. Hab. 3, 7. Ps. 87, 4). In dieser weitern Bedeutung umfaßt es den südlichen Küstensaum der bewohnten Erde, ähnlich wie die Classiker Αἰθίοπες gebrauchen (vgl. Rosenm. Handb. d. bibl. Alterth. 1. Thl. 1. S. 210). So muß es auch an der fraglichen Stelle der Genesis stehen und wir erhalten abermals nur eine unbestimmte Angabe über ein fernes Südland, welches der Gichon durchströmt. Wo man sich nun Pischon und Gichon dachte, ist im Ganzen hieraus klar. Es müssen zwei asiatische Ströme gewesen sein, welche im Süden ausströmen. Eine alte Tradition erklärt vielleicht ganz im Sinne der mythischen Dichtung beide durch Indiens Weltströme Ganges und Indus, von denen die Hebräer eine unsichere Kunde haben und, wie eine spätere kenntnißreichere Zeit noch den Westen und Osten bedeutend verkürzt, sich dem bekannteren Stromge-

biete näher denken mochte. So allein kommt Harmonie in das Gemälde und Niemand wird die Lage Edens nach geographischer Länge und Breite bestimmt wissen wollen.

6. **Versuche, Eden auf der Erde nachzuweisen.** Konnte dieser Standpunkt überhaupt aber erst mit der Ausbildung der mythischen Auffassung des Ganzen gewonnen werden, so ist klar, daß ein anderer Standpunkt den oben erwähnten ersteren Fall aufgriff und nun entweder im Widerstreite mit den übrigen Angaben des A. T. den Ländern und Flüssen willkürliche Deutungen gab, um ein bestimmtes Land zu erzwingen, oder im Widerspruche mit der Stelle selbst, Eden von der Erde entfernte und in andere Regionen versetzte. Die Versuche beiderlei Art hier in extenso verfolgen zu wollen, wäre eine vergebliche Mühe, da nur noch der Gang der Deutung einiges historisches Interesse hat, für welches die Grundzüge hinreichen. Wie wenig die Versuche ersterer Art haben glücken wollen, zeigen die gewonnenen Resultate zur Genüge, welche mit Eden auf dem ganzen Erdboden herumschweifen, von Amerika, den kanarischen Inseln bis Indien, von den Inseln der Südsee bis an die Küsten Preußens und Schwedens. Vergl. Allgem. Welthistorie. 1. Th. S. 118. *Hottinger*, Enneas Dissertatt. p. 64 sq. Eichhorn, Urgesch. Herausgegeb. von Gabler. 2. Th. 1. S. 76 fg. Bellermann, Handb. der bibl. Litt. 1. Th. S. 143 fg. Schultheß, Das Paradies. (Zürich 1816.) Winer, Real-Wörterb. 1. Th. S. 335 fg. Unter den Alten erklärt Josephus (Ant. 1, 1, 3) den Pischon durch den Ganges, und Schultheß (S. 334) zeigt, daß er den Indus meine, wie Epiphanius (d. XII. gemmis. N. 3) und Anastasius Nic. (quaest. 24) ausdrücklich angeben, daß der Fluß, welchen die Griechen Indus nennen, bei den Indern und Äthiopen Ganges genannt werde. Daneben erklärt er den Gichon (*Γηών*) durch den Nil und darin gingen ihm die Septuaginta voran, welche Jer. 2, 18 den שִׁיחוֹר durch *Γηὼν* ausdrücken; vergl. Jes. Sirach 24, 27 (wo *ὡς φῶς* nach fehlerhafter Lesart כָּאוֹר statt כַּיְאֹר übersetzt ist), wie ihm die Kirchenväter, besonders Theophilus (Autolyc. 2, 24) Philostorgius (bei *Niceph.* H. E. IX, 19) Epiphanius (Ancor. c. 57) folgen. Die einzige Quelle dieser Combination liegt in den Worten 1 Mos. 2, 13: *Οὗτος ὁ κυκλῶν πᾶσαν τὴν γῆν Αἰθιοπίας*, wie sie bei den Sept. lauten, wo nur der Nil gemeint sein kann, sobald man *Αἰθιοπία* auf das afrikanische im engern Sinne bezieht. Es ist dann eine engere Verbindung des Nils mit den asiatischen Strömen vorauszusetzen nöthig, worüber sich im Alterthume überhaupt mehre Combinationen finden. Selbst Alexander M. glaubte (bei *Arr.* VI, 1, 3) im Indus den Nil wieder zu erkennen, weil er in ihm Krocodile und die faba aegyptiaca antraf; ebenso ist bei Pausanias (Corinth. 5) eine Verbindung des Euphrat mit dem Nil ausgesagt. So bildeten sich geographische Systeme, welche im Widerspruche mit der wissenschaftlichen Erdkunde der damaligen Zeit eine Vereinigung des Verschiedenartigsten möglich machten. Interessant hierüber ist die Äußerung des Epiphanius (a. a. O.), der Eden weit in den Orient (מִקֶּדֶם) rückt und ergänzt durch Anastasius (Respons. ad Orthodox.) sich dahin ausspricht: Der Phison (= Ganges = Indus s. o.) umfließt das große und kleine Evilat (*Εὐιλάτ*), Theile der Eviläer, welche so viel als die innern Inder sind. Dann geht er durch Großäthiopien und fällt südwestlich in den großen Ocean, welcher die ganze Erde umgibt. Der zweite Fluß Geon (= Nil) geht durch Kleinäthiopien (oberhalb Ägyptens), Anubitis (Nubien), Blemmya (d. i. Theil von Libyen), Axumitis (Tigre) und nachdem er Theile von Thebais und Ägypten berührt hat, fällt er in das (Mittel-) Meer. Der dritte und vierte Fluß, der Tigris und der Euphrat, verschwinden unter der Erde und kommen in Armenien wieder zu Tage u. s. w. Die Vorstellung dabei ist die, daß die genannten Ströme nur scheinbar aus besondern Quellen hervorbrechen, in Wahrheit nur Fortsetzungen des einen Urstromes seien (vergl. *Theodor.* quaest. in Gen. 29), eine bekannte, gangbare Theorie der alten Geographen, und so konnte auch der Nil, obschon dies Epiphanius nicht ausdrücklich sagt, seinen Quellen nach mit dem Oriente in Verbindung stehen, da nach der Ansicht der Alten der Nordosten der Erde eine höhere Lage als der Südwesten haben soll. Dabei ist noch die uralte Vorstellung sichtbar, nach welcher die Sonnenseite der Erde mit Äthiopen angefüllt war, und der Indus und Euphrat durch die Binnenseen, für dergleichen einer der persische Meerbusen angesehen wird, hindurch in den Nil fielen, oder hinter dem Nil hinweggingen, um sich in den Ocean zu stürzen. Eine bestimmtere Gestalt haben diese Vorstellungen schon bei Kosmas Indopl. (de mund. lib. 2), dessen Vorstellungen über das Weltgebäude hinlänglich bekannt sind. Vergl. Mannert, Geogr. der Gr. u. Röm. 1. Th. S. 162 fg. Bei ihm ist der Erdboden durch den Ocean in ein diesseitiges und jenseitiges Land getheilt, sodaß der alles umgebende Ocean durch vier Eingänge in das innere, inselförmig gedachte Land eindringt, nämlich durch das mittelländische, kaspische, arabische und persische Meer. Jenseit des Oceans, der schon bei Josephus der Strom aus Eden ist, liegt ein zusammenhängendes Land, wo der Mensch einst wohnte. In diesem liegt zugleich das Paradies, und zwar im östlichen Theile desselben, was andere so genau bestimmen, daß sie die Sonne zur Zeit der Äquinoctien grade über dem Paradiese aufgehen lassen. Durch den Ocean ist uns der Ursitz der Protoplasten unzugänglich geworden, welche aus Eden vertrieben immer noch im jenseitigen Lande wohnten, bis die Sündfluth die Familie Noah's über den Ocean herüber in das innere Land brachte. Von dort, ist Kosmas' Ansicht, dringen in unterirdischen Kanälen die vier Hauptströme in das bewohnte Land, und zwar der Pischon als Indus, welcher India, d. i. Evilat und Hunnia, trennt und als Grenzscheide zwischen Indien und Persien in das persische Meer ausläuft; der Gichon als der Nil, der Äthiopien und Ägypten durchströmt. Obschon zwar so das Paradies immer noch auf der sublunarischen Welt gedacht wird, so hat doch die Phantasie den Forscher jedes speciellen Nachweises überhoben und frei kann er sich nach Gefallen dasselbe ausmalen, in andern Strömen die Fort-

setzungen des edenischen Urstromes erkennen u. a. So ist im Wesentlichen die Vorstellung immer noch dieselbe, wenn Ephräm Syrus und Mose Bar-Kepha den edenischen Strom unter dem Ocean fortgesetzt glauben und den Pischon für die Donau halten, welche sie im äußersten Westen zum Vorschein kommen, Europa durchströmen und endlich südwärts herab durch Indien hindurch ins Meer sich ergießen lassen. Zwar ist dies nicht die allgemeine Vorstellung aller alten Kirchenlehrer, aber ein bestimmter Landstrich schwebte ihnen immer noch nicht vor, wenn sie „das flammende Schwert" 1 Mos. 3, 24 durch die heiße Zone interpretiren (Tertull., Arnob., D. Thom.), eine Auslegung, die ebenso viel für sich hat, als wenn ein Neuerer darin den Pic von Teneriffa erkennt, und sonach das Paradies jenseit der heißen Zone denken, oder wie Origenes und Hieronymus im Mittelpunkte der Erde — eine bekannte Lieblingstheorie des gesammten Alterthums — sich vorstellen, sodaß es im Osten und Norden von Asien, im Westen von Europa, im Süden von Libyen begrenzt sei, wobei obenein die drei Erdgürtel des Völkerkatalogs (Gen. 10) nicht ohne Einfluß geblieben sind. Erst die neuere Auslegung postulirte ein bestimmtes Local, wobei aus dem Bisherigen schon klar ist, was von solchen Argumenten zu halten ist, die sich auf Angaben der Patres stützen. Nur die wichtigsten wollen wir hier anführen, die wenigstens von sichern Haltpunkten ausgehen. Einverstanden darin, daß Euphrat und Tigris zwei der paradiesischen Flüsse sein müssen, verstanden Huetius, Bochart, Steph. Morinus (in *Ugolini* thes. T. VII.) die Stelle 1 Mos. 2, 10 so, daß der aus dem Garten heraustretende edenische Strom sich in vier Arme getheilt habe, zwei gegen Norden, zwei gegen Mittag gelegen. Dann sollen Pischon und Gichon die beiden Hauptmündungen des Schat-el-Arab sein, wobei Kusch durch Chusistan in Persien oder das Volk der *Κίσσιοι* gegen den biblischen Sprachgebrauch gedeutet wird, Chavila seine sonstige Position am persischen Golf behält. Eden liegt alsdann am Zusammenflusse des Euphrat und Tigris beim heutigen Korne, eine Ansicht, die zwar der natürlichen Auffassung der genannten Stelle Gewalt anthut, aber immer mehr für sich hat, als die Hopkinson's (bei *Ugolin.* l. c.), welcher das Paradies in Babylons Nähe versetzt und Pischon und Gichon durch die Euphratkanäle Nahrmalka und Moarsares erklärt. Da auf diese Weise kein befriedigendes Bild des Ganzen gewonnen werden konnte, so gab man den Wortsinn vom „edenischen Strome" auf und deutete ihn überhaupt von einer großen Wassermenge, Eden also für ein quellenreiches Land (*Verbrugge*, Oratio de situ paradisi, vergl. Jahn, Archäol. 1. Th. 1. S. 28), oder nahm an, daß im Laufe der Zeit das Verhältniß sich geändert habe. Am geistreichsten und gelehrtesten führt letzteres v. Raumer durch (in der Hertha. 1829. 13. Th. S. 340 fg.), ohne aber nur eine wahrscheinliche Deutung des Locals zu gewinnen. In Folge dieser Voraussetzungen fanden Reland (Diss. misc. T. I.) und Calmet das Paradies in Armenien, indem sie den Pischon und das Land Chavila mit dem Phasis und Colchis, den Gichon und Kusch mit dem Araxes (جيحون) und dem Lande der Cossäer (s. Mannert 5. Th. 2. S. 493 fg.) combinirten, und Verbrugge weicht nur insoweit ab, daß er den Gichon für den Gyndes hält, welcher Armenien und Matiana trennt (*Herod.* I, 189). Die Ansicht fällt aber dadurch, daß sie den vorkommenden Namen andere Bedeutungen unterschiebt, als sie sonst im A. T. haben. Dasselbe gilt von Michaelis, der in den Supplementen den Gichon für den Oxus hält und Kusch mit der alten Stadt Kath (كاث), an der Stelle des heutigen Balkh, combinirt, Chavila dagegen im Volke der Chwalisker am kaspischen Meere (Chwalinskoje More im Russischen) wiederfindet. Jahn (a. a. O.) stimmt ihm bei, nur daß er den Pischon mit Reland für den Phasis hält. Noch willkürlicher will v. Hammer (Wiener Jahrb. 1820. 9. Th. S. 21 fg.) das Paradies nach den baktrischen Hochebenen versetzen, sodaß Pischon der Jaxartes ist, der bei der Stadt Cha entspringt und das Land Ilah, die turkistanische Fundgrube des Goldes und der Edelsteine, umfließt. Chavila ist dann Chovaresmien, Gichon der Oxus, der in Kusch = Hindukusch entspringt. Mit Hilfe des Am. 1, 5 genannten Eden bemühte sich Schultheß das Paradies in Cölesyrien nachzuweisen, worin ihm schon Clericus, Kohlreif, Lakemacher, Harduin u. A. vorangingen, während Rosenmüller und v. Bohlen (z. Genes.) von dem 2 Reg. 19, 12 genannten ausgehen. Letzterer meint, daß Eden, welches Ez. 27, 23 nach Tyrus handelt, 2 Reg. a. a. O. durch Eden in Telassar = Elassar Gen. 14, 1 bestimmt sei, mithin in Arjochs Bereiche gelegen habe, wo Nebukadnezar die Meder schlug bei Rhagau (Judith 1, 6), d. i. Raï im Süden des kaspischen Meeres. Eden soll deshalb das nördliche Medien sein, wo Rages als eine Stelle des wandernden Paradieses des Zendvolkes erscheint, mithin das Gebiet des alten Airjo oder Iran, weshalb es nicht unwahrscheinlich sei, daß ursprünglich ערן st. עדן im Texte gestanden habe. Auf wie unhaltbaren Stützen die Combination ruhe, ist an einem andern Orte (z. Genes. S. 72) gezeigt. Übrigens tritt v. Bohlen der mythischen Auffassung bei und bestimmt schon richtig die Aufgabe der Forschung, wohin besonders noch Sickler, Buttmann und Hartmann gehören. Nach Ersterem (in Augusti's theol. Monatsschrift. 1. Th. 1. S. 1 fg. 75 fg.) ist der edenische Strom das kaspische Meer, den der Mythus als ungeheuern Strom aus Osten dachte. Der Pischon soll ein mythischer Strom sein, der von Osten bis zum Nil die damals bekannte Erde umgab, der Gichon, das atlantische, mittelländische und schwarze Meer mit Einschluß des Phasis, der die Erde in gleicher Weise von Westen einschloß bis an den Nil, woneben Euphrat und Tigris als Binnenflüsse genannt sein sollen und Eden in die fruchtbaren Landstriche am kaspischen Meere versetzt wird. Buttmann (im Mythol. 1. Th. S. 63 fg.) denkt sich den Mythus aus Südasien nach dem Westen versetzt. Der ursprüngliche Dichter, ist seine Ansicht, stellte sich die vier größten ihm bekannten Ströme als Arme eines einzigen vor. Den Indus und Ganges kannte er genau, daneben den Schat-el-Arab im

Westen und den Irabatti im Osten. Der Pischon wird mit dem *Βήσυγγα*, dem beträchtlichsten Flusse Indiens außerhalb des Ganges, und Chavila mit dem altindischen Reiche Ava (*Χρυσῆ Χώρα*) combinirt, der Gichon mit dem Ganges, Chiddekel mit dem Indus, woneben Assur vom assyrischen Reiche, Kusch wie *Αἰθιοπία* der Griechen verstanden wird. Die Schwierigkeit, welche der Name Chiddekel darbietet, hebt Buttmann so, daß er darin eine Verbindung verschiedener Elemente erkennt, und annimmt, eine andere Form des Mythus habe Pischon, Gichon, Chid (Indus) und Dekel (Tigris) genannt. Durch die Aufnahme des Euphrat seien dann Chid und Dekel zu einem Namen verbunden. Befriedigender ist Hartmann's Lösung in den Aufklärungen über Asien (1. Th. S. 249 fg.). Nach ihm ist Eden in den Ebenen von Kaçmîr zu suchen, welches durchströmt vom Flusse Behut ringsum von hohen Schneegebirgen eingeschlossen ist, welche die nördlich den Orus und südlich den Indus bildenden Flüsse entsenden. Mythisch soll dann das topographische Verhältniß so aufgefaßt sein, daß die Ströme nicht sowol aus den Gebirgen als vielmehr aus einem Urstrome hervorgegangen gedacht worden sind, und so sei das mythische Gemälde entstanden, in welchem Gichon den Orus, Pischon den Phasis, Chavila Colchis, Kusch Baktrien bedeutet. Andere schließen sich wieder den Kirchenvätern an und erklären den Gichon durch den Nil, so weit er in Äthiopien fließt und leihen der alttestamentlichen Dichtung geographische Theorien, die wir erst später finden.

7. Das jenseitige Paradies, besonders der Rabbinen. Diesem Streben, das Paradies irgendwo in der Erdkunde wirklich nachzuweisen, gegenüber stehen die Allegoriker, welche dem Paradiese alle reale Wirklichkeit absprechend, dasselbe rein nur als Bild auffassen, oder doch nach einer früheren Interpretationsweise die allegorische Auffassung neben der buchstäblichen bestehen lassen. Eine Probe gibt Schultheß (a. a. O. S. 378). Es wurde dieses Thema Gegenstand unnützer Zänkereien unter den Kirchenvätern, aus denen noch ersichtlich ist, wie die Unmöglichkeit, Eden irgendwo auf Erden wirklich nachweisen zu können, zu den wunderlichsten Hypothesen Anlaß gab, indem man es bald in den dritten Himmel, gestützt auf 2 Kor. 12, 2, vergl. V. 4, versetzte, bald in den Mondkreis oder den Mond selbst, bald in die Luft, bald über, bald unter die Erde. Interesse hat hier noch die Frage: was ist aus dem Paradiese geworden, seitdem Adam durch den Sündenfall daraus vertrieben wurde? Hieran schließen sich die phantasiereichen Ausschmückungen, welche besonders bei den Rabbinen sich ausgebildet haben und von da zu den Kirchenvätern übergegangen sind. Das A. T. berichtet über die obige Frage nichts, aber schon im N. T. Luc. 23, 43 verheißt Christus dem Mitgekreuzigten: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Hierbei liegt die Vorstellung zum Grunde, daß das Paradies die Frommen aufnehme, die durch den Tod der irdischen Fessel ledig geworden, oder durch Gottes besondere Gnade lebendig von der Erde entrückt sind, wie Henoch und Elias (vergl. *Kimchi* ad 2 Reg. 2, 1. *Irenaeus* adv. haer. V, 5. *Heidegger*. histor. patriarch. p. 170. *Ludolf*. hist. aethiop. Comment. p. 355 sq. Schultheß a. a. O. S. 353). Dieses Lehrstück bildet sich bei den Rabbinen dahin aus, daß sie das Paradies vor der Welt erschaffen sein lassen, 4 Esr. 1, 7 und zwar 1365 Jahre vor Erschaffung der Erde oder doch schon am dritten Tage der Weltschöpfung, gleichsam als das erste Werk des da erst hervorgetretenen Festlandes, was sich auch bei Bar-Kepha findet (s. Eisenmenger, Judenthum. 2. Th. S. 295). Der Grund zu diesem Dogma liegt in dem מִקֶּדֶם Gen. 2, 8, welches man, wie schon Aquil., Theod., Onk., zeitlich statt räumlich auffaßte. Das Paradies ist unermeßlich groß, wenigstens 60mal größer als die ganze Welt (Eisenm. S. 296), und zerfällt in ein oberes und unteres, von denen das erstere im Himmel, das letztere auf der Erde ist. Das himmlische Paradies ist der obere Palast. Daselbst sind Flüsse von Balsam und allerlei Ergötzlichkeiten des zukünftigen Lebens. Das irdische Paradies, oder der untere Palast hat von allen diesen Dingen auch, doch nur so, daß es ihm vom obern gegeben ist (Eisenm. S. 297). Es ist dieser untere Palast ein irdischer Ort und liegt unter dem Äquator. Beide Paradiese sind bestimmt dazu die Gerechten und Gläubigen aufzunehmen, wie die Seele des noch nicht Geborenen, ehe sie auf Erden erscheint, durch das Paradies und durch die Hölle geführt wird (ebend. S. 316). Zu diesem Zwecke zerfällt jedes der beiden Paradiese in sieben Wohnungen (ebend. S. 302), von denen jede zwölfmal 10,000 Meilen lang und breit ist, mit steigendem Glanz erbaut und angefüllt mit den stufenweis Frommen, ohne daß aber unter ihnen ein Nichtisraëlit ist (ebend. S. 302 fg.). Jede der sieben Wohnungen hat wieder sieben Abtheilungen (S. 305), wobei eine strenge Ordnung herrscht, sodaß nie jemand seinen Grad übersteigen und eigenmächtig zu einem höhern kommen kann (S. 308). Kommt der Abgeschiedene — denn nur neun sind lebendig hineingekommen (S. 317) — an den Pforten des Paradieses an, so kann er nicht sofort zu den höhern Sitzen aufsteigen (S. 318), sondern er muß den Mittelzustand des untern durchleben. Da wird ihm das Sterbekleid ausgezogen, er wird bekränzt und gekrönt und muß seine Gestalt in den drei Nachtwachen wandeln vom Kinde bis zum Greise, um an den Ort zu kommen, wo die Alten weilen. Hier im untern Paradiese sind 800,000 Gattungen von Bäumen, von denen der geringste alle Gewürzbäume weit übertrifft; in jeder Ecke singen lieblich 600,000 Engel und das ganze Paradies ist beschattet vom Baume des Lebens, der 500,000 verschiedene Geschmäcke und Gerüche darbietet. Über ihm schweben sieben Wolken der Herrlichkeit und unter ihm sitzen die Jünger der Weisen, welche des Gesetzes wohl kundig sind (S. 309 fg.). Hier ist kein Wechsel von Tag und Nacht mehr und das ganze Paradies ist angefüllt mit den kostbarsten uud heilsamsten Kräutern (S. 313). Eine Säule verbindet das obere und untere Paradies, an welcher die Gerechten hinaufsteigen, um im oberen den Sabbath zu feiern und vom Glanze der göttlichen Majestät zu genießen (S. 318), während oft die

Bevorzugteren aus dem oberern zum untern herniedersteigen. Die Seligen genießen die besondere Gemeinschaft Gottes, der täglich in das Paradies kommt, sich mit den Gerechten zu berathschlagen (S. 320). Am Ende erst, wenn Gott die Erlösung sendet, wird die Scheidewand zwischen Paradies und Hölle fallen, und das erstere die unermeßlichen Räume der letztern mit umfassen (S. 369). Dies sind die Ansichten und Hoffnungen des frommen Israeliten, welche mit den nöthigen Veränderungen in die Lehre der Kirchenväter übergingen (vergl. *Tertull.* c. Marc. IV, 34. Apolog. 47. De anim. 52). (*Tuch.*)

8. Das Paradies der Moslemen. Auf denselben Grundlagen ruhen die Hoffnungen, welche der Islam den Moslemen bietet. Ihre Ansichten darüber sind hauptsächlich aus drei Quellen zu entnehmen, nämlich theils aus den beiden Grundstützen moslemischer Theologie, dem Koran, als dem unmittelbaren Worte Gottes, und der Sunna, den Aussprüchen seines Gesandten, theils aus den Schriften späterer Religionslehrer, besonders der Commentatoren des heiligen Buchs. Da uns aber sowol die Sunna als diese Erläuterungsschriften nicht vollständig, sondern nur in einzelnen Bruchstücken und Excerpten vorliegen, da ferner die spätere Zeit manches Ungehörige und Phantastische einmischte, wodurch die ältern, ursprünglichen Sätze Muhammed's vielfach getrübt wurden, so beschränken wir uns bei unserer Darstellung der Muhammedanischen Lehre vom Paradiese hauptsächlich nur auf den Koran [1]), als der allein richtigen und von allen Sekten anerkannten Glaubensnorm. Diesem gemäß hat das Paradies (dessen Lage im Koran selbst nicht näher bezeichnet, von den Auslegern aber über die sieben Himmel oder in den siebenten Himmel selbst gesetzt wird, s. Wahl, Der Koran. S. 299. Not. *Maraccii* Prodrom. III. p. 92) einen Umfang, der dem von Himmel und Erde zusammengenommen gleichkommt (Sur. III. v. 127. LVII, 21). Seine Größe läßt sich auch aus einem Ausspruche Muhammed's in der Sunna ermessen, wo es heißt, daß am Tage der Auferstehung 7,700,000 Gläubige auf einmal in dasselbe eingehen werden (siehe Auszüge aus der Sunna von J. v. Hammer in: Fundgruben des Orients. 1. Th. S. 181. Nr. 365). Ringsherum umgibt es eine Mauer mit acht Thoren, deren Hüter Engel sind, welche den einziehenden Gläubigen entgegenkommen und sie jubelnd begrüßen (III, 23 sq. XXXVIII, 50. XXXIX, 73. Fundgruben a. a. O. S. 188. Nr. 369). Das Paradies selbst ist ein reizender, mit schattigen Fruchtbäumen bepflanzter und von lieblichen Flüssen durchströmter Garten [2]). Unter den Bäumen dieses Gartens wird besonders der himmlische Lotos, Sidra (سدرة) hervorgehoben, der die Grenze des Paradieses nach dem Throne Gottes zu bildet, über welchen selbst kein Engel hinausschreiten darf, und von dessen Größe viel Wunderbares gefabelt wird (s. Sur. III, 14. LVI, 27. Fundgruben a. a. O. S. 188. Nr. 367. *Maracc.* Prodr. II. p. 19. Wahl a. a. O. S. 554 fg.), und der Talhabaum (طلحة Sur. LVI, 28. Wahl z. d. St.). Die Früchte dieser Bäume, in reicher Menge und von den verschiedensten Gattungen vorhanden, haben den lieblichsten Geschmack; ohne Mühe pflücken sie die Seligen, indem sie sich von selbst zu ihnen herunterneigen, und so oft einer davon ißt, glaubt er seine Lieblingsfrucht, die ihn hienieden schon durch ihren Wohlgeschmack ergötzte, zu genießen (Sur. II, 29. XXXVII, 41. XLII, 73. LV, 52. 68. LVI, 31. LXXVI, 14 u. öfter). Unter dem himmlischen Sidrabaume entspringt der Quell Selsebil (سلسبيل), der würziges Ingwerwasser enthält (Sur. LXXVI, 18); andere Paradiesesquellen sind: der Kampherquell Kâfûr (كافور Sur. LXXVI, 5 sq.), El-Kauther (الكوثر Sur. CVIII, 1; vergl. Maracc. z. d. St. Seite 826) und Tesnim (تسنيم Sur. LXXXIII, 27). Von diesen Quellen aus verbreiten sich Ströme durch das ganze Paradies, Ströme von unverderblichem Wasser, von immer wohlschmeckender Milch, von lieblichem Wein und geläutertem Honig, deren Schlamm duftender Moschus, deren Kiesel Perlen und Edelsteine sind (II, 23. III, 13. IV, 60. XLIV, 52. XLVII, 16. LV, 50. 66 u. oft; vgl. *Maracc.* Refutat. p. 12. Fundgruben a. a. O. S. 304. Nr. 585). An so lieblichem, so wonnevollem Wohnorte verbringen die Seligen ihr Leben in ewiger Jugend und Unsterblichkeit (XLIV, 56); alle Furcht und Traurigkeit ist von ihnen genommen, und jegliches Übel bleibt diesen himmlischen Gefilden fern (XXXV, 31. XXXIX, 62. XLIII, 71. XLVI, 12. LXXVI, 20. LXXXIII, 24). Was ihre Seele begehrt, erhalten sie; warum sie bitten, wird ihnen gewährt (XVII, 33. XXXVI, 57. XLI, 31. XLII, 21 u. oft). So ruhen sie in kühlem, erquickendem Schatten (IV, 60. XIII, 35. XXXVI, 56. LXVI, 29. LXXVI, 13. 14), hingestreckt auf schwellende Polster und prachtvolle Kissen (XVIII, 30. XXXVI, 56. XXXVII, 43. LV, 54. 76. LVI, 15. 33. LXXVI, 13), angethan mit grünen Gewändern von Atlas und der reinsten Seide, die mit Gold und Silber gestickt sind XVIII, 30. XXII, 23. XXXV, 30. XLIV, 53.

1) Die im Folgenden angeführten Citate nach Suren und Versen sind der neuen Ausgabe des Koran von Flügel (Leipzig 1834. 4.) entnommen.

2) Der Begriff eines Gartens ist so eng mit dem des Paradieses verbunden, daß es κατ' ἐξοχὴν der Garten (الجنّة) heißt. Auch die drei andern Namen: Gärten Edens (جنّات عدن), Gärten der Lieblichkeit (جنّات النعيم), Garten der (ewigen) Wohnung (جنّة المأوى LIII, 15) beziehen sich hierauf. Die übrigen Namen des Paradieses, Haus des Friedens (دار السلام), der Ruhe (دار القرار), der Stätigkeit (دار المقامة), der Ewigkeit (دار الخلد) und Haus der Vereinigung (دار الوصلة) sind von dem seligen Zustande der Gläubigen in demselben entlehnt. Manche nehmen diese synonymen Benennungen für verschiedene Grade der Glückseligkeit. Vergl. Wahl a. a. O. S. 299. Not.

Westen und
mit dem
außerhalb des
Reiche Ava
dem Ganges,
vom assyrischen
verstanden
Chiddékel dar
Verbindung
eine andere
Chid (Indu
Aufnahme
einem Nam
Lösung
249 fg.).
mir zu
ringsum
die
den
phische
nicht
Urs
das
den

irdischen Fessel
dere Gnade lebendig von
Henoch und Elias (vergl. *Kimchi* zu

Liebe gegen die Ältern (XLVII, 14 sq.); ein züchtiges und keusches Leben (XXX, 5. LXX, 9. LXXIX, 40); Austheilung von Almosen (XXVII, 3. XXXV, 26. LI, 19. LXXVI, 8 u. oft) 2c. Die aber, welche im Eifer für die Ausbreitung der wahren Religion das Ihrige dahingeben, ausziehen zum Glaubenskampfe und freudig ihr Leben in demselben opfern, werden große Belohnung erlangen, und ein höherer Grad der Seligkeit wird ihnen zu Theil werden; vergl. Sur. III, 149. IV, 97. 98. IX, 112. XXII, 57. XLVII, 5 u. öfter. Jenes himmlische Paradies, dessen Freuden den Gläubigen und Rechtschaffenen verheißen werden, ist übrigens dasselbe, welches zugleich mit der Welt erschaffen, schon von Adam und Eva bewohnt wurde, und aus dem sie, weil sie gegen das Verbot Gottes vom Baume der Erkenntniß gegessen hatten, hernieder auf die Erde gestoßen wurden; s. Sur. II, 23 sq. VII, 17 sq. XX, 115 sq. — Doch auch hier auf Erden gibt es einige Orte, die nach der Meinung der Araber in ihrer reizenden Lage und ihrer Fruchtbarkeit die lieblichen Gärten Edens abspiegeln; es sind besonders vier Gegenden, welche im Orient mit dem Namen des irdischen Paradieses belegt werden, nämlich die Umgegend von Damaskus, Guta (Garten) genannt, zweitens der Scheb Bawan in Persien, in der Gegend der Wüste von Naubendidschan gelegen, drittens die Gegend am Einflusse des Dholla in den Tigris, und endlich viertens die von Sogd in Samarkand. (*A. Arnold.*)

PARADIES, ist der Name eines Frauenklosters Clarissenordens, im eidgenössischen Canton Thurgau, im Kreise und Bezirke Dießenhofen, auf dem linken Rheinufer. In der Nähe dieses Klosters ging im J. 1799 die österreichische Armee unter dem Erzherzoge Karl über den Rhein und drang bis Zürich vor. Es wurde ein fester Brückenkopf angelegt, der dann im Spätjahre 1799, als die Russen nach der Niederlage bei Zürich sich aus der Schweiz zurückzogen, wieder zerstört wurde. Achthundert Jahre früher (992) war diese Gegend der Schauplatz eines blutigen Kampfes. Weit herum in Allemannien empörten sich damals die freien Besitzer kleinerer Güter und mit ihnen die hörigen Leute. Matthäus Korsang, ein Geistlicher zu Augsburg, hatte laut den Unwillen der gedrückten Menge ausgesprochen, und sie zum Widerstande geweckt, als die Herren in den unruhigen Zeiten die Lasten vermehrten. Außer dem Zehnten für die Kirche, und zwanzig Pfennigen nebst einer Henne für den Herrn, wurde die Last verweigert. Auf jede Frohnfasten sollte von 13, durch die Bauern gewählten, Männern ordentliches Landgericht gehalten werden; den Amman oder Vorsteher des Gerichtes sollte der Herr aus diesen 13 wählen. An der Spitze der Scharen, die sich in diesen Gegenden gesammelt hatten, stand Heinz (Heinrich) von Stein. Die Bewegung hätte, wenn sie gelang, die Fortschritte des Feudalwesens gehemmt, und die Freiheit der Geringern, welche die Könige nicht mehr zu schützen vermochten, gegen die Gewaltthätigkeit der Mächtigern gesichert. An der Schwarza (oder Schwarzach, einem Bache, der sich hier in den Rhein ergießt, und auch einem nahen Dorfe seinen Namen gab), begann der entscheidende Kampf der geistlichen und weltlichen Herren gegen die Bauern. Endlich siegten die Herren, aber auch von ihnen lagen viele auf blutiger Wahlstatt. Ihre Verwandten bauten auf dem Schlachtfelde eine Kapelle, in welcher ihre Leichname beigesetzt wurden. Im J. 1253 schenkte Graf Hartmann der Ältere von Kyburg dem Nonnenkloster im Paradies bei Constanz den Ort Schwarza, nachdem schon 1029 ein früherer Kyburger Vergabungen an jene Kapelle gemacht und bei derselben ein Nonnenkloster gestiftet haben soll, dessen Bewohnerinnen aber, als das Kloster im J. 1200 abbrannte, nach Constanz gewandert sein sollen. Jene Schenkung veranlaßte dann wahrscheinlich die Erbauung des neuen Klosters Paradies auf dem ehemaligen Schlachtfelde, wohin die Nonnen aus dem Paradies bei Constanz, welche den im Anfange des 13. Jahrh. gestifteten Clarissenorden annahmen, ihren Sitz verlegten. Der Name Schwarza blieb nur dem Bache; das Dorf wurde zu Höfen des Klosters und verlor den besondern Namen. — Zur Zeit der Reformation trat die Äbtissin und die meisten Nonnen zum reformirten Glauben über, und die Stadt Schaffhausen, unter deren Kastvoigtei das Kloster 1477 getreten war, setzte einen Amtmann und einen reformirten Pfarrer dorthin. Allein 1568 entstand zwischen den im Thurgau regierenden Orten nebst Schaffhausen und der Stadt Dießenhofen ein Streit über die Gerichte und über die Verwaltung der Einkünfte, der endlich 1574 so verglichen ward, daß die Gerichte in dieser Gegend der Stadt Dießenhofen, die Einkünfte des Klosters auf dem linken Rheinufer den im Thurgau regierenden Orten, die auf dem rechten der Stadt Schaffhausen gehören sollten, worauf die fünf katholischen Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug die Herstellung des Klosters, dem nun allein die Einkünfte auf dem linken Ufer blieben, erzwangen. (*Escher.*)

PARADIES, polnisch PARADYZ, in dem meseritzer Kreise des Großherzogthums Posen, südlich von Meseritz, an dem Flusse Jordan, Packlitz oder Pechlisch, dicht an der Grenze der Länder Schwibus und Sternberg gelegen, ist ein Marktflecken von 59 Rauchfängen, der Namen und Ursprung der anstoßenden Cistercienserabtei verdankt. Diese Abtei wurde 1237 von einem Grafen Bronisz, des Geschlechtes Wienawa, in seinem Dorfe Goscikowo gestiftet, und mit Mönchen aus dem Kloster Lehnin besetzt. Von dem Hause Bronisz, das einen Büffelkopf mit einem Ringe in der Nase als Wappen führte, und folglich mit den Lesczinsky, wie auch mit den mährischen Herren von Pernstein eines Herkommens war, haben wir an einem andern Orte gehandelt. — In der Abtei wurde besonders verehrt das Andenken eines Capitularen Jacobus Polonus, der aus Bescheidenheit nicht nur den seinem Verdienste von der Universität Krakau dargebotenen Doctorlorbeer, sondern auch in seiner Abtei die höchste Würde sich verbat, daher noch in dem nämlichen J. 1496 Peter, ein Doctor der Gottesgelahrtheit, auf den äbtlichen Stuhl erhoben wurde. Jacob war aber ein Mann von ausgezeichneter Wissenschaft, begabt mit einem übermenschlichen Gedächtnisse, und der heiligen und weltlichen Geschichten vollkommen kundig. Er schrieb un-

ter andern ein Speculum religiosorum. In spätern Zeiten erhielt die Abtei, nach polnischem Brauche, Comthur-Äbte, nach der Wahl des Königs. Im J. 1804 bestand der Convent aus 27 Capitularen. Außer dem Marktflecken Paradies und dem anliegenden Gebiete, unter polnischer Landeshoheit, besaß die Abtei auch jenseit der Pacselitz, mithin unter schlesischer Herrschaft das Städtchen Liebenau und die Dörfer Gräditz, Jordan, Leimnitz, Lugau, Neudörfel, Neuhöfchen, Oppelwitz und Rinnersdorf, sämmtlich schwibus'schen Kreises. (*v. Stramberg.*)

PARADIES, der Paradieser (Heinrich von Paradies, Heinrich von dem Paradies), ein reicher Bürger von Erfurt, ist darum bemerkenswerth, weil er veranlaßte, daß die Leuchtenburg an die Markgrafen von Meißen kam. Er hatte seinen Sitz auf der Leuchtenburg, und besaß dieses Schloß sammt dem Städtchen Kahla von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg, dem Sohne des Grafen Johann, in Pfandweise. Ein Bauer, der unter den Markgrafen Friedrich und Wilhelm von Landsberg, den Brudersöhnen des Landgrafen Balthasar von Thüringen gesessen war, oder ihnen angehörte, ein Unterthan derselben war, wollte fischen gehen, und kam in ein Wässerchen bei Kahla. Dieses Wässerchen gehörte zum Schlosse Leuchtenburg und Heinrich von dem Paradiese hatte es pfandweise mit inne. Er ergriff den Bauer und hing ihn über das Wasser an eine Weide. Deshalb kamen seine Blutsfreunde vor die genannten Fürsten, und klagten ihnen, daß ihr Blutsfreund frevlich gehangen und baten um Entschädigung, an welcher sich des Gehängten arme Kinder zu erholen hätten. Es verdroß die Fürsten um so mehr, daß ihren armen Mann ein Bürger gehangen, dessen Erbe die Leuchtenburg nicht war. Sie gingen daher den Paradieser, sowie auch den Rath von Erfurt, um Abtrag schriftlich an, bekamen jedoch von dem Beklagten eine ungereimte abschlägliche Antwort. Auch handelten die von Erfurt nicht mit Ernst, wie von ihnen begehrt ward. Deshalb suchten die Markgrafen zu Meißen Gelegenheit und Ursache, das Haus Leuchtenburg, nach dessen Besitze sie lange getrachtet hatten, mit Kriegsmacht zu überziehen. Sie belagerten es. Der Paradieser bat seine Mitbürger von Erfurt, daß sie ihm beistehen und die Leuchtenburg entsetzen möchten. Die von Erfurt schrieben sogleich an den Landgrafen Balthasar von Thüringen, mit welchem sie in einem besondern Verbündniß standen, und baten ihn, daß er sich in den Handel schlagen, und es dahin vermitteln helfen möchte, daß die Markgrafen von dem Schloß Leuchtenburg abziehen, und in gütliche Unterhandlung einwilligen möchten. Hierauf fertigte der Landgraf Balthasar eine Botschaft an seine Vettern in das Lager ab, um mit möglichstem Fleiße zu versuchen, ob der Streit könnte in Güte beigelegt werden. Aber die Bemühungen waren vergebens. Die Fürsten fuhren mit der Belagerung ungeachtet der großen Kälte im November 1392 fort. Deshalb wurden auch die von Erfurt, ohne Zweifel auf Anregen der Grafen von Schwarzburg, veranlaßt, Widerstand mit den Waffen zu thun, erinnerten auch den Landgrafen an ihr längst unter einander aufgerichtetes Bündniß, und baten ihn um Hilfe. Vermöge dieser Verträge bot der Landgraf von Thüringen alsbald seine Ritterschaft und seine Städte auf, sich ungesäumt zu rüsten, und zu dem Kriegsvolke der Erfurter zu stoßen. Unterdessen aber, während sie sich fertig machten, wurde das Schloß gestürmt und erobert, auch das Städtchen Kahla, welches sich aus Furcht ergeben, eingenommen [1]). Die Gebrüder und Fürsten Friedrich, Wilhelm und Georg, Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meißen auf der einen Seite, und der gestrenge Ritter Heinrich der Jüngere von Witzleben und Heinrich von Paradiese [2]), sein Schwäher auf der andern Seite, trafen den 4. Dec. 1392 diese Übereinkunft, und bezeugten dieses. Als die Fürsten Heinrichen von Witzleben und Heinrichen von Paradiese das Schloß Luchtenberg (Leuchtenburg) abgewannen [3]), thaten die Fürsten dem genannten Ritter und seinem Schwiegervater die Gunst und Gnade, daß sie ihnen und allen ihren Freunden und Gesellen, die mit ihnen auf dem Schlosse gewesen waren, ihre Huld und Gnade gaben. Auch zog Heinrich von Witzleben seinen Vater Dietrich von Witzleben und seinen Vetter Friedrich und ihre Söhne und alle, die mit in der Fehde begriffen waren, in diese Sühne, insofern sie darin sein wollten. Heinrich von Witzleben und Heinrich von Paradiese durften alle ihre Habe, kleine und große, die sie auf dem Schlosse hatten, von demselben fuhren (fahren), treiben und tragen. Auch was sie für Schulden oder versessene Zinsen in dem Gerichte Leuchtenburg hatten, die sollten ihnen ungehindert folgen und der Fürsten Voigte und Amtleute ihnen dazu verhelfen. So auch sollte ihnen ungehindert folgen und verbleiben, was sie in dem genannten Gerichte gekauft hatten. Die Fürsten sollten Heinrichen von Witzleben und Heinrichen von Paradiese 1000 Schock Groschen freiberger Münze geben, und sie dafür ihre Mannen werden, und die Fürsten ließen sie bei aller ihrer Habe, wo sie auch gelegen, und verhießen sie gegen andere darin zu schützen und zu vertheidigen. Alle Gefangenen sollten auf beiden Seiten ledig und los sein. Auch zogen die Für-

1) Historia de Landgraviis Thuring. c. 134. ap. *Pistorium* Script. ed. *Struve*. p. 1356. Thüringische Chronik bei Schöttgen und Kreyßig, Diplomataria et Scriptores. p. 105. Chronicon terrae Misnensis ap. *Mencke*, Script. T. II. p. 334. 335. Johann Rothe, Thüring. Chronik bei dems. S. 1812. Am ausführlichsten von den Händeln des Paradiesers handelt Jovius Schwarzburgische Chronik bei Schöttgen und Kreyßig. S. 252. 253. 2) Heinrich von Paradiese war nicht von Rittersart, die Fürsten werden Herr, der gestrenge Ritter von Witzleben Er, und Heinrich von Paradiese schlechtweg so genannt in den Urkunden vom 4. und 10. Dec. des Jahres 1392 bei Horn, Lebens- und Heldengeschichte des glorw. Fürsten und Herrn Friedrich's des Streitbaren Hauptsammlung derer Urkunden Nr. 72 und 74. S. 690—692, und in der Urkunde vom 6. Dec. 1392 heißt es: Der gestrenge Ritter Er Heinrich von Witzleben und der bescheidene Heinrich sein Schwäher. Auch läßt sich auf des Paradiesers Reichthum hieraus schließen, daß der gestrenge Ritter Er Heinrich von Witzleben die Tochter des bescheidenen Heinrich vom Paradiese geheirathet hatte. 3) Daß die Fürsten das Schloß zugleich dem Ritter Heinrich von Witzleben ab- oder, wie die Urkunde sich ausdrückt, angewinnen, hieraus läßt sich schließen, daß Heinrich von Paradiese das Schloß, das er pfandweise besaß, seinem Schwiegersohne angewiesen hatte.

sten in diese Sühne alle, welche um ihret- und ihrer Amtleute willen in diese Fehde gekommen waren[4]). Den 6. Dec. 1392 zu Jena bekennen die Markgrafen Friedrich, Wilhelm und Georg, daß sie dem gestrengen Ritter Heinrich von Witzleben und dem bescheidenen Heinrich von Paradiese, seinem Schwäher, und ihren Erben 100 Schock Groschen freiberger Münze jährlicher Gulde[5]) (Zahlung) gegeben, und ihnen die angewiesen haben an die Jahrrente, welche die Fürsten jährlich an ihren Städten Leipzig und Jena hatten, von denen ihnen die Bürger dieser Städte alle Jahre 50 Schock auf St. Walpurge und 50 Schock auf St. Michaels-Tag reichen und geben sollen, so lange, bis die Fürsten ihnen 1000 Schock guter freiberger Groschen in der Stadt Jena bezahlen. Auf welche Zeit auch die Fürsten die Summe Geldes, 1000 Schock Groschen, ihnen bezahlen werden, so soll der genannte Zins, 50 Schock Groschen jährlich, zu Walpurge und zu Michaele los und ledig sein. Den 10. Dec. 1293 zu Jena bekennen die Fürsten, daß sie den genannten jährlichen Zins noch nicht gelöset haben, und weisen ihn an ihre Kammern an[6]). Auf diese Weise ward der Paradieser und sein Schwiegersohn für den Verlust der Leuchtenburg entschädigt und mußten sich, da sie nicht hatten behaupten können, zufrieden geben, da die Bürger von Erfurt, als sie die Einnahme des Schlosses hörten, mit des Landgrafen Kriegsvolke nicht auszogen, die Waffen niederlegten, und den Paradieser haben ließen, was er hatte. Dieser hatte blos seine Pfandschaft verloren, aber den Grafen von Schwarzburg gehörte die Leuchtenburg nebst Zubehör nach Erbrechte zu. An dem Paradieser, welcher für Schaden stehen sollte, konnten sie sich nicht erholen. Sie foderten daher ihr eigenthümlich väterlich Angeerbtes von den Markgrafen zurück, die es in Besitz genommen hatten, und erboten sich, es um das Geld, welches ihnen Heinrich von Paradies darauf geliehen, wieder zu lösen. Aber dieses ward ihnen abgeschlagen. Daher ward Graf Heinrich XXVIII., der Sohn des Grafen Johann, der das Geld zu erlegen erbötig war, der Markgrafen Feind und brachte eilig mit Hilfe seines Vetters, des Bischofes von Würzburg und Herzogs von Franken, Gerhard's, dessen Statthalter er war, im Stifte Würzburg ein ziemlich beträchtliches Kriegsvolk zusammen, und fiel damit den Markgrafen in ihre Gerichte und Dörfer um Coburg, und fügte durch Raub und Brand großen Schaden zu, erlitt aber von dem Voigt von Coburg, der das erzürnte Landvolk um sich gesammelt hatte, durch einen Überfall eine Niederlage und großen Verlust. Graf Heinrich sammelte wieder Kriegsvolk und zwar im Stifte Bamberg. Da mahnten die Markgrafen den Grafen Heinrich von Henneberg wegen ihrer Einigungsverwandtschaft auf, und begehrten Beistand. Er leistete diesen dem Voigte von Coburg, und Graf Heinrich von Schwarzburg erlitt abermals eine Niederlage. Er fiel darüber in Krankheit und starb in Königshofen. Nun kam der Bischof von Würzburg und seine Leute ins Gedränge, denn er hatte nicht nur die Gefangenen zu lösen, welche der Voigt von Coburg gemacht hatte, sondern es fielen ihm auch dieser und der Graf Heinrich von Henneberg in das Land. Um sich mit ihnen abzufinden, wollte der Bischof des Stifts Unterthanen mit einer Schatzung belegen. Diese aber weigerten sich, weil es eine Privatsache sei, und empörten sich, als der Bischof Gewalt brauchen wollte, und es entstand nun ein schrecklicher Krieg von 1398—1400, in welchem der Bischof verjagt ward. Aber zwei Domherren brachten im J. 1400 mit wenig Leuten den Aufrührern eine große Niederlage bei, und der Bischof ward wieder eingesetzt. Während Graf Heinrich von Schwarzburg in Franken Niederlagen erlitt, fielen die Markgrafen in seines Vaters, des Grafen Johann, Herrschaft und verheerten sie[7]). Dieses waren die nächsten Folgen der Händel des Paradiesers, und die noch jetzt bleibende ist, daß die Leuchtenburg und Kahla nicht mehr dem Hause der Fürsten von Schwarzburg, sondern dem der Herzoge von Sachsen aus dem Hause Wettin gehört.

(*Ferdinand Wachter.*)

PARADIES (Maria Theresia), Tochter des k. k. österreichischen Regierungsrathes, geboren zu Wien am 15. Mai 1759, erblindete im 5. Lebensjahre durch einen gichtischen Schlagfluß für immer. Vom 7. Jahre an gewann sie Liebe zur Tonkunst und machte im Singen und Clavierspiel so große Fortschritte, daß sie nach drei bis vier Jahren in der Augustinerkirche Pergolesi's Stabat mater öffentlich sang, sich selbst auf der Orgel begleitend. Die Kaiserin, ihre Pathe, die zugegen war, wurde so gerührt, daß sie ihr ein Jahrgeld von 200 Gulden aussetzte, die nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia wieder wegfielen. Jetzt erhielt das talentvolle Fräulein den bekannten Kotzeluch zum Lehrer, unter dessen Leitung sie über 60 Clavierconcerte genau auswendig lernte. Im J. 1784 unternahm sie mit ihrer Mutter die erste Kunstreise durch Teutschland und die Schweiz, überall Aufsehen machend; 1785 vermehrte sich ihr Ruhm in Paris, darauf in London, von den Höfen selbst theilnehmend beachtet; 1786 ließ sie sich in Brüssel, auch mit Pfeffel's Cantate, die Geschichte ihrer Blindheit darstellend, von Kotzeluch componirt, hören, von wo sie nach Berlin ging, überall bewundert ihres nicht starken, aber rührenden Gesanges, ausdrucksvollen Clavierspiels und ihrer übrigen feinen Bildung wegen. Ihre eigenen Compositionen dictirte sie Note für Note in die Feder. Noch in demselben Jahre kam sie nach Wien zurück, wo man ihre Geistesvorzüge sehr gesteigert fand; man pries vorzüglich ihre stets lebhafte Unterhaltung, die mit immer neuem, fein treffendem Witz so unablässig zu beschäftigen wußte, daß man keine Zeit hatte, in ihrer Nähe ihr Unglück zu bedauern. Dabei war sie überaus anspruchlos und fand ihr Vergnügen im Fortstudiren der Tonsetzkunst. Man war erfreut über ihren Reichthum an Melodien und über die natürliche Führung des Gesanges. Von 1795 an ließ

4) Urkunde vom 4. Dec. 1392 bei Horn Nr. 72. S. 690. 691. 5) Urkunde vom 6. Dec. 1392, bei dems. Nr. 73. S. 697. 6) Urkunde vom 10. Dec. 1392, bei dems. Nr. 74. S. 691. 692.

7) Siehe die in der ersten Anmerkung genannten Zeitbücher.

sie sich fast nie öffentlich hören, wol aber in Familienkreisen. Sie liebte das öffentliche Auftreten nicht und war schwer zu bewegen, ihre Compositionen durch den Druck zu verbreiten, was jedoch mit mehren geschehen ist. Für nicht reife Jugendarbeiten erklärte sie selbst die zwölf Lieder, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig gedruckt; und ihre Lenore von Bürger; vier Claviersonaten und dergl. Ariadne und Bacchus, Drama in einem Act, Gedicht von Riedinger, als Fortsetzung der Ariadne auf Naxos, machte in Wien 1791 Glück, 1792 die Operette „der Schulcandidat." Die Oper Rinaldo und Alcira wurde 1797 zu Prag aufgeführt. Mehre Gelegenheitscantaten fanden zu ihrer Zeit großen Beifall, wie die Composition des Gedichts von Pfeffel, das auf sie selbst von ihrem Leidensgefährten verfaßt worden war. Um nach dem Tode ihres Vaters ihre bürgerlichen Umstände zu verbessern, ertheilte sie Clavier-, Gesang- und Generalbaßunterricht an junge Frauenzimmer mit dem besten Erfolge. In den traurigen Kriegsjahren klagte sie sehr über Abnahme der Geselligkeit, die sie liebte. Sie errichtete daher in den Sonntagsmittagsstunden gesellige Musikübungen für ihre Schülerinnen, die sich vor ihren Ältern und Verwandten darin zeigten, was oft zum Staunen gelang. Sie wurde von Allen wie eine Mutter geliebt. Ihr Freund, Hr. Riedinger, der sie auch auf einigen Reisen begleitete, hat Tafeln mit erhabenen Zäpfchen erfunden, die leicht zu verstehen sind und die Stelle der Noten vertreten, sodaß sie mittels dieser Tafeln componirte und Noten las. Diese Musikunterrichtsanstalt hat glücklich bis an ihren Tod fortgedauert, welcher am 1. Febr. 1824 zu Wien erfolgte zur Betrübniß ihrer Freunde und vieler Schülerinnen.

Ein italienischer Componist dieses Namens, Pietro Domen. Paradies, ein Schüler Porpora's, hat sich vorzüglich in London 1738 und 1739 als Operncomponist nicht ohne Glück gezeigt. Es wurden dort aufgeführt „Alessandro in Persia" und „Decreto del fato." Auch als Clavierspieler hatte er sich einen Namen erworben; diese Kunst ist aber in Italien nicht von Bedeutung. Ein Heft von sechs Claviersonaten ist zu Amsterdam gedruckt worden. Mehres dergleichen in England, was man damals glänzend nannte. Im J. 1747 gelangte in London noch seine neue Oper „Fuetorte" zur Aufführung, wollte aber nicht sehr ansprechen. Sein Name ist seitdem verschollen. (*G. W. Fink.*)

PARADIESAPFEL. 1) Auch Johannisapfel, die Frucht einer Art des wilden Apfelbaums (Paradies- oder Johannisapfelbaumes, Zwergapfelbaumes, Pyrus malus paradisiaca *Linn.*). Dieser Baum wächst häufig im südlichen Rußland, seltener in Teutschland, wild. Er unterscheidet sich vom gemeinen Holzapfelbaume durch seinen niedrigen Wuchs, durch die frühere Reife und den mildern Geschmack seiner Früchte, ist ihm aber übrigens ähnlich. — 2) Der rothe Paradiesapfel, auch braunrother Himbeerapfel genannt, eine Art der Kantenäpfel (Calville), ansehnlich, von schöner dunkler Purpurfarbe und vortrefflichem, weinartig säuerlichem Geschmacke. Er ist gewöhnlich 3 Zoll dick und 2¼ bis 2¼ Zoll hoch. — 3) Auch Adamsapfel, Judenapfel, eine Abart der Citronen, von eiförmiger oder birnähnlicher Gestalt, gelber oder grünlicher Farbe, meist dicker und höckeriger Schale, welche oberwärts einen oder mehre Eindrücke wie vom Biß eines Zahnes zeigt. Wegen dieses Umstandes halten die Juden dafür, daß dies die Frucht des sogenannten Apfelbaums im Paradiese gewesen sei, und gebrauchen dieselbe zur Ausschmückung beim jährlichen Laubhüttenfeste. Die Frucht ist eine Handelswaare und kommt theils aus der Levante, theils aus Italien in Kisten von 190 bis 200 Stück. — 4) An einigen Orten (z. B. in Österreich) versteht man unter Paradiesapfel den Liebesapfel, die bekannte Frucht einer Art Nachtschatten (Solanum lycopersicum). (*Karmarsch.*)

PARADIESBAUM, eine locale Benennung des wilden Ölbaums oder schmalblätterigen Oleasters (Elaeagnus angustifolia *Linn.*). (*Karmarsch.*)

Paradiesfeige, s. Musa (paradisiaca *L.*).

Paradieskörner, s. Amomum (Granum Paradisi *L.*).

Die übrigen Composita von Paradies suche man unter den Simplicia auf, z. B. Paradies-Merle unter Merle, Paradies-Papagei unter Psittacus, Paradies-Trauben unter Weintrauben und Rosinen, Paradies-Vogel aber unter Paradisea. (*D. Red.*)

PARADIGMA, aus dem Griechischen *παράδειγμα* gebildet, was Beispiel, Muster bedeutet. 1) In der Rhetorik. Die griechischen Lehrer der Beredsamkeit haben das Paradigma bald als Genus aufgestellt und darin zwei Species, Parabel und Logos, unterschieden, bald Parabel und Paradigma einander als Arten entgegengesetzt; hiernach ist Paradigma ein aus der Geschichte, aus der Reihe wirklicher Ereignisse entlehntes Beispiel, was mit einer andern Sache verglichen wird, die eben jetzt Gegenstand der Forschung abgibt, während Parabel ein erdichtetes Exempel ist. So Quintilian (V, 11): Paradeigmatos nomine Graeci et generaliter usi sunt in omni similium oppositione et specialiter in iis, quae rerum gestarum auctoritate nituntur. Nostri fere „*similitudinem*" vocare maluerunt, quod ab aliis *παραβολή* dicitur, hoc alterum „*exemplum*." Und damit stimmt Aristoteles (Rhet. II, 20) und andere von Ernesti (Lexic. Technol. p. 241 et 243) angeführten Autoren, namentlich Minutian, wozu ich füge Prolegom. *στάσεων* (T. VII. p. 25. *Walz.*): *διαφέρει δὲ παράδειγμα παραβολῆς, ὅτι τὸ μὲν ἀπὸ γεγονότων λαμβάνεται πραγμάτων, ἡ δὲ καὶ ἐξ ἀορίστου καὶ ἐνδεχομένου γενέσθαι.* Auch von der *ἐπαγωγή* oder inductio wird das *παράδειγμα* unterschieden, dieses suche aus Theilweisem Theilweises, jene aus Theilweisem Allgemeines zu beweisen (ibid. p. 37): *ἡ δ' ἐπαγωγὴ τοῦ παραδείγματος διαφέρει, ᾗ τὸ μὲν παράδειγμα ἐκ τῶν μερικῶν τὰ μερικὰ πιστοῦται, ἡ δ' ἐπαγωγὴ ἐκ τῶν μερικῶν τὰ καθόλου.*

2) In der Grammatik nennt man paradigma ein Wort, Nomen oder Verbum, was ganz durchflectirt wird, damit man daran die Flectirung ähnlicher Wörter lerne. (*H.*)

PARADIGMATICI heißen bei den ältern Theologen diejenigen Scribenten, welche das gottselige Leben frommer

Christen andern zum Beispiel und zur Ermunterung erzählen. (*H.*)

PARADIGMATISCHER SCHLUSS heißt bei den Logikern ein Schluß durch Beispiele; vgl. Syllogismus. (*H.*)

PARADIN (Johann), der Sohn eines Notarius in dem burgundischen Städtlein Louans, war nach Einigen Leibarzt des Königs Franz I., nach la Monnoie aber Clerc au greffe des Parlaments von Dijon. Er starb 1588, mehr als 80 Jahre alt, zu Belleneuve bei Mirebeau und wurde zu Dijon in der St. Michaelskirche beerdigt. Seine einzige Tochter, Margaretha Paradin, wurde in ihrer Ehe mit dem Parlamentsrathe Stephan Bernard eine Mutter von 13 Kindern, worunter Claudius Bernard, Mathematiker, Dichter und Maler, dessen schönstes Lob aber in dem ihm gegebenen und gebührenden Beinamen, le pauvre Prêtre, enthalten ist. Auch Johann Paradin war ein Dichter, wie das seine Micropédie (Lyon 1546. 8. Paris 1547. 16.) andeutet. Es ist eine Sammlung von größern und kleinern Dichtungen; des Dichters Leben hat Colletet in seinen Lebensbeschreibungen französischer Dichter erzählt. Vettern von Johann Paradin waren die zu Cuiseaux von unbemittelten Ältern geborenen Brüder *) Wilhelm und Claudius Paradin. Wilhelm, geb. um 1510, übernahm als Weltpriester die Hofmeisterstelle bei den Kindern von Prevost, dem Lieutenant-général des Amtes Dijon. Sein Principal beschäftigte sich viel mit historischen Forschungen und vermachte sterbend den ganzen in den Archiven der Rechnungskammer und der Abtei St. Benigne gesammelten Apparat dem Hofmeister, dessen eigentlichen Beruf er wol errathen haben mochte. Von Stunde an legte sich Wilhelm einzig auf das Studium der Geschichte und bereiste, um neue Materialien aufzufinden, einen großen Theil von Frankreich und den Niederlanden. Der Cardinal von Lothringen wurde sein erklärter Gönner, stellte ihn dem Könige Heinrich II. vor und verschaffte ihm ein Kanonikat an der Kirche von Beaujeu. Wilhelm starb daselbst als Stiftsdechant den 16. Jan. 1590. Seiner Werke sind an die 20, die Übersetzungen, z. B. jene von des Aristeas Bericht: De translatione legis mosaicae und von Procop's gothischem Kriege, mit gerechnet. Wir nennen als die wichtigsten dieser Werke: 1) De antiquo statu Burgundiae (Lyon 1542. 4. Basil. 1550. 8.); 2) De rebus in Belgio gestis a duce Andegavensi epistola (Paris. 1544); 3) Histoire de notre temps (Lyon 1550. 16.). Ursprünglich lateinisch, wurde das Werkchen von Paradin selbst in das Französische übertragen. Es umfaßt die ganze Regierung von Franz I. und erzählt der merkwürdigen Dinge viele in naiver und treuherziger Weise. Die günstige Aufnahme veranlaßte den Verfasser, eine zum J. 1556 reichende Fortsetzung zu geben. Die seit 1556 erschienenen Ausgaben sind daher die einzig vollständigen. 4) La chronique de Savoye (Lyon 1552. 4., ebds. mit Zusätzen, 1561. fol., und nochmals, mit einer bis zum J. 1601 sich erstreckenden Fortsetzung, Lyon 1602. fol.); 5) Le blason des danses où se voyent les malheurs et ruines venant des danses, dont jamais homme ne revint plus sage, ni femme plus pudique (Beaujeu 1566), höchst selten; 6) Historiarum memorabilium ex Genesi descriptio tetrastichis versibus (Lyon 1558), ohne Zweifel eine Übersetzung von des Claudius Paradin Quadrins historiques de la Bible. 7) De motibus Galliae et expugnato receptoque Iccio Caletorum commentarius (Lyon 1558. 4.); auch in dem dritten Bande von des Schardius Script. rer. Germ. 8) Les annales de Bourgogne (Lyon 1566. fol.). Sie reichen von dem J. 318 bis 1482. Von ihnen rühmt St. Julien de Balleure: „C'est un très-excellent volume lequel est si utile, que l'ayant, on peut se passer de Froissard, Monstrelet Olivier de la Marche et autres tels historiographes." Ein solches Urtheil kann die neuere Zeit freilich nicht anerkennen, aber ebenso wenig ist es ihr erlaubt, Paradin's Verdienst um die burgundische Geschichte zu verkennen. 9) Mémoires de l'histoire de Lyon. en trois livres (Lyon 1573 und 1625. fol.). Angefüllt mit des Symphor. Champier Mährchen, ist dieses Buch trotz der darin mitgetheilten Inschriften und Grabmonumente der verdienten Vergessenheit verfallen. 10) Epigrammata; accessit Francorum regum series (Lyon 1581. 4. p. 72). — Claudius Paradin war Weltpriester wie sein Bruder Wilhelm und besaß ebenfalls ein Kanonikat an der Stiftskirche zu Beaujeu. Man hat von ihm 1) Quadrins historiques de la Bible (Lyon 1553). Die Abbildungen dazu lieferte der berühmte Holzschneider, le petit Bernard genannt. Die zweite, vermehrte Ausgabe (Lyon 1558) enthält 226 Quatrains mit ebenso vielen Abbildungen. 2) Devises héroiques et emblêmes (Lyon 1557); verbessert und um die Hälfte vermehrt, Paris 1614 und 1621). 3) Alliances généalogiques des rois de France et princes des Gaules (Lyon 1561, 1606 und 1636. fol.). (*v. Stramberg.*)

*) Ihr Oheim, Nicolaus Anchemans, ebenfalls von Cuiseaux, war des Erzherzogs Philipp Geheimschreiber.

Paradiren, s. Parade.

PARADIS (Paul), mit dem Beinamen le Canosse, war in Venedig von jüdischen Ältern geboren, trat aber zum Christenthume über, das er mit großer Hingebung sein Leben hindurch bekannte. Das Hebräische verstand und lehrte er so gut, daß bei Gründung des Collége royal de France ihn König Franz I. auf Empfehlung der Königin von Navarra 1530 zum Lehrer des Hebräischen in jenem Institute bestellte. Wie lange er hier gelehrt hat und was überhaupt seine übrigen Schicksale gewesen, wissen wir nicht, nur daß er durch seine Methode noch mehr als durch seine Kenntnisse eine große Anzahl Schüler um sich zu sammlen verstand. Im Jahre 1538 scheint er nicht mehr diese Professur bekleidet zu haben; einer seiner Schüler, Jean Dufrêne, veranstaltete die Herausgabe folgender Schrift: *Pauli Paradisi* Veneti, hebraicorum interpretis, de modo legendi hebraice dialogus (Paris. 1534). (Nach Labourderie in der Biogr. univ.) (*H.*)

PARADISE, Township in der zum nordamerikanischen Freistaate Pennsylvania gehörigen Grafschaft York,

liegt an den Pigeon-Hills und hat ein Postamt und jetzt nahe an 2000 Einwohner, welche einen Eisenhammer unterhalten. (*Fischer*.)

PARADISEA *Linné* (Aves), eine Gattung der Singvögel Cuvier's aus der Familie Conirostres. Sie ward von Linné in weiterm Umfange angenommen, indem er solche darunter aufnahm, welche jetzt zu Oriolus oft gezählt werden. Andere stellen sie zu den Raben (Corvinae).

Der Schnabel ist lang, fast gerade, wenig gewölbt, mit glatter Schneide, an der Wurzel breit, an den Seiten zusammengedrückt, an der Spitze herabgebogen, die Öffnung (Schnabelspalte) weit ausgerandet; die Nasenlöcher sind tief, stehen am Rande und sind zur Hälfte durch die Stirnfedern verdeckt; die Flügel sind von mittlerer Größe, die erste Schwungfeder ist sehr kurz, die dritte ist die längste; die Tarsen sind stark, geschildet, die Zehen stark, mit starken Krallen, der Schwanz gerade abgestutzt, mit zwölf Steuerfedern.

Die Geschichte dieser Vögel ist lange Zeit stark mit Fabeln durchwebt gewesen, wozu besonders das mit beigetragen haben mag, daß die Häute derselben ohne Füße und zum Theil sogar ohne Flügel nach Europa kamen. Daher entstand denn die Angabe, daß diese Vögel keine Füße hätten und beständig in der Luft schwebten, und da sie ohne Füße eben auch nicht sitzen konnten, so fabelte man, daß sie auch in der Luft brüteten, indem sie die Eier unter den Flügeln hielten ꝛc. Die Eingeborenen selbst, welche sahen, welchen Werth die Europäer auf diese Vögel legten, halfen noch dazu, diese Mysterien auszuschmücken.

Übrigens kennt man noch nicht genau die Lebensweise dieser Vögel. Man hat sie in mehre Untergattungen gebracht, welche Cuvier nur als Abtheilungen der Gattung ansieht.

I. Samalia *Vieillot*. Der Schnabel stark gewölbt, gegen die Spitze zusammengedrückt, gegen das Ende ausgeschnitten, die Nasenlöcher zur Hälfte durch kurze sammetartige Federn versteckt; die Tarsen stark, zehn Steuerfedern und auf dem Steiß zwei sehr lange, platte, bartlose, gebogene Federn (Kiele); die Federn bilden in den Seiten starke Büschel.

1) Paradisea apoda *Linné*. *Seba* thesaurus. *Buff.* pl. enl. 254. *Levaillant*, Oiseau de Paradis. pl. 1 et 2. Am Männchen ist der Körper oben, die Brust und der Hinterleib kastanienbraun; die Brust ist mit dicht stehenden, sammetschwarzen, smaragdgrün schillernden Federn bedeckt; Scheitel und Oberhals sind citronengelb, die Kehle oben goldgrün, der Vorderhals violettbraun; in den Seiten stehen Büschel sehr langer Federn mit zerschließenen Bärten von weißgelblicher Farbe, gegen das Ende purpurroth gefleckt. Diese Federn erstrecken sich weit über den Schwanz hinaus; an jeder Seite des Steißes entspringt ein langer nackter Kiel, der sich kreisförmig fast auf zwei Fuß lang umbiegt; der Schnabel ist hornfarben, die Füße bläulich, die Iris gelb, die Länge von der Schnabelspitze bis an das Schwanzende 13 Zoll. Am Weibchen Stirn und Vorderhals tief kastanienbraun, Kopf, Hals und Rücken röthlich gelb, Flügel und Schwanz tief kastanienbraun und glänzend, Bauch und Brust sind weiß. Findet sich überhaupt in Neu-Guinea.

Lesson, der diese Vögel an Ort und Stelle beobachten konnte, sagt darüber Folgendes: Es sind Strichvögel, welche bald da, bald dort sich finden. Die Weibchen vereinigen sich in größere Trupps und setzen sich auf die höchsten Baumspitzen und locken mit ihrem Geschrei die Männchen, von denen etwa eins mit 15 Weibchen lebt. Das erste Männchen, das Lesson sah, überraschte ihn so mit seiner Pracht, daß er darüber das Schießen vergaß. Dieser Vogel läßt sein Geschrei fast fortwährend ertönen und ist sehr lebhaft. Gewöhnlich geht er seiner Nahrung bei Sonnenauf- und Untergang nach, die in den Früchten mittelhoher Bäume besteht, namentlich des Teck's und des Feigenbaums, den Tag über hält er sich im Schatten der Blätter verborgen; Lesson sah zwei junge Vögel der Art bei einem Chinesen, welche mit gekochtem Reis gefüttert wurden und für welche man 1000 Francs verlangte.

2) Paradisea papuensis (*Lev.* pl. 4. 5). Am Männchen der Rücken hell kastanienbraun, Oberkopf, die Seiten des Halses und Oberhals blaßgelb, die Federn an der Schnabelwurzel und an der Stirn dick, sammetartig schwarz, mit grünem Schiller, die kleinen Flügeldeckfedern hochgelb, die Kehle oben smaragdgrün, die untern Theile tief braunroth, in den Seiten Bündel langer gelber und weißer Federn, die zwei nackten Kiele wie bei den vorigen, der Schnabel bleifarben, die Füße bläulich, die Länge zwölf Zoll. Am Weibchen ist Kopf, Rücken, Steiß hell orangefarben, Stirn, Kehle und Vorderhals smaragdgrün, Brust und Bauch weiß, die Schultern gelblich, Flügel und Schwanz braun. Hat mit dem vorigen ein Vaterland.

3) P. rubra *Vieill.* ois. de Paradis. pl. 3. Gal. pl. 99. *Levaill.* pl. 6. *Less.* Zool. de la Coq. pl. 27. Am Männchen sind die obern Theile, die Seiten der Kehle und der Brust gelb, die Federn an der Schnabelwurzel sind klein, sammetschwarz, die des Hinterkopfs sind etwas länger und können in eine kleine getheilte Haube erhoben werden; sie stehen dicht, sind sammetartig goldgrün, die Brust, die Untertheile und die Steuerfedern sind tief kastanienbraun, in den Seiten stehen dichte lange Haarbüschel von lebhaftem Roth und an den Seiten des Steißes zwei schwarze, platte, 20—22 Zoll lange, aufwärts gebogene Kiele; Schnabel und Füße sind braun, die ganze Länge beträgt neun Zoll. Am Weibchen ist der halbe Kopf, die Kehle sammetartig schwarzbraun, der Hinterkopf, Hals und Brust hellroth, fast fleischfarben, Rücken, Flügel, Bauch, Schwanz, oben tief kastanienbraun. Lebt auf der Insel Waigiou.

II. Parotia *Vieillot*. Der Schnabel mittelgroß gewölbt, mit einem borstigen Federbusch bis an die Spitze bedeckt, Oberkiefer ausgerandet und länger als der untere, Schnabelöffnung stark gespalten, Nasenlöcher ganz verborgen, der Schwanz zugerundet.

4) P. sexsetacea *Shaw*. P. aurea *Gmelin*. *Son-*

nerat, Voyage. pl. 97. Enl. 635. *Vaillant* pl. 12. *Vieill.* pl. 6. *Vieill.* Gal. pl. 97. Das Männchen ist sammetschwarz, die Stirn und ein Theil des Oberkopfes mit einer grünlichen Haube, an jeder Seite des Kopfes drei lange nackte Kiele, am Ende mit einem kleinen schwarzen, grün glänzenden, scheibenförmigen Federbart, die Nackenfedern goldgrün, in den Seiten schwarze lockere Federn, welche zum Theil die Flügel und Steuerfedern verdecken und bei jeder Bewegung sich in die Höhe richten; die Federn am Vorderhalse breitschuppig, schwarz, mit goldgrünen Rändern, die Steuerfedern sammetartig schwarz, Füße und Schnabel schwärzlich, ganze Länge 10 bis 12 Zoll. Vaterland, Neu-Guinea.

III. Lophorina *Vieillot*. Schnabel mittelgroß, nicht stark gewölbt, ziemlich spitzig, sehr zusammengedrückt, die Nasenlöcher tief durch zwei Federbüsche versteckt, die Kopffedern schuppig, der Schwanz zwölffederig; von den Schwungfedern ist die erste breit, die dritte und vierte sind die längsten.

5) P. superba (*Sonnerat*, Voyag. pl. 96. Enl. 632. *Vaill.* pl. 14. *Vieill.* 7. *Vieill.* Gal. 98). Sammetschwarz grün und violett schillernd, an der Stirn zwei kleine seidenglänzende schwarze Federbüsche, auf den Schultern lange Federn, welche über dem Rücken und zum Theil über den Flügeln eine Art Mantel bilden; Nacken und Unterbrust goldgrün glänzend, die Kehle schwarz mit Kupferglanz, die Federn am Unterhalse länger als die übrigen, breiten sich nach beiden Seiten des Vorderhalses und der Brust aus und bilden so ein schuppiges, metallglänzendes Schild, Unterleib, Schnabel und Füße schwarz, ganze Länge etwas über acht Zoll. Lebt in Neu-Guinea.

IV. Cicinnurus *Vieillot*. Der Schnabel klein, wenig erhöht, schwach, oben auf ⅓ seiner Länge mit sammetartigen Federn bedeckt, Schnabelspalte bis unter das Auge reichend, die Flügel kurz, vierte Schwungfeder die längste, Schwanz mehr kurz, viereckig, aus zwölf Steuerfedern bestehend, darunter zwei fadenförmige, nur am Ende mit einem Barte versehene und zurückgerollte Kiele, die Federn in den Seiten gestutzt.

6) P. regia (Enl. 496. *Vaill.* 7. Das Männchen 8 eine Varietät. *Vieill.* 5 und Gal. 96. *Knorr*, Del. nat. T. II. t. 5. *Seba*. I. t. 38. 5. *Daudin* pl. 19. *Duperrey*, Voy. Zool. de la Coquille. pl. 26. Das Weibchen). Am Männchen sind die obern Theile rubinroth, die Stirn und ein Theil des Kopfes orangefarbig sammetartig; am innern Augenwinkel steht ein kleiner schwarzer Fleck; das Kinn ist hochgelb, nach der Kehle dunkler; letztere ist unten durch einen bräunlichen Querstreifen und einen breiten metallgrünen Gürtel eingefaßt; die untern Theile sind weißlich grau, manchmal mit Grau gemischt; in den Seiten stehen breite graue Federn, mit einer weißen und rosafarbenen Querlinie und smaragdgrünen Spitzen, die untern Flügeldeckfedern sind gelb, die Steuerfedern sind braunroth, und die zwei mittlern bestehen aus zwei langen nackten rothen, nur am Ende gebarteten Kielen, welche glänzend braungrau sind, und am Ende aufgerollt; der Schnabel ist blau, die Füße bleigrau, die Länge 5½ Zoll. Die Varietät ist orangebraun statt glänzend roth. Das Weibchen ist oben röthlich, unten gelbröthlich mit braunen Schmitzen. Das Vaterland ist Neu-Guinea.

7) P. magnifica (*Sonnerat*, Voyage. 98. Enl. 631. *Vaill.* 9. *Vieill.* 4). Lesson hat mit dieser Art eine eigne Untergattung, doch ohne lateinischen Namen (Magnifique!) gebildet, von welcher er folgende Kennzeichen angibt: Der Schnabel lang, an der Wurzel breit zusammengedrückt, spitzig gewölbt, die Nasenlöcher offen und nackt am Rande der Stirnfedern. Am Männchen ist der Körper oben glänzend braun, die Wurzel des Schnabels und die Stirne mit kurzen, dicken, röthlichbraunen Federn bedeckt, Ober- und Hinterkopf smaragdgrün; ein doppelter Busch langer viereckig geschnittener Federn bildet um Hals und auf dem Oberrücken eine Art Mantel; an dem Halsmantel sind die Federn schmäler, röthlich, am Ende schwarz gefleckt, die des Rückenmantels sind länger, blaßgelb, gegen das Ende dunkler, die großen Flügeldeckfedern sind karmelitbraun, die Schwungfedern gelb, die Steuerfedern braun. Kehle und Brust sind grün und blau, die Seiten der Brust braungrün, der Unterleib bläulichgrün, der Schnabel gelbschwarz gesäumt, die Füße bräunlichgelb; an jeder Seite des Steißes entspringen zwei kreisförmig gebogene Kiele, welche einen Fuß über den Schwanz hinausreichen; Länge 6½ Zoll. Vaterland: Neu-Guinea.

Paradisea gularis bildet die Gattung Astrapia und wird von Cuvier zu den Drosseln gerechnet. Paradisea aurea bildet die Gattung Sericulus und wurde sonst zu Oriolus gezählt. (D. *Thon.*)

PARADISEI, (Aves) auch Paradisiadae. Eine Familie der Vögel, welche der Gattung Paradisea Linné's entspricht. Lesson rechnet zu derselben außer den in letzterem Artikel aufgeführten Gattungen noch die Gattung Astrapia *Vieillot* und Sericulus *Swainson* (Oriolus, *Temm.*, Paradisea, *L. Lath.*, chelliphaga, *Lewin.*) welche von andern wol mit Recht davon getrennt werden. (*Dr. Thon.*)

Paradisiadae f. Paradisei.

PARADISO heißen viele Orte in Italien, besonders im lombardisch-venezianischen Königreiche, darunter sind folgende am bedeutendsten: 1) ein Städtchen in den sicilischen Intendanza Siragosa, im südöstlichsten Theile der Insel am Flusse Frascolare, der sich in das afrikanische Meer ergießt; 2) ein zu der Hauptgemeinde Volta gehöriges Dörfchen (Villaggio) im Districte (IV) von Volta der Provinz Mantua des lombardischen Königreiches; 3) alle übrigen Orte sind nur einzelne Häusergruppen (Case isolate), Meiereien, Gehöfte u. dgl. (*G. F. Schreiner.*)

PARADISUS (Παράδεισος), eine unbedeutende Stadt in Phönizien, im Gebiete Laodicene, nordwestlich über dem sogenannten königlichen Thale (ὁ αὐλὼν βασιλικός) am Antilibanon, welche von Strabon XVI, 1096. Plinius V, 23. Ptolemäus V, 15. p. 160 angegeben wird. Jedenfalls ist es derselbe Ort, welchen Diodorus (XVIII, 39. T. II. p. 286. dazu Wesseling) Triparadisus nennt und in Obersyrien aufführt (εἰς Τριπαράδ-

δεισον τῆς ἄνω Συρίας). Hier erregte die Eurydice Unruhen im macedonischen Heere, welche Antipater, zum Obervormund mit höchster Gewalt (αὐτοκράτωρ) gewählt, beschwichtigte und hier die zweite Vertheilung der Länder vom großen Reiche Alexander's vornahm. Diodorus l. c. Plinius l. c. gibt dieser Stadt eine unrichtige Stelle. Vgl. *Cellar.* III. 12. p. 444. Mannert VI, 1. S. 331. 2te Ausg. (*Krause.*)

PARADISUS wird von Plinius (VI, 22) ein Fluß in Cilicien genannt. (*Krause.*)

PARADOS, (Fortifik.) (franz. *par à dos*, teutsch: Rückenwehr) eine Traverse, welche den Zweck hat, die Vertheidiger eines Werkes gegen Rückenschüsse in gerader oder schräger Richtung zu sichern. Die Parados werden ebenso, wie die Paraflancs, (franz. par à flanc, teutsch: Seitenwehr, welche letztere sich von jenen nur dadurch unterscheiden, daß sie gegen Seitenschüsse zu sichern haben, theils an den Brustwehren angelegt, um die aufgestellten Vertheidiger, die man gegen Überhöhungen von Außen nicht im Ganzen defiliren konnte, partiell dem Auge des Feindes zu entziehen, theils auch im Innern der Werke, um Linien zu decken, die durch das Defilement gegen irgend eine Höhe bloßgestellt sind.

Die Anlage von Parados ist in der Regel bei allen offnen Bollwerksflanken nothwendig, deren von Oben nicht gedecktes Geschütz gewöhnlich durch die Rückenschüsse der Ricoschetbatterien gegen die Facen unbrauchbar gemacht wird. Dabei ist aber ebenso, wie bei der Anlage von Paraflancs darauf zu sehen, daß dadurch die Bewegungen im Innern der Werke nicht zu sehr gehindert werden. Oft kann auch die Erhöhung der Bonnets auf den ausspringenden Winkeln, oder ein Cavalier (Katze) oder auch eine doppelte Brustwehr auf dem Wallgange die Anlage von Parados an gewissen Stellen entbehrlich machen. Man gibt selbigen, wie den Traversen 12 Fuß Dicke und bekleidet sie mit Faschinen oder mit Schanzkörben von 4 Fuß Durchmesser. (*Heymann.*)

PARADOXA, P.-xon, P.-xos. Die Griechen nannten theils Alles, was gegen die gewöhnliche Erwartung und Meinung geschieht, sobald es nicht hinter derselben zurückbleibt, sondern sie übertrifft, *Παράδοξα;* so hieß *παράδοξος* jeder, welcher in den vier großen hellenischen Spielen, den Olympien, Pythien, Nemeen oder Isthmien (vergl. *Böckh* C. I. Gr. Nro. 249. 263. 632.) oder an einem Tage zugleich im Ringen und Pankration (*Plutarch* Compar. Cimon. et Lucull. 2. *Τῶν ἀθλητῶν τοὺς ἡμέρᾳ μιᾷ πάλῃ ἅμα καὶ παγκρατίῳ στεφανουμένους ἔθει τινὶ παραδοξονίκας καλοῦσιν*) und wer öfter gesiegt hatte, hieß *πλειστόνεικος παράδοξος* (C. I. Gr. 1363 fg.); in einer Urkunde (C. I. Gr. Nr. 1720) wird ein Flötenspieler, der in den Pythien den Preis erhalten, *αὐλητὴς παράδοξος* genannt. Dieser Sprachgebrauch wird getadelt von Curius Fortunatianus in den Rhetores antiqui pag. 297. Pithoe: unde vulgo etiam Olympionicas et caeteros victores sacrorum certaminum paradoxos vocant magis consuetudine quam ratione ducti. Einer noch späteren Zeit scheint mir der Gebrauch anzugehören, *παράδοξος* jeden, der öffentlich auftritt, namentlich Schauspieler so zu nennen; z. B. Schol. *Juven.* VIII. 186. Siparium velum est, sub quo latent paradoxi; vgl. *Cramer* ad h. l. — Auch wunderbare und miraculose Begebenheiten oder Naturerscheinungen nannte man *παράδοξα;* daher war dies häufig der Titel von Büchern, wie *Θαυμάσια*, *Ἄπιστα* u. a.; z. B. schrieben Aristokles und Sostratus *Παράδοξα*, Lysimachus *Θηβαϊκὰ Παράδοξα*, Myrsilus *Ἱστορικὰ Παράδοξα*, Ptolemäus *περὶ παραδόξου ἱστορίας*, vgl. *Ebert* dissertt. sicul. p. 174. — Dann aber wurde das Wort *παράδοξον* vorzugsweise von derjenigen Meinung oder Behauptung gesagt, welche auf den ersten Anschein unwahr oder selbst unwahrscheinlich klingt, die aber bei näherer Untersuchung und weiterer Ausführung das Auffallende verliert und sich als etwas Begründetes und Wahres zeigt. Das Paradoxon hat also etwas Epigrammatisches, Pikantes, was eben, weil es auf den ersten Anblick abstößt, zu genauerer Untersuchung auffodert, und besteht also aus zweien nothwendigen Requisiten, daß es einmal unwahr scheine, zum andern doch wahr sei, oder wenigstens sein wolle. Wer nun darauf überall ausgeht, seinen Behauptungen diejenige Form zu geben, daß sie für den Anfang das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit haben, dem kann man mit Recht Paradoxiensucht nachsagen; diese findet sich meistens bei denjenigen, welche angeborner Genialität ermangeln und doch gern für genial gelten möchten. Unter den griechischen Philosophen haben besonders die Stoiker es geliebt, ihren Behauptungen diese Form zu geben; Plutarch beweist in einer besondern Schrift *ὅτι παραδοξότερα οἱ στωϊκοὶ τῶν ποιητῶν λέγουσι* und Cicero hat in einer kleinen an M. Brutus gerichteten Schrift, der er den Namen Paradoxa gegeben, sechs solcher Behauptungen der Stoiker durch rednerische Darstellung auch für einen größern Kreis probabel zu machen gesucht, wie z. B. „daß das Schöne allein gut" oder „daß die Tugend zur Glückseligkeit hinreichend," „alle Fehler sich gleich seien" u. s. w.; man sieht hieraus, daß die Bedeutung, die man in neuerer Zeit mit dem Worte parador verbindet, wo es fast synonym ist mit „ungereimt", mit „absurd", wenigstens nicht dem antiken Sprachgebrauch entspricht. (*H.*)

PARADOXE MASCHINE nannte der Engländer J. Luccok eine von ihm im J. 1799 erfundene und patentirte Maschine, um eine beträchtliche mechanische Kraft hervorzubringen; sie sollte ohne Beihilfe von Feuer, Dampf oder Wasserrad bei jeder Dampfmaschine angewendet werden. Näheres scheint über sie nicht bekannt geworden zu sein. Vergl. Busch Almanach der Erfindungen. Bd. VI. S. 346. (*Rosenbaum.*)

PARADOXIDES (Paläozoologie). Ein von Alex. Brongniart [1]) aufgestelltes Trilobiten-Geschlecht, zu dessen Namen die Linné'sche Benennung Entomolithus paradoxus [2]) für zwei Arten dieses Geschlechtes Veranlassung

1) *Al. Brongniart* et *Desmarest*, Histoire naturelle des Crustacées fossiles. Les Trilobites par *Brongniart*, avec 11 planches. (Paris 1822. 4.) p. 30—36. 2) *Linné* im Museum Tessin. und in den Acta Holm. 1759.

gegeben hat, welche Benennung, wenn auch nicht nach Linné'schen Regeln gebildet, doch vermöge ihrer Priorität vor Olenus *Dalman*[3]) nach Linné'schen Regeln beibehalten werden muß.

Der eben genannte schwedische Naturforscher hat Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl von Arten nach zahlreicheren Exemplaren genauer zu untersuchen, als Brongniart, und sich so in der Lage gefunden, eine vollständigere Diagnose von diesem Genus zu geben, als letzterer. Es gehört in dessen erste Section der Trilobiten oder Paläiden-Genuina, mit halbmondförmigem Kopfschilde und vielgliederigem Rumpfe. Zweite Unterabtheilung: Typhlini: ohne kennbare Augen; an ihrer Stelle höchstens undeutliche Höcker; der Körper ausgestreckt und kaum in eine Kugel zusammenrollbar. Paradoxides: Oculi nulli, aut saltem inconspicui; eorum loco aut tuberculi duo frontis medium versus, aut rudimenta plane nulla. Corpus elongatum depressum, vix contractile; segmentis caudam constituentibus a dorsalibus vix distinguendis: segmentoque anali tantum distincto. Segmentorum apices laterales plus minusve acuminati, inde subspinosi.

Brongniart hatte die seitlichen stachelartigen Fortsätze der Rumpf-, und besonders die des End- oder Aftergliedes als das Hauptmerkmal des Geschlechtes angegeben. Zenker[4]) nimmt das Genus in einem beschränkteren Sinne, indem er die zweite der unten folgenden Abtheilungen desselben, welche keine hörnerartig verlängerte hintere Ecken des Kopfbrustschildes haben, davon ausschließt. Die ihm übrig bleibenden Arten zeichnen sich (außer P. spinulosus) durch einen nach Vorn breiter werdenden Stirnhöcker und jederseits einen langen Schwanzanhang aus.

Pfarrer Sars[5]) in Schweden hat kürzlich interessante Beobachtungen über den Krustenüberzug der untern Seite des Kopfbruststückes der Trilobiten überhaupt, und einiger Paradoxiden insbesondere mitgetheilt, wonach der von Wahlenberg Entomostracites Bucephalus genannte Theil wol nichts anderes, als die Decke der Unterseite des Kopfstückes vielleicht von P. Tessini wäre.

Brongniart hatte im J. 1822 von diesem Geschlechte nur drei Arten gekannt. Seitdem hat sich ihre Anzahl bis gegen 12 gesteigert, einige unsicher und unrichtig bestimmte Arten nicht gerechnet.

Sie sind, wie die übrigen Trilobiten, auf das Übergangsgebirge beschränkt, und zwar gehören sie vorzugsweise den ältesten Gliedern desselben, dem Alaunschiefer, Grauwackenkalke und der Grauwacke selbst an. Inwiefern einige Arten etwa weiter aufwärts, nämlich im Bergkalke, vorkommen, scheint noch der Ermittelung zu bedürfen.

Dalman theilte die ihm bekannten Arten auf folgende Weise ab; neuere Arten schalten wir an ihrem Orte ein.

A. Cornigeri: Capitis anguli postici manifeste elongati, acuminati. 1) P. Tessini. Entomolithus paradoxus *Lin.* (Mus. Tessin. 98, t. III, fg. 1). Entomostracites paradoxissimus *Wahlenb.*[6]) (34, Nro. 9. t. I. fg. 1.) Paradoxides Tessini *Brongn.* (l. c. p. 31. Nro. 1. pl. IV. fg. 1, v. Schloth. Petrefactenk.[7]) III, 23; Bronn. Leth.[8]) 120. t. IX. fg. 16). Trilobites Tessini *v. Schloth.* (Petrefact. III, 35, Nro. 15). Olenus Tessini *Dalm.* l. c. 54. pl. VI. fg. 3, und p. 73; — *Hisinger* Pétr.[9]) 4, 32; — Olenus Tessini *Holl* (Petrefact.[10]) 172.) P. magnus, capitis angulis corniformibus validis, corporis mediam attingentibus; prominentia frontali turbinata, transversim trisulca, sulco primo interrupto; trunco 21 articulato, pleuris anticis rhachidis latitudine, posticis ea duplo latioribus; scuto anali subquadrato, utrinque appendice (caudali) triplo longiore aucto. Ist mit der folgenden die größte Art, welche bis 0‴30 Länge und einzelnen Bruchstücken zufolge bis 0‴12 Breite erreicht, bei kleineren Exemplaren sind Länge und Breite = 0,‴120: 0,085 ohne die Endanhänge. Die Wangen sind dreieckig mit sehr hohen Höckern an der Stelle der Augen. An dem parallelepipedischen Rumpfe ragen die Glieder seitwärts dornenartig vor, und nehmen zu bis zu den Anhängen des Endgliedes.

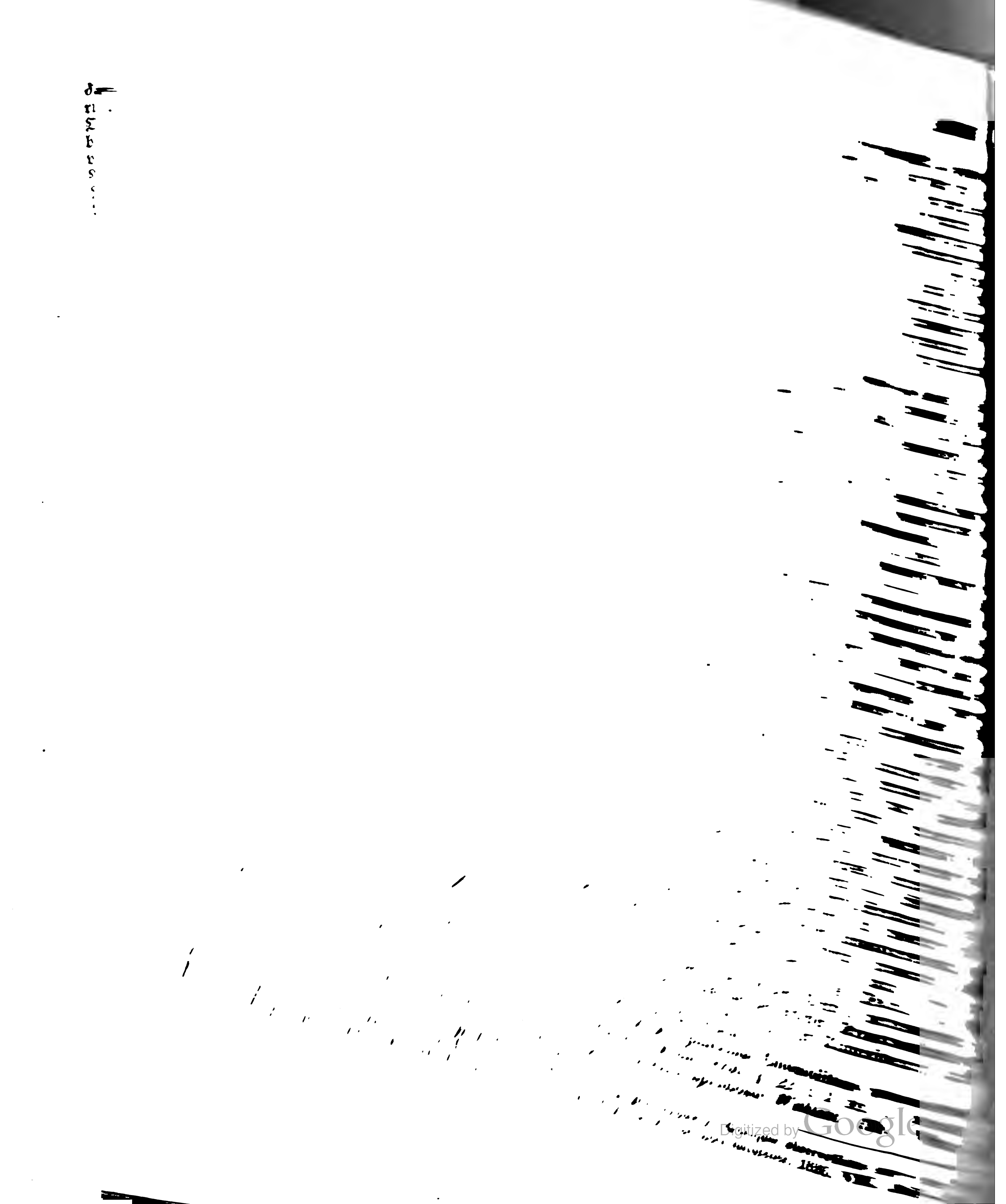
Gehört, nach Sars Vermuthung, das Fossil, welches als Entomostracites bucephalus *Wahlenb.* (p. 37. Nr. 10. t. I. f. 6; v. Schloth. III, 37. Nro. 25.) Olenus bucephalus *Dalm.* (p. 55, *Holl* 172, *Hising.* Pétrf. 5 und 32) beschrieben und abgebildet worden ist, als Unterseite des Kopfes wirklich dieser Art an, so ist dieser unten mitten gegen den Vorderrand kugelig aufgetrieben und gehen davon rechts und links vom Kopfrande hin zwei pfriemförmig zugespitzte Leisten aus einander; seine Auftreibung verschmälert sich nach Hinten. Die übrigen Theile liegen mehr concav. Die ganze Breite an den Hörnern beträgt bis 0,‴250. Vorkommen im ältesten Gliede des schwedischen Übergangsgebirges: im Alaunschiefer und in dem ihn begleitenden Stinkkalke; insbesondere in Westgothland: zu Olstorp, Gidaholm und zu Dämman oder Karlsfors, überall von P. bucephalus begleitet.

2) Par. longicaudatus *Kinsky* (in Act. Soc. Bohem. p. 246. t. VII. f. 4; und t. VIII. f. 5, 7.) Entomolithus paradoxus *Born* (lithophyt. 2. p. 6.) Trilobites Tes-

---

3) Dalman, über die Paläaden oder die sogenannten Trilobiten; aus dem Schwedischen übersetzt von Fr. Engelhart, mit sechs Kupf. (Nürnberg 1828.) 4) Zenker, Olenus, in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte der Urwelt, mit sechs Kupf. (Jena 1833. S. 36—45. 5) Sars, über einige neue oder unvollständig bekannte Trilobiten, in der Isis 1835. S. 333. 334. t. VIII. und IX. Neues Jahrbuch für Mineralogie rc. 1836. S. 463—467.

6) *Wahlenberg*, Petrificata telluris Suecanae; in Nova Acta societatis scientiarum Upsaliensis. (Upsala 1821. 4.) p. 1—116, insbesondere p. 17—43. 7) v. Schlotheim, Übersicht der bisher bekannt gewordenen Trilobitenarten und der neuern hierher gehörigen Beobachtungen; in der ersten Abtheilung der Nachträge zu seiner Petrefactenkunde. (Gotha 1823.) S. 1—44. 8) H. G. Bronn, Lethaea geognostica, oder Abbildung und Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen. (Stuttgart 1835—1836.) 9) *W. Hisinger*, Esquisse d'un tableau des pétrifications de la Suède. 2. édit. (Stockholm 1831.) 10) Fr. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829, 12.) S. 171—174.



I. fg. 3.) P. spinulosus *Alex. Brongn.* (Trilob. 32, Nro. 2. pl. IV. fg. 2 ?, 3; — *v. Schloth.* III. 25). Trilobites spinulosus *v. Schloth.* (III, 36. Nro. 16). Olenus spinulosus *Dalm.* (Pal, 56. t. VI. fg. 4, und p. 73; — *Holl* 172; *Hising.* 5, 32.) P. capite transverso, semilunari, angulis spiniformibus mediam fere corporis attingentibus; prominentia frontali oblonga, convexa antrorsum subangustata, sulcis tribus media interruptis; trunco subtriangulari basi latissimo, ? 15 — articulato, [15]) pleuris dupla rhachidis latitudine; scuto anali parvo, transverso, rotundato, simplicissimo laciniis caudalibus multo breviore. Vom Habitus des P. Tessini, aber stets kleiner, und 0‴030 — 0‴045 lang, nach Vorn breiter, als dieser, und der Kopfrand nicht, wie bei ihm, gegen die Hörner hin verdickt. Im Alaunschiefer zu Andrarum in Schonen und in Westgothland.

8) P. macrocephalus. Olenus macrocephalus *Goldf.* (v. Dech. [16]] 540). Kenne ich nur aus einem unvollständigen Exemplare meiner Sammlung aus der Eifel.

B. mutici. 9) P. gibbosus. Trilobites truncatus *Brünnich* (test. Dalm.). Entomostracites gibbosus *Wahlenb.* (39. nr. 12. tab. I. fig. 4). Paradoxides gibbosus *Brongn.* (35. nr. 4. pl. III. f. 6. v. Schloth. III, 25). Trilobites gibbosus *v. Schloth.* (III, 36). Olenus gibbosus *Dalm.* (56. nr. 4. Holl, Petrefactenk. 173. *Hising.* 5, 32). P. parvus, capite transverso, antice truncato; prominentia frontali oblonga, antice angustiore, utrinque transversim trisulcata, gibbosa, carinam transversalem rectam utrinque emittente; trunco segmentis 15, pleuris rhachide latioribus; scuto caudali subtriangulari; rhachide caudali distincta, articulata, ad apicem continuata; limbo radiatim sulcato, utrinque bidentato. Klein, kaum über 0‴030 lang, Kopfschild quer, am abgestutzten, gerändelten Vorder- und am Hinterrande gerade; Stirnhöcker gleichbreit, sehr convex, jederseits mit nur drei sehr kurzen Furchen, der Querkiel vorn bis zu den Seitenrändern fortgesetzt. Im Alaunschiefer aller Gegenden Schwedens, insbesondere in dem ihn begleitenden Stinksteine sind nach Wahlenberg Kopf- und Schwanzschilder sehr häufig; — ganze Exemplare findet man zu Andrarum in Schonen; Köpfe sind in großer Menge zusammengehäuft auch zu Borenshult in Ostgothland vorgekommen, Schwänze nur selten.

10) P. Boltoni. P. Boltoni *Bigsby* (im Journ. of the Acad. of Nat. Scienc. of Philadelphia. IV. *Green*, Monogr. [17]] 60 — 63. f. 5. Jahrb. 1836. S. 456. P. corpore late ovato; capite transverso, antice arcuato, utrinque acuto; trunco articulis 14, rhachide pleurarum latitudine, marginis appendicibus latis falcatis; scuto anali....... Die breite Form des Körpers, der kurze breite Kopfschild, das Breitenverhältniß von Spindel und Seiten, die breiten Randanhänge unterscheiden diese Art in solchem Grade, daß sie einen fremdartigen Habitus annimmt; doch sind mehre Verhältnisse aus Abbildung und Beschreibung nicht klar zu ersehen. Die ganze Länge beträgt 0‴150, die Breite des Kopfschildes 0‴118, seine Länge in der Mitte 0,029, die des Rumpfes ohne Schwanz 0,090, die Breite der Spindel bis zum sechsten Gliede 0,038, am Ende 0,006 breit. Die ganze Oberfläche ist mit kleinen Höckerchen und Streifen versehen, Stirn und Wangen gleichbreit, diese dreieckig, flach, nach der Stirn hin sich in eine scharfe Kante erhebend, die Stirn vorn gerundet und jederseits mit einer schiefen, nach Innen gabelförmigen Kante versehen. Die Rumpfglieder sind sichelförmig, flach, gefurcht, gegen 0‴003 breit, die drei hintersten breiter. Das ganze hintere Ende scheint mit Fortsätzen, gleich den Endanhängen früherer Arten, umgeben zu sein. Aus schwarzem Schieferkalk über dem salzführenden Sandstein zu Lockport in Neu-York.

11) P. scarabaeoides. Scarabaeorum aliorumve vaginipennium animal. vestigia *Bromel* (Act. Upsal. 1729, 525, cum icone, et 528 cum icone). ? Mobéer in den Schriften der berlin. naturf. Freunde. 6. Th. S. 252. Taf. II. Fig. 7. Entomostracites scarabaeoides *Wahlenb.* (41. nr. 13. t. I. f. 2). Par. scarabaeoides *Brongn.* (34. nr. 3. pl. III. f. 3. v. Schloth. III, 25). Trilobites scarabaeoides *Schloth.* (III, 36). Olenus scarabaeoides *Dalm.* (57. nr. 5, und p. 75. Holl 174. *Hising* 5, 32). P. capite semicirculari, fronte subhemisphaerica; prominentia frontali ampla subovata, utrinque sulcis 3 transversis obsoletis, limbo angustissimo; trunco angusto, rhachide pleuris fere duplo latiore; articulis 12 (?) lateribus late appendiculatis; scuto anali magno, transverso, utrinque tridentato, rhachide caudali ad mediam continuata, obscure triarticulata. Ist schmäler als die vorigen, etwa 0‴040 lang und 0‴020 breit. In Schwedens Alaunschiefer und Stinkkalk überall sehr häufig, aber höchstselten vollständig.

*) Anhang von weniger genau bekannten und zweifelhaften Arten.

12) P. Harlani. P. Harlani *Green* (in *Sillim.* Journ. [18]] XXV, 337. Jahrb. 1836, 462). Ich besitze den Gypsabguß eines 0,‴220 langen Exemplares, an welchem die Seitentheile des Kopfes, die Ränder des Rumpfes und der Schwanz mangeln. Der Stirnhöcker jedoch ist ganz von der Form, wie bei P. Tessini, hinten mit drei Querfurchen, die hintere Ecke unbekannt. Die Wangen sind in Form sphärischer Triangel. Rumpf 17gliederig, Spindel stark gewölbt, die Glieder der Seiten mit einer Längsfurche. Die Breite des Rumpfes an

15) Dalman gibt 15 Glieder an, Brongniart 12 Abdominal- und 6 Postabdominalglieder. 16) v. Dechen, Teutsche Bearbeitung von De la Beche's Handbuch der Geologie. (Berl. 1832.) 17) *J. Green*, A Monogr. of the Trilobites of North America. (Philad. 1832.) p. 16. 21. 59—63.

18) J. Green, Beschreibung einiger neuen nordamerikanischen Trilobiten, in *Sillimon* American Journal of Sciences. 1834. XXV, 334—337. Neues Jahrbuch für Mineralogie rc. 1836. 461. 462.

seinem Anfang mag 0,130 betragen haben. Angeblich von Trenton-Falls in Neu-York, aber das Gestein ist Kieselschiefer.

13) P. flabellifer *Goldf.* (b. Dech. 540). Ich kenne von dieser Art noch nichts als den Schwanzschild, welcher sehr groß, ganzrandig, fächerförmig gefurcht, dem des Entom. laticauda *Wahlenb.* (t. 2. f. 8) ähnlich ist, und sehr von den sonstigen Formen dieses Geschlechtes absticht. Aus der Eifel.

* *

P. Hofii *Green* (Monogr. 21). Trilobites Hofii *v. Schloth.* Olenus Hofii *Goldf.* (b. Dech. 540). Elleipsocephalus *Zenk.* Hat mit dem Genus Paradoxides fast nichts als den Mangel der Augenhöcker und den zackigen Seitenrand gemein, unterscheidet sich jedoch in andern Stücken.

Olenus Sulzeri *Goldf.* (b. Dech. 540). Trilobites Sulzeri *v. Schloth.* Conocephalus costatus *Zenker*, verhält sich wie der vorige.

Olenus Fischeri *Holl* (Petrefactenk. 174.) Asaphus Fischeri *Eichwald*, hat nichts mit Paradoxides gemein.

P. laciniatus *Brongn.* (35. Schloth. III, 26). Entomostracites laciniatus *Wahlenb.* (nr. 8. t. 2. f. 2). Trilobites laciniatus *v. Schloth.* (III, 36), ist nach Dalman (p. 53 und 72) ein Asaphus.

Olenus punctatus *Steining* (p. 30), ist sehr nahe oder ganz identisch mit Calymene arachnoides *Hoeninghaus.* (*H. G. Bronn.*)

PARADOXURUS, *Fr. Cuvier* (Mammalia). Eine aus Viverra gesonderte Raubthiergattung, zwischen Gulo und Mephites stehend. Man hat einige Arten von ihr zur besondern Gattung, Arctictis erhoben. Ihre Kennzeichen sind: Oben und unten sechs Vorderzähne, von denen die innern kürzer, oben und unten zwei Eckzähne, deutlich gesondert, länger als die Vorderzähne, kegelförmig; oben und unten an jeder Seite sechs Mahlzähne, die drei vordern oben, die vier vordern unten sind falsche Mahlzähne, der vierte oben und der fünfte unten ist ein Reißzahn, die zwei hintern oben und der hinterste unten sind Höckerzähne. Die Schnauze ist verlängert, mit vorstehender Nase; die Zunge ist rückwärts stachelig; der Körper ist mehr oder weniger plump; die Gangfüße sind Sohlengänger, fünfzehig; die Zehen bis an das letzte Glied verbunden; die Sohlen sind nackt, mit dicken Ballen; die Krallen sind halb zurückziehbar; vier Zitzen, zwei an der Brust, zwei am Bauche; der lange Schwanz ist mitunter scheinbar ein Wickelschwanz. Die hierher gehörigen Arten sind meist in Indien und dem dortigen Archipel einheimisch und scheinen noch keineswegs gehörig gesondert, indem zwar in der neuern Zeit von Gray eine Menge Arten angezeigt sind, die jedoch noch sehr genauer Untersuchung bedürfen.

1) P. typus (Viverra Musanga var. Javanica *Horsfield*, Zool. Research. n. I. c. f. bon. *Desmar.* Mamm. Suppl. p. 509. 833. V. nigra *Ejusd.* Mamm. 208. 316. Paradoxurus Typus, *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* Mamm. c. f. bon. *Fr. Cuv.* in Dict. des Sc. naturel. XXXVII. p. 518. c. f. Isid. *Geoffr.* in Dict. class. XIII. p. 50. Genette de France *Buff.* Hist. nat. Suppl. III. p. 236. t. 47. G. du cap de Bonne Espérance *Ejusd.* ibid. VII. t. 58. Pougouné, la marte des palmiers, *Leschenault*, Luwack Javan). Der Körper ist schwarz und graubunt, der Rücken undeutlich gestreift; Kopf, Füße und Schwanz sind schwarz; von der Stirn zieht sich eine weiße Binde schräg durch die Ohren, an den Seiten des Halses hin; die Nasenwurzel ist ebenfalls weiß. Varietät. Sumatrana (Viverra Musanga *Raffl.* Catal. in *Linné* Trans. XIII. p. 253. *Musang Marsden*, Hist. of Sumatra p. 118. t. 12. n. 2. *Musang*, Bulan Sumatr.). Dunkelbraunroth, die Streifen auf dem Rücken, an den Seiten deutlicher; der Schwanz an den Spitzen weiß. Die Länge dieser Art beträgt vom Kopfe bis zum Leibesende einen Fuß 7 Zoll, der Schwanz mißt einen Fuß 5 Zoll, die Höhe ist 8—9 Zoll. Sieht der Viverra genette sehr ähnlich. Die Augen stehen etwas vor und haben eine runde Pupille. Die Haare sind an der Wurzel grau und an der Spitze schwarz, oder auch ganz schwarz. Ist auf Java, Sumatra, Pondichery gemein und wird durch Verwüstungen der Kaffeepflanzungen schädlich.

2) P. Linsang (Viverra gracilis *Desmar.* Mamm. Suppl. p. 539. 834. Isid. *Geoffr.* in Dict. class. XIII. p. 50. V.? *Linsang* Hardwickii in *Linn.* Trans. XIII. p. 236. t. 24. V. prehensilis (*Blainv.*) *Desmar.* Mamm. p. 208. 315. V. Hardwickii *Less.* Man. p. 172. 456. Paradoxurus prehensilis *Schinz* Thier. IV. p. 349. Delundung Javan). Der Schwanz lang, cylindrisch, geringelt; der Körper schwachgelblich; auf dem Rücken vier breite, weiter nach Hinten zwei schmale Binden; an der Schulter und den Schenkeln mehre Flecken; die sieben Schwanzringe tiefbraun. Von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 15 Zoll lang, der Schwanz 13 Zoll lang; der Körper schmächtig; Kopf und Schnauze spitzig; der Schwanz lang; die Gliedmaßen schmächtig, dünn; die Pupille rund. Lebt in den Wäldern von Java.

3) P. Grayi (*Bennet*, Zool. Soc. p. 118). Der Pelz dicht, ziemlich gleich, olivengelblich und grau, unten blässer; Gesicht, Ohren und Füße schwarz; im Gesichte eine Binde, auf der Nase eine abgekürzte; unter dem Auge und die Stirn grau. Die Länge bis zum Schwanze 20 Zoll; der Schwanz etwas länger, mit dem Leibe gleichfarbig, ist in die Höhe gerichtet und kann nicht gerade gerichtet werden. Vaterland Indien.

4) P. philippinensis (*Jourdan* l'Institut. n. 221). Zähne mit stumpfen Höckern wie bei P. typus, aber statt der weißen Bänder auf Rücken und Seiten eine Menge kleine, weißliche und gelbrothe Flecken. Vaterland, Mindanoa und Luzon. (D. *Thon.*)

PARAEBATES (παραιβάτης). So hieß bei den Griechen in der heroischen Zeit derjenige, welcher auf einem Streitwagen neben dem Wagenlenker (ἡνίοχος) stand, wenn aber der Wagen in die Nähe des Feindes gekommen war, von demselben heruntersprang und den Kampf begann; dieser war der vornehmere, der Wagenlenker der minder vornehme; vgl. *Hom.* Il. XXIII, 132: ἂν δ᾽ ἔβαν

ἐν δίφροισι παραιβάται ἡνίοχοί τε; wir wissen aus Inschriften, daß in der makedonischen Zeit in den Wettkämpfen der heiligen Spiele etwas jenem Gebrauche der Heroenzeit Analoges aufgekommen sei, nämlich ein Wettrennen mit einem Wagen, der neben einem Wagenlenker (*ἡνίοχος ἐγβιβάζων* oder *ζεύγει ἐγβιβάζων*) noch einen andern Mann aufnahm, welcher, während der Wagen die Rennbahn durchlief, von demselben absprang und zu Fuß das Ziel zu erreichen suchte. Dieser hieß jedoch jetzt *ἀποβάτης*; vgl. d. Art. Panathenäen III. 10. S. 282. (*H.*)

PARAEBATES, Cyrenaiker, gehört zu der Schule des Aristippos, und zwar zu der zweiten, durch Antipatros, Aristipp's Zuhörer, fortgepflanzten Sekte derselben, die sich von der ersten, durch den jüngern Aristipp und Theodoros repräsentirten [1]), durch etwas größere Strenge der Sitten und Grundsätze unterschied. Sein Lehrer war Epitimetes, des Antipatros Schüler, seine Zuhörer Annikeris und Hegesias, von denen der erste die verderblichen Grundsätze des hedonischen Systems durch einige Zugeständnisse milderte [2]), der zweite, gleichsam als die Ironie dieser Schule, den Tod als das höchste Gut darstellte [3]). (*Steinhart.*)

PARAEBIOS, Freund des Phineus. Der Vater des Paräbios war beim Umhauen einer Eiche von der darin lebenden Hamadryade gebeten worden, den Baum nicht zu fällen; das würde alsbald ihr eigener Tod sein. Da jener ihren Bitten nicht genügte, traf ihn und seine Kinder die Rache der Götter, bis er auf Anrathen seines Freundes Phineus einen Altar der thyniaschen Nymphe errichtete und auf demselben versöhnende Opfer darbrachte; vergl. *Apollon. Rhod.* II, 457. sq. und dazu die Scholien. (*H.*)

PARAENESIS (*παραίνεσις*), hieß bei den Griechen jegliche Ermunterung, Warnung, Rath; in einer bestimmten technischen Bedeutung dagegen kam das Wort bei den griechischen Lehrern der Beredsamkejt nicht vor; aber die Neuern nennen solche Reden oder Theile von Reden, in welchen dem Zuhörer bestimmte Lehren gegeben, Ermahnungen an ihn gerichtet werden, Paränesen, paränetische Theile, wie auch Isokrates seine Rede an Demonikos *Παραίνεσις* genannt hat. (*H.*)

PARAEPAPHITIS (*Παραιπαφῖτις*), eine wenig bekannte Landschaft in Karmanien, die Gegend um die Stadt Khirman, nach Ptolem. (VI, 8), welcher sonst nichts hierüber zu berichten weiß. Weiter südlich in den östlichen Theilen Karmaniens nennt er die Ará und Charadrá (Mannert V, 2. S. 67). (*Krause.*)

PARAETACENE, ein altpersischer Ländername, der an mehren Örtlichkeiten des weiten Reiches sich wiederfindet. Es sind deshalb Unterscheidungen erfoderlich. Die Anwendung desselben Wortes auf verschiedene Gegenden zeigt, daß der Name ein bedeutsamer war und unsere jetzt gewonnene Kenntniß der altpersischen Idiome läßt diese Bedeutung ohne große Schwierigkeit finden. Die Endung ist griechisch und setzt daher eine kürzere Form voraus; diese finden wir in dem altpersischen Worte paruta, Berg, wofür das Sanskrit parvata, das Zend poûruta sagt; also eine dialektische Verschiedenheit, wie Paredoni und Paryetae, wenn man nicht lieber Veränderungen darin erkennen will, die der griechische Sprachgebrauch der bessern Unterscheidung wegen gemacht hat.

Dieses vorausgeschickt, wollen wir die verschiedenen Nachrichten der Alten erörtern. Herodot (I, 101) zählt unter den sechs medischen Stämmen einen Namens *Παρητακηνοί* auf. Durch Alexander's Feldzüge werden uns diese bekannter. Als er nämlich, den Darius verfolgend, gegen Medien zog, bezwingt er unterwegs die *Παραιτάκας* (*Arr.* III, 19) und gibt ihnen einen Satrapen, den Oxathres, Sohn des Abulites. Mithin auf dem Wege von Persepolis nach Ekbatana, durch den Bergpaß Climax Megale (*Plin.* VI, 29. *Hard.* p. 330), den man mit Ouseley für den Paß Durching halten darf. Es zieht sich eine Bergfläche mit vielen einzelnen Ketten zwischen der Persis und dem eigentlichen Medien hin, und von dieser ihrer Lage erhielten die Parätacer ihren Namen. Das von Ptolemäos erwähnte Aspadana (açpa, Pferd, dhâna, statio, also *ἱπποστασία*) muß in ihrem Lande gelegen haben, und da dieses trotz der neuern Einrede von William doch wol Ispahan bleiben muß, so gibt uns dieses etwa den Mittelpunkt des Landes.

In dieses Höhenland zwischen Medien und Persien setzt auch Ptolemäos Parätacene. Nach Diodor (XIX, 34) zog Eumenes von den Paraitekern nach Gabiene; bei den Paraitekern schlug er den Antigonus (*Corn. Nep.* Eum. 8), der sich nach Medien zurückzog. Als die letzte Stadt nach Medien hin nennt Curtius (V, 35) Tabä und das Land selbst meint Stephan von Byzanz, wenn er *Παραιτάκη* eine medische Stadt nennt. Plinius sagt übereinstimmend, wenn man sich erinnert, daß er Parthien und Ariana im weitesten Sinne nimmt: inter Parthos et Arianos excurrunt Paraetaceni VI, 29. p. 330. *Hard.*

Strabon setzt das Volk der *Παραιτακαί* nebst den Etymäern (XVI init.) an die Grenzen Persiens, scheint sich aber die Lage nicht richtig zu denken, denn etwas später läßt er Babylonien von den Susianiern, Etymäern und Parätakenern begrenzt sein (XVI. p. 509. *Cas.*), sonst aber stellt er zwischen Persien, Susiana und Medien die Marder, Etymäer, Urier und Kossäer; alsdann ist aber kaum eine Möglichkeit vorhanden, daß die Parätakener sich bis zu den babylonischen Grenzen sollten erstreckt haben können, durch jene vier Völker hindurch und von ihrer höhern Lage nach Osten und Norden hinunter, wohin sie die andern Berichte stellen und Strabon selbst, da er (XI, 361. *Cas.*) sie die östliche Grenze Mediens bilden läßt.

Er hat sich demnach falsch orientirt, oder er hatte zum Theil Berichte vor sich, wo der Name im ursprüng-

1) Diese Sekte pflanzte sich zunächst im Schooße der Familie Aristipp's durch dessen Tochter Arete auf seinen Enkel, den jüngern Aristipp, und von diesem auf den Atheisten Theodoros fort, der, allerdings nicht ohne Consequenz, so weit ging, alle Bande der Pietät und alle religiösen Grundsätze völlig aufzuheben; D. L. II, 86. 97—102. 2) D. L. II, 96. Von ihm stammte wieder eine eigne Sekte, die Annicerier; ib. 85. 3) Daher *πεισιθάνατος*, D. L. II, 86; über die unter seinem Anhange überhandnehmende Manie des Sebstmordes s. *Cic.* Tusc. I, 34.

lichen Sinne für Bergvolk gebraucht wurde. Er sagt selbst, sie lebten in den Bergen, als Räuber, wie ihre Nachbarn, die Kossäer.

Ein anderes Land desselben Namens findet sich weit entfernt von diesen medischen Parätanern, über Baktriana hinaus. Von Nautaka in Sogdiana zog Alexander gegen die Παραιτάκας (*Arr.* IV, 21); die Eroberung der Felsenburg des Chorienos war eine seiner kühnsten Unternehmungen; das übrige Land ließ er durch seine Feldherren erobern. Aus Curtius (VIII, 14. 17. *Zpt.*) sehen wir, daß diese Gegend neben dem persischen Namen, Paraetacene, Bergland, auch einheimische hatte, Gabaza und Babacene. Es war Land der Saker oder Skythen; im erstern hatte das Heer viel vom rauhen Klima, Sturm und Hagelschauern zu leiden, wie es im Frühjahre innerhalb des hohen Gebirges zu erwarten war.

Burnes kam auf seiner Reise nur bis Khundez *), also nicht bis in diese Gegend selbst, und es fehlen uns genaue Nachrichten der Neuern, um uns mit Sicherheit zu orientiren. Man kann aber nicht sehr irren, wenn man dieses Bergland mit seinen Sakern in die Chanate Hissar, Ramid und Abigherm versetzt; es ist das Land, welches östlich von Kara-Tagh, den schwarzen Bergen, liegt und sich immer höher bis zu dem gewaltigen Belur-Tagh erhebt. Ob Alexander's Generale nach Bedakschan kamen oderob dieser Name in Curtius Babacene (Badacene?) enthalten liege, wie Droysen in seiner lichtvollen Abhandlung über diese Züge Alexander's vermuthet (Rheinisch. Museum II, 99), ist bei der Unbestimmtheit der alten Nachrichten nicht sicher, obwol wahrscheinlich.

Dieses Paratacene kann man zum Unterschiede das baktrianische nennen. Alexander's Zug scheint noch in der Erinnerung der dortigen Völkerschaften zu leben; der erste Minister des Fürsten von Kokan berichtete neulich den Engländern in Bombay, daß südlich von Kokan, in dem ausgedehnten und bergigen District Karategin, grade wo wir dieses Paratacene gesetzt haben, noch kürzlich Prinzen herrschten, die von Alexander herstammen wollten (Journal of the Asiat. Soc. of Bengal. 1834. Vol. III. p. 373). Vielleicht wird diese Gegend von den chinesischen Annalisten gemeint, wenn sie von dem Lande der großen und kleinen Puruts reden (Rémusat's Sur l'extension de l'empire Chinois du côté de l'occident. p. 98). Beide Länder hatten im Anfange des 8. Jahrh. viele Verbindungen mit den Chinesen. Die Lage wird aber so unbestimmt angegeben, daß sich hierüber nichts entscheiden läßt; wir haben nämlich nur Kaschgar, Kaschmir und Kabul als Endpunkte des Gebiets, innerhalb dessen das Land zu suchen sei.

Das dritte Paratacene erwähnt Isidor von Cherax in seinen „Parthischen Stathmen" S. 8. Das Land zwischen Drangiana und Arachosia, sagt er, heiße Sakastana, nämlich der skythischen Saker, und werde auch Paratacene genannt. Im Lande seien die Städte Berda, Min, Palakenti und Sigal, die Hauptstadt der Saker, nahe bei Alexandria und nicht weit von Alexandropolis. Die letzte ist Alexandria Arachoton, wie aus der folgenden Beschreibung Arachosiens hervorgeht; das Alexandria, in dessen Nähe die Hauptstadt Sigal lag, scheint aber sonst nicht vorzukommen. Die Geschichtschreiber Alexander's gehen kurz über den Zug der Makedonier in diesen Gegenden hinweg; auch der spätere Durchmarsch des Kraterus bringt uns kein neues Licht; Isidor's Nachricht läßt sich aber durch die Vergleichung mit Ptolemäos erläutern. Min ist ein sakisches Wort; in Verbindung mit dem indischen nagara, Stadt, nannten diese Skythen, als sie sich am Indus festgesetzt hatten, ihre Hauptstadt Minnagara (Peripl. maris Eryth. p. 22); auch die übrigen Namen tragen einen skythischen Klang und werden erst von den Sakern hier eingeführt worden sein. Ptolemäos hat eine Stadt Sigar in Arachosien; dieses scheint Sigal; ob sein Inna in Drangiana für Min verschrieben sei? Denn grade zwischen Drangiana und Arachosien hatten sich diese Saker von Baktrien her eingedrängt, nachdem sie früher das griechisch-baktrische Reich gestürzt hatten. Dieses erklärt den hier neuen Namen Sakastana. Da ihr Land um Candahar herum und nach Drangiana hin lag, muß er zum Theil das Gebirge der Parvetä berührt haben, welches (s. diesen Art.) Ptolemäos zur Grenze zwischen Arachosien und den Paropamisaden macht. Dieses stimmt vollkommen überein mit der Benennung Paratacene. Die Weideplätze der Eimaks und Hezarehs, zweier mongolischer Stämme, die hier noch leben, erstrecken sich bis auf das Plateau von Ghizni und liegen an dem obern Hilmendflusse; sie werden die Nachkommen der alten Saker dieses Landes sein. Ein Stamm der Hezarehs heißt noch Tartar-Hezareh (Burnes, Reise I, 182, teutsche Übersetzung); Ptolemäos nennt dieses Land zwischen Drangiana und Arachosia Tatacene, ein Wort, welches eher an den Namen der Mongolen, Tatar (worüber s. *Klaproth*, Asia polygl. p. 202) erinnert, als an Sakastana, worein man es verwandeln will. Wenigstens ist kein genügender Grund anzunehmen, daß der Name Tartar nicht älter sei, als seine erste Erwähnung in chinesischen Annalen. (*Lassen.*)

PARAETAKAE (*Παραιτάκαι*), ein unbekanntes Gebiet in Sogdiana, wohin Alexander mit seinem Heere gelangte. Hier war ein sehr hohes und steiles Felsencastell, *Χοριήνου ἡ πέτρα* genannt, wohin sich Chorienos geflüchtet hatte. Die steile Höhe betrug 20, der Umfang 60 Stadien, ringsherum schroff abgeschnitten, mit einem einzigen schmalen Aufgange. Dennoch machte Alexander Anstalt, diesen für unüberwindlich gehaltenen Felsen zu erobern. Als Chorienos das ernstliche Beginnen gewahrte, schickte er einen Herold und übergab das Castell dem Könige. Dieser darüber erfreut, setzte ihn dann als Hyparchos dieses Castells ein, worauf jener dem Heere aus seinen Felsenkammern auf zwei Monate Proviant darreichte, und versicherte, daß dadurch noch nicht der zehnte Theil des Vorraths hinweggenommen würde. Um so mehr hielt Alexander diesen brauchbaren Mann in Ehren. *Arrian.* Exp. Al. IV, 21. Cf. *Diod.* XIX, 34. *Corn. Nep.* Eum. c. 8. (Vgl. oben im Art. Paraetacene. Red.) (*Krause.*)

PARAETONION (*Παραιτώνιον* und *Παραιτόνιον*.

*) Reise S. I, 208, teutsche Übersetzung.

Paraetonium und Paraetonius), eine namhafte Stadt mit einem bedeutenden Hafen im kyrenäischen Gebiete an der ägyptischen Grenze, von Einigen auch zu Ägypten selbst gezogen, wie von Strabon (XVII, 1, 798), welcher den Umfang des Hafens auf 40 Stadien schätzt und bemerkt, daß die Stadt von Andern auch Ammonia genannt werde. Außer den alten Geographen wird sie noch von vielen andern Schriftstellern erwähnt und muß daher allgemein bekannt gewesen sein. Diodor (I, 31. vol. I. p. 36 *Wess.*) bemerkt bei seiner Beschreibung von Ägypten, daß das Meerufer von Parätonion in Libyen bis Joppe in Cölesyrien, 5000 Stadien lang, außer Pharos, keinen sichern Hafen darbiete (über die unsichern Häfen dieser Küste vgl. XXX. c. 75 u. *Joseph.* Bell. Jud. XXI, 5). Pomp. Mela (I, 8, 2) nennt nur den Hafen (Paraetonius) und setzt ihn zwischen das Vorgebirge Naustathmos und die Stadt Hesperia (über seinen Irrthum vgl. Tzschucke daselbst [p. 208. vol. III, 1]). Florus (IV, 11, 9) betrachtet Parätonium und Pelusium als die Schutzwehren von Ägypten (itaque nec praeparata in Oceanum fuga, nec munita praesidiis utraque Aegypti cornua, Paraetonium atque Pelusium, profuere). Vgl. *Hirt.* Alex. bell. c. 8. *Plut.* Ant. c. 69. *Ptol.* IV, 5. *Steph.* Byz. v. Nach Lukian's Darstellung war die Nähe von diesem Hafen (hier *Παραιτονία* genannt) den Schiffenden gefahrbringend (Quom. hist. sit conscr. §. 62 von dem Pharos: *ὡς πυρσεύοιτο ἀπ' αὐτοῦ τοῖς ναυτιλλομένοις ἐπὶ πολὺ τῆς θαλάττης, καὶ μὴ καταφέροιντο εἰς τὴν Παραιτονίαν, παγχάλεπον, ὥς φασιν, οὖσαν, καὶ ἄφυκτον, εἴ τις ἐμπέσοι εἰς τὰ ἕρματα*). Ovidius erwähnt hier den Cult der Isis (*Met.* IX, 772. Amor. II, 13, 7 sq.). Außerdem wird die Stadt noch vom Polyänus (II, 28, 2) (*Παραιτόνιον*), Lucanus (Phars. III, 295), Hierokles (*Συνεκδ.* p. 733. *Wess.*), Procopius (de aedif. VI, 2) und dem Chron. Pasch. (p. 29 ed. Ven.) genannt. In numismatischer Hinsicht Rasche (Lex. Num. T. III. p. II. p. 596). Die Gegend beschreibt Plinius (H. N. V, 5), Strabon (l. c.) entfernt die Stadt vom Katabathmos 900 Stadien = 112 Mill. p. Zu Lande setzt Plinius (l. c.) die Entfernung auf 80 Mill. p., die Peut. Tafel (VIII) auf 74 Mill. p. Von Parätonion bis zum Tempel des Ammon setzt Strabon (l. c.) 1300 Stadien. Orosius (I, 2) und Stephanus v. rücken diese Hafenstadt in die Nähe von Alexandria, wovon sie Plinius (V, 6) und Marcianus (VI. p. 217) 200 M. p. Abstand nehmen lassen. Statius (Theb. V, 12) bezeichnet den Nil als parätonischen Fluß (Paraetonio Nilo). Orosius (VI, 19) nennt diese Stadt als die erste Ägyptens von Lybiens Seite her, und bezeichnet sie nebst Pelusium, wie Florus (l. c.) als cornua Aegypti. Zu Lybien wird sie von Diodoros (l. c.), Ptolemäus (IV, 5), Hierokles (p. 733 *Wess.*) gezogen, und Stephanus (s. v. *Ἀρσινόη*) nennt Libyam Paraetoniam. Plinius (V, 6 init. XXXV, 18, 6) schiebt sie über den Katabathmos nach Libya Mareotis. Lucanus (III, 295) kennt Paraetonias syrtes, weil er seine Syrten Ägypten sehr nahe bringt (VIII, 444. 540). Die Hafenstadt lag also an der Grenze, und mochte wol theils in der Wirklichkeit, theils in der Vorstellung bald zu diesem, bald zu jenem Gebiete gezogen werden. Als gegenwärtige Namen gibt man Rara, Alberton, Baretoun an. Cf. *Tzschucke* ad *Pomp. Mel.* l. c. vol. III, 1. p. 208. Über Cyrenaica und dessen gegenwärtigen Zustand überhaupt vgl. Ritter, Erdkunde. 1. Thl. 1, 3. S. 932—954. 2. Ausg. (*Krause.*)

PARAGA, ein großes Kameraldorf im untern Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der bácser Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, in der großen oder untern ungarischen Ebene, an der von Essek über Dálya nach Neusatz führenden Straße gelegen, ¾ teutsche Meilen südlich von jenen Erdwällen entfernt, welche man für die Überreste eines römischen Walls (Aggeres Romanorum) oder Avarenringe hält, mit 149 Häusern, 1015 illyrischen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue und der Viehzucht ernähren und 974 nichtunirte Griechen, 39 Katholiken und einige Evangelische helvetischer Confession unter sich zählen, und einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der morgenländischen Griechen. Die Einwohner sind fast durchaus Raizen. (*G. F. Schreiner.*)

PARAGAUDA. Aus Johannes Laurent. Lydus de magistratibus wissen wir, daß der Lexikograph Diogenian über das Wort gesprochen hat; ihm also mag Lydus in seiner Erklärung vorzugsweise gefolgt sein. Nach dieser*) bezeichnet das Wort ein lanzenförmiges Untergewand mit purpurnem Besatze, welches ganz weiß ist, Ärmel und Manschetten hat; bei den Persern und Sarmaten sei es als Gewand der Vornehmen üblich gewesen. Unter den Neuern hat Salmasius es für ein persisches, Casaubonus für ein syrisches Wort gehalten. Bei den alten Autoren kommt es wol nirgends vor, vielmehr scheint sich die früheste Erwähnung bei den Scriptoribus Historiae Augustae zu finden und es bei diesen ein bordirtes Unterkleid zu bedeuten; so bei *Vopisc.* Aurel. 46. Vestes *paragaudas*, Derselbe in Prob. 4. interulas paragaudas duas, *Trebell. Pollio.* in Claud. 17. paragaudam triuncem unam; dagegen in dem *Theodos.* u. *Justin.* Cod. XI, 8, 1 (auratas in tunicis paragaudas) es nur goldene oder seidene Borte am Gewande bedeutet. (*H.*)

PARAGEUSIA, PARAGEUSTIA, PARAGEUSIS, nennt de Grossi u. A. die qualitativen Verschiedenheiten des Geschmacks, ohne Unterschied, ob sie von gestörter Nervenverrichtung oder veränderter Beschaffenheit der Secrete herrühren. Auch Albers hat diesen offenbar unrichtigen Begriff beibehalten. Eigentlich ist die Parageusia nur die Verstimmung des Schmeckvermögens, bezeichnet also die fehlerhafte Function der Geschmacksnerven. S. den Artikel Geschmack (krankhaft veränderter). (*Rosenbaum.*)

PARAGIUM. Daß man so die den nachgebornen Prinzen fürstlicher Häuser bewilligte Abfindung nennt,

*) *Καὶ παραγῶδαι, χιτῶνες λογχωτοὶ, ἀκροπόρφυροι, λευκοὶ διόλου, περιχειρίδας ἔχοντες (μάνικας αὐτὰς ἐκεῖνοι λέγουσι). Τοὺς δὲ τοιούτους χιτῶνας παραγαύδας τὸ πλῆθος οἶδεν ὀνομάζειν. Ἀρχαῖος ὅμως χιτὼν ὁ παραγαύδης, Πέρσαις καὶ Σαυρομάταις ἐπίσημος, ὡς Διογενιανῷ, τῷ λεξικογράφῳ εἴρηται.* Vergl. auch *Ritter*, Glossar. Nomic. in Cod. Theodos. p. 248.

sobald dieselbe nicht in Geld, sondern im Genusse liegender Gründe besteht, welche mit Ausschluß jedoch der Souverainetäts- und Hoheitsrechte jenen abgefundenen Fürsten eingeräumt werden, ist unter dem Artikel Apanage gezeigt worden, wobei auch nachgewiesen wurde, daß die Distinction zwischen Apanage als Abfindung in Geld und Paragium als Abfindung in Land und Grundstücken, nicht allgemein anerkannt werde. Das Wort Paragium ist übrigens aus dem Französischen Parage in unser teutsches Staatsrecht übergegangen. Paragirte Prinzen heißen die, welche ein Paragium erhalten. (*H.*)

Paraglossen, beim Orgelbau so viel wie Cancellen-Ventile (s. d. Art. Orgel).

Paragnathis *Spr.*, s. Diplomeris.

PARAGOA (Paragua, Paraguay bei den Engländern, welche die Insel als die westlichste der Philippinen betrachten, Palawang oder Palawan bei den Holländern), große, aber fast noch unbekannte und zum Suluarchipel gehörige Insel unter 8° 12′ bis 11° 31′ n. Br. und 117° 21′ bis 119° 40′ östlicher Länge. Sie ist 190 engl. M. ostnordöstlich von Mindanao entfernt, und hat eine Länge von 45 und eine Breite von 10 teutschen Meilen. Flach und eben in ihrer Mitte wie im Norden, wird sie im Süden von einer hohen Bergkette durchstrichen. Im Westen findet sich das Nose- oder Nasencap mit der Eilandenbai in der Mitte, der Felsenbai im Süden und einer sehr tiefen Bai im Norden, auf der Nordküste liegen die Baien Malampaya im Norden und die Tasbayugbai im Süden, — die zwischen ihnen liegende Bai entspricht der tiefen Bai auf der Westküste, — sowie Long-Steep- und Hummockpoint. Ihre nördlichste Spitze führt den Namen Punta de Geludi, die südliche Punta de Lawi. Der von vielen von den Gebirgen herabkommenden und von dem häufig fallenden Regen genährten Bächen bewässerte Boden ist äußerst fruchtbar; man baut Mais, Yams und andere Südfrüchte. Die Wälder der Berge, in welchen sich Hirsche, wilde Schweine und anderes Wild finden, liefern Kampesche- und Ebenholz, auch Rottangs- und Harzbäume finden sich hier, sowie in dem Innern der Insel. Die wenig zahlreichen Einwohner *) gehören auf der Ostküste zu den Bissayern, auf der Westküste zu den Eidahamen. Papuas vermuthet man in den Urwäldern der Mitte. Der Fischfang an den Küsten ist nicht unbedeutend, doch verfährt man hauptsächlich Wachs, Schildpatt, Kauris und Holz, dessen bessere Sorten sehr gesucht werden. Die Spanier besitzen hier ein Fort auf der Philippinenseite, auch bestand früher hier eine Missionsanstalt, doch gehorcht der größte Theil der Insel den Suhluern. (*Fischer.*)

PARAGOGE (παραγωγὴ), bedeutet bei den Griechen zuerst jegliches Nebenbei- oder Vorbeiführen, eine generelle Bedeutung, die uns hier fern liegt; wir betrachten das Wort nämlich nur unter vier Gesichtspunkten, inwiefern es ein militairisches, ein grammatisches, ein musikalisches und ein rhetorisches Kunstwort ist. Als militairisches bedeutet es Veränderung in der Stellung oder Schwenkung, z. B. wenn das Heer, ἐπὶ κέρως gestellt war, d. h. so, daß die Fronte geringer war als die Tiefe, so bedurfte es einer παραγωγή, wenn es die Stellung ἐπὶ φάλαγγος einnehmen, d. h. die Fronte größer als die Tiefe werden sollte. Xenophon (in der Schrift de R. L. XI, 6) spricht von παραγωγαί, durch welche das Heer eine dünnere oder dichtere Stellung einnehme. Diese παραγωγή hieß δεξία, wenn sie auf der rechten, εὐώνυμος, wenn sie auf der linken Seite vorgenommen wurde; vergl. über diese militairische Bedeutung Scholiast. *Demosth.* Cod. Bav. p. 101 zu Seite 693, 2 und neben den taktischen Schriftstellern der Alten Haase zur angeführten Stelle des Xenophon (p. 214).

In der Grammatik dagegen bedeutet παραγωγή Veränderung eines Wortes durch Erweiterung seines Endes, indem an dieses ein oder mehre Buchstaben angehängt werden, welche übrigens auf die Bedeutung keinen Einfluß haben, daher heißt auch pleonastische Rede „Paragoge" (vergl. *Tryphon* περὶ τρόπ. c. 12. T. VIII. p. 744 *Walz.*); solche Buchstaben heißen literae paragogicae, doch werden misbräuchlich Paragoga verba auch solche durch Verlängerung von andern abgeleiteten Wörter genannt, die allerdings eine andere Bedeutung dadurch erhalten, wie facesso und lacesso von facio und lacio, fontanus von fons, Beispiele, welche Charisius (III, 226) und Diomedes (I, 309) dafür anführen. Herodot gebraucht das Wort nicht ganz in dieser grammatischen Bedeutung, wenn er (I, 142) von der Sprache der Ioner sagt, sie hätten nicht alle dieselbe, sondern τρόπους τέσσαρας παραγωγέων; da sich indessen die Dialektabweichungen vorzugsweise in den Endungen zu erkennen geben, so ließe sich auch hier an jene streng grammatische Bedeutung denken. Zu dieser eigentlichen grammatischen Paragoge haben besonders die griechischen, aber auch die lateinischen Gramatiker misbräuchlich eine große Anzahl Endungen gerechnet, die sie aus übergroßer Bequemlichkeit für bedeutungslose Verlängerungen ansahen; genauere Forschung hat die Neuern gelehrt, die Zahl der Paragogen ungemein zu beschränken, und jene vollere Formen bald für ursprüngliche, die kürzern dagegen als jüngern Ursprungs zu erkennen, bald in ihnen feine grammatische Modificationen zu unterscheiden. Sicher bleibt in der griechischen Sprache besonders das ν paragogicum, welches sich vor darauf folgenden Vocalen an trennbaren Partikeln (νὺ und νὺν, πάλι und πάλιν, κε und κεν), oder an untrennbaren θε und θεν (z. B. ἄλλοθε, ἄλλοθεν), φι und φιν (ναῦφιν), σι und σιν (ὀλυμπίασιν), an Personalendungen (ἐγώ und ἐγών), an einem Zahlworte (εἴκοσι und εἴκοσιν), an der Dativendung des Plural (ἡμέραισιν), an der tertia persona pluralis (εἰσί, εἰσίν), an der tertia persona singularis der tempora praete-

*) Die Einwohner der Ostküste gingen, als Magelhan's Begleiter die Insel entdeckten, nackt, doch verriethen sie durch Ringe und Ketten, welche zum Theil golden waren, — die Gebirge Paragoa's liefern dasselbe, doch in geringer Menge — Putzsucht. Blaseröhre aus Bambus und mit vergifteten Pfeilen geladen, waren so wie Bogen ihre Hauptwaffen, Hahnengefechte ihr Lieblingsspiel. Eine Art Elephantiasis, erzeugt durch das ungesunde Klima, herrscht unter ihnen. Man will diese dem häufigen Genuß des Pfefferbranntweins zuschreiben, welchen sie sich bereiten.

rita (ἔλεγεν, ἔλεξεν), an der tertia persona singularis (ἐστὶ, ἐστὶν) u. s. w. findet (vgl. Pott, Etymol. Forschungen. II. S. 302 fg.). Zur Paragoge gehört es ferner, wenn in derselben Sprache von Pronominibus ἐγών, τὺν, Verlängerungen ἐγώνη, τύνη oder ὁτίη von ὅτι gebildet werden und ähnliches, dagegen ist es nicht zu billigen, wenn die Grammatiker auch das zur Paragoga rechnen, daß Substantiva auf αξ, ιξ, υξ, ην, ων, Nebenformen auf αχη, ιχη, υχη, ήνη, ώνη, die auf α Nebenformen auf αια bilden und ähnliche (vergl. *Lobeck.* Paralipom. Gr. Gr. 145 sqq. 116. 297 sq.). In der lateinischen Sprache wird für Paragoge angesehen, daß die Sylbe er nach den Infinitivis praes. passivi hinzugefügt wird (mittier, dicier, amarier), welche neuern Forschern als ursprüngliche Passivform erscheint. Über die Paragoge in den Semitischen Sprachen vergleiche den folgenden Artikel.

In der Musik heißt Paragoge das, was in einer Cadence der Musicirende aus sich selbst hinzusetzt, ohne daß es vom Componisten angegeben.

In der Rhetorik heißt Paragoge der Gebrauch, gewisse, dem Angeklagten nahe verwandte Personen, wie die Frau, die Kinder, die Ältern desselben am Schlusse des Vortrags vor den Gerichtshof zu stellen, um durch ihren Anblick das Mitleid der Geschwornen zu erwecken (cf. *Ernesti*, Lexic. technol. Graecor. p. 245). (*H.*)

PARAGOGE (paragogische Buchstaben in den Semitischen Sprachen). Nirgends hat wol die Lehre von paragogischen oder epithetischen Buchstaben eine so stehende Rubrik gebildet, nirgends eine so alles Maß überschreitende Ausdehnung erhalten, als in der Grammatik der Semitischen Sprachen, besonders der hebräischen. Man brachte da leicht jeden Wortausgang, den man nicht begriff, in die Rumpelkammer nachschleppender, unverständlicher Töne, und glaubte allenfalls noch eine feine Observation hinzuzuthun, wenn man vermeinte, dergleichen nichtssagende Ochsen- und Esellaute möchten doch jeweilen dem Wohlklang und der Eleganz der Rede dienen. So wurde diese Lehre unter den Händen der Grammatiker zu einer παραγωγή oder auch zur ἐπίθεσις in einem ganz andern Sinne. In ihrer ganzen Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit wird die Sache z. B. noch von Storr vorgetragen (in den Observationes ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes [Tubing. 1779] p. 438—445), obgleich schon Alb. Schultens (Institutiones l. hebr. ed. II. [1756] p. 450 sq.) hie und da einen Versuch gemacht hatte, den sprachlichen Erscheinungen der Art auf den Grund zu kommen. Doch findet sich bei ihm noch häufig das Urtheil, daß solche Paragoge nur elegantiae causa da sei, sine incremento significationis oder überhaupt incertam ob causam. Nic. W. Schröder, Hezel und A. gingen kaum über Schultens hinaus, während Gesenius in seinem Sinne weiter vordrang. Der Letztere suchte schon in seinem Lehrgebäude der hebräischen Sprache (S. 141. 158. 278. 279. 282. 544. 870 fg.) die wirkliche Bedeutsamkeit solcher Anhänge gründlicher nachzuweisen, und in den neuesten Ausgaben seiner kleinern Grammatik zeigen sich auch in dieser, wie in vielen andern Beziehungen, erhebliche Fortschritte, obgleich zuweilen auch bei den sichersten Resultaten eine schwankende Unentschiedenheit sichtbar ist. Genug es war dahin gekommen, daß man, obgleich zu besserer Einsicht gelangt, doch, gleichsam dem hergebrachten Namen zu Liebe, Vieles unter der mislichen Rubrik der Paragoge stehen ließ, was nicht mehr dahin gehörte. Aber der Name dieser grammatischen Paragoge wurde dadurch immer hohler und unnützer, sodaß er in Ewald's Grammatik, wo er gänzlich verschwand, nicht mehr vermißt wurde. Es ist fast unglaublich, was man alles für Paragoge ausgegeben. Die bedeutsamsten Suffixe, selbst etymologisch deutliche Ausgänge der Wörter, hat man bequemer Weise in Eine Brühe geworfen. Wir können von dergleichen hier nur Einiges anführen, und verweisen im Übrigen auf die Grammatiken. Völlig unpassend z. B. nannte man paragogisch das î in katalti (קָטַלְתִּי), du (fem.) hast getödtet, während es offenbar Geschlechtsbezeichnung ist; das ô in dem Pronominalsuffix amo (ָ־מוֹ), worin man, wie in dem chaldäischen הִמּוֹ, הִמּוֹן, הִנּוּן, in dem äthiopischen hômû und in der altarabischen Nebenform homû, eine doppelte Pluralbezeichnung zu suchen hat; sogar die Sylben דֵי und פֵי in כְּדֵי, כְּפֵי; und mit Burtorf auch das schließende ה in קְטַלְתָּה, תִּקְטֹלְנָה, welches vielmehr dazu dient, den vocalischen Ausgang der Form zu veranschaulichen, oder würde man dann nicht mit ebenso viel Recht, aber auch ebenso ungehörig, das ו in קָטְלוּ paragogisch nennen, obgleich es nur Träger des Vocals ist? Doch über dergleichen ist man jetzt so ziemlich einig; wir erwähnen daher noch einige andere Endlaute, die man häufig noch jetzt paragogische nennt, obgleich man ihnen großentheils eine Bedeutung zuschreibt.

1) Ein langes schließendes â (ָ־ה, ָ־א) hat durch den ganzen Semitischen Sprachstamm eine hinweisende und auszeichnende Kraft und somit eine bestimmte Bedeutung, weshalb es nicht paragogisch im eigentlichen Sinne genannt werden darf. Dahin gehört die Endung des sogenannten Status emphaticus im Aramäischen, die diesem analogen Formen im Hebräischen, besonders in der Poesie, wie עֶזְרָתָה u. a., das sogenannte ָ־ה locale im Hebräischen, die Accusativendung im Arabischen und Äthiopischen, die dieser entsprechende Endung des Subjunctiv (jaktula) im Arabischen, die die Intention oder gesteigerte geistige Richtung ausdrückende Endung in אֶקְטְלָה (im Hebräischen und Samaritanischen), die Endung in den Pronominalformen הֵמָּה, הֵנָּה, אַתֵּנָה (auch ê, è in הִנֵּה, אֵלֶּה), und selbst die Femininendung ָ־ה, ָ־א, ת, welche die Differenz nachweisen, das Besondere, von dem vorherrschenden (männlichen) Geschlechte Abweichende hervorheben soll.

2) Zur engern Verbindung eines Genitivs mit dem vorangehenden, ihn regierenden Nomen dient nicht selten ein diesem letztern angehängtes î, ִ־י, ֹ־. Auch dies wird oft paragogisch genannt. Es hat aber überall die Function, als Vocallaut eine geschmeidigere und engere Verbindung herbeizuführen, wie sie bei consonantischem Ausgang nicht stattfinden kann, da dieser immer etwas Abgebrochenes, Härteres und Isolirtes hat. Es steht daher dieses î nicht allein bei der eigentlichen Genitivverbindung wie מְלֵאתִי

מִשְׁפָּט (Jes. 1, 21), und wo diese besonders eng ist, in Eigennamen, welche ein Genitivcompositum darstellen, wie Gabri-el (Mann Gottes), und an Präpositionen (die von Nominalbedeutung ausgehen, wie das teutsche statt, das lateinische loco, causa, instar), z. B. מִפִּי אֵל von Gott, sondern auch, wenn das zweite Wort sich mittels einer Präposition an das erste eng anschließt, wie שֹׁכְנִי לְבָדָד (Mich. 7, 14). Es hat daher dieses i allerdings die größte Ähnlichkeit mit dem i, ĭ, dem sogenannten Izafet (اضافت, d. i. Verbindung) im Neupersischen, wenngleich dieses, besonders bei den Dichtern, eine noch viel weitere Ausdehnung des Gebrauchs hat. Im Hebräischen vertritt einige Mal ein ô dessen Stelle, wie in חַיְתוֹ אֶרֶץ (1 Mos. 1, 24), בְּנוֹ בְעֹר (4 Mos. 24, 3. 15). Doch scheint dies ein Archaismus, denn außer diesen Stellen findet sich diese Form nur noch ein paar Mal bei spätern Dichtern, die sie offenbar dem Pentateuch entlehnt haben.

3) Wir bemerken ferner ein paragogisches א zuweilen hinter einem langen Vocal, wie herrschend in הוּא und הִיא. Vielleicht wurde eigentlich hûĕ, hîĕ gesprochen, wie im Arabischen هُوَ, هِيَ, oder das א bezeichnet nur die größere Dehnung des Vocals, wie dies letztere wahrscheinlich bei נָקִיא, קָלִיא, אֵפוֹא, לוּא (doch dies vielleicht auch lûĕ, anklingend an die syrische Form lwai, ܠܘܝ) und in הָלְכוּא, אָבוּא, נָשׂוּא (Jos. 10, 24. Jes. 28, 12. Ps. 139, 20. Jerem. 10, 5). Bei den Verbalformen der letztern Art ist diese Schreibung im Arabischen (قتلوا يقتلوا) die herrschende, und sie könnte in den hebräischen Handschriften, deren viele jedoch das א nicht haben, durch Abschreiber entstanden sein, denen die arabische Schreibweise geläufig war, was wir indessen dahingestellt sein lassen.

4) Ein ן paragogicum hat man in Formen wie תִּשְׁמְעוּן, יִשְׁמְעוּן, יִשְׁמְעוּן, יִקְטְלוּן gefunden, hier gewiß völlig mit Unrecht. Diese Formen, welche im Hebräischen nicht selten, im Arabischen und Aramäischen die herrschenden sind, sodaß sie in dem letztern höchst selten, in der arabischen Schriftsprache nur wenn sie den Jussiv oder den Subjunctiv ausdrücken, im Hebräischen und Vulgärarabischen jedoch gewöhnlich, im Äthiopischen stets in verkürzter Gestalt, namentlich ohne das schließende ן vorkommen, sind die alten, ursprünglichen Formen mit der vollen Pluralendung ûn, in welcher dann das n abgeworfen worden. Im Hebräischen stehen sie nie ohne Nachdruck, sondern stets mit einem gewissen Gewichte für den Sinn oder wenigstens für den Rhythmus der Rede. Sie stehen daher vorzugsweise am Ende der Sätze bei ruhigem und kräftigem Schlusse. Ihre eigenthümliche Schwere drückt sich außerdem häufig auch in der Festhaltung eines mittlern Vocals aus, der sonst im schnellern Fluß der Worte zu einem ganz flüchtigen und unbestimmten Laute herabgedrückt wird, wie יִקְטֹלוּן, jiktolûn, neben יִקְטְלוּ, jiktelû, תִּשְׁמָעוּן neben תִּשְׁמְעוּ u. s. w. Im hebr. Perfect kommt die vollständige Endung ûn nur in ein paar einzeln stehenden Beispielen vor, wie יָדְעוּן (5 Mos. 8, 3. 16), im Arabischen niemals, im Aramäischen dagegen gar nicht selten. Schwerer ist das schließende n der hebräischen Form תִּקְטְלִין = תִּקְטְלִי zu erklären, da eine etwanige Pronominalform אַתִּין = אַתִּי, wie sie Ewald früher annahm, sich durchaus nicht nachweisen läßt. Diese Form könnte am ersten an das ν ἐφελκυστικόν der Griechen erinnern, wenn nicht der Gebrauch ein ganz verschiedener wäre. Die Semitische Form mit ן steht vielmehr, auch was die verwandten Dialekte betrifft, ungefähr in gleichem Verhältniß zu ihrer kürzern, wie das obige יִקְטְלוּ zu יִקְטְלוּן, und es mag daher das n hier erst nach dieser Analogie entstanden sein. Übrigens hat das n oft demonstrative Kraft, woraus wir z. B. das chaldäische Pronomen דִּכֵּן, auch אִלֵּין = אִלֵּי, und das arabische sogenannte Futurum paragogicum auf an, anna, und ähnliches erklären. Das Nähere gehört nicht hierher. Wir hielten uns aber im Obigen vorzüglich an das Hebräische, weil in den Grammatiken dieser Sprache noch am meisten auf die Paragoge gegeben wird. Noch eins werde hier erwähnt, daß nämlich im Äthiopischen bei affectvoller Rede oft, und zuweilen jedem einzelnen Worte des Satzes ein a nachlautet, welches Ludolf (Gramm. aeth. p. 127. ed. II) gleichfalls paragogisch nennt. Es gehört dieses a unsers Bedünkens zu derselben Classe von Anhängen, wie die oben unter Nr. 1 besprochenen. (*E. Rödiger.*)

PARAGOLIO, ein Dorf der neapolitanischen Intendanza Calabria ulteriore II., inmitten und in der Nähe der Dörfer Serra di Piro und La Catata, unfern der Grenze der Provinz Calabria citeriore, im Thale am linken Ufer des Coraceflusses gelegen, mit einer Seelsorgestation und einer Kirche. Diese Dörfer liegen ungefähr sieben italienische Meilen ostnordostwärts von der Stadt Martorano entfernt. Die Einwohner nähren sich vom Feldbaue, den die Lage, der Boden und das Klima gleich sehr begünstigen. (*G. F. Schreiner.*)

PARAGOMPHOSIS (Einkeilung) nennt man in der Geburtshilfe denjenigen Zustand, wo der Kopf des Kindes während der Geburt gewaltsam in die Beckenhöhle getrieben, hier festgehalten wird und die untere Öffnung wegen zu geringen Durchmessers derselben, nicht passiren kann, also gleichsam eingekeilt ist. Selten ist dies Folge einer das Maß überschreitenden Größe des Kopfes; gewöhnlich wird dieser Zustand durch eine regelwidrige Kleinheit des Beckens bedingt. Man nimmt 3 Grade der Einkeilung an; in dem ersten Grade geht der Kopf zwar durch, aber äußerst mühsam, und nur bei großer Laxität der Beckenbänder; die Conjugate hat hier meistens eine Länge von $3\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{4}$ Zoll. Im zweiten Grade geht der Kopf des lebenden Kindes auf keine Weise durch, wol aber der eines todten, weil alsdann sein Durchmesser durch das Zusammenfallen der Kopfknochen geringer wird. Die Conjugate mißt hier $3\frac{1}{4}$ — $2\frac{3}{4}$ Zoll. Im dritten Grade ist bei einer Conjugate unter $2\frac{3}{4}$ Zoll selbst der Kopf eines todten Kindes nicht mehr im Stande die untere Beckenöffnung zu passiren, und es bleibt nichts weiter übrig als Perforation (s. d. Art.). (*Rosenbaum.*)

PARAGON (*Παραγοντικος κόλπος*, **Paragon sinus**), ein Meerbusen an der Südküste von Carmania deserta, im indischen Meere, östlich von der Meerenge, welche die Mündung des persischen Busens in das genannte Meer bildet, vom Promontorium Carpella bis zur angenommenen Landspitze Alambateron. Er nimmt mehre aus Karmanien ihm zuströmende Flüsse auf. *Ptol.* VII, 1. *Cellar.* Orb. ant. T. I. 3, 20. p. 815. Mannert, 5. Thl. 2. S. 37. 38. Dazu die Karte von Persien daselbst. (*Krause.*)

Paragon, s. Parangon.

PARAGONE. 1) In Italien ein sehr harter, tiefschwarzer, einer schönen Politur fähiger Marmor; 2) eine Sorte der geringen, schwarzrothen, geschliffenen Korallen. (*Karmarsch.*)

PARAGON-PERLEN heißen die größten Stücke unter den echten Perlen. (*Karmarsch.*)

PARAGRAMMA (*παράγραμμα*), zunächst das, was man neben etwas Anderm zuschreibt, dann das, was man statt eines Andern schreibt, sei es nun ein Buchstabe oder ein Wort (z. B. Biberius statt Tiberius, Mero statt Nero, Hillus statt Hirlus), mag man sich nun eine solche Vertauschung im Scherz oder mit der Absicht einer Verfälschung erlauben. Die Neuern bedienen sich des Worts Paragramm misbräuchlich theils für Anagramm, theils um damit den kabbalistischen Gebrauch eines Wortes zu bezeichnen, wo man jedem Buchstaben die Bedeutung einer gewissen Zahl unterlegt und aus der Summe Resultate zieht. — **Paragrammatismus** heißt nun die Handlung des Setzens eines Buchstabens statt eines andern. (*H.*)

Paragraph, s. Paragraphos.

PARAGRAPHE (*παραγραφή*), heißt im attischen Rechte die Einwendung des Beklagten, durch welche er die Zulässigkeit der vom Kläger angestellten Klage bestritt; diese hatte die Folge, daß die Entscheidung der Hauptfrage so lange ausgesetzt blieb, bis über diese Nebenfrage entschieden worden war. Ihrer Wirkung nach war also die Paragraphe vollkommen gleich der von Seiten des Beklagten eingelegten *διαμαρτυρία*, *μὴ εἰςαγώγιμον εἶναι τὴν δίκην*, unterschied sich aber von ihr in der Form, indem die Einrede der Paragraphe durch den Beklagten selbst, die dagegen der *διαμαρτυρία* durch einen vom Beklagten gestellten Zeugen eingelegt und vertheidigt werden mußte. Die Paragraphe war eingeführt worden nach der Restauration unter Euklid und zwar zunächst für den einen Fall, wenn die Zulässigkeit einer Klage deshalb angegriffen würde, weil sie der Amnestie widerspräche; allmälig wurde sie, sei es durch Observanz, sei es durch ausdrückliche Gesetze, auf andere analoge Fälle ausgedehnt; in diesen hing es wol von der Willkür des Beklagten ab, ob er die Zulässigkeit einer Klage durch *διαμαρτυρία* oder durch *παραγραφή* angreifen wollte; welches aber diese Fälle waren, wissen wir nicht; nur das ist sicher, daß bei Erbschaftsstreitigkeiten die gedachte Einrede nur durch *διαμαρτυρία* und nicht durch *παραγραφή* eingelegt werden konnte; auch gibt es von einer Paragraphe in öffentlichen Rechtssachen wenigstens kein Beispiel. Die Paragraphe mußte, wie jede gerichtliche Gegenrede, schriftlich abgefaßt bei der Behörde eingereicht werden, vor welcher die Hauptsache verhandelt wurde, und sagte man von dem, welcher sie einreichte, *δοῦναι* oder *ἀντιλαγχάνειν* oder *παραγράφεσθαι παραγραφήν*. Beruhigte sich der Kläger bei der Paragraphe des Beklagten, so hatte damit die Rechtssache ein Ende, widrigenfalls mußte der Beklagte die Wahrheit der Einrede durch einen Eid erhärten, die competente Behörde dann zuerst in der *ἀνάκρισις* oder der Instruction auf die Richtigkeit der Einrede instruiren, und nach dem Schlusse dieser Instruction darüber ihren Gerichtshof entscheiden lassen; vor diesem hatte der Beklagte, welcher die Paragraphe eingewandt hatte, zuerst zu sprechen; die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden heißen *λόγοι παραγραφικοί*, wie der Proceß, bei dem die Paragraphe vorkam, *παραγραφικὸς ἀγών*. Erklärte sich nun die Mehrheit der Richter für die Paragraphe, so war damit der Kläger abgewiesen und auch die Hauptsache erledigt, wenigstens so weit, daß sie in der angefangenen Form und vor derselben Behörde nicht fortgesetzt werden konnte; verwarf aber der Gerichtshof die Paragraphe, so wurde nun zur Verhandlung des Hauptprocesses vorgeschritten. Die bei der Paragraphe unterliegende Partei mußte, wenn sie nicht einmal den fünften Theil der Stimmen erhalten, Epobelie, d. h. ein Sechstel vom Werth des streitigen Objectes, dem Gegner bezahlen. Man sah übrigens die Paragraphe als ein Mittel der Chicane an, was ein Beklagter, nur um die Sache hinzuziehen, und weil er sich in der Hauptsache nicht durchzukommen getraute, erwähle; daher die Beklagten, um dies Vorurtheil zu zerstören, meistens in den zur Unterstützung der Paragraphe gehaltenen Reden sich auch auf die Hauptsachen einließen. Vergl. über die juristische Paragraphe Schömann im attischen Proceß. S. 631 fg., besonders 644.

Nach Eustathius (zu *Hom.* Il. I. v. 304. p. 107. 145 ist *παραγραφὴ* aber auch eine dichterische Figur, deren sich die Poeten dann bedienten, wenn sie abschließend ein Vorangegangenes zu einer neuen Erzählung übergingen; *Ὅτι τὸ „ὣς τώ γε ἀντιβίοισι μαχεσσαμένω ἐπέεσσιν ἀνστήτην,“ σχῆμα ὂν καταστατικὸν ἐννοίας, οἱ γραμματικοὶ παραγραφὴν καλοῦσι, συγκαταριθμοῦντες αὐτὸ τοῖς ποιητικοῖς τρόποις, χρώμεθα τούτῳ τῷ σχήματι, ὅτε συμπληρώσαντες τὰ φθάσαντα ἐπὶ ἑτέραν διήγησιν μεταβαίνομεν*; und damit stimmt auch Schol. Il. I, 304. *Ὁ τρόπος παραγραφή. μετιὼν γὰρ ἐπὶ ἑτέραν διήγησιν τούτῳ χρῆται.* Ders. z. I. init. *Ὅταν δὲ ἄλλων πραγμάτων ἄρχεσθαι μέλλῃ, ὡς οἱ νόμιμοι τῶν ἱστοριογράφων, παραγραφὰς ἐμβάλλει.* Ders. z. II, 1. *Ὡς μέλλων δὲ ἑτέρων μεγάλων ἐνάρχεσθαι πραγμάτων, παραγραφὴν ἐνέβαλε τὸν στίχον.* Die Benennung dieser Figur ist vermuthlich, wie schon Schweighäuser (zu *Athen.* X. 453, c) bemerkt, daher entstanden, daß die Kritiker bei solchen Übergängen das Zeichen des *παράγραφος* machten; denn daß *παραγραφή* allerdings ein solches Zeichen bedeute, mit welchem das Ende einer Periode, eines Gedankens angedeutet wurde, kurz das, was Cicero (Orat. 68) interductum librarii nennt, beweist 1) *Isocrates*,

de antidosi. §. 59: *Ἀρξάμενος ἀπὸ τῆς παραγραφῆς ἀνάγνωθι τὰ περὶ τῆς ἡγεμονίας αὐτοῖς.* Zur Erläuterung dieser Stelle bemerkt Harpokration s. v. *Ὅπερ ἐστὶν ἀπὸ τῆς γραμμῆς ἣν μέχρι νῦν παράγραφον καλοῦμεν· καὶ ἔστι τὸ λεγόμενον, „ἀφ' οὗ παρέγραψα“.* 2) *Aristot.* Rhetor. III, 8 fin. *Δεῖ καὶ δήλην εἶναι τὴν τελευτὴν οὐ διὰ τὴν παραγραφὴν ἀλλὰ διὰ τὸν ῥυθμόν.* 3) *Athen.* l. c. *Ὃν χρὴ λέγειν ἐκ τῶν στοιχείων διαιροῦντα κατὰ τὰς παραγραφάς.* 4) *Hesych.* et *Phot.* in *Σελίδες. Τὰ μεταξὺ διαφράγματα τῶν διαστημάτων τῆς νεώς, καθάπερ καὶ ἐν τοῖς βιβλίοις τὰ μεταξὺ τῶν παραγραφῶν.* (*Meier.*)

PARAGRAPHOS (*παράγραφος*). Das Wort war bei den Griechen ein Femininum, indem sie dabei *ἡ γραμμή* (die Linie) ergänzten, und bezeichnete bei ihnen einen an den Rand der Bücher beigeschriebenen Strich, dessen Figur Hephästion (c. 15 *περὶ σημείων*) als — bezeichnet, der Schol. zu Aristophanes (Plut. 253) als eine kurze Linie mit einem Punkte darüber beschreibt, *ἧς τὸ σχῆμα γραμμή τις ἐστι βραχεῖα, ὥσπερ τινὰ στιγμὴν ἐν τῷ ἄκρῳ ἔχουσα*, wofür sich aber auch die Figur ⌐ findet. Bei den Griechen also war der Paragraphos eins der Zeichen, mit welchen die Kritiker derselben etwa seit den Zeiten der Alexandriner viel genauer als irgend bei uns üblich am Rande der von ihnen kritisch bearbeiteten Schriften theils metrische und rhetorische Abschnitte andeuteten, theils Alles bezeichneten, was ihnen an einer Schriftstelle in irgend einer Beziehung beifalls- oder tadelnswürdig, unecht oder verdorben, an falscher Stelle angebracht oder zweideutigen Sinnes, oder irgendwie für Geschichte und Alterthümer, für Metrik, Grammatik und Lexikon beachtenswerth schien; über diese Zeichen hatten mehre Grammatiker besondere Schriften verfaßt, indem sie entweder, wie Sueton und der Grammatiker Diogenes von Cyzikus überhaupt *περὶ τῶν ἐν τοῖς βιβλίοις σημείων* oder über die *σημεῖα* in gewissen Büchern speciell schrieben, wie der alexandrinische Grammatiker Aristonikus über die *σημεῖα* in der Theogonie des Hesiod und über die im Homer in unsern Scholien öfter angeführte Schriften verfaßt, der Grammatiker Philoxenus die *σημεῖα* in der Iliade in einer besondern Monographie behandelt hat. Im Gebrauche dieser Zeichen mag längere Zeit eine gewisse Variation stattgefunden haben, bis sich allmälig eine etwas constantere Paradosis auch hierüber bildete. Was nun das uns hier allein interessirende *σημεῖον* des Paragraphos betrifft, so scheinen die Kritiker in den epischen Gedichten, namentlich des Homer und Hesiod, davon keinen oder seltenen Gebrauch gemacht zu haben; wenigstens kommt mit Ausnahme dessen, was oben von der Paragraphe erinnert worden, weder in den Scholien zu Homer und Hesiod noch bei Hephästion die Erwähnung dieses Zeichens bei den epischen Gedichten vor. Häufig dagegen wurde dasselbe an den Rand der Gedichte der Lyriker und Dramatiker beigeschrieben, und zwar bei den Lyrikern theils in den Monostrophicis am Ende jeder Strophe (mit Ausnahme der letzten, welche durch eine Koronis bezeichnet wurde), theils in den Antistrophicis am Ende von Strophe und Gegenstrophe, nicht aber am Ende der Epode, welches vielmehr die Koronis erhielt, mit Ausnahme der letzten Epode, an deren Ende der Asteriscus gesetzt wurde. — Bei den dramatischen Dichtern aber wurde das Paragraphzeichen theils beim Personenwechsel sowol in den jambischen als chorischen Versen, theils zwischen Strophe und Gegenstrophe gesetzt; wenn aber die Strophe unter verschiedene Personen vertheilt ist, so genügt zur Andeutung des Endes der Strophe nicht der bloße Paragraphos, sondern wenn darauf die Gegenstrophe folgt, wird zum Paragraphen noch die nach Innen (>), dagegen die nach Außen gewandte Diple (<) noch hinzugefügt, wenn ein Wechsel der Strophen erfolgt. Ebenso wird der Paragraph gesetzt bei jedem einzelnen der ungleichen Abschnitte (*περιορισμοὶ ἄνισοι*), in welche die vom Chor in seinem Einzugsliede vorgetragenen Anapästen zerfallen. In der komischen Parabase, welche, wie wir in dieser Encyklopädie unter dem Worte **Parabase** ausgeführt haben, wenn sie vollständig war, aus sieben Theilen bestand, wurde der Paragraphos nur bei den drei Theilen gesetzt, welche, weil ihnen nichts Correspondirendes entgegensteht, *ἀπολελυμένα* hießen, d. h. dem Kommation, der Parabase im engern Sinne und dem Makron; beim Epirrhema und der Ode dagegen nur dann, wenn ihnen kein Antepirrhema und keine Antistrophe entsprach; denn wo diese ihnen als entsprechende gegenübertraten, wurde bei der Ode und dem Epirrhem die nach Innen (>), bei der Antistrophe und dem Antepirrhem die nach Außen gewandte Diple (<) gesetzt. Wenn die Dramatiker, wie sie wol pflegen, zwischen jambischen Versen eine Anzahl Strophen in andern Maßen einlegen, dann wieder die Jamben das Unterbrochene fortführen und darauf den Strophen Entsprechendes folgen lassen, so wird bei den frühern Strophen und Gegenstrophen der Paragraph, bei der letzten Strophe werden eine nach Innen und eine nach Außen, bei der letzten Gegenstrophe zwei nach Außen gewandte Diple gemacht.

Dies ist die Theorie des Hephästion (*περὶ ποιημάτων* c. 15), welche der Scholiast zu Aristophanes (Plut. 253) excerpirt hat; und im Ganzen genommen ist diese Theorie sowol früher von den Grammatikern Aristophanes und Aristarch in den von ihnen kritisch behandelten Texten angewandt worden, als auch die spätern, wie Triclinius, bei derselben Observanz im Ganzen geblieben zu sein scheinen; im Pindar findet etwa nur die Variation statt, daß am Schlusse der Epode die ältern die bloße Koronis 3, Triclin dagegen zugleich den Paragraphos gesetzt hat; vgl. jedoch dagegen *Böckh.* praefat. in scholia *Pindari.* XXXIII. Dieselbe Theorie finden wir nun meistens in den im Ganzen erst der byzantinischen Zeit angehörigen metrischen Scholien zum Pindar, den drei Tragikern und Aristophanes angewandt; wegen Pindar genügt es, auf Böckh (l. c.), wegen der Tragiker, die zum Theil, wie Äschylus, sehr spärliche metrische Scholien haben, auf Villoison zu Homer (praefat. p. XIX) zu verweisen; am vollständigsten sind hierüber die metrischen Scholien zu Aristophanes; nach ihnen finden wir den Paragraph nie beim bloßen Personenwechsel, wol aber 1) bei anapästischen[1]) und

1) Schol. *Aristoph.* Plut. 487. *Ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι τῶν συστημάτων παράγραφος· ἐπὶ δὲ τῷ τέλει τῶν στίχων διπλῆ*

andern Systemen [1]) oder Perioden am Ende jedes einzelnen Systems, oder jeder Periode mit Ausnahme des letzten, welches die Koronis oder die doppelte nach Außen gewandte Diple, oder, wiewol höchst selten, die Koronis und den Paragraphos erhält. 2) Beim Wechsel des Versmaßes [2]) an den Ausgängen oder den Katalexeis der Verse oder Systeme (*ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι*), während am Ende wieder die Koronis gesetzt wird. 3) Bei Antistrophicis steht am Ende der Strophe der Paragraphos [4]), zuweilen zugleich mit der nach Innen gewandten Diple [5]), am Ende der Antistrophe zwei nach Außen gewandte Diple, oder die Koronis; folgt auf Strophe und Antistrophe noch Epode, so steht am Ende von jenen beiden der Paragraphos, am Ende der Epode die Koronis [6]); da wo Proode der Strophe und Antistrophe vorangehen, ist am Ende von Proode und Strophe der Paragraph, am Ende der Antistrophe eine Koronis [7]); zuweilen ist bei der Strophe eine nach Innen, bei der Antistrophe zwei nach Außen gewandte Diple [8]), äußerst selten auch am Ende der Gegenstrophe ein Paragraphos [9]). 4) Was die Parabase betrifft, so findet sich die Lehre des Hephästion in Beziehung auf alle Theile in den Scholien zu den Wolken (518), in Beziehung auf diejenigen Theile derselben, welche *ἀπολελυμένα* heißen, theils im Allgemeinen in den Scholien zum Frieden (v. 730) und zu den Acharnern (v. 666) bestätigt, theils speciell der Paragraphos hinter dem Kommation bei Schol. z. Vög. 676, z. Wesp. 1044, hinter der eigentlichen Parabase bei Schol. Ritt. 511 (504), Vög. 685, hinter dem Makron ebend. 723; was aber die sich einander entsprechenden Theile, die *κατὰ σχέσιν* genannten, betrifft, so finden wir 1) hinter der Ode bald den bloßen Paragraph (Wolk. 563. Fried. 776), bald Paragraph und Diple (Frösche 686. Vögel 1058), und zwar die nach Innen gewandte (Fried. 1127), bald endlich die bloße innere Diple (Vög. 737). 2) Hinter der Antode bald die beiden Diplai (Wesp. 1128. Frösche

---

ἔξω νενευκυῖα. Schol. Acharn. 843. *Τὸ δ' αὐτὸ καὶ ἐπὶ τῶν ἑξῆς τριῶν περιόδων. Καὶ αἱ μὲν πρῶται παραγράφῳ, ἡ δὲ τελευταία κορωνίδι σημειοῦται.* Schol. Ranae 1103. *Ἐπὶ τῷ τέλει τῆς μὲν πρώτης* (i. e. *ἀναπαιστικῆς*) *περιόδου παράγραφος, τῆς δὲ δευτέρας δύο διπλαῖ.* Schol. Nub. 937. (931.) *Ἐπὶ τῷ τέλει τοῦ πρώτου συστήματος* (*ἀναπ.*) *παράγραφος· ἐπὶ δὲ τῷ τέλει τοῦ δευτέρου δύο διπλαῖ.*

2) Schol. *Aristoph.* Plut. 802. *Εἴσθεσις συστηματικῆς περιόδου, ἐκ στίχων ὁμοίων κβ' —— ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος.* Schol. Aves 1712. *Ἡ συστηματικὴ αὕτη εἴσθεσις ἐξ ἰάμβων ἐστὶ τριμέτρων ιδ'. ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος.* Equites 803. *Ἑξῆς δὲ ἐν εἰσθέσει σύστημα κατὰ περικοπὴν ἀμοιβαῖον ἐκ στίχων ὁμοίων. ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος.* Ib. 630. (621.) *Ἡ περιοδικὴ αὕτη καὶ μονοστροφικὴ εἴσθεσις τοῦ ὑποκριτοῦ διηγηματική ἐστιν ἐκ στίχων ἰαμβικ. τριμ. ἀκαταλ. νθ' — ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος.* Schol. Pax 362. *Σύστημα κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερὲς ἰαμβείων κβ'. — ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος.* Schol. Ran. 400. *Ἐν ταῖς ἀποθέσεσι τῶν συστημάτων παράγραφος.* Schol. Nub. 955. *Εἴσθεσις διπλῆς περιοδικῆς ἀμοιβαίας μονοστροφικῆς — — ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι παράγραφος· ἐπὶ δὲ τῷ τέλει διπλῆ ἔξω νενευκυῖα.* Vesp. 895. (859.) *Ἐφ' ἑκάστῃ περιόδῳ παράγραφος ἐπὶ δὲ τῷ τέλει αἱ συνήθεις δύο διπλαῖ ἔσω* (l.: *ἔξω*) *νενευκυῖαι.* Aves 859. *Εἴσθεσις συστηματικὴ ἀμοιβαίας ἓξ περιόδους ἔχουσα*, und nun wird bei jeder Periode bemerkt, bei der ersten *καὶ ἐν ἐκθέσει. ἕτερος ὁμοίως* (nämlich auch iamb. trim.) *ὑφ' ὃν παράγραφος.* Ebenso bei der zweiten Periode v. 863. *ἐν ἐκθέσει δ' ἴαμβος τῷ πρώτῳ ὅμοιος. ὑφ' ὃν παράγραφος*, desgleichen bei der dritten 873, *ἐν ἐκθέσει ἴαμβος τρίμετρος ἀκαταληκτος. ὑφ' ὃν παράγραφος*, bei der vierten 881, der fünften 889, dagegen am Ende der sechsten 895 *ἐπὶ τῷ τέλει αἱ συνήθεις δύο διπλαῖ.* v. 920. *Ἐντεῦθεν διαιρεῖται τὰ πρόσωπα εἰς συστηματικὰς περιόδους ἀμοιβαίας η'* (l. *ζ'*) und nun wird zum Ende der ersten Periode bemerkt: *ὑφ' ὃ παράγραφος.* v. 931 bei der dritten Periode ebenso *ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος*, desgleichen bei der vierten und fünften 936, bei der sechsten 946, dagegen bei der siebenten 954. *ἐπὶ τῷ τέλει δύο διπλαῖ ἔξω νενευκυῖαι*, v. 959 *εἴσθεσις περιόδου ἀμοιβαίας στίχων λς'*, darauf beschreibt der Scholiast das verschiedene Versmaß der einzelnen Verse und schließt: *ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι καὶ τῷ τέλει παράγραφος.* Eq. 982. (969.) *ἐν εἰσθέσει τοῦ χοροῦ ἑξὰς μονοστροφική, παράγραφοι δὲ ἁπλοῖ μὲν ε', ἡ δὲ ς' καὶ μετὰ κορωνίδος.* 1119. (1108.) *Εἴσθεσις καὶ μέλος μονοστροφικὸν ἀμοιβαῖον περιόδων τεσσάρων — ἐφ' ἑκάστῃ περιόδῳ παράγραφος, ἐπὶ τῷ τέλει τῆς τετάρτης παράγραφος καὶ κορωνίς.* Schol. Pac. 402. *Σύστημα ἕτερον κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερὲς ἐκ στίχων ἰαμβείων κς', ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος.* 3) Schol. Aves 1502 schließt die Bemerkung, daß die Verse jamb. akatalekt. Trimeter 58 an Zahl, der 16. aber ein jamb. akatalekt. Mometer sei mit den Worten *ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι παράγραφος, ἐπὶ δὲ τῷ τέλει κορωνίς.* Schol. Pax 940. Aves 209. *Τὰ τοιαῦτα εἴδη καλεῖται ἀλλοιόστροφα. — τιθέσθωσαν δὲ κἂν ταῖς ἀποθέσεσιν αἱ παράγραφοι.* v. 584. *Ἐπὶ μέντοι ταῖς ἀποθέσεσιν ἡ συνήθης παράγραφος.* Equit. 846. *Ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι παράγραφος. ἐπὶ δὲ τῷ ἄκρῳ τοῦ τελευταίου διπλῆ ἔξω νενευκυῖα.* v. 382. Pac. 1037. *Ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι παράγραφος. ἐπὶ δὲ τῷ τέλει κορωνίς.* Acharn. 1. *Ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι παράγραφος. ἐπὶ δὲ τῷ τέλει τῶν στίχων κορωνίς.* Schol. Pac. 384. *Τὰ τοιαῦτα εἴδη καλεῖται ἑτερόστροφα καὶ εἰσὶ στίχων καὶ κώλων ιζ'.* Darauf werden die einzelnen Verse beschrieben und es schließt, *ἐπὶ ταῖς ἀποθέσεσι παράγραφος, ἐπὶ δὲ τῷ τελευταίῳ κώλῳ — δύο διπλαῖ ἔξω νενευκυῖαι, ἡ μὲν ἐν ἀρχῇ τοῦ κώλου, ἡ δὲ κατὰ τὸ τέλος.*

4) Schol. Aves. 1478. 1558. Vesp. 1490. Ran. 1126. *Ἐπὶ τῷ τέλει τῆς μὲν στροφῆς παράγραφος, τῆς δὲ ἀντιστροφῆς κορωνίς.* 5) Schol. Acharn. 366. *Ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος καὶ διπλῆ ἔσω νενευκυῖα.* Schol. Equit. 621. *Ἐπὶ τῷ τέλει τῆς μὲν στροφῆς παράγραφος καὶ διπλῆ ἔσω νενευκυῖα, τῆς δὲ ἀντιστροφῆς δύο διπλαῖ, ἡ μὲν ἐν ἀρχῇ τοῦ κώλου, ἡ δὲ κατὰ τὸ τέλος, ἀμφότεραι ἔξω νενευκυῖαι.* Schol. Ran. 326. *Ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος καὶ διπλῆ ἔξω* (lies *ἔσω*) *νενευκυῖα. ἑξῆς δὲ τριστοιχία ἰαμβικὴ παραγράφῳ τερματιζομένη· μεθ' ἣν ᾠδὴ καὶ ἀντιστροφὴ — ἐφ' ἧς τῷ τέλει δύο διπλαῖ ἔξω νενευκυῖαι.* Ran. 686. *Ἐπὶ τῷ τέλει τῆς μὲν ᾠδῆς παράγραφος καὶ διπλῆ ἔσω νενευκυῖα· τῆς δὲ ἀντῳδῆς δύο διπλαῖ ἔξω νενευκυῖαι.* Av. 451. *Ἐπὶ τῷ τέλει τῆς μὲν στροφῆς παράγραφος καὶ ἔσω νενευκυῖα, ἐπὶ δὲ τῆς εἰσθέσεως ἔξω διπλῆ.* 6) Schol. Aves 1738. (1730.) *Ἐπὶ τῷ τέλει τῆς μὲν στροφῆς καὶ ἀντιστροφῆς παράγραφος, τῆς δὲ ἐπῳδῆς κορωνίς.* 7) Schol. Ran. 443. *Ἐπὶ τῷ τέλει τῆς μὲν προῳδοῦ καὶ τῆς στροφῆς παράγραφος, τῆς δὲ ἀντιστροφῆς κορωνίς.* 8) Schol. Pac. 461. (458.) *Ἡ ἀμοιβαία αὕτη στροφή ἐστι κώλων ιδ', ἔχει δὲ ἑξῆς καὶ ἀντιστροφὴν* — darauf werden die Versmaße der einzelnen Verse bestimmt und dann nach dem letzten Vers hinzugefügt: *ὑφ' ὃ ἡ ἔσω διπλῆ διὰ τὴν ἀνταπόδοσιν.* 488. (485). *Ἡ ἀμοιβαία αὕτη ἀντιστροφὴ τῆς ῥηθείσης ἐστὶ στροφῆς — ἐπὶ τῷ τέλει αἱ ἀμφοτέρωθεν ἔξω διπλαῖ.* 9) Schol. Ran. 537. *Εἴσθεσις μέλους χοροῦ προῳδικὴ στροφῆς λόγον ἔχουσα — ἑξῆς δὲ σύστημα κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερὲς ἀναλόγως τῇ στροφῇ* (l.: *ἀντιστροφῇ*) *τῇ τε ποσότητι καὶ ποιότητι τῶν κώλων· ἐπὶ τῷ τέλει ἑκατέρου παράγραφος καὶ ἔσω νενευκυῖα διπλῆ διὰ τὴν ἀνταπόδοσιν*, und darauf zu 597: *Εἴσθεσις μελῶν χοροῦ περιοδικὴ καὶ ἀντίστροφος ὁμοία τῇ προῤῥηθείσῃ καὶ τὸ σύστημα, τοῖς αὐτοῖς τῶν ἐν τῇ στροφῇ κατά τε ποσότητα καὶ ποιότητα κώλοις συγκείμενον ἔχουσα, ἧς ἐπὶ τῷ τέλει παράγραφος, τοῦ δὲ συστήματος δύο διπλαῖ·*

686. Ritter 1272), und zwar beide nach Außen gewandt (Vögel 1085), bald die Koronis (Fried. 776). 3) Hinter dem Epirrhem bald die bloße innere Diple nach der Vorschrift Hephästion's (Wolf. 576. Ritt. 569. 1272. Frösch. 698), bald Paragraph und Diple (Fried. 1127). 4) Hinter dem Antepirrhem in der Regel die nach Außen gewandte Diple (Wolf. 610. Frösch. 730. Wesp. 1141. Fried. 1127. Ritter 569), selten die Koronis (Schol. Ritter 1272). —

Daß auch bei prosaischen Schriften das Zeichen des Paragraphos zur Unterscheidung von Abtheilungen gebraucht worden sei, beweist der Scholiast zu Thucydides (I, 12: τριχῆ διεῖλε τὴν ἀρχαιολογίαν εἰς τὰ πρὸ τῶν Τρωϊκῶν, εἰς αὐτὰ τὰ Τρωϊκά, εἰς τὰ ἐχόμενα αὐτῶν. καθ᾽ ἕκαστον δὲ μέρος διπλῆ παράγραφος (ob δ. καὶ παραγρ.?) κεῖται. Bei den Neuern hat der Paragraph die Gestalt von § und dient als Abtheilungszeichen, um Abschnitte eines Buches oder eines Capitels oder eines Gesetzes zu unterscheiden, Abtheilungen, welche die Übersicht, und wenn die Paragraphen wie gewöhnlich numerirt sind, auch das Auffinden erleichtern. (*Meier.*)

Paragrele oder **Hagelableiter**, s. **Hagel**.

Paragua, s. **Paragoa**.

Paraguai-Thee, s. **Ilex** (**paraguariensis A. S. H.**) und in medicinischer Beziehung unten im Art. Paraguay. (*H.*)

PARAGUANA, Halbinsel im südamerikanischen Freistaate Venezuela, welche sich 15 Meilen lang in das Meer hineinzieht und von Indianern und wenigen Weißen bewohnt wird, welche starke Viehzucht treiben. In ihrer Nähe liegt die Stadt Coro oder Venezuela. (*Fischer.*)

Paraguassu, s. **Peraguaçu**.

Paraguatan, s. **Macrocnemum** (**tinctorium** *Humboldt*).

PARAGUATAN-RINDE ist die Rinde von dem Paraguatan- oder Parugatanbaume, welcher in Gujana wächst und auch in der Provinz Popayan vorkommen soll. Der Baum soll gegen 30 bis 40 Fuß Höhe erreichen und in seinem Durchmesser die Dicke eines Mannsschenkels erhalten. Die Rinde, welche das meiste Pigment enthält, soll mit länglichen Vertiefungen versehen sein, und das von der Rinde entblößte Holz soll eine schöne rothe Farbe besitzen. Das Holz vom Paraguatanbaume verhält sich in Hinsicht seines Pigments ganz so wie die Rinde, gibt aber nicht immer dieselben Farben. Die Indianer bedienen sich dieses Holzes, mit einer rothen Erde vermengt, zum Färben der Baumwolle.

Dominik Garcia Fernandez stellte in Auftrag des obersten Handelsrathes von Spanien Versuche mit der Paraguatanrinde in Beziehung für den Gebrauch in der Färbekunst an, von welchen sich eine Übersetzung seiner Mittheilung im 22. Bande der Annales de Chimie befindet. Die durch Fernandez glänzend gepriesenen Eigenschaften dieses rothen Pigments haben sich aber keineswegs bestätigt, indem schon Bancroft's sorgfältig angestellte Versuche dargethan, daß die Rinde nur eine blasse Salmfarbe von geringer Beständigkeit liefert. Auch meine eignen mit der Paraguatanrinde unternommenen Versuche bestätigen Bancroft's Urtheil über diesen anfänglich so hoch gepriesenen rothen Farbestoff. Durch Fernandez's Veröffentlichung seiner damit angestellten Versuche aufgemuntert, wurden Partien dieser Rinde nach Spanien und England eingeführt, welches aber bald, als man die Täuschung gewahr wurde, unterblieb. Jetzt ist die Paraguatanrinde in Beziehung auf die Färbekunst in Europa der Vergessenheit überantwortet. (*Kurrer.*)

PARAGUAY. I. Geographische und physische Übersicht. Der Umfang und die statistische Unterordnung dieses Landes sind, abgesehen von den Veränderungen der neuesten Zeit, in verschiedenen Perioden sehr verschieden gewesen. Da die erste Colonisation des Flußgebietes des Paraná keineswegs wie in den übrigen Eroberungen Amerika's von der Küste aus nach dem Innern vorschritt, sondern grade die entgegengesetzte Richtung befolgte (vergl. unten, Geschichte), so wurden der Provinz Paraguay im engern Sinne, als dem eigentlichen Hauptsitze der Bevölkerung, die Niederlassungen am Uruguay, dem Plata und des gran Chaco untergeordnet. Sie umfaßte daher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. die gegenwärtig völlig getrennten Staaten und Provinzen der Cisplatina oder Banda oriental, Entre rios, Corrientes, Buenos Ayres, einen Theil von Sa. Fe und das eigentliche Paraguay, wurde jedoch im J. 1620 von ihnen durch feste Grenzen abgeschlossen, dabei aber der Generalcapitanie B. Ayres untergeordnet, die ihrerseits vom Vicekönigreiche Peru bis 1777 abhängig blieb. Sprachgebrauch oder wol auch Misverständniß haben übrigens bis in verhältnißmäßig neue Zeiten die Gesammtheit der Staaten des Plata, Patagonien nicht ausgeschlossen, das Chaco und Chiquitos unter dem Namen Paraguay begriffen, ein Umstand, der bei der Vergleichung mancher älterer, besonders jesuitischer Berichte, nicht aus dem Auge zu verlieren ist, obwol von spanischen Schriftstellern, auch der frühern Perioden, meistens ein richtiger Unterschied in der Anwendung jenes Namens gemacht wird. Die eigentliche Provinz Paraguay, d. h. das Land zwischen dem Paraná und Paraguay, war nach ihrer ersten (1620) Begrenzung bedeutend größer als jetzt. Der östliche Landstrich Guayra, in welchem sich zum Theil die ältesten Niederlassungen der Spanier befanden, wurde im J. 1675 verlassen und fiel den Brasiliern in die Hände. Immer noch reichten in nördlicher Richtung die Grenzen viel weiter als jetzt; man rechnete den periodischen See Xarayes (16° südl. B.) noch zu Paraguay, ungeachtet die Portugiesen und Brasilier von Cuyaba und Matto grosso schon viel weiter am Strome hinab Niederlassungen angelegt hatten. Spanien trat im J. 1750 Guayra und das Land nördlich vom 19° an Portugal ab. Ein neuer Versuch der Portugiesen weiter nach Süden vorzudringen (1776) veranlaßte einen Krieg, änderte zwar nichts an den Grenzbestimmungen, gelang aber insofern, als die widerrechtlichen Eingriffe über den Bedrängnissen des Mutterlandes vergessen wurden, obgleich die berühmte Grenzcommission — wiewol umsonst — Spaniens Recht wiederherzustellen gesucht hatte. — Die **gegenwärtigen Grenzen** Paraguay's sind: nach O. die beiden Flüsse Yaguary und Mboteten, welche beide in der östlichen Hügelkette des Landes, der Sierra de San José,

entspringen (zwischen 21°—22° Br., 57° 30′—58° L.), deren ersterer in den Paraná, der zweite in den Paraguaystrom fällt; nach N. eigentlich der Punkt der Vereinigung des Mbotetey und Paraguay (19° 33′ Br.), allein da das brasilische Grenzfort Coimbra, eine ziemlich regelmäßige Befestigung um 30′ südlicher liegt, so ist die Grenze in den Landstrich zu legen, der als neutraler hier ebenso wie am Marañon (Lorets und Tabatinga) zwischen den Gebieten der Nachbarländer sich ausdehnt, d. h. auf 20° 30′ Br. Das ärmliche Holzfort Borbon (21° Br.) bezeichnet Paraguay's nördliche Grenze. Der Paraguaystrom bildet nach W. die Grenze, der Paraná nach S., denn auf dem rechten Ufer des erstern beginnt Chaco, ein Land, in welchem die Europäer nie vermocht haben bleibenden Fuß zu fassen, welches nur von wilden Indierhorden durchstreift wird, und zu den wenigstbekannten Gegenden Südamerika's zu rechnen ist. Noch rechnet man einen kleinen Landstrich zu Paraguay, der, außerhalb der angegebenen sehr natürlichen Grenzen liegend, eigentlich der Provinz Entre rios angehört, allein von Paraguay in Anspruch genommen wird, jene Reste der Jesuitenmissionen nämlich (57° 30′—58° 30′ L., 27°—28° Br.), die bis zur Revolution auf dem linken Ufer des Paraná sich erhielten, allein im Kampfe völlig zerstört und verlassen worden sind. Die Grenzländer sind im N. und O. Brasilien, in S. Corientes und Entre rios, im W. Chaco; rings um Paraguay läuft ein breiter und sondernder Landstrich, der völlig unbewohnt und besonders im N. gegen 60 geographische Meilen breit ist. Der Flächeninhalt innerhalb der beschriebenen Umgrenzung beträgt 3600 geogr. □Meil.

In Hinsicht der Bodenbildung ergibt sich ziemliche Einförmigkeit; das ganze Land stellt eine nach S. und W. sehr langsam abhängige, an vielen Orten, besonders im S., ganz horizontale Ebene dar, welche theils kleine und vereinzelte Hügel oft von sehr abgerundeter Gestalt in sich schließt, theils nach O. bis N. in eine Kette von Anhöhen aufsteigt, die nur in einem so ebenen Lande mit dem Namen von Bergen belegt werden können, indem sie sich nirgends völlig bis auf 1000 Fuß [1]) über den Spiegel der Hauptflüsse erheben. Diese Kette verläuft dem Paraguaystrome parallel von N. nach S. als Fortsetzung der Gebirge von Matto grosso unter dem Namen der Cordillera de Maracayu, erreicht in der Nähe der Quellen der oben genannten Grenzflüsse Mbotetey und Yaguary ihre größte Höhe, gibt einen Arm ab, den der Paraná durchbricht, indem er einen bedeutenden Wasserfall (24° 4′ Br., 56° 55′ L.) bildet, sinkt dann langsam ab und löst sich lange vor Erreichung des völlig ebenen Landes im S. in zahlreiche, aber unbedeutende Anhöhen auf. Sie bildet die Wasserscheide, indem alle von ihrer östlichen Seite herabströmende Gewässer in südöstlicher Richtung dem Paraná zueilen, während diejenigen des westlichen Abhanges als Confluenten des Paraguaystromes erscheinen. Im Allgemeinen ist der nördlichere Theil des Landes hügelig, allein vom 24°—26° Br. durchziehen nur wellenförmige Anhöhen die Ebene, welche von da bis zu dem Paraná eine horizontale Fläche darstellt, die, weil sie niedriger ist als der Stand der Gewässer zur Regenzeit, großentheils so überschwemmt wird, daß sie einen ausgedehnten Sumpf, wol auch periodischen See darstellt. Die mittlere Erhöhung des Landes über das atlantische Meer ist zwar noch nicht durch völlig zuverlässiges barometrisches Nivellement ermittelt worden, indessen kann dieselbe nur als sehr gering angenommen werden, indem (nach Azara) der Fall des Paraguaystromes ungefähr einen Fuß auf die Seemeile des Laufes beträgt, und von seiner Vereinigung mit dem Paraná bis zur Grenze der Ebbe und Fluth das Uferland bereits entschieden den Charakter der Pampas trägt. Die geognostischen Verhältnisse sind selbst noch einfacher als die Bildung der Oberfläche, und gleichen in vielen Beziehungen denjenigen, die man in den auch in andern Hinsichten nicht unähnlichen Ufergegenden des untern Theils des Amazonas beobachtet. Abgesehen von der außerordentlichen Ausdehnung des sichtbar erst in den neuesten Zeiten entstandenen Alluviums gehört die Formation ausschließlich der tertiären an. Ungleichförmige Gerölle einer sandsteinartigen Hauptmasse sind mit einem mehr oder minder eisenhaltigen Thon mannichfach genug zusammengekittet, und erscheinen bald als Puddingstein, bald aber auch als mehr feinkörniges Gemenge, welches an einigen Orten förmlich gebrochen und zum Bauen verwendet wird; allein nirgends ergibt sich eine Abwechselung in dieser Schichtung der Nagelfluh. Obgleich die großen Erschütterungskreise der Anden nur in geringer Entfernung liegen und selbst in der Provinz Tucuman sich mancherlei vulkanische Erscheinungen zu Tage geben, so sind diese doch in Paraguay völlig unbekannt. Nirgends wird das geringste Zeichen früherer Vulkanität beobachtet, und ebendaher fehlt es auch an Mineralquellen, selbst an solchen, deren Temperatur der atmosphärischen gleichkommt. Der Boden theilt an vielen Orten die bekannte Eigenthümlichkeit der großen Ebenen des außertropischen Südamerika, nahe an der Oberfläche bedeutende Salzlager zu besitzen. Das System der Gewässer besteht aus den beiden Hauptflüssen, dem Paraná und Paraguay, welche auf zwei Seiten das Land umgeben, und alle in demselben entsprungene kleinere Flüsse aufnehmen, an der südlichsten Grenze aber sich vereinen. Die Wasserscheiden sind von geringer Höhe und bestimmen den Lauf der kleinern Gewässer nur in den ersten Räumen ihrer Entfernung von den Quellen, indem sich näher den beiden großen Strömen, vermöge der besonders großen Zerstörbarkeit des Bodens, ein gewisser Mangel festbeschränkender Ufer ergibt. Das scheinbare Bett ist stets größer als die enthaltene Wassermenge, was jedoch ebenso wenig wie bei den Flüssen des nördlichen Brasiliens, so weit dieselben große Niederungen durchströmen, zu dem Glauben verführen darf, daß dieselben einst eine weit größere Wassermenge geführt. Eine Erscheinung, welche in jenen riesigen Gewässern im großen Maßstabe vorgeht, des Abwaschens und Ansetzens der Ufer, also der Veränderlichkeit derselben unter dem Drange der regelmäßigen Über-

1) Rengger, Reise nach Paraguay. S. 10. Azara meint, daß jene Hügel sich nirgends mehr als 90 Toisen über ihre (über den Fluß erhöht liegende) Grundebene erheben.

schwemmungen erklärt zur Gnüge die unverhältnißmäßige Breite der flachen Thalwege. 1) Rio Paraguay. Noch ist die eigentliche Quelle dieses majestätischen Stromes streitig, denn obwol sie Azara unter 13° 30′ Br., 60° L. legt, so ergießen sich doch grade aus jener Gegend, von der Serra Pareçys herab, manche kleine Flüsse, die ihren Lauf nach Süden nehmen, den Strom bilden helfen, und vielleicht gleichen Anspruch auf den Namen von Quellflüssen haben. Schnell nach Süden gewendet bildet der Strom unter dem 16° 30′—18° Br. die berühmte Laguna de los Xarayes, welche von den ersten Eroberern mit ihren Fahrzeugen erreicht wurde, ihnen und ihren Nachfolgern lange für die eigentliche Quelle des Stromes galt und bis in die neuesten Zeiten zu vielen Fabeln Veranlassung gab (s. diesen Art.). Mehre große Inseln unterbrechen die seegleiche Ausbreitung, unter ihnen die Isla de los Orejones, berühmt in den Annalen der Eroberung. Mit geringen Abweichungen folgt der Strom seiner südlichen Richtung bis zu seiner Vereinigung mit dem Paraná und nimmt zahlreiche Flüsse und Bäche auf, die ihm jedoch meistens nur von der östlichen Seite zufließen, während die westlichen Länder des wasserarmen Chaco kaum zwei bedeutendere Flüsse ihm zusenden. Unter den östlichen Confluenten verdienen der Taguary und Mbotetey wegen ihrer Größe besondere Erwähnung. Nachdem der Paraguay in seinem Laufe nirgends von Klippen oder Stromschnellen unterbrochen, und schiffbar für Schooner und ähnliche Fahrzeuge bis zum 16° Br. bei Asuncion vorübergeströmt ist, vereint er sich unter 17° 26′ Br. mit dem Paraná. Die Breite des Flusses in der Gegend von Asuncion ist gegen 3000 par. Fuß; weniger in trockenen Jahren, allein höchst selten so gering (1332 par. Fuß), wie sie Azara einst beobachtete. Die Tiefe ist sich keineswegs überall gleich, indessen findet sich stets ein fortlaufender Kanal von 100—150 par. Fuß Breite, der, wie flach auch übrigens die Flußgegend sein möge, immer 12—35 par. Fuß tief ist. Nach Azara's Beobachtungen fließen bei mittelhohem Stande in einer Stunde aus dem Paraguay (bei Asuncion) 196,618 Cubiktoisen Wasser, eine verhältnißmäßig nicht sehr große Menge. Sie würde vielfach größer sein, wäre der Fall des Stromes bedeutender. Er beträgt in jener Gegend kaum einen par. Fuß auf die Seemeile. — 2) Rio Paraná. Der Paraná entspringt in den Gebirgen der brasilischen Provinz Goyaz, zwischen 17° 30′ und 18° 30′ Br. Seine Richtung ist im Allgemeinen eine südsüdwestliche mit gelegentlicher westlicher Abweichung bis zu 27° 16′ Br., 60° 50′ L., wo sie nach Aufnahme des Paraguay entschieden südlich wird. Nächst dem Amazonenstrome ist der Paraná wol der größte Fluß Südamerika's; er übertrifft (nach Azara) seinen Confluenten, den Paraguay, an dem Orte der Vereinigung durch eine zehnfach größere Wassermasse. Bei Corrientes, einige Meilen weiter hinab, wird die Breite von einem Ufer zu dem andern mit Einschluß der Insel auf eine Lieue (20=1°) geschätzt. (Rengger.) Ehe der Paraná diese Gegend erreicht, hat er manche Hindernisse zu überwinden, denn er durchbricht die Gebirgskette von San-José, welche der Paraguay zur Seite läßt. Aus der schnellern Abdachung des Landes von O. nach W. erklärt sich der rasche Lauf des Paraná, aus den entgegenstehenden Hindernissen der Berge manche Unregelmäßigkeit seines Laufes. Der letztere wird schon innerhalb der brasilischen Grenze durch mehre Wasserfälle unterbrochen. Mit Erreichung der Cordillera de los montes (Maracayu) breitet sich der Strom in ein Wasserbecken von 2100 Klaftern Breite und 6—7 Kl. Tiefe aus, indem ihm nur ein einziger und enger Weg geöffnet ist, um nach W. durch die Berge fortzuströmen. Dieser Kanal von 30 Kl. Breite führt bei einer Neigung seines Bettes von 50° jene ungeheure Wassermasse mit Pfeilesschnelle fort. So entsteht eines der zahlreichen Naturwunder Amerika's, der Salto grande del Paraná (24° 4′ Br.), den aber auch im Lande selbst nur Wenige sehen, seit mit dem Ruin der Missionen und gewisser Handelszweige die umliegende Gegend von Neuem zur unbewohnten Wildniß wurde. Mit dem Austritte aus den Bergen wird der Lauf noch keineswegs ruhiger; nur erst weiter hinab, wo immer noch die Breite nur 400 Kl. beträgt, während jedoch die Tiefe außerordentlich ist, mögen kleine Fahrzeuge auf- und absteigen. Ungefähr fünf bedeutendere Flüsse ergießen sich in den Paraná. Sie theilen jedoch den Charakter des letztern, und sind kaum für Kähne überall schiffbar. In genauer Verbindung mit dieser großen Menge von Flüssen stehen die Seen und Sümpfe, die zum Theil nur periodisch, einen sehr großen Theil der ebenen Oberfläche des Landes einnehmen, und für alle Zeiten ein um so größeres Hinderniß der vollständigen Bebauung und der systematischen Verknüpfung der Niederlassungen sein werden, je weniger die Beschränkung der Überschwemmungen oder die Ableitung der flachen Seen im Bereiche menschlicher Kräfte liegen. Eigentliche Quellen sind nur in den höhern Hügelketten wirklich vorhanden. Sie sind von dem Wechsel der Jahreszeiten unabhängig und frei von den erdigen oder vielmehr schlammigen Bestandtheilen, welche das Wasser mancher Flüsse, besonders aber der Landseen, wenn auch nicht untrinkbar, wenigstens sehr unangenehm machen. Das sehr häufige Vorkommen von Quellen in den niedern Ebenen, die, ohne Bäche bilden zu können, sich in weite Sümpfe verlieren, erklärt sich aus der Configuration des Bodens aller jener Niederungen. Auf einem sehr niedrigen Niveau, oft tiefer gelegen als der Spiegel der Hauptflüsse, obwol getrennt durch flache aus Geröllen bestehende schwellenartige Erhöhungen, selbst nur aus einem neuen Süßwasseralluvium bestehend, sind diese Ebenen einmal die natürlichen Becken für die Ansammlung aller von den Hügeln ablaufenden Regenströme, und werden außerdem mittels der Durchsickerung während der Anschwellung der Ströme mit einem gleich hohen Wasserspiegel bedeckt. Auch wenn diese periodischen Erscheinungen noch bei weitem nicht ihre äußerste Höhe erreicht haben, gleicht dennoch der Boden einem mit Wasser durchzogenen Schwamme, denn wo man irgend einige Fuß tief hinab gräbt, mag man mit Sicherheit erwarten auf Wasser oder doch auf Schlamm zu treffen. Als Paraguay's politische Grenzen viel weiter nach N. reichten als gegenwärtig, war es reicher an großen natürlichen Wasserbehältern, die zumal in den obern Ge-

genden des Paraguaystromes außerordentliche Ausbreitung erlangen. Der größte See von nicht streng periodischer Entstehung ist die Laguna de Ybera, südlich vom Paraná und eigentlich schon innerhalb der Grenzen von Corrientes liegend. Ohne sichtbaren Zufluß zu erhalten, behauptet sich auch in der trockensten Jahreszeit das Wasser auf gewisser Höhe, eine Erscheinung, welche sich allein mittels Durchsickerung aus dem nahen Strome erklären läßt. Die Tiefe dieses Beckens ist gering, denn nur sehr kleine Fahrzeuge mögen sich den Weg über die Untiefen bahnen, und finden selbst zur Zeit des höchsten Wasserstandes selten mehr als 5—6 Fuß tiefes Fahrwasser. In der entgegengesetzten Jahreszeit trocknet zwar der Yberasee ebenso wenig als andere völlig aus, allein er löst sich dann in eine Menge von kleinen Teichen auf, die durch schmale, aber völlig versumpfte Landstreifen getrennt, mit einer unendlichen Menge Wasserpflanzen überdeckt, hin und wieder sogar durch große Gruppen von Bäumen und amphibischem Strauchwerk unterbrochen, täuschend das Ansehen einer grünenden Wiesenlandschaft bieten, aber ein Labyrinth bilden, in welchem der Reisende oder Jäger ebenso wenig mit seinem Kahne als auf seinem Pferde einzudringen vermag. Regelmäßig treten zu zwei verschiedenen Zeiten die großen, aber gleichmäßigen Anschwellungen der Hauptströme ein, im Januar, und die zweite gegen den Monat April. Die letztere erreicht ihre äußerste Höhe im Monat Mai, und verlängert sich bisweilen in den Juli, allein beide verlieren, wenigstens bei oberflächlicher Beobachtung dadurch gar sehr an genauer Periodicität, daß einzelne kleine Erhebungen der Wassermasse aus zufälligen Ursachen (z. B. ungewöhnlichen Regengüssen in den brasilischen Provinzen) plötzlich eintreten, und zweitens durch den unbemerkten Übergang der einen Überschwemmung in die andere, überall da, wo die Ufergegenden so außerordentlich flach sind, daß die Gewässer sich ungehindert ausbreiten, und durch neue Zuströmung ihr Niveau nur gering verändert wird. Dasselbe großartige Schauspiel, welches die Anschwellungen des Orenoko und Amazonenstromes, freilich auf einem viel ausgedehnteren Theater, darbieten, wiederholt sich in Paraguay. Mit einer überraschenden Schnelligkeit wachsen die Gewässer an, nicht selten gegen zwei Fuß innerhalb 24 Stunden, eine Vermehrung ihrer Masse, die besonders dann Verwunderung hervorbringen muß, wenn man weiß, daß bei der ungewöhnlichen Horizontalität des Bodens die Erhebung des Stromes nur um einen Fuß über den gewöhnlichen Stand die Ufergegenden schon meilenweit unter Wasser setzt. Wie ungeheuer die herbeiströmende Wassermenge der Überfluthungen sein müsse, ergibt sich daraus, daß eine Ausdehnung von 5000 □Leguas (20 = 1′) zwischen dem 16—22° Br. in kurzer Zeit unter dem nassen Elemente verschwindet, während Sümpfe von 1000 Leguas Flächeninhalt (Lag. de Ybera) in Seen verwandelt werden, die sich gefüllt erhalten, obwol ihre tägliche Verdunstung an 70,000 Tonnen beträgt. Die Höhe der Überfluthung erreicht vielleicht wegen ihrer Unbeschränktheit nicht ganz das Vorbild des gewaltigen Amazonenstromes. Mehrfache Erfahrung beweist, daß der letztere zumal in seinen höhern Regionen in einem Raume von 35 bis 40 Fuß senkrecht falle und steige, je nachdem die Jahreszeit die eine oder die andere Erscheinung bedingt. Der Paraguaystrom erreicht nur bei den außerordentlichsten Anschwellungen eine Höhe von 25 Fuß über seinem niedrigsten Stande, allein der vielfach erwähnte Mangel höherer Ufer macht die Überschwemmungen um so wirksamer, indem sie einmal ebenso wol das Land ungemein befruchten, als sie auf der andern Seite entweder weite Flächen periodisch unbewohnbar machen, oder das Werk der Menschenhände in wenigen Stunden zerstören. Salzige Quellen und salzige Seen sind häufig im ganzen Lande, indem zwar nicht große Steinsalzlager an der Oberfläche vorkommen, aber der Boden doch überall mit Salz in gebundenerer Form geschwängert ist. — Klimatische Verhältnisse. Der bei weitem größere Theil des eigentlichen Paraguay liegt jenseit des südlichen Wendekreises, und genießt deshalb eine Menge von Vortheilen und eine Herrlichkeit des Klima's, welche man in den eigentlich tropischen Ländern um so weniger unbeschränkt vorzufinden erwarten darf, je mehr sie sich dem Äquator nähern und je geringer ihre Erhebung über den Ocean ist. Wenn die höchst entwickelte Lebenskraft alles Organischen und die außerordentliche Productivität des Bodens zwischen den Wendekreisen, durch ein sehr eigenthümliches Klima unterstützt, die höchste Stufe ihrer Ausbildung erreichen, so ergibt sich in der Gesammtheit jener Erscheinungen ebenfalls sehr Vieles, was dem Menschen beschwerlich, wo nicht feindlich entgegentritt. Diejenigen Länder, die vermöge ihrer Nachbarschaft alle Vortheile der tropischen Gegenden genießen, ohne grade in den Bereich ihrer aufwiegenden Nachtheile zu gerathen, sind ohne allen Zweifel die beglücktesten der Erde. Paraguay besitzt einige jener Vorzüge, die manches den Tropen genäherte Land, z. B. Chile, Neusüdwales u. s. w., in sehr hohem Maße auszeichnen, ohne grade gleich weit von den Wendekreisen entfernt zu sein. Seine örtliche Beschaffenheit sichert ihm auf einer mittlern Breite von 24° ziemlich dasjenige Klima, welchem man anderwärts nur wenn man sich um 6—8° mehr den Polen nähert, begegnet. Unbeschützt durch irgend eine höhere Hügelkette nach Süden, nach Südwest und Westen ebenso den Einwirkungen der Luftströme ausgesetzt, die aus den größten Entfernungen eine ziemlich fremdartige Temperatur herbeiführen können, ohne irgend höhere Berge, von einer außerordentlichen Menge großer und kleiner Flüsse durchzogen, bietet es Anomalien in klimatischer Beziehung, die ebenso leicht erklärlich als dem Einwohner förderlich sein müssen. Die atmosphärische Temperatur von Paraguay ist niedriger, als man sie von der Breite und vielleicht der Temperatur ziemlich benachbarter brasilischer Provinzen abnehmen möchte. Der Einfluß der Sonne auf die Hervorbringung einer mittlern Temperatur wird durch viele Nebenursachen so sehr beschränkt, daß man hart neben dem Wendekreise und in kaum nennenswerther Erhöhung über dem Meere nicht selten im Juli und August das Quecksilber des Nachts bis auf den Nullpunkt fallen sieht, und daß die niedrigen Pflanzen, oder was aus manchen Gründen eine entscheidendere Thatsache sein möchte, die

Hüttendächer dünn mit Weißfrost bedeckt erscheinen. Die gewöhnliche Temperatur jener Jahreszeit ist 12—15° R. am Tage, die Hälfte weniger des Nachts. In den entgegengesetzten Monaten tritt das tropische Verhältniß reiner hervor, denn während neun Monaten steht Mittags das Quecksilber selten unter 20° R., gewöhnlich 24—25°, in den nördlichsten Gegenden sogar 30°; häufiger jedoch zeigt sich dieser Wärmegrad in den dichtbewaldeten Strichen des Innern, als an den luftigern Stromufern[2], ein Verhältniß, welches auch unter dem Äquator beobachtet wird, und namentlich in den Urwäldern längs des Marañon zu mancher auffallenden Erscheinung Veranlassung gibt. Die Winde bringen große Veränderungen in den Stand der Temperatur. Der Nordwind, welcher über die weit ausgedehnten Waldgegenden der wärmsten Theile Südamerika's streicht, ehe er Paraguay's Grenzen berührt und eine außerordentliche Menge von Wasser dem großen Flußnetze nördlich und südlich vom Äquator in Dunstform aufgelöst entführt, bringt zwar im Winter eine Steigerung der Wärme von 8—10° in kurzer Zeit hervor, allein zugleich einen hohen Grad von Feuchtigkeit und einzelne Nebel. Im Sommer hingegen wird die Hitze in solchem Maße durch ihn gesteigert, daß alles Lebende zu erkranken scheint, ein Phänomen, welches nicht sowol durch die materielle Einwirkung der Wärme als vielmehr durch die höchst empfindliche Überladung der Atmosphäre mit Elektricität zu erklären sein dürfte. Die Winde zwischen Südost und Südwest bringen ziemlich die entgegengesetzte Wirkung hervor. Derselbe gewaltige Luftstrom, der an der äußersten Südspitze dieses großen Continentes bei heiterem Himmel furchterregende Seestürme erzeugt, längs der westlichen Küste bis gegen den 30° Br. wenig an Intensität verlierend, nur erst in der Gegend des Wendekreises zum gleichförmigen, passatartig vorherrschenden Winde des großen Oceans wird und dort periodische Seeströmungen erzeugt, verbreitet sich auch noch über Paraguay. Leicht glaublich ist es, daß ein breiter Luftstrom, der über eine in ihrer größten Ausdehnung mit Schneebergen beladene Küste dahinwehte[3] und ungebrochen von irgend einer bedeutenden Erhöhung des steppenartigen Binnenlandes eine den Wendekreisen genäherte Gegend erreichte, die Temperatur in ungewohntem Maße erniedrigen könne. Das Quecksilber fällt nach dem Eintreten dieses Windes selbst mitten im Sommer bisweilen innerhalb einer Viertelstunde um 10—12° und vermag des Nachts, zumal in den Monaten Juni bis August, eine dem körperlichen Gefühle höchst unangenehme Kälte hervorzubringen, ohne jedoch jene dünne Eisdecke auf dem ruhig stehenden Wasser zu erzeugen, welche Azara in zwei besonders kalten Wintern (1786 und 1789) wirklich gesehen zu haben versichert. Daß jedoch dieser Wind bei längerer Dauer auf die Thiere einen dem Winter der nördlichern Gegenden analogen Eindruck machen müsse, erhellt daraus, daß diese sich von der Zeit seines ersten Eintretens an mit struppigem und dichterem Winterhaare bekleiden. Die Gewaltsamkeit solcher Stürme ist so außerordentlich, daß es die Jesuiten unmöglich fanden in den offener gelegenen Kirchengebäuden ihrer Missionen auf der Südseite Glasfenster zu erhalten, und daß sie gezwungen waren, sie mit Tafeln von Marienglas zu verschließen[4]. Je südwestlicher der Ursprung dieser Stürme ist, um so mehr erkälten sie die Luft. Die bis tief hinab mit Schnee beladenen östlichen Abhänge der patagonischen Anden geben den Schlüssel zur Erklärung. Westliche Winde sind selten, aber gewöhnlich die Vorgänger starker, mit Gewittern verbundener Stürme, und nie treten sie ein, ohne Regen herbeizuführen. Die Ost- und Nordostwinde sind nur auf die herbstliche Jahreszeit beschränkt. Da sie vom nicht sehr entfernten atlantischen Meere herkommen, so haben sie das in Bezug auf schnelle Wolkenbildung höchst veränderliche Wetter in ihrem Gefolge, von dem nicht leicht eine Seeküste, nicht einmal die äquatorialen (z. B. Pará), während der sogenannten winterlichen Periode frei sind. Der Charakter der Jahreszeiten ist zwar in Paraguay nicht so scharf getrennt, wie in dem südlichern B. Ayres, allein deutlicher ausgesprochen als in den Äquatorialgegenden. Der Frühling wird durch das erhöhte Leben der Pflanzenwelt angedeutet, denn wenn auch die wenigsten Bäume ihre Blätter abwerfen, so fällt immerhin in die Periode vom October und November die Blüthe derselben und die Paarung der jüngern Vögel. Die meteorologischen Erscheinungen beschränken sich auf häufige Regengüsse, die ohne die Heftigkeit der herbstlichen Ergießungen zu haben den Boden sehr durchweichen und die erste der doppelten Überschwemmungen des Landes verursachen. Mit dem Eintritte des Sommers werden zwar die Regen seltener, allein die Stürme um so häufiger. Der Südwind führt dann jene unglaublich dicht herabfallenden Regen herbei, die näher am Äquator nur durch kurze Pausen unterbrochen den sogenannten Winter vor jeder andern Jahreszeit auszeichnen. Treten dann auch Anschwellungen der kleinen Flüsse oft in solchem Maße ein, daß weite Landstriche durch sie verwüstet werden, so ist die Wassermenge dennoch zu gering, vielleicht auch die gleichzeitige Verdunstung zu groß, als daß die Ströme des ersten Ranges durch sie bedeutend erhöht werden könnten. Wie überall im wärmern Amerika sind solche Ergießungen während der trocknern Monate allem Lebenden im höchsten Grade willkommen; Thiere begrüßen die nahenden Wolken mit Zeichen eines freudigen und unverkennbaren Vorgefühls, und die Pflanzen entwickeln sich dann mit überraschender Schnelle. Bleiben im Sommer diese Regen länger aus, so werden sie durch die außerordentlich dichten Niederschläge von Thau ersetzt, die in ihren äußern Zeichen öfters leicht mit feinem Regen zu ver-

2) Diese Angaben beruhen auf den Beobachtungen Rengger's (Reise S. 67). Azara (chap. I.) stellt die Temperatur des Sommers im Allgemeinen um einige Grade niedriger, indem er (nach Rengger) innerhalb eines gegen die Hitze sorgfältig verwahrten Zimmers beobachtete. 3) Die Berge an der Magellansstraße nach Churruca (Viage. 1787. S. 300). Capitain King's Expedition fand in einigen Buchten nördlich vom Cabo Pilares sogar Gletscher bis fast an die Meeresfläche herabreichend.

4) Dobrizhofer, Gesch. der Abiponer. (Wien 1783.) 1. Th. S. 188.

wechseln sind. Die eigentliche Regenzeit ist der Herbst; während seines Verlaufes bekleiden sich die Gefilde mit neuem und saftigerem Grün, allein zugleich schwellen die Ströme zum zweiten Male an, und die Überfluthung erreicht ihren Gipfel im Mai. Die allgemeine Feuchtigkeit jener Jahreszeit ist mit erhöhter atmosphärischer Temperatur verbunden und wird zur Ursache häufiger Krankheiten. Der Winter, d. h. die Monate Juni, Juli, August, bildet nicht die eigentliche Regenzeit. Er unterscheidet sich am auffallendsten durch das Vorherrschen einer kühlen Temperatur und eines heitern Himmels, durch den Mangel an anhaltenderen Regen und durch gelegentliche Nebel. Tritt Windstille nach längerem Wehen des Südwindes ein, so entsteht, zumal in den ersten Morgenstunden, leicht ein dünner Weißfrost. Dem Europäer sagt diese Jahreszeit um so mehr zu, als die mittlere Temperatur gewöhnlich gegen 15° R. beträgt. — Pflanzenwelt. Obgleich ein von höhern Gebirgszügen entblößtes, in seinem geognostischen Verhalten ziemlich einfaches Land nicht die Pflanzenverschiedenheiten, wenigstens nicht in Bezug auf die Zahl der Familien, darbieten kann, die man überall in den den Anden genäherten Gegenden des tropischen Amerika beobachtet, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Paraguay's Flora reichhaltig sei. Wenn auch derjenigen des Amazonenstromes nicht völlig gleich, indem die Hügelketten im Innern Paraguay's eine Abänderung der Bodenfläche veranlassen, die mit sehr geringer Ausnahme längs der Ufer jenes äquatorialen Stromes nirgends bemerkbar ist, so ist sie ihr ohne Zweifel doch sehr analog. An genauen Nachweisungen über diesen Gegenstand fehlt es noch der botanischen Welt, indem die wenigen wissenschaftlichen in Paraguay eingedrungenen Reisenden mehr mit Zoologie als Pflanzenkunde sich beschäftigten. Die Forschungen S. Hilaire's in einigen benachbarten brasilischen Provinzen scheinen die obigen Voraussetzungen über den Charakter der paraguayischen Flora zu rechtfertigen. Für sie dürfte die für einen Theil der brasilischen Flora aufgestellte Eintheilung gelten: in eine Flora der dichtbewaldeten Niederungen entlang der häufig über ihre Ufer sich ausbreitenden Flüsse, in diejenige der an Gramineen reichen, offenen Felder, wo periodisch sich Landseen bilden, zuletzt in diejenige der schwellenähnlichen Hügelketten. Die letztere Flora dürfte in zwei Unterabtheilungen zerfallen, die Region des Hochwaldes, den keine Überschwemmung berührt und die buschartige Vegetation auf den unfruchtbaren, durch Regengüsse tief ausgefurchten Schneiden der Hügel. Bei der Allgemeinheit mancher Züge in dem Gemälde der vegetabilischen Welt des tropischen Amerika darf es nicht überraschen, zu vernehmen, daß Bäume sich unter 23' südl. Br. an den Flußufern finden, die zuerst durch Pflanzenkenner in Guyana und am Orenoko entdeckt wurden. Wahrscheinlich unterscheiden sich, botanisch genommen, die häufig überschwemmten Forste des nördlichsten Paraguay nur wenig von den unter gleichen Bedingungen vegetirenden des Äquators. Treten wol auch andere Arten auf, so bleiben doch gewiß die meisten Gattungen sich gleich. Die amphibischen Pflanzen, artenreich in jenen Ländern, wo das Feste und Flüssige im fortdauernden Kampfe um die Oberherrschaft begriffen scheint, sind, wie man aus vielen bis in den Platastrom treibenden Resten abgenommen hat, sich ziemlich gleich. Etwas verschiedener dürfte jedoch das Verhalten der Vegetation in den trockenen Hochwäldern des Innern (Coaguaza) sein, obwol die allgemeinen Züge der tropischen Pflanzenwelt sich auch da unverkennbar entwickelt finden, z. B. der außerordentliche Artenreichthum an Bäumen, ihre Beladung mit Schmarotzerpflanzen und Rankengewächsen, der Mangel einer krautartigen Vegetation an dem ewig beschatteten und feuchten Boden und die rasche Vergänglichkeit, die auch die riesigsten Stämme nicht spart. Der Pflanzenwuchs der offenen Ebenen beschränkt sich in den niedern Gegenden auf gesellige, strauchartige Pflanzen, die Repräsentanten der Rhizophoren der tropischen Seeküsten, der Hermesien des Orenoko und Amazonas, und auf rohrartige Gräser; in den höhergelegenen Gegenden (Lomadas) entwickelt sich eine Vegetation, allen Zeichen nach derjenigen der brasilischen Campos sehr ähnlich. Übergänge aus der Vegetation des Hochwaldes in diejenige der begrasten Gefilde sind nirgends vorhanden, beide bestehen unvermischt hart neben einander. Zur Vegetation der Lomadas gehört die Zone gedrängten Buschwerkes auf den höchsten Kämmen. Sie dürfte wahrscheinlich derjenigen der Berge der Banda oriental gleichkommen, also auch gleich dieser einige Familienähnlichkeit besitzen mit der Flora gewisser Gegenden von Chile. Weniger noch als der Charakter der Vegetation sind Einzelnheiten über den Nutzen, den der Eingeborne aus jener zieht, bekannt. Wie in allen tropischen Ländern tritt wol auch in Paraguay das Pflanzenreich bald hilfreich, bald feindlich und hinderlich dem Menschen entgegen, und die Werke der ältern Schriftsteller geben uns manche hierher gehörende Bemerkungen. Allein sie sind zu wenig zusammenhängend und entbehren zu sehr der gegenwärtig unentbehrlich gewordenen botanischen Benennung und Ordnung, als daß sie hier weitere Erörterung erhalten dürften. Der Ackerbau wird durch Reichthum des Bodens und das Klima unterstützt, beschränkt sich jedoch naturgemäß auf die Erziehung tropischer Gewächse. Wenn auch europäische Cerealien in der vorherrschenden Temperatur des Landes kein unüberwindliches Hinderniß finden, so fallen doch die Ernten, selbst in den höher gelegenen und kühlern Distrieten der ehemaligen Missionen, nur gering aus, und sind stets unzulänglich, um die eingeborne Bevölkerung zu erhalten. Reis wurde erst um die Mitte des 18. Jahrh. von den Jesuiten eingeführt, und gedeihet wohl, wenn auch nicht in dem Maße wie der Mais, der als Hauptgegenstand der einheimischen Agricultur anzusehen ist. Als das vorzüglichste Nahrungsmittel aller Volksclassen verdient er die ihm werdende sorgfältigere Cultur. Seine vielfache Verwendung ist in Paraguay ganz wie in den andern Ländern des spanischen Südamerika, und die Namen der verschiedenen aus ihm bereiteten Gerichte sind sich ziemlich überall gleich [5]). Wie in Peru spielt die süße Yuca (Maudio der Paraguayer, Manihot Aipi.

5) Rengger, Reise. S. 149.

Pohl.) eine bedeutende Rolle; sie bildet ein Lieblingsgericht, dessen Mangel zuerst in dem reisenden Eingebornen den Wunsch nach Rückkehr zur Heimath einflößt; die giftige Manioc (M. utilissima *Pohl.*) wird zwar ebenfalls angepflanzt, allein man besitzt nicht halb die Fertigkeit der Brasilier, aus ihr eine Menge verschiedener Stoffe darzustellen, und bereitet nicht einmal das berühmte Satzmehl, das vorzügliche Nahrungsmittel aller Volksclassen Brasiliens. Mani (Arachis), süße Bataten u. s. w. gehören ebenso wol in das Verzeichniß der gebaueten Pflanzen Paraguay's als aller warmen Länder Amerika's, und nicht minder das Zuckerrohr. Alle Classen verbrauchen theils den eingedickten Saft, theils den krystallisirten Zucker mit jener besondern Lüsternheit nach Süßigkeiten, die der Eingeborne tropischer Gegenden mit sehr vielen Thieren derselben Länder theilt, und welcher er ohne sichtbaren Schaden im Großen Genüge leisten darf. Gelegentlich erscheinende Fröste sind jedoch diesem Culturzweige häufig sehr nachtheilig, obschon im Allgemeinen seine Producte in keiner Art, wenn nur irgend einige Sorgfalt bei der Bereitung stattfindet, hinter den in Europa bearbeiteten zurückbleiben sollen. Wie anderwärts im Innern Südamerika's steht auch in Paraguay die Theurung der Arbeit der Bereitung feinen Zuckers zum Behufe des auswärtigen Handels entgegen. Als Hauptgegenstand des Landbaues, wenigstens in den Zeiten, ehe die Regierung Francia's eine strenge Grenzsperre anordnete, und als Pflanze, die auf jenem Boden außerordentlich gedieh, ist der Tabak zu nennen. Die Art des Anbaues und die Bereitung des Productes gleichen sich fast genau in Paraguay und dem weitentlegenen Maynas[6]). Baumwolle gedeiht ungemein und bedarf kaum der Pflege. Der Gebrauch, die gewöhnliche Kleidung fast aus ihr allein zu verfertigen, die Theurung fremder Stoffe, besonders aber die Schwierigkeit diese zu erlangen, vermehren alljährlich die Pflanzungen. Dem Anbaue zahlreicher Arten von Gartengewächsen ist der Eingeborne Paraguay's nicht minder abgeneigt als überhaupt alle spanische Creolen. Der Appetit dieser Menschen ist zwar nicht einfacher als derjenige des Bewohners des civilisirten Europa, allein Indolenz und Vorurtheil überwiegen ihn mächtig. Daher ist das Verzeichniß eßbarer Gartengewächse ebenso klein als die Gerichte einfach, wo nicht ärmlich sind. Die Eigenthümlichkeit des Klima's, während langer Perioden ziemlich kühl zu sein, würde die Anpflanzung des Weinstockes sehr begünstigen; nach Azara sollen im J. 1602 mehre Millionen von Reben um Asuncion gepflanzt gestanden haben, allein gegenwärtig erscheint das nützliche Gewächs nur vereinzelt, ebenso sehr in Folge der wie ein Fluch auf dem spanischen Amerikaner lastenden Liebe zur Unthätigkeit als des Verhinderungssystemes der einstigen europäischen Machthaber. — Das Thierreich entspricht an Reichthum der Arten und Zahl der Individuen der üppigen Vegetation und der eigenen Bildung des Bodens, welche so mannichfach ist, als sie es sein kann, wo keine unfruchtbaren Felsgegenden oder sandige und wasserarme Steppen eine noch größere, wenn auch weniger vortheilhafte, Verschiedenheit veranlassen. Wie bedeutend die Menge von Säugethieren sei, haben die Berichte sehr fleißiger Forscher, auf welche wir hier verweisen[7]) müssen, zur Gnüge gelehrt. Neben den bekannten, auch in den ebenern Theilen Brasiliens vorkommenden, theilweise über das gesammte tropische Amerika verbreiteten, Formen gehören, so weit unsere Kenntniß eine solche Behauptung aufzustellen erlaubt, mehre Arten Paraguay eigenthümlich an. Von den Vögeln läßt sich das Letztere mit noch größerer Sicherheit sagen. Amphibien finden in einem theilweise dichtbewaldeten und sehr feuchten Lande eine passende Heimath; die Sümpfe sind mit Krokodilen erfüllt, und in den östlichen Gebirgswäldern haust die gemeinhin bis zu einer Länge von 35 Schuh anwachsende Boa. Giftschlangen aus verschiedenen Gattungen verleihen einzelnen Landstrichen eine besondere Gefährlichkeit, wenn auch der Wechsel der Jahreszeiten sowol auf die Beweglichkeit der Individuen als auf die relative Wirksamkeit ihres Giftes einen sehr großen Einfluß ausüben[8]). Die artenreichen Fische bleiben nach allgemeinen Überschwemmungen in den austrocknenden Lachen in solchen Mengen zurück, daß ihre faulenden Reste theils zum Dünger verwendet werden, theils weit umher die Luft verpesten; ihr Fang ist die Nahrungsquelle der noch ununterjochten Stämme von Ureingebornen und beschäftigt, wenn auch im mindern Grade, die Weißen. Die gefährlich verwundenden kleinen Raubfische, die verrätherischen Rochen des großen Stromnetzes unter dem Äquator fehlen auch dem Paraguaystrome nicht. Nur der rasch fließende, mit etwas kälterem und viel klarerem Wasser erfüllte Paraná ist ärmer an Bewohnern. Das große Insektenreich tritt mit der oft beschriebenen Gier- und Zerstörungssucht seiner tropischen Bürger dem Menschen entgegen, beschränkt die Thätigkeit desselben und veranlaßt ihn wol hin und wieder das begonnene Werk verzweifelnd aufzugeben. Die Ameisen nehmen in dieser Hinsicht einen sehr hervorragenden Platz ein, denn zahlreich sind ihre Arten und groß ihre schädliche Thätigkeit, jedoch führen mehre Umstände auf die Vermuthung, daß mehre Species mit den in Brasilien beobachteten identisch seien[9]). Moskiten von 20 Arten bilden eine Landplage in allen niedern Gegenden, doch wird ihrer Verbreitung gar sehr durch die niedrige Temperatur mancher Jahreszeiten Einhalt gethan. Wie sehr auch der neuangekommene Europäer durch sie leide, so vermindern sich seine Qualen, sobald in seiner Hautausdünstung mittels des klimatischen Einflusses die Veränderungen eingetreten sind, die ihn dem Eingebornen ähnlich machen, und die blutsaugenden Insekten weniger anlocken. Die Verwüstungen der wandernden Heuschrecken, obwol auch in Paraguay bekannt, sind am häu-

6) Rengger a. a. O. S. 173., vergl. mit Pöppig, Reise nach Chile, Peru ꝛc. 2. Th. S. 458.

7) Rengger, Gesch. der Säugethiere v. Paraguay. (Basel 1830.) Azara's Werke. 8) Vorzügliche Bemerkungen über diesen Gegenstand gab Rengger in Meckel's Archiv für Anatomie und Physiol. 1829. Nr. III. 9) Über die Naturgeschichte der tropischen Ameisen vergl. Rengger, Reise. S. 246. Martius Reise nach Brasilien. 3. Th. S. 950. Pöppig, Reise. 2. Th. S. 237.

figsten in den Nachbarländern nach Westen und Süden. Die wilden Bienen liefern eine bedeutende Menge von Wachs, jedoch ist ihr eigentliches Vaterland die Provinz Chaco, wo einst, ehe noch Bürgerkriege die Bevölkerung der Plataſtaaten aufgerieben hatten, nur allein die Bürger von Santjago del Estero jährlich 14,000 Pfund Wachs zu sammeln pflegten. — Die **Viehzucht** wird in Paraguay auf demselben Fuße betrieben, wie auf den Pampas; allein das Klima, namentlich die Überschwemmungen und die Menge von Insekten, sind ihr minder günstig. Dennoch aber ist die Zahl der Heerden bedeutend, und selbst gegenwärtig, wo Handelssperre den Werth des Eigenthums sehr verringert hat, gibt es noch Landbesitzungen mit 2000 Stück Kühen und einer fast gleichen Anzahl von Pferden. Die höhern Gegenden des Landes eignen sich nicht zu der Viehzucht, weil sie salzige Bodenstellen entbehren und die Thiere sehr an den gelegentlichen Genuß des Salzes gewöhnt sind. Der Schlag der Pferde ist gut, indem sich Form und Naturell ihrer andalusischen Voraltern wohl erhalten haben. Zucht von Maulthieren war in einigen Strichen des Landes, vor der Revolution, ein vielbetriebenes und einträgliches Geschäft, indem man, besonders in den brasilischen Grenzprovinzen, immer des Absatzes sicher sein konnte. — Die **Bewohner** zerfallen in die zum Theil noch zahlreichen Ureingebornen, in die Weißen von europäischer Abstammung und in die Farbigen, welche aus Vermischung der letztern mit den erstern oder mit Negern, die jedoch niemals in großen Mengen eingeführt worden, entstanden sind. Die besonders von Martius angeregte und mit kritischer Schärfe durchgeführte Untersuchung der Verbreitung der Indiervölker östlich von den Anden [10]) läßt es fast unzweifelhaft erscheinen, daß die Wiege einer Menge von Volksstämmen, welche sich gegenwärtig zum Theil sogar bis über den Amazonenstrom verbreiten, in Paraguay zu suchen sei. Die in Brasiliens Nordprovinzen sehr allgemeine Sprache der Farbigen und halbcivilisirten Indier (lengua geral oder Tupi) ist ein wenig veränderter Dialekt der Sprache der Guaranis, eines noch jetzt in Paraguay die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachenden Stammes [11]). In den spanischen Schriftstellern begegnet man zahlreichen Namen von Horden, denen hin und wieder aus Unwissenheit oder Übertreibungssucht sehr große Menschenzahl zugeschrieben wurde. Alle sind nur Unterabtheilungen des mächtigen Volkes der Guaranis, denn bei ihnen herrscht dieselbe Sitte, wie bei den Stämmen jenseit der Anden und in dem Innersten der Urwälder unter dem Äquator, sich je nach dem Oberhaupte einer kleinen Niederlassung, oder dem Vorsteher einer halb patriarchalischen, halb politischen Verbindung mehrer Familien einen, vom Europäer häufig misgedeuteten Namen beizulegen. Von den brasilischen Guaranis sind jetzt nur noch einige schwache Überreste in den südlichsten Provinzen vorhanden (Pinarés, Patos, Tapis, Guaycanans, Bituranas), denn die Weißen verfolgten das Urvolk mit außerordentlicher Härte, und machten späterhin häufige Einfälle in Paraguay, um sich mit Sklaven zu versehen. Die Guaranis Paraguay's haben sich jedoch lange tapfer gegen die spanische Herrschaft vertheidigt, wurden endlich unterworfen, und zerfallen in zwei Classen, Bewohner der ehemaligen Jesuitenmissionen und unabhängige, aber friedliche Stämme in den Wäldern nach Nord und Ost. Diese letztern sind synonym mit den Völkern der Caayguas, der Carimas und Tarumas der ältern Schriftsteller, treiben fast keinen Ackerbau, erhalten sich theils von der Jagd, theils von den Früchten des Waldes, besitzen die geringen Künste des rohen Naturmenschen im Verfertigen der unumgänglichsten Werkzeuge und Hausgeräthe, und haben, obgleich selbst nicht unkriegerisch, eine so grenzenlose Furcht vor den Mbayas, einem andern Indiervolke derselben Gegend, daß sie jede mögliche Vorsicht anwenden, um ihren Aufenthalt zu verbergen [12]). Die Payaguas bewohnten zur Zeit der Eroberung die beiden Ufer und die Inseln des Paraguaystromes als Fischervolk und ausschließliche Gebieter jener Gewässer. Nicht zufrieden mit der erlangten Ausdehnung, verlängerten sie ihre Excursionen durch den Paraná und den See von Xareyes zum Schrecken ihrer Nachbarn. Sie sollen mehre tausend Krieger zu stellen im Stande gewesen sein, und zerfielen später in zwei Horden, Cadigués und Magachs, aus denen durch Misverstand oder Umtaufung die Sarigués, Agacés, Siacuas und Tacumbas geworden sind [13]). Die Payaguas sind sehr kriegerisch und bis zum J. 1740 sehr entschlossene Feinde der Weißen gewesen, haben aber in den neuern Zeiten sich so oft im Nachtheile befunden, daß ihre Zahl innerhalb 30 Jahren (Azara — Rengger) von 1000 Seelen auf 200 herabgesunken ist. Die Familien leben am Ufer des Paraguay gegen die südliche Grenze verstreut und ohne ein Oberhaupt oder Gesetze zu erkennen so frei, wie vor der Eroberung des Landes, indem sie auf Weise ihrer Vorfahren ihre Nahrung aufsuchen. Die Guaycurus gehören eigentlich mehr dem Chaco an, indem ihre fortwährenden Feindseligkeiten gegen die Weißen ihnen nur an sehr wenigen Orten einen bleibenden Aufenthalt östlich vom Paraguaystrome zu nehmen erlauben. Weiter nach Norden bewohnen sie, mit den Brasiliern in friedlichen Verhältnissen lebend, auch die Ostseite des Flusses. Die Sklaverei der Gefangenen ist bei ihnen ein volksthümliches Institut; ihre daher entstehenden Menschenräubereien machen sie zu einem Schrecken aller Nachbarn. Zeitig schon hatten sie verstanden, sich Pferde zu verschaffen, und wurden selbst den Spaniern in der Richtung von Sa-Cruz de la Sierra, und zwar unter dem

10) **Martius**, über d. Rechtszustand d. Ureinw. Brasiliens. (Münch. 1832.) Dess. Reise. 3. Th. S. 1096. 11) Die Sprache der Guaranis ist die vollkommene Ursprache, deren brasilische Dialekte hin und wieder entartet erscheinen. Vergl. Vater im Mithridates. 3. Th. S. 431.

12) Über die Guaranis vergl. **Rengger**, Reise. S. 101. *Charlevoix* I, 102. II, 47 fg *Azara*, Voy. II, 56. **Dobrizhofer** a. v. D. *Del Techo*, Hist. paraguar. L. IV. c. 11. L X. c. 11. *Herrera*, Dec. IV. u. VII. 13) Diese Thatsache beweist unter vielen andern, was man von einer Liste der paraguayischen Völkerschaften (Nachr. v. d. Chiquitos. S. 182) zu halten habe, welcher gemäß 37 Indierstämme am linken, 20 am rechten Ufer des Paraguay lebten.

Namen der Xiriguanos, schädlich. Sie sind synonym mit Mbayas, Mbouyaras, Lenguas u. s. w.[14]). Die Guanas sollen ehedem gegen 20,000 Seelen stark gewesen sein, allein Azara fand schon zu seiner Zeit nur 8300; sie würden aber auch noch jetzt, wie sehr sie sonst abgenommen haben mögen, die zahlreichste Völkerschaft bilden. Sie leben auf der Westseite des Paraguay, in Chaco, gegenwärtig zwischen der Serra de Chainez und dem Strome; außerdem hier und da zerstreut; einige Familien sogar im Stande bürgerlicher Unterwürfigkeit im Presidio de Miranda. Gegen die Gewohnheit der benachbarten Stämme leben sie vom Ackerbaue und halten einige Heerden. Dem Frieden geneigt, sind sie zwar nie die Angreifenden; allein sie fechten muthvoll. Man sah sie ehedem sehr zahlreich im Dienste der weißen Bewohner Paraguay's als Matrosen, Knechte u. s. w., und auf gleiche Art sollen sie sich, wie man hinzusetzt, sogar, ohne Belohnung zu verlangen, dem Volke der Mbayas angeschlossen haben, oder als Sklaven desselben, jedoch mit großer Freundlichkeit behandelt, nie zu entfliehen suchen. Sie tragen einen Mundpflock, der sich von dem der Botocuden durch nadelförmige Gestaltung unterscheidet[15]), und deshalb Erwähnung verdient, weil dergleichen barbarische, mit Zerstörung von Körpertheilen verbundene Verschönerungsversuche eben nicht häufig unter den Völkern Paraguay's vorkommen. Das von den übrigen Volksstämmen Gesagte gilt auch von den Guanas. Acht oder mehr Unterabtheilungen derselben sind als verschiedene Völker aufgeführt worden. Die Guatos und Cahans sind sehr wenig bekannte, zahlenarme Horden, dem Chaco angehörend, sollen aber ehedem auch im eigentlichen Paraguay gelebt haben, oder in demselben auf Streifzügen erschienen sein. Die Reste des Volkes der Cacocys sollen (nach Azara) sich in den Aguitequedichagas erhalten. Sie sind wahrscheinlich dieselben Orejones der ältesten Geschichtschreiber, welche den ersten Eroberern bei ihren Versuchen einen Weg nach Peru zu entdecken aufstießen. Sie treiben einigen Ackerbau, indem ihr Land (18—19° Br. nahe dem westlichen Ufer des Paraguay) an Wild und Fischen arm ist. Die Wohnsitze der Tobis oder Tobas (zwischen dem Rio Pilcomayo und Rio vermejo) liegen jenseit der Grenzen Paraguay's, und dasselbe gilt von denjenigen (zwischen dem Rio vermejo und Rio salado) der Abipons. Beide sind Völker von sehr unzähmbarer Rohheit, sind schon seit geraumer Zeit wieder in ihre alte Barbarei zurückgesunken, und waren, ungeachtet der großen Anstrengungen der Jesuiten, nie zu großen Fortschritten zu bewegen gewesen. Gegenwärtig scheint alle Verbindung mit ihnen aufgehört zu haben[16]). Diese sind die Urbewohner Paraguay's; wenig civilisirter als ihre Voraltern, da wo sie mit den Weißen in Berührung sind, armselige Wilde, wo sie noch ununterjocht das Land behaupten (z. B. in Chaco), gilt von ihnen der täglich mit neuen Belegen versehene Erfahrungssatz, daß sie von der Natur selbst in ihrer Dauer eingeschränkt und bestimmt andern Menschenracen Platz zu machen, jetzt, gleichsam an dem Wendepunkt ihrer Bestimmung angelangt, rascher als je vorher aussterben. Abgesehen davon, daß viele ihrer Stämme seit der Eroberung verschwunden sind, z. B. die einst sehr berühmten Xareyes[17]), hat man namentlich seit der Vertreibung der Jesuiten auch unter einigen, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr zahlreichen Stämmen eine ungewöhnliche Abnahme beobachtet. — Die Farbigen Paraguays bilden etwa ein Fünftel der gesammten Bevölkerung. Man begreift natürlich nur die Individuen unter solchem Namen, welche in ihrem Äußern zu deutlich den Stempel der gemischten Abkunft tragen, um auf den ehrenden Namen des Weißen Anspruch machen zu können, und also noch zur ersten oder höchstens zweiten Generation nach der Vermischung verschiedenfarbiger Ältern zu rechnen sind; denn wollte man mit Strenge in dieser Hinsicht sondern, so dürfte in Paraguay so wenig als in Peru oder den andern Theilen des tropischen Amerika's die Zahl der Weißen irgend beträchtlich sein. Diese Mischlinge tragen den Charakter der Mestizen und Mulatten aller amerikanischen Colonien; Veränderlichkeit, Oberflächlichkeit, Liebe zu dem gröbsten Sinnenkitzel und entschiedener Haß gegen irgend eine, Ausdauer und Anstrengung erfodernde Beschäftigung, gleichviel, ob geistiger oder körperlicher Art, machen sie zu sehr unnützlichen, wo nicht gradezu schädlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft. Das Vorurtheil des Volkes, zumal der höhern Classen, und gesetzliche Beschränkungen verfolgen sie und machen das Übel nur größer, das ohnehin ihr bloßes Vorhandensein hervorbringt. Die sogenannte weiße Bevölkerung der Eingebornen stammt ebenfalls keineswegs in gerader Linie von spanischen Ältern ab, denn da europäische Frauen nur selten die Beschwerden der Eroberung und der ersten Niederlassungen theilten, so verheiratheten die Spanier sich mit Weibern der kupferfarbenen Ureinwohner. Nothwendig muß die Bevölkerung der Colonie im Anfange größtentheils aus Mestizen bestanden haben; allein die weiße Farbe ist dadurch nach und nach wieder hergestellt worden, daß immer neue Europäer ankamen und durch Verheirathung mit den im zweiten oder dritten Grade befindlichen leichtfarbigen Weibern, dem bekannten Naturgesetze gemäß, ziemlich weiße Kinder erzeugten. Das Landvolk indessen hat mehr als die Städter das Ansehen der Farbigen behauptet, indem ihm viel weniger Gelegenheit zur Verbindung mit Europäern gegeben war, macht aber dennoch stolze Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte der Weißen. Europäische Spanier gab es im J. 1825 noch gegen 800 im Lande. Im Allgemeinen besitzt das Volk sowol die mancherlei Tugenden und glücklichen Anlagen, als auch die vielen Fehler und Unvollkommenheiten, die

14) über Guaycurus vergl. *Azara* II, 99. Martius Reise. 1. Th. S. 268 fg. *Cazal*, Corograf. brasil. I. p. 252. 275. Charlev a. v. O. *Herrera*, Dec. VII. 15) Tembeta der Caayguas abgebildet bei Rengger's Reise t. II. f. 17. 16) Mit den Abipons beschäftigt sich, abgesehen von der Einmengung vieler sehr fremdartigen Dinge, besonders das bekannte Werk des Jesuiten Dobrizhofer, dem, wiewol mit Unrecht, Azara alle authentische Verdienste abgesprochen haben soll.

17) *Southey*, Hist. of Brazil. I. p. 135.

den Creolen der wärmern Gegenden bezeichnen. Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit ist der Mangel eines entschiedenen Charakters; denn es gibt nicht leicht ein Individuum, dem das Überspringen vom Guten zum Bösen aus bloßem Leichtsinne und ohne bestimmte Neigung zum letztern sehr viel Mühe kosten würde. Grade aber in diesem Schwanken oder dieser Beweglichkeit liegt es, daß gute Leitung aus jenen Menschen ebenso rechtliche als verständige Bürger zu bilden im Stande sein würde. Ob die Geistesanlagen im Allgemeinen ganz so glänzend sind, wie im Creolen der eigentlichen Äquatorialländer, dürfte aus mehren Gründen zu bezweifeln sein; indessen würde dieses in Erwägung der großen Vergänglichkeit des Talentes in jenen Zonen eben kein erheblicher Nachtheil sein. Was überhaupt der eingeborne Weiße jenes Landes zu leisten vermögen werde, ist vor der Hand durchaus nicht zu sagen, indem geographische Lage, politische Gebote und mancherlei andere Nebenumstände dem Eindringen der Civilisation bis in die Gegenwart die mächtigsten Hindernisse entgegengestellt haben. Man sprach bis in die neuesten Zeiten die Guaranisprache als Sprache der Conversation, und wie in Peru gar viele Landbewohner nur übel mit dem Spanischen umzugehen verstehen, so geschah es auch in Paraguay, wo namentlich die Gesammtheit der Frauen nur das Idiom der unterjochten Indier kannte [18]). Die spanische Regierung war am Ende hier so wenig als anderwärts geneigt, dem Lichte der Aufklärung den Eintritt zu gestatten; streng aristokratische Gouverneurs, Mönchsorden und kirchlicher Zwang trugen das Ihrige dazu bei, und so blieb selbst die vornehmere Classe auf einer Stufe sittlicher Bildung — von der wissenschaftlichen zu schweigen — der nicht unähnlich, oder selbst geringer als sie, auf welcher vor fast drei Jahrhunderten die ersten Eroberer gestanden hatten. Die Elemente der weißen Bevölkerung waren übrigens von jeher von solcher Art, daß durch ihre Bemühung schwerlich die Civilisation vermehrt werden konnte. Nur Spanier der untersten Classen kamen als Auswanderer an, und wenigstens hatte Paraguay kein Recht, sich gleich andern Colonien darüber zu beschweren, daß man ihm Scharen jüngerer Söhne altadeliger Familien aus dem Mutterlande zusende, um sie zu bereichern. Die neuesten Berichterstatter über dieses Land entwerfen kein günstiges Gemälde von der Moralität des Volkes; Liederlichkeit und Ausschweifung bezeichnet in den Städten die höhern Stände, Faulheit und Hang zur Dieberei die untern, und hinzugesetzt wird, daß Talente, wo sie vorkommen, nur zu betrügerischen Streichen misbraucht werden. Mag auch im Allgemeinen dieses Urtheil zu hart sein, so ist ein solcher Stand der sittlichen Bildung ziemlich derselbe in allen tropischen Colonien Südamerika's unmittelbar nach der Revolution gewesen, und hat sich schon in den letzten 50 Jahren der spanischen Herrschaft mehrfach zu erkennen gegeben. Mit dem Festerwerden des neuen politischen Systems wird und muß auch in moralischer Beziehung eine Änderung eintreten, die, obgleich später als in den Nachbarländern, Paraguay's Bevölkerung eben auch ergreifen wird. Die Unwissenheit in Dingen der Gelehrsamkeit, oder auch nur der nicht ganz alltäglichen Erfahrungen, ist ungemein groß, indem die frühere Regierung nie für Erziehung sorgte, und der Colonie nur eine indirecte Verbindung mit Europa möglich war. Es gibt noch jetzt bedeutende Kaufleute in Asuncion, welche weder das Lesen noch das Schreiben verstehen, und unglücklicherweise liegt es im System des Gewalthabers, dem das Land gleich Anfangs verfiel, der Verbreitung von wissenschaftlicher Bildung entgegen zu sein. Die Beschäftigung der höhern Stände bestand ehedem allein im Handel und der Beaufsichtigung der großen Landgüter im Innern, wo man theils Ackerbau, theils Viehzucht trieb. **Handel** und **Industrie** liegen gegenwärtig sehr danieder, indem die Sperre der Grenze den Erzeugnissen des Landes keinen Ausweg gestattet. Diese letztern bestanden besonders aus dem berühmten Paraguaythee und aus Tabak. Den erstern liefert ein in den östlichen Bergen einheimischer Baum (Ilex paraguariensis *S. Hil.*), dessen Aufsuchung und Benutzung das Geschäft einer besondern Menschenclasse, der Hierberos oder Mineros, bildete, eines rohen, aber unternehmenden Schlages, dem Züge von 100 Stunden durch spurlose Wildnisse und zwischen feindlichen Indierstämmen eben kein Wagniß dünkten. Sie besitzen deshalb wol die genaueste geographische Kenntniß der wilden Gegenden im Osten und Nordosten von Paraguay, sind aber jetzt weit seltener als ehedem, indem das ganze Geschäft in Abnahme gekommen ist. Um sich die Mühe des Aufsuchens jenes Baumes in den Wäldern zu ersparen, haben die Jesuiten künstliche Pflanzungen in der Nähe ihrer Niederlassungen angelegt und mit gutem Erfolge diese Cultur in das Große getrieben. Ihrem Beispiele folgten andere Eingeborne, sodaß nur eine geringe Menge jenes Thees (Caa) in der Wildniß gesammelt wurde, und daß die Zahl der Pflanzungen (hierbales) des östlichen Wald- und Hügellandes sehr zugenommen hatte, als die Revolution dieser Betriebsamkeit ein Ende machte. Die Bereitung des Blattes bestand in Trocknung mittels Feuers und in Stampfung der kleinern Äste in einem Mörser. Die Ballen von 200 Pfund Schwere gingen zu Lande bis Villa real, dem Stapelorte, wo jährlich 16—20,000 Ballen ankamen, wurden von da stromabwärts geschafft, und fanden theils über Corrientes, theils über Buenos Ayres ihren Weg nach dem gesammten Peru und Chile. In den letztern Ländern war der Paraguaythee unter dem Namen des Maté ein Volksbedürfniß geworden. Nur die Unterbrechung aller Verbindung seit den Revolutionen und der so entstandene hohe Preis vermochten dort den Verbrauch des ebenso wohlschmeckenden als unschädlichen Thees unter den niedern Classen zu beschränken. Die höhern Stände haben ihm jetzt meistens ganz entsagt und den chinesischen Thee an seine Stelle gesetzt, und es ist daher nicht wahrscheinlich, daß Paraguay den Handel mit den Blättern je wieder auf so vortheilhafte und großartige Weise betreiben wird, wie ehedem, zumal da die neuentstandene Cultur des Caa in den südlichsten Provinzen Brasiliens

18) *Rengger* et *Longchamp*, Essai histor. sur la révol. du Parag. (Par. 1827.) p. 266.

(besonders um Paranagua) dem paraguay'schen Monopol auf immer ein Ende gemacht hat. Der zweite Stapelartikel war ehedem Tabak von besonderer Güte, indem der Same ursprünglich aus Havanna und Virginien gebracht worden war. Die Art der Bereitung, wie Rengger sie schildert [19]), weicht nicht bedeutend von der in Peru und Brasilien gewöhnlichen ab. Sie beruht nur auf vorsichtiger Sammlung der Blätter, ihrer richtigen Trocknung und Spinnung in Rollen, denen man keine Beize und kein künstliches Gährungsmittel zusetzt. Die größte Blüthe dieses Handels war vor dem Jahre 1779, indem bis dahin der Verkauf Jedermann freigestanden hatte. Mit der Errichtung einer königlichen Regie wurde den Erbauern die Einlieferung zu einem bestimmten, und zwar einem niedrigen Preise zugemuthet, und wenn auch von jener Zeit an zuerst im Lande baares Geld in Umlauf kam, so verminderte sich doch die Cultur des Tabaks im raschen Verhältnisse. Vor jener Periode hatte man jährlich 15,000 Centner Rollentabak ausgeführt; der Regie wurde es schwer, nur den dritten Theil aufzutreiben. Durch Francia's Sperrung gingen Tausende von Ballen verloren, indem diese Waare in warmen Klimaten keine lange Aufbewahrung gestattet, und da inzwischen Buenos Ayres und die Nachbarländer sich an den Verbrauch der minder guten, aber viel wohlfeilern brasilischen Tabake gewöhnt haben, so wird dieser Handel wol auch bei erneueter Freiwerdung noch geraume Zeit an den Folgen frühern Misgeschicks leiden. Zu den Ausfuhrgegenständen der vergangenen Zeiten sind noch Häute, Talg, Honig, etwas Getreide und Zucker zum Verbrauche von Buenos Ayres, Ponchos (die bekannten Mäntel der Südamerikaner), Satteldecken und einige unbedeutende Fabricate der rohesten Art zu rechnen. Ehedem beschränkte sich Paraguay's Handel allein auf Tausch, denn selbst bei Einkäufen in Buenos Ayres bedurfte der mit einer Ladung von Asuncion herabkommende Kaufmann kein baares Geld. Sollte der Handelsweg jener Zeiten wieder geöffnet werden, so wird freilich ein sehr verschiedenes System herrschend werden, denn viele der ältern Erzeugnisse haben sehr an Werth verloren. Bei dem Reichthume an Hilfsquellen eines tropischen Landes werden sich ohne Zweifel zahlreiche Gegenstände entdecken lassen, als Tauschmittel gegen europäische Waaren, die bereits zu unumgänglichen Bedürfnissen geworden sind. Das baare Geld aber, welches eben jetzt der Dictator durch strengste Verbote im Lande zu erhalten sucht, wird nach wiederhergestellter Verbindung mit dem Auslande schnell genug verschwinden, denn Bergbau auf edle Metalle hat dort nie existirt, wenn auch Haß oder Aberglaube die Jesuiten seiner geheimen Betreibung mit solcher Hartnäckigkeit anklagte, daß die Regierung sich mehr als einmal zur Untersuchung gezwungen sah. So also wird dem Einwohner nur Industrie als einziges Mittel, um seine Bedürfnisse herbeizuschaffen, bleiben, und der Handel wird die vorzüglichste Quelle einer Civilisation werden, welche dort noch nicht besteht und bei völliger Abgeschiedenheit sich nie erheben wird.

II. Politische Eintheilung und Topographie. Die ältern und die gegenwärtigen Grenzen Paraguay's sind oben bereits beschrieben worden. Der Flächeninhalt beträgt ungeachtet der heutigen Beschränkung immer noch gegen 10,000 □L. (1° = 20), enthält aber nur eine Bevölkerung von weniger als 200,000 Seelen [20]), indem dieselbe seit 1786, wo sie kaum die Hälfte (nach amtlichen Zählungen 97,480 S.) stark war, schwerlich bedeutend vermehrt haben kann, obgleich der Bürgerkrieg, der seit vielen Jahren die Nachbarländer verwüstet, kaum je über den Paraná vorgedrungen ist. Wie in der Zeit der Spanier ist auch jetzt noch das ganze Land in ungefähr 20 kleinere Striche oder Kreise (Commandancias) getheilt, von denen vier als Hauptorte die einzigen Flecken (villas), die neben der Hauptstadt Asuncion bestehen, aufzuweisen haben, nämlich Neembucu, Villa rica, Yquamandiu, Villa real. In den übrigen Kreisen befindet sich der Sitz der Behörden in unbedeutenden Dörfern. An der Spitze steht ein militairischer Commandant als Organ der Regierung zu Asuncion; ihm steht auch in bürgerlicher und polizeilicher Hinsicht eine große Gewalt zu, besonders seitdem jene Flecken ihre ehemaligen städtischen Privilegien verloren haben. Die Kreise selbst zerfallen in Partidos, kleine Districte unter der Oberaufsicht von verantwortlichen Agenten der Commandanten. Abgesondert, wie in den Zeiten der Jesuiten, ist auch jetzt noch der Bezirk der Missionen auf dem rechten Ufer des Paraná, südöstlich von Asuncion, mit einer Bevölkerung von einigen Tausend Weißen und gegen 20,000 Indiern bei einem Flächeninhalte von mehr als 600 □L. Von den sehr zahlreichen Niederlassungen der Vorzeit sind in Folge der verwüstenden Züge des Artigas und der bürgerlichen Bedrückungen gegenwärtig nur noch acht übriggeblieben. Die Administration unterscheidet sich dadurch, daß ein Bevollmächtigter der Regierung (Subdelegado) an der Spitze des ganzen Bezirks steht. Von ihm sind sowol die Commandanten der weißen Niederlassungen als die Administratoren der Indierdörfer abhängig. Die Hauptstadt des ganzen Landes, Asuncion (25° 16′ 40″ Br., 60° 1′ 4″ L.), wurde 1536 von Juan de Salazar auf dem östlichen Ufer des Paraguay gegründet, wurde 1547 zum Sitz eines Bischofs erhoben, brannte 1543 fast ganz nieder und ist in den neuesten Zeiten durch Laune oder Mistrauen des Dictator Francia theilweise verwüstet worden. Ihre Ausdehnung entlang dem Ufer des Stromes beträgt wenigstens 6000′, ihre Breite 2500′. Sie liegt 50—80″ über dem Wasserspiegel an einen sanft ansteigenden Hügel angelehnt, zum Theil auch auf dem ebenen Gipfel des letztern. Gegen die zweite Hälfte des 18. Jahrh. bestand ihre Bevölkerung nur aus 400 Familien, allein gegen 6000 mehr bewohnten das unmittelbare Stadtgebiet, welches weit und breit mit verstreueten ländlichen Wohnungen bedeckt war [21]). Seit 1800 hat sich die Zahl der Bewohner fast verdoppelt [22]), denn gegen 1818 berechnete man diese zu 14—15000, allein dafür hatte sich die Be-

19) Reise S. 172 fg.

20) *Rengger*. Essai. p. XXIX. 21) *Alcedo* I, 166. 22) Rengger, Reise. S. 87.

völkerung im Umkreise der Stadt etwas vermindert. Wenige Jahre später wanderten viele Einwohner aus, um den politischen Druck zu vermeiden und 1825 zählte man nur noch 10,000 Einwohner in Asuncion. Ein Drittheil dieser Bevölkerung besteht aus Indiern und Farbigen, die beiden andern aus Weißen. Das Ansehen der Stadt, zumal in den abgelegenen Straßen, ist sehr ländlich, indem große Felder und Baumpflanzungen mit den Häusern abwechseln. Nur die Hauptstraßen, die sich nicht wie in andern amerikanischen Orten rechtwinkelig durchschneiden, sind seit einiger Zeit gepflastert; Überfluß an Quellen und kleine Bäche machen zu allen Jahreszeiten die Nebengassen sehr ungangbar und reißen tiefe Ravinen in den Boden. Die Zahl der Kirchen, unbedeutender und thurmloser Gebäude, deren innere Ausschmückung sehr geschmacklos ist, beläuft sich auf drei, indem während der Revolution eine vierte einging und die Klöster säcularisirt worden sind. Andere öffentliche Gebäude von irgend einer auszeichnenden Architektur gibt es keine, und mit sehr wenigen Ausnahmen sind die Privatwohnungen nur ein Stockwerk hoch, meistens aus Lehmziegeln gebauet und nach spanisch-amerikanischer Sitte nach der Straßenseite ohne Fenster. Der Handel war ehedem die bedeutendste Hilfsquelle Asuncions, indem allein von seinem Hafen aus größere Versendungen nach B. Ayres vorgenommen wurden; Fahrzeuge von beträchtlicher Größe gehörten den Bürgern. Alles dieses hat jedoch durch die Revolution ein Ende genommen und Armuth, sowie Mangel an Verkehr und Industrie lasten schwer auf der Stadt, die als Sitz der Regierung und einer starken Garnison den Bedrückungen mehr ausgesetzt ist als alle andere Orte im Innern. — Villareal, ein kleines, jetzt sehr verödetes Städtchen am linken Ufer des Paraguay, etwas oberhalb der Einmündung des Flusses Ypané, war gegen Anfang dieses Jahrhunderts noch ein blühender Ort und setzte als Stapelplatz für den Handel mit dem Paraguaythee größere Summen in Umlauf als selbst die Hauptstadt. Die damals gewöhnliche Quantität von einigen Millionen Pfund, als einjähriger Ernte der Umgegend, ist um das Zwanzigfache vermindert. Die ehedem zahlreichen Meierhöfe dieses Kreises sind durch Einfälle der Mbayas fast gänzlich zerstört worden. Die Regierung Francia's hat versucht durch eine Kette von militairisch bewachten Posten das Land entlang der 18 Stunden entfernten Grenzlinie des Flusses Aquidabanigy zu schützen. Fort Borbon (21° Br.), 100 Stunden nördlicher am rechten Ufer des Stromes, eine Pallisade mit 20—30 Mann Besatzung, verhindert in jener Richtung die Angriffe. — Tevego ist eine kleine, von Francia gegründete Niederlassung zwischen Villareal und Borbon. Die Bevölkerung besteht aus verwiesenen Farbigen, vermag aber, obwol das Land zu ihr auffodert, keine Viehzucht zu treiben, indem räuberische Indier sie verhindern. — San Carlos de Apá, 40 Stunden nördlich von Villa real, ist nur ein Holzfort mit einer Besatzung von 30 Mann. In der Richtung nach Osten, ungefähr auf dem 23° Br., sollen ehedem zwischen diesem Orte und dem Paraná drei kleine Städte gelegen haben, die aber schon seit langer Zeit zerstört sind. — Belen am Ypané, ein Dorf, 1760 von den Jesuiten erbauet und mit Guaranis bevölkert, und merkwürdig als eine der wenigen Jesuiten-Niederlassungen, die sich innerhalb des eigentlichen Paraguay bis auf unsere Zeiten erhalten haben. — Taquati, ehemalige Indierniederlassung, wo einst gegen 10,000 Eingeborne schon halbcivilisirt geraume Zeit gelebt hatten, als sie sich plötzlich der alten Lebensweise des Raubens und Mordens wieder hingaben. Im Osten dieses Dorfes erheben sich die Hügelreihen, auf welchen man den Paraguaythee sammelte. — Villa rica wurde 1576 in der Provinz Guayra gegründet, allein 1630 von den Paulistas zerstört und in einer Entfernung von fünf Stunden von dem Flusse Tebiquary-miri wieder aufgebauet. Der Ort enthielt ehedem 400 Familien, liegt an einem Hügel auf einem minder sandigen Boden als Asuncion, enthält eine Hauptkirche und ein Franziskanerkloster und besteht aus mehren sich rechtwinkelig kreuzenden Gassen. In der Umgegend liegen viele sehr gut bebauete Meierhöfe. Die Einwohner besitzen nicht selten 9—10 □Stunden Land, welches die größere Menge des in Paraguay gewonnenen Tabaks hervorbringt, doch sind große Niederungen, welche sich in der Regenzeit in Sümpfe verwandeln, nicht selten. Der Flecken Curuguaty (24° 30′ Br.) in dem Hügellande von Taruma gelegen, ist eine im J. 1715 von Villa rica ausgegangene Colonie. — Yhu von 20 Hütten und los Ajos sind unbedeutende Pfarrdörfer zwischen den beiden letztgenannten Orten gelegen; das erstere ist im Lande wegen seines gesunden Klima's berühmt, beide aber sind, ebenso wie die Mehrzahl dieser abgelegenen Flecken des Innern, die wir mit Stillschweigen übergehen, nur an Festtagen bewohnt, indem zu jeder andern Zeit die Bevölkerung sich auf ihren Landgütern aufhält. Südlich von Asuncion bis zur Grenze von Corrientes bietet sich kein größerer Flecken in der Nähe des Stromes dar. In großen Entfernungen liegen ländliche Niederlassungen verstreut an den Ufern, und Orte, wo zufällig einige von ihnen genähert gefunden werden, z. B. Agatape, Curupaity, gelten für Dörfer. Neembucu, etwas landeinwärts, ist der Sitz eines Commandanten, dem die Beaufsichtigung der Grenzen besonders zusteht. Auf der Westseite des Stromes haben die Bewohner Paraguay's zu keiner Zeit eine dauernde Niederlassung zu begründen vermocht. — Das Gebiet der Missionen jenseit des Flusses Tebiquary guazu ist jetzt in demselben Maße verödet, als es zur Zeit der Jesuiten blühend war. Von den Dörfern, die bei der Vertreibung der Jesuiten (1768) der Regierung in die Hände fielen, sind etwa 8—9 übrig und zwar in sehr zerfallenem Zustande. Sie sind großentheils von Weißen bewohnt, indem die Indier theils ausgestorben, entflohen oder verpflanzt worden sind. S. Maria ist der Hauptort des Districts, ein ärmliches Dorf, aber Sitz des Commandanten der Missionen. S. Rosa, einst eines der reichsten Missionsdörfer, besaß gegen 1760 noch 84,000 Stück Rinder, gegen den Anfang der Revolution nur 10,000 und 1822 eine kaum nennenswerthe Heerde, ein Beweis von dem außerordentlichen Verfall dieser und aller andern Niederlassungen derselben Gegend.

III. **Regierung, Finanzen, Heeresmacht, Kirche.** — Unter der spanischen Botmäßigkeit litt das Land an den vielen Gebrechen, die sich überall aus dem Systeme der Colonialgesetzgebung Spaniens entwickelten, vielleicht aber im geringern Maße als die reichern, den Seeküsten genäherten Provinzen, indem der Zustand der Bewohner ein sehr primitiver geblieben war, ihre Industrie sich meistens auf Erzeugung von Lebensmitteln beschränkte, die Mehrzahl dem Landbau sich widmete und ausländische Bedürfnisse so wenig als fremder Handel sehr gekannt waren. Ohne große Ansoderungen lebte die Bevölkerung ruhig fort, blieb zwar ziemlich auf der Stufe der Cultur des 17. Jahrh. stehen, hatte aber wol eben keinen Grund sich ernstlich über eine Regierung zu beschweren, von welcher sie mit Gleichgültigkeit behandelt wurde. Der Gouverneur von Paraguay stand unter dem Generalcapitain von B. Ayres, hatte seit 1776 einen Gerichtshof und einige Finanzbeamtete zur Seite, und war in militairischen und bürgerlichen Angelegenheiten die höchste Behörde, von welcher jedoch Appellation an den Vicekönig und in letzter Instanz an das oberste Tribunal zu Madrid möglich war. Die Einkünfte waren nicht hinreichend, um nur die Gehalte der Angestellten zu decken, und wie in B. Ayres wurden auch für Paraguay jährliche Zuschüsse aus den Cassen von Potosi nothwendig, indem mit Ausnahme der sehr unordentlich erhobenen Abgaben auf das Grundeigenthum der Städte, des Zehnten, der Alcabála (Verbrauchssteuer) und des Ausfuhrzolles auf den Thee des Landes, die andern Abgaben, z. B. Kopfsteuer der Farbigen, durch persönliche Dienste abgetragen wurden. Allein auch die erste Classe jener Steuern wurde nicht in baarem Gelde, einem damals im gemeinen Leben noch sehr ungewöhnlichen Ausgleichungsmittel erlegt, sondern in Landesproducten, deren Werth theils fortwährend schwankte, theils noch dadurch sehr verringert wurde, daß die Beamteten der Krone mit denselben zu ihrem eigenen Vortheile allerlei Handel trieben. So trug also Paraguay nicht nur Spanien nichts ein, sondern erfoderte noch alljährliche Opfer, freilich aber befanden sich bei dieser unordentlichen Administration die Einwohner, wenigstens in Bezug auf Besteuerung, ungleich besser als nach der Revolution. Über den gegenwärtigen Stand der Finanzen und das System der Regierung überhaupt ist nur eine glaubwürdige Quelle (Rengger, Essai u. s. w.) vorhanden, auf welche wir in Hinsicht der Einzelnheiten verweisen müssen. Man kennt nicht genau die Generalsumme der Einkünfte unter Francia's Dictatur, doch dürften dieselben, wenn auch weit größer als je unter der vorigen Regierung, nur eben hinreichen, um die Kosten der Administration zu decken. Die letztern werden in demselben Maße durch Mangel einer thätigen Verbindung mit dem Auslande bei der Ankaufung fremder Waaren zum Behufe der Armee u. s. w. erhöht, als die Einkünfte durch Abschließung und durch Zerstörung jedes Privathandels unsicher geworden sind. Gewaltsamkeiten aller Art müssen die Cassen anfüllen, namentlich werfen die Confiscationen als Strafe politischer Vergehen alljährlich große Summen ab. Zu den Zehnten, der Verbrauchsteuer und den persönlichen Abgaben sind noch hinzugekommen: Gewerbscheine, Stempelpapier, Einfuhrzoll (bis 28 P. C. des Werthes), Ausfuhrzoll (4 P. C.), das mit größter Strenge gehandhabte Heimfallsrecht, die Einkünfte der Staatsländereien, welche ziemlich die Hälfte der Bodenfläche ausmachen, endlich eine Menge von kleinen persönlichen Abgaben und Gehaltsabzüge, sowie das ganze Kirchenvermögen. Azara schätzte das aus inländischen Quellen fließende Einkommen des Bischofs von Asuncion auf 6000 span. Thaler. Mag dieses nun auch schon dadurch sehr vermindert worden sein, daß kurz vor der Revolution mehre Einkünfte der Kirche vom Staate in Anspruch genommen wurden, so fließt der größte Theil desselben, sowie alle andere Pfründen in die Staatscasse, seit Francia seine gewaltsamen Umformungen auch über die Kirche ausgedehnt hat. Die ehemaligen Missionen bringen dem Staate jetzt wenig ein, indem sie schon mit der Vertreibung der Jesuiten in Verfall geriethen. Sie sollen den letztern eine außerordentlich große Summe eingetragen haben, die in einem, nur mit großer Vorsicht zu benutzenden, ziemlich parteiischen Werke [23]) zu mehr als einer Million span. Thaler angegeben wird. War sie auch ohne Zweifel weit geringer, so übertraf sie doch den jetzigen Ertrag, ungeachtet des Umstandes, daß die Staatscasse nicht wie ehedem die Gehalte zahlreicher Pfarrer in so liberalem Maße bezahlt, wie zur Zeit der Jesuiten, wo die Abgaben der Missionen (100 span. Thaler als Abfindungssumme von einer jeden derselben und 1 span. Thlr. für einen jeden Indier) vollständig in die Hände des Ordens zurückflossen. — Die Ausgaben der sogenannten Republik sind in großes Dunkel gehüllt, indessen scheint das Heer und das polizeiliche System, um allen Verkehr mit den Nachbarländern und alle innern Unruhen zu verhindern, am meisten zu kosten. Die Gehalte sind schlecht, die Zahl der Beamteten ist gegen die spanische Vorzeit um das Vierfache verringert, Pensionen und Unterstützungen sind nicht gebräuchlich, und überhaupt werden viele öffentliche Dienste unbezahlt geleistet. — Die Regierung ist, seitdem Francia sich zum Dictator gemacht, in seiner Person concentrirt. Minister gehören nicht zu dem Personal der Administration, welche vom Dictator allein geführt wird, wol aber sind einige sehr abhängige Secretaire angestellt, namentlich einer für die Finanzen als Stellvertreter des in spanischer Zeit selbst vom Gouverneur unabhängigen Administrador. Die ehemaligen Municipalitäten und ihre Rechte sind beide abgeschafft, der alte Gerichtshof existirt nicht mehr und nur zwei Alcalden sind beibehalten worden als Richter in Criminal- und Civilsachen für das ganze Land. Die Unterbehörden sind zahlreich (vgl. politische Eintheilung), allein mittels eines strengen Systems der Controle ganz vom Dictator abhängig. Die Gesetze sind die Colonialgesetze der Spanier, eine Sammlung, die sich weder durch philosophischen Geist noch durch Consequenz auszeichnet und durch ihre Zweideutigkeit und Mangel an Ordnung von jeher die Gerech-

---

23) Ibañez Reyno da Soced. d. J. etc. (Lisboa 1770.) teutsch: Jesuitisches Reich in Paraguay. (Cöln 1774.) II. §. 1.

tigkeitspflege der Colonien erschwerte, den Vorgesetzten zu tausend Bedrückungen Vorwand gab. Wie in den andern der abgefallenen Länder ist dieses Chaos durch zusätzliche Artikel und Exceptionen der revolutionairen Periode völlig unbrauchbar geworden, sodaß Willkür bei Aussprüchen allein leitet. Gegen des Dictators Entscheidung existirt keine Appellation; eine sehr strenge Polizei, welche sich bis auf die entferntesten Niederlassungen erstreckt, alle Verbindung mit den Nachbarländern verbietet, um diese Absicht besser erreichen zu können die noch aus spanischer Zeit vorhandene Briefpost aufhob und selbst das Reisen innerhalb der Grenzen erschwert, beugt in Gemeinschaft mit der wohlbekannten und unerbittlichen Härte des Dictators und der Raschheit der Bestrafung allen Versuchen des Volkes zur Abschüttelung des tyrannischen Joches vor. Eine stehende Armee von 5000 Mann Linientruppen, großentheils nur aus Reiterei bestehend und mit ziemlicher Sorgfalt eingeübt und verpflegt, bildet die zweite Stütze jenes Despotismus. Mit Ausnahme eines kleinen Corps von Mulatten werden alle andere Truppen aus der Zahl der Weißen, oft auf sehr gewaltsame Weise, ausgehoben, jedoch nie aus höhern Classen, da man denselben nicht trauet. Dasselbe gilt von einer ungefähr 20,000 Mann starken Miliz, welche besonders zur Bewachung sehr zahlreicher befestigter Wachtposten (Guardias) verwendet werden. Diese letztern sind längs der Südgrenze und des Paraguaystromes auf Kosten der nächstgelegenen Districte errichtet worden und veranlassen den Staat nicht einmal in Bezug auf die Garnison zu bedeutenden Ausgaben, indem diese sich während ihrer Dienstzeit fast ganz aus eigenen Mitteln zu erhalten hat. Vor der Revolution besaß Paraguay mit Ausnahme einer sehr kleinen Zahl von spanischen Besatzungstruppen keine andere militairische Stärke als eine durch ihre fehlerhafte Organisation ganz unbrauchbare Landwehr. Die Jesuiten hatten jedoch innerhalb ihres Bezirkes die Indier in bewaffnete Corps getheilt und sollen im Stande gewesen sein eine Armee von 25,000 Combattanten in das Feld zu stellen. Benutzten die Feinde des Ordens diesen Umstand als Grund einer bittern Anklage, so wird diese fast unmittelbar durch eine andere entkräftet, diejenige nämlich, daß die Jesuiten in ihren Berichten die in der Wahrheit höchst geringen Leistungen ihrer Hilfstruppen (z. B. im Kriege gegen die Portugiesen 1705), unendlich übertrieben hätten. Leicht glaublich ist das Letztere, denn nie werden Neophyten der südamerikanischen Missionen, zumal wenn diese zwischen den Wendekreisen liegen, zum Kriege außerhalb ihrer Grenzen, am wenigsten gegen Weiße, mit Vortheil zu verwenden sein. — Die Kirche hatte seit 1574 unter einem Bischofe und einem Capitel gestanden und manche sonderbare Schicksale im Verlauf eines fast ununterbrochenen Strebens um die Obergewalt und in den daher entstandenen Reibungen theils mit der Civilregierung, theils mit den Jesuiten erfahren, als Francia mit seiner gewöhnlichen eisernen Festigkeit sich dieselbe unterwarf. Er setzte den letzten Bischof ab, säcularisirte Klöster, zog die Kircheneinkünfte in die Staatscassen, und trug nach Kräften dazu bei, um die Geistlichkeit in ihrer, freilich nicht rühmlichen, Gestalt unverhüllt hinzustellen, und so ihren ganzen Einfluß zu zerstören. Wird die Kirche auch durch einen Generalvicar repräsentirt, so steht sie doch ganz unter der bürgerlichen Macht, und darf es so wenig wagen sich dem Willen des Dictators entgegenzusetzen, daß dieser sogar Abänderungen in der äußern Form des Cultus durchgeführt hat. Die öffentliche Erziehung befand sich ehedem ganz in den Händen der Mönche, denn nur in den Klöstern gab es Schulen. Das zu Asuncion im J. 1785 gegründete Collegium für Theologen, welche zu unvermögend waren, um die Universität von Cordova zu besuchen, wurde 1822 durch den Dictator eingezogen. Er ließ zwar die Elementarschulen bestehen, welche unter den letzten spanischen Gouverneurs begründet worden waren, verweigerte ihnen aber jede öffentliche Unterstützung. Die Knaben allein erhalten einige Erziehung, Mädchen wachsen ganz ohne dieselbe auf. Obgleich in Paraguay auch nicht eine Buchdruckerei existirt, so ist es dennoch selten, Männern zu begegnen, welche nicht zu lesen oder zu schreiben verständen.

IV. Geschichte. Erste Periode. Von der Entdeckung des la Plata bis zur Entdeckung von Paraguay (1516—1536). Die zeitig verbreitete Meinung, daß irgendwo im Süden des noch unerforschten Continents von Amerika ein Weg nach den Gewürzinseln sich finden müsse und die Furcht vor der großen Ausbreitung der Portugiesen[24]), die ihre in Asien begonnenen Entdeckungen in der neuen Welt fortzusetzen anfingen, veranlaßten die eilig betriebene Ausrüstung eines kleinen Geschwaders von Seiten Spaniens. Der Oberbefehl wurde dem Juan Diaz de Solis aus Lebrixa übertragen, einem Manne, der als Begleiter Pinzons bereits große Entdeckungsreisen gemacht hatte, und der als würdiger Nachfolger Columbus' angesehen, in seinem Vaterlande für den vorzüglichsten der lebenden Seefahrer galt. Er verließ am 8. Oct. 1515 mit drei sehr kleinen Fahrzeugen den Hafen von Lepe. Ausgerüstet auf 30 Monate und begleitet von 60 Soldaten, erreichte er nach Berührung der canarischen Inseln die Insel Santa Catalina an der Südküste Brasiliens[25]) oder nach Andern[26]) die Laguna de los Patos, und lief endlich in den Platastrom ein, dem er seinen eigenen Namen beilegte. Unvorsichtig in der Mitte eines Haufens von Eingebornen landend, wurde er in einen Hinterhalt gelockt, und zahlte seine Entdeckung mit dem Leben, denn nach dem Urtheil eines spätern Geschichtschreibers seines Volkes war er ein besserer Seefahrer als Anführer eines Entdeckungszuges zu Lande. Kehrten auch die übrigen Seeleute nach Spanien zurück, so vergingen doch zehn Jahre, ehe man wieder an den Platastrom dachte. So wenigstens scheint es, wenn man anders einer Erzählung den Glauben verweigert, welche einen Portugiesen auf die Entdeckung Paraguay's innerhalb jener Periode und zwar auf dem Landwege ausziehen läßt[27]). Durch das stets wachsende Ge-

24) *Herrera*, Dec. II. l. 1. c. 7. 25) Azara, Reise, teutsche übers. III. S. 88. 26) *Herrera* l. c. 27) Ric. del Techo (Hist. prov. Paraguar. [Leod. 1673.] L. I. c. 2), welchem,

rücht der ungeheuern Reichthümer verführt, welche die ersten Spanier in Peru gefunden haben sollten, veranstaltete der Generalcapitain Brasiliens, Martin de Sousa, einen Entdeckungszug nach dem goldenen Peru. Zum Anführer wurde ein Portugiese, Alexis Garcia, erwählt, ein Mann von großer Kühnheit, der nur von seinem Sohne und drei Weißen begleitet an der Spitze eines Haufens brasilischer Indier aufbrach, auf einem Landwege von 200 Stunden den Paraguaystrom erreichte, und sich mit den Eingebornen so sehr befreundete, daß sich diese, etwa 2000 Mann stark, ihm auf einem Raubzuge nach Peru anschlossen. Bereichert mit der Beute der Peruaner kehrten die Abenteurer zurück, allein während zwei Portugiesen nach Brasilien eilten, um Bericht zu erstatten, wurde Garcia von seinen bisherigen Bundesgenossen ermordet, die dem unmündigen Sohne jedoch das Leben ließen. Die Erzählung der Boten veranlaßte Jorge Sedeño zu einer Expedition nach Paraguay. Unbekannt mit dem inzwischen erfolgten Tode Garcia's drang er, obwol nicht ohne Mistrauen, bis über den Paraná vor, fiel jedoch bald nachher in einem Gefechte, während seine rückkehrenden Begleiter durch Verrätherei der Eingebornen ertranken. — Sebastian Gaboto, ein Venezianer, der bereits für den englischen König Heinrich VII. im J. 1496 einen bedeutenden Theil Nordamerika's entdeckt, hatte, durch seinen vorausgegangenen Ruf unterstützt, in Spanien Anstellung gefunden, und war unter dem Namen eines Großpiloten von Castilien zum Anführer einer Expedition nach den zum Theil erfabelten Ländern des Orients, Tarsis, Ophir, Catayo und Cipango (China und Japan), ernannt worden. Nach manchen überwundenen Schwierigkeiten verließ er am 1. April 1526 den Hafen von San Lucar mit vier Fahrzeugen [28]), erreichte mühselig die Insel S. Catalina, indem er ein besserer Geograph als praktischer Seemann gewesen sein soll, und lief endlich (Februar 1527) in den Platastrom ein, nachdem er einige Unruhige, unter andern den Martin Mendez, einen ehemaligen Begleiter Magelhaens', an das Land gesetzt hatte, weil sie auf Fortsetzung der Reise nach Asien im Sinne des Tractates bestanden, den ihr Anführer am 4. März 1525 mit Karl V. geschlossen hatte [29]). Unbekannt mit den zahlreichen Flüssen, welche den Plata bilden, glaubte er im Uruguay den eigentlichen Rio de Solis gefunden zu haben, befahl dort einen sichern Hafen zu suchen, während er selbst in kleinen Fahrzeugen eine Entdeckungsreise antrat, und verlor auf diese Weise eines seiner Schiffe. An der Mündung des Rio Tercero (damals Zacaranna genannt) errichtete er ein Fort, welches in den Berichten seinen Namen trägt, von ihm selbst aber S. Espiritu genannt worden war. Bei der Bereisung des Paraná und Paraguay verlor er zwar 25 seiner Leute, allein er erhielt durch Tausch eine Menge Silberbarren, die nach der Meinung der Geschichtschreiber, welche den Alexis Garcia erwähnen, durch die Ermordung ebendieses Abenteurers in die Hände der Eingebornen gefallen waren, und, wie man glaubt, die erste Veranlassung zu der neuen Benennung Rio de la plata (Silberfluß) gegeben haben. Groß war die Verwunderung Gaboto's, als er in jenen Gegenden auf einen zweiten Eroberer stieß, den Diego Garcia, einen Portugiesen, aus Moguer gebürtig, der auf Kosten des Grafen Fernando de Andrada und Anderer ausgerüstet, schon am 15. Jan. 1526 Corunna verlassen hatte, aber erst eilf Monate später im Platastrome angekommen war. Fast wären beide Anführer in blutigen Kampf verwickelt worden, besonders da Diego Garcia das Interesse Portugals vertrat [30]), welches damals in Indien und in Amerika Spanien sich feindlich entgegenstellte; zuletzt wurde die Übereinkunft geschlossen, die Entdeckungen gemeinsam fortzusetzen. Zwei Jahre verstrichen friedlich, bis Garcia ohne Gaboto's Mitschuld [31]) die Indier (Guaranis) zu plündern begann, und diese zu einem Überfalle veranlaßte, der den Spaniern theuer zu stehen kam. Neue Mishelligkeiten entwickelten sich; Garcia, dessen Partei die schwächere war, schiffte sich nach Spanien (nach Andern nach Brasilien) ein und Gaboto blieb zurück. Schon gebrach es an Mitteln, um die Colonie zu schützen und zu erhalten, denn die Unternehmer in Spanien waren es lange müde geworden einer so wenig einträglichen Eroberung neue Opfer zu bringen, während Karl V. bei aller Neigung auch in jener Richtung sein überseeisches Reich zu vergrößern unfähig war schnell die erfoderte Hilfe abzusenden. Gaboto schiffte sich nach Spanien ein, wo er 1530 anlangte. Nuño Lara war im Fort S. Espiritu mit 120 Europäern zurückgelassen worden und lebte bis 1532 im guten Vernehmen mit den Indiern der Caracara und Timbuhorden, bis Mangora, ein Kazike des letztern Volkes, durch Verrätherei sich der kleinen Festung bemächtigte. Zwar fiel er unter dem Schwerte Lara's, allein zuletzt erlag sowol dieser Anführer als die Garnison der Übermacht der Indier. Der eigentliche Zweck des blutigen Überfalles war die Entführung einer Spanierin, Lucia Miranda, der Gattin eines eben mit einem großen Theile der Garnison abwesenden Sebastian Hurtado gewesen. Zurückgekehrt zu den rauchenden Trümmern der Niederlassung folgte dieser, der Stimme inniger Zuneigung allein gehorsam und ohne an die Gefahr des Schrittes zu denken, den Spuren der geraubten Gattin, die sich dem Willen Syripa's, eines Bruders des gebliebenen Mangora, zu ergeben weigerte, und nun gemeinschaftlich mit Hurtado, von der Hand des wüthenden Wilden den Tod empfing [32]). Mit den noch übrigen 50 Spaniern versuchte Ruiz Mosquera umsonst sich noch einige Zeit gegen die Indier zu halten. Nichts blieb ihm übrig als nach der südlichen Küste Brasiliens zu entfliehen, wo jedoch gar bald ein neuer, wenn auch für die Spanier rühm-

ohne Herrera's Stillschweigen über diesen Gegenstand zu erwähnen, auch Charlevoir (Hist. du Parag. [ed. Par. 1757.] I. p. 36) gefolgt ist. Azara, welcher für die ersten Jahre Paraguay's keine andern Quellen benutzt zu haben scheint, als Herrera und diesem hin und wieder wörtlich folgt, übergeht ebenfalls den Alexis Garcia.

28) *Herrera*, Dec. III. l. 9. c. 3. Azara gibt d. 1. Apr. 1526 an. 29) *Charlev*. l. c. I. p. 39.

30) *Charlev*. l. c. I, 44. 31) *Herrera*. Dec. IV. l. 8. c. 11. 32) Weitläufig erzählt bei Del Techo (L. I. c. 4).

licher Kampf mit den Portugiesen sich entspann, in dessen Folge endlich aber doch Mosquera sich nach der Insel S. Catalina zurückzog. So war also auch der zweite Versuch der Colonisirung in den Ufergegenden des Plata vereitelt, und bei der Erschöpfung der Cassen des Mutterlandes und den wichtigen Sorgen Karl's V. wäre ungeachtet der Drohungen der Portugiesen, die Grenzen Brasiliens auszudehnen, wol jedes erneuerte Unternehmen lange verschoben worden, hätte sich nicht zuletzt ein Mann von hohem Rang und großem Vermögen bereit gefunden, zwar auf eigene Kosten, aber auch auf Bedingungen so günstiger Art, daß die Geschichte jener Zeit kaum etwas Ähnliches bietet, eine dritte Expedition auszurüsten. Don Pedro de Mendoza, Erzmundschenk Spaniens, Gouverneur und Generalcapitain aller Länder vom Plata bis zum großen Ocean, verließ mit einer Expedition, die alle vorherigen an Glanz und Macht überstieg, am 24. Aug. 1534 Sevilla. Vierzehn Schiffe trugen 72 Pferde und 2500 Spanier, 150 Teutsche und Niederländer hatten sich unter Mendoza's Befehle eingeschifft, unbewußt daß auch sie bestimmt waren, die Zahl der Opfer zu mehren, welche der Besitz seiner amerikanischen Colonien dem spanischen Reiche bis zur Zeit ihres gänzlichen Verlustes im stets zunehmenden Maße gekostet hat. Juan Osorio, ein Italiener, der schon mehrfach in den Kriegen seines eigenen Vaterlandes sich ausgezeichnet hatte, übernahm als Lieutenant Mendoza's die zweite Stelle des Befehls, hatte aber zeitig das Unglück die Eifersucht seines Vorgesetzten rege zu machen. Kaum war ein Theil der durch Stürme zerstreueten Flotte in Rio Janeiro eingelaufen, so fiel Osorio unter den Dolchen von Meuchelmördern[33]), die Mendoza gegen ihn gedungen hatte[34]). Nach Vereinigung der Flotte bei den Inseln San Gabriel (jetzt Colonia del S. S. genannt) gründete Mendoza am 2. Febr. 1535 die Stadt N. S. de Buenos Ayres, gerieth jedoch gar bald mit den Guarandis in Streit, einem sehr kriegerischen Stamme von Eingeborenen, deren Überreste gegenwärtig in den Horden der sogenannten Pampasindier verschmolzen angetroffen werden. Das erste ernste Zusammentreffen mit diesen Feinden war den Spaniern im hohen Grade verderblich. Noch auf keinem Schlachtfelde Amerika's waren so viele Sprößlinge der edelsten Häuser Spaniens im wenig ehrenden Kampfe gegen wilde Horden gefallen. Der Name des Führers, die Größe der Anstalten hatten die kriegslustige Jugend unter Mendoza's Fahne versammelt, die nun, von ihrem Feuer und Rittergeiste verleitet, der List roher Barbaren unterlag. Der Name des kleinen Flusses Luran, an dessen Ufer jenes Unglück sich zutrug, erinnert an einen der Führer, die dort fielen[35]). Der schlimmste Feind der jungen Niederlassung war jedoch der Hunger, in dessen Gefolge die klimatischen Krankheiten um so verderblicher auftraten. Einzelne Expeditionen wurden ausgesendet, um aus den Ufergegenden des Paraná die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen, allein obwol sie an verschiedenen Orten durch Erbauung von Forts festen Fuß faßten (z. B. durch Wiedererrichtung von Gaboto's Fort unter dem Namen Buena Esperanza oder Corpus Christi), so gelang ihnen doch nicht immer die Erfüllung ihres eigentlichen Zweckes. Im Gegentheile nahm die Noth noch zu, als Mosquera mit den Flüchtlingen von Gaboto's verunglückter Unternehmung aus S. Catalina zurückkehrend, sich der hungernden Bevölkerung von B. Ayres anschloß, und schnell würde die Niederlassung eingegangen sein, hätte nicht einer der ausgesendeten Führer im eigentlichen Paraguay Colonien errichtet, die bald im Stande waren, der Hauptstadt Hilfe zu senden. Ehe dieses aber möglich war, erreichte der Mangel eine solche Höhe, daß man in B. Ayres das Fleisch der gestorbenen Gefährten zu essen begann[36]). Mendoza, welcher mittels einer Reise nach Brasilien der Hungersnoth nur auf kurze Zeit vorzubeugen vermocht hatte, wurde des Unglücks müde, dem täglich mehre seiner Untergebenen erlagen, schiffte sich im kränklichen Zustande ein und starb auf der See, einigen Nachrichten zufolge von Gewissensbissen gefoltert bis zur Ausbildung eines völligen Wahnsinnes.

Zweite Periode. Von der Colonisirung Paraguay's bis zur Vertreibung der Jesuiten. (1537—1768). — Juan de Ayolas war von P. Mendoza mit drei kleinen Fahrzeugen und 90 Mann den Paraguayfluß hinaufgesendet worden, um dort Lebensmittel zu sammeln. Er folgte Anfangs der Spur Gaboto's, erlangte einige Vorräthe, mit welchen er nach B. Ayres zurückkehrte, und trat auf Mendoza's erneueten Befehl eine eigentliche Entdeckungsreise an. Überaus groß war die Noth dieses Zuges, denn ohne Ausrüstung und unvertrauet mit der Natur des ihnen fremden Landes, erlitten die Eroberer gar bald so großen Hunger, daß nur die Gewißheit des noch traurigern Schicksals, welches ihrer in B. Ayres warte, sie von schneller Rückkehr abzuhalten vermochte. Ayola setzte unter wechselnden Mühseligkeiten, bald zu Lande, bald zu Wasser, seine Reise bis 2. Febr. 1537, zu einem Orte, den er Puerto de la Candelaria (21° 5′ südl. Br.) nannte[37]), fort. Das Zusammentreffen mit ackerbauenden Indiern hatte ihm Lebensmittel verschafft, aber kaum war das Erlittene vergessen, als auch jene Begierde nach Gold, die fast ohne Ausnahme die größeren Entdeckungen der Spanier in Südamerika veranlaßte, ihn in ein Unternehmen stürzte, von dem er nie zurückkehrte. Vergara und Domingo Martinez de Irala, welchem letzteren es vorbehalten war in der Geschichte Paraguay's eine große Rolle zu spielen, blieben in jenem Hafen mit Fahrzeugen und einer Garnison zurück, beauftragt Ayola's Rückkehr von einem Zuge nach Westen, der auch alsbald angetreten wurde, abzuwarten. Indessen war so lange Zeit ohne Nachricht von den Abenteurern vergangen, daß man von B. Ayres aus den Juan de Salazar y Espinosa und Gonzalez Mendoza absandte,

33) *Del Techo*, L. I. c. 6. 34) Herrera (Dec. V. l. 9. c. 10) läßt fälschlich Mendoza geraden Weges nach dem Plata segeln, vielleicht nicht unabsichtlich, indem er auf diese Weise jenen Mord mit völligem Stillschweigen zu übergehen vermochte. 35) *Charlev.* I. p. 59.

36) *Herrera*, Dec. V. l. 9. c. 10 und Dec. VI. l. 3. c. 18. 37) *Azara* III. p. 98.

um den Verlornen aufzusuchen, und ihm die Nachricht zu bringen, daß er von dem abreisenden Pedro Mendoza zum Nachfolger im Oberbefehle ernannt sei. Sie warteten lange umsonst auf Ayola, der bereits auf der Reise nach Norden begriffen war und gründeten in einer günstigen Lage das bald zur Hauptstadt Paraguay's anwachsende Asuncion [38]). Salazar fand B. Ayres in der traurigsten Lage, denn der Mangel an Allem würde die Einwohner zur schnellen Zerstreuung getrieben haben, hätte nicht die Furcht vor den zahlreichen Horden feindlicher Indier sie zusammengehalten. Der unwürdige Commandant der Stadt, Franc. Ruiz Galan, segelte den Paraguay hinauf, um Lebensmittel herbeizuschaffen, fand aber die Ernten von Asuncion durch Heuschrecken verwüstet, und beging auf der Heimkehr die Unklugheit, ein bis dahin friedliches Volk, die Caracoas, auf sehr heimtückische Weise zu überfallen. Die unmittelbare Folge war ein Angriff der Timbus auf ein Fort, dessen Garnison unterlegen haben würde, wären nicht im gefährlichsten Augenblicke zwei spanische Fahrzeuge unter dem Befehle des Simon Ramua, eines Flammländers [39]), angekommen, die durch ihre Artillerie bald den Kampf entschieden. Auch Irala wurde gezwungen sich gegen die kriegerischen Payaguas zu vertheidigen, und entkam nur mit Mühe einer Niederlage, als er am Ende des achten Monates von gespannter Erwartung durch einen geflüchteten Eingebornen Gewißheit über Ayola's Schicksal erhielt. Nicht besonders ausgerüstet war es doch diesem kühnen Manne gelungen, bis zu den Grenzen Peru's vorzudringen, unter allen Europäern auf diesem Wege der Erste, wenn man der Erzählung von Alexis Garcia's Entdeckungszug den Glauben verweigert. Mit Silber und Gold beladen fiel er auf der Heimkehr den Payagua's in die Hände, die ihn eines sehr grausamen Todes sterben ließen. Irala widmete sich von nun an eifrig der Befestigung der spanischen Macht im eigentlichen Paraguay, und da B. Ayres fast nicht mehr haltbar war, zog er die Bevölkerung an sich, wie man ihm Schuld gibt mit der geheimen Absicht, sich durch die Vernichtung der Niederlassungen an der Mündung des Flusses um so leichter im Innern ein unabhängiges Reich zu stiften. In der Person Galan's und eines andern Spaniers, Cabrera, fand er jedoch Mitbewerber, und wenn er auch endlich durch freie Wahl seiner Officiere (Aug. 1538) zum Oberhaupte erwählt wurde, so war denn doch bereits der Anfang jener Spaltungen unter den Eroberern selbst gemacht, denen wir überall in der ersten Geschichtsperiode südamerikanischer Niederlassungen begegnen, und welche in blutige Bürgerkriege ausartend theils unendlich vielen Indiern das Leben kosteten, weil man auch sie in den Kampf verwickelte, theils das Gedeihen der bürgerlichen Einrichtungen auf lange Zeit verhinderten. Kaiser Karl betrachtete diesen Stand der Dinge mit mistrauischem Auge und ernannte den Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca zum Generalcapitain von Paraguay, einen Mann, der bereits den größten Theil seines Vermögens im Dienste der Krone aufgeopfert hatte, zu diesem neuen Zuge den letzten Rest, 8000 Dukaten hergab, und theils wegen seiner Abstammung von einer der vornehmsten Familien Spaniens, theils auch wegen seiner Schicksale bekannt war. Als Begleiter des Pamphilo de Narvaez war er bei der Unternehmung gegen Florida (1528) einer der unglücklichsten in jener Zeit — in die Gewalt der Eingebornen gerathen und geraume Zeit ihr Sklav gewesen. Mit zwei größeren Schiffen, von 300 und 150 Tonnen, und zwei kleineren verließ er am 2. Nov. 1540 San Lucar, begleitet von 400 freiwilligen Soldaten und 46 Pferden. Am 24. März 1541 erreichte er nach einigem Aufenthalte auf den Inseln des grünen Vorgebirges die brasilische Insel Sa. Catalina und nahm sie für Spanien in Besitz. Hier erhielt er durch Flüchtlinge von B. Ayres genaue Nachrichten über den Zustand des Inneren und glaubte sich durch dieselben zur verdoppelten Eile aufgefodert. Unter dem Befehle des Schatzmeisters seiner Flotille, Felipe de Caceres, hatte er zwar bereits ein kleines Fahrzeug nach B. Ayres entsendet, allein dasselbe kehrte durch Gegenwinde gehindert zurück. Ohne Zeitverlust trat er nun am 18. Oct. 1541 eine nicht unmerkwürdige Landreise in der Gesellschaft von 250 Mann der Seinen an, nachdem er dem Pedro Estopiñan Cabeza de Vaca [40]) aufgetragen, mit der ersten Gelegenheit den Rest zu See nach dem Platastrome zu bringen. Der Spur des Alexis Garcia folgend ging er den Fluß Itabuçu hinauf, überstieg dann mit Mangel kämpfend die mittelmäßig hohen, aber sehr unfruchtbaren Bergzüge, welche das Flußgebiet des Paraná vom Küstenlande trennen, und fand freundliche Aufnahme und Überfluß im Lande der Guaranys, einer Ebene, die er mit dem Namen der Provinz Vera belegte. Seine sehr strenge Mannszucht erhielt ihm die Gunst der Indier, und die Vorsicht im Vordringen theils auf, theils längs dem Flusse Iguazu, einem Confluenten des Paraná, ließen ihn die gelegten Hinterhalte einiger feindlichen Stämme glücklich vermeiden. Der böse Wille der Gewalthaber Paraguay's, den er späterhin fortwährend zu bekämpfen hatte, zeigte sich ihm schon bei seinem Einlaufen in den Paraná, dem die von Asuncion verlangten Fahrzeuge fehlten; während man die Nachricht seiner Ankunft für ein Mährchen ausgab, glaubte man ihn hilflos lassen zu können. Die Kranken wurden auf Flößen vorausgesendet, und Alvaro selbst hielt endlich den 11. März 1542 seinen Einzug in die Hauptstadt. Sein erstes Geschäft war die Abschaffung mancher unter der soldatischen Regierung eingerissenen Misbräuche und die Schützung der Eingebornen gegen die Eigenwilligkeit ihrer Zwingherren. Ohne Zweifel vermehrte Alvaro auf diese Weise die Abneigung der weißen Eroberer gegen sich selbst, die sogar eine solche Höhe erreichte, daß ein Meuchel-

38) Azara weicht hier von allen andern Geschichtschreibern ab, indem er Asuncion von Ayola 1536 gründen, und von dem ihm folgenden Salazar nur mit Garnison versehen läßt. 39) *Del Techo* I. c. 9.

40) Charlevoix (I. p. 88), der hier dem Pedro Fernandez, dem Herausgeber der eigenhändigen Berichte Alvaro's (*Barca*, Historiador. primit. de las Ind. occid. [Madr. 1749.] T. I) gefolgt ist, eine Auctorität, welche Azara gänzlich verwirft.

mord[41]) gegen ihn während eines übrigens siegreichen Gefechtes, welches er den feindlichen Guaycurus lieferte, versucht wurde. Theils um einem in Spanien erhaltenen Befehle nachzukommen, theils um einer Verabredung mit dem damaligen Generalcapitain Peru's, Vaca de Castro, zu genügen, bestrebte sich Alvaro Nuñez eifrigst einen bequemeren Verbindungsweg mit den spanischen Niederlassungen am großen Ocean zu entdecken. Der erste Versuch mislang, denn der am 20. Nov. 1542 ausgezogene Domingo de Irala kehrte, nachdem er bis zu dem See Yaiba (17° 57′ südl. Br.) vorgedrungen war, zurück, indem ihm die Unternehmung einer langen Reise zu Land und zwar in Begleitung von nur 90 Spaniern zu gewagt erschien. Die von ihm und einem zweiten, gegen die Indier in anderer Richtung ausgesendeten Officiere Riquelmi mitgebrachte Gewißheit, daß einer wohlausgerüsteten Expedition die Erreichung Peru's nicht schwer fallen werde, veranlaßte Alvaro Nuñez sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, dessen Gelingen ihn vor Allen interessirte. Juan de Salazar wurde von ihm zu seinem Stellvertreter ernannt, und nach Vollendung der Hauptkirche Asuncions, welche Stadt am 4. Febr. 1543 durch zufällige Feuersbrunst zerstört worden, war er schon im Begriff aufzubrechen, als eine Verschwörung entdeckt wurde, die er zwar unschädlich machte, ohne jedoch den Grad von Strenge anzuwenden, der allein es vermocht hätte weitern Versuchen gleicher Art vorzubeugen[42]). Auf zehn kleinen Fahrzeugen schifften sich 200 Spanier ein, eine gleiche Zahl, 12 Pferde und 1200 verbündete Guaranys traten den Weg zu Lande an. An dem isolirten Uferberge, dem Pan de Azucar der neuern Karten (21° 22′) vereinte sich diese gesammte Streitmacht. Man fuhr fort den Strom hinaufzurudern, und landete endlich im See Yaiba (17° 57′) an einem Orte, den Irala auf der ersten Expedition Puerto de los Reyes genannt hatte. Die ermüdeten Spanier fanden hier eine Insel, die in der Mitte der periodischen, in dem obern Stromgebiete des Paraguay stattfindenden Überschwemmungen, ihnen einen um so angenehmeren Aufenthalt bot, als sie den lebhaften Beschreibungen[43]) zufolge im vollen Glanze einer tropischen Vegetation sie empfing, und die Eingebornen ihnen Lebensmittel in Menge lieferten. So geschah es, daß eine Gegend, die vor dem übrigen Lande, wie spätere Reisende fanden, nichts voraus hat, den Namen eines Paradieses erlangte und lange Jahre behauptete, bis vor der zunehmenden Kenntniß die Fabeln der Dorados verschwanden[44]). Alvaro Nuñez entsprach nicht dem Wunsche seiner Soldaten, die hier eine Colonie zu gründen verlangten, sondern setzte, durch den Rest seiner Flotte verstärkt, seinen Weg nach Norden fort, obgleich inzwischen das Volk der Guaraропos, durch spanische Nachzügler mishandelt, in seinem Rücken die Waffen ergriffen hatte. Am 26. Nov. 1534 brach der Anführer zu Lande in westlicher Richtung auf, gerieth gar bald in undurchdringliche Urwälder, und hatte den Verdruß, die Unkenntniß seiner eingebornen Führer zu entdecken. Streng seiner Instructionen getreu befragte er die höheren Officiere seines Kriegsrathes um ihre Meinung und sah sich gezwungen, ihrem laut ausgesprochenen Verlangen schneller Heimkehr zu genügen. Wie umständlich aber auch die vorhandenen Berichte diesen Zug schildern mögen, so bleibt es immer sehr schwer in dieselben Übereinstimmung zu bringen. Dasselbe gilt von der Entdeckungsreise des Fernando de Ribera, welchen Alvaro Nuñez nach Westen sendete, während er selbst mit dem größeren Theile der Truppen im Puertò de los Reyes auf ihn wartete. Man möchte aus mehren Umständen[45]) glauben, daß der Erstgenannte wirklich Peru erreicht hätte, wäre die Zeit, die bis zu seiner Rückkehr verstrich, (20. Dec. 1543 — 24. Jan. 1544) nicht viel zu kurz, um solche Entfernungen zurücklegen zu können[46]). Fieber ergriff endlich eine große Zahl der Spanier, die Indier versagten fernere Hilfe, selbst die friedlichsten wurden, wahrscheinlich der Bedrückungen müde, zu Feinden, und die strenge Mannszucht Alvaro's vermehrte die Unzufriedenheit des zügellosen Haufens der Eroberer. Ungeheuere Überschwemmungen verbreiteten sich über das bis dahin verschonte Land, und Hungertod drohte bei längerem Beharren dem kleinen Heere. Alle schifften sich ein, und landeten in verminderter Zahl misvergnügt oder krank in Asuncion den 18. April 1544[47]). Alvaro Nuñez wurde in der Nacht vom 25—26. April in seiner Wohnung von einer großen Zahl bewaffneter Verschworener überfallen, in Ketten gelegt, und auf die unwürdigste Weise behandelt, selbst mehrfach mit dem Tode bedroht. Zwar versuchte das Volk ihn zu befreien, allein es unterlag der Gewalt der Waffen und den wohlgetroffenen Maßregeln. Irala war inzwischen von den Empörern zum Oberhaupte ernannt worden; um dem Verfahren einen gesetzlichen Anstrich zu geben, sammelte man zahlreiche Anklagen und Unterschriften, die man zwei Abgesandten als Mittel eigener Rechtfertigung und der Anklage gegen Alvaro Nuñez mitgab, als man diesen endlich nach Spanien einschiffte. Vieler Widerspruch herrscht über die weiteren Schicksale dieses Mannes, der auf seinem verwickelten Lebenswege fortdauernd vom Unglück verfolgt wurde, während zahlreiche Gründe vermuthen lassen, daß er unter den Eroberern Amerika's durch Klugheit, Mäßigung und vor allen durch Sinn für Gerechtigkeit und Pflichterfüllung einen hervorragenden Platz verdient habe. So weit geht die Parteilichkeit in seiner Beziehung, daß Schriftsteller von sonst gleichen Ansprüchen auf Glaubwürdigkeit und Achtung ihn bald gerechtfertigt vor Karl V. auftreten und von diesem mit Ehrenämtern belohnt im hohen Alter in Sevilla sterben lassen, bald uns von seiner lebenslänglichen Verurtheilung zu den Galeeren erzählen[48]). — Das

41) s. *Fernandez* bei *Barca* l. c. 42) *Herrera*, Dec. VII. l. 6. c. 14. 43) *Del Techo* l. c. 13. 44) Dobrizhofer, Gesch. d. Abiponer. I. p. 229.

45) *Herrera*, Dec. VII. l. 9. c. 10. 46) Der persönliche, aber sehr apokryphische Bericht Rivera's findet sich in Barca's Sammlung, der Erzählung Alvaro Nuñez angehängt. Auch Charlevoix hat ihn wieder abgedruckt (T. I. p. 344—365). 47) Charlevoix (I. p. 152), Azara (III, 107) und Herrera (l. c.) nennen den 8. April als Tag der Ankunft. 48) Zu den Ersteren gehören

neue Oberhaupt von Paraguay, Domingo de Irala, hatte gleich Anfangs die Parteien zu bekämpfen, welche sich in Folge der gewaltsamen Absetzung seines Vorgängers gebildet hatten. War er auch nicht ganz so grausam und gewissenlos, wie Herrera ihn malt, so ist so viel gewiß, daß er, ohne hervorzutreten, tief in die Verschwörungen verwickelt gewesen, welchen Alvaro unterlag, und daß er später mit einer eisernen Ruthe die besiegten Aufrührer regiert habe. Um die unruhigen Truppen zu beschäftigen, unternahm er einen Zug nach Peru, und verließ Asuncion im Aug. 1548 mit 350 Spaniern und 3500 Guaranys. Er ließ seine Fahrzeuge unter Wachen im obern Paraguay zurück, und trat dann den Landweg in nordwestlicher Richtung an. Unter außerordentlichen Beschwerden erreichte das Heer den Rio grande (Guapay), einen der obersten Arme des Mamoré, setzte über ihn hinüber, und befand sich auf peruanischem Boden, indem Pedro Anzures schon 1538 das nicht sehr entlegene Chuquisaca gegründet und das Land sich unterworfen hatte. Irala befahl einem seiner Begleiter Nuflo (Onufrio) de Chaves, gebürtig aus Truxillo, den Weg nach Lima anzutreten, um dem Präsidenten la Gasca seine Hilfe in dem noch dauernden Parteienkampfe Peru's anzubieten. Allein ehe noch der Botschafter zurückkehrte, erhob sich die Truppe gegen Irala, der ebenso wenig umzukehren als seinen goldgierigen Haufen in das Innere Peru's zu führen geneigt war. Er wählte das kleinere der Übel, indem er nach Paraguay seine Richtung nahm. Im Dec. 1549 landete er wieder in Asuncion, wo inzwischen neue bürgerliche Unruhen vorgefallen waren, und wo ein Bewerber um die Obergewalt, Diego de Abreu, seinen Gegner, Francisco de Mendoza, hatte enthaupten lassen[49]).

Zwar suchte Abreu in den Wäldern Schutz gegen Irala's Verfolgung, allein sein Zufluchtsort wurde endlich doch entdeckt, und er selbst von einem Soldaten erschossen. Der Fall oder die Unterwerfung der Parteihäupter lieferte die Vollgewalt zuletzt in die Hände des Generalcapitains. Er misbrauchte sie nicht, denn wie unredlich auch Anfangs sein Verfahren gewesen sein möge, und wie sehr ihn auch der Vorwurf einer ungeregelten Herrschbegierde treffe, so hat doch unleugbar die Provinz unter seiner Administration gewonnen. Der Zufall, daß zwei an seine Stelle ernannte Spanier noch vor Erreichung Amerika's starben, schützte ihn vielleicht kräftiger gegen Absetzung als die Intriguen, durch welche er am spanischen Hofe sich eine Partei zu bilden versuchte. Ein erneuerter Versuch der Wiedererbauung von B. Ayres scheiterte an der unversöhnlichen Feindschaft der eingebornen Charruas, dafür aber gelang ihm, obgleich mit Mühe und Opfern, die Unterwerfung der mit Brasilien grenzenden Provinz Guayra. Der erste Bischof von Paraguay, Franzisco Pedro de la Torre, hielt am Palmsonntag 1555 seinen feierlichen Einzug in Asuncion, und überbrachte Irala die Bestätigung in einem Amte, das bis dahin nur als ein revolutionäres angesehen werden konnte. Man schritt gemäß den erhaltenen Instructionen sogleich zur Vertheilung der Eingebornen an die Eroberer, nach der bekannten und keineswegs nützlichen oder billigen Einrichtung jener Zeit, welche die Indier als Leibeigene innerhalb gewisser Bezirke (Encomiendas) an Privatleute zu verschenken erlaubte. Um allen Ansprüchen zu genügen, wurden größere Eroberungen nöthig. Ruiz Diaz Melgarejo, welcher beiläufig das Verdienst hat, die ersten sieben Kühe und einen Stier nach Paraguay gebracht zu haben, setzte die Unterwerfung in den östlichen Districten fort, Nuflo de Chaves aber ging im April 1557 nach Norden, um mit 250 Soldaten und 3500 Indiern eine Niederlassung zu begründen. Er durchstreifte die Ebenen, welche gegenwärtig die Provinzen Chiquitos und Matagroso bilden, schlug sich oft mit den Eingebornen, und war noch unschlüssig über den ferneren Weg, als er plötzlich die Nachricht von dem Tode (Juni 1557) des siebzigjährigen Irala erhielt. Ungeachtet nur 50—60 Spanier bei ihm zu bleiben entschlossen waren, stand von nun an sein Entschluß fest, sich eine unabhängige Capitanie zu begründen. Er ging nach Lima, wurde wegen naher Verwandtschaft von dem bekannten Marquis von Cañete günstig aufgenommen, und kehrte als Lieutenant des Königs nach Chiquitos zurück, wo er sich bald mit dem peruanischen Conquistador Andreas Manso verständigte, und mit ihm gemeinsam (1560) die später (1595) verpflanzte Stadt Santa Cruz de la Sierra (zuerst 18° 4′ südl. Br., 62° 24′ westl. L. gegenwärtig 17° 49′ südl. Br., 61° 43½′ westl. L.) begründete. Der von Irala zum Nachfolger ernannte Gonzalo Mendoza starb schon den 1. Juli 1558. An seine Stelle trat Juan Ortiz de Ver-

---

alle ältere Historiker und auch der ihnen folgende Charlevoix. Azara ist — wie wir glauben — der Einzige, der den Alvaro Nuñez in den schwärzesten Farben, und zwar mit einer so sichtbaren Leidenschaftlichkeit schildert, daß man schon deshalb Mistrauen gegen das Urtheil fühlen möchte. Seine Quellen gibt er nicht an. Der Jesuit Del Techo, welcher in Paraguay selbst schrieb, und versichert, daß er die Archive seines Ordens überall frei zu benutzen die Erlaubniß gehabt habe, konnte schwerlich Interesse haben, den Alvaro im bessern Lichte hinzustellen, als er verdiente. Da ihm der obenerwähnte persönliche Bericht Alvaro's unbekannt war, so kann ihn auch die Anklage des Schöpfens aus zweideutigen Quellen nicht treffen, welche Azara gegen Herrera und Andere ebendeswegen erhebt, weil sie jene Erzählung des Beschuldigten benutzt hätten. Auf jeden Fall ist es wol schlußgerecht genug, vorauszusetzen, daß die Conquistadoren Paraguay's ebenso eine Masse zügelloser und zum Theil entmenschter Abenteurer gewesen seien wie jene, die wir als die Unheilbringenden Vorläufer europäischer Civilisation in Peru und Meriko auftreten sehen. Der vom europäischen Oberbefehle unabhängig gewordene Haufen konnte einen Mann nicht dulden, der eine strenge Mannszucht einzuführen unternahm, die Eingeborenen gegen Grausamkeit und Plackerei schützte und besonders die Rechte des Monarchen vertheidigend, die Beraubung der Cassen bestrafte, denn selbst Azara sagt, daß grade die Finanzbeamteten Alvaro's erbittertste Feinde gewesen. Mehr als alle unbewiesene Anklagen wiegt wol die Thatsache zu Gunsten Alvaro's, daß er auf dem langen Landwege von Sa. Catalina bis Asuncion nicht einen Mann verlor und durch Mannszucht und Menschlichkeit die Indier zu hilfreichen Freunden umschuf, die von seinen Vorgängern gereizt, den Weißen den blutigsten Krieg geschworen hatten.

49) Gegen das Zeugniß der ältern Historiker sagt Azara, daß Mendoza gehängt worden sei, was darum sehr unwahrscheinlich ist, weil alle Adelige nach spanischem Rechte nur enthauptet werden konnten, zumal wenn ihr Verbrechen politischer Art war.

gara, der sogleich durch einen sehr ernstlichen Aufstand der Guaranys zur Thätigkeit aufgerufen wurde. Gegen die Gewohnheit seiner Vorgänger schlug er den Weg der Milde und Versöhnlichkeit ein, und zwar mit dem besten Erfolge. Blutiger war der Kampf Riquelmi's mit den Eingebornen, die ebenfalls aus Haß gegen die Encomiendas [50]) die Waffen ergriffen hatten. Die Ernennung dieses muthigen und gewandten Führers zum Oberbefehl über die wiedereroberte Provinz und die Absetzung ihres bisherigen Commandanten Melgarejo erweckte dem Generalcapitain zahlreiche Feinde. Unvorsichtig genug ging er in eine ihm gelegte Schlinge. Man hatte ihm gerathen in Person seine Bestätigung im Amte bei dem Vicekönig von Peru nachzusuchen. In zahlreicher Begleitung machte er sich (1564) auf den Weg, und der Umstand, daß der Bischof sich ihm anschloß, läßt vermuthen, daß dieser einer Intrigue nicht fremd gewesen sei, die unmittelbar nach der Erreichung von Chuquisaca, dem Sitze des obersten Tribunals der Provinz Charcas, an den Tag kam. Einhundert und zehn Anklagepunkte waren gegen Vergara eingereicht worden. Der Gerichtshof erklärte sich incompetent, verwies den Angeklagten an den Vicekönig, und dieser (Lopez Garcia de Castro) erklärte, daß Vergara, grade weil er ohne Erlaubniß seine Provinz verlassen habe, entsetzt sei. Zwar wurde ihm sogleich ein Nachfolger in der Person des Juan Ortiz de Zarate gegeben, allein da dieser erst eine Reise nach Spanien unternahm, so wurde die Zurückführung des Bischofs und der Truppen dem Felipe de Caceres (einem Sohne des Conquistador gleichen Namens) als Lieutenant des Königs übertragen. Ruflo de Chaves gab ihnen einige Zeit das Geleit, und fiel von Eingebornen meuchlerisch ermordet; nur nach sehr blutigen Gefechten erreichten die Spanier Asuncion im Jan. 1569. Zwischen Caceres und dem Bischof entspann sich nun ein Streit, in dessen Gefolge sich in dem ohnehin durch unaufhörliche Angriffe der Indier zerrütteten Lande eine beispiellose Anarchie einfand. Die Kirche siegte, der Bischof nahm in der Mitte der Kathedrale den Lieutenant gefangen, ließ ihn in Eisen legen, und schiffte sich mit ihm (1572) nach Spanien ein. Wie solche Eigenmächtigkeit dort aufgenommen worden, ist unbekannt, indessen ist so viel gewiß, daß weder der Bischof noch sein Gegner je nach Paraguay zurückgekehrt sind [51]). Martin Suarez de Toledo regierte sehr gegen den Willen des Volks von jener Zeit an in Paraguay als Lieutenant des immer noch abwesenden Generalcapitains Zarate, hatte aber das Glück an Juan de Garay, einem Biscayer, einen tüchtigen Untergebenen zu finden, der unter andern auch die Stadt Santa Fe im Juli 1573 gründete [52]). Auf die Nachricht, daß Zarate endlich von Spanien angekommen, und in den Plata eingelaufen sei, daß er aber des schleunigsten Beistandes bedürfe, schiffte sich Garay mit 30 Soldaten, 20 Pferden und einem Vorrath von Lebensmitteln ein, öffnete sich mit Gewalt einen Weg durch die in Menge versammelten Charruas, und wurde vom Gouverneur zum Generallieutenant ernannt. Zarate's Regierung war kurz und stürmisch, denn er suchte die Gegner seines Vorgängers Caceres zu bestrafen, ohne die angemessenen Kräfte zu besitzen. Er unterlag der Partei, wurde gefangengesetzt und starb im J. 1581. In das Jahr vor seinem Tode fällt die Wiedererbauung von B. Ayres, welche ihm Philipp II. aufgetragen hatte. Sie gelang endlich nur dadurch, daß der tapfere Garay die feindlichen Indierstämme mehrmals empfindlich züchtigte und zum Frieden zwang. Der Neffe des Zarate, Diego de Mendieta, trat der Verordnung des Ersteren gemäß sogleich in sein Amt, allein seine Regierungsweise verletzte so sehr alle bestehenden Gesetze, daß unaufhörliche Unruhen erfolgten, und das Volk ihn gewaltsam absetzte, und nach Spanien einschiffte. Er entkam bei einer Landung an der brasilischen Küste, suchte Paraguay wieder zu erreichen, wurde aber auf seinem Wege durch die Indier (1596) ermordet [53]). Die Administration der Colonie unter Hernandez Arias de Saavedra (seit 1598) zeichnete sich durch Ordnung und Gerechtigkeit aus, und ist besonders durch das Erscheinen der ersten Jesuiten in Paraguay merkwürdig. Jener Orden, durch einen Zeitgenossen des großen Columbus begründet, hatte sich bereits in Amerika einen bedeutenden Ruf verschafft, und war seit länger als 30 Jahren in Brasilien angesiedelt, als der Bischof von Tucuman Franc. Vittoria seinen Beistand erbat. In Salta erschienen im J. 1586 die ersten drei Jesuiten, zwei Jahre später kamen drei andere aus Brasilien über B. Ayres in Asuncion an. Ihr erstes Augenmerk war auf die Provinz Guayra gerichtet und bedeutender Erfolg lohnte ihre Mühe, denn bald mehrte sich die Zahl der Indier in den Anfangs wenig zahlreichen Missionen. Allein grade dieser Umstand drohte ihrer Thätigkeit schnell ein Ende zu machen. Das System der Encomiendas führte trotz aller Verordnungen zu Gunsten der Eingebornen stets große Bedrückungen und Willkür herbei, und diese zu verhindern war das eifrige Bestreben der Jesuiten. Die unvermeidliche Folge solcher Versuche waren Reibungen mit den Besitzern jener Ländereien, den Gebietern der leibeigenen Indier, den Encomenderos. Noch war der Orden der Jesuiten nicht stark genug, um erfolgreich gegen den öffentlichen Widerwillen ankämpfen zu können. Die einzelnen Missionaire wurden verjagt, und sogar in Tucuman (1610) die Aufhebung neubegründeter Collegien durchgesetzt. Nach manchen Verfolgungen gelang es aber den Jesuiten von Neuem in Paraguay Fuß zu fassen, obgleich die Zänkereien bald mit Einzelnen, bald mit der Regierung der Provinz noch geraume Zeit fortdauerten. Ein Decret Philipp's III. zu ihren Gunsten verschlimmerte nur die Abneigung der Spanier gegen sie, und Diego Martin Negroni (Gouverneur 1609—1615) konnte nach vielen Versuchen die streitigen Interessen aus-

50) *Charlev.* I. p. 209. 51) *Charlev.* I. 219. Nach Azara starb der Bischof im Hafen S. Vincente in Brasilien, während Caceres in Spanien gerechtfertigt ankam. 52) Nach Charlevoix (I, 220) am 30. Sept., wahrscheinlich Verwechselung mit der gleich darauf erwähnten und auf diesen Tag fallenden Gründung von Cordova.

53) Alcedo Diccion. I. p. 285.

zugleichen vielleicht für die damalige Zeit nichts Besseres thun, als den Jesuiten, die zum zweiten Male aus Asuncion verwiesen worden waren, die zwei Völker, die Guaycurus und Guaranys, ausschließlich zu übergeben, mit dem Vorbehalt, daß in Bezug auf die Unterwürfigkeit und die persönliche Dienstleistung der Eingebornen in allen andern Gegenden Paraguay's, die Jesuiten sich aller Einmischung enthalten sollten. Dies war die erste Entstehung einer Niederlassung, die endlich von dem Orden fast unabhängig regiert wurde, und von ihm selbst den Namen einer christlichen Republik erhielt, die zwar angeblich dem Könige von Spanien unterthan sein sollte, jedoch vom Gouverneur Paraguay's keine Befehle anzunehmen brauchte. Mit der Zunahme dieser Missionen, welche den größeren Theil des östlichen und südöstlichen Paraguay einnahmen (1618), hielt unglücklicherweise die Vermehrung einer Colonie gleichen Schritt, die von den Portugiesen in der brasilischen Provinz St. Paulo um die Mitte des 16. Jahrh. begründet worden war. Im Innern derselben hatte sich im Laufe der Zeiten die Zahl der Mestizen, (Mamalucos der Portugiesen) der Nachkommen portugiesischer Väter und indianischer Mütter sehr vermehrt, und viele Abenteurer, den verschiedensten europäischen Völkern angehörig, hatten sich unter ihnen niedergelassen, indem ihnen das regellose Leben und die Machtlosigkeit der bürgerlichen Gesetze, die weder Spanien noch Portugal aufrecht zu erhalten vermochten, ungemein zusagten. Solche sind die ersten Grundlagen der Bevölkerung jener Provinz, deren Bewohner unter dem Namen der Paulistas noch heute einen von den übrigen Brasiliern ziemlich abweichenden, durch Unternehmungsgeist ausgezeichneten Charakter besitzen, ohne jedoch so roh, gesetzlos und raubsüchtig zu sein als ihre frühesten Voraltern. Diese Letzteren bildeten lange Zeit eine Geißel aller benachbarten Niederlassungen, denn gewöhnt den amerikanischen Eingebornen als einen Sklaven anzusehen, und sich von ihm ernähren zu lassen, hatten sie gar bald die Urbevölkerung im weiten Umkreise zerstört, sodaß sie sich genöthigt fanden, in größeren Entfernungen Streifzüge zur Entführung der Indier, die aber mit den größten Grausamkeiten, mit Mord und Verrätherei verbunden wurden, vorzunehmen. Die östlichen Niederlassungen Paraguay's lernten zuerst jene heillose Nachbarn um 1618 kennen, litten später wiederholt durch sie, mußten zum Theil sogar verlassen werden. Den Jesuiten wurde ihr Geschäft, Civilisation zu verbreiten, unter manchen wilden Völkerstämmen dadurch sehr erschwert, daß die Paulistas auf alle Weise ihnen entgegenarbeiteten, und das Mistrauen oder den Haß der Naturkinder gegen die Ordensbrüder zu erwecken suchten. Es lag am Tage, daß die Ansammlung der Indier in größere Dörfer, ihre Bewaffnung und die Einrichtungen, um sie kräftigst gegen Raubanfälle zu schützen, den Paulistas nicht behagen konnte, und wirklich sehen wir auch bald darauf eine Art von Grenzkrieg entstehen, der zwischen den Indiern der Missionen, die man bisweilen durch spanische Truppen unterstützte, und den Menschenräubern mit wechselndem Glücke geführt wurde. Bei einem der größeren Einfälle (1630) wurden gegen 30,000 Indier aus der Provinz Guayra entführt, und fruchtlos war die Mühe einiger Jesuiten, die sogar persönlich bei dem Generalcapitain Brasiliens Gerechtigkeit suchten. Charakteristisch für jene Zeiten und jenes Volk ist es, daß man in San Paulo den Commissair der Regierung mit Flintenschüssen empfing, und drohte eher von der christlichen Religion abspringen zu wollen, als die einmal erbeuteten Sklaven herauszugeben [54]). In den nächsten Jahren erneuerten sich diese Angriffe, eine furchtbare Pockenepidemie trat hinzu, und die Provinz Guayra, allein aus den Niederlassungen der Missionaire gebildet, wurde bis auf wenige Missionen entvölkert. Der damalige Gouverneur von Paraguay (welches seit 1620 nicht mehr mit B. Ayres zusammenhing, sondern als besondere Provinz Grenzen und Regierung erhalten hatte), Luis de Cespedes (1626—1635), der mit einem andern gleichnamigen nicht zu verwechseln ist, scheint einen fortwährenden Widerwillen gegen die Jesuiten empfunden zu haben; während er sie auf verschiedene Weise zu beschränken suchte, lehnte er es sogar ab, ihnen in ihren Bedrängnissen bewaffnete Hilfe zu leisten. Als sein Nachfolger Pedro Estevan de Avila (1635—1644) gleiche Gesinnungen an den Tag gelegt, und die Jesuiten sich ganz auf ihre eigenen Mittel zur Vertheidigung beschränkt sahen, befestigten sie ihre Missionen und führten eine Art von Miliz ein. Der Erfolg dieser Maßregeln wurde auch schon 1638 sichtbar, denn eine bedeutende Armee dieser Missionsindier trieb die wiederum hervorgebrochenen Paulistas so in die Enge, daß wenige in ihre Heimath entkommen sein dürften, hätte ihnen der spanische Commandant nicht freien Abzug bewilligt [55]). Was man leicht genug voraussehen konnte, traf wirklich ein. Die Flüchtlinge vereinten sich rachedürstend von Neuem, und wenn auch wiederum durch die Indier unter Leitung der Jesuiten zurückgetrieben, verging ihnen doch nicht die Neigung zu Angriffen in anderer Richtung. Müde dieser Kämpfe entschlossen sich die Jesuiten ihre Missionen aus der Provinz Guayra in das Land zwischen dem Uraguay und Paraná zu versetzen. Mit Mühe nur überredeten sie die Indier zu diesem Schritte, der auch den Missionairen viele Arbeit und Gefahr brachte, am Ende aber doch gelang. Ohne Vorwissen der Provinzialbehörden bewarb der Orden sich in Madrid um die Erlaubniß die Indier der Missionen mit Feuergewehren bewaffnen zu dürfen. Wie unerhört auch dieses Verlangen in der amerikanischen Geschichte war, indem Herkommen, Gesetze und Politik bis dahin allen Indiern den Gebrauch solcher Waffen untersagt hatten, so setzten die Jesuiten dennoch ihren Plan durch, und hatten gar bald eine so beträchtliche Macht unter sich, daß von 1640 an die Paulistas entweder keine größeren Einfälle zu unternehmen wagten, oder mit Verlust umzukehren genöthigt waren, z. B. 1641, in welchem Jahre die Jesuiten ihnen schon eine Armee von 4000 Indiern entgegenstellen konnten, von denen 300 als zum ersten Versuche Feuergewehre trugen [56]). In den nächsten Jah-

54) *Charlev.* II. p. 264 fg. 55) Ebend. II. p. 382 fg. 56) Ebend. II. p. 423.



ren würden nicht nur die Anstrengungen der Jesuiten unterbrochen, sondern die ganze Provinz in einen Zustand von Anarchie gestürzt, welcher lange Zeit fortwirkte, und der Colonie ungemein viel schadete. Bernardino de Cardenas, geboren in der Stadt Chuquisaca, war für die Kirche bestimmt worden, trat zeitig in einen Mönchsorden ein und fand es wol leicht genug in einem Lande zu glänzen und berühmt zu werden, wo auch noch heutzutage grade nicht gediegenes Wissen, sondern mehr eine bestechende Oberflächlichkeit erfodert wird, um einem Mann in der Meinung des Volkes einen hohen Platz zu verschaffen. Leidenschaftlich im ausschweifendsten Maße aber, wie fast alle Creolen, unbeständig auch noch im Augenblicke der höchsten Erregung, unklug und doch von der unbändigsten Herrschsucht durchdrungen, hartnäckig wie nur ein Mönch jener Zeit es sein konnte, aber feig, wenn es in gefährlichen Lagen auf entscheidende Handlungen ankam, bald ein Frömmler aus Heuchelei, und sogar dem höheren Klerus in Amerika auffällig, bald aus wirklicher Überzeugung ein Schwärmer, gab er sich oftmals für inspirirt aus, obwol ihm diese entweder von ihm selbst geglaubten oder erlogenen Begeisterungen in kurzer Zeit auch bei dem Volke nichts mehr halfen. Dieser Mann, der nicht einmal auf völlig gesetzliche Weise zum Bischof von Asuncion geworden war (1641), scheint sich gleich Anfangs die Hervorrufung von bürgerlichen Spaltungen zum Lebenszwecke gemacht zu haben. Gregorio de Hinestrosa, ein Militair von hohem Range, der sich in den Kriegen gegen die Indier von Chile rühmlichst ausgezeichnet hatte, war vom Schicksale zum Gegner des Bischofs bestimmt worden. Kaum hatte er sein Amt als Gouverneur von Paraguay im J. 1641 angetreten, so erhoben sich auch schon Unruhen, indem der Bischof sich theils über alle weltliche Gewalt erhaben dachte, theils die Unterwerfung derselben unbeschränkt verlangte. Mit niedriger List suchte er bald den geplagten Gouverneur zu betrügen, bald mittels des Aberglaubens und der Furcht vor dem kirchlichen Zorne zu leiten, bald ihn durch Bannflüche einzuschüchtern, und endlich sogar ihn mit bewaffneter Hand zu besiegen. Hinestrosa scheint ein braver, furchtloser Soldat gewesen zu sein, dem aber einem solchen Feinde gegenüber der Muth oder die Klugheit fehlten, denn unbegreiflich ist es, warum er, den man unaufhörlich auf das Grausamste beleidigte und verhöhnte und gegen seinen Willen zum kräftigeren Handeln gezwungen hatte, nicht seine gesetzliche Macht zur frühzeitigen Vertreibung eines Ruhestörers anwendete, den der Vicekönig von Peru bestraft wissen wollte, und der nicht einmal unter der Bevölkerung Paraguay's Anhang hatte. Die Furcht, die jedoch in jener Zeit selbst auch dann vor den kirchlichen Blitzen herrschte, wenn diese von verbrecherischen Händen geschleudert wurden, erklärt, wie ein wackerer Kriegsmann gleichsam vor seinem eignen Erfolge scheu zurückbeben und die schnell erlangte Frucht einer kräftigen Erhebung aufopfern konnte, zu welcher nur die höchste Noth ihn zu zwingen vermocht hatte. Innerhalb fünf Jahren wurde Hinestrosa dreimal excommunicirt, und nur der Anhänglichkeit seiner Untergebenen hatte er es zu danken, wenn ihm durch den Bischof nicht ein weit härteres Loos bereitet wurde. Sehr weitläufig sind diese Händel in den wenigen, die neuere Zeit umfassenden, Historikern Paraguay's erzählt [57]). Sie erfüllen den Leser mit größtem Widerwillen und erregen Bedauern für ein Land, welches zum Leiden durch solche Ursachen ausersehen schien. Die Jesuiten hatten sich gleichfalls den Haß des kopf- und herzlosen Cardenas zugezogen, wurden von ihm mit blindem Eifer verfolgt und in der That auf kurze Zeit aus ihren Pfarreien und Collegien vertrieben. Ein Bürgerkrieg würde entstanden sein, hätte nicht der Gouverneur endlich einmal sich der Vollgewalt bedient, die ihm sein Amt und im vorliegenden Falle die Entscheidung der höchsten Gerichtshöfe zugestand. Er zwang den Bischof (1644), sich einzuschiffen, regierte noch einige Jahre über das beruhigte Land, starb aber im J. 1648. Sein Nachfolger, Diego de Escobar Osorio, erlaubte dem Bischofe, der bis dahin alle Befehle des höchsten Gerichtshofes (Audiencia de Charcas) verachtend in Corrientes gelebt hatte, nach Asuncion zurückzukehren und wiederum Besitz von seinem Amte zu nehmen, obgleich die Entscheidung des Processes zwischen dem Exilirten und der Regierung immer noch fehlte, und der erstere inzwischen eine Berufung zum bischöflichen Sitze von Popayan erhalten hatte. Sogleich begannen aber auch die bürgerlichen Unruhen und Verfolgungen der Jesuiten von Neuem, und als 1649 Escobar Osorio plötzlich starb, sah der herrschsüchtige Cardenas sich endlich am Ziele seiner Wünsche. Seine Partei wählte ihn auf tumultuarische Weise zum Gouverneur. Der erste Gebrauch der neugewonnenen Macht bezweckte die Sättigung der alten Rachgier. Die Jesuiten wurden grausam mishandelt, mit gewaffneter Hand am 6. März 1649 aus Asuncion vertrieben und vorbereitende Schritte gethan, um jene weitläufigen Missionen in Besitz nehmen zu können, deren Bewohner, der Freiheit verlustig, an die Weißen zum Zwangsdienste vertheilt werden sollten. Die Regierung von Charcas sendete, dieses Standes der Dinge müde, den Andreas Garaviti de Leon nach Paraguay als einstweiligen Gouverneur. So weit ging der Fanatismus des inzwischen vom Bischofe völlig gewonnenen großen Haufens, daß es diesem möglich wurde, in kurzer Zeit ein Heer zu sammeln, um dem herbeiziehenden Leon sich entgegenstellen zu können. Es kam vor den Thoren der Hauptstadt 1651 zum Gefecht; der Bischof wurde geschlagen und ging endlich nach Chuquisaca ab, um dem Tribunale Rede zu stehen. Charakteristisch für jene Zeit ist es, und als Beweis der großen Ohnmacht, Schlaffheit oder Parteilichkeit der Regierungen des spanischen Amerika schon in jener Periode mag es gelten, daß ein Mann wie Cardenas den höchsten Befehlen trotzen, die größten Eigenwilligkeiten verrichten, selbst mit gewaffneter Hand widerstehen durfte, und daß er, statt die verdiente Strafe zu erhalten, mit Nachsicht behandelt, selbst belohnt wurde. Cardenas starb im hohen Alter als Bischof von Santa Cruz de la Sierra, aber dabei im Genusse einer persönlichen Pension, die ihm als Ersatz

57) *Charlev.* III. p. 1—199.

für seine Vertreibung vom Bisthume zu Asuncion verliehen worden war. Feierlich wurden die Jesuiten wieder in Paraguay eingeführt (1651), und wenn auch zu glauben sein dürfte, daß sie geheime Intriguen nicht gespart haben mögen, um sich in Macht und Ansehen zu erhalten, und daß vielleicht in den größern Orten die von ihnen erlittenen Verfolgungen nicht ganz ursachelos gewesen sind, so beweist doch die Schnelligkeit, mit welcher sie zu verschiedenen Zeiten aus ihren Missionen ziemlich große und wohldisciplinirte Heere zum Beistande des bald im Innern angegriffenen, bald im Äußern bedrohten Landes absendeten, daß sie ihre große Macht über die Indier nützlich angewendet, und mittels ihrer Erziehungsweise die herumstreifenden Haufen roher Urmenschen in kurzer Zeit zu einem dem Gesetze unterworfenen Volke zu verbinden vermocht hatten. Längere Ruhe wurde von jetzt an Paraguay zu Theil als je vorher, und kaum trug sich, mit Ausnahme eines Krieges, der im Innern Tucumans gegen die Eingeborenen geführt wurde, bis 1680 irgend etwas Bemerkenswerthes zu. Die Portugiesen hatten schon lange die Spanier um den Platastrom beneidet, indem feste Niederlassungen am Norduser desselben ihnen zur Unterstützung und Vergrößerung der Colonien in dem südlichsten Brasilien erfoderlich geschienen hatten. Im Geheimen hatte man in Rio Janeiro eine Expedition zu diesem Zwecke ausgerüstet, allein zeitig erhielten die Jesuiten und der Gouverneur von Paraguay Kunde und sendeten sogleich Streifzüge von bewaffneten Indiern nach der atlantischen Küste, um gewissere Nachricht einzuziehen [58]). Ehe man noch in B. Ayres von dem feindlichen Unternehmen der Portugiesen etwas wußte, hatten jene Neophyten bereits die Officiere und Mannschaft eines schiffbrüchigen Fahrzeuges der Expedition gefangen. Die Portugiesen hatten inzwischen die Colonia del S. Sacramento gegenüber B. Ayres angelegt und befestigt, und verweigerten den Auffoderungen zum friedlichen Abzuge Gehör zu geben. Da die Spanier am Plata sich nicht stark genug zum Angriffe fühlten, verlangten sie die Hilfe Paraguay's. Eilf Tage nach erhaltener Auffoderung waren in den Missionen schon 3000 Indier marschfertig. Das wohl disciplinirte kleine Heer marschirte unter Leitung der Jesuiten und dreier Kaziken, war mit geordnetem Hospital, 500 Maulthieren, 4000 Pferden und 150 Stieren für den Artilleriedienst, versehen und erreichte, dem Uruguay folgend, schnell den Kampfplatz. Es erstürmte die portugiesische Festung und kehrte hochgeehrt in die Heimath zurück; aber während das gesammte spanische Südamerika dieser Waffenthat Bewunderung zollte, begann das Mutterland, durch diesen Beweis der jesuitischen Macht aufmerksam gemacht, zuerst Mistrauen gegen die Begründer und Gebieter der Missionen zu fühlen. Die diplomatischen Verhandlungen (1682) gaben zwar Paraguay bedeutende Entschädigungen für das früher durch die Paulistas Erlittene, räumten aber den Portugiesen ein gewisses Recht zur Anlegung von Colonien unter spanischer Oberherrlichkeit am Plata ein. Aus dieser halben Maßregel entstanden späterhin die vielfachen Mishelligkeiten, die zum Theil in Kriege ausartend, noch in den neuesten Zeiten einen langen Kampf zwischen den eingeborenen Gebietern der ehemaligen spanischen Colonien und dem brasilischen Kaiser erzeugten. — Gegen das Ende des 17. Jahrh. hatten sich die Missionaire auch außerhalb des eigentlichen Paraguay ziemlich weit verbreitet, selbst für eine kurze Zeit in der Provinz Chaco festen Fuß gefaßt. Besonders richtete sich ihre Thätigkeit auf die Colonisirung des Landes der Chiquitos, und bedeutend war ihr Erfolg trotz aller Schwierigkeiten und der Angriffe der Portugiesen und brasilischen Farbigen, die in der Provinz Cuyaba und Matogrosso genau dem Vorbilde der Paulistas folgten. Wenn jedoch die unbändige Wildheit der Indier von Chaco bald das Verlassen der neuen Missionen veranlaßte und die Versuche (des P. Hervas, 1701—1704), zwischen den Chiquitos und den nördlichsten Gegenden Paraguay's einen geraden Verbindungsweg zu entdecken wegen des Mangels schiffbarer Seitenflüsse und der sumpfigen Beschaffenheit des Landes aufgegeben werden mußten, so erwarben sich die civilisirten Eingeborenen der Missionen am Paraná und Uruguay neue Verdienste und neuen Ruhm, als sie das im spanischen Erbfolgekriege bedrohte B. Ayres schützten und die von den Portugiesen wieder erbaute Colonia del S. Sacr. stürmten, nahmen und zerstörten (1705). Der spanische Commandant des Belagerungsheeres, Baltazar Garcia Ros, erkannte die Wichtigkeit des geleisteten Dienstes in einem freiwilligen Manifeste, welches er nach Kräften verbreitete [59]). — Der nächste Gouverneur von Paraguay, Diego de los Reyes Balmaseda (1717—1721), hatte das Unglück, sich zeitig Feinde zu machen und in den im Stillen fortdauernden Kampf der Parteien, die zum Theil für die Jesuiten gestimmt waren, verwickelt zu werden. Man erhob gegen ihn eine schwere Anklage bei der Audiencia von Charcas, und diese beging den großen Misgriff, eines ihrer Mitglieder, José de Antequera y Castro, als Untersuchungsrichter nach Asuncion abzusenden, einen Mann zwar von großen Talenten, aber von sehr mittelmäßigem Charakter und von schlaffer Moralität, der sich obenein in ruinirten Vermögensumständen befand und wol nicht ohne Grund angeklagt wurde, daß er die Errichtung eines unabhängigen Thrones in Paraguay beabsichtigt habe. Ohne solche Vollmacht zu besitzen, erklärte nicht nur Antequera den bisherigen Gouverneur sogleich seines Amtes verlustig, sondern suchte ihn sogar gefangen zu halten, während er selbst durch seine Partei sich zum Oberhaupte ernennen ließ. Unzählig sind die Intriguen, die er anwendete, um die Fortdauer seiner Macht zu sichern, aber ebenso groß waren auch die Willkürlichkeiten und das Überschreiten aller bestehenden Gesetze, die Bedrückungen und Unsittlichkeiten, deren er sich fortwährend schuldig machte. Im Vertrauen auf seine Macht ließ er die Verweise der Audiencia von Charcas ebenso unbeachtet als den strengen Befehl des Vicekönigs von Peru, der ihm die Wiederein-

58) *Charlev.* IV. p. 57 fg.

59) Certificato autentico etc., abgedruckt bei *Charlev.* IV. p. 353 fg.

setzung seines Vorgängers gebot. Endlich wurde dem Lieutenant des Königs zu B. Ayres, dem schon erwähnten Baltazar Ros, der Auftrag, durch Waffengewalt den höhern Befehlen Nachdruck zu verschaffen. Er zog die Indier der Missionen des Uruguay an sich, drang bis zur Grenze vor, wurde aber in der Gegend des Flusses Tebiguary geschlagen (Sept. 1724) und entkam mühsam nach B. Ayres. Die Jesuiten, welche Partei genommen, hatten sich den Haß des Usurpators zugezogen und waren gewaltsam aus Asuncion vertrieben worden. Daß sie es verstanden haben, ohne sehr in den Vordergrund zu treten, diesen Eingriff zu rächen, beweisen trotz ihrer Gegenrede eine Menge Umstände in dem spätern Verlaufe der Ereignisse, und wol möchte sogar auch ihr Einfluß das endliche Schicksal Antequera's bestimmt haben. Die blühenden Missionen litten nicht wenig durch einen Streifzug, der jedoch nicht genügte, um die unbedingte Unterwerfung der Eingeborenen oder ihren Abfall von den Jesuiten herbeizuführen. Als jedoch der Gouverneur von B. Ayres, Bruno de Zavala, sich aufgemacht hatte, um dem unglücklichen Lande Ruhe und Gesetzmäßigkeit zu bringen (er kam in Asuncion am 29. April 1725 an), wich endlich zwar Antequera der Übermacht, jedoch weit mehr mit der Miene eines Mannes, dem schweres Unrecht geschieht, und der auf Wiedereinsetzung Anspruch machen kann, als mit der Bangigkeit eines vertriebenen Usurpators, dem schleunige Flucht das einzige Rettungsmittel bleibt. Lange nachher noch frei, brachte man ihn zwar endlich gefangen von Chuquisaca nach Lima, allein auch da war seine Gefangenschaft eine solche, daß es deutlich erhellt, man wünschte seine freiwillige Flucht, um von einem Processe befreit zu werden, den man wol am liebsten unerörtert gesehen hätte. Von Paraguay aus wurde allein die Verfolgung Antequera's eifrig betrieben, der ohne alle Besorgniß dem Gange der Sache zusah, fest überzeugt, dem Könige durch Vertreibung der Jesuiten einen Dienst geleistet zu haben. Wie über vielen, wo nicht allen, Begebenheiten dieser und der spätern Periode, bei denen es sich um die streitenden Interessen des Ordens und der königlichen Diener, wenn auch im Geheimen, handelte, liegt über diesen Ereignissen trotz zahlreich vorhandener gedruckter Documente ein ungewisses, nur allein durch die spätere Zeit aufzuhellendes Dunkel. Antequera wurde in Lima zum Tode verurtheilt. Am Tage seiner Execution (5. Jul. 1731) erhob sich aber das Volk zu seinen Gunsten, da es ihn als einen Märtyrer in der Sache der Freiheit ansah; es wurde zwar durch Militairgewalt besiegt, allein auch Antequera schoß man im Tumult auf Befehl des Vicekönigs selbst nieder, weil man seine gewaltsame Befreiung fürchtete. Der noch vor Antequera's Entweichung provisorisch ernannte Gouverneur, Bartolomeo Aldunate, wurde noch vor Erreichung Paraguay's wieder abgesetzt, vielleicht zum Glücke der Jesuiten, denn seine sogleich nach der Ernennung gemachten Vorschläge [60]) bezwecken nichts weniger als eine Beschränkung dieses Ordens. Um so größer muß der Triumph der Jesuiten gewesen sein, als sie unter dem einstweiligen Oberhaupte der Provinz, Martin de Barua, wieder zurückberufen wurden und 1726 einen königlichen Befehl erhielten, der ihre Missionen am Paraná von Paraguay sonderte und dieselben unter den Gouverneur des Plata stellte, mit andern Worten, dieselben fast unabhängig machte. Mehr als je herrschte in Paraguay nun die Parteisucht, sie gab Veranlassung zu offenbarem Bürgerkriege, nachdem man den vom Vicekönige zu Lima ernannten Gouverneur, Ignacio Soroeta, im Jan. 1731 gewaltsam zurückgewiesen hatte. Die Bürgerschaft unternahm es, der spanischen Regierung sich zu widersetzen, und wenig fehlte, daß nicht schon damals die spätere Unabhängigkeitserklärung erfolgte. Man vertrieb trotz der Bannflüche wiederum die des spanischen Interesse verdächtigen Jesuiten und ernannte einen Präsidenten, Luis Barreyro. Im Geheimen der Regierung ergeben, gelang es ihm zwar, einen der Rädelsführer, Mompo, zu arretiren und nach B. Ayres zu senden, allein die Nachricht, daß dieser von Neuem entkommen, ermuthigte die eingeschüchterten Aufrührer, die nun Truppen aufstellten und nach einem langdauernden Kampfe den Präsidenten vertrieben. Die Nachricht von Antequera's Tode vermehrte den Haß gegen den Vicekönig von Peru, und weniger als je war von nun an auf gütliche Beilegung des Streites zu rechnen. Zwar rückten die Indier der Missionen an die Südgrenze vor und bedrohten die Stadt mit einem Angriffe, und die wilden Guaycurus näherten sich derselben bis auf geringe Entfernung, aber das Feuer des Aufruhrs griff dennoch immer weiter, und selbst Corrientes schloß sich an die Junta von Paraguay an, statt dieselbe zu bekämpfen. Auch in der Kirche fand eine Spaltung statt, denn der Franziskaner Juan de Arreguy benutzte seine Anwesenheit in Asuncion, wo er sich zum Bischofe von B. Ayres weihen ließ, um den bisherigen Bischof, José de Palos, zu verdrängen und sich zur Volkspartei zu schlagen. Endlich schien diese sich unterwerfen zu wollen, und am 27. Jul. 1733 hielt der neue königliche Gouverneur, Man. Agustin de Ruiloba, vorher Generalcommandant der Armeen in Peru, seinen Einzug in der Hauptstadt. Wie versöhnend auch seine ersten Schritte gewesen sein mögen, und wie unerwartet schnell sich auch alle Parteien ihm unterwarfen, so begann die Aufregung sogleich von Neuem, als er die Wiedereinsetzung der Jesuiten, und zwar sehr gegen den eignen Rath derselben, unternahm. Der Widerstand der einmal gegen die Jesuiten gereizten Commun erbitterte ihn nur noch mehr; von beiden Seiten wurden gewaltsame Maßregeln ergriffen, Truppen geworben und am 15. Sept. 1733 standen sich die Parteien in der Nähe von Asuncion gegenüber. Ruiloba, als ein alter Soldat zu stolz, um mit den Bürgern, die ihm nur als gemeine Aufrührer erschienen, zu unterhandeln, wurde verrätherisch fast von Allen den Seinen verlassen und dann auf feige Weise ermordet. Der schon erwähnte Bischof von B. Ayres, ein altersschwacher Mann, ließ sich überreden, als Gouverneur an die Spitze der Junta zu treten und als solcher gegen die Jesuiten die strengsten Maßregeln zu verhängen. Zavala, Gouverneur von B. Ayres, war inzwischen mit der Un-

60) *Charlev.* V. p. 126.

terdrückung jener Unruhen durch den Vicekönig von Peru, Marquis de Castelfuente, beauftragt worden und trat 1734 seinen Weg und zwar ohne Truppen an, jedoch im vollen Vertrauen auf eine Streitmacht von 3000 Guaranis, welche von den Missionen bereits nach der Grenze des Tebiquary abgegangen waren. In Corrientes stellte er bald Ordnung her, erließ den 25. Jan. 1735 seine erste Auffoderung an die durch innere Spaltung geschwächte Commun, verfehlte aber gewissermaßen seinen Zweck durch Strenge gegen einige ergriffene Anführer. Eine ziemliche Anzahl der Bewohner entfernte sich von Asuncion; am 26. März kam es zum Gefechte mit dem Hintertreffen der Volkspartei. Sie unterlag, und blutige Executionen Aller, die als Anführer bei den Beleidigungen und der Vertreibung der Jesuiten, sowie bei dem Morde Ruiloba's thätig gewesen waren, stellten die Ruhe wieder her, die Ruhe freilich der Sklaverei, die Zavala nur dann erst für fest begründet hielt, als das versammelte Volk die öffentliche Auspeitschung durch Henkershand einiger der minder Beschuldigten des letzten Aufruhrs ohne Murren mit angesehen hatte. Mit Ausnahme gelegentlicher Angriffe der unabhängigen Indierstämme und der fruchtlosen Versuche sowol der Jesuiten als der weltlichen Macht, das Gebiet Paraguay's nach Chaco auszudehnen, bietet die Geschichte nur noch zwei erhebliche Momente dar, bis die Revolution des 19. Jahrh. überhaupt ganz Südamerika eine veränderte Gestalt verlieh. Die Abtretung eines Theiles der Missionen an die Portugiesen und die Widersetzlichkeiten der Jesuiten bei dieser Gelegenheit verdienen insofern in der Geschichte Paraguay's einen Platz, als sich durch dieselben gegründete, den spätern Sturz des Ordens herbeiführende Anklagen ergaben. Am 16. Jan. 1750 war zwischen Johann V. von Portugal und Ferdinand VI. von Spanien ein Tractat über Grenzberichtigungen der südamerikanischen Besitzungen beider Kronen unterzeichnet worden. Das Land zwischen dem Uruguay, Yacuy und Ybicuy war im Austausche gegen die Colonia del S. Sacramento am Plata den Portugiesen zugefallen, wie man hinzusetzt durch Einfluß der spanischen Königin Barbara, einer Prinzessin aus dem Hause Braganza. Die Jesuiten hintertrieben durch ihren Einfluß am Hofe von Madrid geraume Zeit die Ausführung des Vertrages, bis zuletzt (28. Jul. 1754) die portugiesische Armee von Rio grande de S. Pedro aufbrach, um mit den Waffen von der neuen Provinz Besitz zu nehmen. Die Guaranys leisteten unter der geheimen Leitung der Jesuiten bedeutenden Widerstand; manches Gefecht wurde geliefert, und selbst einem zweiten (spanischen) Heere traten die Indier, obwol fast immer von den feindlichen Truppen geschlagen, muthig entgegen. Sie wurden endlich, angeblich 15,000 Köpfe stark (die Hälfte der ursprünglichen Bevölkerung der sieben abgetretenen Niederlassungen) auf die Südseite des Paraná versetzt und das Land einstweilen mit spanischen Truppen garnisonirt. Die Portugiesen weigerten sich späterhin Besitz zu ergreifen, und wenn auch die Guaranys nach der Thronbesteigung Karl's III. und der Aufhebung des Tractats in ihren vorige Wohnsitze zurückkehrten, so erholten sich doch diese Missionen nie wieder und sind in Folge der Revolution ganz verlassen worden. Am Amazonas hatte Mendonça Furtado und im südlichen Brasilien der Graf Bobadela die Jesuiten 1758 vertrieben. Die bei dieser Gelegenheit bekannt werdenden nicht immer ehrenvollen Thatsachen, der Aufstand der Guaranys und die Erinnerung an die Unruhen Antequera's rc., welche meistens aus dem Kampfe zwischen dem Orden und der Civilgewalt entstanden waren, endlich die fortdauernden Klagen aus allen Theilen der überseeischen Besitzungen, öffneten endlich Spanien die Augen, und 1768 erfolgte plötzlich der Befehl zur Vertreibung der Jesuiten aus Amerika. Kann man nun auch nicht leugnen, daß der Orden sich dieses Strafgericht durch seine auf Entartung deutende Tendenz wenigstens in Paraguay zugezogen hatte, so kann man doch ebenso wenig das Bedauern über die Nothwendigkeit eines Schrittes unterdrücken, der einer von der Natur selbst verwahrlosten Menschenrace die allein heilsame Regierungsweise entzog und mit einer fremdartigen Behandlung und einer Welt bekannt machte, unter deren Berührung ihr physischer und moralischer Ruin mit unaufhaltsamer Schnelligkeit vorwärts schritt. An die Stelle der Jesuiten wurden Pfarrer gesetzt, und Regierungsbeamtete besorgten die bürgerliche Verwaltung der Missionen. Beide handelten aber nicht wie die Glieder des Ordens, der das Land und die Bewohner als Eigenthum angesehen und ihren Zustand zu verbessern stets bemüht gewesen war. Tauschten die Indier in ihren freiern Verhältnissen auch mehr Civilisation ein, so geschah dieses in Gemäßheit einer noch nicht genügend erklärten Erscheinung ihres Wesens, auf Kosten der Existenz einer großen Zahl, die sich entweder in die Wälder zerstreuten oder vorschnell wegstarben.

Dritte Periode. Von der Vertreibung der Jesuiten bis auf unsere Zeit (1769—1830). Das Reich der Spanier in Amerika war schon mehrmals durch theilweise Unruhen auf das Heftigste erschüttert worden, als die bekannten der Thronentsagung Karl's IV. (19. Febr. 1808) folgenden Ereignisse seinen völligen Umsturz herbeiführten. Buenos Ayres erhielt zuerst Kunde von der Revolution des Mutterlandes und ging den andern Colonien mit dem Beispiele des natürlich gewordenen Abfalls voraus. Cisneros ernannte (19. Mai 1810) eine Art von Nationalrepräsentation, fiel aber durch sein eignes Werk, denn wenige Tage später (25. Mai) sah er sich entsetzt und exilirt. Noch erkannte man Ferdinand VII. an, obgleich die Revolution und die Abtrennung vom Mutterlande aus vielen Schritten der Junta offenbar hervorgingen. Nach Erklärung der Unabhängigkeit versuchte der junge Staat die Reste der spanischen Gewalt aus seiner Nähe zu vertreiben. Ungefähr 1000 Mann gingen unter Befehl des Manuel Belgrano nach Paraguay im Oct. 1810 ab, kamen bis in die Nähe von Asuncion, verloren aber durch einen Zufall ein bereits gewonnenes Gefecht gegen den letzten spanischen Gouverneur, Bernardo de Velasco. Wenn nun auch die Angreifenden capitulirten, so entstand doch ein Austausch von Ideen, die bis dahin den sehr mild regierten Bewohnern Paraguay's fremd gewesen, und ohne besondere Ursache entschlossen sich einige

der vornehmsten Familien gleichfalls zur Revolution. Der Gouverneur wurde (1811) ergriffen, abgesetzt, eine Junta ernannt und die Unabhängigkeit des Landes erklärt. Als Mitglied der neuen Regierung trat zum ersten Male José Gaspar Rodriguez de Francia in den Vordergrund, ein Mann, dessen Geschichte mit der der Revolution Paraguay's eng verbunden ist, und der in Europa ein in mehren Hinsichten sehr unverdientes Aufsehen erregt hat. Begünstigt durch Talente war es ihm gelungen, ungeachtet der Beschränktheit der Bildungsmittel sich Kenntnisse zu erwerben, die, wenn auch gering zu nennen, bei Anwendung des europäischen Maßstabes, ihn weit über alle seine Landsleute setzten. Er vermochte um so eher seiner geheimen Herrschbegierde ausschließlich zu leben, je mehr seine Kälte, eine gewisse Verachtung des Menschengeschlechts und Mangel an Geselligkeit ihm die Bande der Familienverhältnisse und freundschaftliche Beziehungen gleichgültig machten. Bald machte er sein natürliches Übergewicht geltend und herrschte in der That, während die thörichten und unwissenden Glieder der Regierung nur den Namen liehen. Fulgencio Yegros, der Präsident des Staates, erlaubte der Anarchie so sehr um sich zu greifen, daß Francia, wohlwissend, daß man ihn unentbehrlich finden würde, sich mehrmals auf das Land zurückzog. Eine neue Junta berief 1813 eine Versammlung der Repräsentanten. Die lächerlichen Zusammenkünfte dieses auch in den gewöhnlichsten Dingen höchst unwissenden Haufens endeten mit der Ernennung des Francia und Yegros zu Consuln für ein Jahr. Mehr Ordnung als vorher bestanden, wurde in die Verwaltung eingeführt, ein Heer begründet, aber auch gleichzeitig die Spanier aller bürgerlichen Rechte verlustig erklärt. Daß Francia einen Theilnehmer der Obergewalt nicht lange dulden würde, lag in seinem Charakter. Den Congreß von 1814 brachte er leicht dahin, einen Dictator zu ernennen, und daß die Wahl auf ihn fallen mußte, verstand er zu bewerkstelligen. Yegros unterwarf sich ihm, wenn auch eine Gegenpartei zu seinen Gunsten einen Aufstand wagte. Von dieser Zeit an richteten alle Maßregeln des Dictators sich allein auf die Befestigung seiner Macht, und wenig Jahre später stand er mit der unumschränkten Gewalt eines asiatischen Despoten in der Mitte jenes Volkes, dem kurz vorher die gleichgültige Regierungsweise Spaniens zu hart erschienen war. Das Heer wurde ausgebildet, Monopole füllten die Cassen, deren Inhalt Niemand kannte, und die Ernennung niedriger Menschen zu bürgerlichen Ämtern gab Gelegenheit zur Befestigung der Partei. Der letzte Congreß von 1817 war nur ein Schattenspiel und verlängerte die Dictatur auf Lebenszeit. Mit Artigas, dem berüchtigten Räuberhäuptlinge der Banda oriental, entstanden Mishelligkeiten, die jedoch deshalb nie zum offenen Kriege kamen, weil Francia jenen als Vormauer gegen Buenos Ayres ansah, welches nicht minder gegen Paraguay als Artigas aufgebracht war. Alle Verbindung mit dem Auslande wurde von nun an immer mehr erschwert, und von jener Zeit begann die widerrechtliche Zurückhaltung fremder Bürger im Stande einer halben Gefangenschaft. Nicht minder wachte eine Art von geheimer Polizei, unterstützt durch ein weit verzweigtes Spionsystem, über die öffentliche Meinung und verhinderte das Eindringen neuer Ansichten aus den Nachbarstaaten. Wie wenig der Dictator geneigt war, die geringste Widersetzlichkeit zu übergehen oder ein hingeworfenes Wort der Beschwerde zu vergessen, bewies dem eingeschüchterten, mit eiserner Ruthe regierten, Volke mehr als eine blutige Execution, die rücksichtslose Anfüllung der Gefängnisse und die Verurtheilung der vornehmsten Bürger zur Kettenstrafe. Dennoch bildete sich eine Verschwörung gegen den Despoten. Sie wurde entdeckt, die Beschuldigten aber einstweilen gefangen gehalten. Artigas war inzwischen (1820) von einem seiner eignen Lieutenante, Ramirez aus Entrerios, vertrieben worden und hatte ziemlich großmüthige Aufnahme bei Francia, früher seinem großen Feinde, gefunden. Ramirez bedrohte (1825) Paraguay von Corrientes aus mit einem Angriffe, zögerte jedoch zu lange, um auf Erfolg rechnen zu können und gab dem Dictator durch seine aufgefangenen Briefe den Schlüssel der letzten Verschwörung. Die Hinrichtung der Angeklagten erfolgte bald darauf, und Yegros, der ehemalige College Francia's, befand sich unter denselben. Die Martern der härtesten körperlichen Züchtigungen veranlaßten manches Bekenntniß, und immer gingen die Einziehungen und Hinrichtungen von Individuen fort, bis um die Mitte des J. 1822 gegen vierzig Opfer die Rache des Dictators gesättigt hatten. Solche Greuel konnten nicht verfehlen, auf den Volkscharakter den traurigsten Einfluß zu üben, denn während die niedere Classe gegen den Anblick des Blutes gleichgültig wurde, lösten sich auch in den besten Familien die Bande, die sonst Verwandte an einander fesseln; erst als der Tyrann seine Macht nach Innen und Außen gehörig befestigt achtete (1825), nahmen diese Scenen des Schreckens etwas ab, doch fehlten nicht gelegentliche Erneuerungen, wenn der Dämon des Mistrauens und die Furcht vor Verschwörungen, die ewigen Begleiter der durch Gewaltsamkeit erlangten, durch Grausamkeit behaupteten Macht den Dictator ergriffen. Was irgend für das Land sonst wirklich Gutes geschah durch Zwang zum Fleiß und zur Ordnung, wo sonst der erstere nicht gewöhnlich war und die letztere leicht im Kampfe der Revolutionen untergehen konnte, das verschwindet neben der Menge der oft kaum glaublichen Tyranneien jenes Mannes, den die Geschichte nicht zu richten braucht, da es die Gegenwart einstimmig, und wir dürfen sagen, mit Gerechtigkeit gethan hat[61]).

(*Eduard Pöppig.*)

PARAGUAYTHEE (Medicinisch). So, oder Peruanerthee, Südseerthee (**Folia Paraguae**), nennt man die Blätter eines besonders in Paraguay wachsenden Strauches, welcher aber noch nicht näher gekannt zu sein scheint. Linné hielt die echte Pflanze für die **Cassine corymbosa, Cassine Paragua** oder **Prinoë glabra**; Beckmann für **Viburnum cassinoides** oder eine Art **Clerodendrum**; nach Auguste Saint Hilaire (**Plantes re-**

---

61) Francia starb am 5. Nov. 1837. Die lange bezweifelte Nachricht von seinem Tode gelangte als authentisch erst im October 1838 nach Europa. Zum Nachfolger hat Francia einen seiner Günstlinge, den Marques de Guarany, bestimmt.

marquables du Brésil. Introduct. p. 41) ist es Ilex paraguariensis oder Ilex Mate, und gehört zur Familie der Celastrineen, während Andere die von Ilex cassine kommenden Blätter für unecht halten. Die echte Sorte (Yerba de Camini) kommt als länglich-runde, größtentheils zerbrochene oder zerriebene, grüne Blätter ohne Stengel in den Handel, während die schlechtere Sorte (Yerba de Palos), mit Blattstengeln vermischt, dickere, steifere Blätter hat. Der Geruch der Paraguayblätter ist etwas balsamisch, ihr Geschmack so bitter, daß man ihn beim Kauen der Blätter nicht wieder aus dem Munde loswerden kann. In geringer Dosis ist die Wirkung diuretisch und gelind magenstärkend, in starken Gaben erregen sie Erbrechen und Purgiren. Man benutzt sie in Theeaufguß entweder ohne vorhergegangene Zubereitung, oder nachdem sie vorher stark geröstet sind. Die Indianer, welche den Strauch Yapon nennen, kommen oft haufenweise mehre hundert Meilen weit her nach seinem Standorte, machen ein Feuer auf der Erde an, setzen einen großen Kessel mit Wasser darauf und werfen eine ziemliche Menge der Blätter hinein; alsdann setzen sie sich um den Kessel herum und trinken so lange von dem Aufgusse, bis sie sich erbrechen. Dies wird 2—3 Tage hinter einander wiederholt, worauf sich jeder ein Bündel der Blätter zusammenpackt und damit in die Heimath zieht. Es ist dies gleichsam eine Frühlingscur der Indianer. Nach Frezier bedienen sich in Virginien und Nordcarolina des Paraguaythees die Weißen, wie die Indianer; die Bewohner von Lima nennen ihn St. Bartholomäuskraut, und in Peru schützen sich die Arbeiter in den Goldminen durch denselben vor den dort häufigen asthmatischen Beschwerden. Die Jesuiten machten aus dem Paraguaythee, der deshalb auch Jesuitenthee genannt ward, einen bedeutenden Handelsartikel, und verkauften jährlich an 250,000 Pfund desselben nach Peru. Auch nach Europa wurde er ausgeführt, und hier bezahlte man die Unze in Holland mit 20 Fl.; im J. 1805 kam in London das Pfund noch 2 Schillinge. Jetzt wird er nur noch in Amerika gebraucht, und hier sind Asuncion und Villa Ricoa in Paraguay die Hauptthandelsplätze dafür*). (*Rosenbaum.*)

Paraguaythier, s. Megatherium.

PARAGUS *Latreille* (Insecta). Eine aus Syrphus *Linn.* gesonderte, jetzt zur Familie Syrphidae gehörige Fliegengattung, zu Pipiza von Fallen, Mulio von Fabricius, Syrphus von Panzer gezählt. Die Kennzeichen sind folgende: Das Gesicht gewölbt; der Scheitel bei dem Männchen stark verlängert; das dritte Glied der Fühler verlängert; der Griffel zwischen der Wurzel und der Mitte dieses Gliedes eingefügt; die Augen behaart, meist strahlenförmig gezeichnet; der erste Hinterleibsring ziemlich groß, der zweite und dritte mit einem Quereindrucke. Als Typus mag dienen: P. bicolor (*Latr. Fabricius*), 2—3 Linien lang, schwarz, mit schwachem, grünlichem Schiller; der Rand der Augen weiß; das Schildchen mit weißer Spitze; zweiter und dritter Hinterleibsring ziegelfarben. Ziemlich gemein auf Blüthen. (D. *Thon.*)

PARAH, 1) Hindustadt in Bengalen, liegt unter 23° 3′ nördl. Br. und 86° 39′ östl. L. nach dem Meridian von Greenwich, und ist zehn englische Meilen von Rogatnapur entfernt. 2) Ostindisches Maß und Gewicht für Getreide, Reis u. s. w. In Bombay enthält der Candy 8 Parahs, der Parah 16 Adowlies oder 64 Sirs oder 128 Tipris, nämlich wenn von Weizen oder anderm Getreide die Rede ist. Beim Reishandel bilden 4 Candies oder 25 Parahs einen Morah, und es enthält der Parah hier 20 Adowlies oder 150 Sirs oder 300 Tipris, d. i. 991,050 holländische Aß oder 101 Pfund 26 Loth preuß. Gewichtes. In Madras enthält das Gari genannte Getreidemaß 80 Parahs oder 400 Markals, der Markal aber 64 Olloks. Dieser soll 750 engl. Kubikzoll enthalten, und 43 Markals sind ungefähr 15 engl. Bushels. Als Salzgewicht auf der Insel Sumatra enthält der Parah 26 Punihs oder 101 Pfund 14¼ Loth preuß. Gewichtes. (*Fischer.*)

PARAHYBA (Paraiba), Provinz von Brasilien, zwischen den Provinzen Rio grande del Norte und Pernambuco gelegen. Der nördlichste Punkt ihrer Küste ist die Enseñada dos Marcos, der südlichste die Villa do Conde (6° 15′—77° 34′ südl. Br.). Im Innern entbehrt sie genauer Abgrenzungen, und verliert sich namentlich nach Westen in eine fast undurchforschte Wildniß, wo die niedrigen Bergketten der Serra Borborema und Araripe sich als Widerlagen an die höhere Serra Hibiapaba anlehnen. Die Schneide der letztern dürfte als Grenze gegen Piauhy anzusehen sein. Nächst Rio grande de Norte ist daher diese Provinz die kleinste von Brasilien, und enthält nach oberflächlichen Schätzungen 900 □Meilen. Sie gehört übrigens, gleich dem ganzen Landstriche zwischen den Flüssen San Francisco und Itapicurú, zu den wenigst gesegneten des großen Reiches, welches theils durch die Unebenheit und geringe Fruchtbarkeit des Bodens, theils durch gewisse klimatische Unregelmäßigkeiten bedingt wird. Zwar waltet im Allgemeinen der tropische Charakter im Verlaufe der Jahreszeiten vor, allein als Abnormität erscheint die in Perioden von vier bis sieben Jahren wiederkehrende Trockenheit, wo durch Ausbleiben der gewöhnlichen Regenzeit Versiechen der Quellen, Eintrocknen der Flüsse, Miswachs und Sterben der Heerden in einem wahrhaft schreckenden Maße, das aber immer in der Provinz Ceará seine äußerste Höhe erreicht, verursacht werden. Es gilt dieses ganz besonders von dem sehr hügeligen aber meistens sandigen Innern, welches entweder kahl oder doch nur mit der eigenthümlichen Vegetation der Catingawaldung überzogen ist, die aus dicht gedrängten, aber durchgängig sehr niedrigen, oft harzreichen, in der trockenen Jahreszeit entblätterten Stämmen besteht. Hochstämmige Urwaldungen und fruchtbarer Boden finden sich meistens nur entlang der Flüsse, grasige

*) Vergl. Physikalische Belustigungen. 30. Stück. (Berlin 1757.) S. 1537 fg. Forstmagazin. 9. Bd. S. 254. Miller's allgem. Gartenlexikon. 1. Th. Sect. Cassine. Krünitz, Ökonom. Encyklop. 7. Bd. S. 710 fg. Graumüller, Handb. der pharmac. med. Botanik. S. 16. Abbildungen der Cassine Paragua *L.* finden sich bei *Burmann*. Plant. Afric. Dec. IX. p. 239. t. 85. Schkuhr, Botan. Handb. Taf. 84. Handb. der pharmac. Botan. Bl. XXIV. Fig. 142.

Triften nur auf den im Westen ansteigenden Bergen. Unter den Flüssen der Provinz ist der größte der Parahyba, welcher auf der Serra Cayriris entspringend in der Richtung Ost bei Nord nach der Küste strömt, wegen Fällen und Wassermangels in den höhern Gegenden selbst für Böte nicht fahrbar ist, jedoch an seiner breiten, mit Manglesümpfen eingefaßten Mündung auch größern Fahrzeugen zugänglich ist. Der Ackerbau und die sonstige Gewerbthätigkeit werden an einem kräftigen Aufstreben durch die Ungunst des Bodens und Klima's gehindert; nur in dem durch Regen öfters getroffenen, dem Eintrocknen der Flüsse minder ausgesetzten Küstenlande erbaut man die gewöhnlichen Feldfrüchte Brasiliens, als Handelsgegenstände Zucker und Baumwolle, welcher letztern der leichte Boden so angemessen erscheint, daß sie in allen Hinsichten besser ausfällt als in den Provinzen Pará und Maranham, und daher auch auf den englischen Märkten stets höher im Preise steht. Im wasserarmen Innern wird mit vieler Schwierigkeit und wenig lohnenden Resultaten nur Viehzucht getrieben. Das Land ist im Allgemeinen sehr menschenarm, und besitzt, außer den theilweise durch weite Räume getrennten Ortschaften der Küste, im Innern kaum noch fünf bis sechs unbedeutende Flecken. Die ganze Bevölkerung wurde im J. 1824 von v. Schäffer zu 246,000 Seelen angegeben. Verbindung mit dem Auslande findet nur über Parahyba, die Hauptstadt der Provinz, statt; der nur für Brigs zugängliche Seehafen derselben concentrirt den verhältnißmäßig unbedeutenden Ausfuhrhandel der ganzen Provinz in sich. Die Stadt selbst ist von geringer Größe, liegt drei Wegstunden von der Mündung des gleichnamigen Flusses in das Meer entfernt in einer ziemlich flachen Gegend, und hat keiner Merkwürdigkeit sich zu rühmen. Ihre Bevölkerung wurde durch v. Schäffer zu 15,000 angegeben, soll aber nach Nachrichten vom J. 1833 kaum 9000 Seelen zählen, und dürfte wol in Folge der seitdem eingetretenen politischen Umstände sich nicht vermehrt haben. Übrigens ist diese Provinz seit Mitte des 16. Jahrh. colonisirt worden; sie zog die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich, wurde von ihnen erobert und bis zum J. 1584, wo Portugal ernstliche Anstrengungen zur Wiedernahme traf, besetzt gehalten, fiel darauf wieder den Holländern in die Hände, indem die beiden Capitaine Long und Wardenburg im December 1635 die Hauptstadt nahmen, die sie nebst dem Innern, wie es scheint bis weit nach Westen, bis zum J. 1654 behaupteten. (*E. Pöppig.*)

Paraiba, s. **Parahyba.**

Paraïbae *Cortex*, s. **Quassia (versicolor** *Spr.***).**

PARAJD oder **PARAYD**, wallachisch Szare, teutsch Salzberg, ein Dorf im farczaber Gerichtsstuhle und obern Kreise des udvárhelyer Stuhles, im Lande der Székler des Großfürstenthums Siebenbürgen, im höhern Gebirge zwischen Bergen gelegen, vom Ogy-törebache, der sich in den nagy-áger und mit diesem in den kleinen Kukülloflüß ergießt, durchflossen, von Széklern und einigen wallachischen Unterthanen bewohnt, mit einer katholischen und einer Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einer katholischen Kirche, einem evangelischen Bethause, sehr besuchten Jahr- und Wochenmärkten, einem k. Salzamte, einem wichtigen Salzbergwerke, Salzbrunnen und Gruben und einer Schule. Das Dorf ist auch als Fundort von Achaten bemerkenswerth. (*G. F. Schreiner.*)

In der Nähe dieses Dorf befinden sich bedeutende Salzgruben, in denen der Salzstock zu Tage ausstreicht. Das Salz erscheint hier in mannichfachen sehr schönen Formationen, besonders auch in zart roth gefärbten Fasern, welche Gestaltung sonst nirgends bemerkt worden. In den Salzgruben findet man auch Achat, welcher dem isländischen sehr ähnlich ist. (*Benigni.*)

Paraïsa, s. **Melia (Azedarach** *L.***).**

PARAKANAKE (*Παρακανάκη*), eine unbedeutende und wenig bekannte Stadt in Ariana (Südostasien), welche von Ptolemäos (B. VI. C. 17) zwischen Nisibis und Gariga aufgeführt wird. (*Krause.*)

PARAKANDA, Hauptstadt von Sogdiana. Die richtigere Schreibart ist jedoch Marakanda, ohne Zweifel das heutige Samarkand. *Strab.* XI, 11, 517. *Arrian.* Exp. Al. III; 30. IV; 5. 6. Curtius (VII; 6) gibt ihr 70 Stadien im Umfange. Nach Arrian (l. c.) wurde sie durch Alexander zerstört. Vgl. Mannert 4. Th. S. 468, welcher vermuthet, daß dieselbe Stadt bei Plinius (VI, 18, ultra Sogdiani, oppidum Panda etc.) Panda genannt werde, was auch keineswegs zu bezweifeln ist, möge der Name durch Plinius oder durch die Abschreiber so gestaltet worden sein. (*Krause.*)

Parakany, s. **Parkany.**

PARAKATABOLE (*παρακαταβολή*). Mit diesem Worte, welches eigentlich Erlegung, Deponirung bedeutet, bezeichnete man im attischen Rechte eine Geldsumme, welche in gewissen Fällen der Kläger entweder gleich beim Anbringen der Klageschrift oder während der Instruction bei dem competenten Magistrate erlegen mußte, die er wieder erhielt, wenn er den Proceß gewann, im Gegentheile aber verlor. Die Parakatabole war also ein Succumbenzgeld und es fragt sich nur 1) in welchen Fällen man dasselbe deponiren mußte; 2) wie viel es betragen habe. In ersterer Beziehung erwähnen die Grammatiker nur zwei Fälle, nämlich a) wenn Jemand Ansprüche gegen den Staat auf ein von diesem confiscirtes Gut ganz oder theilweise erhob; wenn nämlich ein Vermögen confiscirt wurde, so hätte jeder, welcher Gläubiger des Verurtheilten zu sein behauptete, mit seinen Ansprüchen hervortreten können, aber dann ein Succumbenzgeld erlegen müssen, und das Erheben solcher Ansprüche hätte *ἐνεπισκήψασθαι*, das Erlegen des Succumbenzgeldes *ἐγγύην καταβάλλειν* oder mit einem Worte *παρακαταβάλλειν* geheißen. Die Grammatiker erwähnen also hier nur den einen Fall, wenn einer auf das vom Staate confiscirte Gut als Gläubiger des Verurtheilten Ansprüche erhob; sollte nicht aber dasselbe auch dann eingetreten sein, wenn einer mit der Behauptung auftrat, daß sich in dem confiscirten Gute ihm zugehöriges Eigenthum befände? b) Der andere von den Grammatikern angeführte Fall, in welchem der Kläger *παρακαταβολή* erlegen mußte, ist der, wenn der Proceß eine Erbschaft oder Erbtochter betraf; von der Beschränkung der Parakatabole auf Streitigkeiten um

eine schon zugesprochene Erbschaft weiß auch Harpokration (in παρακαταβολή und in ἀμφισβητεῖν) nichts, auf den sich gleichwol Schömann im att. Pr. S. 619 beruft, der übrigens selbst beweist, daß sie auch in andern Fällen, in denen es sich um eine Erbschaft handelte, und daß sie namentlich auch dann erlegt worden sei, wenn der Kläger durch seine Ansprüche die Anderer nicht blos einschränkte, sondern ausschloß. Aus den Grammatikern scheint hervorzugehen, daß man das Erheben von Ansprüchen in Erbschaftsstreitigkeiten entweder ἀμφισβητεῖν, oder παρακαταβάλλειν genannt habe; aber von welcherlei Erheben von Ansprüchen das erstere, von welchem das andere gesagt worden sei, geht aus ihren Erklärungen nicht klar hervor, jedoch ist das Wahrscheinlichste noch immer, daß man nach der Meinung der Grammatiker ἀμφισβητεῖν dann gesagt habe, wenn Jemand in der Eigenschaft eines Sohnes, gleichviel ob eines natürlichen oder Adoptivsohnes, παρακαταβάλλειν aber dann, wenn er in einer andern Eigenschaft, sei es nun eines gesetzlichen oder testamentarischen Erben, auf die Erbschaft Anspruch machte; dies aber scheint man nur deshalb παρακαταβάλλειν genannt zu haben, weil dabei die παρακαταβολή erlegt wurde; ob übrigens diese Erklärung der Grammatiker richtig ist, ist freilich eine andere Frage.

Die Parakatabole betrug bei Streitigkeiten gegen den Staat wegen confiscirten Gutes ein Fünftel, bei Erbschaftsstreitigkeiten ein Zehntel vom Werthe der in Anspruch genommenen Sachen, und fiel, wenn der Kläger abgewiesen wurde, im erstern Falle dem Staate, im zweiten wahrscheinlich dem Gegner zu. Vgl. über sie Schömann a. a. O. S. 616 fgg. (*H.*)

PARAKATALOGE (παρακαταλογή). Dieses Wort gehört der Kunstsprache der griechischen Musiker an, was sie aber damit haben bezeichnen wollen, darüber haben die Neuern um so mehr schwanken müssen, als sie nur bei zwei Autoren, und selbst bei diesen nur auf solche Weise vorkommt, daß ihre Bedeutung zweifelhaft bleibt. Aristoteles in den Problemen (XIX, 6) wirft die Frage auf: weshalb die Parakataloge im Gesange tragisch sei? ob wegen der Anomalie, denn das Anomale sei pathetisch? Außer ihm sagt nur noch Plutarch (De music. c. 28), Archilochus habe auch die Parakataloge erfunden. Ἀλλὰ μὴν καὶ Ἀρχίλοχος τὴν τῶν τριμέτρων ῥυθμοποιΐαν προςεξεῦρε, καὶ τὴν εἰς τοὺς οὐχ ὁμογενεῖς ῥυθμοὺς ἔντασιν, καὶ τὴν παρακαταλογήν, καὶ τὴν περὶ ταῦτα κροῦσιν. Aus der Combination dieser Stellen mit der Glosse des Hesychius καταλογή, τὸ τὰ ᾄσματα μὴ ὑπὸ μέλει λέγειν, hat Hermann (Elem. D. Metr. p. 285 sq.) gefolgert, daß, wie man mit dem Worte Kataloge eine der Modulation entbehrende Recitation bezeichnete, und auf ähnliche Weise καταλογάδην gesagt wurde, so auch παρακαταλογή ein ähnlicher, also recitativischer, Vortrag beim Gesange genannt worden sei; ein solcher Vortrag entbehrt zwar nicht des Rhythmus, bindet sich aber nicht an die strengern Gesetze desselben, und schließt sich so durch seine rhythmische Freiheit dem prosaischen Vortrage an; kurz Parakataloge scheinen einige kurze Sylben zu sein, welche in jambische und dochmische Rhythmen eingeschoben und beinahe wie Prosa vorgetragen wurden; dieser Erklärung Hermann's ist im Wesentlichen auch Böckh beigetreten in Praefatione in Scholia *Pindari* p. XL. Cf. *C. O. Müller*, Eumenid. 85. (*H.*)

Parakhandi, s. Parkundy.

Parakin, s. Perakin.

PARAKKA MUTGANG, gebirgige, aber fruchtbare Herrschaft im Innern der asiatischen Insel Java. Die gleichnamige Hauptstadt und Residenz des Fürsten liegt am Indramayo und treibt bedeutenden Handel. (*Fischer.*)

Paraklet, s. Trinität.

PARAKMASTISCHE KRANKHEITEN, sind solche, deren Zeitraum der Abnahme bei weitem länger anhält, als der der Zunahme, welche also die ersten Stadien oder Zeiträume bis zur Akme schnell durchlaufen, dann aber nur langsam und nach und nach an Stärke abnehmen, erst langsam der Genesung sich nahen. (*Rosenbaum.*)

PARAKME oder PARAKMASIS, nennt man in der Pathologie denjenigen Zeitraum, welcher unmittelbar auf die Akme (den Zeitraum der höchsten Entwickelung) der Krankheit folgt, also den Beginn ihrer Abnahme. (*Rosenbaum.*)

PARAKOIMOMENOI (Παρακοιμώμενοι), am byzantinischen Hofe der Titel der Kammerherren; man unterschied zwei, deren einer, Παρακοιμώμενος τοῦ κοιτῶνος genannt, die Aufsicht über das kaiserliche Schlafzimmer, der andere, Παρακ. τῆς σφενδόνης, die Aufsicht über das kaiserliche Siegel hatte. *Du Fresne*, Gl. Gr. p. 1109. (*H.*)

PARAKOPE, nennt man in der Pathologie das Abweichen der Verstandesthätigkeit, einen geringern Grad des Wahnsinns, auch diesen selbst wol; gemeiniglich versteht man darunter jedoch die Phantasien, das Delirium der Fieberkranken. (*Rosenbaum.*)

Parakresse, s. Spilanthes (oleracea *L.*).

Parakrusis, Parakusis und Parakynanche, s. Paracr., Parac., Paracy.

PARALAI-INSELN, nennt der Periplus an der Südostküste von Afrika. Bis zu dieser Inselgruppe (μεχρὶ Παραλάων νήσων) erstreckte sich auf der Küste gegen Süden hin eine Reihe von Handelsplätzen und Häfen, welche man (wol nur die Griechen) Dromoi nannte, weil der eine von dem andern etwa eine Tagfahrt entfernt war. Mannert 10. Th. 1. Abth. S. 93. Diese Inseln sind sonst weiter nicht bekannt. (*Krause.*)

PARALAIS (Παραλαΐς), eine Stadt in Lykaonien, nordöstlich zwei Meilen von Ikonium, in der Nähe eines großen Sees. *Ptol.* V, 4. Auf einer Münze des Marcus Antoninus wird sie Parlais genannt und als Colonie bezeichnet. *Eckh.* Doct. Num. Vol. III. p. 33. 34. Allein da nach Ptolemäos kein Schriftsteller, auch Hierokles nicht, den Namen dieses Ortes kennt, oder eine Colonie daselbst erwähnt, so vermuthet Mannert, daß man entweder die Aufschrift jener Münze falsch gelesen habe, oder dieselbe unecht sei. Zusammengezogene Namen kommen jedoch auf Münzen mehrmals vor. Die Notitia Episcopatuum erwähnt den Bischof von Parlaos (Παρλαοῦ) in Pisidien, was sehr problematisch ist, da Lykaonien in dieser spätern Zeit nicht zu Pisidien gerechnet

wird. Doch lag diese Stadt nicht fern von der pisidischen Grenze. Vgl. *Cellar.* Orb. ant. III, 4. p. 203. Vol. I, welcher außerdem die verdorbenen Namen Paralle (*Παράλλη*) angibt. Vgl. Mannert 6. Th. 2. Abth. S. 206 und die Karte von Kleinasien daselbst. (*Krause.*)

PARALAMPSIS, wird in der Augenheilkunde ein weißer, perlmutterartig glänzender Fleck auf der Hornhaut genannt; s. den Art. Hornhautflecke. (*Rosenbaum.*)

PARALEA, eine bis jetzt noch zweifelhafte, von Aublet gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Classe, und wahrscheinlich mit der natürlichen Familie der Styraceen verwandt. Char. Der Kelch vierzähnig; die Corolle mit kurzer Röhre und vierlappigem Saume; 18 Staubfäden im Grunde der Corolle angewachsen; der prismatische Fruchtknoten steht über dem Kelche und trägt einen einfachen Griffel; die Frucht ist unbekannt. Die einzige Art, P. guianensis *Aubl.* (pl. guj. p. 576. t. 231. *Lamarck*, Illustr. t. 454), ist ein sehr hoher, in den Wäldern am Flusse Sinamari im französischen Gujana einheimischer, oberhalb ästiger Baum mit abwechselnden, kurzgestielten, glatten, in der Jugend am Rande haarigen, ganzrandigen, eiförmig-ablangen, zugespitzten Blättern und in den Blattachseln knäuelförmig zusammengehäuften, fast ungestielten, mit Stützblättchen versehenen, kleinen, behaarten, braunröthlichen, wohlriechenden Blüthen. Das Holz dieses Baumes ist weiß und hart. Die Galibis nennen ihn Parala (daher der Gattungsname) und halten eine Abkochung seiner Blätter für heilsam gegen Fieber. (*A. Sprengel.*)

Paraleipomena, s. Paralipomena.

PARALEIPSIS (*Παράλειψις*), nannten die griechischen Rhetoren diejenige Redefigur, welche bei den Lateinern praeteritio, occupatio oder praecisio hieß; diese Figur findet theils dann statt, wenn etwas wirklich in der Rede aus Scheu übergangen wird, was der Redner sehr wohl für sich oder gegen seinen Gegner hätte anführen können, theils dann, wenn der Redner nur sagt, daß er etwas verschweige, etwas übergehe, und es doch grade ebendadurch die Zuhörer vermerken läßt. Cf. *Ernesti*, Lexic. Technolog. Graec. i. W. (*H.*)

PARALEPIS (Pisces), Fischgattung aus der Familie der Percoiden, und zwar derjenigen Abtheilung derselben, bei welcher die Bauchflossen hinter den Brustflossen stehen. Cuvier hat sie in seinem großen Werke (Histoire Naturelle des Poissons. T. III. p. 362 der Ausgabe in 4.) näher beschrieben. Risso, der die hierher gehörigen Arten entdeckt hat, stellte die Typusart erst zu Coregonus, eine zweite stellte er unter Osmerus. Rafinesque, der auch eine Gattung beschrieb, stellte dieselbe zu Sudis. Sie sind den Sphyrenen so ähnlich, daß sie billig in deren Nachbarschaft gestellt werden müssen. Ihr Hauptkennzeichen besteht in der Beschaffenheit der zweiten Rückenflosse, welche so schwach*) ist, daß sie Risso für eine Fettflosse nahm; indessen erkennt man mit Hilfe der Lupe allerdings Strahlen in derselben. Auch die erste Rückenflosse hat Stachelstrahlen. Die Kiefern sind ungleich. Typusart ist Paralepis Coregonoides *Risso*, Hist. Nat. l'Europe méridional. t. 7. f. 15. Ein sehr langer, zusammengedrückter Fisch. Der Unterkiefer tritt kaum über den obern vor, beide sind spitzig und der untere etwas hakenförmig gekrümmt; das Auge steht am hintern Drittheile des Kopfes und mißt im Durchmesser fast ein Sechstheil desselben; in der Kiemenhaut stehen sieben Strahlen; die Brustflossen sind klein und spitzig, mit ungefähr 13 Strahlen. Kein Fisch hat die Bauchflossen so weit nach Hinten; sie stehen genau am Ende des zweiten Drittheils der ganzen Länge, sind klein und haben einen Stachel und fünf weiche Strahlen. Über denselben steht die erste Rückenflosse mit zehn Stachelstrahlen; die Afterflosse mit 30 Strahlen reicht bis an die Schwanzflosse. Über derselben, am Anfange ihres letzten Drittheils, steht die zweite sehr kleine, etwas spitzige und ausnehmend schwache, zweite Rückenflosse, in welcher man indessen sechs Strahlen zählt. Die Schwanzflosse ist etwas gabelförmig und hat 17 Strahlen. Der ganze Fisch ist silberfarben und hat eine ganz gerade Seitenlinie am obern Drittheile des Körpers, deren Schuppen größer sind und fester hängen als die übrigen. Die Länge beträgt 6—7 Zoll. Er ist bei Nizza zu Hause. Die beiden folgenden Arten sind: P. sphyraenoides *Risso* l. c. f. 16. Osmerus sphy. *Risso*, Ichthyologie de Nice. P. hyalinus. Sudis hyalino *Rafinesque*. Caratteri. p. 60. pl. 1. f. 2. (*D. Thon.*)

*) Frele, welches in Cuvier's Thierreich von Voigt durch zerbrechlich übersetzt ist, welcher Ausdruck, wie der Zusammenhang lehrt, leicht ein falsches Kennzeichen gibt.

Paralia, Paralioi, s. Paralos.

Paralion *Plin.*, s. Euphorbia.

PARALISSUM (auch PAROLISSUM und POROLISSUM genannt), eine Stadt in Dacien, vier Meilen östlich von Cercia. Ptolemäus (III, 8) setzt sie näher an Napuka (*Νάπουκα*). Mannert (4. Thl. S. 206) vermuthet, daß sie am Flusse Marisia (*Μάρισος*, Marosch) gelegen. Als civitas Paralisensium provinciae Daciae erscheint sie auf einer Inschrift bei Spon (S. 193). Vgl. *Fabretti* ad Colum. Traiani. p. 243. Auch wird sie als colonia bezeichnet. Sie war eine ziemlich bedeutende Stadt (daher auch in der Peut. Tafel mit zwei Thürmchen, dem Zeichen wichtiger Städte versehen), und hier endigte die Römerstraße nach Norden. Vergl. *Marsigli* Danub. T. II. p. 85. *Cellar.* T. I, 2. p. 479. Mannert, 4. Thl. S. 206. (*Krause.*)

PARALIPOMENA, *Παραλειπόμενα*, war bei den alexandrinischen Juden und, nach deren Vorgange, bei den christlichen Kirchenvätern der gewöhnliche Name für die beiden alttestamentlichen Bücher, die wir nach Luther die Bücher der Chronik nennen. Jener griechische Name, welchen auch die lateinische Vulgata beibehielt, wurde ihnen deshalb beigelegt, weil man sie, freilich nicht ganz mit Recht, als Supplemente zu den Büchern der Könige betrachtete*). Daher findet sich in einzelnen Handschriften die vollständigere Aufschrift: *παραλειπομένων τῶν βασιλειῶν* (oder *βασιλέων*) *Α'—Β'*. Den Namen Bücher

*) So ausdrücklich z. B. der Verfasser der Synopsis scripturae sacrae, Athanasii opp. T. II. p. 82: *Ἐπειδὴ παραλειφθέντα πολλὰ ἐν ταῖς βασιλείαις περιέχεται ἐν τούτοις.*

der Chronika wählte Luther nach dem Beispiele des Hieronymus, der darin ein χρονικὸν totius historiae divinae fand. Übrigens siehe den Artikel Chronik. 1. S. 21. Thl. S. 198. (*E. Rödiger.*)

PARALLAXE (von παραλλάσσειν, verschieden sein). Unter diesem Namen versteht man im Allgemeinen die Verschiedenheit der scheinbaren Orte eines Gegenstandes, die man dadurch erhält, daß man von verschiedenen Gesichtspunkten aus projecirende Linien durch den Gegenstand auf irgend eine Oberfläche zieht, mag diese Oberfläche hinter dem Gegenstande oder zwischen ihm und dem Auge liegen. Man kann also z. B. von der Parallaxe sprechen, welche bei der Beobachtung an einem Instrumente durch die verschiedene Position des Auges entsteht, wenn man etwa dadurch, daß das Auge zu hoch oder zu niedrig steht, die Oberfläche des Quecksilbers im Barometer nicht auf den richtigen Theilstrich der Scala bezieht. Am meisten gebräuchlich und beinahe ausschließlich dafür bestimmt, ist dieser Ausdruck in der Astronomie. Denn hier hatte man die erste Veranlassung, von der Parallaxe zu sprechen, da man nur mit ihrer Hilfe sich zu erklären im Stande war, weshalb Sonnenfinsternisse an verschiedenen Orten der Erde verschieden erscheinen und weshalb ein Stern an einem Orte bedeckt erscheint, während er für einen andern Ort sichtbar ist.

Bei allen unsern astronomischen Beobachtungen und Berechnungen und Vergleichungen derselben, ist es nothwendig, daß man Alles auf einen und denselben festen Punkt der Erde bezieht, der bei der Bewegung der Himmelskörper beständig in derselben Beziehung zu ihnen bleibt. Ein solcher Punkt wird aber nur der Mittelpunkt der Erde sein können, auf den man also alle Beobachtungen zurückführen muß; d. h. also die an irgend einem Ort auf der Oberfläche der Erde gemachten Beobachtungen müssen nach feststehenden Regeln so in andere umgewandelt werden, als wären sie vom Mittelpunkt aus gemacht, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, alle Beobachtungen müssen auf den Mittelpunkt der Erde reducirt werden. Den Unterschied zwischen der Beobachtung auf der Oberfläche und der im Mittelpunkte nennt man die astronomische Parallaxe.

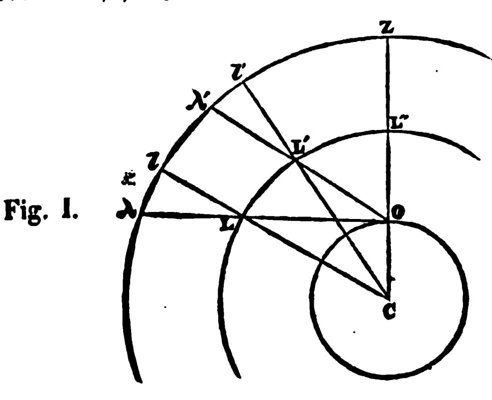


Fig. I.

Wenn in Fig. I. C der Mittelpunkt der Erde ist und O ein Punkt auf deren Oberfläche, so mag OLλ der Horizont dieses Beobachtungsortes sein und in L irgend ein Himmelskörper, z. B. der Mond, stehen. Verlängert man die Gesichtslinie OL bis an die hier als unendlich weit vorausgesetzte Sphäre des Himmels, so wird der Beobachter in O den Mond L bei einem Sterne in λ sehen, während ein Beobachter, der sich im Mittelpunkte C befindet, ihn in der Gesichtslinie CLl oder beim Stern l sieht. Der Winkel, den diese beiden Gesichtslinien OLλ und CLl mit einander bilden, ist die Horizontalparallaxe des Gestirns L, und da, nach der eben gemachten Voraussetzung Oλ unendlich groß im Vergleich mit OL ist, so darf man für den Bogen λl als Mittelpunkt ebenso gut L als O oder C annehmen, sodaß also dieser Bogen λl, von dem Punkte O aus gemessen, als Maß des Winkels λLl oder CLO betrachtet werden kann, und es also erlaubt ist zu sagen, die Horizontalparallaxe des Mondes sei der Bogen λl, in dessen beiden Endpunkten der Mond von einem Beobachter im Mittelpunkte C der Erde und von einem andern in O auf der Oberfläche derselben gesehen wird, für welchen letztern der Mond gerade im Horizont steht. Endlich kann man auch noch sagen, die Horizontalparallaxe ist derjenige Winkel, unter welchem einem Beobachter in L der auf der Gesichtslinie LO senkrecht stehende Halbmesser OC der Erde erscheinen würde.

Erhebt sich der Mond L über den Horizont und kommt etwa nach L', so wird ihn der Beobachter in O bei dem Sterne λ' und der in C bei dem Stern l' sehen, der Winkel l'L'λ', den beide Gesichtslinien mit einander bilden, ist wieder die Parallaxe, führt aber hier den Namen, mag es übrigens über oder unter dem Horizonte sein, Höhenparallaxe.

Da in den beiden Dreiecken COL und COL', die Seite CO gemeinschaftlich und CL=CL', aber ∠COL' > ∠COL ist, so muß ∠CLO > ∠CL'O sein, d. h. die Horizontalparallaxe ist unter allen die größte und die Höhenparallaxe wird immer kleiner, je mehr sich das Gestirn dem Zenith nähert; steht es im Zenith also in L'', so gehen die Gesichtslinien OL'' und CL'' nach demselben Punkte Z des Himmelsgewölbes, die Parallaxe ist also hier = 0. Die Parallaxe wirkt übrigens zur Vergrößerung der Zenithdistanz und zur Verkleinerung der Höhe über dem Horizont, die Correction also, welche ihretwegen anzubringen ist, wird bei der Zenithdistanz subtractiv und bei der Höhenbestimmung additiv sein.

§. 1. Die Berechnung der Parallaxe ist im Horizont am einfachsten. Denn der Ort eines Gestirns sei etwa L', nicht im Horizont, so wollen wir die Parallaxe OL'C durch p, die Entfernung vom Mittelpunkte der Erde CL' durch ρ und den Radius der Erde OC durch r bezeichnen; dann folgt aus dem Dreieck COL:

$$\sin CL'O = \frac{CO}{CL'} \cdot \sin COL' = \frac{CO}{CL'} \cdot \sin ZOL',$$

$$\text{oder} \quad \sin p = \frac{r}{\rho} \cdot ZOL',$$

d. h. „der Sinus der Höhenparallaxe eines Gestirns ist dem Radius der Erde und dem Sinus der scheinbaren Zenithdistanz direct und der Entf[...] Gestirns vom

Mittelpunkte der Erde umgekehrt proportional." Wenn man den Himmelskörper im Horizont sieht, so ist die scheinbare Zenithdistanz $ZOL = 90°$, und man erhält für die Horizontalparallaxe, die wir durch π bezeichnen:

$$\sin \pi = \frac{r}{\varrho},$$

d. h. „der Sinus der Horizontalparallaxe ist dem Radius der Erde direct und der Entfernung des Himmelskörpers vom Mittelpunkte der Erde umgekehrt proportional."

Aus den beiden Dreiecken COL und COL' erhält man:

$$CO : CL = \sin\ CLO : 1$$

und $$CO : CL' = \sin\ CL'O : \sin\ COL',$$

woraus man folgern kann, weil $CL = CL'$ und $\sin COL' = \sin ZOL'$ ist,

$$\sin\ CLO : 1 = \sin\ CL'O : \sin ZOL',$$

oder: $$\sin\ CL'O = \sin\ CLO . \sin\ ZOL',$$

oder: $$\sin\ p = \sin\ \pi . ZOL',$$

d. h. „der Sinus der Höhenparallaxe ist gleich dem Sinus der Horizontalparallaxe multiplicirt mit dem Sinus der scheinbaren Zenithdistanz."

Um aus der Horizontalparallaxe die Höhenparallaxe zu erhalten, bezeichne D die scheinbare Zenithdistanz, dann hat man nach dem eben Gefundenen:

$$\sin p = \sin \pi . \sin D.$$

Da aber häufiger die wahre Zenithdistanz, die wir C nennen wollen, gegeben ist, so haben wir aus der Figur D oder $ZO\lambda' = Zl' + l'\lambda' = C + p$,

also: $$\sin p = \sin \pi . \sin (C + p),$$

woraus $$\operatorname{tang} p = \frac{\sin \pi . \sin C}{1 - \sin \pi \cos C}$$

folgt, was in eine Reihe entwickelt gibt:

$$p = \frac{\sin \pi . \sin C}{\sin 1''} + \frac{\overline{\sin \pi}^2 . \sin 2C}{\sin 2''} + \frac{\overline{\sin \pi}^3 . \sin 3C}{\sin 3''} + \ldots.$$

von welchem Ausdruck man nur die beiden ersten Glieder nehmen darf, wenn man p nur bis auf Zehntheile einer Secunde richtig haben will.

§. 2. Wegen der sphäroidischen Gestalt der Erde wird aber die Horizontalparallaxe nicht an allen Orten auf der Erde dieselbe sein. Um nun ein allgemein verständliches und fest bestimmtes Maß zu haben, ist man darin überein gekommen, für einen Himmelskörper diejenige Parallaxe zu Grunde zu legen, welche ihm zukommt, wenn der Beobachter sich unterm Äquator befindet; man nennt diese die Äquatoreal-Horizontalparallaxe.

Wenn nun A die halbe große und B die halbe kleine Axe des Revolutionsellipsoids ist, welches die Erde bildet und der Beobachter sich unterm Äquator befindet, so mag P die scheinbare Größe von A sein, wie sie von dem Himmelskörper aus, der im Horizonte des Beobachters steht, gesehen würde, so ist

$$\sin P = \frac{A}{R},$$

wenn R die Entfernung des Himmelskörpers vom Mittelpunkt der Erde ist; P ist dann hier die Äquatoreal-parallaxe.

Befindet sich aber der Beobachter an irgend einem andern Punkte auf der Oberfläche der Erde, der um die Größe r vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist und bedeutet π die aus dem Himmelskörper gesehene Größe von r, wenn der Himmelskörper im Horizont des Beobachters steht, so erhält man ebenso

$$\sin \pi = \frac{r}{R};$$

also auch durch Vergleichung beider Ausdrücke:

$$\sin \pi = \frac{r}{A} . \sin P,$$

d. h. „der Sinus der Horizontalparallaxe für irgend einen Beobachtungsort ist der Entfernung dieses Beobachtungsorts vom Mittelpunkte der Erde und dem Sinus der Äquatoreal-Horizontalparallaxe direct und der halben großen Axe der Erde umgekehrt proportional."

§. 3. Um die Größe r zu bestimmen, nenne man φ den Winkel, den die Normale im Beobachtungsorte mit der großen Axe macht, welcher also die durch Beobachtungen gegebene Polhöhe dieses Ortes ist und φ' sei der Winkel zwischen r und der großen Axe, welcher die geocentrische Polhöhe ist. Nennt man ferner x und y die Coordinaten des Beobachtungsorts, insofern dieser ein Punkt in der Peripherie einer Ellipse ist, welche man dadurch erhält, daß man das Erdellipsoid mit einer Ebene schneidet, die durch den Beobachtungsort und durch die beiden Scheitel der großen Axe gelegt wird, so hat man offenbar

$$A^2y^2 + B^2x^2 = A^2 . B^2,$$

$$\text{subnorm.} = \frac{B^2}{A^2} . x,$$

$$\operatorname{tang} \varphi' = \frac{y}{x},$$

$$\operatorname{tang} \varphi = \frac{y}{\text{subnorm.}} = \frac{A^2 . y}{B^2 . x},$$

mithin: $$\operatorname{tang} \varphi' = \frac{B^2}{A^2} . \operatorname{tang} \varphi.$$

Setzt man aber den Werth von y aus der Gleichung $\operatorname{tang} \varphi = \frac{A^2 . y}{B^2 . x}$ in die Gleichung der Ellipse, so erhält man daraus:

$$x^2 = \frac{A^4}{A^2 + B^2 \overline{\operatorname{tang} \varphi}^2} \text{ und } y^2 = \frac{B^4 \overline{\operatorname{tang} \varphi}^2}{A^2 + B^2 \overline{\operatorname{tang} \varphi}^2}$$

und hieraus endlich, weil $r^2 = x^2 + y^2$ ist:

$$r^2 = \frac{A^4 + B^4 \overline{\operatorname{tang} \varphi}^2}{A^2 + B^2 \overline{\operatorname{tang} \varphi}^2} = \frac{1 + \overline{\operatorname{tang} \varphi'}^2}{1 + \operatorname{tang} \varphi . \operatorname{tang} \varphi'} . A^2$$

oder: $$r = A . \sqrt{\frac{\cos \varphi}{\cos \varphi' . \cos (\varphi - \varphi')}},$$

worin φ durch die Beobachtung und φ' durch die vorhin genannte Gleichung $\operatorname{tang} \varphi' = \frac{B^2}{A^2} . \operatorname{tang} \varphi$ gegeben sind.

§. 4. Da die Parallaxe den Himmelskörper vom Zenith entfernt, so muß sie seine Rectascension und Declination ändern.

Wenn die geocentrische Länge und Breite, λ und β eines Himmelskörpers nebst seiner Horizontalparallaxe π für den Beobachtungsort gegeben sind, so wollen wir die scheinbare, von der Parallaxe afficirte, Rectascension und Declination α' und δ' des Himmelskörpers aufsuchen.

Es mögen X′, Y′, Z′ die rechtwinkeligen Coordinaten des Himmelskörpers sein, welche ihren Anfangspunkt im Mittelpunkte der Erde haben und bei welchen die X′ Y′ Ebene die Ebene der Ekliptik ist, in der die Nachtgleichenlinie zur X′ Axe angenommen wird; dann ist:

$$X' = R \,.\, \cos\beta \,.\, \cos\lambda$$
$$Y' = R \,.\, \cos\beta \,.\, \sin\lambda$$
$$Z' = R \,.\, \sin\beta,$$

wo R die Entfernung des Himmelskörpers vom Mittelpunkte der Erde bedeutet. Ferner mögen X, Y, Z auch Coordinaten desselben Himmelskörpers sein, von denen X wieder die Nachtgleichenlinie und der Anfangspunkt der Mittelpunkt der Erde ist, bei denen aber die XY Ebene die Ebene des Äquators ist, so wird, wenn e die scheinbare Schiefe der Ekliptik ist:

$$X = X'$$
$$Y = Y' \,.\, \cos e - Z' \sin e$$
$$Z = Y' \sin e + Z' \cos e.$$

Endlich mögen x, y, z die rechtwinkeligen Coordinaten des Beobachtungsorts auf der Oberfläche der Erde sein, bezogen auf das zuletzt genannte Coordinatensystem, so erhält man, wenn φ' die geocentrische Polhöhe dieses Orts, A die Rectascension seines Zeniths und r seine Entfernung vom Mittelpunkte der Erde bedeuten:

$$x = r \,.\, \cos\varphi' \,.\, \cos A$$
$$y = r \,.\, \cos\varphi' \,.\, \sin A$$
$$z = r \,.\, \sin\varphi'.$$

Die Differenzen X — x, Y — y, Z — z werden die Coordinaten des Himmelskörpers in Bezug auf ein Coordinatensystem sein, welches mit X, Y, Z und mit x, y, z parallel ist und seinen Anfangspunkt im Beobachtungsort hat. Und es ist offenbar, wenn R′ die Entfernung des Himmelskörpers vom Beobachtungsort ausdrückt:

$$X - x = R' \,.\, \cos\delta' \,.\, \cos\alpha'$$
$$Y - y = R' \,.\, \cos\delta' \,.\, \sin\alpha'$$
$$Z - z = R' \,.\, \sin\delta'.$$

Substituirt man hierin die frühern Werthe der Coordinaten, so erhält man:

$$R' \,.\, \cos\delta' \,.\, \cos\alpha' = R \,.\, \cos\beta \,.\, \cos\lambda - r \,.\, \cos\varphi' \,.\, \cos A$$

$$R' \,.\, \cos\delta' \,.\, \sin\alpha' = R\,(\cos\beta \,.\, \sin\lambda \,.\, \cos e - \sin\beta \,.\, \sin e) - r \,.\, \cos\varphi' \,.\, \sin A$$

$$R' \,.\, \sin\delta' = R\,(\cos\beta \,.\, \sin\lambda \,.\, \sin e + \sin\beta \,.\, \cos e) - r \,.\, \sin\varphi'.$$

Hieraus folgt:

$$\tang\alpha' = \frac{R\,(\cos\beta.\cos e.\sin\lambda - \sin\beta.\sin e) - r.\cos\varphi'.\sin A}{R \,.\, \cos\beta \,.\, \cos\lambda - r \,.\, \cos\varphi' \,.\, \cos A}$$

$$\tang\delta' = \cos\alpha' \,.\, \frac{R\,(\cos\beta.\sin e.\sin\lambda + \sin\beta.\cos e) - r.\sin\varphi'}{R \,.\, \cos\beta \,.\, \cos\lambda - r \,.\, \cos\varphi' \,.\, \cos A}$$

$$\frac{1}{R'} = \frac{\cos\delta' \,.\, \cos\alpha'}{R \,.\, \cos\beta \,.\, \cos\lambda - r \,.\, \cos\varphi' \,.\, \cos A}.$$

Wenn man annimmt, daß der Himmelskörper immer in derselben Entfernung vom Mittelpunkte der Erde bleibt, so wird seine Entfernung vom Beobachtungsorte kleiner werden, je größer seine Höhe über dem Horizonte wird. Ist $\triangle$ der scheinbare Halbmesser des Himmelskörpers im Horizont oder der geocentrische Halbmesser und $\triangle'$ der vergrößerte Halbmesser, der einer gewissen Höhe angehört; so ist offenbar:

$$\frac{\sin\triangle'}{\sin\triangle} = \frac{R}{R'} \text{ oder } \frac{1}{R'} = \frac{1}{R \,.\, \sin\triangle} \,.\, \sin\triangle'.$$

Setzt man dieses und aus §. 2, $\frac{r}{R} = \sin\pi$ in die erhaltenen Gleichungen, so wandeln sie sich in folgende um:

$$\tang\alpha' = \frac{\cos\beta.\cos e.\sin\lambda - \sin\beta.\sin e - \cos\varphi'.\sin A.\sin\pi}{\cos\beta \,.\, \cos\lambda - \cos\varphi' \,.\, \cos A \,.\, \sin\pi}$$

$$\tang\delta' = \cos\alpha' \,.\, \frac{\cos\beta \,.\, \sin e \,.\, \sin\lambda + \sin\beta.\cos e - \sin\varphi'.\sin\pi}{\cos\beta \,.\, \cos\lambda - \cos\varphi' \,.\, \cos A \,.\, \sin\pi}$$

$$\sin\triangle' = \frac{\cos\delta' \,.\, \cos\alpha' \,.\, \sin\triangle}{\cos\beta.\cos\lambda - \cos\varphi' .\cos A \,.\, \sin\pi}.$$

§. 5. Wenn man in den letzten Gleichungen e = o setzt und β und λ mit δ und α vertauscht, so erhält man die scheinbare Rectascension und Declination durch die wahren ausgedrückt, nämlich:

$$\tang\alpha' = \frac{\sin\alpha \,.\, \cos\delta - \cos\varphi' \,.\, \sin A \,.\, \sin\pi}{\cos\alpha \,.\, \cos\delta - \cos\varphi' \,.\, \cos A \,.\, \sin\pi}$$

$$\tang\delta' = \cos\alpha' \,.\, \frac{\sin\delta - \sin\varphi' \,.\, \sin\pi}{\cos\alpha \,.\, \cos\delta - \cos\varphi' \,.\, \cos A \,.\, \sin\pi}$$

$$\sin\triangle' = \frac{\cos\alpha' \,.\, \cos\delta' \,.\, \sin\triangle}{\cos\alpha \,.\, \cos\delta - \cos\varphi' \,.\, \cos A \,.\, \sin\pi}.$$

§. 6. Wenn man ferner in den Gleichungen des §. 4 wieder e = o setzt und α' mit λ', δ' mit β', A mit L der Länge und φ' mit B der Breite des Zeniths vertauscht, so erhält man die scheinbare Länge und Breite durch die wahren ausgedrückt, nämlich:

$$\tang\lambda' = \frac{\sin\lambda \,.\, \cos\beta - \sin L \,.\, \cos B \,.\, \sin\pi}{\cos\lambda \,.\, \cos\beta - \cos L \,.\, \cos B \,.\, \sin\pi}$$

$$\tang\beta' = \cos\lambda' \,.\, \frac{\sin\beta - \sin B \,.\, \sin\pi}{\cos\lambda \,.\, \cos\beta - \cos L \,.\, \cos B \,.\, \sin\pi}$$

$$\sin\triangle' = \frac{\cos\lambda' \,.\, \cos\beta' \,.\, \sin\triangle}{\cos\lambda \,.\, \cos\beta - \cos L \,.\, \cos B \,.\, \sin\pi}.$$

Um die Länge L und Breite B des Zeniths wieder durch A und φ' auszudrücken, hat man die bekannten Formeln:

$$\tang L = \frac{\sin A \,.\, \cos e + \tang\varphi' \,.\, \sin e}{\cos A}$$

$$\sin B = \sin\varphi' \,.\, \cos e - \cos\varphi' \,.\, \sin e \,.\, \sin A$$

$$\tang B = (\tang\varphi' \,.\, \cos e - \sin A \,.\, \sin e)\,\frac{\cos L}{\cos A},$$

wodurch die vorigen Resultate in folgende übergehen:

$$\tan\lambda' = \frac{\sin\lambda.\cos\beta - \sin\pi(\sin\varphi'.\sin e + \cos\varphi'.\cos e.\sin A)}{\cos\lambda.\cos\beta - \sin\pi.\cos\varphi'.\cos A}$$

$$\operatorname{tg}\beta' = \cos\lambda'.\frac{\sin\beta - \sin\pi(\sin\varphi'.\cos e - \cos\varphi'.\sin e.\sin A)}{\cos\lambda.\cos\beta - \sin\pi.\cos\varphi'.\cos A}$$

$$\sin\triangle' = \frac{\cos\lambda'.\cos\beta'.\sin\triangle}{\cos\lambda.\cos\beta - \sin\pi.\cos\varphi'.\cos A}.$$

§. 7. Wenn man endlich die scheinbare Höhe h′ und das scheinbare Azimut ω' durch die wahren h und ω ausdrücken will, so darf man nur in den Formeln des §. 5 für α und δ die Größen ω und h, für φ' die Größe $90-(\varphi-\varphi')$ und $A=0$ setzen, wodurch man erhält:

$$\tan\omega' = \frac{\sin\omega.\cos h}{\cos\omega.\cos h - \sin\pi.\sin(\varphi-\varphi')}$$

$$\tan h' = \cos\omega'.\frac{\sin h - \sin\pi.\cos(\varphi-\varphi')}{\cos\omega.\cos h - \sin\pi.\sin(\varphi-\varphi')}$$

$$\sin\triangle' = \frac{\cos\omega'.\cos h'.\sin\triangle}{\cos\omega.\cos h - \sin\pi.\sin(\varphi-\varphi')}.$$

§. 8. Für alle diese Ausdrücke erhält man auf dem gewöhnlichen Wege die Näherungswerthe mit leichter Mühe. Man nimmt dabei an, daß der Unterschied der wahren Größen von den scheinbaren gering ist und daß π ebenfalls klein. So würde man z. B. für die Formeln des §. 6 erhalten, wenn man noch $\frac{\tan B}{\cos(\lambda - L)} = \tan\psi$ setzt:

$$\lambda' - \lambda = \frac{\pi.\cos B}{\cos\beta}.\sin(\lambda - L)$$

$$\beta' - \beta = \frac{\pi.\sin B}{\sin\psi}.\sin(\beta - \psi)$$

$$\triangle' - \triangle = \frac{\pi.\triangle.\cos B}{\cos\beta}.\cos(\lambda - L)$$

oder wenn man die näherungsweise gleichen wahren und scheinbaren Quantitäten unter einander vertauscht, so erhält man die wahren ausgedrückt durch die scheinbaren, nämlich:

$$\tan\psi' = \frac{\tan B}{\cos(\lambda' - L)}.$$

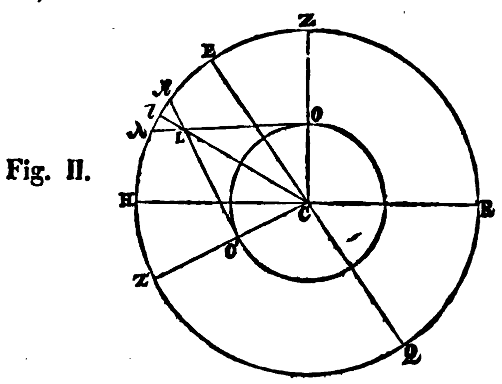
$$\lambda' - \lambda = \frac{\pi.\cos B}{\cos\beta'}.\sin(\lambda' - L)$$

$$\beta' - \beta = \frac{\pi.\sin B}{\sin\psi'}.\sin(\beta' - \psi')$$

$$\triangle' - \triangle = \frac{\pi.\triangle'.\cos B}{\cos\beta'}.\cos(\lambda' - L).$$

§. 9. Wir müssen jetzt vor allen Dingen noch eine Methode angeben, wie man die Horizontalparallaxe eines Himmelskörpers finden könne. Wir wählen dazu folgende. Man denke sich zwei Beobachter, die unter demselben Meridian sind und sich so weit als möglich von einander entfernt befinden. Beim Durchgange des Himmelskörpers durch den Meridian beobachtet jeder von ihnen den Zenithabstand desselben und verbessert ihn wegen der Refraction. Diese und die Polhöhen der beiden Beobachtungsorte sind Alles, was man zur Berechnung der Horizontalparallaxe braucht.

Fig. II.



Es sei C, Fig. II., der Mittelpunkt der Erde, O und O′ die beiden Beobachtungsorte auf deren Oberfläche, Z und Z′ ihre Zenithe, CQ der Äquator, L der Himmelskörper, ZHZ′ der Meridian. Für den Beobachter in O, wird $Z\lambda$ die Zenithdistanz des Himmelskörpers und $l\lambda$ seine Höhenparallaxe; für den Beobachter in O′, wird $Z'\lambda'$ die Zenithdistanz und $l\lambda'$ die Parallaxe. Setzt man nun statt der Sinus der Parallaxe die Bögen selbst, so ist

$$l\lambda = \pi.\sin Z\lambda$$

ebenso: $$l\lambda' = \pi.\sin Z'\lambda'$$

also: $$l\lambda + l\lambda' = \lambda\lambda' = \pi.(\sin Z\lambda + \sin Z'\lambda'),$$

oder da: $(Z\lambda + Z'\lambda') - (ZE + ZE') = \lambda\lambda'$ ist,

so wird: $$\pi = \frac{(Z\lambda + Z'\lambda') - (ZE + ZE')}{\sin Z\lambda + \sin Z'\lambda},$$

d. h. man erhält die Horizontalparallaxe, wenn man von der Summe der scheinbaren Zenithdistanzen die Summe der Polhöhen beider Beobachtungsorte abzieht und die Differenz durch die Summe der Sinus der scheinbaren Zenithdistanzen dividirt.

Wenn die Beobachtungsorte nicht in demselben Meridian sind, so muß man die Bewegung des Himmelskörpers in der Declination für den Zeitraum zwischen beiden Beobachtungen in Rechnung bringen.

Die Methode gibt aber die Parallaxe noch immer bis auf einige Secunden ungenau und kann zur Bestimmung der Sonnenparallaxe nicht angewandt werden. Denn einerseits ist sie sehr klein und zweitens ist es sehr wichtig grade diese so genau als möglich zu erhalten, da von ihr die Bestimmung des ganzen Sonnensystems abhängt. Man ist erst nach vielfältigen Versuchen und Rechnungen zur genauen Bestimmung derselben und zwar auf ganz verschiedenem Wege, nämlich durch die Beobachtung mehrer Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe, gelangt.

§. 10. Die Bestimmung der Parallaxen der Gestirne ist besonders deshalb wichtig, weil man aus ihnen die Größe und Entfernung der Gestirne bestimmen kann. Ist nämlich D die gesuchte Entfernung eines Himmelskörpers von

der Erde, π seine Horizontalparallaxe und r der Radius der Erde, so ist offenbar $D = \frac{r}{\sin \pi}$, hat man erst diese Entfernung gefunden, so darf man sie nur durch den Sinus des scheinbaren Halbmessers des Himmelskörpers multipliciren, um den wahren Halbmesser zu erhalten.

Bei der Parallaxe, von welcher wir bisher gesprochen haben, wurde immer stillschweigend angenommen, daß die Erde an derselben Stelle bliebe, indem man nur auf die verschiedene Höhe der Himmelskörper über dem Horizont Rücksicht nahm. Es ist dieses die sogenannte tägliche Parallaxe. Es nimmt aber offenbar die Erde an den verschiedenen Stellen in ihrer Bahn auch zu verschiedenen Zeiten des Jahrs eine verschiedene Stellung gegen die andern Himmelskörper ein und hierdurch erhält man die jährliche Parallaxe. Durch diese bedeutende Ortsveränderung der Erde hoffte man eine Parallaxe der Fixsterne zu erhalten, welche keine tägliche Parallaxe zeigten. Aber auch dieses traf nicht ein und man mußte darauf verzichten die Entfernung und Größe der Fixsterne zu bestimmen, höchstens konnte man ungefähr angeben, über welche Grenze hinaus sie liegen müssen. —

Vgl. Wurm, Praktische Anleitung zur Parallaxenrechnung, sammt neu berechneten Tafeln des Nonagesimus, nebst andern Tafeln (Tübingen, 1804). — Littrow, Theoretische und praktische Astronomie (Wien 1821). — *Montucla*, Histoire des Math. Tom. IV. p. 83. — Encke, Die Entfernung der Sonne von der Erde, aus dem Venusdurchgang von 1761 (Gotha 1822). — Encke, Der Venusdurchgang von 1769 (Gotha 1824.)

(*L. A. Sohncke.*)

PARALLEL. In der Mathematik gibt es keinen Gegenstand, über welchen so viel gesprochen, geschrieben und gestritten ist, ohne zu einem erwünschten, entscheidenden Resultate gekommen zu sein, als die Parallelentheorie, sodaß sie d'Alembert (Mélanges de Littérature, d'Histoire et de Philosophie. Tom. V. p. 180) mit Recht „l'écueil et le scandale des élémens de Géometrie“ nennt. Schon in der Definition der Parallellinien findet sich eine große Verschiedenartigkeit: einige erklären sie als solche gerade in einer Ebene liegende Linien, welche bei einer beliebigen Verlängerung nie zusammenkommen, andere als solche Gerade, die überall gleichen Abstand von einander haben, oder endlich als ein Paar solcher Geraden in derselben Ebene, die von einer dritten unter gleichen Winkeln geschnitten werden. Bei keiner von diesen Annahmen aber wollt' es gelingen, nach der sogenannten streng mathematischen Methode die Eigenschaften der Parallellinien aus ihrer Erklärung herzuleiten; stets war es noch nöthig, irgend einen gewissen Satz als Grundsatz anzunehmen, der sich auf Linien oder Winkel oder auf beide bezog. Doch hierbei zeigte sich der wunderbare Umstand, daß zwar beinahe alle zu diesem Zwecke in Vorschlag gebrachten Sätze von Jedermann als richtig anerkannt werden mußten, aber dennoch nicht von der Beschaffenheit zu sein schienen, daß sie ohne Weiteres als Axiom angenommen werden könnten. Der alte Meister Euclid stellte als eilftes Axiom folgendes auf: „Zwei Linien, welche von einer dritten so geschnitten werden, daß die Summe der zwei innern Winkel, welche auf derselben Seite der schneidenden liegen, kleiner als zwei Rechte ist, treffen genugsam verlängert zusammen. Dieses wurde nicht als Axiom anerkannt, sodaß manche, wie Montucla (Hist. des Math. I. p. 209), meinten, er wäre durch ein Versehen der Abschreiber unter die Grundsätze gestellt, während ihn Euclid als Zusatz zu dem 28. Satze des ersten Buchs gefügt hätte. Man gab sich zunächst viele Mühe, die erfoderlichen Eigenschaften, welche ein Axiom besitzen soll, festzustellen, um dadurch nachzuweisen, daß der genannte Satz keine Ansprüche auf diesen Namen habe, und suchte sodann um so eifriger nach einem andern Grundsatze, der diesen entweder unmittelbar ersetzen könnte oder von der Art wäre, daß man mit seiner Hilfe den erstern, als Lehrsatz betrachtet, beweisen könnte. Die bedeutendsten Geometer älterer und neuerer Zeit haben ihre Kräfte an diesem Unternehmen zu erproben versucht, aber alle ohne genügenden Erfolg; wie es denn wol auch ein vergebliches Abmühen ist und bleiben wird. Denn daß man sich im Allgemeinen mit dem Euclidischen Satze als Grundsatz nicht begnügen wollte, scheint wol nur darin seinen Grund zu haben, daß, während die übrigen Axiome in der Mathematik sich auf rein quantitative Verhältnisse beziehen, dieses grade ein qualitatives zum Gegenstande hat. Bei jenem handelt es sich nur um die Gleichheit oder um das Größer- oder Kleinersein von Quantis, und man hat sich daran gewöhnt, nur gewisse Sätze, die sich auf dergleichen Beziehungen erstrecken, als Grundsätze anzuerkennen; das hier in Rede stehende Axiom dagegen spricht die Art und Weise der Lage aus, welche unbegrenzte Linien gegen einander haben müssen, damit sie einer gewissen Bedingung genügen; die Lage aber einer Linie gegen eine andere ist offenbar ein qualitatives Verhältniß, während die Vergleichung der Winkel zweier Linien mit einer dritten schneidenden wieder ein quantitatives wird. Wenn man nun zwei Parallellinien als solche gerade Linien betrachtet, welche in derselben Ebene neben einander laufen, ohne sich jemals zu treffen, so liegt in dieser Erklärung die vollkommene Gleichgültigkeit und Beziehungslosigkeit derselben gegen einander, woraus unmittelbar folgt, daß beide dieselbe Beziehung gegen eine dritte sie schneidende Linie haben müssen, d. h. daß sie mit dieser gleiche Winkel machen müssen. Hieraus ergibt sich aber auch gradezu der umgekehrte Schluß, welcher sich als Ausspruch des Euclidischen Axioms herausstellt, daß zwei Linien, welche verschiedene Winkel mit einer dritten sie schneidenden bilden, nicht mehr als gleichgültig und beziehungslos gegen einander zu betrachten sind, sondern daß sie irgend eine Beziehung, irgend einen Ner mit einander haben müssen, d. h. da gerade Linien nie anders in gegenseitige Beziehungen treten können, als wenn sie einen Winkel bilden, daß sie sich schneiden müssen.

Obgleich nun nach der so eben ausgesprochenen Ansicht die Euclidische Theorie der Parallellinien in ihrer ganzen Ausdehnung durchaus vollständig und streng richtig erscheinen dürfte, so haben doch die mannichfachen Ver-

suche, das erwähnte eilfte Axiom des Euclid anderweitig darzuthun, nicht ein blos historisches Interesse. Deshalb sollen die vorzüglichern von diesen hier näher durchgegangen und sämmtliche Behandlungen dieses Gegenstandes wenigstens dem Namen nach angeführt werden, wobei ich jedoch die absolute Vollständigkeit dieses Verzeichnisses nicht verbürgen kann.

§. 1. Bei Euclid selbst nimmt die Darstellung dieser Theorie folgenden Gang: Nachdem in der 35. Erklärung des ersten Buchs gesagt ist, daß „parallele Linien solche sind, welche in derselben Ebene liegen, und so weit man sie auch nach beiden Seiten hin verlängern mag, doch auf keiner Seite zusammentreffen, so werden in der 27. und 28. Nummer desselben Buchs diese Sätze aufgestellt: „Wenn zwei gerade Linien von einer dritten so geschnitten werden, daß entweder die Wechselwinkel" (d. h. solche, welche auf verschiedenen Seiten der geschnittenen und zugleich auf verschiedenen Seiten der schneidenden liegen, wie AEF und EFD oder AEG und HFD in Fig. I) „gleich sind, oder daß die correspondirenden Winkel" (d. h. solche, welche auf gleichen Seiten der geschnittenen und zugleich auf derselben Seite der schneidenden liegen, wie AEG und CFE oder FEB und HFD) „gleich sind, oder daß die Summe zweier inneren Winkel" (oder, was der Vollständigkeit wegen hinzuzusetzen gewesen wäre, zweier äußern Winkel), „welche auf derselben Seite der schneidenden Linie liegen, zwei Rechte beträgt, so sind die beiden geschnittenen Linien einander parallel." Dieses wird leicht apagogisch dargethan, mit Hilfe des in der 16. Nr. desselben Buches streng bewiesenen Satzes, daß, „wenn man in einem Dreiecke eine Seite verlängert, der dadurch gebildete Außenwinkel größer als jeder der beiden gegenüberstehenden innern Winkel ist." Hierauf folgt nun in Nr. 29 der umgekehrte Satz: „Wenn zwei gerade Linien parallel sind und sie von einer dritten geraden durchschnitten werden, so sind 1) die Wechselwinkel unter einander gleich, 2) die correspondirenden Winkel einander gleich und 3) die Summe der innern Winkel zweien Rechten gleich." Zum Beweise dieses Satzes ist nun entweder das im Anfang erwähnte Axiom nöthig, oder man muß nachweisen, daß durch einen Punkt außerhalb einer gegebenen geraden Linie nur eine Linie parallel gezogen werden könne, oder daß die Summe der drei Winkel in einem Dreieck nicht größer und nicht kleiner als zwei Rechte, also gleich zweien Rechten sein müsse, oder irgend einen ähnlichen Satz, aus welchem einer der genannten sich folgern läßt.

§. 2. Um in die einzelnen Versuche, welche zur sogenannten Vervollständigung der Parallelentheorie gemacht sind, Ordnung zu bringen und einen Überblick über das darin Geleistete zu erhalten, theilt man sie am bequemsten mit Voit (s. Nr. 43 in dem Verzeichniß am Ende dieses Artikels) in drei Classen. Zur ersten Classe rechnet man diejenigen, in welchen eine neue Definition von parallelen Linien gegeben wird; zur zweiten die, in welchen ein neues Axiom von dem eilften des Euclides gänzlich verschiedenes aufgestellt und zu Grunde gelegt wird, und zur dritten die, welche durch ein eigenthümliches Raisonnement über die Natur der geraden Linie und der ebenen Winkel ausgezeichnet sind.

I. Erste Classe der Versuche über Parallelentheorie, in welchen eine neue Definition von Parallellinien angewandt wird.

§. 3. Alle Definitionen, welche als verschieden von der Euclidischen aufgestellt sind, kommen auf folgende beide zurück: entweder „parallele Linien sind gerade Linien, welche in derselben Ebene so neben einander liegen, daß sie überall gleich weit von einander abstehen," oder „es sind solche Gerade, welche gegen eine dritte sie schneidende Linie gleiche Neigung haben.

Was die Verfasser betrifft, welche die erste dieser Definitionen ihrer Parallelentheorie zu Grunde gelegt haben, so muß man bei ihnen einen Unterschied machen zwischen denen, die es noch für nöthig hielten, wie es denn auch wirklich nöthig ist, nachzuweisen, daß es gerade Linien geben könne, welche überall gleich weit von einander abstehen — und zwischen denen, die dieses gradezu als sich von selbst verstehend annahmen. Zu diesen letztern gehören Wolf (s. Nr. 10), Bezout (s. Nr. 17), Bossut (s. Nr. 18), Tacquet (s. Nr. 9), Ramus (s. Nr. 3), Behn (s. Nr. 14), Cataldi (s. Nr. 5), Lüdicke (s. Nr. 63), Metternich (s. Nr. 71), Duvrier (s. Nr. 50), Boscowich (s. Nr. 12) u. A. Näher aber auf die Arbeiten dieser Genannten einzugehen, ist gewiß unnütz, denn die Hauptschwierigkeit der ganzen Theorie ist durch ihre nie zu billigende Annahme gehoben; Voit (s. Nr. 43), Jacobi (s. Nr. 75) und Klügel (s. Nr. 15) weisen ausführlich nach, daß dieselbe auf eines dieser drei noch der Beweise bedürftigen Theoreme zurückzuführen ist, nämlich entweder: „wenn auf einer geraden Linie in zwei beliebigen Punkten zwei gleiche Perpendikel errichtet werden, so ist die Verbindungslinie der Endpunkte dieser Perpendikel in allen ihren Punkten gleich weit von der ersten Geraden entfernt, oder: „wenn auf einer Geraden in verschiedenen Punkten mehre unter sich gleiche Perpendikel errichtet werden und die Endpunkte derselben durch kleine gerade Linien verbunden werden, so bilden diese kleinen Linien nur eine einzige gerade Linie," oder endlich: „wenn eine gerade Linie auf einer andern mit Beibehaltung desselben Winkels fortbewegt wird, so beschreibt der zweite Endpunkt der bewegten Linie eine gerade Linie. D'Alembert sagt zwar auch in seinen schon oben erwähnten Mélanges de Littérature: Je supposerai d'abord une ligne droite tirée à volonté; sur cette ligne j'éléverai en deux points différens deux perpendiculaires que je supposerai égales, et par l'extremité de ces perpendiculaires j'imaginerai une ligne droite, que j'appellerai parallèle à la ligne supposée; er erkennt aber selbst das Misliche dieser Erklärung und fügt deshalb hinzu: Il faudra démontrer que la ligne parallèle à la ligne supposée, et qui en est également distante dans deux de ses points, à tous ses autres points également distans de cette ligne, c'est-à-dire *que les perpendiculaires élevées en quelques points que ce soit, sur la ligne supposée, et aboutissantes à la ligne*

parallèle, ***sont toutes égales aux deux perpendiculaires par l'extremité desquelles cette parallèle a été tirée.*** Supposer cette vérité sans la démontrer, c'est supposer ce que la définition ne renferme et ne doit renfermer qu' implicitement; car cette définition ne suppose et ne doit supposer que l'égalité des deux perpendiculaires, dont les extremités suffisent pour déterminer la position de la *parallèle;* d'où il faut conclure et prouver l'égalité de ces perpendiculaires avec toutes les autres.

§. 4. Der älteste von denen, welche den Versuch gemacht haben, eines der drei im vorigen §. 3 angeführten Theoreme zu beweisen, ist wol Clavius (s. Nr. 4). Dieser Beweis ist aber so gut wie keiner. Er sagt nämlich: „eine Linie, von der alle Punkte von einer in derselben Ebene liegenden geraden Linie gleich weit entfernt sind, ist eine gerade Linie. Denn wenn alle Punkte der Linie AB gleich weit von der geraden Linie DC entfernt sind, so werden alle ihre Punkte gleichmäßig liegen, d. h. kein Punkt in ihr, der zwischen den äußersten liegt, wird nach Oben oder nach Unten ausspringen, es wird sich in ihr nichts Gebogenes finden, sondern sie wird sich zwischen ihren Punkten beständig gleichförmig ausdehnen wie die Gerade DC." Dieses ist nun allerdings kein genügender Beweis, wenn es überhaupt ein Beweis zu nennen ist, weshalb auch Klügel (a. a. O.) den Verfasser zu den im vorigen §. genannten rechnet. Mit größerm Rechte kann man Robert Simson (s. Nr. 47) hier nennen, welcher ein neues Axiom aufstellt, um darzuthun, daß es gleich weit von einander abstehende Gerade gibt, nämlich folgendes: **A straight line cannot first come nearer to one another straight line and then go further from it, before it cuts it; and, in like manner, a straight line cannot go further from another straight line, and then come nearer to it; nor can a straight line keep the same distance from another straight line, and then come nearer to it, or go further from it, for a straight line keeps always the same direction.** So einfach und klar dieser Satz auch ist, so kann man ihn doch nicht als Grundsatz gelten lassen, denn es liegt ihm offenbar die Idee des Clavius von den gleich weit von einander abstehenden Linien zum Grunde.

§. 5. Giordano da Bitonto (s. Nr. 6) nennt parallele Linien solche Gerade, welche verlängert sich weder einander nähern, noch von einander entfernen. Der Verfasser versucht zunächst nachzuweisen, daß solche Linien möglich sind, und zwar dadurch, daß er beweisen will: „es gibt keine gerade Linie, von welcher die einzelnen Punkte einer krummen Linie gleiche Entfernung haben." Der Beweis ist aber von der Art, daß dadurch dargethan wird, daß es gerade Linien gibt, deren einzelne Punkte nicht gleiche Entfernung von der gegebenen Curve haben, aber keineswegs geht daraus hervor, daß alle gerade Linien in ihren einzelnen Punkten ungleiche Entfernungen von ihr haben müssen.

Friedr. Gottlob Hanke (s. Nr. 11) glaubt bewiesen zu haben, „daß, wenn man auf einer geraden Linie drei gleiche Perpendikel errichtet, die Verbindungslinien je zweier Endpunkte dieser Perpendikel Theile einer geraden Linie sein müssen." Der Beweis fällt aber in Nichts zusammen."

Ad. Kircher wendet zum Beweise der Parallelentheorie folgenden Satz an: „Wenn eine gerade Linie AB, Fig. III. auf einer andern Geraden BD unter einem constanten Winkel ABD fortbewegt wird, so beschreibt sie mit ihrem andern Endpunkte A eine Linie AC, welche nicht allein überall von BD gleichweit absteht, sondern auch gerade ist." Dieser Satz, auf dem offenbar die ganze Theorie beruht, wird vom Verfasser auf folgende Art bewiesen. Daß die von dem Endpunkte A der Geraden AB beschriebene Linie beständig in gleicher Entfernung von der Linie BD bleibt, ist leicht einzusehen, nicht aber ebenso, daß sie eine gerade ist. Kircher sagt nun, die Linie AC wird eine gerade sein müssen, wenn man beweisen kann, daß je drei ihrer Punkte in gerader Linie liegen. Wählt man etwa die drei Punkte A, G und C und nimmt an, daß sie nicht in gerader Linie liegen, so wird man sie durch drei Gerade verbinden können und dadurch ein geradliniges Dreieck bilden, woraus man offenbar sieht, daß die drei Punkte A, G und C nicht gleiche Entfernung von BD haben können, was der Annahme widerspricht, sodaß also daraus folgt, daß AC eine Gerade sein muß. — Ein Beweis, der gewiß nicht geometrische Strenge hat.

Karl Gräf (s. Nr. 92) stellt zwar den Satz: „wenn zwei gerade Linien in zwei Punkten gleiche Entfernungen von einander haben, so sind sie in allen Punkten gleich weit von einander entfernt" als Grundsatz auf, fühlt aber doch, daß dieses nicht so ganz zulässig ist, und versucht ihn deshalb in einer Anmerkung auf zwei Arten zu beweisen. Er sagt: wenn man auf einer Geraden AB zwei gleiche Perpendikel AC und BD errichtet, so ist durch die Punkte C und D die Gerade CD ihrer Lage nach vollkommen bestimmt, und eine von den beiden Linien AB und CD müßte nicht gerade sein, wenn irgend ein Punkt der Linie CD von AB eine andere Entfernung haben sollte, als C und D. — Oder: nach der zweiten Art denkt er sich das Perpendikel AC so gegen BD hinbewegt, daß der Endpunkt A stets in der Linie AB bleibt und der Winkel A stets ein rechter, so muß der sich bewegende Punkt C überall dieselbe Richtung behalten, welche die Leitlinie AB hat, d. h. sie muß eine gerade Linie sein, welche, wie es sich aus der Construction ergibt, überall gleich weit von der Linie AB absteht. — Daß beide Beweise nicht genügen, darf natürlich nicht erst erwähnt werden.

§. 6. Ferd. Karl Schweikart (s. Nr. 51) sagt auch, daß Parallellinien neben einander liegende Gerade sind, welche überall gleich weit von einander abstehen. Er fühlt aber, daß es nothwendig ist, nachzuweisen, daß es solche Gerade wirklich gebe und stellt deshalb den Satz auf: „in jedem Rechteck sind die gegenüberliegenden Seiten einander gleich." Der Beweis jedoch, den Schweikart hierfür liefert, ist insofern nicht vollständig und nicht genügend, weil darin nicht nachgewiesen wird, daß Vierecke mit vier rechten Winkeln möglich seien. Letzteres zu thun unter-

nahm K. L. Struve (s. Nr. 65). Er stellt zuerst mehre auf die Natur des Vierecks bezügliche Sätze auf, die sich mit Leichtigkeit streng geometrisch beweisen lassen, namentlich:

Satz 3. Wenn in einem Viereck (Fig. IV) zwei gegenüberstehende Seiten AD und BC gleich sind und die beiden Winkel DAB und CBA, welche diese zwei Seiten mit einer dritten Seite machen, ebenfalls gleich sind, so sind auch die beiden andern Winkel ADC und BCD gleich.

Satz 4. Die Umkehrung des vorhergehenden.

Satz 5. Wenn in einem Viereck alle vier Winkel einander gleich sein können, so müssen die gegenüberstehenden Seiten gleich sein.

Satz 6. Wenn in einem Viereck ABGD (Fig. IV) zwei an Einer Seite AB liegende Winkel DAB und GBA gleich, aber die beiden gegenüberstehenden andern Seiten AD und BG ungleich sind, so sind auch die beiden andern Winkel ADG und BGD ungleich, und zwar steht der größern von den ungleichen Seiten der größere Winkel gegenüber, der kleinern aber der kleinere.

Satz 7. Die Umkehrung des vorhergehenden.

Satz 8. Wenn in einem Viereck ABCD (Fig. IV) zwei an Einer Seite AB liegende Winkel DAB und ABC und die beiden anliegenden Seiten AD und BC und also nach Satz 3 auch die beiden andern Winkel ADC und BCD gleich sind, so werden die beiden andern Seiten AB und DC bei beliebiger Verlängerung auf keiner Seite sich schneiden können, und die Linie EF, welche die Mitte der beiden zuletzt genannten Seiten AB und DC verbindet, steht senkrecht auf beiden.

Nach diesen Vorbereitungen folgt im zehnten Paragraphen der Satz, auf dem die gesammte Parallelentheorie beruht, nämlich: „Wenn in einem Vierecke ABCD (Fig. V) zwei an Einer Seite CD liegende Winkel ADC und BCD nicht nur gleich, sondern auch rechte sind und die beiden anliegenden Seiten AD und BC gleich sind, so müssen auch die beiden andern Winkel DAB und ABC rechte Winkel sein."

Beweis. Daß die beiden andern Winkel A und B gleich sind, folgt aus Satz 3, daß sie aber auch rechte Winkel sein müssen, wird apagogisch bewiesen. Wenn sie nämlich nicht rechte sind, so müssen sie entweder spitze oder stumpfe sein.

Die beiden andern Winkel A und B sollen spitze sein.

Wenn man die Mitten E und F von AB und DC verbindet, so steht diese Verbindungslinie EF nach Satz 8 senkrecht auf beiden. Da nun $\angle$ AEF ein rechter und $\angle$ EAD der Annahme nach ein spitzer, also $\angle$ AEF $>$ EAD ist, so muß nach Satz 7 auch AD $>$ EF sein und ebenso auf der andern Seite BC $>$ EF. Macht man nun HD $=$ GC $=$ EF und zieht EH und EG, so werden nach Satz 3 $\angle$ DHE $= \angle$ FEH und $\angle$ FEG $=$ $\angle$ CGE und alle vier Winkel spitze sein, weil $\angle$ AEF $= 90°$ und $\angle$ HEF $<$ AEF ist. Verbindet man ferner H mit G, so wird diese Linie HG die Linie EF in einem Punkte K schneiden, der zwischen E und F liegt. Denn sollte sie über E hinaus etwa in K′ oder unterhalb F etwa in K″ durch EF gehen, so würde man in dem Dreiecke LEK′ bei E und bei K′ und in dem Dreiecke MFK″ bei F und bei K″ rechte Winkel haben, weil bei K′, bei K″ oder bei K gleiche Nebenwinkel gebildet werden müssen wegen der Congruenz der Vierecke DFKH und CFKG.

Durch diese Construction erhält man ein Viereck HCGD, welches ebenso beschaffen ist als das Viereck ABCD; bei D und C sind rechte Winkel, die anliegenden Seiten DH und CG sind gleich, die Winkel KGC und KHD sind als Theile der spitzen Winkel EGC und EHD selbst spitz, und K ist die Mitte von HG wegen der Congruenz der Vierecke DFKH und CFKG.

Wenn man bei diesem neuen Viereck HCGD dieselbe Betrachtung anstellt als bei dem ersten, so gelangt man zu analogen Folgerungen, und durch continuirliche Fortsetzung dieses Verfahrens erhält man beständig solche Punkte K, welche sich immer mehr dem Punkte F nähern. Hierbei entsteht nun aber die Frage, ob dieser Punkt K bei seinem Vorschreiten in den Punkt F oder gar drüber hinauskommen kann, oder aber, ob er sich einem bestimmten festen Punkte X zwischen E und F beständig nähert, ohne ihn jemals zu erreichen?

Ersteres ist sogleich zurückzuweisen, denn wäre R der letzte Punkt vor F, welcher erreicht wird, so würde nach dem Frühern RF $<$ PD und $<$ QC sein, also etwa $=$ SD $=$ TC; zöge man dann die Verbindungslinie ST, so müßte diese die Linie EF in dem Punkte F unter rechten Winkeln schneiden, wodurch man also, weil der Annahme gemäß DF auch senkrecht auf EF steht, zwei Perpendikel SF und DF in demselben Punkte einer Linie erhalten würde, was nicht möglich ist. Daß ebenso der Punkt K nicht über F hinausgehen kann, ist schon im Vorigen bewiesen. Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, daß die Durchschnittspunkte K auf EF sich einem bestimmten festen Punkte X beständig nähern, ohne ihn jemals zu erreichen, wobei man aber wieder zwei Fälle zu unterscheiden hat; entweder nämlich liegt der Punkt X zwischen E und F, oder er fällt mit F zusammen. In beiden Fällen aber verlangt Struve ausdrücklich, daß der bestimmte nie zu erreichende Punkt der erste und einzige sei, welcher nicht erreicht werden könne. Von dieser Foderung dürfen wir ihm aber nicht mehr als diese sehr bedeutende Einschränkung zugestehen, daß er diesen Punkt als den ersten unerreichbaren auf der Linie EF von E aus gerechnet annehmen kann, während vorher und nachher sich mehre dergleichen finden könnten.

Um nun zunächst zu beweisen, daß es keinen solchen unerreichbaren Punkt schon vor F geben könne, verfährt der Verfasser auf folgende Art:

Erstlich ist leicht einzusehen, daß, wenn man zwei Linien hat, wie HG und hg (Fig. V), welche so gezogen sind, daß HD $=$ GC und hD $=$ gC sind und welche nach dem Frühern mit den Linien AD und BC nach der Seite DC hin spitze Winkel bilden, daß auch jede andere Linie pq, welche zwischen ihnen liegt und zwei Punkte p und q verbindet, die gleich weit von D und C ent-

fernt sind, nach derselben Seite DC hin spitze Winkel bilden muß, weil in dem Dreieck sgq der Winkel sgq als Nebenwinkel eines spitzen Winkels ein stumpfer ist, die beiden andern Winkel also spitze sein müssen. Wenn nun in Fig. VI X der erste nicht zu erreichende Punkt wäre, so ziehe man durch X eine solche Linie $\delta\varepsilon$, daß sie bei X rechte Winkel mit EF bildet; dann wird, wie sich leicht aus der Congruenz der Vierecke DFXδ und CFXε ergibt, Dδ = Cε sein, und es handelt sich jetzt darum, wie die beiden Winkel DδX und CεX beschaffen sein werden. Wenn man nämlich nachweisen kann, daß sie weder spitze, noch stumpfe, noch rechte sein dürfen, so wird man dadurch zugleich bewiesen haben, daß ein solcher unerreichbarer Punkt X zwischen E und F gar nicht vorhanden sein kann.

Wären die genannten Winkel spitz, so würden nach Satz 7 die Linien δD und εC größer als XF sein; dann könnte man wieder ζD und ηC = XF machen und die Linien Xζ, Xη und $\zeta\eta$ ziehen und, weil $\angle$ CηX = $\angle$ FXη $< 90°$ und $\angle$ DζX = $\angle$ FXζ $< 90°$ sind, von Neuem die frühere Operation des Abschneidens anfangen „und," schließt Struve weiter, „X wäre nicht der Grenzpunkt, bis wohin nur alle von BC nach AD in gleicher Entfernung von C und D gezogenen Linien spitze Winkel nach den Punkten C und D hin bildeten." Das darf und soll aber auch gar nicht von dem Punkte X angenommen werden, denn es konnte unter ihm nur ein solcher Punkt verstanden werden, welcher durch die von E ausgehende Operation nie erreicht werden sollte; es hindert aber Nichts, ihn als den Anfangspunkt einer neuen Operation anzusehen.

Wären zweitens die beiden Winkel DδX und CεX stumpf, so wären nach Satz 7 die beiden Linien δD und εC kleiner als XF; man könnte ϑD und $\varkappa$C gleich XF machen und die Verbindungslinien Xϑ, X$\varkappa$ und $\vartheta\varkappa$ ziehen. Es müßte alsdann $\angle$ C$\varkappa$X = $\angle$ FX$\varkappa$ $> 90°$ und $\angle$ DϑX = $\angle$ FXϑ $> 90°$ und vielmehr noch $\angle$ C$\varkappa\vartheta$ = $\angle$ D$\vartheta\varkappa$ $> 90°$ sein; man hätte also in dem Zwischenraume von E bis X eine Linie $\vartheta\varkappa$, die in den beiden Punkten ϑ und $\varkappa$ gleich weit von DC absteht und mit den Seitenlinien stumpfe Winkel nach Seite DC hin bildet, was nicht erlaubt ist.

Drittens aber sollen die Winkel auch nicht rechte sein können, denn wären sie es, sagt Struve, so mache man $\lambda\varepsilon = \mu\delta = \delta$D = εC und ziehe $\mu\lambda$, wodurch man ein Viereck $\delta\mu\lambda\varepsilon$ erhält, dessen Congruenz mit D$\delta\varepsilon$C leicht nachzuweisen ist. Aus dieser Congruenz folgt aber, daß die Linie $\mu\lambda$ mit den Seiten AD und BC rechte Winkel bildet. Man hätte also eine Linie $\mu\lambda$ zwischen E und X, welche auf beiden Seiten gleichweit von DC abstände und doch nicht spitze Winkel mit den Seitenlinien bildete, was dem Frühern gemäß sein sollte. — Hierin liegt aber offenbar ein übereilter Schluß, denn X sollte nur der erste unerreichbare Punkt unterhalb E sein; daraus folgt aber gewiß nicht, daß er näher an F als an E liegt, oder, um genauer zu sprechen, daß εC < εB ist, und doch nimmt dieses der Verfasser an, weil er εC auf εB aufträgt, was bei ihm so weit reichen soll, daß $\mu\lambda$ unterhalb AB fällt; es hindert aber Nichts anzunehmen, daß $\mu\lambda$ oberhalb AB falle, man hätte dann nur einen solchen Punkt X jenseit E, von welchem eine solche früher genannte Operation des Abschneidens anfinge, die durch E hindurch sich fortsetzte bis zum Punkte X zwischen E und F, ohne diesen aber je zu erreichen, und diese Annahme enthält nichts Widersprechendes.

Nachdem nun Struve auf diese Weise glaubt bewiesen zu haben, daß es keinen Grenzpunkt der Operation zwischen E und F geben könne, will er noch nachweisen, daß der unerreichbare Punkt auch nicht in F selbst liegen kann. Davon ist aber gar nicht weiter die Rede, im Gegentheile nimmt der Beweis einen durchaus andern Gang. Es wird von Seite 19 ab versucht nachzuweisen, daß in der Figur ABCD (Fig. VII), welche ebenso construirt ist wie die frühern Figuren, von dem Punkte E aus kein Perpendikel auf AD gefällt werden kann, weder wenn bei A und bei B spitze, noch wenn an denselben Punkten stumpfe Winkel sind.

Wenn bei A ein spitzer Winkel ist und EF wie früher die Mitten von AB und CD verbindet, so entstehen, wie auch schon früher gezeigt ist, bei E rechte Winkel, und es muß nach Satz 7 AD > EF sein. Trägt man DG = EF auf AD auf und zieht GE, so erhält man ein mit dem frühern gleichartiges Viereck DFEG, in welchem bei D und F rechte Winkel, die Seiten EF und GD gleich und die beiden Winkel E und G gleich und spitz sind. Wenn man in diesem H und K, die Mitten von GE und DF, durch eine Gerade HK verbindet, so entstehen bei H und K rechte Winkel, und es wird wieder GD < HK. Wenn man darauf wieder LD = HK macht, HL in M und DK in N halbirt und auf ähnliche Weise fortfährt, so erhält man eine Reihe von solchen Punkten wie G, L, P x., in welchen immer nach der Seite D hin ein spitzer Winkel liegt. Nun kann aber gewiß von E aus ein Perpendikel auf AD gefällt werden, dieses darf aber weder oberhalb von A noch unterhalb von D fallen, weil im ersten Falle ein Dreieck mit einem stumpfen und einem rechten Winkel und im zweiten Falle ein Dreieck mit zwei rechten Winkeln entstehen würde, was nicht möglich ist; es darf auch nicht zwischen A und G oder A und L x., überhaupt nicht zwischen A und einem solchen Punkt fallen, zu welchem man durch die angeführte Operation gelangen kann. Da aber doch das Perpendikel jedenfalls möglich ist, so muß es für die genannte Operation einen Grenzpunkt X geben, bis zu welchem alle Punkte erreicht werden können, er selbst aber nicht. Alsdann fällt das Perpendikel von E entweder in diesem Punkte X selbst oder zwischen X und D.

Wenn erstlich EX das Perpendikel ist, so wähle man zwischen G und L einen beliebigen Punkt g, dann ist gD < GD, also auch < EF, und man kann auf dieser letztern eine Linie eF = gD abschneiden. [illegible] man nun durch e eine Linie ab, welche senkrecht [illegible] steht, so erhält man ein Viereck abCD, welch[illegible] construirt ist als das ursprüngliche ABCD, [illegible] und b spitze Winkel haben muß. Folglich [illegible] eF oder > gD, also liegt der Punkt a [illegible]

g. Die Linie ge wird von HK in dem Punkte h halbirt, und die Winkel bei h sind rechte. In dem Viereck ghKD wird also gD > hK; macht man lD = hK und zieht lh, so wird diese Linie wieder von MN in m halbirt und unter rechten Winkeln geschnitten, dann wird wieder lD > mN ꝛc. Man kann diese Operation fortsetzen bis zu einem gewissen Grenzpunkte, der hier aus denselben Gründen als vorhin stattfinden muß. Da aber g unterhalb G, l unterhalb L, p unterhalb P ꝛc. liegt, so wird auch der letzte Punkt in dieser zweiten Operation unterhalb des letzten Punktes der ersten Operation liegen. X sollte aber der Grenzpunkt für die erste Operation sein, bis zu welchem alle Punkte erreicht werden konnten, er selbst aber nicht; es wird also der Grenzpunkt der zweiten Operation unterhalb X fallen. Für den letzten Punkt dieser zweiten Operation würde also noch eine Linie rs gezogen werden, welche das Perpendikel EX durchschneidet, sodaß ein Dreieck tXs entstände, welches bei X einen rechten und bei s einen stumpfen Winkel enthielte, was nicht möglich ist. Es kann also keinen solchen Grenzpunkt X geben, in welchen das Perpendikel von E aus trifft. Hier ist wol übereilt geschlossen, daß weil g unter G, l unter L ꝛc. fällt, auch der Grenzpunkt der zweiten Operation unter X fallen müsse. Denn es läßt sich sehr gut denken, daß die Unterschiede Gg, Ll, Pp ꝛc. beständig geringer werden, sodaß die Grenzpunkte beider Operationen zusammenfallen.

Daß das Perpendikel endlich nicht nach einem Punkte zwischen X und D, etwa nach Y, fallen kann, ergibt sich daraus, daß man immer eine Linie erhalten kann, welche zu einer mit der zweiten analogen Operation gehört und welche das Perpendikel EY in irgend einem Punkte schneidet, sodaß man ein Dreieck mit einem rechten und einem stumpfen Winkel erhalten möchte. Wenn man nämlich CZ = DY macht und YZ zieht, so entsteht ein Viereck, welches dem ursprünglichen analog ist, indem es bei Y und Z gleiche spitze und bei U rechte Winkel haben muß, sodaß YD > UF ist und also die genannte Operation beliebig nach der einen oder andern Seite hin fortgesetzt gedacht werden kann.

Da nun das Perpendikel, von E auf AD gefällt, weder zwischen A und D, noch über einen dieser beiden Punkte hinausfallen kann, sobald man den Winkel A als spitz annimmt, und doch ein Perpendikel überhaupt möglich sein muß, so ist diese Annahme nicht statthaft. Ganz ähnlich zeigt sich, daß die Annahme, A sei ein stumpfer Winkel, nicht zulässig ist, und es bleibt also Nichts übrig, als folgenden Satz zuzugestehen: „Wenn man an einer Linie DC unter rechten Winkeln zwei gleiche Seiten DA und CB anträgt, so bildet die Verbindungslinie AB mit diesen Seiten auch rechte Winkel." — Dieses wäre ganz richtig, wenn nicht die einzelnen, bei der Deduction selbst miterwähnten, Bedenken gegen manche übereilte Schlüsse vorhanden wären. Könnte man aber diesen Satz als streng bewiesen annehmen, so sieht man leicht, daß sich die ganze Parallelentheorie höchst einfach daraus ableiten könnte.

§. 7. Im Anfange des §. 3 haben wir noch eine andere Erklärung von Parallellinien angeführt, welche von der bei den bis jetzt genannten Autoren angewandten verschieden ist. Es war nämlich diese: „Parallellinien sind solche Gerade, welche mit einer dritten sie schneidenden Geraden gleiche (oder specieller ausgedrückt: rechte) Winkel bilden. Diese Erklärung kann nur dann als eine genügende angenommen werden, wenn darin gesagt wird, daß die beiden Geraden mit einer **bestimmten** dritten gleiche Winkel bilden sollen; für durchaus unpassend und ungenügend muß man sie dagegen halten, wenn darin von **irgend einer** schneidenden geraden Linie die Rede ist; denn in diesem Falle liegt in dieser Definition offenbar schon folgender Lehrsatz versteckt: „Wenn zwei gerade Linien AB und CD mit irgend einer dritten sie schneidenden EF gleiche Winkel bilden, so werden sie auch mit jeder beliebigen andern schneidenden gleiche Winkel bilden," was man ohne Beweis natürlich nicht annehmen darf.

Von denen, welche diese Erklärung angenommen haben, sind besonders Varignon (s. Nr. 8) und van Swinden (s. Nr. 83) zu nennen. Letzterer sagt in Nr. 24 des ersten Abschnitts des ersten Buches: „Gerade Linien heißen parallel, wenn sie gegen eine dritte Linie, die sie schneidet, dieselbe Neigung haben, d. h. mit dieser an der einen Seite einen äußern Winkel bilden, der so groß als der innere Gegenwinkel an ebendieser Seite ist." Dieser Erklärung fügt er noch ohne Beweis folgenden Zusatz bei: „Sind zwei oder mehre gerade Linien unter einander parallel, so muß jede (nöthigenfalls verlängerte) Gerade, welche eine derselben schneidet, auch stets die andern (nöthigenfalls verlängerten) schneiden." Wie dieser Satz als Zusatz aus der vorigen Erklärung folgen kann, sieht man nicht ein, und dennoch wäre grade hierbei eine genauere Deduction nöthig gewesen, denn auf diesem Satze beruht der Beweis des **Lehrsatzes**, welchen van Swinden in Nr. 28 aufstellt: „Wenn eine gerade Linie zwei andere so schneidet, daß ein Paar der innern, an derselben Seite der schneidenden Linie liegenden Winkel zusammen kleiner als zwei Rechte ist, so sind 1) diese beiden Linien niemals einander parallel und 2) müssen sie auf ebendieser Seite der schneidenden Linie bei hinreichender Verlängerung in einem Punkte zusammentreffen oder sich schneiden.

II. Zweite Classe von Versuchen über Parallelentheorie, in welchen ein neues von dem Euclidischen verschiedenes Axiom aufgestellt wird.

§. 8. Alle Axiome, welche erdacht worden sind, um das 11. Euclidische entbehrlich zu machen, sind von der Art, daß man sie entweder gar nicht als Axiome anerkennen kann, oder daß sie nicht mehr Ansprüche auf diesen Namen haben, als das des Euclides.

Proclus (s. Nr. 1) stellt als Axiom auf: „Wenn zwei gerade Linien, welche einen Winkel bilden, unbestimmt weit verlängert werden, so kann ihre Distanz größer werden, als jede gegebene Distanz." Mit Hilfe dieses Axioms beweist er dann den Satz: „wenn eine gerade Linie eine von zwei Parallelen schneidet, so wird die-

selbe Gerade, gehörig verlängert, auch die zweite Parallele schneiden." Er sagt nämlich, wenn in Fig. VIII IK und CL parallel sind und die erstere wird von EF in G geschnitten, so entsteht in diesem Punkte ein Winkel, es wird also die Distanz der beiden Linien IK und EF größer als jede gegebene Größe, also auch größer als die Distanz der beiden parallelen IK und CL werden können, d. h. EF muß durch CL hindurchgehen. — Nach dieser Vorbereitung folgt der Hauptsatz: „wenn eine gerade Linie zwei andere schneidet und auf einerlei Seite innere Winkel bildet, welche zusammen kleiner als zwei rechte sind, so werden auch die beiden geschnittenen Linien bei gehöriger Verlängerung auf der Seite der genannten Winkel zusammentreffen." Bilden nämlich (Fig. VIII) AB und CD mit EF die beiden Winkel BGH und DHG, welche zusammen kleiner als zwei Rechte sind, so wird, weil DHG + DHF = 2 Rechten, der Winkel DHF > BGH sein; man wird also an GH den Winkel HGK = FHD antragen können, und es wird GK oberhalb GB fallen. Nun ist aber wegen der Gleichheit der Winkel KGH und DHF die Linie GK parallel mit HD, und die erstere wird von AB in G geschnitten, also muß nach dem vorigen Satze auch CD von AB geschnitten werden.

Bei dieser Entwickelung wird erstlich der Begriff der Distanz, theils zweier Linien, die einen Winkel mit einander bilden, theils zweier parallelen Linien, als ein ganz bestimmter vorausgesetzt, was er doch keineswegs ist, zweitens aber und hauptsächlich wird gradezu angenommen, daß Parallellinien überall eine gleiche Entfernung von einander haben, weil sonst nicht nur von Einer Distanz zweier Parallelen die Rede sein durfte.

König (s. Nr. 13) und Huber (s. Nr. 73) stellen als Grundsatz auf: „Wenn in irgend einem Punkte einer von zwei parallelen Linien ein Perpendikel errichtet wird, so schneidet dieses, hinlänglich verlängert, auch die zweite Parallele." Huber hätte aber diesen Satz beinahe entbehren können, da der Gang seiner Deduction von der Art ist, daß er nachweisen will: die Summe der drei Winkel eines Dreiecks sei = 2 R, weshalb er vielleicht eher zur dritten als zur zweiten Classe zu rechnen sein möchte.

Lorenz (s. Nr. 34) stellte als Axiom auf: „Jede gerade Linie, welche durch einen Punkt, der zwischen den Schenkeln eines Winkels liegt, gezogen wird, schneidet bei gehöriger Verlängerung einen der beiden Schenkel des Winkels."

Schwab (s. Nr. 42) sagt: „Gerade Linien, welche gegen einander eine gleiche Lage haben, sind auch gegen eine dritte gleich geneigt." Müller endlich (s. Nr. 42) spricht seinen Grundsatz in folgender Weise aus: „Wenn von zwei Linien AB und CD (Fig. IX) die eine CD ganz auf einerlei Seite von der andern AB liegt und in der Linie CD ein Punkt F näher an AB liegt als C, so wird auch der Punkt D näher liegen als F, d. h. der Theil FD von der Linie CD wird durchaus dieselbe Lage gegen AB haben, als der Theil CF," welcher nach der Idee Jacobi's (s. Nr. 75) identisch mit folgendem ist: „Wenn zwei gerade Linien eine gewisse Lage gegen einander haben, und zwar in der Art, daß die eine sich der andern nähert, so kann sich diese Lage nicht ändern, d. h. die eine wird sich der andern immer mehr nähern.

Daß alle diese hier genannten Axiome diesen Namen nicht mit vollem Rechte führen, ist wol an sich selbst schon klar, ohne daß es besonders nachgewiesen werden darf. Wir begnügen uns daher, diese hier angeführt zu haben und gehen sogleich zur dritten Classe über.

III. **Dritte Classe von Versuchen über Parallelentheorie, welche durch ein eigenthümliches Raisonnement über die Natur der geraden Linie und der ebenen Winkel ausgezeichnet sind.**

§. 9. Um in die große Menge von Arbeiten, welche man zu dieser dritten Classe rechnen muß, einige Ordnung zu bringen, wollen wir sie einigermaßen zu gruppiren versuchen und deshalb zuerst diejenigen betrachten, welche durch irgend ein Raisonnement nachzuweisen versucht haben, daß die Summe der drei Winkel eines Dreiecks zwei Rechte betrage.

Legendre (s. Nr. 74) hat in den verschiedenen Ausgaben seiner Éléments de Géométrie verschiedene Beweise für die Winkelsumme des Dreiecks gegeben (s. auch §. 13). In der zwölften Ausgabe steht ein Beweis im Texte und zwei aus den frühern Ausgaben wieder aufgenommene in den Noten. Der erstere (Livre I. Prop. XIX) nimmt folgenden Gang: Es sei AB die größte und BC die kleinste Seite in dem Dreieck ABC (Fig. X), also auch ACB der größte Winkel und BAC der kleinste; dann ziehe man von A aus durch I, die Mitte von BC, eine gerade Linie AC' = AB, mache AK = KB' = AI und ziehe B'C', so erhält man ein Dreieck AB'C', in welchem die Summe der Winkel gleich der des ersten Dreiecks ABC ist, wie man leicht sieht, wenn man berücksichtigt, daß ∠ AKC ≅ ABI und KC'B' ≅ CIA. Aus der zuletzt genannten Congruenz der beiden Dreiecke KC'B' und CIA folgt auch noch, daß B'C' = AC und ∠ AB'C' = ∠ CAI; da aber nach der Voraussetzung AC < AB und AB = AC' ist, so wird B'C' < AC' sein; hieraus folgt wieder, daß ∠ AB'C' > ∠ B'AC' oder da ∠ AB'C' = ∠ BAI, daß ∠ CAI > ∠ IAB ist, d. h. daß der Winkel C'AB' kleiner als die Hälfte des ganzen Winkels bei A ist.

Macht man nun bei dem Dreieck AB'C' dieselbe Construction als bei dem Dreieck ABC, so erhält man einen Winkel C''AB'', der < ½ C'AB' oder < ¼ CAB ist, und setzt man diese Construction beliebig weit fort, so erhält man Winkel bei A, welche kleiner als ⅛ A, $\frac{1}{16}$ A, $\frac{1}{32}$ A rc. sind und folglich so weit abnehmen können, daß sie kleiner als jeder beliebig klein gegebene Winkel werden, während die Winkelsumme in den hierbei vorkommenden Dreiecken beständig dieselbe bleibt.

Denkt man sich also diese Construction so weit fortgesetzt, bis der Winkel cAb kleiner als jeder noch so klein gegebene Winkel ist und construirt man das folgende Dreieck c'Ab', so wird in diesem die Summe der beiden Winkel c'Ab' und c'b'A kleiner als der Winkel cAb

sein, also kleiner als jeder noch so kleine Winkel, sodaß sich die Summe der drei Winkel beinahe auf den einzigen Winkel Ac′b′ reducirt, welcher, wenn die beiden andern Winkel = 0 werden, in einen flachen Winkel übergeht. Da nun nach der Construction das Dreieck ABC eine gleiche Winkelsumme auch mit diesem Grenzdreiecke hat, so folgt, daß die Summe der drei Winkel im △ ABC und, da dieses willkürlich angenommen ist, in jedem Dreiecke zwei Rechten gleich sein muß.

Daß diese Deduction nicht eine streng geometrische genannt werden kann, leuchtet ohne Weiteres ein, wir verlassen sie daher und gehen gleich zu einer zweiten Art des Beweises über, welche Legendre in der zweiten Note gegeben hat. Der Verfasser beweist zuerst, daß die Summe der Winkel im Dreieck nicht größer als zwei Rechte sein kann, was bekanntlich streng geometrisch ausführbar ist; um aber auch nachzuweisen, daß diese Summe nicht kleiner als zwei Rechte ist, wendet Legendre eine wunderbare Schlußart an. Er sagt nämlich: „Da der Überschuß der drei Winkel über zwei Rechte, welcher bei dem sphärischen Dreieck stattfindet, proportional der Fläche des Dreiecks ist, so wird auch das Deficit, wenn ein solches bei geradlinigen Dreiecken stattfindet, der Fläche dieses Dreiecks proportional sein.“ Wäre es nun auch erlaubt, auf diese Weise zu schließen, so dürfte man freilich mit Legendre weiter folgern: „wenn man ein Dreieck construiren kann, welches m mal so groß als ein gegebenes ist, so wird auch im neuen Dreieck das Deficit das $m$fache von dem Deficit des ursprünglichen sein, sodaß die Summe der Winkel in den größer werdenden Dreiecken immer kleiner wird, bis sie = 0 oder negativ wird, was natürlich absurd ist;“ aber hier findet sich wieder eine neue Klippe, denn um ein Dreieck erhalten zu können, welches m mal so groß als ein gegebenes ist, muß man vor allen Dingen ein Dreieck zeichnen können, welches das Doppelte eines andern ist, und so einfach dieses auch klingt, so braucht man dazu doch das Postulat, daß man durch einen Punkt, welcher zwischen den Schenkeln eines Winkels, der kleiner als $\frac{2}{3}$ Rechte ist, liegt, eine gerade Linie ziehen kann, die beide Schenkel des Winkels trifft. Zu diesem Ende stellt Legendre folgenden Satz auf:

„Es sei BAC in Fig. XI ein gegebener Winkel und M ein Punkt innerhalb dieses Winkels, wenn man diesen Winkel BAC durch die Gerade AD halbirt und von dem Punkte M ein Perpendikel MP auf AD fällt, so wird die nach beiden Seiten hin verlängerte MP nothwendig beide Schenkel des Winkels BAC treffen.“

Denn wenn sie einen Schenkel des Winkels trifft, so muß sie auch den andern treffen, da vom Punkte P ausgehend Alles auf beiden Seiten gleich ist, ebenso wenn sie den einen Schenkel nicht trifft, so wird sie aus demselben Grunde den andern auch nicht treffen können. Wäre aber Letzteres der Fall, so würde eine Gerade ganz in dem Raum zwischen den Schenkeln des Winkels BAC enthalten sein, was der Natur der geraden Linie widerspricht.

In der That, fährt Legendre fort, theilt jede in einer Ebene gezogene Gerade AB (Fig. XII), wenn sie nach beiden Seiten hin unbestimmt weit verlängert wird, diese Ebene in zwei Theile, welche auf einander gelegt in ihrer ganzen Ausdehnung zusammenfallen und vollkommen gleich sind. Der Theil AMB ist durchaus gleich dem Theile AM′B. Wenn man z. B. von einem Punkte M eine Linie MC willkürlich nach AB zieht, so wird dieser Punkt durch die Länge von CM und durch den Winkel ACM bestimmt sein; macht man nun den Winkel ACM′ = ACM und CM′ = CM, so wird der Punkt M′ in dem zweiten Theile der Ebene vollkommen dieselbe Lage haben, als M in dem ersten. Sollte jetzt irgend eine Gerade XY denkbar sein, welche ganz in dem Winkelraume BCM enthalten wäre, so müßte diese den Theil der Ebene, welcher in dem Winkel BCM enthalten ist, in zwei gleiche oder ungleiche Theile theilen. Es ist aber dieser Theil BCM weniger als die Hälfte der ganzen Ebene, also könnte die Linie XY die ganze Ebene nicht in zwei gleiche Theile theilen, was gegen die Natur einer Geraden ist. Folglich rc.

Daß diese Schlußweise nicht zulässig ist, liegt am Tage. Was würde z. B. Legendre mit dem Raume machen, der zwischen zwei Parallelen liegt, wenn jede von ihnen die Fläche halbiren sollte?

Die dritte Manier endlich von demselben Verfasser ist ein interessanter analytischer Beweis. Es ist folgender: Da man durch einfaches Aufeinanderlegen nachweisen kann, daß zwei Dreiecke congruent sind, wenn eine Seite und die beiden anliegenden Winkel in beiden Dreiecken gleich sind, so folgt daraus, daß der dritte Winkel (C) durch die gegenüberliegende Seite (p) und durch die beiden an dieser liegenden Winkel (A, B) vollkommen bestimmt sein muß; d. h. C wird eine Function von p, A und B sein, oder man wird $C = \varphi$ (A, B, p) haben.

Nimmt man aber den rechten Winkel als Einheit an, so werden A, B und C unbenannte Verhältnißzahlen sein, und weil $C = \varphi$ (A, B, p) sein soll, so darf p als Linie, d. h. als Größe, von anderer Benennung wegen der nothwendigen Symmetrie der Gleichung nicht in diese mit eingehen; man wird also nur sagen dürfen, $C = \varphi$ (A, B), oder man wird den Satz haben: „Durch zwei Winkel in einem Dreiecke ist der dritte jedes Mal bestimmt.“

Fällt man zunächst in dem bei A rechtwinkeligen Dreiecke ABC (Fig. XIII) das Perpendikel AD, so sind in den Dreiecken ABD und ABC der Winkel ADB = BAC = 90° und ∠ ABD = ∠ ABC, also nach dem ebengenannten Satze auch ∠ BAD = ∠ ACB; ebenso wird andererseits ∠ CAD = ∠ ABC; es werden also „in dem rechtwinkeligen Dreiecke ABC die beiden spitzen Winkel B und C zusammen so groß sein als die Winkel BAD und CAD, d. h. gleich einem rechten Winkel.

Zerlegt man nun irgend ein Dreieck durch ein von der Spitze seines größten Winkels auf die gegenüberliegende Seite gefälltes Perpendikel in zwei rechtwinkelige Dreiecke, so folgt mit Leichtigkeit, „daß die Summe der drei Winkel in jedem beliebigen Dreiecke zwei Rechte beträgt.“ Und hieraus entwickelt sich auf bekannte Weise die Paralleltheorie.

Gegen diesen Beweis kann man nur dieses Eine einwenden, daß er nicht geometrisch ist; denn der sonst gemachte Einwurf, daß die ganze Ableitung sich auf ein sphärisches Dreieck wörtlich anwenden ließe und dadurch zu einem falschen Resultate führen würde, ist von Legendre ganz richtig durch die Bemerkung zurückgewiesen, daß hier noch der Radius der Kugel in Betracht kommt, und man also $C = \varphi(A, B, p, r)$ oder $C = \varphi\left(A, B, \frac{p}{r}\right)$ haben müsse, wo $\frac{p}{r}$ ebenso eine unbenannte wie A, B und C ist, und also nicht wegen Homogenität der Gleichung ausgeschlossen werden darf.

§. 10. Am nächsten schließt sich an den ersten Beweis von Legendre der von Huber (s. Nr. 73) an, von dem wir schon in §. 8 gesagt haben, daß er zwar einen neuen Grundsatz annimmt, daß aber der Verfolg seiner Deduction ihn in diese dritte Classe zu setzen berechtigt.

Nachdem er mit Hilfe seines Axioms nachgewiesen hat, „daß zwei gerade Linien, die von einer dritten so geschnitten werden, daß die Summe der beiden innern Winkel kleiner als Ein Rechter ist, genugsam verlängert sich schneiden müssen," und auch, „daß ein Perpendikel, welches man in irgend einem Punkte des einen Schenkels eines Winkels, der $< \frac{1}{2}$ R. ist, errichtet, in der Verlängerung den zweiten Schenkel treffen muß," geht er zu dem Beweise über, „daß die Summe der drei Winkel in einem Dreieck nicht größer und auch nicht kleiner, als zwei Rechte sein könne." Beide Beweise sind apagogisch.

Wäre zuerst die Summe der drei Winkel im Dreieck ABC (Fig. XIV) um den Winkel y größer als zwei Rechte, so verwandle man ABC in ein anderes Dreieck ABD, welches dieselbe Winkelsumme hat, in welchem aber ein Winkel D kleiner als der angenommene Überschuß y ist. (Die hierbei nöthige Construction ist dieselbe als die, welche wir im Anfange des vorigen §. 9 bei Legendre angeführt haben.) Sodann trage man an BC, d. h. an die Verlängerung von AB den Winkel $EBF = y$ und an BF den Winkel $FBG = D$ an, so wird der überstumpfe Winkel ABF die Summe der drei Winkel des Dreiecks darstellen. Man hat also: $ABC + BCA + CAB = ABD + ADB + BAD = ABD + DBE + EBG + GBF$, zieht man hiervon $ABD = ABD$ und $ADB = GBF$ ab, so erhält man:

$BAD = DBE + EBG$ oder $DBE < BAD$,

d. h. der Außenwinkel am Dreieck ABD müßte kleiner sein, als ein gegenüberstehender innerer, was mit dem streng bewiesenen 16. Satze im ersten Buche des Euclid im Widerspruche steht.

Es kann also die Summe der Winkel in ABD und ebendeshalb auch in ABC nicht größer als zwei Rechte sein.

Wenn zweitens in dem Dreieck ABC (Fig. XV) die Summe der drei Winkel um z kleiner sein sollte, als zwei Rechte, so verwandle man ABC in ein anderes Dreieck ABD, welches dieselbe Winkelsumme hat, in welchem aber der eine Winkel D kleiner als ein halber Rechter ist. Dann verlängere man DA und DB über A und B hinaus, mache $AH = DA$ und $KH = HD$ u. s. w. und errichte in A, H u. s. w. Perpendikel, welche nach dem früher angeführten Satze den zweiten Schenkel DB irgendwo treffen werden. Wäre nun in $\triangle ABC$ oder in $\triangle ABD$ die Summe der Winkel $= 2R - z$, so würde, da nach dem vorigen Satze in dem $\triangle ABG$ die Summe der Winkel zwei Rechte nicht übertreffen darf, die Summe der Winkel in beiden Dreiecken ABD und ABG zusammen höchstens $= 4R - z$, oder wenn man die Nebenwinkel bei $B = 2R$ wegnimmt, die Summe der Winkel im Dreieck AGD höchstens $= 2R - z$ sein. Das Dreieck AGH ist aber dem Dreieck AGD congruent, also wäre die Summe der Winkel in diesen beiden Dreiecken zusammen höchstens $= 4R - 2z$, oder nach Abzug der beiden rechten Winkel bei A die Summe der Winkel im Dreieck HGD höchstens $= 2R - 2z$. Durch Fortsetzung dieses Raisonnements erhielte man die Winkelsumme des Dreiecks KID höchstens $= 2R - 4z$ u. s. w. f. Man käme endlich darauf, daß die Summe der Winkel in einem Dreieck Null oder negativ wäre, was natürlich absurd ist.

Es kann also auch nicht die Winkelsumme des Dreiecks kleiner als zwei Rechte sein. Sie durfte nach dem vorigen Satze auch nicht größer sein, also muß sie $= 2R$ sein.

§. 11. Ein anderer Verfasser, der auch den Satz von der Winkelsumme des Dreiecks versucht hat, nämlich C. Hauff (s. Nr. 69), ist seiner Sache so sehr gewiß, daß er nicht nur in dem Streite, welchen er seiner Parallelentheorie wegen mit Richard van Rees hatte, Legendre zum Schiedsrichter erwählte (den er aber hernach, als dieser mit ihm nicht einerlei Meinung war, als incompetenten Richter verwarf), sondern sogar einen Preis von 100 Dukaten dem aussetzte, der ihm bis zu einem gewissen Termine (Michaelis 1820) einen wesentlichen Fehler in seiner Theorie nachweisen könnte. Ob Jemand den Preis gewonnen hat, ist mir unbekannt, doch glaube ich es kaum, da der Verfasser etwas hartnäckig bei seinen Behauptungen beharrt, mitunter reelle Einwürfe, die ihm von Legendre und van Rees gemacht sind, nicht verstehen zu wollen scheint und sich durch Sophistereien zu helfen sucht. — Er ist übrigens sehr freigebig mit Theorien, denn er gibt deren drei, die erste aus der Betrachtung des gleichseitigen Dreiecks, die zweite aus der des Quadrats und die dritte aus der des Kreises abgeleitet. Freilich wäre es besser gewesen, wenn er statt dieser drei nur eine, aber eine brauchbare Theorie gegeben hätte — indessen wollen wir doch den Hauptinhalt derselben hier angeben:

In der ersten Section construirt er sich erst ein gleichseitiges Dreieck über einer gegebenen Linie CA (Fig. XVI) dadurch, daß er mit dieser CA als Radius einen Kreis beschreibt, den Radius CA in B halbirt und in diesem Punkte ein Perpendikel BD errichtet, welches den Kreis in D schneidet, dann ist ACD das verlangte gleichseitige Dreieck.

Aus dieser Construction werden mehre Corollare gefolgert.

Cor. 1. „Die Hypothenuse eines rechtwinkeligen

Dreiecks, welches die Hälfte von dem über derselben Hypotenuse construirten gleichseitigen Dreiecke ist, ist das Doppelte der kleinern Kathete."

Cor. 2. „Ein rechtwinkeliges Dreieck, in welchem die Hypotenuse das Doppelte der kleinern Kathete ist, ist die Hälfte von dem über derselben Hypotenuse construirten gleichseitigen Dreieck."

Cor. 3. „In einem rechtwinkeligen Dreieck, in welchem die kleinere Kathete die Hälfte der Hypotenuse ist, ist auch der eine der schiefen Winkel die Hälfte des andern."

Cor. 4. „In einem rechtwinkeligen Dreieck, in welchem der eine der schiefen Winkel die Hälfte des andern ist, ist auch die kleinere Kathete die Hälfte der Hypotenuse."

Cor. 5. „Wenn in einem rechtwinkeligen Dreieck der eine der schiefen Winkel gleich dem Winkel eines gleichseitigen Dreiecks ist, so ist die Hypotenuse das Doppelte der kleinern Kathete."

Cor. 6. „Wenn in einem rechtwinkeligen Dreieck der eine der schiefen Winkel gleich der Hälfte des Winkels eines gleichseitigen Dreiecks ist, so ist auch die kleinere Kathete die Hälfte der Hypotenuse."

Cor. 7. „Jedes rechtwinkelige Dreieck, in welchem ein schiefer Winkel dem Winkel eines gleichseitigen Dreiecks oder dessen Hälfte gleich ist, ist der Hälfte eines über der Hypotenuse beschriebenen gleichseitigen Dreiecks gleich."

Cor. 8. „Wenn man an eine Gerade AB (Fig. XVII) eine andere Gerade BD so anträgt, daß der Winkel zwischen beiden ABD dem Winkel eines gleichseitigen Dreiecks gleich ist, so erhält man ein gleichseitiges Dreieck entweder a) dadurch, daß man von irgend einem Punkte C der angetragenen Linie BD ein Perpendikel CE auf die erste Linie AB fällt; oder b) dadurch, daß man in irgend einem Punkte E der ersten Linie AB ein Perpendikel EC errichtet und dieses bis zum Durchschnitt mit BD verlängert." Hierauf folgt nun gleich der zweite Satz: „Jeder Winkel im gleichseitigen Dreieck ist zweien Drittheilen eines Rechten gleich," welcher in folgender Weise bewiesen wird.

Wenn Fig. XVIII ABC ein gleichseitiges Dreieck ist und man zieht darin die Linien AF, BE und CD so, daß dadurch die Winkel des Dreiecks halbirt werden, so schneiden sich diese in Einem Punkt und stehen zugleich senkrecht auf den gegenüberliegenden Seiten. Hierdurch entstehen sechs unter einander congruente Dreiecke: $ADG \cong BDG \cong BEG \cong CEG \cong CFG \cong AFG$. Jedes dieser Dreiecke ist rechtwinkelig und in jedem ist ein spitzer Winkel gleich der Hälfte des Winkels eines gleichseitigen Dreiecks, also ist auch nach dem vorhin angeführten Cor. 5 die Hypotenuse das Doppelte der kleinern Kathete und nach Cor. 3 der eine spitze Winkel die Hälfte des andern, also z. B. $\angle FCG = \frac{1}{2} \angle FGC$; also die Summe der drei Winkel des Dreiecks ABC gleich der Hälfte aller Winkel um G, d. h. gleich zweien Rechten, mithin jeder $= \frac{2}{3}R$.

Mit Hilfe dieses Satzes läßt sich dann auch der dritte Satz: „Wenn auf einer Geraden zwei gleiche Perpendikel errichtet und ihre Endpunkte durch eine Gerade verbunden werden; so sind auch diese beiden neu gebildeten Winkel gleichfalls rechte," ohne besondere Mühe beweisen. Hiernach kommt man aber, wie leicht zu ersehen, dazu, daß die Summe der drei Winkel in jedem Dreieck zwei Rechte beträgt, und dann weiter zu der vollständigen Parallelentheorie.

Gegen diese Deduction wandten nun Legendre und R. v. Rees ein, daß in dem 5., 6. und 7. Corollar stillschweigend angenommen werde: alle gleichseitigen Dreiecke haben dieselben Winkel. Jeder unbefangene Leser wird dasselbe darin finden, der Verfasser aber will es theils nicht zugestehen, theils es rechtfertigen. Zuerst (s. Supplementa ad Sect. I.) will er sich durch Worte vertheidigen, indem er sagt, wenn Jemand die ersten vier Corollare als richtig anerkennt, so muß er auch die folgenden zugestehen. Das ist aber hier gewiß nicht der Fall; denn in den erstern ist nur von dem speciellen, über der Hypotenuse eines rechtwinkeligen Dreiecks beschriebenen gleichseitigen Dreieck die Rede, in den andern dagegen von dem Winkel irgend eines. Hernach scheint Hauff selbst es noch für zweckdienlich gehalten zu haben, den Satz, „daß die Winkel in allen gleichseitigen Dreiecken dieselben sind," zu beweisen. Und wäre ihm dieses geglückt, so wäre gegen seine ganze Arbeit Nichts einzuwenden, sondern sie würde ihren Zweck vollkommen erreicht haben — aber es ist wunderbar, wie der Verfasser sein Herumdrehen im Kreise nur selbst hat für einen Beweis halten können. Er sagt nämlich: In jedem Kreise ist der Radius die Sehne für den Winkel des gleichseitigen Dreiecks, welches über dem Radius beschrieben wird. Wenn man nun um C (Fig. XIX) als Mittelpunkt mit AC, als Einheit angenommen, dann mit $BC = 2 . AC$, mit $DC = 3 . AC$ u. s. w. Kreise beschreibt, darauf in E, G, K u. s. w. EF, GH, KL u. s. w., welche den respectiven Radien gleich sind, anträgt, so erhält man offenbar die gleichseitigen Dreiecke CEF, CGH, CKL u. s. w. Könnte man nun nachweisen, daß C, F, H, L u. s. w. in gerader Linie liegen, so hätte man zugleich bewiesen, daß die Winkel wenigstens in allen den gleichseitigen Dreiecken, welche commensurable Seiten haben, gleich seien. Um dieses zu thun, argumentirt der Verfasser so: die Winkel bei E, G, K u. s. w. müssen dem Winkel bei C gleich sein (sollte wol heißen: $\angle FEC$ muß $= \angle FCE$, $\angle HGC = \angle HCG$, $\angle LKC = \angle LCK$ u. s. w. sein, weil man noch nicht weiß, daß bei C nur ein Winkel gebildet wird, da man sonst ja schon annehme, daß C, F, H, L u. s. w. in einer geraden Linie liegen), sollten nun F und H nicht in der Linie CL liegen, so würde die Bedingung für die Gleichheit und somit mit die Gleichheit selbst des Winkels bei C mit denen bei E und G aufgehoben. — Kann man das einen Beweis nennen?

In der zweiten Section, in welcher Hauff die Parallelentheorie aus den Eigenschaften des Quadrats ableiten und die wir der geringen Wichtigkeit wegen hier nicht näher aus einander setzen wollen, befindet sich ein merkwürdiger Schluß. S. 29. Prop. IV, 3 schließt der Verfasser: weil eine Linie BD zwei andere Linien AD und EB die in dem Punkte D zusammentreffen, schneiden

muß, deshalb müssen sich alle drei Linien in einem Punkte D schneiden. — Da grade von diesem Zusammentreffen dieser drei Linien in einen Punkt nicht allein dieser Satz, sondern mittelbar die ganze Theorie abhängt und der erwähnte Schluß natürlich nicht gebilligt werden kann, so fällt damit zugleich diese ganze Deduction zusammen.

Ebenso können wir auch die dritte Section, in welcher die Parallelentheorie aus der Betrachtung des Kreises abgeleitet werden soll, ganz übergehen, da der Verfasser sich hierbei auf Sätze aus dem Frühern beruft, sodaß sie eigentlich nicht eine besondere Theorie genannt werden kann.

§. 12. Ferner ist unter denen, welche den Satz von der Winkelsumme des Dreiecks nachweisen wollten, auch Creizenach (s. Nr. 70) zu nennen. Er geht zuerst darauf aus, die Gleichheit des Quadrats der Hypotenuse und der Summe der Quadrate beider Katheten im rechtwinkeligen Dreieck nachzuweisen, und zwar auf analytischem Wege. Man kann aber nicht sagen, daß ihm dieses ganz geglückt ist; denn so sehr er sich auch bemüht, durch bloßes Raisonnement darzuthun, daß in zwei rechtwinkeligen Dreiecken, welche einen spitzen Winkel gleich haben, eine Kathete (k und k'), dasselbe Vielfache der zugehörigen Hypotenuse (h und h', d. h. also $k = m.h$ und $k' = m.h'$ sein müsse, so sieht man doch überall die Proportionalität der gleichnamigen Seiten ähnlicher Dreiecke zum Grunde liegen. Mit Hilfe dieses Satzes kommt er dann zur Bestimmung der Winkelsumme im rechtwinkeligen und endlich auch in jedem Dreiecke.

§. 13. Heßling (s. Nr. 59) schrieb eine sehr peinlich gearbeitete Abhandlung über die Theorie der Parallellinien, worin er sich ganz an die Theorie von Legendre, wie dieser sie in einer der frühern Ausgaben seiner Elemente gegeben hatte, anschloß, indem er sich nur bemühte, die Lücken, welche der ursprüngliche Verfasser gelassen hatte, auszufüllen. Um nachzuweisen, daß die Summe der Winkel eines Dreiecks nicht größer als zwei Rechte sein könne, stelle ABC (Fig. XX) ein Dreieck vor, in welchem die Winkel ABC und CAB spitze sind. Verlängert man nun AB über B hinaus, macht $BE = AB$, $\angle DBE = \angle CAB$ und $BD = AC$, so wird $\triangle BDE \cong \triangle ACB$. Wäre aber die Summe der Winkel im $\triangle ABC$ um x größer als 2 R., so wäre $CAB + ABC + BCA = 2R + x$, dagegen DBE (oder CAB) $+ ABC + CBD = 2R$, also wenn man letztere Gleichung von der vorigen abzieht: $ACB = CBD + x$. Da ferner die beiden Dreiecke ACB und CBD die Seiten $AC = BD$ und $BC = BC$ haben, in dem einen aber der von diesen gleichen Seiten eingeschlossene Winkel größer als in dem andern ist, so wird auch nach einem bekannten Satz die dritte Seite im ersten größer als die dritte im zweiten Dreiecke sein, d. h. $AB > CD$ oder $AB = CD + z$. Setzt man diese Construction fort, sodaß die Dreiecke ACB, BDE, EFG u. s. w. unter einander congruent gemacht werden, die zwischenliegenden Dreiecke aber CBD, DEF, FGH u. s. w. unter einander von selbst congruent werden, so wird auch jede der Linien AB, BE, EG u. s. w. um dieselbe Größe z größer als respective CD, DF, FH u. s. w. sein, also die gerade Linie $ABE\ldots Q = n.z +$ der geraden oder gebrochenen Linie CDF....R. Nun kann n so groß angenommen werden, daß $nz > AC + RQ$ wird, wodurch dann

$$AQ > AC + RQ + CDF\ldots R$$

d. h. die gerade Linie AQ größer als die gebrochene ACD...RQ wird, was gegen die Natur der geraden Linie ist. Diese Ungleichung müßte aber bestehen, wenn die Summe der Winkel in dem Dreiecke ABC größer als zwei Rechte wäre: es kann also letzteres nicht stattfinden.

Um zweitens nachzuweisen, daß die Summe der drei Winkel eines Dreiecks auch nicht kleiner als zwei Rechte sein könne, construire man über der Seite AC (Fig. XXI), welche dem kleinsten Winkel im Dreiecke ABC gegenüber liegt, ein anderes Dreieck ACF, welches seine Spitze nach der entgegengesetzten Seite liegen hat und dem Dreieck ACB in der Weise congruent ist, daß $\angle ACF = \angle BAC$ und $\angle CAF = \angle ACB$ ist. Daß die Spitze F zwischen die Verlängerungen der Schenkel BA und BC fallen muß, hat darin seinen Grund, daß sowol $\angle BCF$ als $\angle BAF$, jeder die Summe zweier Winkel (BAC und BCA) eines Dreiecks ist, als solche aber kleiner als zwei Rechte sein muß. Zieht man nun durch F eine gerade Linie DE, so erhält man zwei neue Dreiecke ADF und CFE. Jedes von diesen letztern hat zu seiner Winkelsumme nach dem Vorigen höchstens $2R$; wäre dagegen in dem $\triangle ABC$ und also auch in seinem congruenten $\triangle ACF$ diese Summe $= 2R - x$, so würde die Summe der Winkel in allen vier Dreiecken höchstens $= 8R - 2x$, und wenn man die Summe der Nebenwinkel bei A, C und F wegnimmt, die Winkelsumme im $\triangle BDE$ höchstens $= 2R - 2x$ sein. Wiederholt man diese Construction, so erhält man zunächst ein Dreieck BGH, in welchem die Winkelsumme höchstens $= 2R - 4x$ ist, dann eines, in welchem diese Summe höchstens $= 2R - 8x$ ist ꝛc., sodaß man durch Fortsetzung dieser Construction zu einem Dreiecke gelangt, in welchem die Winkelsumme $= 2R - 2^n.x$ ist, wo n eine so große Zahl bedeuten kann, daß diese Summe $= 0$ oder negativ wird, was natürlich absurd ist, sodaß also auch die zweite Annahme: die Summe der Winkel eines Dreiecks betrage weniger als zwei Rechte, auf einen Widerspruch führt.

Das Wesentliche, was Heßling in diesem Beweise von Legendre ergänzt zu haben glaubt, besteht in Folgendem.

1) Legendre hatte in Fig. XX nicht nachgewiesen, daß solche zwischenliegende Dreiecke CBD, DEF u. s. w. möglich waren, was Heßling dadurch that, daß er das erste Dreieck ABC in solcher Lage annahm, daß bei A und bei B spitze Winkel lagen.

2) Legendre hatte gradezu ohne Beweis den Satz als wahr angenommen, daß eine Bruchlinie, welche zwei Punkte mit einander verbindet, größer ist, als die gerade Linie zwischen denselben beiden Punkten. Heßling bewies diesen Satz.

3) Legendre hat in Fig. XXI nicht gezeigt, daß durch einen Punkt F, der zwischen den Schenkeln eines spitzen Winkels liegt, eine gerade Linie gezogen werden kann,

welche beide Schenkel trifft. Heßling hat es versucht. Aber hierin liegt grade die hauptsächliche Schwierigkeit, welche aus dem Wege zu räumen ihm ebenso wenig gelungen ist, als allen übrigen Geometern. Er sagt nämlich: ist FAB (Fig. XXII) ein spitzer Winkel und E ein Punkt innerhalb desselben, so fälle man von E ein Perpendikel ED auf einen seiner Schenkel, so wird dieses verlängert den andern Schenkel treffen müssen, weil, wenn es nicht träfe, der spitze Winkel den rechten ganz in sich fassen, also größer als dieser sein würde, was ein Widerspruch ist. Daß diese Schlußweise nicht zulässig ist, leuchtet an sich ohne besondere Erklärung ein.

§. 14. Eine merkwürdige und höchst interessante Theorie über Parallellinien ist die von Thibaut (s. Nr. 52). Sie wird gewöhnlich nach diesem Verfasser genannt, weil er sie besonders ausarbeitete, obgleich die erste Idee dazu schon sieben Jahre vorher von Krause (s. Nr. 44) gegeben war. Thibaut sagt:

Eine Linie ist die sichtbare Spur, die ein bewegter Punkt von seiner Bewegung zurückläßt. Wenn ein Anfangspunkt und ein Endpunkt gegeben sind, so bildet die progressive Bewegung vom ersten nach dem zweiten hin die gerade Linie. Der als nothwendig erscheinende Gang, welchen die Construction einer geraden Linie nehmen muß, um von einem bestimmten Anfangspunkt zu einem gegebenen Endpunkte fortzuschreiten, wird durch das Wort Richtung bezeichnet. Wenn ferner in einer ebenen Fläche von demselben Punkte aus, zwei Richtungen genommen sind, so ist es allemal möglich, den Unterschied derselben durch continuirlichen Übergang von der ersten zur zweiten in ursprünglicher Anschauung aufzufassen, wozu eine nicht weiter zurückführbare Raumbeschreibung oder Bewegung, welche man die drehende nennt, erfodert wird. Der Winkel besteht nun in dem durch drehende Bewegung aufgefaßten Unterschiede zweier Richtungen. Die Winkel, welche durch eine ganze, halbe oder Viertel-Drehung entstehen, heißen vier Rechte, zwei Rechte oder ein Rechter.

Bis hierher ist natürlich Alles in Ordnung; Thibaut fährt aber fort: Durch die Verbindung von geraden Linien und Winkeln in ebenen Flächen entstehen ebene geradlinige Figuren. „In Absicht auf diese bei der wirklichen Erzeugung zusammengesetzter Züge zu treffenden Verbindung tritt das allgemeine Princip einer völligen gegenseitigen Unabhängigkeit der progressiven und drehenden Bewegung ein. Insofern ein Punkt in gerader Linie fortschreitet, behält er durchaus die nämliche Richtung. Wenn also durch Drehung an einem Scheitelpunkte ein Winkel beschrieben worden und auf dem letzten Schenkel desselben beliebig fortgeschritten wird, ehe man aus seiner Richtung zu einer neuen drehend fortgeht, so ist die dadurch im Ganzen bewirkte Änderung der Richtung völlig dieselbe, als wenn beide Drehungen, ohne durch eine progressive Bewegung unterbrochen zu werden, an dem nämlichen Scheitelpunkte vorgenommen wären.

Nun stelle man sich in einen Winkelpunkt A des Dreiecks ABC (Fig. XXIII) vor. So lange man von da in der ersten Seite AB fortschreitet, behält man die Anfangs genommene Richtung ungeändert. Angekommen in ihrem Endpunkte B, ist man gezwungen, die bisherige Richtung zu verlassen und in der zweiten Seite die Richtung BC anzunehmen. Es wird also zum ersten Male hier ein Winkel DBC beschrieben, welcher der Nebenwinkel des an dieser Ecke in das Dreieck gehörigen ABC ist. Auf gleiche Weise ändert man, im Endpunkte der zweiten Seite BC angelangt, an dieser Stelle, von der bisherigen Richtung BCE in die der folgenden Seite übergehend, diese letzte Richtung um einen Winkel ECA, welcher der Nebenwinkel des an diesem Winkelpunkte im Dreiecke selbst liegenden BCA ist. Die Construction des Dreiecks wird vollendet, indem man in der zuletzt genommenen Richtung CA, zu ihrem Endpunkte CA fortgeht und sich, wie vorhin, aus der bisherigen Richtung CAF in die folgende AB versetzt, wobei ein Winkel FAB beschrieben wird, welcher Nebenwinkel des an dieser Ecke im Dreiecke liegenden CAB ist. Alsdann aber wird die Construction vollendet sein, weil man in ihren Anfangspunkt und in die zuerst von ihm aus genommene Richtung zurückgekommen ist.

Man hat also im Ganzen genommen drei Drehungen oder Änderungen der Richtung vorgenommen; jede von ihnen hat weniger als eine halbe Umdrehung betragen; sie sind sämmtlich nach derselben Seite hin geschehen. Wäre man, sie vollziehend, an demselben Punkte geblieben, so würde man, zurückgekommen in die anfängliche Richtung, von selbst berechtigt sein zu behaupten, man habe eine ganze Umdrehung vollführt. Das Gleiche ist aber auch hier der Fall. Denn man ist zwar in jeder der genommenen Richtungen fortgeschritten, ehe man sie drehend verlassen hat, um in die folgende überzugehen. Da aber, dem vorhin angeführten Princip zufolge, progressive und drehende Bewegung völlig unabhängig von einander sind und das Fortschreiten in einer geraden Linie durchaus keine Änderung der Richtung nach sich zieht, so muß es in Absicht des Betrags der vorgegangenen Richtungsänderungen ganz einerlei sein, ob man in der vorhergehenden Richtung erst fortgeschritten ist, ehe man aus ihr drehend den Übergang in die folgende gemacht hat oder nicht. Die drei Drehungen also, die bei vollständigem Durchlaufen des Umfangs eines Dreiecks beschrieben werden, würden die nämliche Änderung der Richtung im Ganzen erzeugt haben, wenn sie an demselben Scheitelpunkte vorgegangen wären, d. h. sie betragen in der That zusammen eine ganze Umdrehung oder vier Rechte. Da aber an jeder Ecke der durch die Drehung erzeugte Außenwinkel mit dem daneben liegenden innern Winkel zusammen zwei Rechte ausmacht, so ist die Summe der drei äußern und der drei innern Winkel gleich sechs Rechten. Zieht man also hiervon die Summe der äußern, welche vier Rechte ist, ab, so bleibt für die Summe der drei innern Winkel des Dreiecks zwei Rechte.

Der oben genannte Satz, auf welchem dieser ganze Beweis beruht, ist zwar sehr plausibel, wie es Jeder eingestehen muß, aber ihn als mathematischen Grundsatz anzuerkennen, dürfte doch nicht erlaubt sein.

§. 15. Ähnlich mit dieser Theorie von Thibaut ist die von einem Ungenannten in Wolf's Anfangsgründen u. s. w. (s. Num. 61). Dieser sagt: Die Größe eines Winkels wird durch den Bogen gemessen, welcher aus dem Scheitel mit einem beliebigen Radius beschrieben wird. Denkt man sich nun in irgend einem Dreieck abc (Fig. XXIV) die Seiten ab, bc, ca nach B, C und A hin ins Unendliche verlängert, sodaß B, C und A Punkte in einer Kreisperipherie sind, welche von a, b und c unendlich weit entfernt ist, dann wird der Bogen BC, das Maß des Winkels x sein, ebenso CA das Maß für y und AB das Maß für z. Die Summe $x + y + z$ wird also die ganze Peripherie zum Maße haben, also $= 360°$ sein, mithin die Summe der Nebenwinkel $n + o + m = 180°$.

Der Verfasser denkt sich zuerst die drei Punkte a, b und c als in den Mittelpunkt zusammenfallend, insofern man die Peripherie als unendlich weit entfernt annimmt, d. h. also, er denkt sich das Dreieck als verschwindend in Vergleich mit dem unendlich großen Kreise, hernach aber soll das Dreieck doch wieder eine endliche Größe haben, weil von der Größe seiner Winkel gesprochen wird. Das ist natürlich eine Vermengung der Begriffe des Endlichen und Unendlichen, die nicht gestattet werden darf.

§. 16. Wir haben im Anfange des §. 9 gesagt, daß wir die zur dritten Classe gehörigen Theorien über Parallellinien zu gruppiren versuchen wollten und haben bis jetzt diejenigen Verfasser angeführt, welche es unternahmen nachzuweisen, daß die Summe der drei Winkel eines Dreiecks zwei Rechte betragen. Wir gehen jetzt weiter und führen zunächst Karsten (s. Nr. 19), Hoffmann (s. Nr. 48), Malezieu (s. Nr. 7) und Nassir Eddin (s. Nr. 2) zusammen an, weil sie die Sache gleichmäßig behandelten.

Nassir Eddin raisonnirt folgendermaßen: Wenn man in einer Ebene zwei gerade Linien AB und CD (Fig. XXV) zeichnet und dazwischen andere Gerade EF, GH, IK ꝛc. zieht, welche auf CD senkrecht stehen und mit der andern AB ungleiche Winkel, einen spitzen und einen stumpfen, machen, und zwar so, daß alle spitzen Winkel nach der Seite BD hin liegen und alle stumpfen nach der Seite AC, so werden die Linien AB und CD auf der Seite BD sich nähern, bis sie sich schneiden und auf der Seite AC sich von einander entfernen, sodaß die Perpendikel nach der Seite BD hin kleiner und nach der Seite AC hin größer werden. Und zweitens: Wenn die geraden Linien, die zwischen zwei Geraden AB und CD gezogen sind, senkrecht auf einer von beiden, CD stehen und größer werden nach der einen Seite AC hin und kleiner nach der andern Seite BD, und wenn von beiden Geraden AB und CD so gezogen sind, daß sie sich auf der Seite, wo die Senkrechten größer werden, von einander entfernen und sich nähern auf der andern Seite, wo die Senkrechten kleiner werden, so werden ebendiese auf CD senkrecht stehenden Linien die andere Gerade AB unter zwei Winkeln, einem spitzen und einem stumpfen, scheiden, sodaß alle spitzen Winkel nach der Seite der Annäherung der beiden Linien AB und CD liegen und alle stumpfen nach der Seite ihrer Entfernung; deshalb ist auch AB gegen jede Senkrechte hin geneigt auf der Seite der Annäherung und von ihr ab auf der Seite der Entfernung. Diese beiden Sätze sind von frühern und spätern Geometern als Axiome angewandt worden.

Mit Hilfe dieser beiden Sätze, die ich hier mit Auslassung der überflüssigen Wiederholungen treu übersetzt habe, beweist Nassir Eddin zunächst: wenn man die Endpunkte zweier geraden Linien, die auf einer dritten senkrecht stehen, durch eine Gerade verbindet, so werden die hierdurch entstandenen Winkel auch rechte sein. — Sodann: die Winkel in jedem geradlinigen Dreieck betragen zwei Rechte. — Von hier ab nimmt dann die Theorie ihren gewöhnlichen Gang.

Wenn man nun auch in den zum Grunde gelegten Sätzen mit Recht folgern kann, daß die Perpendikel nach AC hin immer größer werden, so kann man doch nicht gradezu behaupten, daß jede Linie wie XZ erreicht und überschritten werden könne.

Ziemlich auf dasselbe kommt das hinaus, was Bendavid (s. Nr. 26) sehr detaillirt und in viele Sätze vertheilt vorträgt. Er geht von der besondern Erklärung aus: „wenn man auf einer Geraden zwei ungleich lange Perpendikel errichtet und die Endpunkte derselben verbindet, so wird der innerhalb des dadurch entstehenden Vierecks an dem längern Perpendikel liegende Winkel ein spitzer, der an dem kleinern Perpendikel liegende ein stumpfer Winkel genannt." Sein Hauptfehler liegt in seinem zehnten Satze, der so lautet: „Wenn zwei Linien AB und FC (Fig. XXVI) von einer dritten EB so durchschnitten werden, daß der eine Winkel FBC ein rechter, der andere ABC aber spitz ist, so werden diese Linien genugsam verlängert, auf dieser Seite unter einem spitzen Winkel zusammentreffen." Um diesen Satz zu beweisen, sagt er, nehme man in dem Schenkel AB einen beliebigen Punkt A an, der aber von der in B auf BC errichteten senkrechten Linie weiter entfernt ist, als der Punkt C, oder sodaß $AG > CB$ wird, und ziehe AC, dann wird nach der Erklärung $\angle$ ACB ein stumpfer Winkel sein und also nach einem vorhergegangenen, leicht beweisbaren Satze größer als ein rechter, d. h. $>$ FCB; es wird mithin die Linie FC innerhalb des Dreiecks ABC liegen, also in der Verlängerung die Linie AB schneiden müssen. — Hierin ist es nun offenbar nicht gestattet, ohne Weiteres anzunehmen, daß man in der Linie AB einen Punkt A finden könne, dessen senkrechte Entfernung von BG größer sei als CB, und doch beruht hierauf die Möglichkeit des ganzen Beweises und Satzes und dadurch mittelbar die ganze Theorie.

§. 17. Bensemann (s. Nr. 76) beweist zunächst, daß in jedem Dreiecke je zwei Seiten größer sein müssen als die dritte, und je zwei Winkel kleiner als zwei Rechte. Darauf will er nachweisen, daß, wenn man auf einer Geraden AC (Fig. XXVII) zwei unbestimmt lange Perpendikel AB und CD errichtet, und von einem beliebigen Punkte E in AB ein Perpendikel auf CD fällt, daß auch bei E rechte Winkel entstehen müssen. Denn, sagt

er, wäre ∠ FEB kleiner als ein Rechtet, so könnte man EB und FD so weit verlängern, daß sie größer als EF werden und als gleich anzunehmen sind. Dadurch aber erhält man drei Linien EF, EB und FD, von denen je zwei größer als die dritte sind, und es muß sich ein Dreieck aus ihnen bilden lassen. Zugleich würde dieses aber ein Dreieck sein, von dem zwei Seiten in ihrer Verlängerung von einer Linie AC unter zwei rechten Winkeln geschnitten würden, was nicht möglich ist. Hier sieht man aber nicht ein, weshalb aus den drei Linien EB, EF und FD grade ein solches Dreieck entstehen soll, welches bei F und E die hier vorhandenen Winkel enthält, während sogar noch die Seiten EB und FD als gleich angenommen werden, obgleich die Winkel E und F ungleich sind.

§. 18. Kästner (s. Nr. 36), Schmidt (s. Nr. 40), Hermann (s. Nr. 53) u. a. m. wollen die Theorie der Parallellinien aus der Vorstellung von der Verschiebung unveränderlicher Winkel herleiten; legen aber dabei einen der folgenden zu unvollständig bewiesenen Sätze zu Grunde, entweder: „wenn von zwei geraden Linien AB und CD, welche von einer dritten XZ geschnitten werden, die eine AB, die andere CD schneidet, und man bewegt AB so auf XZ fort, daß sie mit dieser beständig denselben Winkel bildet, so wird sie nie ganz aus CD heraustreten, sondern beständig einen Durchschnittspunkt mit ihr haben." — Oder: „wenn man von zwei Linien AB und CD, die von einer dritten XZ geschnitten werden, nicht weiß, ob sie sich bei gehöriger Verlängerung gegenseitig schneiden werden, dagegen nachweisen kann, daß AB, wenn sie unter demselben Winkel gegen XZ auf dieser fortbewegt wird, in irgend einer Lage CD schneidet, so muß auch AB in der ursprünglichen Lage, gehörig verlängert CD schneiden."

Olivier (s. Nr. 79) geht zwar nicht von der Verschiebung des Winkels, aber von der Veränderung desselben durch Drehung einer Linie aus. Er sagt: wenn in Fig. XXVIII die gerade Linie KC so liegt, daß sie durch den Punkt C geht und die Linie AB schneidet, so wird nach einem bekannten Satze der Winkel KCF größer als BAC sein, und jede Linie durch C gezogen, welche einen noch größern Winkel mit CF macht, wird nothwendig die Linie AB zwischen A und K treffen müssen.

Die Linie IC, welche einen Winkel ICF = BAC bildet, kann die Linie BA niemals treffen, und es entsteht die Frage, ob es noch andere Linien gibt, welche durch C gehen und sich mit AB nie schneiden. Gesetzt DC wäre eine solche, dann wird auch jede zwischen DC und IC liegende die AB nie schneiden dürfen; denn schnitte z. B. NC dieselbe, so müßte dies auch für DC der Fall sein, wie vorhin aus dem Schneiden der KC mit AB, das von LC mit AB folgte.

Soll es nun solche theils schneidende, theils nicht schneidende Linien geben, so muß man gewiß eine letzte schneidende finden können, über welche hinaus alle Linien nicht schneiden. Wäre DC diese Grenze oder die letzte Linie durch C, welche sich mit AB schneidet, so muß dieser Schnittpunkt immer noch angebbar sein. Es kann aber AB als unbegrenzte Linie gewiß über diesen Punkt hinaus verlängert werden, und von einem beliebigen Punkte in dieser Verlängerung kann man gewiß eine Gerade nach C ziehen, die außerhalb DC liegen würde, sodaß DC nicht die Grenze der schneidenden Linien sein kann. Es gibt also keine letzte schneidende oder erste nicht schneidende Linie, die mit CF einen Winkel bildete, der größer als ICF = BAC wäre.

§. 19. Ptolemäos stellt nach dem, was uns Proclus berichtet, die Lehre von den Parallellinien so dar, daß er sagt: „wenn zwei parallele Linien von einer dritten geschnitten werden, so sind die innern Winkel auf derselben Seite der schneidenden entweder gleich zwei Rechten, oder kleiner oder größer als zwei Rechte. Sollte aber," fährt Ptolemäos zu schließen fort, „die Summe der innern Winkel auf der einen Seite der schneidenden Linie größer oder kleiner als zwei Rechte sein, so müßte auch zu gleicher Zeit, weil die Linien auf der andern Seite ebenfalls parallel sein sollen, die Summe der innern Winkel auf dieser andern Seite größer oder kleiner als zwei Rechte sein, was mit dem Satze, daß Nebenwinkel zusammen zwei Rechte betragen, nicht verträglich ist, sie müssen also gleich zwei Rechten sein." Hier liegt offenbar die Idee zum Grunde, daß parallele Linien auf beiden Seiten einer sie schneidenden Linie gleichmäßig gegen diese gelegen sind, d. h. gleiche Winkel mit dieser machen; was natürlich nicht gradezu anzunehmen ist.

Franceschini (s. Nr. 29) will beweisen, daß zwei Linien sich schneiden müssen, wenn die eine von ihnen eine dritte unter einem rechten Winkel schneidet, während die andere mit derselben dritten einen spitzen Winkel bildet. Er denkt sich an AB (Fig. XXIX) die Linien BC unter rechtem und AD unter spitzem Winkel angetragen, und die Linie AD in zwei Theile AF und FD so getheilt, daß AD > AF wird. Fällt man alsdann von F ein Perpendikel auf AB, so trifft dieses etwa in G, fällt man aber darauf ein Perpendikel von D auf AB, so wird dieses nicht in G, weil sonst hier zwei Perpendikel in demselben Punkte auf derselben Linie stehen würden, auch nicht zwischen A und G fallen können, weil man ein Dreieck HGD mit einem rechten und einem stumpfen Winkel erhalten würde, sondern es muß über G hinausfallen, also etwa nach E. „Es wird also," sagt Franceschini, „wenn die Linie AD einen Zuwachs erhält, auch ebenso und in demselben Verhältnisse, AE wachsen." Da nun AD ohne Ende wachsen kann, so hindert nichts, anzunehmen, daß auch AE größer werde als AB, und dann muß AD die Linie BC schneiden. — Die Schwäche des Schlusses liegt am Tage.

Martin Ohm (s. Nr. 64) stellt für seine Parallelentheorie folgende vier Sätze auf:

1) Sind die äußern Winkel den innern gleich, so schneiden sich die Linien nie.

2) Schneiden sich zwei Linien nie, werden sie aber von einer beliebigen dritten geschnitten, so sind die äußern Winkel den innern gleich.

3) Sind die äußern Winkel oben größer, als die innern, so schneiden sich die Linien oben.

[illegible] werden sie bei beliebiger [illegible] [illegible] können. Denn [illegible] [illegible] durch einen Punkt [illegible] [illegible] Richtung [illegible] [illegible] werden daher [illegible]

[illegible] zwei parallele Linien [illegible] [illegible] dieselbe bedeutet, [illegible] [illegible] eine dritte Gerade [illegible] [illegible] bei beiden [illegible] [illegible] Fig. XXX, hat [illegible] [illegible] CD haben [illegible] [illegible] verschiedene Richtung. [illegible] [illegible] Geraden [illegible] [illegible] wird also der [illegible] [illegible] Richtungen von EF [illegible] Winkel ECD, der [illegible]

[illegible] einer dritten [illegible] [illegible] müssen. [illegible] Punkt nicht [illegible] [illegible] parallel ziehen [illegible]

[illegible], was man sich [illegible] [illegible] habe. In dem, [illegible] [illegible] Satz [illegible] [illegible] hat, sie haben [illegible] [illegible] Linie [illegible] Winkel [illegible]

[illegible] Werner von Voigt [illegible] Nr. 30 [illegible] und [illegible] ähnlich [illegible], daß der Raum nicht [illegible] [illegible], sondern daß es ein Element [illegible] Element der Fläche und ein Element des [illegible]. Das Element der Linie ist weder gerade [illegible] [illegible] die verschiedene Art der Zusammensetzung der Elemente entsteht die gerade oder die [illegible]. [illegible] will aus diesem Begriffe ableiten, [illegible] Punkt außerhalb einer geraden Linie nur [illegible] mit dieser gezogen werden könne. Er [illegible]

[illegible] Fig. XXXI [illegible] mit ab parallel, dann wird [illegible] durch a gelegt werden können, [illegible]. Denn wäre [illegible] ein solches [illegible] kann man [illegible] auf der Linie [illegible] fortbe[illegible], daß der Winkel [illegible] beständig derselbe bleibt und [illegible] den Endpunkt [illegible] des Elements am [illegible]. [illegible] zwar noch mit ab parallel sein, [illegible]

[illegible] man offenbar nicht ein, weshalb die Linie [illegible] Punkt [illegible] erreichen soll, als die Linie ab, [illegible] keine Linie ist, sondern nur ein untheilbares Element.

[illegible] will [illegible] beweisen, daß parallele Linien [illegible] unter gleichen Winkeln geschnitten werden. [illegible]

[illegible], was durch sein continuirliches Nebeneinanderliegen den Begriff der Ausdehnung erzeugt, ist ein

räumlicher Punkt, das durch continuirliches Nebeneinandersetzen des räumlichen Punkts Erzeugte ist die räumliche Linie, und das continuirliche Nebeneinandersetzen der räumlichen Linie erzeugt die räumliche Fläche. Nimmt man aus diesen continuirlich neben einander gesetzten Linien irgend welche heraus, so nennt man sie parallele Linien. Schneidet man nun diese durch eine dritte Gerade und denkt man sich alle zwischen den beiden Parallelen continuirlich neben einander liegenden räumlichen Linien, so wird der obere Rand der ersten parallelen Linie denselben Winkel mit der schneidenden machen, als der untere und dieser untere Rand der ersten Linie denselben Winkel, als der obere Rand der zunächst liegenden; weil beide Ränder zusammenfallen müssen, dieser dann wieder denselben Winkel als der untere Rand u. s. w. bis zur zweiten parallelen Linie.

§. 21. Die Verfasser Crelle (s. Nr. 56 und Nr. 85), Bürger (s. Nr. 66) und Schulz (s. Nr. 23) wollen das Wesen des Winkels in dem unendlichen Raume finden, welcher zwischen ihren Schenkeln liegt, d. h. nach ihrem Ausdrucke in den Winkelflächen, indem sie sagen: gleiche Winkel haben gleiche Winkelflächen, ungleiche aber ungleiche, und die Flächen zwischen parallelen Linien sind als Null zu betrachten. Man sehe hierüber Bendavid (s. Nr. 26) und Eichler (s. Nr. 24). Um hiervon eine Idee zu geben, führen wir noch die Entwickelung aus Crelle (Mathem. Journ. T. XI) an.

Der Verfasser will beweisen, daß zwei Linien EC und DB (Fig. XXXII), welche mit einer dritten zwei Winkel ECB und DBC machen, die zusammen kleiner als zwei Rechte sind, sich nothwendig schneiden müssen. Dieses thut er nun auf folgende Art.

Man mache den Winkel ACB gleich dem Winkel DBI, d. h. gleich dem Supplement von DBC, und die Winkel ACE, ECF, FCG ꝛc. unter einander gleich, sodaß ACF = 2 . ACE, ACG = 3 . ACE ꝛc. wird, so ist klar, daß man immer irgend ein Vielfaches ACH = n . ACE von dem Winkel ACE wird finden können, welches gleich oder größer als der Winkel ACP ist, d. h. welches nicht kleiner als dieser Winkel ACP ist, welches auch der Winkel ACE sein mag. Hierbei kann n stets als ganze Zahl gedacht werden.

Andererseits mache man CB = BI = IL ꝛc. und die Winkel ACB, DBI, KIL ꝛc. unter einander gleich, dann werden die Figuren ACBD, DBIK, KILM ꝛc. unter einander congruent sein und man erhält ACIK = 2 . ACBD, ACLM = 3 . ACBD ꝛc.

Nun sei ACNO = n . ACBD, wo n denselben Zahlenwerth hat, als vorhin in dem Ausdrucke ACH = n . ACE, so sieht man, daß ACNO immer kleiner ist, als der Winkel ACP, weil ACNO nicht den Winkel ONP, der noch innerhalb ACP liegt, mit in sich begreift. Es wird also nothwendig ACBD kleiner als ACE sein müssen. Oder auch, man sieht, daß der Winkel ACP nicht in ACNO begriffen ist, sodaß folglich auch der Winkel ACH, der nicht kleiner als ACP ist, nicht darin begriffen sein kann; also kann auch der Winkel ACE, der nte Theil von ACH nicht in ACBD, dem nten Theil von ACNO enthalten sein. Es muß also CE nothwendig BD schneiden.

Wir fügen zum Schlusse noch ein möglichst vollständiges chronologisch geordnetes Verzeichniß der Werke und Abhandlungen über die Parallelentheorie hinzu, worin wir bei der im Vorigen genauer behandelten die Nummer des Paragraphes, in welchem dieses geschehen, anmerken:

1) *Procli* in primum Elementorum Euclidis libri quatuor. (Basileae 1533. fol.) s. §. 8. 2) *Euclidis* Elementorum geometricorum libri tredecim. Ex traditione doctissimi *Nassir-Eddini* Tusini nunc primum arabice impressi. (Romae in Typographia Medicea 1594.) s. §. 16. 3) *Petri Rami*, Arithmeticae libri duo, geometriae XXVII. a *Lazaro Schonero* recogniti. (Francof. 1599. 4.) s. §. 3. 4) *Euclidis* Elementorum libri XV. Auctore *Christophoro Clavio*. (Bambergensi. Francofurti 1607.) s. §. 4. 5) Operetta delle linee rette equidistanti ed non equidistanti di *Pietro Antonio Cataldo*. (Bologna. 1603.) s. §. 3. 6) Euclide restituto da *Vitale Giordano da Bitonto*, Lettore delle Mathematiche nella Sapienza di Roma, e nella Reale Academia stabilita dal Rè Christianissimo nella medesima Citta. Libri XV. (Rom. 1686.) s. §. 5. 7) *Malezieu*, Élémens de Géometrie. (Paris 1721.) s. §. 16. *Varignoni*, Élémens de Mathém. (Paris 1731.) s. §. 7. 9) *Andreae Tacquet*, Elementa Euclidea. (Romae 1745.) s. §. 3. 10) *Ch. Wolf*, Elementa matheseos universae. (Halle 1750.) s. §. 3. 11) Principia theoriae de infinito mathematico et demonstrationem possibilitatis parallelarum publico eruditorum examini subjiciunt *Fridericus Gottlob Hanke* et *Benjamin Gottlieb Binder*. (Bresl. 1751.) s. §. 5. 12) *Rog. Jos. Boscowich*, Elementa matheseos universae. (Rom. 1754.) s. §. 3. 13) Élémens de Géometrie par *Koenig*. 1758. s. §. 8. 14) Diss. mathem. sistens linearum parallelarum proprietates nova ratione demonstratas, quam publicae eruditorum disquisitioni subjiciunt *Fridericus Daniel Behn* et respondens *Joann. Jacob. de Hagen*. (Jena 1761.) s. §. 3. 15) Conatuum praecipuorum theoriam parallelarum demonstrandi recensio, quam publico examini submittens *Abr. Gotth. Kaestner* et auctor respondens *Georgius Simon Kluegel*. (Goetting. 1763.) 16) *Andreae Boehmii* de rectis parallelis dissertatiuncula. 1763. 17) *Bezout*, Cours de mathématiques. (Paris 1770.) s. §. 3. 18) *Bossut*, Traité élémentaire de Géométrie. (Paris 1775.) s. §. 3. 19) Wz. J. Gst. Karsten, Versuch einer völlig berichtigten Theorie von den Parallellinien. (Halle 1778.) s. §. 16. 20) Franz Xaver von Käsner, Abhandlung über die Lehre von den Parallellinien. (Wien 1778.) 21) Neueröffnetes Geheimniß der Parallellinien von Anton Felkel. (Wien 1781.) 22) Hindenburg, über die Schwierigkeit bei der Lehre von den Parallellinien. Neues System der Parallellinien. Im leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathem. und Ökonomie. 1781 und 1786. 23) Entdeckte Theorie der Parallelen von J. Schulz. (Königsberg 1784, und Darstellung der vollkommenen Evidenz und Schärfe seiner Theorie der Parallelen. (Königsberg 1786.) s. §. 21. 24) *Kp. Eichler*, De theoria parallelarum *Schulziana*. (Leipzig 1786.) 25) Bestätigung der Schulzischen Theorie der Parallelen und Widerlegung der Bendavidschen Abhandlung über die Parallellinien von J. F. Gensichen. (Königsberg 1786.) 26) Über die Parallellinien, von Lazarus Bendavid. (Berlin 1786.) s. §. 86. 27) Theorie der Parallellinien, von Joh. Heinr. Lambert, Leipziger Magazin für reine und angewandte Mathem. 1786. 28) *De Castillon*, Mémoire sur les parallèles d'Euclide. Nouv. Mém. de l'acad. roy. des scienc. et bel. let. de Berlin. 1786—1787 et 1788—1789. 29) Opuscoli Mathematici del *Francesco Maria Franceschini*. (Bassano 1787.) p. 103—133. Opuscula III. La Teoria delle parallele rigorosamente dimostrata. s. §. 19. 30) *J. H. Voigt*, Dissertatio mathematica exhibens tentamen ex notione lineae rectae distincta et completa, axiomatis undecimi Euclidis veritatem demonstrandi. (Jena 1789.) s. §. 20. 31) *E. Rosenback*, Diss. sistens theoriam linearum parallelarum. 1789. 32) *Mt. Wold. v. Schroetteringk*, Demonstratio theorematis par-

4) Schneiden sich zwei Linien oben, so sind oben die äußern Winkel größer als die innern.

Beweis zu 1. Wegen der Gleichheit der äußern und innern Winkel sind auch die Wechselwinkel gleich und werden sich also die obere Figur und die untere, auf einander gelegt, decken; sollten sich also die Linien oben schneiden, so müßten sie sich auch wegen der Deckung unten schneiden, d. h. zwei gerade Linien müßten sich in zwei Punkten schneiden können, was nicht möglich ist.

Beweis zu 2. Dieser zweite Satz folgt aus dem Satze des zureichenden Grundes. — Ein Winkel hängt von der gegenseitigen Lage seiner Schenkel ab; die Gleichheit oder Ungleichheit zweier Winkel also von der Lage eines jeden zweiten Schenkels gegen den ersten. „Ist nun dieser erste Schenkel gemeinschaftlich, so ist kein Grund da, warum die Gleichheit oder Ungleichheit der Winkel von etwas anderm abhängen sollte, als von der Lage der zweiten Schenkel. Die Gleichheit oder Ungleichheit der äußern und der innern Winkel hängt also nur von der Lage der beiden geschnittenen Linien ab, weil die schneidende der gemeinschaftliche Schenkel ist. Da nun diese Lage der geschnittenen Linien oben und unten dieselbe ist, indem sie sich oben nicht schneiden und auch unten nicht schneiden, so ist kein Grund vorhanden, warum die äußern Winkel zu den innern oben ein anderes Verhältniß haben sollten, als die äußern Winkel zu den innern unten haben." Wären also oben die äußern Winkel größer als die innern, so wären auch unten die äußern größer als die innern. Wären aber oben die äußern Winkel kleiner als die innern, so wären auch unten die äußern kleiner als die innern. In beiden Fällen wäre aber die Summe der anliegenden äußern Winkel oben und unten entweder größer oder kleiner als die Summe der anliegenden innern Winkel oben und unten, d. h. ein flacher Winkel wäre größer oder kleiner als der andere flache Winkel, was nicht möglich ist. Daraus folgt, daß die äußern Winkel den innern oben und unten gleich sein müssen.

Beweis zu 3. Daß sich die Linien schneiden, folgt rein indirect aus dem zweiten Satze. Wo aber? folgt durch Aufeinanderlegen des untern Theils der Figur auf den obern, indem dann wegen der größern untern Winkel das obere Paar Linien zwischen das untere zu liegen kommt, sodaß, wenn sich die untern schnitten, sich nothwendig auch die obern schneiden müßten. Da aber zwei gerade Linien sich nur in Einem Punkte schneiden können, so dürfen sich die Linien unten nicht schneiden.

Der Beweis zu 4 folgt indirect aus dem vorigen.

Jacobi (s. Nr. 75) sagt, durch jeden Punkt kann man nicht mehr als eine Linie ziehen, welche eine bestimmte Richtung hat. Denn denkt man sich durch den Punkt eine Linie in der gegebenen Richtung gezogen, und sollte durch denselben Punkt noch eine zweite von dieser verschiedene Linie möglich sein, welche dieselbe Richtung hat, so würde sie offenbar mit der ersten einen Winkel bilden, deshalb aber nothwendig eine andere Richtung haben, weil ja die Richtung einer Linie eben von dem Winkel abhängt.

Liegen nun zwei Linien, welche dieselbe Richtung haben, neben einander, so werden sie bei beliebiger Verlängerung sich nie schneiden können. Denn schnitten sie sich irgendwo, so würde man dadurch einen Punkt erhalten, durch den zwei Linien von gleicher Richtung gingen, was nicht möglich ist. Es werden daher Linien von gleicher Richtung parallel sein.

Schneidet man endlich zwei parallele Linien oder was, nach dem eben Gesagten, dasselbe bedeutet, zwei Linien von gleicher Richtung durch eine dritte Gerade, so werden die Winkel mit dieser dritten bei beiden dieselben sein. Denn die Linie EF (Fig. XXX) hat eine gewisse Richtung und die beiden AB und CD haben auch eine gewisse, von der vorigen aber verschiedene Richtung. Die Verschiedenheit aber der Richtungen zweier Geraden wird überall im Raume dieselbe sein, es wird also der Winkel EAB, der die Verschiedenheit der Richtungen von EF und AB mißt, gleich sein dem Winkel ECD, der die von EF und CD mißt.

Daß zwei Linien, die mit einer dritten ungleiche Winkel machen, sich schneiden müssen, folgt nun auch ganz einfach daraus, daß durch einen Punkt nicht mehr als eine Linie mit einer andern parallel gehen kann.

Diese Sache wäre ganz gut und brauchbar, wenn man nur bestimmt angeben könnte, was man sich unter der Richtung einer Linie zu denken habe. In dem, was Jacobi sagt, liegt offenbar der Satz zum eigentlichen Grunde, daß man von Linien sagt, sie haben gleiche Richtung, wenn sie mit einer dritten Linie gleiche Winkel machen.

§. 20. Die beiden Theorien von Voigt (s. Nr. 30) und Langsdorf (s. Nr. 45) sind einander sehr ähnlich. Beide kommen darauf hinaus, daß der Raum nicht bis ins Unendliche theilbar ist, sondern daß es ein Element der Linie, ein Element der Fläche und ein Element des Körpers gibt. Das Element der Linie ist weder gerade noch krumm, nur durch die verschiedene Art der Zusammenfügung der Elemente entsteht die gerade oder die krumme Linie. Voigt will aus diesem Begriffe ableiten, daß durch einen Punkt außerhalb einer geraden Linie nur eine Parallele mit dieser gezogen werden könne. Er sagt nämlich:

Es sei (Fig. XXXI) $\alpha\beta$ mit ab parallel, dann wird kein anderes Linienelement durch a gelegt werden können, welches parallel mit $\alpha\beta$ ist. Denn wäre am ein solches Element, so kann man $\alpha\beta$ so auf der Linie dg fortbewegen, daß der Winkel $\beta\alpha\delta$ beständig derselbe bleibt und daß sie endlich den Endpunkt m des Elements am erreicht, dann wird $\alpha'\beta'$ zwar noch mit ab parallel sein, aber nicht mit am.

Hier sieht man offenbar nicht ein, weshalb die Linie $\alpha\beta$ den Punkt m früher erreichen soll, als die Linie ab, da ja am noch keine Linie ist, sondern nur ein untheilbares Element.

Langsdorf will geradezu beweisen, daß parallele Linien von einer dritten unter gleichen Winkeln geschnitten werden. Er sagt:

Das Einfache, was durch sein continuirliches Nebeneinandersetzen den Begriff der Ausdehnung erzeugt, ist ein

räumlicher Punkt, das durch continuirliches Nebeneinandersetzen des räumlichen Punkts Erzeugte ist die *räumliche Linie*, und das continuirliche Nebeneinandersetzen der räumlichen Linie erzeugt die *räumliche Fläche*. Nimmt man aus diesen continuirlich neben einander gesetzten Linien irgend welche heraus, so nennt man sie *parallele Linien*. Schneidet man nun diese durch eine dritte Gerade und denkt man sich alle zwischen den beiden Parallelen continuirlich neben einander liegenden räumlichen Linien, so wird der obere Rand der ersten parallelen Linie denselben Winkel mit der schneidenden machen, als der untere und dieser untere Rand der ersten Linie denselben Winkel, als der obere Rand der zunächst liegenden; weil beide Ränder zusammenfallen müssen, dieser dann wieder denselben Winkel als der untere Rand u. s. w. bis zur zweiten parallelen Linie.

§. 21. Die Verfasser Crelle (s. Nr. 56 und Nr. 85), Bürger (s. Nr. 66) und Schulz (s. Nr. 23) wollen das Wesen des Winkels in dem unendlichen Raume finden, welcher zwischen ihren Schenkeln liegt, d. h. nach ihrem *Ausdrucke in den Winkelflächen*, indem sie sagen: gleiche Winkel haben gleiche Winkelflächen, ungleiche aber ungleiche, und die Flächen zwischen parallelen Linien sind als Null zu betrachten. Man sehe hierüber Bendavid (s. Nr. 26) und Eichler (s. Nr. 24). Um hiervon eine Idee zu geben, führen wir noch die Entwickelung aus Crelle (Mathem. Journ. T. XI) an.

Der Verfasser will beweisen, daß zwei Linien EC und DB (Fig. XXXII), welche mit einer dritten zwei Winkel ECB und DBC machen, die zusammen kleiner als zwei Rechte sind, sich nothwendig schneiden müssen. Dieses thut er nun auf folgende Art.

Man mache den Winkel ACB gleich dem Winkel DBI, d. h. gleich dem Supplement von DBC, und die Winkel ACE, ECF, FCG ꝛc. unter einander gleich, sodaß ACF = 2 . ACE, ACG = 3 . ACE ꝛc. wird, so ist klar, daß man immer irgend ein Vielfaches ACH = n . ACE von dem Winkel ACE wird finden können, welches gleich oder größer als der Winkel ACP ist, d. h. welches *nicht kleiner* als dieser Winkel ACP ist, welches auch der Winkel ACE sein mag. Hierbei kann n stets als ganze Zahl gedacht werden.

Andererseits mache man CB = BI = IL ꝛc. und die Winkel ACB, DBI, KIL ꝛc. unter einander gleich, dann werden die Figuren ACBD, DBIK, KILM ꝛc. unter einander congruent sein und man erhält ACIK = 2 . ACBD, ACLM = 3 . ACBD ꝛc.

Nun sei ACNO = n . ACBD, wo n denselben Zahlenwerth hat, als vorhin in dem Ausdrucke ACH = n . ACE, so sieht man, daß ACNO *immer kleiner* ist, als der Winkel ACP, weil ACNO nicht den Winkel ONP, der noch innerhalb ACP liegt, mit in sich begreift. Es wird also nothwendig ACBD kleiner als ACE sein müssen. Oder auch, man sieht, daß der Winkel ACP nicht in ACNO begriffen ist, sodaß folglich auch der Winkel ACH, der nicht kleiner als ACP ist, nicht darin begriffen sein kann; also kann auch der Winkel ACE, der nte Theil von ACH nicht in ACBD, dem nten Theil von ACNO enthalten sein. Es muß also CE nothwendig BD schneiden.

Wir fügen zum Schlusse noch ein möglichst vollständiges chronologisch geordnetes Verzeichniß der Werke und Abhandlungen über die Parallelentheorie hinzu, worin wir bei der im Vorigen genauer behandelten die Nummer des Paragraphes, in welchem dieses geschehen, anmerken:

1) *Procli* in primum Elementorum Euclidis libri quatuor. (Basileae 1533. fol.) s. §. 8. 2) *Euclidis* Elementorum geometricorum libri tredecim. Ex traditione doctissimi *Nassir-Eddini* Tusini nunc primum arabice impressi. (Romae in Typographia Medicea 1594.) s. §. 16. 3) *Petri Rami*, Arithmeticae libri duo, geometriae XXVII. a *Lazaro Schonero* recogniti. (Francof. 1599. 4.) s. §. 3. 4) *Euclidis* Elementorum libri XV. Auctore *Christophoro Clavio*. (Bambergensi. Francofurti 1607.) s. §. 4. 5) Operetta delle linee rette equidistanti ed non equidistanti di *Pietro Antonio Cataldo*. (Bologna. 1603.) s. §. 3. 6) Euclide restituto da *Vitale Giordano da Bitonto*, Lettore delle Mathematiche nella Sapienza di Roma, e nella Reale Academia stabilita dal Rè Christianissimo nella medesima Citta. Libri XV. (Rom. 1686.) s. §. 5. 7) *Malezieu*, Élémens de Géometrie. (Paris 1721.) s. §. 16. *Varignoni*, Élémens de Mathém. (Paris 1731.) s. §. 7. 9) *Andreae Tacquet*, Elementa Euclidea. (Romae 1745.) s. §. 3. 10) *Ch. Wolf*, Elementa matheseos universae. (Halle 1750.) s. §. 3. 11) Principia theoriae de infinito mathematico et demonstrationem possibilitatis parallelarum publico eruditorum examini subjiciunt *Fridericus Gottlob Hanke* et *Benjamin Gottlieb Binder*. (Bresl. 1751.) s. §. 5. 12) *Rog. Jos. Boscowich*, Elementa matheseos universae. (Rom. 1754.) s. §. 3. 13) Élémens de Géometrie par *Koenig*. 1758. s. §. 8. 14) Diss. mathem. sistens linearum parallelarum proprietates nova ratione demonstratas, quam publicae eruditorum disquisitioni subjiciunt *Fridericus Daniel Behn* et respondens *Joann. Jacob. de Hagen*. (Jena 1761.) s. §. 3. 15) Conatuum praecipuorum theoriam parallelarum demonstrandi recensio, quam publico examini submittens *Abr. Gotth. Kaestner* et auctor respondens *Georgius Simon Kluegel*. (Goetting. 1763.) 16) *Andreae Boehmii* de rectis parallelis dissertatiuncula. 1763. 17) *Bezout*, Cours de mathématiques. (Paris 1770.) s. §. 3. 18) *Bossut*, Traité élémentaire de Géométrie. (Paris 1775.) s. §. 3. 19) Wz. J. Gst. *Karsten*, Versuch einer völlig berichtigten Theorie von den Parallellinien. (Halle 1778.) s. §. 16. 20) *Franz Xaver von Käsner*, Abhandlung über die Lehre von den Parallellinien. (Wien 1778.) 21) Neueröffnetes Geheimniß der Parallellinien von *Anton Felkel*. (Wien 1781.) 22) *Hindenburg*, über die Schwierigkeit bei der Lehre von den Parallellinien. Neues System der Parallellinien. Im leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathem. und Ökonomie. 1781 und 1786. 23) Entdeckte Theorie der Parallelen von *J. Schulz*. (Königsberg 1784, und Darstellung der vollkommenen Evidenz und Schärfe seiner Theorie der Parallelen. (Königsberg 1786.) s. §. 21. 24) *Kp. Eichler*, De theoria parallelarum *Schulziana*. (Leipzig 1786.) 25) Bestätigung der Schulzischen Theorie der Parallelen und Widerlegung der Bendavidschen Abhandlung über die Parallellinien von *J. F. Gensichen*. (Königsberg 1786.) 26) Über die Parallellinien, von *Lazarus Bendavid*. (Berlin 1786.) s. §. 86. 27) Theorie der Parallellinien, von *Joh. Heinr. Lambert*, Leipziger Magazin für reine und angewandte Mathem. 1786. 28) *De Castillon*, Mémoire sur les parallèles d'Euclide. Nouv. Mém. de l'acad. roy. des scienc. et bel. let. de Berlin. 1786—1787 et 1788—1789. 29) Opuscoli Mathematici del *Francesco Maria Franceschini*. (Bassano 1787.) p. 103—133. Opuscula III. La Teoria delle parallele rigorosamente dimostrata. s. §. 19. 30) *J. H. Voigt*, Dissertatio mathematica exhibens tentamen ex notione lineae rectae distincta et completa, axiomatis undecimi Euclidis veritatem demonstrandi. (Jena 1789.) s. §. 20. 31) *K. Rosenback*, Diss. sistens theoriam linearum parallelarum. 1789. 32) *Mt. Wold. v. Schroetteringk*, Demonstratio theorematis par-

allelarum. (Hamburg 1790.) 33) *Lucca Cagnazzi*, Memoria sulle Curve Paralleli. Neapel. 34) J. F. Lorenz, Grundriß der reinen und angewandten Mathematik. (Helmstedt 1791.) s. §. 8. 35) *J. Jac. Ebert*, Progr. de lineis rectis parallelis. (Wittenberg 1792.) 36) Abr. Gotth. Kästner, Anfangsgründe der Arithm., Geom. ꝛc. (Göttingen 1792.) s. §. 18. 37) *J. C. F. Hauff*, Programma acad. quo duas vexatissimas matheseos purae elementaris theorias enodare conatur. (Marburg 1793.) 38) *J. C. D. Wildt*, Systematis matheseos proxime vulgandi specimen. Theses quae de lineis parallelis respondent. (Goetting. 1795.) 39) Bemerkungen über die Theorien der Parallelen des Hrn Hofpredigers Schulz und der Herrn Gensichen und Bendavid. (Libau 1796.) 40) G. Gli. Schmidt, Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauche auf Schulen und Universitäten. (Frankfurt a. M. 1797.) s. §. 18. 41) Demonstratio theorematis parallelarum. (Hamburg 1799.) 42) *J. Cp. Schwab*, Tentamen novae parallelarum theoriae notione situs fundatae. (Stuttg. 1801.) s. §. 8. 43) *Paul. Christ. Voit*, Percursio conatuum demonstrandi parallelarum theoriam de iisque judicium. (Goetting. 1802.) s. §. 2. 44) *Krausii* dissertatio de philosophiae et matheseos notione et earum intima conjunctione. (Jena 1802.) s. §. 14. 45) C. Ch. Langsdorf, Anfangsgründe der reinen Elementar- und höhern Mathematik. (Erlangen 1802.) s. §. 20. 46) Nouvelle Théorie des Parallèles avec un appendice contenant la manière de perfectionner la Théorie des Parallèles de *A. M. Legendre*. (Paris 1803.) 47) Die sechs ersten Bücher, nebst dem eilften und zwölften des Euclid, mit Verbesserung der Fehler, wodurch Theon und andere sie entstellt haben, nebst den Anfangsgründen der ebenen und sphärischen Trigonometrie mit erklärenden Anmerkungen von Rb. Simson. Aus d. Engl. übers. von J. Mthi. Reder, herausgegeb. v. Jos. Niesert. (Paderborn 1806.) s. §. 4. 48) J. Jos. Jgn. Hoffmann, Kritik der Paralleltheorie. 1. Th. (Jena 1807.) s. §. 16. 49) M. J. E. Scheibel, Zwei mathem. Abhandl. I. Berth. der Theorie der Parallellinien nach dem Euclides. II. Beitrag zu den Untersuchungen der Eigenschaften der trigonometrischen Linien. (Breslau 1807.) 50) C. Sgm. Ouvrier, Theorie der Parallelen. (Leipzig 1808.) s. §. 3. 51) Fd. C. Schweickart, Die Theorie der Parallellinien, nebst dem Vorschlag ihrer Verbannung aus der Geometrie. (Jena 1808.) s. §. 6. 52) Bh. F. Thibaut, Grundriß der reinen Mathematik. 2. Aufl. 1809. 4. Aufl. 1822. s. §. 14. 53) Ch. A. Herrmann, Versuch einer einfachen Begründung des eilften euclidischen Axioms. (Frankfurt 1813.) s. §. 18. 54) Ch. Alo. Hoffmann, Versuch einer einfachen Begründung des eilften euclidischen Axioms und die darauf gebaute Theorie der Parallellinien. (Frankf. 1813.) 55) J. F. Duttenhofer, Versuch eines strengen Beweises der Theoreme von den Parallellinien, vermittels einer von jenen Theoremen unabhängigen Construction des Rechtecks. (Stuttg. 1815.) 56) A. L. Crelle, über Parallelen-Theorien und das System in der Geometrie. (Berlin 1816.) s. §. 21. 57) C. Ch. H. Vermehren, Versuch, die Lehre von den Parallelen und convergenten Linien aus einfachen Begriffen vollständig herzuleiten und gründlich zu beweisen. (Rostock 1816.) 58) *Wachter*, Demonstratio axiomatis geometrici in Euclideis undecimi. (Gedani 1817.) 59) C. W. Heßling, Versuch einer Theorie der Parallellinien. (Halle 1818.) s. §. 18. 60) Euclidis eilfter Grundsatz als Lehrsatz bewiesen von C. T. H. Hellwag. (Hamburg 1818.) 61) Wolf's Anfangsgründe der reinen Elementar- und höhern Mathematik mit Veränderungen und Zusätzen von Meyer und Langsdorf und mit umgeänderten Text von Müller. (Marburg 1818. 2. Ausg.) s. §. 15. 62) J. Wfg. Müller, Ausführliche evidente Theorie der Parallellinien. (Nürnb. 1819.) s. §. 8. 63) Lüdike, Versuch einer neuen Theorie der Parallellinien. (Meißen 1819.) s. §. 3. 64) Martin Ohm, Kritische Beleuchtung der Mathematik überhaupt und euclidischen Geometrie insbesondere. (Berl. 1812.) s. §. 19. 65) K. L. Struve, Theorie der Parallellinien. (Königsberg 1820.) s. §. 6. 66) J. A. P. Bürger, Vollständige Theorie der Parallellinien, nebst Anmerkungen über andere bisher erschienene Paralleltheorien. (Karlsruhe 1821.) s. §. 21. 67) Bh. F. Mönnich, Versuch, die Theorie der Parallellinien auf einen Grundbegriff der allgemeinen Größenlehre zurückzuführen. (Berl. 1821.) 68) J. G. Küster, Versuch einer neuen Theorie der Parallelen. (Hamm 1821.) 69) *C. Hauff*, Nova rectarum parallelarum theoria. (Frankf. 1821.) s. §. 11. 70) M. Creizenach, Abhandlung über den eilften euclidischen Grundsatz, in Betreff der Parallellinien. (Mainz 1821.) s. §. 22. 71) Mthi. Metternich, Vollständige Theorie der Parallellinien oder geometrischer Beweis des eilften euclidischen Grundsatzes. (Mainz 1822.) 72) C. Rh. Müller, Theorie der Parallelen. (Marb. 1822.) 73) *Dn. Huber*, Nova theoria de parallelarum rectarum proprietatibus. (Bas. 1823.) s. §. 8 und §. 10. 74) *A. M. Legendre*, Éléments de Géometrie. 12. Ausg. 1823. s. §. 9. u. §. 13. 75) *Andr. Jacobi*, De undecimo Euclidis axiomate judicium. (Jena 1824.) s. §. 3. 8 u. 19. 76) *Joh. David Bensemann*, Diss. de undecimo axiomate Elementorum Euclidis. (Halle 1824.) s. §. 17. 77) F. A. Hegenberg, Vollständige auf die bekannten Elementarsätze von den geraden Linien gegründete Theorie der Parallellinien. (Berlin 1825.) 78) F. A. Taurinus, Theorie der Parallellinien. (Cöln 1825.) 79) Über den eilften Grundsatz in Euclid's Elementen der Geometrie von Louis Olivier, in Crelle's mathem. Journ. 1. Th. S. 151. s. §. 18. 80) Ch. A. Koch, Über Parallellinien. Ein Versuch, dem Urtheil Sachkundiger gewidmet. (Hamburg 1827.) 81) H. J. Reinhold, Theorie des Krummzapfens, nebst einem Anhange: Versuch einer rein geometrischen Begründung der Lehre von Parallellinien. (Münster 1829.) 82) J. A. P. Bürger, Vollständig erwiesene, von den ältesten Zeiten bis jetzt noch unberichtigt gewesene Theorie der Parallellinien ꝛc. (Heidelberg 1833.) Eine zweite Abhandlung 1834 und eine dritte 1835. 83) J. H. v. Swinden, Elemente der Geometrie, übersetzt von C. F. A. Jacobi. (Jena 1834.) s. §. 7. 84) S. Metzing, Beweis des eilften euclidischen Grundsatzes. (Berlin 1834.) 85) Théorie des parallèles, in Crell's mathem. Journ. 11. Th. S. 198. s. §. 21. 86) Nouvelle théorie des parallèles, par M. *Van-Tenac*, in den Annales maritimes et coloniales. 1836. Mai. 87) Lettre de M. *Gaudnin* à M. *Van-Tenac*, sur la théorie des parallèles, in den Annales maritimes et coloniales. 1836. Novbr. 88) Hennig, Neue Begründung der Parallelentheorie. (Nürnberg.) 89) Wießner, Beweis über Parallellinien, oder daß alle drei Winkel eines jeden Dreiecks zusammen genommen zwei rechten gleich sind. (Jena 1833 u. 1836.) 90) Nouvelle théorie des parallèles, par M. *Lemonnier*, in den Annales maritimes et coloniales. 1836. Juli. 91) Ignaz Kaiser, Versuch die Theorie der parallelen Linien streng nachzuweisen. (Wien 1836.) 92) Gräf, Der Satz von der Winkelsumme des Dreiecks, ohne Hilfe der Parallellinien bewiesen. (Rudolstadt 1837.) (*L. A. Sohncke.*)

PARALLELEN (Kriegswissenschaft), bei Belagerungen diejenigen Laufgräben, welche der Festungsfront gegenüber, auf die der Angriff gerichtet werden soll, in ziemlich gleich weiten Abständen von den ausspringenden Winkeln des Glacis angelegt werden. Vauban, der das Unzusammenhängende und Mangelhafte der frühern Angriffsweise einsah, bei welcher mit Laufgräben gegen jedes Bollwerk unter dem Schutze von neben- und zwischenliegenden Redouten besonders vorgegangen wurde, bediente sich derselben zuerst 1673 vor Mastricht und führte drei regelmäßige Parallelen 1679 gegen Ath. Diese Methode wurde bald darauf von den Teutschen und Engländern und zuletzt von den Ingenieuren aller europäischen Heere angenommen, sodaß sie auch bei den Belagerungen neuerer Zeit die Grundnorm geblieben ist. Nach dem strengen Vauban'schen Systeme ist die erste Parallele auf eine Entfernung von 300 Toisen oder 800 Schritt vom Glacis anzulegen, bei welcher man gegen das kleine Gewehr der Belagerten noch ganz und gegen Kartätschfeuer noch ziemlich sicher ist, die zweite ungefähr 300 Schritte weiter vorwärts und die dritte nahe am Fuße

des Glacis; zwischen der zweiten und dritten aber sind wegen des weitern Abstandes noch halbe Parallelen, d. i. kürzere Laufgräben, welche zu beiden Seiten der Kapitalen (Mittellinien) der vorspringenden Winkel des Glacis etwa 180 von denselben entfernt laufen, mit Waffenplätzen zu führen. Doch ist man von den halben Parallelen nach und nach ganz abgekommen, und die Ingenieure neuerer Zeit sind der auf Erfahrungen gestützten Ansicht, daß es zur Abkürzung der Angriffsarbeiten überhaupt in der Regel statthaft sein wird, die Laufgräben der ersten Parallele schon auf ungefähr 600 Schritt vom Glacis zu eröffnen. Übrigens steht es unter allen Umständen fest, daß vor Anlegung der Parallelen die Festung so eng, als das Terrain und andere Verhältnisse es nur erlauben, eingeschlossen werden muß, daß erstere die zum Angriffe gewählte Front völlig zu umfassen haben, daß, wie es sich schon von selbst ergibt, die erste Parallele weit länger ist als die zweite und diese länger als die dritte, und daß endlich ein anderes Abstandsverhältniß der ersten und der übrigen Parallelen nothwendig eintritt, wenn einer Festung Minen vorliegen, wo dann die dritte gegen 180 Schritt vom Fuße des Glacis (wenn jenes nicht der Fall nur 50 bis 60 Schritt) und nach Zerstörung der Minengänge noch eine vierte Parallele zu führen ist. Während des Feldzugs von 1815 gegen Frankreich ist es zwar vorgekommen, daß unter dem Oberbefehle des Prinzen August von Preußen und der besondern Leitung des von der Napoleonischen Armee zu den Alliirten übergetretenen französischen Obersten Chevalier Plautzen die erste Parallele gegen Maubeuge auf ungefähr 400 Schritt, gegen Philippeville auf 265 Schritt und gegen Rocroy sogar auf 150 Schritt angelegt wurde. Immer aber sind diese Beispiele als eine seltene Ausnahme von der Regel zu betrachten, und es kann ein gleiches Verfahren nur dann angewendet werden, wenn, wie damals, die Festungsbesatzungen entweder die Mittel oder den Willen entbehren, eine kräftige Vertheidigung zu führen. Eine Arrière-parallele ferner, mit welchem Namen man 1793 die vor Mainz aus übergroßer Vorsicht auf eine Entfernung von 1200 Schritt geführte erste Parallele belegte, sodaß nur deshalb zuletzt noch eine vierte nothwendig wurde, kann bei ähnlicher Grundveranlassung nur als eine fehlerhafte Anlage betrachtet werden.

Über den Gang der Arbeiten bei Anlegung der verschiedenen Parallelen und das zu deren Ausführung, sowie zur Erfüllung ihres eigentlichen Zweckes sonst Erfoderliche nun im Allgemeinen noch Folgendes:

1) Sobald die Linie für die erste Parallele dem Feinde möglichst unbemerkt von den Ingenieuren bestimmt ist, treten mit einbrechender Nacht unter ihrer Leitung und dem Schutze verhältnißmäßig starker Infanterieabtheilungen Soldaten als Arbeiter zur Aushebung des Laufgrabens und zum Aufwerfen einer vorliegenden Brustwehr an, wobei Pioniere oder Sappeure theils die Aufsicht führen, theils zugleich mit thätig sind. Die Richtung dafür wird nur vermittels einer Faschinentrace angegeben. Die gewöhnliche Breite des Grabens ist auf der Sohle 7—9 F., oben 15—17, die Tiefe 3—3½ F., die Höhe der Brustwehr 4½ F. Diese erhält einen 1¼ F. breiten und ebenso hohen Auftritt, oder auch mehre solche vom Graben aus, und ist so eingerichtet, daß man erfoderlichen Falls über sie hinaussteigen kann, um dem ausfallenden Feinde entgegenzugehen. Vorzuziehen ist es aber immer, daß die Infanterie ihn stehenden Fußes hinter der Brustwehr erwartet, auf der, um ihr mehr Sicherheit beim Feuer zu geben, auch noch Sandsäcke mit Zwischenräumen für den anzubringenden Schuß gelegt sind. Übrigens sind in der ersten Parallele, wie auch in den andern, geräumige Plätze (Waffenplätze) zur Aufnahme einer beträchtlichern Anzahl von Mannschaften noch anzulegen. Die erste Parallele muß in ihren Haupttheilen in einer Nacht vollendet werden, ebenso die Zickzacks, welche man in der Verlängerung der Kapitallinien der angegriffenen Werke rückwärts nach den Munitions- und Materialiendepots, und die Batterien, die man auf dieser Parallele anzulegen hat. Letztere haben den Zweck, theils das feindliche Geschützfeuer zu schwächen und auf sich zu ziehen, theils auch die Arbeiter an den Laufgräben und die Parallele selbst zu schützen. Zu dem erstern werden Ricochettbatterien (mit Haubitzen und Zwölfpfündern) und, da die Schleuderschüsse derselben zu unsicher sind, zweckmäßiger noch Enfilirbatterien (mit schweren Haubitzen und 24Pfündern), welche mit flachen Bogenschüssen eine lange Linie der Festung oder auch wol die ganze angegriffene Front bestreichen, und endlich Wurfbatterien zur Zerstörung von Magazinen und Gebäuden angelegt; zu dem letztern Batterien auf den Flügeln (mit Feldgeschützen), die so zu placiren sind, daß sie auch die Arbeiten an der zweiten Parallele gegen feindliche Ausfälle noch schützen können.

2) Gleich am zweiten Tage wird auf den Kapitallinien mit den in der ersten Nacht von der ersten Parallele aus schon angefangenen Zickzacks gegen die bereits vorher bestimmte Linie der zweiten Parallele vorgegangen, welche man gewöhnlich mit der flüchtigen Sappe ausführt. Zum Schutze der Arbeiter werden nun die Deckungsmannschaften, namentlich auf den Flügeln, noch verstärkt und wird dazu auch Cavalerie (mitunter hinter Epaulements) in Bereitschaft gehalten. In der Regel erbaut man zur Anlehnung der Flügel dieser Parallele, wie auch der ersten, wenn sich nicht passende Terraingegenstände dafür vorfinden sollten, größere Redouten. Die auf der zweiten Parallele zu errichtenden Batterien (mit zwölfpfündigen Kanonen) werden zur Zerstörung der Scharten und Beschädigung der Brustwehren angewendet und führen deshalb den Namen Demontirbatterien. Sollen sie wirksam sein, so darf die Entfernung ihres Zielpunktes nicht viel mehr als 400 Schritt betragen, und diese bleibt daher auch die angemessenste für die zweite Parallele, auf der auch zugleich neue Wurfbatterien (mit sieben- und zehnpfündigen Mörsern) in Thätigkeit treten, während das Feuer aus den Enfilirbatterien, nicht aber das von den Ricochettbatterien der ersten Parallele fortgesetzt wird.

3) Von der zweiten Parallele werden auf den Kapitallinien Zickzacks bis zur Linie der dritten vorgetrieben und jene sowol als diese mit der doppelten Sappe aus-

geführt. Auf der letztern bedient man sich nur der Spiegelgranaten, Steine und Kartätschen aus schweren Mortieren zur Bewerfung des bedeckten Wegs, welche den Zweck haben, dessen Einnahme vorzubereiten. Wird eine vierte Parallele überhaupt nothwendig, so finden die Demontirbatterien nicht auf der zweiten ihren Platz, indem sie dann zu weit zurückliegen würden, sondern erst auf der dritten, und die vorerwähnte Bewerfung geht von der vierten aus. Der nächste Schritt von der letzten Parallele aus ist das Couronnement und die dadurch zu erzielende völlige Eroberung des bedeckten Weges.

(*Heymann.*)

PARALLELEPIPEDUM ist ein von sechs Parallelogrammen begrenzter Körper, von denen je zwei gegenüberliegende gleich und parallel sind. Es ist ein vierseitiges Prisma, dessen Grundfläche ein Parallelogramm ist.

Wenn die drei in einer Ecke zusammenkommenden Kanten des Parallelepipedums auf einander senkrecht stehen, so ist es ein rechtwinkeliges.

Bezeichnet man durch a, b und c die drei Kanten eines rechtwinkeligen Parallelepipedums oder durch $a.b$ die Grundfläche und durch c die Höhe eines schiefwinkeligen, so ist $a.b.c$ der kubische Inhalt des ganzen Körpers. Die Seite x eines Würfels also, welcher dem Parallelepipedum an kubischem Inhalte gleich ist, wird $x = \sqrt[3]{abc}$ sein. Durch elementare geometrische Construction kann x aus a, b und c nicht gefunden werden; Wolf hat es in seinen Elem. anal. auf drei Arten, durch den Durchschnitt eines Kreises mit einer Parabel oder einer Hyperbel oder einer Ellipse gezeigt.

Wenn die drei in einer Ecke zusammenstoßenden Kanten a, b, c und die drei Winkel A, B, C, welche diese unter einander bilden, gegeben sind, so wird der kubische Inhalt des Parallelepipedums =

$$2abc\sqrt{[\sin\tfrac{1}{2}(A+B+C).\sin\tfrac{1}{2}(A+B-C).\sin\tfrac{1}{2}(A-B+C).\sin\tfrac{1}{2}(B+C-A)]}.$$

Bezeichnet man ferner die vier Diagonalen des Parallelepipedums durch α, β, γ und δ, so ist

$$\alpha^2+\beta^2+\gamma^2+\delta^2=4a^2+4b^2+4c^2,$$

d. h. die Summe der Quadrate der vier Diagonalen ist gleich der Summe der Quadrate aller zwölf Seitenlinien. (*L. A. Sohncke.*)

PARALLELGEBIRGE. Man bezeichnet mit diesem Namen in der Geographie diejenigen Gebirgszüge, welche in gleicher Entfernung und gleicher Richtung, gleichsam wie zwei Parallellinien neben einander hinlaufen. Jeder Welttheil, ja fast jedes Land hat dergleichen aufzuweisen. Spanien wird größtentheils von solchen den Lauf der Flüsse verfolgenden Parallelgebirgen durchschnitten, den Apenninen ziemlich gleich laufen die Gebirge Corsica's und Sardiniens, sodaß beide Höhenzüge (nach Zeune in der dritten Auflage seiner Gea S. 218) zusammen ein großes Thal bilden, welches ehemals das untere Meer (mare inferum) genannt wurde. Die höchsten Berge dieser parallelen Gebirgszüge befinden sich ungefähr im 42. Breitengrade. In Afrika bildet vielleicht das Mondsgebirge das Parallelgebirge des Atlas, in Asien streicht nach Ritter (Erdkunde 2. Th. 1. B. S. 45) der Südabfall des Tübetplateau's, den das Randgebirge des Himalayasystems bezeichnet (v. 137 — 90° östl. L. von Ferro, 600 geogr. Meilen lang) vollkommen parallel mit dem Südabfalle des Iranplateau's u. s. w., und in Amerika findet sich nach Pentland (Hertha 1829. 1. Th.) dieser Parallelismus bei den peruanischen Andes, deren zwei Längenzweige durch eine 13,000 engl. Fuß über den Meeresspiegel erhabene Hochebene getrennt sind.

(*G. M. S. Fischer.*)

PARALLELISMUS MEMBRORUM nennt man die ebenmäßige, rhythmische Structur der Versglieder, wie sie vorzugsweise in der hebräischen Poesie zu finden ist. Außer dem höhern Schwunge der Gedanken und den gewählteren sprachlichen Formen gehört zu dem Wesen der Poesie, gegenüber der prosaischen Darstellung, immer eine bestimmte rhythmische Bewegung der Rede, das, was man Numerus nennt. Dieser Numerus beruht zunächst in jedweder Poesie in dem Wechsel von Arsis und Thesis, von Hebung und Senkung der Stimme nach dem physischen Analogon des Athemholens und des Pulsschlages. In dem weiteren Ausbau des Rhythmus aber, in der Structur der rhythmischen Sätze und Perioden, geht die althebräische Poesie ihren eigenthümlichen Weg. Sie hat sich weder die Fessel der eigentlichen Sylbenmessung, noch den Zwang der gleichmäßigen Verslänge auferlegt, genug sie hat sich fern gehalten von eigentlicher Metrik, von bestimmten Versmaßen, wie wir sie bei den Griechen, Römern, Indiern, Arabern, Persern und andern Völkern finden, ja selbst bei den neueren Juden, die aber ihren Versbau und ihre Metrik erst im Mittelalter von den Arabern entlehnten. Zwar haben schon Philo, Josephus und die christlichen Kirchenväter auch den biblischen Poesien bestimmte Versmaße zugeschrieben, wie denn z. B. Philo in der Bibel trimetrische Lieder, Josephus in 2 Mos. 15 und 5 Mos. 32, wie in vielen Psalmen, den Hexameter, in andern den Trimeter, Hieronymus im Hiob Hexameter und Pentameter, in den Psalmen, theils Jamben, theils alkaische und sapphische Verse finden wollte; aber sie haben nirgends etwas der Art bestimmt nachgewiesen und ihre Behauptungen sind rein aus der Luft gegriffen. Wenn einige neuere Gelehrte, wie W. Jones, Greve, Bellermann, Saalschütz u. A., wirkliche Metra in den biblischen Gedichten nachzuweisen versucht haben, so sind diese Versuche so verschiedenartig und insgesammt so willkürlich und ungenügend ausgefallen, daß in Folge derselben die Ansicht nur um so begründeter erscheint, daß die alten Hebräer nie dergleichen gehabt haben. Die Form der poetischen Rede behielt also bei ihnen eine größere Freiheit, die rhythmische Bewegung war weder durch Sylbenmessung noch durch Versmaße geregelt. Aber eine ganz ungemessene war sie darum doch nicht, sie war gebunden durch den Parallelismus membrorum. [illegible] sich überhaupt bei den alten Hebräern wenig [illegible] und Anlage zur Kunst findet, so ist auch der [illegible] ihrer Poesieen ein weniger kunstvoller. Ein [illegible] Kunst lag schon in ihren religiösen [illegible] welchen der nicht der geringste war: „Du [illegible]

Bildniß noch Gleichniß machen ꝛc." Auch sonst waren bei ihnen die einfachen und schnurgeraden Lebensverhältnisse vorherrschend. Einen sehr entschiedenen Typus der Einfachheit trägt bei ihnen namentlich die Redeform; sie haben wenig verschlungene und verschränkte Sätze, es gibt in der hebräischen Syntax meist nur einfache Neben- und Unterordnung. Der Dichter nun kann sich auf der einen Seite dieser gewohnten Redeweise nicht ganz entwinden, auf der andern Seite begnügt er sich nicht mit einem völlig ungebundenen Rhythmus. Dieser erhält aber hier seine periodische Messung durch die ebenmäßige Vertheilung und Anordnung der Sätze und Satzglieder, wobei sich der Dichter zunächst von dem Gedanken leiten läßt, welchen er ausspricht. Von solcher Gedankengliederung hängt daher der Versbau ab, und dies gibt den sogenannten Parallelismus der Versglieder, d. h. die ebenmäßige Gliederung des Verses nach Maßgabe der Abschnitte des Redesatzes, welchen der Vers enthält [1]). Am nächsten liegt hierbei die Zweitheilung, welche daher auch am häufigsten sich findet. Durch sie zerfällt der Vers in zwei Hemistichen, deren jedes dann wol auch nochmals, entweder in gleicher Art wie das erste Mal, wenn die Structur des Satzes es so mit sich bringt, oder mehr nur äußerlich durch eine Art von Cäsur getheilt wird, sodaß der ganze Vers aus vier gleichartigen Theilen besteht. Etwas seltner ist die Dreitheilung des Verses, sie stellt sich schon mehr als eine künstliche Variation dar und gehört meist einer blos äußerlichen Gruppirung der Verstheile zu. Ursprünglich aber geht der Parallelismus, wie schon bemerkt, von der Gliederung des Gedankens aus, und hiernach lassen sich zuvörderst folgende Arten unterscheiden: 1) Der Dichter, voll des Gedankens, der ihn begeistert, sucht diesen in seiner ganzen Fülle und Stärke auszudrücken, indem er ihn doppelt ausspricht in zwei gleichmäßigen und ungefähr synonymen Sätzen, z. B. Ps. 8, 5:

Was ist der Sterbliche, daß du sein gedenkest,
Und der Menschensohn, daß du auf ihn dein Auge lenkest!

Dies ist es, was Lowth den synonymen Parallelismus nennt. Der Name ist nicht unpassend, wenn man den Begriff der Synonymie etwas weit faßt und ihn nicht auf die einzelnen Worte beschränkt, sondern auf das Gleichbedeutende der Sätze oder Satzglieder ihn ausdehnt, sodaß dahin z. B. auch Verse gehören, wie Hiob 6, 5:

Schreit wohl der wilde Esel beim Grase,
Oder brüllet der Stier bei seinem Futter?

Ebenso, wenn ein Bild neben dem eigentlichen Ausdruck steht oder dergleichen, z. B. Hiob 7, 9:

Es schwindet die Wolke und vergeht;
So wer zur Unterwelt steigt, kommt nicht wieder herauf.

1) Am besten wurde die Lehre vom Parallelismus membrorum bisher dargestellt von *Rob. Lowth*, De sacra poesi Hebr. praelect. XIX, von Herder, Geist der hebr. Poesie, und von de Wette, Commentar zu den Psalmen. S. 46 fg. der vierten Ausgabe. Vergl. auch Leutwein, Versuch einer richtigen Theorie von der biblischen Verskunst. (Tübingen 1775.)

Die beiden parallelen Sätze sind nicht selten ungleich, sodaß der eine oder der andere den Gedanken in größerer Ausführlichkeit ausdrückt oder Nebenmomente enthält, welche dem andern fehlen. Und dabei ist solche Erweiterung oft gar nicht ohne Gewicht sowol für den Inhalt als für den rhythmischen Wohlklang des Verses. Noch mehr aber tritt dies hervor, wenn, was gleichfalls häufig geschieht, das eine oder das andere Hemistich förmlich zu zwei Gliedern erweitert wird, wo dann diese zwei dem einen gegenüberstehen, z. B. Ps. 109, 18:

Er zieht den Fluch an wie sein Gewand;
Er bringt, wie Wasser, in sein Inn'res,
Und wie Öl, in seine Gebeine.

Ps. 65, 14:

Die Triften bekleiden sich mit Heerden,
Und die Gefilde hüllen sich in Korn;
Alles jauchzet, alles singt.

Etwas seltener besteht jedes Hemistich aus zwei Gliedern, sodaß der Vers viergliederig wird. Dann stehen entweder die zwei ersten Glieder den beiden letzten gegenüber, oder das erste entspricht dem dritten und das zweite dem vierten. So Ps. 37, 14:

Das Schwert ziehn die Frevler
Und spannen ihren Bogen,
Zu fällen den Dulder, den Armen,
Zu schlachten, die redlich ihres Weges gehn.

und Ps. 35, 26:

Zu Schanden und Hohn laß werden allzumal,
Die meines Unglücks sich freun,
Sich kleiden in Schande und Schmach,
Die großthun wider mich.

2) Eine andere Art dieses Parallelisirens ist es, wenn der Dichter dem Gedanken durch Antithese Nachdruck und Stärke gibt, wodurch der gegensätzliche, der antithetische Parallelismus entsteht, z. B. Ps. 20, 9:

Sie stürzen und fallen;
Aber wir stehen und sind aufrecht.

Auch bei dieser Art von Parallelismus kommen alle die unter Nr. 1 angeführten Variationen im Bau der Versglieder wieder vor, wie z. B. die viergliedrige Anlage Ps. 30, 6:

Einen Augenblick währet sein Zorn,
Lebenslang seine Huld;
Am Abend kehret Weinen ein,
Und zum Morgen Jubel.

Besonders häufig treffen wir diese Form in den Proverbien, und sie ist ohne Zweifel höchst passend für die kurze pointirte Spruchpoesie. 3) Gleiche Varietät hat der synthetische Parallelismus, wo Versglieder von ähnlichem Bau aneinandergereiht werden, in welchen der Gedanke in ebenmäßigem Fortschritt begriffen ist. So z. B. in drei Gliedern Ps. 14, 7:

O käme von Zion das Heil Israels!
Wenn der Herr die Gefangnen seines Volkes wiederbringt,
Frohlocket Jacob, freuet sich Israel.

Diese drei Arten des Parallelismus hat zuerst Lowth unterschieden. Wir führten sie hier vor allem auf, weil sie die Genesis der Sache richtig nachweisen. Denn diese ganze Art der Versform bei den Hebräern ist sicherlich

von der ebenmäßigen Gliederung des Gedankens ursprünglich ausgegangen. Aber freilich ist sie in dieser Abhängigkeit vom Gedanken nicht stehen geblieben, die Form hat sich aus der Herrschaft des Gedankens emancipirt, sie hat eine gewisse Selbständigkeit gewonnen und so sich in sich selbst fortgebildet und vervollkommnet. Daher läuft die dritte Abtheilung des Parallelismus bei Lowth so weit aus und befaßt zugleich alle Beispiele desjenigen Parallelismus, welcher allein in der Form beruht ohne alle Ebenmäßigkeit des Gedankenfortschrittes. Wir wollen daher die äußere Form des Parallelismus überhaupt noch näher betrachten.

Daß überhaupt die Gliederung des Verses nach den Regeln des Parallelismus auch äußerlich in der Form wirklich stattgefunden hat, daß sie ursprünglich und im Sinne der Dichter selbst ist, und nicht etwa erst von den Vorlesern der Synagoge oder von den spätern Grammatikern und Erfindern der Accentzeichen den poetischen Texten der Bibel aufgetragen und aufgedrungen worden, das beweist allein schon der Umstand, daß die Dichter zuweilen die Anfangsbuchstaben der Distichen nach der Reihe des Alphabets gewählt haben. So hat in Ps. 111 und 112 das erste Distichon des ersten Verses als Anfangsbuchstaben א, das zweite ב, das erste Distichon des zweiten Verses ג, das zweite ד ꝛc., ja Vers 9 und 10 haben in beiden Psalmen jeder drei parallele Glieder, deren jedes mit einem neuen Buchstaben anfängt, die in Vers 9 mit פ, צ, ק, die in Vers 10 mit ר, ש, ת. Auch kommt hier der Reim in Betracht, wie er sich hin und wieder am Schlusse der parallelen Glieder findet, z. B. in dem ersten der oben unter Nr. 1. angeführten Verse, desgl. Ps. 6, 2. 25, 4. 85, 11. 106, 5. Hiob 10, 17. 11, 13. 1 Mos. 4, 23 u. a. Daß dieser Reim, der gar nicht so sehr selten vorkommt, immer rein zufällig sein sollte, läßt sich schon darum nicht wohl denken, weil er in der rednerischen Darstellung der Propheten so oft als beabsichtigter Redeschmuck erscheint. Ferner stellt sich die Form des Parallelismus als solche heraus durch die gleiche Zahl der Wörter in den Versgliedern. Auch dies findet sich nicht selten, verhältnißmäßig am häufigsten im Buche Hiob, z. B. 6, 5. 23. 8, 2. 11. 12. 14. 16 ꝛc. Wenn wir hierin allerdings eine große Vollkommenheit des Parallelismus erkennen, so ist dies doch schwerlich mit de Wette (a. a. O. S. 49) die ursprüngliche Form zu nennen. Denn wenn sich die Form erst in Folge der Ebenmäßigkeit des Gedankens gebildet hat, so muß man wol annehmen, daß dieser anfänglich noch so vorherrschte, daß sich ihm die Form nur erst allmälig so vollständig conformirte. So erklärt sich auch, wie sich diese künstlichere Form häufiger in dem gefeilten Lehrgedicht, als in den freieren lyrischen Poesien zeigt. Die Gleichförmigkeit der synonymen Versglieder geht zuweilen noch weiter, indem in denselben wol gar dasselbe Hauptverbum wiederkehrt, wie Ps. 21, 9. Jes. 11, 5. Hiob 8, 3. 11, 7. 13, 7. 28, 14 u. a. Mitunter liegt darin eine beabsichtigte Einfachheit, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Anderswo aber macht es nur den Eindruck der Einförmigkeit, welche die Dichter meist vermieden haben. Überhaupt läßt sich neben der oft auffallenden Regelmäßigkeit auch viel Unregelmäßigkeit und ein freierer Gebrauch des Parallelismus beobachten. Theils gibt dazu der Gedanke Anlaß, theils ist darin lediglich eine freie Fortbildung der Form sichtbar. So ist gar häufig ein Glied gegen das andere zu kurz. Zuweilen steht dieses kurze Glied am Ende, z. B. Ps. 40, 10. 91, 7, anderswo steht es zu Anfang, um den Gedanken zu eröffnen, wie Ps. 1, 1:

> Glückselig der Mann,
> Der nicht wandelt im Rathe der Frevler,
> Und auf dem Wege der Sünder nicht stehet,
> Und auf dem Sitze der Spötter nicht sitzet.

Besonders frei ist der Parallelismus in den Orakeln der Propheten, deren Darstellung zwischen Poesie und einer gehobenen Prosa die Mitte hält. Sie bedürfen für den breiten und oft reißenden Strom ihrer Rede in der Regel einer geräumigern Form, und sie schaffen sich dieselbe durch angemessene Erweiterung des Parallelismus. Nicht nur geben sie gern den Hemistichen eine ungewöhnliche Länge, sondern sie lieben auch die Erweiterung derselben zu zwei, drei, ja vier Sätzen. Einige Beispiele sind Joel 1, 13:

> Gürtet euch und klaget, ihr Priester,
> Jammert, ihr Diener des Altars,
> Kommt, bringet die Nacht hin im Trauerkleid, ihr Diener meines Gottes;
> Denn versagt ist dem Hause eures Gottes Speis- und Trankopfer.

Habak. 3, 17:

> Denn der Feigenbaum blühet nicht,
> Es tragen nicht die Reben;
> Es trüget des Ölbaums Trieb,
> Und die Fluren geben kein Brod;
> Der Hürde sind entrissen die Schafe,
> Kein Rind gibt's mehr auf der Streu.

In den Psalmen, den Proverbien und im Hiob sind Erweiterungen in solchem Umfange eine Seltenheit; dagegen trifft man dort zuweilen die Vertheilung eines Gedankens, ja eines einzigen Satzes auf mehre Verse, sodaß Ein solcher Vers für sich allein keinen selbständigen Satz enthält, z. B. Ps. 8, 8 u. 9, worin wieder ein Beweis liegt, wie die Form sich vom Gedanken unabhängig zu machen strebt. Es gibt aber überhaupt Stellen in Menge, wo sich die Form in völliger Unabhängigkeit bewegt, wo sie eine rein äußerliche, eine blos rhythmische Form ist, welche einen ganz frei fortschreitenden Inhalt zusammenhält. Einzelne Beispiele davon gibt es hin und wieder auch in solchen Poesien, in welchen sonst der Parallelismus des Gedankens herrschend ist und mit der äußern Form Hand in Hand geht, wie Ps. 2, 7. 12. 19, 12. 45, 2 u. a.; viel häufiger aber sind solche bei den Propheten, zumal bei den spätern und in den Klagliedern, wo es der Poesie an innerm Gehalte mehr oder weniger gebricht.

Wenn sich dort, wo die äußere Form des Parallelismus mehr in Abhängigkeit des Gedankens ist, der Umfang der einzelnen parallelen Glieder schon durch die Gedankenabschnitte kund gibt, so ist man dagegen bei der zuletzt besprochenen freiern Art hauptsächlich [illegible]

pungirenden Accente des hebräischen Textes gewiesen. Denn diese sind die Exponenten der rhythmischen Ordnung; und wenn man gleich ein Recht hat, von den durch dieselben gegebenen Bestimmungen abzuweichen, da sie erst viele Jahrhunderte nach der Abfassung der poetischen Texte von den Masorethen eingeführt worden, und es daher fraglich ist, ob sie überall nach dem Sinne der alten Dichter selbst gesetzt sind, so drückt sich doch in ihnen eine alte Überlieferung aus, welcher man im Allgemeinen einen hohen Grad von Treue und Genauigkeit nicht absprechen kann. Daß aber diese Überlieferung sich auch auf die Form des Parallelismus als solche erstreckt, das erkennt man in einzelnen Stellen, wo die durch die Accente gegebene Theilung der Verse und Versglieder eben der äußern Form des Parallelismus zu Liebe, der logischen Abtheilung des Sinnes widerspricht. Man sehe z. B. Ps. 35, 20. Richt. 5, 13. 20. 5 Mos. 32, 19. Jes. 38, 13. 53, 2. Außerdem sind, was die Psalmen, die Sprüche und Hiob betrifft, in einigen Handschriften und Ausgaben die Versglieder in besondere Zeilen abgesetzt oder durch größere Spatien von einander geschieden; in den meisten aber beschränkt sich das auf einige poetische Stücke, die in den historischen Büchern vorkommen, wie 2 Mos. 15. 5 Mos. 32. Richt. 5. 2 Sam. 22.

Für die Exegese des alten Testaments ist die sorgfältige Beobachtung des Parallelismus der Versglieder oft von großem Gewicht, indem nicht nur einzelne dunkle Ausdrücke des einen Gliedes durch das ihnen entsprechende Synonyme oder Gegensätzliche in dem andern Licht erhalten, sondern auch auf gleichem Wege das Verständniß ganzer Sätze ermittelt werden kann. Aber es ist dabei stets große Umsicht und Behutsamkeit anzuwenden, da, wie vorhin bemerkt worden, gar häufig ein blos rhythmischer Parallelismus besteht ohne eine ebenmäßige Vertheilung des Gedankens. Viele Exegeten haben diese Klippe nicht gehörig vermieden und sind daran gescheitert.

Sehen wir uns in den Poesien anderer Völker nach etwas diesem parallelisirenden Versbau der Hebräer Entsprechendem um, so finden wir meist nur Einzelnes und Zerstreutes, was demselben allenfalls an die Seite gestellt werden kann. So nähert sich gewissermaßen schon die Verbindung des Hexameter und Pentameter der Form des Parallelismus; manches gereimte Sprüchwort, mancher Kernspruch in den verschiedensten Sprachen ist ähnlich gebaut. Aber nirgends findet sich ein so genau entsprechendes Analogon, als in der chinesischen Poesie, wo so ziemlich alle Formen des Parallelismus der Versglieder sich nachweisen lassen, die sich im alten Testament finden. Da dies von den Exegeten bisher ganz unberührt geblieben ist, so mögen hier einige Beispiele zur Probe stehen. So findet sich bei einem chinesischen Dichter folgendes Bild eines unbefleckten Charakters in zwei synonymen Versgliedern:

> Der weiße Stein, ungebrochen, hat hohen Werth;
> Die blaue Lilie, unverletzt, gibt schönen Duft.

Ein anderes Beispiel des synonymen Parallelismus bietet folgender Vers dar:

> Das Herz, hat's Plage, findet nirgends Ruhe;
> Die Seele, hat sie Gram, denkt nichts als Kummer.

Ein drittes, worin zugleich in jedem Gliede Nebenparallelismus ist, wie auch im Hebräischen öfter:

> Sei nicht mürrisch, ist auch schmal dein Acker, dein Garten klein;
> Sei nicht verdrießlich, ist auch dürftig dein Haus, deine Macht gering.

Antithetischer Parallelismus zeigt sich u. a. in folgenden Zeilen:

> Wer der Tugend folgt, steigt eine Höhe hinan;
> Wer dem Laster folgt, stürzt zum Abgrund hinab.

Am häufigsten sind im Chinesischen wie im Hebräischen die beiden Arten des Parallelismus, die sich nicht an ein Ebenmaß der Gedanken binden, der synthetische und der ganz freie blos rhythmische. Vergl. *J. F. Davis*, Poeseos Sinensis commentarii. On the poetry of the Chinese. (Lond. 1829. 4.), auch in den Transactions of the Royal Asiat. Society. Vol. II.

Endlich berühren wir noch mit einem Worte den Parallelismus der Verse, wie ihn die hebräische Poesie gleichfalls kennt. Ganz deutlich liegt derselbe da vor, wo einzelne Strophen oder Versgruppen durch einen Refrain oder Schaltvers getrennt sind, wie in Ps. 42 u. 43, welche zusammen Ein Lied von drei gleichmäßigen Strophen ausmachen, Ps. 57 von zwei, Ps. 80 von vier, Ps. 107 von drei Strophen; desgleichen in Jes. 9, 7—10, 4 und Amos 1, 2—2, 16. Vergl. Virgil's 8. Ekloge und vieles Analoge in der neuern Poesie. Ferner tritt jener Strophenbau entschieden in manchen alphabetischen Stücken hervor, wenn nämlich je zwei oder drei oder mehr Verse zu Einem Buchstaben des Alphabets gehören, wie Ps. 37. 119. Klagl. Cap. 3. Diese Beispiele zeigen deutlich genug, daß man auch in andern lyrischen Stücken Strophenbau und somit jenen Parallelismus der Verse suchen dürfe. Köster hat das Verdienst, darauf zuerst aufmerksam gemacht zu haben, wenn er auch die Sache hier und da übertrieben und anderswo nach unserm Urtheile nicht richtig angesehen hat [2]). Manche Lieder, wie z. B. Ps. 8, sind zu kurz, als daß man in denselben Strophentheilung suchen dürfte und in der didaktischen Poesie, wie im B. Hiob, unterliegt dies gleichfalls dem Zweifel. Aber im Allgemeinen verdient die Sache gerechte Anerkennung, wie denn auch schon mehre Interpreten, als de Wette, Maurer u. A., darauf eingegangen sind. Nur wird man über die Abschnitte dieser Art viel mehr noch in Differenz bleiben, als über die Abtheilung der Versglieder, da sich dort in den größern rhythmischen Gebieten die Gliederung nicht so leicht von selbst ergibt und daher häufig dem rhythmischen Gefühle des Einzelnen überlassen bleiben muß. (*E. Rödiger.*)

PARALLELKREIS. Diesen Namen führen hauptsächlich die Kreise, welche auf der Himmelskugel oder auf

---

2) Man s. Köster's Abhandlung über diesen Gegenstand in den theologischen Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. 1831. 1. Heft, sowie dessen Übersetzungen des Hiob, des Pred. Salomo's und der Psalmen. Vergl. d. allgem. Lit. Zeit. 1837. Nr. 205.

der Erdkugel mit dem Äquator parallel sind. Am Himmel sind sie zugleich der scheinbare tägliche Weg irgend eines Gestirns. Auf der Erdkugel haben natürlich alle Orte, die auf demselben Parallelkreise liegen, gleichen Abstand vom Äquator, d. h. gleiche geographische Breite.

Da die Erde ein Ellipsoid ist, so werden die Parallelkreise kleiner, je weiter sie vom Äquator entfernt liegen; die absolute Länge ihrer Grade wird also auch kleiner. Wenn O irgend ein Ort auf der Oberfläche der Erde ist und b seine geographische Breite, so wird $r.\cos b$ der Radius seines Parallelkreises sein, und wenn g die Länge eines Grades im Äquator ist, so wird $g.\cos b$ die Länge eines Grades im Parallelkreise von O sein.

(*L. A. Sohncke.*)

PARALLELLINEAL, ist eine Vorrichtung, ein Paar parallele Linien zu ziehen, ohne Winkel antragen zu dürfen. Es seien Fig. XXXIII. (auf der Tafel zu dem Art. Parallel) a b und c d zwei Lineale, welche durch zwei in Charnieren laufende Leisten m n und o p mit einander verbunden sind, die bei jeder Lage der Lineale unter einander parallel bleiben, so wird auch beständig die obere Kante des obern Lineals a b mit der untern Kante von c d parallel sein. (*L. A. Sohncke.*)

Parallellinien, s. Parallelen.

PARALLELOGRAMM ist eine geradlinige, vierseitige Figur, in welcher die gegenüberliegenden Seiten gleich und parallel sind. Sind alle vier Seiten unter einander gleich und dabei alle Winkel rechte, so heißt es Quadrat; sind bei Gleichheit der Seiten die Winkel ungleich, also schiefe, so heißt es Rhombus oder Raute; sind die Seiten nicht alle unter einander gleich, die Winkel aber rechte, so nennt man die Figur ein rechtwinkliges Oblongum oder Rechteck.

Der Flächeninhalt eines Parallelogramms ist $= a.b.\sin C$, wenn a und b die in einer Ecke zusammenstoßenden Seiten und C den zwischenliegenden Winkel bedeutet; oder auch $= \alpha.\beta.\sin\varphi$, wenn α und β die beiden Diagonalen und φ den von ihnen gebildeten Winkel bezeichnet.

Endlich hat man auch: $\alpha^2 + \beta^2 = 2a^2 + 2b^2$ d. h. die Summe der Quadrate der beiden Diagonalen ist gleich der Summe der Quadrate aller vier Seiten.

Newtonisches (oder analytisches) Parallelogramm ist ein geometrisches Hilfsmittel, das erste Glied der Reihe für eine Veränderliche y zu finden, wenn y durch eine implicite Function von x gegeben ist. Newton hat es in der Methodo fluxionum et serierum infinitarum angegeben. Siehe d. Art. Function.

Parallelogramm der Kräfte ist der Name für einen der drei Fundamentalsätze, von welchen man in der Statik ausgehen kann. Es besteht darin, „daß, wenn die Stärke und Richtung zweier Kräfte, die auf einen Punkt wirken, durch die beiden Seiten eines Parallelogramms dargestellt werden, die Resultante derselben, ihrer Richtung und Größe nach, durch die Diagonale dieses Parallelogramms dargestellt wird." Das Nähere hierüber, so wie die verschiedenen Beweise für dasselbe, siehe im Art. Statik. (*L. A. Sohncke.*)

PARALLELSTELLEN nennt man solche Stellen ein und desselben Schriftstellers oder mehrer Schriftsteller, welche ihrem Inhalte nach unter sich verwandt sind. Die Beachtung solcher Parallelen ist sowol für die Kritik, als für die Interpretation oft von großer Wichtigkeit. Vorzüglich wenn die Stellen demselben Schriftsteller angehören, läßt sich zuweilen die eine aus der andern kritisch emendiren, oder die Auslegung der einen erhält durch Vergleichung der andern Licht. Aber schon in diesem Falle hat man sich vor falschen Schlüssen zu hüten, da die Ähnlichkeit oft nur eine theilweise ist und der Verfasser vielleicht absichtlich Gedanken oder Ausdruck in der einen Stelle anders modificirt hat, als in der andern. Noch mehr ist dies zu bedenken, wenn die Stellen verschiedenen Autoren angehören, und überhaupt muß einer kritischen oder exegetischen Operation, die sich der Hilfe der Parallelstellen bedienen will, die sorgfältigste Erwägung dieser Stellen selbst vorausgehen. — Was so eben im Allgemeinen gesagt ist, findet namentlich auch seine Anwendung auf die Bibel, wo die Beachtung der Parallelstellen um so nöthiger und wichtiger ist, je geringer die Zahl der zum biblischen Kanon gehörigen Bücher und je wichtiger das Zusammenstimmen des Inhalts derselben für den Erweis ihrer Auctorität und für die Analogia fidei ist. In der biblischen Kritik und Exegese ist daher mehr als irgendwo die Rede von Parallelstellen. In den Evangelien insbesondere hat das Parallele im Inhalt wie im Ausdruck eine breite Basis. Man sehe darüber die Artikel Evangelienharmonie und Synopse. Aber auch im A. T. gibt es der Parallelstellen größern Umfanges nicht wenige. Diese Erscheinung beruht dort theils auf Benutzung und Nachahmung älterer Texte, theils auf zwiefacher Überlieferung oder doppelter Fortpflanzung eines und desselben Textes. So ist z. B. das letzte Lied David's auf doppeltem Wege und daher in zwei von einander mehrfach abweichenden Texten auf uns gekommen, einmal im Psalter (Ps. 18) und das andere Mal in den historischen Büchern (2 Sam. 22). So ist ferner Ps. 14 offenbar identisch mit Ps. 53, aber die beiden Texte differiren zum Theil sehr stark. Ähnlich hat man sich wahrscheinlich das Verhältniß der parallelen historischen Abschnitte 2 Kön. 18, 13—20, 19 und Jes. 36—39 zu denken. Wenn die Kritik bei solchen Duplicaten ermittelt hat, daß jeder der beiden Texte sich von irgend einem gemeinschaftlichen Punkte aus selbständig fortgepflanzt und so allmälig von dem andern sich entfernt hat, so wird sie dann bei Vergleichung derselben meist zu dem Resultate kommen, daß zwar der eine von beiden zahlreicheren und stärkern Verderbnissen unterworfen gewesen, als der andere, daß aber jener fehlerhaftere dennoch hie und da eine ursprünglichere Lesart bewahrt hat, welche der im allgemeinen correctere eingebüßt, sodaß der muthmaßliche Urtext nur aus beiden überlieferten Formen herzustellen ist. Man ist immer fehlgegangen, wenn man die eine als ausschließliche Norm ansah, nach welcher die andre zu corrigiren sei. Ganz anders stellt sich die Sache, wenn sich nachweisen läßt, daß der eine Text vom andern abhängig ist, sei's durch einfache Entlehnung oder

Jerem. 52 aus 2 Kön. 24, 18 ff. herübergenommen ist), oder durch absichtliche Nutzung und Verarbeitung, wie z. B. der Verfasser der Chronik die ältern historischen Schriften besonders 2 Sam. und die BB. der Könige für seine Zwecke benutzt, wie Jeremia (Cap. 48 und 49) die Orakel Jes. 15. 16. und das des Obadja wiederholt und seinen Zeitverhältnissen angepaßt, oder wie der spätere Verfasser von Ps. 108 sein Lied aus den ältern Ps. 57 und 60 zusammengesetzt hat u. dgl. In solchen Fällen ist natürlich das ältere Stück als Original anzusehen, und die Copie darnach zu beurtheilen. Indessen gibt es auch bei diesem Verhältnisse der Parallelstellen zu einander für Kritik und Exegese gewisse Cautelen, unter welchen zwei als die wichtigsten hier hervorgehoben werden mögen, daß man nämlich vor allem bedenke, wie der spätere Verfasser den frühern gewöhnlich nicht ohne Weiteres ausschreibt, sondern dessen Text meist nur als Grundlage seiner eignen Arbeit benutzt und nach seinen besondern Zwecken und in der ihm eigenthümlichen Manier modificirt, und wie ferner der Spätere leicht eine Form des benutzten alten Textes vor sich haben konnte, welche in manchen Stücken correcter, und vielleicht auch vollständiger war, als die uns überlieferte. So kann man allerdings öfter die Chronik aus den älteren in ihr benutzten Texten erklären und emendiren, aber es gibt auch Stellen, wo die letztern aus der erstern Licht und Berichtigung erhalten. Zuletzt sei nur noch des wiederum eigenthümlichen Verhältnisses der neutestamentlichen Schriftsteller zum A. T. gedacht. Die alttestamentlichen Parallelstellen erscheinen dort großentheils in der Form von eigentlichen Citaten, welche als solche nicht hieher gehören. Aber in einigen Büchern, wie namentlich im Brief an die Hebräer und in der Apokalypse, sind die benutzten alttestamentlichen Stellen so in den eignen Vortrag verschlungen und verarbeitet, daß die sorgfältige Beachtung dieser Parallelen die ganze Aufmerksamkeit des Auslegers in Anspruch nimmt und daß insbesondere die Apokalypse ohne die stetige Berücksichtigung der vielfach benutzten Orakel und Visionen der alttestamentlichen Propheten, wie namentlich des Ezechiel und des Daniel, gar nicht gründlich zu verstehen ist. (*E. Roediger.*)

PARALOGISMOS (*Παραλογισμός*) nennen die Griechen zunächst entweder falsche Rechnung oder falschen, d. h. Trugschluß, dann die Täuschung Anderer durch falsche Rechnung oder Trugschluß; s. Syllogismos. (*H.*)

PARALOS (auch Paralia, *ἡ Πάραλος γῆ*, *ἡ παραλία*) bezeichnet das schmale attische Küstenland westlich von Halä Äronides an, um das Promont. Sunium herum bis gegen Prasiä hin, wo es an die Diakria grenzte (Thukyd. II, 58 *ἐς τὴν Πάραλον γῆν καλουμένην*. c. 56. *ἐς τὴν παραλίαν γῆν; ἐν τῇ παραλίᾳ*. Vgl. *Steph. Byz.* s. v. Schol. *Eurip.* Hipp. v. 35. Mannert VIII, 304.) Die Bewohner dieses Küstenstriches hießen Paralier im Gegensatz zu den *Πεδιάσιοι* und *Διάκριοι*, und bildeten zur Zeit des Pisistratus eine der drei politischen Parteien, in die sich damals das Land theilte; vgl. Pisistratus. Übrigens ist *παράλιος* (*πάραλος* und *παραλία*) ein gemeinsames Prädicat von Küstenstrichen und Uferstädten (Eurip. Iph. Taur. 425. Ion 1584. 1592. Rhes. 700). (*Krause.*)

PARALOS, ein attischer Heros, vermuthlich eine Personification des Schiffs Paralos; wenigstens sagt Harpokration, daß das Schiff vom Heros benannt sei; die vielleicht nahe bei der Friedensstation jenes Schiffs errichtete Kapelle dieses Heros hieß Paralion (Phot.: *παράλιον ἡρῷον Παράλου τινὸς ἥρωος, ἀφ' οὗ τάχα καὶ ἡ πάραλος ναῦς*) und geschieht dieser Kapelle Erwähnung vielleicht bei *Demosth.* c. Timoth. 1191. 25: *μεταπεμψάμενος τὸν πατέρα τὸν ἐμὸν εἰς τὸ Παράλιον*. Des Heros gedachte (nach Harpokration) Phylarch in 21. B.; von erhaltenen Schriftstellern werden Eurip. (Suppl. 659) und Cicero (Verr. IV. 60) von einigen Gelehrten, vermuthlich mit Unrecht, auf den Heros bezogen; bedenkt man, daß ein Sohn des Perikles Paralos hieß, so möchte man glauben, daß der Heros grade im Geschlecht des Perikles d. h. in dem der Alkmäoniden besonders verehrt worden sei. (*Meier.*)

PARALOS, Name eins der heiligen Schiffe, welche der attische Staat theils zur Beförderung von Theorien, oder über's Meer geschickten heiligen Gesandtschaften, theils zu Staatsdiensten, um Staatsverbrecher aus der Fremde heimzuholen und vor Gericht zu stellen, auch im Felde zum Seedienste gebrauchte. Der attische Staat besaß Anfangs ein einziges heiliges Schiff, welches ein Fünfruderer war; kurz vor dem pelop. Kriege hatte er zwei, beides Dreiruderer, von denen das eine Salaminia, und weil es zur Beförderung der attischen Haupttheorie, d. h. der nach Delos geschickten, gebraucht wurde, Delia und Theoris, das andere Paralos hieß und zwar sagen die Grammatiker bald, daß es so nach einem einheimischen Heros dieses Namens, bald daß es deßhalb so genannt worden sei, weil es zum Beschiffen der *Παραλία* benutzt wurde, und das erklären sie durch „Asien und Hellespont" und fügen hinzu, „es wäre grade dieses Schiff zu den Bundesgenossen geschickt worden, wenn die Athener diesen irgend einen Befehl hätten zukommen lassen wollen;" vgl. Schol. Ulpian z. *Demosth.* c. Mid. (§. 171. p. 570). Mir ist es wahrscheinlich, daß es seinen Namen davon habe, weil es, wenn es nicht gebraucht wurde, bei der Paralia, d. h. der Küstengegend Attika's, namentlich bei Sunium, vor Anker lag, wie die Salaminia vermuthlich davon, weil sie bei Salamis stationirte, benannt worden sein mag; doch war in der Demosthenischen Zeit der Paralos die Station bei Marathon angewiesen (vgl. *Demosth.* Ph. I. 50, 1 und *Harpocr.* in *ἱερὰ τριήρης*). Späterhin, scheint es, hat die Paralos zwar ihren Namen behalten, die Salaminia aber ist Ammonis umgetauft worden; denn Aristoteles und Dinarch kennen nur die Ammonis und Paralos als heilige Schiffe, zu denen Philochorus noch die Demetrias und Antigonis als hinzugekommene fügt, (vgl. Appendix *Phot.* p. 587; *Suid.* und *Phot.* in *Ταμίαι*, im 1. Artik.); nach einer schönen Vermuthung von Grashof in Jahn's J. B. X, 166 hat die Salaminia zu Aristoteles' Zeit den Namen Ammonis nicht davon erhalten, daß man sie zu Sendungen an den Jupiter Ammon gebrauchte, son-

dern weil man sie mit Gesandten an den Alexander nach Tyros schickte, der sich kurz vorher als Sohn des Ammon hatte begrüßen lassen. Diese Schiffe hießen heilige (ἱεραί) oder auch dienende (ὑπηρετίδες); Schol. Aristoph. Vög. 147. Nach diesem Grammatiker wäre die Paralos nur zu Theorien, die Salaminia nur zur Heimberufung abwesender Staatsverbrecher, das Richtige ist, daß beide zu beiden Zwecken und außerdem auch im Felde gebraucht wurden; denn daß man auch die Paralos gegen Staatsverbrecher benutzt habe, gegen die Eisangelie eingelegt worden war, zeigt *Demosth.* de reb. in Cherson. p. 97, 7. Ψήφισμα, εἰσαγγελία, πάραλος, zeigt die Stelle eines Ungenannten bei Suid. in Πάραλος — οἱ δ' Ἀθηναῖοι πέμπουσι τὴν Πάραλον καλοῦντες αὐτὸν ἐπὶ κρίσιν, τουτέστι τὸν Ἀλκιβιάδην, (was freilich unrichtig ist), zeigt endlich die ausführlichste Stelle über die Paralos, die wir einem ungenannten Grammatiker im Appendix *Phot.* Pors. p. 587. ed. Lips. verdanken: ἐχρῶντο δὲ αὐταῖς (denn so muß man für αὐτοῖς lesen, da sich das Pronomen auf die Paralos und Salaminia bezieht), εἰ δέοι στρατηγὸν μεταπέμψασθαι. Im Felde wurden sie gebraucht z. B. im pelop. Kriege (*Thucyd.* III, 33. 77. *Xen.* Hist. Gr. II, 1, 28.) und auch später unter Iphikrates (*Xen.* VI, 2, 14) und zwar dienten diese heiligen Schiffe, weil sie sehr schnell ruderten *), oft zu Admiralschiffen (τριηρὴς στρατηγίς), und die Paralos auch als Avisschiff (*Xen.* a. a. O. II, 2. i. A.) Die Mannschaft der Paralos, welche Πάραλοι hieß, (nur bei Hesychius werden die Leute Παραλῖται genannt), bestand aus lauter freien Männern und zwar athenischen Bürgern, und das sogar die Matrosen, während die auf den andern nicht heiligen Schiffen zum Theil aus Schutzgenossen und Sklaven bestand; die Paraloi zeigten beständig gleichen Eifer für demokratisches Regiment und Haß gegen die Oligarchie (*Thuc.* VIII, 74 fg.); die Mannschaft wurde nämlich von der Demokratie besonders bevorzugt und erhielt täglich vier Obolen, d. i. ungefähr vier gute Groschen Löhnung, obgleich sie den größten Theil des Jahrs zu Hause blieb und erfreute sich überdies noch mancher andern Vorzüge von Seiten des Staats; (vgl. *Harpocr. Suid. Phot.* i. W.). Die heiligen Schiffe hatten jedes seinen eigenen Schatzmeister, dessen Stelle eine sehr geachtete war und durch Wahl, nicht durch Loos vergeben wurde; Männer wie Midias, rechneten es sich zur Ehre an, zum Schatzmeister der Paralos erwählt zu sein; (vgl. Demosth. gegen Mid. a. a. O. und die Lexikographen in Ταμίαι; wenn es bei Harpokration i. d. W. heißt: εἰσὶ δέ τινες καὶ τῶν τριήρων ταμίαι, ὡς ὁ αὐτὸς φιλόσοφός φησιν, so muß man wol τῶν ἱερῶν τριήρων lesen, obgleich die übrigen Lexikographen, welche diese Glosse excerpiren, auch denselben Fehler haben). (*Meier.*)

PARALOS, einer der zwei ehelichen Söhne des Perikles, welche dieser Staatsmann mit der vornehmen Dame gezeugt hatte, die früher an Hipponikos verheirathet gewesen war; der Vater hatte ihn, wie seinen älteren Sohn Xanthippos, in allen edlen Künsten, die zur Bildung vornehmer junger Leute damals nothwendig schienen, von den besten Lehrmeistern unterrichten lassen, dennoch erschienen beide in sittlicher und intellectueller Beziehung verwahrlost, daß sie den Spitznamen Βλιττομάμμα bekamen', d. i. „Dummfresser." — Auch Paralos fiel ein Opfer jener Pest, die im Beginne des pelop. Krieges Griechenland heimsuchte, nachdem schon sein Bruder Xanthippos und seine Tante, die Schwester des Perikles, von derselben Krankheit hingerafft waren; als daher Perikles den Todtenkranz auf die Leiche seines jüngern Sohnes legte, konnte er, der bis dahin jede Schmerzensäußerung unterdrückt hatte, seinem Schmerze nicht mehr gebieten, und brach in ein lautes Weinen und Schluchzen aus. (Vgl. *Plato* Alcib. 1. 118. e. und dazu d. Schol. *Protag.* 320. a *Men.* 94, a. *Plutarch.* Per. 24. 36. *Athen.* XI, 505, cf. Schol. *Demosth.* Mid. p. 570). (*H.*)

PARALYSIS [παρα-λύω], Lähmung. Man versteht unter Lähmung die aufgehobene oder doch verringerte Fähigkeit eines äußern oder innern Organes zu Bewegungen und Empfindungen, oder auch den Mangel eines der beiden ebengenannten Vermögen in einem Theile des Körpers.

Lähmungen treten sehr häufig plötzlich ein, aber dies geschieht fast immer beim Eintritte des Schlagflusses, welcher selbst nur eine das Gehirn betreffende Lähmung ist, in allen übrigen Fällen bilden sich Lähmungen einzelner Theile unter steigender Schwäche und immer zunehmender Verminderung des Empfindungsvermögens allmälig aus, und die Krankheit ist alsdann nicht ohne Vorboten, unter denen das Gefühl von Schwäche und Kälte, von Ameisenkriechen, bisweilen auch von Schmerzen in dem leidenden Theile, öfter noch Krämpfe und Zuckungen desselben die gewöhnlichsten sind. Manche Kranken klagen über einen krampfhaften Schmerz nicht derjenigen Seite des Körpers, welche später von der Lähmung ergriffen wird, sondern der entgegengesetzten, bei Andern geht der Lähmung die Empfindung voran, als rieselten schwache Strahlen kalten Wassers durch den erkrankenden Theil des Körpers, u. s. w. Nothwendig ziehen diese Vorboten die Krankheit selbst nicht nach sich; tritt aber diese ein, so pflegen sich zu ihren genannten charakteristischen Merkmalen secundair noch andere Zufälle des Nervensystems und Blutgefäßsystems und der Ernährung, an dem leidenden Theile selbst wahrnehmbar, einzustellen. Der Puls eines gelähmten Theiles wird langsam, klein und schwach, die Wärme eines solchen Theiles vermindert sich mehr und mehr, er dünkt dem Kranken schwerer, als im gesunden Zustande, verliert seine natürliche Farbe, auch seine Ernährung sinkt (er schwindet, wie man zu sagen pflegt), oder er schwillt, weil auch die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße darnieder liegt, wassersüchtig an; diese ebengenannten Zufälle treten aber weder in jedem Falle sämmtlich, noch in allen nach gleich langer Dauer der Krankheit, vielmehr bald früher, bald später, ein. Nach Verschiedenheit des Ursprunges, des Sitzes, der Ausbreitung und des Verlaufes des Übels haben übrigens die Pathologen von jeher mancherlei Eintheilungen desselben

*) *Alciphr.* Ep. I, 11: Ἡ Πάραλος καὶ ἡ Σαλαμινία αἱ μάλιστα ταχυναυτοῦσαι.

anerkannt, unter welchen nachstehende die bemerkenswertheſten ſind: 1) idiopathiſche und ſympathiſche Lähmungen; jene beruhen auf einem Nervenleiden des gelähmten Theiles ſelbſt, dieſe auf dem Leiden eines von dem gelähmten Theile entfernt liegenden Organs. Von beiden wird die ſymptomatiſche Lähmung als jene unterſchieden, welche, wie z. B. die in Folge des Beinfraßes der Knochen der Wirbel ſind, als Wirkung einer ganz andersartigen Krankheit eintritt. 2) Allgemeine und theilweiſe Lähmung. Im ſtrengſten Sinne des Wortes wäre freilich eine allgemeine Lähmung identiſch mit dem Tod, indeſſen hat man jenen Namen denjenigen Zuſtänden beigelegt, bei welchen die Mehrzahl der Theile des Körpers Bewegungsfähigkeit und Empfindung verloren haben, und den wir nicht blos häufig bei Schlagflüſſen beobachten, ſondern der auch bei vielen andern Krankheiten kurz vor dem Tode einzutreten pflegt. Auch könnte wol hieher jene in neuerer Zeit öfter bei Männern beobachtete Krankheit gezählt werden, welche in einer von den Gliedmaßen, oder einem Sinnorgane ausgehenden, und von dieſem Theile oft ſehr langſam weiter fortſchreitenden, die Eingeweide des Unterleibes ſchwächenden, endlich ſelbſt die edlen Eingeweide der Bruſt und des Kopfes ergreifenden Lähmung beſteht, die vorzüglich in Verſchwendung des Samens ihren Grund hat, und deren Entſtehung häufig auch durch Erkältungen, Hämorrhoidal-Congeſtionen, Metaſtaſen und ähnliche Momente veranlaßt wurde (Hufeland Jour. d. prakt. Heilk. 1826. Febr. S. 115 fg.). Öfter ereignen ſich theilweiſe Lähmungen indem bald nur die Organe einer Seite des Körpers gelähmt ſind [Hemiplegia, Semiplegia], bald nur die oberen, oder, was häufiger iſt, ausſchließlich die untern Gliedmaßen [Paraplegia], oder, was am ſeltenſten vorkommt, nur eine obere und eine untere Extremität, beide an verſchiedenen Seiten des Körpers, [Paralysis cruciata]. 3) Äußere und innere Lähmung, je nachdem der paralytiſch ergriffene Theil ein innerer oder äußerer iſt. 4) Vollkommene und unvollkommene Lähmung; bei jener mangelt Empfindung und Bewegung, bei dieſer [Paresis] [1]) nur eins von beiden Vermögen, gewöhnlich die Bewegung, mit deren Mangel entweder eine verminderte, oder normale, oder ſelbſt erhöhte Empfindlichkeit des kranken Theiles verbunden iſt.

Eine beſondere Anlage zu Lähmungen würde, wenn ſie angenommen werden könnte, mit jener zu Schlagflüſſen in Eins zuſammenfallen, zahlreich aber und wichtig ſind die veranlaſſenden Momente paralytiſcher Affectionen. Wir rechnen zu dieſen Momenten zuvörderſt jene ſchädlichen Einflüſſe, welche örtlich einwirkend das Gehirn oder einzelne Nervenſtämme treffen, mithin alle organiſchen Fehler und Verletzungen des Gehirns und Rückenmarkes, unter den letztern aber namentlich die Krümmungen, Fracturen und den Beinfraß der Rückenwirbel, die Waſſerſucht des Rückgrathes und die Waſſerſucht der Nervenſcheiden. Eine zweite wichtige Claſſe der in Rede ſtehenden Momente umfaßt jene, welche das geſammte Nervenſyſtem betreffen, und zu dieſen gehören namentlich narkotiſche Vergiftungen, anhaltende heftige Schmerzen, heftige Gemüthsbewegungen, ſtarke elektriſche Schläge, entzündliche Affectionen des Nervenſyſtems, und der Typhus. Auch dürfen die paralytiſchen Zufälle, welche Bleivergiftungen, Queckſilbervergiftungen und Arſenikvergiftungen bei langwierigem Verlaufe, vielleicht durch mangelhafte Ernährung der afficirten Nerven, herbeizuführen pflegen, unbedingt dieſer Claſſe von Gelegenheitsurſachen zugeſchrieben werden, während langwierige Profluvien nicht ſowol als Gelegenheitsurſachen von Lähmungen betrachtet werden können, als ſie vielmehr nicht ſelten als Gelegenheitsurſachen der Anlage zu Paralyſen wirkſam werden. Eine dritte ergiebige Quelle dieſer Krankheit endlich ſind metaſtatiſch und conſenſuell wirkende ſchädliche Einflüſſe, Unterdrückung des Menſtrual- und Hämorrhoidal-Blutfluſſes, in Folge deren eine Blutanhäufung in den Blutleitern des Rückgrathes erfolgt, das Zurücktreten von hitzigen Hautausſchlägen, der Gicht u. ſ. w.; gaſtriſche Unreinigkeiten, beſonders Würmer, hyſteriſche Affectionen und dgl. m. ſind hieher zu zählen, und dies wol mit um ſo größerem Rechte, als ſie nicht immer, wie Haaſe (Üb. d. Erkennt. u. Cur d. chron. Krankh. II, 455) annimmt, erſt mittelbar durch Erzeugung von Schlagflüſſen paralytiſche Affectionen herbeiführen. Im Allgemeinen iſt in ätiologiſcher Hinſicht auch der Umſtand bemerkenswerth, daß Lähmungen öfter bei Männern, als bei Frauen und bei Erwachſenen des reiferen Alters, als bei Kindern und Greiſen vorkommen.

Die Diagnoſe des Übels in Fällen, in denen es äußere Theile ergriffen, iſt unbedingt leicht zu nennen, und wird immer durch die angeführten pathognomoniſchen und conſecutiven Merkmale, ſowie die angegebenen ätiologiſchen Verhältniſſe hinreichend geſichert, wobei noch zu berückſichtigen iſt, daß die linke Seite des Körpers häufiger, als die rechte, Lähmungen ausgeſetzt iſt und paralytiſche Affectionen im Allgemeinen bei kräftigen, ſtarken, eine bewegte Lebensweiſe in freier Luft führenden Individuen ebenſo ſelten ſind, als ſie bei Subjecten von nervöſer Conſtitution, melancholiſchem Temperamente, die eine ſitzende Lebensweiſe geführt, und ſich körperlich verweichlicht, geiſtig übermäßig angeſtrengt haben, häufig vorkommen. Schwierig iſt nur die Diagnoſe innerer Lähmungen, weil ſie nur durch den Schluß aus dem Unvermögen eines Organes, ſeinen Verrichtungen vorzuſtehen, auf das Leiden ſeiner Nerven feſtgeſtellt werden, und dieſer Schluß täuſchen kann. Indeſſen kann doch auch unter dieſen Umſtänden nur ſorgfältige Vergleichung aller ſymptomatologiſchen und ätiologiſchen Momente unſere Erkenntniß der Krankheit beſtimmen.

Lähmungen, ſo lange ſie nicht edlen Organen ſich mittheilen, gehören zu den langwierigſten Krankheiten. Sie gehen überhaupt ſelten in Geneſung über, und, wenn ſeit dem Eintritte der Krankheit bereits einige Zeit, etwa vier Wochen, verſtrichen iſt, faſt niemals, und beinahe immer geſchieht dies ſehr langſam, indem gewöhnlich

1) Viele verſtehen indeß auch unter Pareſis jeden geringen Grad von Lähmung, durch welchen weder Empfindungs- noch Bewegungsvermögen ganz aufgehoben iſt.

zuerst wieder Empfindungen verschiedener Art: Jucken, Ameisenkriechen und dgl. und allmälig zunehmende Bewegungsfähigkeit sich einstellen, hierauf das Klopfen der Schlagadern in dem gelähmten Theile wieder stärker wird, endlich die gewöhnliche Temperatur und die Respiration in demselben sich wieder herstellt. Kritische Ausleerungen durch Erbrechen und Durchfall, Hautausschläge u. s. w. unterstützen nicht selten einen solchen Genesungsproceß, doch fast immer nur mittelbar, indem sie die — zumal hitzigen — Krankheiten entscheiden, von welchen die Paralyse Symptom ist. Am häufigsten bestehen eingetretene Lähmungen entweder unverändert bis zum Tode fort, auch wenn sie nicht selbst diesen herbeiführen, oder sie breiten sich doch nur sehr allmälig von dem zuerst ergriffenen Theile weiter aus. Der Tod erfolgt entweder, wenn dergleichen Lähmungen auf edle Organe übergehen, oder wenn ihre lange Dauer ein allgemeines Sinken der reproductiven Thätigkeit, und in Folge desselben Abzehrung oder Wassersucht nach sich zieht. In den Leichen bietet dann oft die genaueste Untersuchung weder in dem gelähmten Theile, noch im Nervensysteme überhaupt, die geringste Anomalie dar, während in andern Fällen allerdings bald eine Verkürzung des Durchmessers der Blutgefäße des gelähmten Theiles und ein atrophischer Zustand desselben oder seiner Nerven, bald eine pathologische Erweichung, Exulceration, Tuberkeln oder Steatome in irgend einem Theile des Gehirns oder des gelähmten Organs, bald endlich — und dies besonders in gelähmten Muskeln scorbutischer Individuen — eine fettartige Degeneration jener Theile wahrgenommen wird, ohne daß eigentlich bisher diese Ergebnisse der Leichenuntersuchungen über die Natur der Krankheit selbst und das zur Heilung nothwendige Verfahren ein helleres Licht zu verbreiten vermocht hätten.

Nach diesem Allen bestimmt sich leicht die Vorhersagung bei Lähmungen. Sie kann im Allgemeinen nur ungünstig sein, richtet sich aber in den besondern Fällen nach folgenden Momenten: 1) Alter und Constitution der Kranken, indem bei Individuen, bei welchen weder durch Alter noch Krankheit die Kräfte erschöpft sind, eher Hoffnung auf Heilung der Lähmung vorhanden ist. 2) Alter der Krankheit. Unter übrigens gleichen Umständen eines der wichtigsten Momente der Prognose, indem veraltete Lähmungen fast nie geheilt werden. 3) Die Wichtigkeit der ergriffenen Theile für den ganzen thierischen Haushalt. Es versteht sich von selbst, daß die sogenannten innern Lähmungen in dieser Beziehung die gefährlichsten sind, unter ihnen aber wieder vornehmlich jene, welche das Gehirn betreffen. 4) Der Grad und die Ausbreitung der Krankheit. Unvollkommene Lähmungen lassen eher Heilung zu, als vollkommene; Hemiplegien theilen sich häufig dem Gehirne mit, führen Schwäche des Geistes und der Sinnenorgane herbei, und gehen leicht in Schlagfluß über; Paraplegien sind erfahrungsmäßig fast immer unheilbar, und das ursächliche Verhältniß der Krankheit unter allen Momenten das entscheidendste für die Prognose. In dieser Hinsicht sind im Allgemeinen idiopathische Lähmungen gefährlicher, als sympathische, welche letztere z. B. die von gastrischen Reizen abhängige Lähmung, öfter und sogar leicht geheilt werden. Unbedingt abhängig von der jedesmaligen Natur der vorhandenen Krankheit ist die Prognose symptomatischer Lähmungen, und wenn daher z. B. jene, welche Folge eines Bruches oder des Beinfraßes der Schädelknochen u. s. w. sind, in der Regel keine Hoffnung zur Heilung übriglassen, so gelingt es dagegen nicht selten, Lähmungen zu heilen, welche ein schwacher Anfall von Schlagfluß zurückgelassen. Auch die metastatischen Lähmungen geben der Hoffnung der Heilung Raum, wenn sie die Möglichkeit zulassen, die krankhafte Thätigkeit, durch deren Unterdrückung die Metastase herbeigeführt wurde, wieder herzustellen. Auch die von metallischen Vergiftungen abhängigen Lähmungen gehören, obwol sie immer schwer heilbar sind, zu jenen, welche verhältnißmäßig eine günstigere Vorhersagung zulassen. Lähmungen endlich, welche auf dem Drucke eines Nerven beruhen, sind heilbar, insofern dieser Druck beseitigt werden kann, und jene, welche auf irgend einer organischen Verletzung: Zerreißung, Durchschneidung, Exulceration u. s. w. der Nerven des gelähmten Theiles beruhen, schließen nothwendig jeden Gedanken an ihre Heilung aus. — Von den einzelnen, an dem gelähmten Theile wahrnehmbaren, einen günstigen oder einen ungünstigen Ausgang vorherverkündigenden Merkmalen ist bereits im Obigen die Rede gewesen.

Die Cur paralytischer Affectionen fodert, wie jede andere, zuvörderst die Beseitigung der veranlassenden Ursachen und diese wird nach Maßgabe dieser letztern in den einzelnen Fällen nothwendig auf sehr verschiedene Weise erreicht, wo sie überhaupt möglich ist. Wenn die Einzelheiten in Betreff der Art und Weise, wie dieser Anzeige Genüge geleistet wird, nicht hieher gehören; so bleibt dagegen in vielen Fällen, nachdem jener Anzeige Genüge geschehen, wegen fortbestehender Lähmung eine zweite Indication zu erfüllen, welche den Arzt oft auch gleich Anfangs beschäftigt, falls nämlich veranlassende Ursachen der Krankheit nicht aufzufinden sind, die Indication, die gesunkene Nerventhätigkeit zu erhöhen; und diese Anzeige dürfte hier auf eine nähere Erörterung um so gerechteren Anspruch haben, als die Ansichten mancher Neueren über diesen Gegenstand von den älteren wesentlich abweichen. Öfter hat man nämlich in neuerer Zeit gegen die ältere Ansicht, nach welcher der genannten Anzeige durch den Gebrauch der Reizmittel Genüge geleistet werden muß, die Behauptung geltend gemacht, daß die Ergebnisse der pathologischen Anatomie in Betreff der Lähmungen eher die Ansicht bestätigen, wenigstens für sehr viele Fälle als gültig betrachten lassen, daß ein Zustand von Reizung, als jene alte Meinung, nach welcher Schwäche den Lähmungen als sogenannte nächste Ursache zum Grunde liegt, und daß daher Heilmittel, die ihrer Natur nach von den reizenden sehr verschieden, ja diesen vielmehr oft entgegengesetzt sind, ungleich häufiger, als die Reizmittel selbst, zur Heilung von Paralysen erfodert werden, wobei man noch namentlich an jene, nie durch Reizmittel zu heilenden Lähmungen er-

innert hat, welche als Folge einer Entzündung des Gehirns, einer Reizung des Rückenmarkes, einer Corrosion einzelner Nerven durch Eiter u. s. w. eintreten. Allein man hat hierbei wol übersehen, nicht blos, daß gegen Lähmungen, deren veranlassende Ursache nicht selbst Reizmittel erfodert, diese auch niemals von rationellen Ärzten in Anwendung gebracht worden sind, falls nicht die Lähmung nach Beseitigung ihrer Ursachen noch fortbestand; daß ferner ein Zustand von Erethismus, welcher allerdings ursprünglich mancher Lähmung zum Grunde liegt, oft schnell vorübergeht, oft bei ausgebildeter Lähmung wirklich bereits vorübergegangen ist, und wenigstens der dem Arzte zur Behandlung kommende Zustand der gelähmten Theile meistens nichts von jener Irritation darbietet, welche das Übel zunächst begründet haben mag, und daß endlich die Thatsache, nach welcher oft schwächere Reizmittel sich heilkräftiger zeigen, als stärkere, nichts gegen die Heilsamkeit der Reizmittel bei Lähmungen beweist, indem bei allen Krankheiten, deren Cur die Anwendung reizender Mittel erfodert, der qualitative Unterschied der einzelnen ebensowol Berücksichtigung erfodert, als der quantitative. Hiernach ist es allerdings der innere und äußere Gebrauch der Reizmittel, durch welche die genannte zweite Heilanzeige erfüllt wird, obwol die stärksten Reizmittel keineswegs immer die wirksamsten sind, vielmehr dadurch, daß sie, zumal bei lange fortgesetztem und reichlichem Gebrauche, leicht Überreizung herbeiführen und die verminderte Empfänglichkeit der leidenden Theile vollends erschöpfen, nur zu oft bedeutend geschadet und die Heilung gradehin unmöglich gemacht haben, wie dies namentlich von der Elektricität, dem Phosphor, dem Moschus und ähnlichen Mitteln gilt. Ungleich öfter zeigen sich daher bei der Cur der Lähmungen die scharfstoffigen Reizmittel: Arnica, Brechnuß, Eisenhut, die Folia rhois toxicodendri, die Belladonna, die Coloquinten, das Gnadenkraut u. s. w. wirksam, welche Mittel, indem sie reizen, zugleich eine heilsame Ableitung der pathologischen Thätigkeit auf das reproductive System bewirken und die Aufsaugung ergossener Stoffe begünstigen. Besonderer Empfehlung ist unter diesen Mitteln die von Dahlberg und Kölpin empfohlene, Anfangs zu 10 bis 15 Tropfen, weiterhin in steigender Gabe bis zu 60 oder 70 Tropfen zu reichende Tinctura colocynthidis, und die nach Alderson zu mehren Granen zu reichenden Blätter des Rhus toxicodendrum, auch den Erfahrungen des Verfassers gemäß [2]), sehr würdig. Die reinen Nervenmittel nehmen dagegen bei der Cur der Lähmungen den zweiten Rang ein, können aber allerdings, bei einem der Individualität des Falles durchaus angemessenen Gebrauche, die Heilung bedeutend fördern. Die Ammoniumpräparate, Baldrian-Tincturen, Naphthen, ätherischen Öle, Kampher, Ambra, Bisam, Phosphor u. s. w. gehören hierher. Fast in allen Fällen aber darf man sich auf den innern Gebrauch der Reizmittel nicht beschränken wollen, sondern muß mit diesem einen zweckmäßigen äußeren verbinden, dem man theils die ganze Oberfläche des Körpers, theils das leidende Organ insbesondere aussetzt. Unter diesen Heilmitteln stehen die Bäder, und zwar allgemeine lauwarme, denen man Seife, Kochsalz, Seesalz, aromatische Pflanzenstoffe, oder Ameisen zugesetzt hat, das animalische Bad in frischgeschlachteten Thieren und besonders die natürlichen warmen Bäder von Warmbrunn, Töplitz, Wiesbaden, Aachen u. s. w. oben an. Auch das Reiben und Bürsten der Hautoberfläche zeigt sich oft hilfreich, während der unbestreitbar große Nutzen der Anwendung der Douche mit warmem oder kaltem Wasser, oder des Wasserdampfes, der geistigen Einreibungen aller Art, der aromatischen Umschläge und Fomentationen, der Räucherungen mit Bernstein und Weihrauch, der Urtication, der Blasenpflaster, der trockenen Schröpfköpfe, der Brenncylinder, und des Glüheisens sich mehr auf jene Fälle beschränkt, in denen das Übel den Namen eines örtlichen verdient. Vom Galvanismus gilt in noch höherem Grade, was vorher von der Elektricität bemerkt wurde; da er überdies eine noch nicht hinreichend erforschte chemische Einwirkung zeigt, so sollte er immer nur in Fällen, denen eine materielle Ursache zum Grunde liegt, und die Schwäche des Kranken nicht zu bedeutend ist, in Anwendung gebracht werden. — Die in jedem einzelnen Falle zu treffende Auswahl aus den genannten und ähnlichen Mitteln wird, außer den öfter genannten Momenten, auch durch die Besonderheit des von der Lähmung ergriffenen Theiles bestimmt. Bei der Lähmung der Augenlieder (Blepharoplegia) z. B. werden Einreibungen ätherischer Öle und die Application von Blasenpflastern auf die Augenbrauen; bei Zungenlähmung (Glossoplegia) das Kauen von rad. pyrethri, Gewürznelken, Zimmt, Cubeben, u. s. w. und der Gebrauch ähnlicher Mundwässer empfohlen, bei Lähmung der Harnblase und des Afters werden die Reizmittel auf die Schamgegend, das Mittelfleisch oder das Kreuz applicirt, bei Lähmung der Gliedmaßen auf verschiedene Stellen des Rückgrathes u. s. w.

Ist es durch die Anwendung dieses Verfahrens gelungen die Reizempfänglichkeit in einem gelähmten Theile wieder insoweit wenigstens herzustellen, daß sich die oben erwähnten Zeichen der wiederkehrenden Lebensthätigkeit in demselben einstellen; so verbinden wir mit den noch längere Zeit hindurch anzuwendenden als hilfreich erprobten Reizmitteln die Heilmittel der stärkenden Methode, von deren Gebrauche besonders in jenen Fällen, in denen Mangel an Tonus und gehöriger Gerinnbarkeit des Blutes hervorstechend ist, eine glückliche Beendigung der Cur erwartet werden darf. China und Eisen sind alsdann unbedingt die Hauptmittel der Cur, mit denen jedoch — wie meistens während der ganzen Krankheit — eine leicht verdauliche, gut nährende und so wenig reizlose, als überreizende Diät, häufiger Genuß der freien Luft, und besonders auch öftere Versuche, den gelähmten Theil zu bewegen, verbunden werden müssen.

2) Man hat indessen bei dem Gebrauche des Rhus toxic. sehr darauf zu achten, daß man das verordnete Heilmittel nicht veraltet erhält, weil es entgegengesetzten Falles auch beim Gebrauche unglaublich großer Gaben wirkungslos bleibt.

A. Kirkland, Commentar über den Schlagfluß und die Lähmung nebst einigen andern damit verwandten Krankheiten. (Aus d. Engl. Leipz. 1794.) — J. L. Ottensee, Von der Erkennt. und Heil. des Schlagfl. u. d. Lähm. Mit einer Vorrede von Fritze. (Berlin 1805.) — J. Alderson, Versuch über das Rhus Toxicodendron, nebst Krankengeschichten, welche die Wirkung dieses Mittels in paralytischen Krankheiten beweisen. Aus d. Engl. von L. F. Froriep. (Jena. 1799).
(*C. L. Klose.*)

PARALYTICA heißen bei den Vätern der Botanik mehre Arten von Primeln und Aurikeln. S. *Bauhin.* pin. p. 242. (*A. Sprengel.*)

PARAMAECIUM *Hill.* (Zoophyta), richtiger Paramecium, Längethierchen. Eine Gattung Infusorien aus der Familie Kolpodea, deren Körper überall mit Wimpern behaart, einen ausschiebbaren, kurz rüsselförmigen Mund hat. — Von Arten sind länger bekannt: P. Aurelia, *Müller.* Körperdurchmesser $\frac{1}{12}$ Linie, Körper walzenförmig 3 bis 4 mal so lang als dick, hinten etwas gespitzt, mit schiefer Längsfalte, an deren hinterem Ende die Mundöffnung; Wimpern in Längsreihen, Farbe weißlich. Ward von Ehrenberg (Zur Erkenntniß der Organisation II, 114) außer in Berlin, in Sibirien beobachtet. P. Chrysalio *Müller*, ward außerdem noch in Afrika beobachtet, P. sinaiticum, am Berge Sinai. (D. *Thon.*)

PARAMARIBO (n. Br. 5° 53′, w. L. von Ferro 35° 31′), Hauptstadt und zugleich einzige Stadt der niederländischen Colonie Guayana in Südamerika, liegt, $3\frac{1}{4}$—4 Meilen von der Mündung des Surinams, welcher, hier eine schöne Rhede bildend, eine engl. Meile breit ist, und eine engl. M. vom Fort Amsterdam [1]) entfernt, auf der linken Seite des genannten Flusses und von Gärten und Plantagen umgeben, in einer weiten Ebene. Den Fluß mit ihren Häusern fast berührend, bildet die Stadt ein Oblongum, welches $1\frac{1}{2}$ engl. Meile lang und $\frac{3}{4}$ engl. M. breit ist. Die Zahl der größtentheils zwei- oder dreistöckigen Häuser, welche, auf einem Backsteingrunde ruhend, von festem Holz erbaut und mit silbergrauer Ölfarbe angestrichen, statt der Glasfenster meist durch Rahmen mit Florzeug luftig erhalten werden und im Innern Reichthum und Pracht verrathen [2]), beträgt 1400. Die nicht gepflasterten, sondern mit Kiessand bestreuten Straßen, welche sie bilden, sind breit und meist mit Tamarinden, Orangen und Limonen bepflanzt. Die den Fluß entlang laufende Waterkantstraße wird als Promenade benutzt. Zu den sich auszeichnenden Gebäuden gehört der von Backsteinen erbaute und mit Ziegeln gedeckte Palast des Gouverneurs auf dem schönen Regierungsplatze, welcher zwischen der Stadt und dem Fort Zeelandia liegt und mit diesem mittels eines geheimen Ganges in Verbindung steht. Das Rathhaus ('t Hov), auf dessen Thürmchen sich die einzige Stadtuhr findet, ist nur in seinen untern Theilen massiv, aber ebenfalls mit Ziegeln gedeckt. Unter ihm befinden sich die Gefängnisse für die Civilverbrecher, die des Militairs enthält das Fort Zeelandia. Bis 1810 befand sich im zweiten Stocke dieses Gebäudes die reformirte Kirche, für welche aber seit dem genannten Jahre mit einem Kostenaufwande von 316,000 Fl. Papiergeld durch den Coloniebaumeister Joh. von Zyll ein eignes Gebäude errichtet worden ist, das seine Orgel aus London erhielt. Die Lutherische Kirche mit Luther's Wappen und einem vergoldeten Schwane auf dem Giebel ist gleichfalls ein schönes Gebäude [3]). Das Militairhospital ist groß und dreistöckig. Unter den Privaten gehörigen Gebäuden zeichnen sich durch Größe und Schönheit das Stoker'sche und ehemals Wangenheim'sche Haus, in welchem das Justizcollegium seine Sitzungen hält, sowie das van der Meulen'sche, Nepveu'sche, dessen Erbauung 13,000 Pf. St. kostete, und Enkhuysen'sche aus. Als Hauptstadt der Colonie ist P. der Sitz des Gouverneurs, der Regierung, welche ihre Sitzungen im Rathause hält, sowie der übrigen Colonialbehörden. Für den Unterricht sorgen einige Elementarschulen, auch finden sich einige Bibliotheken. Die Zahl der lebenslustigen Einwohner [4]), welche

1) Dieses Fort, welches gewöhnlich Neu-Amsterstam genannt wird und zwischen 1734—1747 von den Holländern angelegt wurde, liegt unterhalb der Stadt auf der Landspitze zwischen der rechten Seite des Surinam und der linken Seite des Commewyne, welche beiden Flüsse es vertheidigt. Es besteht ebenfalls aus einem regelmäßigen Fünfeck mit fünf Bastionen, einem tiefen Wassergraben und einem bedeckten Wege. Auf einer Zugbrücke gelangt man durch das Wallthor in das Innere der Citadelle, wo sich das Haus des Gouverneurs, die Häuser der Infanterie- und Artillerieofficiere, das Pulvermagazin, das Proviantbaus, die Kirche, eine große Windmühle und die Baracken mit einer Cisterne finden. Hier wie auf dem Fort Zeelandia weht von sechs Uhr des Morgens bis sechs Uhr des Abends die niederländische Flagge und nur während dieser Zeit ist den ankommenden Schiffen das Einlaufen erlaubt, und es wird ihnen dieses von dem Commandanten gestattet, sobald sie ihre Pässe eingereicht haben. Die Besatzung dieses Forts, welchem gegenüber am linken Ufer des Surinams die Schanze Purmerent liegt, während die Schanze Leyden sich dem Fort und der Schanze gegenüber auf dem rechten Ufer des Surinamflusses findet, besteht in Friedenszeiten aus zwei Artilleriecompagnien und etwas Infanterie.

2) Die Häuser in Paramaribo, in deren Innern holländische Ordnung und Reinlichkeit herrscht, sind gewöhnlich mit Vergoldungen, Gemälden, porzellanenen Vasen und krystallenen Kronleuchtern geschmückt. Die Zimmerwände sind durchgängig statt der Tapeten mit schönem Cedern-, Brasilien- oder Mahagonyholz getäfelt, auch pflegt man die Fußböden der Visitenzimmer mit Pomeranzen abreiben zu lassen, um Wohlgeruch zu verbreiten. Eine besondere Eigenheit ist es, daß man weder hier noch sonst wo in der Colonie Schornsteine sieht, indem man nie außer in der Küche Feuer anzündet. Die Küchen sind aber immer in einiger Entfernung von den Wohnhäusern angelegt und man kocht die Speisen auf der Erde, während der Rauch durch das Dach entweicht. Die Häuser sind übrigens sehr theuer und größtentheils mit Schindeln gedeckt. 3) Die Lutherische Kirche hat zwei Pfarrer, die reformirte Kirche, in welcher abwechselnd holländisch und französisch gepredigt wird, zwei holländische und einen französischen Prediger. Jede Kirche hat ihr Armen- odet Waisenhaus. Für die Neger wird der Gottesdeenst in einer Kapelle von den evangelischen Brüdern gehalten. Die portugiesischen Juden sowol als die teutschen haben Synagogen. 4) Die Equipagen und Kleidung der Reichen sind äußerst prächtig. Stickereien, genuesische Sammte, Juwelen, goldene und silberne Tressen werden gewöhnlich getragen, selbst die Capitaine der Kauffartheischiffe erscheinen mit massivgoldenen [illegible] Schnallen. Besonders fein und außerordentlich weiß [illegible]
Ein gleicher Luxus herrscht bei der Tafel, wo [illegible]

nach Bolingbroke sich jetzt auf 20,000 belaufen soll, während sie nach Stedmann [4]) 1777 5000 Weiße und 75,000 Sklaven betrug, ist aus Weißen (5000), schwarzen Sklaven (11,000) und Mulatten zusammengesetzt. Für das Vergnügen sorgen zwei Schauspielhäuser, deren eines für die Christen, das andere für die Juden bestimmt ist, und Bälle, Concerte und Gesellschaften sind an der Tagesordnung. Die Fremden finden in zwei Wirthshäusern ein Unterkommen, auch bestehen zwei Freimaurerlogen, La Salle und Concordia für Christen und eine für die zahlreichen Juden, welche in dieser Colonie außerordentliche Vorrechte genießen. Für die öffentliche Sicherheit sorgt die Stadtmiliz [6]) und die Policei, welche in der Beobachtung ihrer Pflichten sehr pünktlich ist. An gutem Trinkwasser fehlt es sehr, Quellen finden sich gar nicht, die meisten Häuser haben zwar in Felsen gehauene Brunnen, allein das Wasser in denselben ist schlecht und wird nur für die Neger und das Vieh benutzt. Die Europäer bedienen sich des in Cisternen aufgefangenen Regenwassers, welches man durch Filtrirsteine in große steinerne Krüge seihet, welche die Eingebornen selbst verfertigen. Der Verkehr ist äußerst lebhaft. Pflanzer, Matrosen, Soldaten, Juden, Indianer und Neger drängen sich in den Straßen, und auf der Rhede liegen oft 80—100 Schiffe, welche Mehl, gepökeltes Rind- und Schweinefleisch, Branntwein, Häringe, gesalzene Makrelen, Spermacetilichter, Pferde und Holzwaaren bringen und dafür Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle und Indigo für Holland oder Syrup für Nordamerika laden. Die Stadt wird reichlich mit Lebensmitteln versehen, nämlich mit Fleisch, Federvieh und Wildpret, auch an Gemüsen aller Art herrscht Überfluß, und außerdem werden alle Leckereien der übrigen Welttheile zugeführt. Dennoch sind die Lebensmittel gewöhnlich ungeheuer theuer. Das Pfund Weizenmehl kostete nach Stedmann 4 engl. Pence bis 1 Schilling, das Pfund Butter 2 Schill., das Pfund frisches Fleisch nie weniger als 1 Schill., das Paar Enten oder Hühner 3 bis 4 Schill., ein Truthahn oft eine halbe Guinee, 5 Eier und 12 europäische Kartoffeln 5 Groschen, die Flasche Wein 1 Thaler, der Gallon oder 4 Kannen Jamaikarum 1 Thaler 16 Groschen. Dagegen sind Fische und Gemüse äußerst wohlfeil, und die Früchte werden fast verschenkt. 40 Apfelsinen oder 6 Ananas kaufte Stedmann für 3 Gr. Tamarinden und Limonien braucht man nur aufzulesen. Die Hausmiethe ist ebenfalls sehr theuer; ein kleines, nicht meublirtes Zimmer kostet monatlich 3—4 Guineen, ein einstöckiges Haus mit 2 Zimmern 100 Guineen jährlich. Ein Paar Schuhe werden mit einer halben Guinee bezahlt. Das gewöhnliche hier cursirende Geld besteht in gestempelten Karten von 5 Schill. bis 30 Pf. an Werth. Gold- und Silbermünzen waren zu Stedmann's Zeit so rar, daß man sie mit 10 Proc. Agio ausgab. Die englischen und portugiesischen Münzen tragen Mulatten-, Mestizen- und Negermädchen als Schmuck. Übrigens ist Paramaribo nicht befestigt, sondern wird gegen Südosten von dem Flusse, gegen Westen von einer großen Savanne begrenzt, während im Nordosten sie ein undurchdringlicher Wald und im Osten das Fort Zeelandia deckt. Dieses wird durch eine große Esplanade und den schönen Paradeplatz von der Stadt getrennt und besteht aus einem regelmäßigen Fünfeck mit zwei den Fluß beherrschenden Bastionen und einem nach der Stadt führenden Thore. Es ist aus gehauenen Steinen aufgebaut, zwar klein, aber sehr fest und mit einem breiten Graben umgeben. Es hat einige Außenwerke. An der Ostseite, dem Flusse gegenüber, befindet sich eine Batterie von 21 Kanonen. (*Fischer.*)

testen Leckereien, ohne den Preis zu berücksichtigen, in Porzellan und Silberzeug von der neuesten Façon aufträgt. Feinschmecker lassen sich sogar gebratenes Rindfleisch aus Holland schicken, welches in blecherne Kasten gepackt wird, die mit Fett überzogen werden, um der Luft das Eindringen zu verwehren und das Verderben zu hindern. Die Zahl der schwarzen Dienerschaft ist bei den Reichen außerordentlich groß, man findet oft 20—30 Bediente in einem Hause. Europäische Diener sind selten.

5) Vergl. Stedmann's Nachrichten von Surinam und den letzten Krieg der Einwohner mit ihren rebellischen Negersklaven in den Jahren 1772—1777 in M. C. Sprengel's Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde. 8. Bd. S. 165 fg.

6) Diese hat den Dienst bei der Nacht. Das Militair zieht alle Morgen um 8 Uhr auf die Wache. Um 6 Uhr Morgens und um 6 Uhr Abends feuert das commandirende Schiff im Hafen seine Kanonen ab, worauf Abends die Trommeln in der Stadt gerührt werden. Sobald dies geschehen ist, darf sich kein Neger, männlichen oder weiblichen Geschlechts ohne einen besondern Erlaubnißschein seines Herren mehr auf der Straße sehen lassen. Um 10 Uhr schlagen die schwarzen Trommelschläger für die Bürger den Zapfenstreich und jetzt erscheinen die Damen mit ihren Cicisbeos auf den einsamen Spaziergängen.

PARAMATA, eine Stadt der Provinz Cumberland in Neusüdwales, am Flusse gleiches Namens, auf dessen beiden Ufern sie einen bedeutenden Raum einnimmt, da die Häuser einzeln stehen und mit Gärten umgeben sind. Die Straßen sind nach den vier Weltgegenden angelegt, die Häuser sind reinlich und zum Theil zwei Stock hoch und sehr elegant gebaut, und enthalten einige recht ansehnliche, wie das des Gouverneurs. In der Mitte der Stadt steht die Hauptkirche mit einer Kapelle für Dissenters. Das Militair wohnt in Kasernen, für die Verbrecher gibt es Baraken und ein Arbeitshaus ist für die Aufnahme von Weibern bestimmt. Sogar eine Sternwarte hat der Gouverneur Brisbane angelegt. Für Aufnahme von Fremden sorgen sehr gute Gasthöfe. Die Zahl der Bewohner der Stadt wird auf 3000 angegeben. (*Eiselen.*)

PARAMBOLE (*Paremboli*, Itiner. Hier.) wird als ein Ort im Innern Thraziens in der Nähe des Hebrus aufgeführt. Vgl. Sickler alt. Geogr. 1. Th. S. 494. (*Krause.*)

PARAMÉ, großes Gemeindedorf im franz. Departement der Ille und Vilaine (Bretagne), Canton und Bezirk St. Malo, liegt ½ Lieue von dieser Stadt und hat eine Succursalkirche und 2900 Einw., welche Getreidebau und Viehzucht treiben. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PARAMENTUM. So viel als Kleid überhaupt, sodann besonders Feierkleid, Ornat, im engern Sinne so viel als Meßgewand. Camera paramenti (= armenta-

rium) heißt der Ort, wo alles zur Ausrüstung (arma) des Priesters und den liturgischen Handlungen Gehörige, bewahrt wird (σκευοφυλάκιον). Vorzugsweise nennt man so das kirchliche Gewandhaus (vestiarium). (*Rheinwald.*)

PARAMETER. Unter diesem Namen versteht man in jeder Gleichung einer Curve diejenigen Coefficienten oder constanten Glieder, welche bei der nämlichen Curve denselben Werth behalten. Man würde z. B. in der Gleichung der geraden Linie $y = ax + b$ die Größen a und b Parameter nennen können, obgleich man sie hier gewöhnlich Constante nennt.

Eine eingeschränktere Bedeutung findet dieser Ausdruck in den Gleichungen der Kegelschnitte, bei denen er vorzüglich und beinahe ausschließlich angewandt wird. Für die Parabel ist der Parameter die dritte Proportionallinie zur Abscisse und Ordinate, d. h. das Quadrat der Ordinate irgend eines Punktes der Parabel, dividirt durch die Abscisse desselben Punktes, ist einer constanten Größe, dem Parameter, gleich, oder in gewöhnlichen Zeichen: $\frac{y^2}{x} = p$. — Die Gleichung der Ellipse, wenn man den Anfangspunkt der rechtwinkeligen Coordinaten im Scheitelpunkte der großen Axe und die Coordinatenaxen parallel mit den Axen der Ellipse annimmt, wird bekanntlich $y^2 = \frac{2b^2x}{a} - \frac{b^2x^2}{a^2}$, wo a und b die halbe große und kleine Axe sind. Die dritte Proportionale zur großen und kleinen Axe, nämlich $\frac{4b^2}{2a} = p$, heißt der Parameter der großen Axe; sodaß die Gleichung mit Hilfe dieser Größe ausgedrückt heißt: $y^2 = px - \frac{px^2}{2a}$. Nimmt man dagegen die kleine Axe zur Abscissenaxe und ihren Endpunkt zum Anfangspunkt der Coordinaten, so wird die Gleichung der Ellipse $\eta^2 = \frac{2a^2}{b}.\xi - \frac{a^2}{b^2}\xi^2$, oder $\eta^2 = q\xi - \frac{q\xi^2}{2b}$, wenn man $\frac{4a^2}{2b} = q$ setzt, wo man q, d. h. die dritte Proportionallinie zur kleinen und großen Axe den Parameter der kleinen Axe nennt. — Wenn man ganz analog für die Hyperbel die Gleichungen auf die erste Axe bezogen: $y^2 = px + \frac{px^2}{2a}$ und auf die zweite $y^2 = qx + \frac{qx^2}{2b}$ hat, worin wieder $p = \frac{4b^2}{2a}$ und $q = \frac{4a^2}{2b}$ bedeuten, so werden hier p und q respective die Parameter der ersten und der zweiten Axe genannt. — Bezieht man die Gleichungen der Kegelschnitte auf conjugirte Durchmesser, so nennt man die in derselben Verbindung vorkommenden Constanten Parameter des ersten und des zweiten Durchmessers. (*L. A. Sohncke.*)

PARAMIASMATICA hat man diejenigen Stoffe genannt, von denen man glaubte, daß sie im Stande wären das Eindringen von Contagien und Miasmen in den thierischen Körper zu verhindern, ohne diese jedoch chemisch zu zerstören. Hierher gehören die Öleinreibungen in der Pestzeit, das Tragen seidener Tücher vor dem Munde und der Nase, das Einathmen von Fettdämpfen nach Bressy's (théorie de la contagion etc. Paris 1802) Vorschlag, um die Schleimhaut der Respirationswege mit einem fettigen Überzuge zu versehen ꝛc. Vgl. die Artikel Contagium und Miasma. (*Rosenbaum.*)

Paramirum, s. Paracelsus.

PARAMITA. Ein sanskritisches Wort, welches das Jenseits-Gelangen bedeutet, und zu den technischen Ausdrücken der Buddha-Lehre gehört. Die chinesischen Buddhisten lassen dieses Wort unübersetzt: sie schreiben und sprechen Pa-la-mi. Bei den Mongolen wird es in Biramit verstümmelt, oder durch die gleichbedeutenden mongolischen Wörter tschinadu görükszen wiedergegeben. Es gibt nach der Lehre des Buddhismus zehn Paramitas, d. h. Grade der moralischen Veredlung, die der Mensch zu durchlaufen hat, wenn er aus dem wogenden Meere des Geburtenwechsels, der Seelenwanderung im Fleische, an das jenseitige Ufer der Verklärung und seligen Vereinigung mit Buddha gelangen will. Diese Paramitas sind: 1) die Almosenspendung oder die Hingebung seiner selbst um des Wohles der Mitgeschöpfe willen (gleichviel, ob sie Menschen oder Thiere sind); 2) die Übernahme und Befolgung der geistlichen Pflichten und Verordnungen; 3) die Leidsamkeit und Geduld; 4) die sorgsame Vorsicht oder Aufsicht auf sich und seine Handlungen; 5) die innere Beschauung u. s. w. Etwas Ausführlicheres über diesen Gegenstand findet man in J. J. Schmidt's gediegenen und vortrefflichen Abhandlungen über den Buddhismus. S. vor Allem die Memoiren der petersburger Akademie. 6. Reihe (série), S. 93 fg. und S. 221 fg. (*W. Schott.*)

PARAMITE, kleines dem Palander ähnliches und vorzüglich in Genua gewöhnliches Fahrzeug. (*Fischer.*)

PARAMITHI, PARAMYTHIA (Παραμυθίων πεδίον, Land der Täuschung), Paraemittia, Paramythia. 1) P. Hauptstadt des ehemaligen Sandschaks (Cham-Sangiac) Chamouri, welcher die Cantone Aidonie und Margariti begriff und sich von den Gebirgen von Paramithi bis an das ionische Meer ausbreitete. Bei den Normannen hieß die Stadt Castel-Saint-Donat und sie zerfällt in die Ober- und Unterstadt. Jene mit der Burg liegt auf dem Gipfel eines hohen Berges und sie ist der Sitz eines Cadis und eines Woiwoden, welcher die Gerichtsbarkeit über 35 Dörfer ausübt. Die Burg wird von einer Garnison und einigen Kanonen vertheidigt. Die Unterstadt enthält fünf Moscheen und eine christliche Kirche, welche den Titel einer Metropole führt. Der hiesige Bischof, welcher unter dem Erzbischof von Janina steht, hat 3500 Franken Einkünfte. Die Zahl der türkischen und christlichen Einwohner beläuft sich nach Pouqueville *) auf 3500, nach Andern auf 5000. 2) P.

*) Vergl. *Pouqueville*, Voy. dans la Grèce. T. I. p. 462 fg.

Canton zum Sandschak Janina gehörig, ist äußerst gebirgig und wird theils von Türken, theils von Christen bewohnt, welche man Paramithioten heißt. Sie sind groß, stark, unerschrocken, von athletischem Wuchse, sehr kriegerisch und wegen ihrer Räubereien berüchtigt, doch treiben sie Schafzucht und etwas Maisbau. Sie werden in Dorfschaften oder Chorions abgetheilt und von Beluk-Bachis regiert. Früher sahen sie mit Verachtung auf die Albanesen herab, was sich jedoch geändert hat, seitdem Ali Pascha sie besiegte. (*G. M. S. Fischer.*)

Paramittia, s. Paramithi.

PARAMMON, Beiname des Hermes, unter welchem er in Elis verehrt wurde (*Pausan.* V, 15, 11), der Dienst desselben stammte natürlich von Libyen und hing mit dem des Ammon zusammen. (*H.*)

PARAMONARIOS (*Παραμονάριος*), kommt sowol in der lateinischen als in der griechischen Kirche vor, obgleich die lateinische dafür als völliges Synonymum „Mansionarius" hat und bezeichnet das Wort bald den Verwalter von geistlichen oder Kirchengütern (cf. Const. 46 § 3 Cod. de episc. et cler. [I, 3]), bald auch einen niedern Aufseher eines Klosters oder einer Kirche. Vgl. *Du Fresne,* Glossar. med. et infim. Latinit. und Gl. Gr. s. v. (*H.*)

PARAMOUDRA (Palaeozoologie) nennt man zu Belfast in Irland einen fossilen Körper, von welchem Buckland eine ausführliche Beschreibung geliefert hat [1]).

Es sind Körper von 1′—2′ Länge und 6″—12″ engl. Dicke, im Querschnitt rund und zuweilen etwas zusammengedrückt, im Ganzen aber ei-, cylinder-, keulen- oder eichelförmig, oben mit einer ½″—5″ weiten Mündung einer Höhle, welche nach Unten sich verengend sie mehr oder weniger vollständig der Länge nach durchzieht, und daher an dem untern gewöhnlich beschädigten, wie abgerissenen Ende öfters noch sichtbar ist, und weiter in den mehr cylindrischen, enger in den zusammengedrücktern Formen erscheint. Das obere Ende der Höhle bildet da, wo sie sich mit der äußern, etwas einwärts tretenden Oberfläche verbindet, eine Art Lippe. Ein oder das andere Mal hat man zwei solcher Körper mit ihren entgegengesetzten Enden aufeinanderstehend gefunden, was aber, wie es scheint, nur zufällig gewesen. Diese Körper sind durchaus in Feuerstein verwandelt und ihre Höhle ist mit Kreide genau ausgefüllt. Sie besitzen eine äußere Bedeckung, wie eine dünne Epidermis, welche außen glatt und weißer, als der übrige Feuerstein ist Im Innern findet man keine Spur von organischem Gewebe. Nur in einem Falle erkannte man auf der Bruchfläche ein Gewebe aus regelmäßig sechseckigen Zellen von 0,033″ Weite, deren Wände nur die Dicke des feinsten Papiers besaßen und aus stärkern eisenschüssigem Feuerstein gebildet waren. Buckland glaubt aber, daß dies ein fremdartiger Körper gewesen, welcher zur Lebenszeit und während des Wachsthumes jenes größern in denselben hineingewachsen und von ihm umschlossen worden sei. Diese Körper sieht man nun auf gewissen Flächen in großer Menge verbreitet, welche die Gesteinsschichten bald senkrecht, bald schief durchsetzen, bald auch mit denselben parallel gehen. Buckland hält sie mit den Spongien und Ascidien für verwandt; Defrance [2]) vergleicht sie näher mit Polyclinum *Cuv.* oder Aplidium *Savigny,* und mit Ventriculites *Mantell.*

Sie finden sich in Kreidegruben in Nordirland von Moira bis Belfast und Larne häufig; dann in England zu Whitlingham bei Norwich und dessen Nachbarschaft (Buckl.), zu Thorpe in Norfolk (Woodw.).

Inwiefern dahin die ästigen, cylindrischen oder plattgedrückten Körper gehören, welche in vielen Gegenden Frankreichs und in Baiern ganze Lagen in den obern Juraschichten erfüllen, von denen Fleuriau de Bellevue [4]), Constant Prévost, Boué [5]) u. A. berichten, wagen wir nicht zu entscheiden. (*H. G. Bronn.*)

PARAMUSCHIR, PARAMUSIR, POROMASCHIR (östl. L. 156° 14′ n. d. Meridian von Greenwich), größte der russisch-asiatischen Kurileninseln, deren Südspitze nach Cook's Beobachtungen, welcher sie am 13. Oct. 1779 aus einer Entfernung von 12 Seemeilen ganz mit Schnee bedeckt sah, während einige seiner Begleiter aus einem hohen, pikähnlichen Berge Rauch aufsteigen zu sehen glaubten, unter 49° 58′, die Nordspitze aber unter 50° 46′ n. Br. 10° westlich vom Lopatkacap liegt. Durch eine zwei Werst breite Straße von der Insel Schumtschu getrennt, dehnt sie sich von Nordost nach Südwest aus und wird von etwa 100 Familien bewohnt, welche von Fischfang und Jagd leben, indem sich hier viele rothe Füchse und Wölfe finden. S. d. Art. Kurilen. (*Fischer.*)

Paramythia, s. Paramithi.

Paramythioten, s. Paramithi.

PARAMYTHIE, PARAMYTHETISCH und PARAMYTHISCH. Bei den Griechen bedeutete *παραμυθεῖσθαι* „zusprechen zum Trost oder zur Ermunterung," grade was im Lateinischen „alloqui" ist (*Muret.* V. L. II, 4), und *παραμυθία, παραμύθιον* die Zusprache, welche diesen Charakter des Trostes, der Milderung, Entschuldigung oder auch der Ermunterung hatte, sowie das Adjectiv *παραμυθητικός* und *παραμυθικός* von jeder Rede gebraucht wurde, die diesem Charakter entsprach; der Rhetor Menander handelt im 9. Cap. *περὶ παραμυθητικοῦ λόγου* T. IX. p. 281 *Walz.* Die Neuern aber nennen Paramythie eine allegorische Erzählung, und gebrauchen es fast synonym mit Parabel oder Fabel. Hierin sind ihnen die Neugriechen vorangegangen, welche Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythia nennen. In diesem Sinne nannte Herder einige von ihm bearbeitete Dichtungen aus der griechischen Fa-

1) *W. Buckland,* Description of the Paramoudra, a singular fossil Body in the Chalk in the North of Ireland, — in den Transactions of the London geological Society, N. S. 1817. IV, 412—423. t. XXIV.

2) *Defrance* Art. Paramoudra im Dictionnaire des sciences naturelles. 1825. XXXVII, 523. 3) *Woodward,* Synoptical table of the British Organic. Remains. London. 4) *Fleuriau de Bellevue,* Notice sur de nouveaux fossiles du calcaire jurassique de Larepentie près de Larochelle, im Bulletin de la Société géologique de France. 1830. I, 153—160. 5) Ibid. p. 161.

bel „Paramythien;“ vgl. Dess. Werk z. Lit. u. Kunst 6. Thl. S. 221 fg.; paramythetisch oder paramythisch heißt nun, was in diesem Geiste bearbeitet ist. (*H.*)

Paran, s. Pharan.

PARANA, Fluß in Südamerika, welcher hinsichtlich der Länge seines Laufes, der Größe seines Gebietes und der Masse seines Wassers allein vom Amazonenstrome übertroffen wird. Während eines Laufes von fünftehalbhundert geographischen Meilen durchströmt er die südlichste Provinz von Brasilien, Paraguay, einige der Plataſtaaten, und bildet nach seiner Vereinigung mit dem Uruguay den weiten als Rio de la Plata bekannten Busen. Als natürlicher Abzugscanal aller Gewässer, welche von den in einem weiten Bogen herumziehenden Bergketten West- und Südbrasiliens, des Missionslandes von Bolivien und der Anden herabströmen, besteht er aus einem Complex sehr zahlreicher Flüsse. Die westlichsten seiner Confluenten entspringen (zwischen 20—21° S. Br.) kaum anderthalb Längengrade entfernt von den Gestaden des großen Oceans, die östlichsten kaum 45 geogr. M. nordwestlich von Rio Janeiro, die nördlichsten unter 13° SBr., die südlichsten unter 32° SBr. Zwar besteht der Paraná aus zwei sich (unter 27° 27′ SBr) vereinenden Flußsystemen, demjenigen des Paraguay und dem des Paraná im strengen Sinne, allein weil der letztere Strom am Zusammenflusse der ungleich gewaltigere ist, so bleibt sein Name fortan den vereinten Gewässern. Der Paraná entspringt an der Südgrenze der brasilischen Provinz Minas geraes, auf dem nordwestlichen Abhange der Serra de Mantiqueira, unter 21° 57′ SBr. Im Allgemeinen nordwestlich und westlich fließend trägt er Anfangs den Namen Rio grande und scheidet die Provinzen Matto grosso und San Paulo. Nachdem er sich mit dem von den Bergen von Goyaz herabkommenden Paranahyba unter 56° 25 W. Greenw. und 26° 27′ SBr. vereinigt, erhält er den Namen Paraná, macht Anfangs einen Bogen nach Südwest, fließt dann bis 26° 30′ in mehr oder minder südlicher Richtung, beschreibt eine neue Krümmung nach SW., läuft dann bis zur Vereinigung mit dem Paraguay westlich, dann im Allgemeinen nach SSW., bis er zuletzt nach nochmaliger SO. Krümmung und Bildung des Rio de la Plata in das atlantische Meer fällt. Schiffbar ist der Paraná bis Corrientes selbst für Kriegsschiffe, und es sind in der That Fregatten schon bis über Santa Fé hinaufgestiegen. Kleinere Fahrzeuge finden zuerst ein Hinderniß am Salto grande, welcher in der Provinz S. Paulo unter 24° 4′ SBr. den Strom unterbricht. In den höhern Gegenden kommen zwar viele Stromschnellen vor, allein sie sind nicht von hinreichender Bedeutung, um die Fahrt mit Böten verhindern zu können, sowie denn auch alle Einfälle der ursprünglich sehr räuberischen Bewohner von San Paulo in die spanischen Niederlassungen von Paraguay zu Wasser geschahen. In einer spätern Zukunft verspricht der Paraná der Weg zu sein, auf welchem Civilisation in die wenig gekannten Wildnisse vordringen wird, welche sich zwischen Oberperu, Brasilien und den Pampas ausbreiten und von West und Nord nur an wenigen Orten und mühsam zugänglich sind. (Vgl. d. Art. Paraguay S. 336 fg.) (*Pöppig.*)

PARANAGUA, südlichste Comarca der brasilischen Provinz San Paulo, zwischen dem Meer und den unbekannten Wildnissen, in welchen der Carituba ein bedeutender Seitenstrom des Paraná entspringt. Der Boden ist ziemlich bergig, allein im hohen Grade fruchtbar; unter der Einwirkung eines sehr milden und gleichförmigen Klima's, das der Lage des Landes wenige Grade südlich vom Wendekreis des Steinbocks entspricht, erzeugt die Erde sowol die Früchte der Tropen als des wärmern Europa. Einen eigenthümlichen Zug des landschaftlichen Bildes machen in diesem Theile Brasiliens die großen Wälder der Araucaria aus, die gemeinhin mit dem Namen einer Fichte belegt wird. Ackerbau und Viehzucht bilden die Beschäftigung der Bewohner, die, wie überhaupt die Paulistas, durch Rüstigkeit, unermüdliche Ausdauer, körperliche Kräftigkeit und heitern Sinn sich vor den übrigen Brasiliern sehr vortheilhaft auszeichnen. Der Anbau des Maté (Ilex paraguariensis *St. Hil.*) ist seit Sperrung Paraguay's zum bedeutenden Geschäft geworden, und fast aller in Chile und Peru consumirter Paraguaythee kommt seit 1826 von Paranagua, einem bedeutenden Orte, dessen Hafen ehedem ganz verlassen war, jetzt aber immer einige Segel enthält, schon 1648 bestand, und an 6000 Einwohner hat. (*Pöppig.*)

Parana-Guzu, s. Rio da Madeira.

PARANAHYBA, Name mehrer Flüsse Brasiliens, unter welchen zwei genauer bekannt sind. 1) Einer der obersten Confluenten des Paraná, welcher am westlichen Abhange der Serra dos Cristaes zwischen 16—17° SBr. durch Vereinigung mehrer kleinen Bergflüsse entsteht, Anfangs in SW. Richtung strömt, dann nach S. gewendet mit dem Rio grande sich verbindet, und den Paraná bildet. — 2) Der die Provinzen Piauhy und Maranham scheidende ziemlich bedeutende Fluß. Er entspringt unter dem 11° SBr. auf der Chapada das Mangabeiras, eines Gebirgszuges, welcher das Thal des Tocantins auf der Ostseite begrenzt und als Verlängerung der westlichen Gebirgskette von Minas anzusehen ist. Der Paranahyba ist der wichtigste Fluß zwischen dem Rio S. Francisco und dem Tocantins, der einzige weit hinauf schiffbare, und daher für die in manchen Beziehungen nicht sehr begünstigte Provinz Piauhy von großer Bedeutung. Die Bevölkerung des Landes hat sich daher an seinen Ufern und entlang der kleinern Seitenflüsse zusammengedrängt, sodaß eine fast ununterbrochene Kette von Fazendas, wo meistens Viehzucht, seit einigen Jahrzehnten aber auch der Anbau von Baumwolle betrieben wird, von der Mündung in das Meer bis an die westliche Gebirgskette sich erstreckt. Indessen reichen diese Niederlassungen nicht bis zu den wenig gekannten Quellgegenden des Hauptstromes selbst, sondern sie verlassen ihn, um an einem Nebenflusse, dem Rio das Balsas, hinaufzusteigen. Das Bett des Paranahyba ist frei von Fällen, und Böte befahren ihn, ungeachtet seines schnellen Laufes bis in die höhern Gegenden. und zwar bis 90 geogr M. von der Küste. Weiter hinab

trägt er Fahrzeuge, welche bis fünfhundert Centner geladen haben. Das Flußthal ist meistens niedrig, mit sumpfigen Urwäldern bedeckt und daher ziemlich ungesund. Namentlich herrschen viele Wechselfieber unter den Anwohnern, die kein anderes Trinkwasser kennen, obgleich der Fluß sehr trübe und mit aufgelösten Pflanzenstoffen erfüllt ist. Während eines im Allgemeinen nordöstlichen Laufes von ziemlich 140 geogr. M. nimmt der Paranahyba von beiden Seiten zahlreiche Nebenflüsse auf, unter welchen diejenigen der rechten Seite, namentlich der Gurgea, Canindé und Piauhy die wichtigsten sind. Gegen seine Mündung theilt er sich in sechs Arme von sehr ungleicher Tiefe, oft nur mit zwei bis vier Klaftern Fahrwasser, die zusammen über einen Raum von zehn geogr. Meilen vertheilt, fünf niedrige, aber den Überschwemmungen nicht ausgesetzte Inseln einschließen. Am östlichsten der Mündungsarme, Hyguarassu, liegt vier Stunden vom Meer entfernt der wichtigste Handelsort der Provinz, gleichfalls (San Luiz de) Paranahyba (Parnahyba, Parnaiba) genannt auf einer niedrigen Landspitze. Der Ort enthält (nach Schäfer) 15,000 Einw., treibt Handel mit den Producten des Innern, gesalzenem Fleisch, Rindshäuten, Baumwolle, und würde weit bedeutender sein, wenn die Unzugänglichkeit seines Hafens von der Seeseite her nicht den Seehandel störte. (*Pöppig.*)

Paranaiba, s. Paranahyba.

PARANAIBE, brasilischer Strom, welcher in Matto Grosso unter 15° s. Br. entspringt und sich unter 1° 50′ Br. und 51° 50′, nach Andern 53°, westl. L. nach dem Meridian von Greenwich in mehren Armen mit dem Maranhon bei Xingu, daher er auch diesen Namen führt, vereinigt. Während seines 260 geogr. Meilen betragenden Laufes nimmt er links den Bacauri, Alvar, Cariay, Guiriri, rechts den Rio dos Biros, Rio dos Arinos, Ita-Bagua und Pacara auf. Sein Wasser soll sich durch große Reinheit auszeichnen, auch ist er größtentheils schiffbar; in seiner obern Gegend finden sich jedoch Wasserfälle. (*Fischer.*)

PARANA IVA oder **PARANA IBA**, brasilischer Fluß, welcher an der östlichen Grenze von Goyaz unter 15° 40′ s. Br. entspringend, nach einem Laufe von 100 geogr. Meilen, während dessen er von der linken Seite her den Rio das Velhas, von der rechten aber den Rio de Corumba aufnimmt, sich unter 20° 45′ s. Br. mit dem Rio Grande vereinigt. (*Fischer.*)

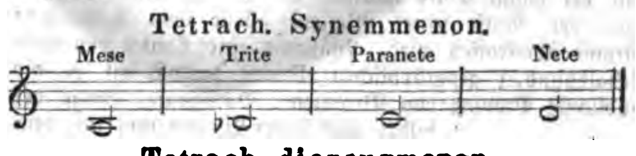
PARANA-PAMENA, PARAPANEMA oder **PANAPANEMA**, brasilischer Fluß, welcher, im W.-S.-W. der Stadt San Paulo an der Serra do Mar entspringend, den Pirapo, Ilapitininga, Apiahy und Tibagy aufnimmt, und in nordwestlicher Richtung dem Paraná zueilt, welchen er nach einem Laufe von 65 geogr. Meilen erreicht. (*Fischer.*)

Paranà-Pitinga, s. Parime.

Paranatinga, s. Paranan.

PARANDSHEH heißen in Afghanistan die indischen Kameel- und Karavanenführer. (*Fischer.*)

PARANETE war der Name eines griechischen Intervalls dreier Tetrachorde, derer, welche eine Nete haben. Nete erklären bei weitem die Allermeisten für den letzten Ton der höhern Tetrachorde, für die letzte und unterste Saite (νήτη scil. χορδή). Paranete ist also juxta ultimam chorda, ultimae proxima, die dritte oder nächste an der letzten eines jener drei Tetrachorde. Die drei Tetrachorde, welche diese Benennung Nete und Paranete haben, sind:





Nehmen wir also die letzte Nete im Tetrachordon hyperbol. als die unterste Saite, so müssen wir unsere jetzige Art, uns auszudrücken, grade umkehren, was aber keine Schwierigkeit und nichts Unhaltbares in sich selbst hat, da sich die relative Sache ebenso gut umgekehrt betrachten lassen kann. Frdr. v. Drieberg nimmt es so; er erklärt daher Paranete synemmenon, zweiter Klang des Tetrachords Synemmenon; — Paranete diezeugmenon, zweiter Klang des Tetrachords Diezeugmenon; — Paranete hyperbolaion, zweiter Klang des Tetrachords Hyperbolaion. Er steigt also von Oben herunter nach unserer Art die Sache anzusehen. Nennen nun Andere die drei Paraneten den dritten Ton im Tetrachord, so steigen sie von unten hinauf. Beide Theile meinen aber immer einen und denselben Ton. Die Noten machen es deutlich. Man vgl. d. Art. Tetrachord. (*G. W. Fink.*)

PARANGON wird in den Schriftgießereien und Buchdruckereien eine Gattung Schrift genannt, welche größer als Tertia und kleiner als Text (Secunda) ist. Im Englischen wird sie ebenfalls Parangon, im Französischen (wo die Text Gros-parangon heißt) Petit-parangon genannt. Ihr Kegel mißt 3 bis 3½ par. Linien oder 2¼ Mal so viel als der Kegel der Petitschrift. Jetzt kommt Parangon nur selten mehr vor. (*Karmarsch.*)

PARANKEN, BARANKEN nennt man ein feines, glänzendes, aus Lämmerfellen bereitetes Pelzwerk, welches theils zum Unterfutter, theils zum äußern Besatz der Kleider dient und meist ein Luxusartikel ist. Man bezieht, größtentheils über Rußland, die schwarzen und grauen Sorten von den Bucharen, die weißen und braunen von den Kalmucken, die grauen auch von den Persern und Kirgisen. Die ungebornen Lämmer geben die feinsten Sorten. Die schwarzen Paranken nennt man oft Astrachane. (*Fischer.*)

Parannan, s. Paranan.

PARANOIAS (*Παρανοίας*) war in Athen der Name einer Klage, durch welche ein Sohn zu erlangen suchte, daß seinem durch Alterschwäche, Stumpfsinn oder Geisteskrankheit, oder durch alle diese Umstände zugleich zur Verwaltung seines Vermögens ungeeigneten Vater diese Verwaltung seines Vermögens abgenommen und ihm dergestalt übertragen würde, daß jener ebenso wenig wie Frauen und Kinder über irgend einen Theil seines Vermögens gültige Verfügungen treffen könne. Die Klage wird von den Schriftstellern Schriftklage (*γραφή*) genannt, und dadurch als eine öffentliche bezeichnet; gleichwol fehlten ihr fast alle Eigenschaften, die bei andern öffentlichen Anklagen sich fanden; es konnte sie nämlich nicht jeder zum Anstellen öffentlicher Klagen berechtigte attische Bürger, sondern nur die unmittelbar dabei interessirten Verwandten und nur, wenn diese als Minderjährige oder als Frauenzimmer unter einem Kyrios standen, der Kyrios für sie anstellen; die den verurtheilten Beklagten treffende Buße fiel weder ganz noch zum Theil dem Staate anheim, sondern der Ankläger hatte allein den Vortheil davon, wenn dem Beklagten die Verwaltung seines Vermögens entzogen wurde. Da dies das einzige Ziel dieses Processes war, so ergibt sich daraus auch, daß er zu den unschätzbaren Klagen (*ἀτιμήτοις ἀγῶσι*) gehörte; wo dies Ziel nicht zu erreichen, weil kein Vermögen vorhanden war, oder wo der Wahnsinn offenkundig und unzweifelhaft war, brauchte es natürlich nicht erst der Anstellung eins solchen Processes. Unsere Quellen sprechen nur von einer solchen Klage des Sohnes gegen den Vater, und nach den Rhetoren, denen freilich nicht viel zu trauen ist, soll dies die einzige öffentliche Klage gewesen sein, welche Kinder gegen ihre Ältern hätten anstellen dürfen; ich zweifle aber nicht, daß, in Ermangelung von Söhnen, ebenso gut auch andere nahe Verwandte, die ein Erbrecht auf das Vermögen des Blödsinnigen hatten, zur Anstellung dieser Klage berechtigt gewesen sind. Plato bestimmt für seinen Staat, daß, wenn ein Sohn Anstand nehme, auf seine eigne Hand eine solche Klage anzustellen, er sich zuerst an die ältesten der Nomophylakes wenden und diesen das Unglück seines Vaters erzählen solle, diese hätten dann den Zustand zu untersuchen und dem Sohne nach ihrem Befinden zu rathen; empföhlen sie ihm aber die Anstellung der Klage, so müßten sie ihn auch bei derselben als Zeugen und Syndikoi unterstützen. In Athen gehörte die Klage zur Competenz des ersten Archon, der überhaupt die Beschützung der Familienrechte zu seinen Amtsbefugnissen hatte, jedoch vermuthlich nur, wenn der Angeklagte ein attischer Bürger war, während sie vor den Polemarchen gehören mochte, wenn der Angeklagte ein Nicht-Bürger war; der Archon hatte die Sache nach beendigter Instruction vor den von ihm präsidirten heliastischen Gerichtshof zu bringen; dieser war also mit Heliasten besetzt; ein Einschreiten der Phratores dabei ist ungedenkbar und aus Misverständniß des Verhältnisses zwischen Jophon und seinem Vater Sophokles angenommen worden, über welches ich früher und zuletzt in der Schrift de gentilitate attica p. 19 glaube richtigere Ansichten aufgestellt zu haben. Zu dem, was ich über diese Klage im attischen Proceß S. 296 fg. gesagt habe, füge ich noch Folgendes. Nach dem Schol. z. Hor. (Ep. I, 1, 12) ist Demokrit aus Abdera, weil er nun der Studien halber seine Ländereien versäumt hätte, des Wahnsinns (dementiae) vor dem Richter angeklagt, als er aber nun seine Bücher über die Natur einreichte, losgesprochen und sogar noch mit einer Belohnung beehrt worden; bei andern Autoren wird in dieser Anekdote dafür die Klage, das väterliche Vermögen verpraßt zu haben (*τὰ πατρῷα κατεδηδοκέναι*), als gegen Demokrit bei den Abderiten angestellt genannt und soll er nach Vorlesung seines *Μέγας διάκοσμος* und seiner Schrift über den Hades losgesprochen worden sein (vgl. *Diogen. Laert.* IX, 39 u. daz. d. Ausleg.); man sieht, was es mit dem Vorlesen des Ödipus auf Kolonos auf sich hat, durch welches Sophokles sich gegen die von Jophon gegen ihn angestellte Klage *παρανοίας* vertheidigt haben soll: so sehr sind diese Anekdoten nach einem Muster zugeschnitten. Daß die Klage *παρανοίας* öfter in den Schulen der Rhetoren behandelt worden sei, beweisen auch unter Andern Cyrus *περὶ διαφορᾶς στάσεως*, der ein eignes Capitel darüber hat (p. 458 *Ald.* T. IX. p. 392 *Walz*), und Sopater *διαίρεσ. ζητημ.* (p. 363 fg. *Ald.* T. IX. 180. 220 *Walz.*). Eine rhetorische Fiction, die im attischen Gerichtsgebrauche nichts Bestätigendes für sich hat, findet sich in den Scholien zu Hermogenes (p. 65 *Ald.* T. V. p. 109 *Walz*), wornach ein Sohn das Testament seines Vaters *παρανοίας* anklagt: *γράφεται ὁ γνήσιος τὰς διαθήκας παρανοίας.* (*Meier.*)

PARANOMA (Palaeozoologie) nennt Fischer von Waldheim in seiner „Oryctographie de Moscou" (vgl. N. Jahrb. f. Mineralog. 1836, S. 202) ein wie Scarabus zusammengedrücktes Konchyliengenus, dem er folgenden Charakter beilegt: P. testa univalvi, brevispirali, valde compressa, apertura ovato oblonga. Er bildet (am a. a. O. Taf. 47) zwei an Größe und vielleicht auch der Art nach sehr ungleiche Exemplare ab, ein kleineres (Fig. 8), zu Protva bei Moskwa lose im Kalkstein gefunden, und ein größeres (Fig. 9—10), an der Moskwa in Miatschkowa vorgekommenes. — Übrigens existirt schon ein Pflanzengenus Paranomus.

(*H. G. Bronn.*)

PARANOMON (*Παρανόμων*) hieß in Athen eine öffentliche Anklage, welche gegen den Privatmann gerichtet war, der gesetzwidrige Gesetze oder Psephismen in Antrag gebracht oder bereits durchgesetzt hatte. Die Athener unterschieden nämlich Gesetze (*νόμοι*), welche bleibende Bestimmungen über bleibende Verhältnisse, und Verordnungen (*ψηφίσματα*), welche vorübergehende Verfügungen über wechselnde Verhältnisse enthalten, und diese letztern waren wieder doppelter Art, entweder Verordnungen des Raths allein, welche nur auf ein Jahr lang gültig waren, wenn sie nicht vom Rathe des nächsten Jahrs erneuert oder vom Volke bestätigt wurden, oder Verordnungen des Raths und Volks zugleich; die Gesetze waren das Höhere, nach denen sich auch die Verordnungen richten mußten, und eine gegen die Gesetze streitende Verordnung war schon aus diesem einen Grunde ungültig. Das Gesetzwidrige aber an einem Gesetze, an einer [illegible]

zeigte sich entweder im Inhalt oder in der Form, oder in beiden zugleich; im Inhalte, wenn ihnen rückwirkende Kraft beigelegt worden war, wenn sie einem gültigen Gesetze widersprachen, ohne daß vorher auf dessen Abschaffung angetragen worden wäre, wenn die Verordnung auf Ertheilung von Privilegien und Gnadenbezeigungen zu Gunsten Einzelner abzielte, ohne daß eine Volksversammlung von mindestens 6000 Einstimmenden oder wenigstens Anwesenden vorher die Erlaubniß, auf solche Begünstigungen anzutragen, ertheilt hätte, wenn sie sich auf falsche Thatsachen stützten, wenn sie ungerecht, dem Staate gefährlich oder verderblich waren u. s. w.; in der Form, wenn beim Antrage auf das Gesetz, auf die Verordnung und bei Annahme desselben nicht die Förmlichkeiten beobachtet worden waren, deren Beobachtung, um leichtsinnige Veränderungen in der Gesetzgebung zu verhüten, vorgeschrieben war; sie hier anzuführen wäre zu weitläufig, daher wir ihretwegen auf die Schriften über die attischen Staatsalterthümer, namentlich auf Schömann's Buch „de comitiis Atheniensium" und auf desselben Gelehrten „antiquitates iuris publici Graecorum" verweisen. Die Klage *παρανόμων* war, wie gesagt, nur gegen den Privatmann, der auf solche Gesetze und Verordnungen angetragen hatte, gerichtet; denn wegen der vom Senat oder von den öffentlich bestellten Nomotheten (*Andocid.* de myster. pag. 40) vorgeschlagenen Gesetze konnte wol gegen den Senat und gegen die Nomotheten schwerlich eine Anklage *παρανόμων* angestellt werden; aber selbst gegen den Privatmann verjährte das Klagerecht innerhalb eines Jahrs von dem Tage des Antrags an, sodaß nach Ablauf dieser Zeit zwar immer auf Abschaffung des neuen Gesetzes angetragen werden konnte, gegen den Antragsteller selbst aber keine weitere Klage zulässig war. Diese Anklage gehörte vor die gemeinschaftliche Competenz der neun Archonten (vgl. meinen und Schömann's attischen Proceß S. 60 fg.); der Ankläger mußte den Beklagten in herkömmlicher Weise vorladen; wenn jedoch der Vorschlag zu einer Verordnung oder einem Gesetze noch nicht angenommen war, oder wenigstens noch nicht Gesetzeskraft erhalten hatte, und es wünschte der Ankläger im erstern Falle die Abstimmung über den Antrag, im andern das Überschreiten desselben in die Gesetzeskraft zu verhindern, so fing er, während sonst jede gerichtliche Klage erst mit der Vorladung begann, sein Verfahren mit einer in der Volksversammlung abgegebenen eidlichen Erklärung an, durch welche er sich verpflichtete, gegen den Antragsteller eine Anklage *παρανόμων* anzustellen; diese eidliche Erklärung hieß *ὑπωμοσία*, und hatte die Wirkung die bevorstehende Abstimmung, oder, wenn die Abstimmung bereits erfolgt war, die Überschreitung in die Gesetzeskraft so lange zu suspendiren, bis der Gerichtshof über die Anklage *παρανόμων* entschieden hatte; daher kommt es, daß *ὑπωμοσία* mit *γραφὴ παρανόμ.*, und *ὑπομόσασθαι* mit *γράψασθαι παρανόμ.* synonym gebraucht wurde; wo jedoch diese Wirkung entweder nicht mehr zu erreichen war, weil das angeklagte Gesetz (Verordnung) bereits Gesetzesgültigkeit erlangt hatte, oder wenigstens nicht vom Ankläger beabsichtigt wurde, unterblieb die *ὑπωμοσία*. Im Übrigen zeigte sich in der Behandlung dieser Anklage nichts, was von dem gewöhnlichen gerichtlichen Verfahren abwiche; in der Klageschrift oder auf einer besondern Tafel verzeichnete der Ankläger die Gesetze, denen das angeklagte Gesetz oder Psephisma widerspreche; diese Tafel mußte in den Instructionstermin mitgebracht werden, und wurde vor Gericht abgelesen; jene Gesetze nannte man deshalb *παραγεγραμμένοι νόμοι* *). Die Anklage war eine schätzbare, d. h. eine solche, bei der der Gerichtshof, nachdem er den Angeklagten für schuldig befunden, noch besonders über die ihm aufzuerlegende Strafe zu bestimmen hatte; der vom Ankläger gleich in der Klageschrift gemachte Strafantrag richtete sich nach dem Grade der Gesetzwidrigkeit und nach der Größe des dem Staate durch die gesetzwidrige Verordnung oder das gesetzwidrige Gesetz zugefügten Schadens; wir finden bald Geldstrafen und zum Theil sehr hohe von 5, von 10, 15, 50, selbst 100 Talenten, zuweilen auch Ehren- und selbst Todesstrafe; wer aber dreimal in einer Klage *παρανόμων* verurtheilt worden war, den traf ipso iure Atimie; welcherlei Art aber von Atimie oder von Entziehung bürgerlicher Rechte dies war, wissen wir nicht; außerdem hatte diese Anklage, wenn der Beklagte verurtheilt wurde, noch die Wirkung, daß der von diesem gemachte Verordnungs- oder Gesetzesantrag, auch wenn er bereits rechtsgültig geworden war, die Rechtskraft verlor.

Literatur. Über diese Anklage haben besonders Schömann (de comitiis 159 fg. 272 fg.) und Platner (der Proceß und d. Klag. II. S. 25—65) so erschöpfend gehandelt, daß es vollkommen genügt auf diese Gelehrte wegen der weitern Ausführung der Belege für das hier Gesagte zu verweisen. (*Meier.*)

PARANTANI, ein Zweig des slawischen Stammes, welcher im 7. Jahrh. im Gebiete des heutigen Baireuth erscheint und im Leben des heiligen Emmeran erwähnt wird. Bei fränkischen Geschichtschreibern kommen sie auch unter dem Namen Carantani vor, welchen Mannert für einen verschriebenen hält. Sie waren von Böhmen aus dorthin vorgedrungen und hatten einen Theil der Thüringer im Donaugebiete von der Hauptmasse abgeschnitten, welcher sich dann aus jener Gegend zurückzog. (Mannert 3. Th. S. 200. 2. Aufl.) (*Krause.*)

Paranthin (Mineral.), s. Skapolith.

Parantis, s. Parentis.

PARANYMPHI, sind die bei Eheschließungen mithelfenden Freunde des Bräutigams. Bei den Hellenen war der *παράνυμφος* derjenige, welcher um die Braut wirbt und sie dem Bräutigam zuführt; der *παραίνμφιος* (auch *νυμφευτής*) derjenige Freund des Bräutigams, welcher mit ihm die Braut, wenn es die erste Ehe war, abholte und auf dem

*) Appendix *Photii Porson.* p. 587. ed. Lips. *Παρεγράψαντο· οἱ ψήφισμα ἢ νόμον παρανόμων* (denn so muß für *παρὰ νόμων* gelesen werden) *κρίνοντες εἰς σανίδα ἀπογράφονται τοὺς νόμους, οἷς φασιν ἐναντία εἶναι τὰ κατηγορούμενα, καὶ εἰς τὰ δικαστήρια εἰςκομίζονται ἀπὸ.* (l. *καὶ ἀπὸ*) *τῆς σανίδος ἀναγινώσκουσι. Περιγεγραμμένοι* (l. *παραγεγραμμένοι*) *οὖν εἰσιν οἱ νόμοι παρὰ* (l. *νόμοι οἱ παρὰ*) *τὰ κατηγορούμενα γεγραμμένοι.*

Wagen neben ihm saß [1]) (daher auch πάροχος genannt). Auch bei den Juden kommen in dieser Qualität die מְרֵעִים [2]), talmud. שׁוֹשְׁבִינִין, ϑίοι τοῦ νυμφῶνος vor. Sie holten als Begleitung des Bräutigams die Braut aus dem älterlichen Hause feierlich ab in das Vaterhaus des Bräutigams; sie geleiteten nachher das Brautpaar, am Brautabend, ins Brautgemach (חֻפָּה, Tobias 8, 1), hielten sich in der Nähe desselben auf [3]), hatten nachher in Betreff der Virginität (Deuter. 22, 13 fg.) die Inspection des Betttuchs zu vollziehen [4]) und Zeugniß pro aut contra abzulegen. Auch in die christlichen Hochzeitgebräuche ging die Sitte der Paranymphen über mit allem sich daran anschließenden Pomp ꝛc., wogegen die griechischen Kirchenlehrer, besonders Johannes Chrysostomus, vielfach in ihren Predigten eifern. In der occidentalischen Kirche weisen die Kirchenordnungen der nordafrikanischen Provinzen (Statut. eccl. ant. c. 13) es ihnen als Officium an, daß sie Braut und Bräutigam, wenn diese eingesegnet werden, zu dem Priester begleiten (*offerantur* a paranymphis, was paranymphi und paranymph*ae* andeuten kann). — In der spätern griechischen und russischen Kirche ist das Amt des Paranymphen ein festbestimmtes und complicirteres. Er hat einmal bei der Verlobung, die selbst ein kirchlicher Act ist, die Assistenz zu verwalten; nachdem der Priester die Ringe der beiden an die Zeigefinger der rechten Hand gesteckt, wechselt der Paranymph die Ringe des Paares (δακτυλίων περίϑεσις). Bei der kirchlichen Trauung ist er zugegen. Wenn nach der Bekränzung (στεφανῶμα) der Brautleute der feierliche Umzug in der Kirche beginnt, schließt sich der P. an, und legt die Hände auf die bekränzten Häupter, zum Zeichen, „daß er für sie die Verpflichtung der Eintracht und eines würdigen Wandels übernimmt." Daher heißt er ἀνάδοχος oder διδάσκαλος τῆς ὁμονοίας καὶ σωφροσύνης etc. [5]). Endlich hat er auch bei der kirchlichen Kranzabnehmung acht Tage nach der Trauung zu erscheinen. — Gewöhnlich wählt man zum P. den Taufpathen der Braut und er ist bei der Taufe des ersten Kindes wieder Pathe. Auch in der protestantischen Kirche hat sich das Institut der „Brautführer und Brautjungfern" mit mannichfachen Localbräuchen ꝛc. erhalten. Eine mehr juridische Function haben sie bei den bürgerlichen Trauungen (z. B. des Code Napoléon), als Zeugen. (*Rheinwald.*)

1) Der die Braut bei seiner zweiten Verheirathung dem Bräutigam Zuführende heißt νυμφαγωγός. In den Actis Thomae wird so unterschieden, daß παρανύμφιος den Begleiter des Bräutigams, νυμφαγωγός die Begleiterin der Braut bezeichnet. s. *Bretschneider*, Man. in N. T. 2) Jud. 14, 11. Matth. 9, 15. Joh. 3, 29. 1 Macc. 9, 39. *Hirt*, De paranymphis nupt. ap. Hebr. (Jen. 1748. 4.) 3) Joh. 3, 29. Ὁ δὲ φίλος τοῦ νυμφίου, ὁ ἑστηκὼς καὶ ἀκούων αὐτοῦ. 4) *Abarbanel* in Perisch Hatthorah, paranymphi cum introduxissent sponsum cum sponsa in conclave, observarunt illud *ante fores*, ut intro missi post concubitum conspecto sanguine acciperent linteum, quod fuit linteum virginitatis. Vergl. auch Haymann, über die jüd. Ehegesetze (in bonner Zeitschr. für kath. Theol. und Philos. 1835. Heft 14 fg. 5) Im Dienste der Kirche heißt der Par. Σύντεκνος, und nach Goar (im Euchologium) auch Κώμπαρος. Im Slavonischen Vospriemnek = Susceptor, mit Anspielung auf die Pathenschaft. King, Gebr. der russ. Kirche, S. 225.

PARANZE, Fischerfahrzeug, dessen man sich namentlich auf der Ostküste von Neapel bedient. Es hat eine ziemliche Größe und wird von acht Matrosen und zwei Schiffsjungen bedient. (*Fischer.*)

Paraos, s. Junken.

PARAPARA wird nach Humboldt in Cumana der Seifenbaum (Sapindus Saponaria *L.*) genannt. Bei Clusius (Exot. l. 2. c. 21) heißt so eine amerikanische Bohnenart. (*A. Sprengel.*)

PARAPEGMA (παράπηγμα). Das Wort bedeutet ursprünglich das Angeschlagene oder der Anschlag (Affiche), von παραπήγνυμι, ich hefte an; speciell aber nannten die Griechen so den Kalender, und zwar deshalb, weil die griechischen Astronomen ihre Kalender auf Tafeln oder Säulen schrieben und öffentlich zur Benutzung für das Publicum aufstellten. So wird von Meton berichtet, er habe Säulen aufgestellt, auf denen er die Sonnenwenden bemerkte. Dieser Astronom war wol der erste, dem die Griechen einen eigentlichen Kalender verdankten; es war derselbe berechnet für seine neunzehnjährige Periode und erhielt sich wie der des Eudoxus lange in Ansehen; aber auch Kallippus und Hipparch haben nach ihren Ansichten neue Parapegmen entworfen, die jedoch geringern Beifall gefunden haben müssen, da Meton's und Eudoxus' Parapegmen immer in demselben Ansehen blieben. Es wird über die Einrichtung derselben unter dem Worte Kalender ausführlicher gesprochen werden müssen; hier genügt die Bemerkung, daß die Astronomie der Alten es nicht blos mit der Bewegung der Sterne ἄστρων φοραῖς, sondern auch mit der Meteorologie oder den ἐνιαυτῶν ὥραις (*Plato* Sympos. 188. b. de Rep. VII. 527. d.) zu thun hatte, die Astronomen gaben daher in ihren Kalendern nicht nur die Monatsnamen, wie sie bei dem Staate üblich waren, für den der Kalender bestimmt war, die Dauer jedes Monats, die auf denselben kommenden Feste, Solstitien oder Äquinoctien und die Auf- und Untergänge der ausgezeichnetsten Fixsterne an, sondern zugleich auch die ἐπισημασίας oder den Witterungswechsel, welche von jenen Erscheinungen am Himmel begleitet oder angekündigt werden. Der Kalender des Eudoxus nahm einen vierjährigen Kreislauf für die Witterungsveränderung an. Da aber die meisten griechischen Staaten ihre eignen Monatsnamen, Jahresanfänge und Schaltmethode hatten, so knüpften wol auch die Astronomen, um allgemein brauchbar zu sein, ihre Parapegmata öfters unmittelbar an den Lauf der Sonne, machten daher Monatsnamen, welche von den Zeichen der Ekliptik entlehnt waren, in denen die Sonne dann steht, z. B. Ταυρών, Διδυμιών, Λεοντών u. s. w., Stier-, Zwillings-, Löwenmonat. Zwei griechische Kalender sind allein auf uns gekommen, der eine in der Isagoge des Gemin zu Arati Phänomena im letzten Capitel, welcher zusammengetragen ist aus den Parapegmen des Meton, Euktemon, Eudoxus u. A.; der andere ist des Ptolemäus Φάσεις ἀπλανῶν ἀστέρων καὶ συναγωγὴ ἐπισημασιῶν. (Vgl. hierüber L. Ideler, Handbuch d. math. u. technol. Chronol. I. S. 317. 353 fg. (*H.*

PARAPET (Brustwehr), in der Fortification die aufgeführte Erhöhung, welche den Zw[illegible] der

geraden Schuß des Feindes zu sichern. Schon die Alten, namentlich die Griechen und Römer, umgaben den obern Theil der Mauern ihrer befestigten Städte mit einer Art von gemauerter Brustwehr, über welche die Vertheidiger ihre Waffen gebrauchten. Zur noch bessern Deckung machte man später die Brustwehrmauer mannshoch und ließ einzelne nach der passenden Schußlinie bald gerade, bald schräg laufende Öffnungen als Schießscharten dazwischen, welche mitunter eine regelmäßige Auszackung (corona) bildeten. Zuweilen deckte man auch den freien Gang auf der Mauer hinter der Brustwehr ein, ein Schutzmittel, welches sich bis in das Mittelalter erhalten hat, und wovon sich unter anderm noch Reste an den alten Befestigungen von Langres, Smolensk und Thorn vorfanden.

Nach Einführung des Feuergeschützes ging man bei den Befestigungen von den gemauerten Brustwehren, deren Zerstörung dadurch leichter und für die Vertheidiger selbst in Folge der springenden Steinsplitter noch gefährlicher werden mußte, fast ganz ab, und an deren Stelle traten solche von Erde in angemessener Stärke, um den eindringenden Kugeln noch Widerstand leisten zu können. Auch die ganze Construction der Brustwehren bestimmte sich nach der Wirksamkeit und dem Gebrauche der Feuerwaffen sowol von Seiten des Angreifenden als des Vertheidigers.

Sonach muß gegenwärtig die Höhe der Brustwehr nicht nur so sein, daß sie dem Feinde das Einsehen in das Werk benimmt und folglich die Vertheidiger genügend gedeckt sind, sondern sie ist auch nur so hoch anzulegen, daß die Schüsse von ihr mehr rasant als bohrend werden, und es wäre somit ihre Höhe zu sieben Fuß bedingt, als wie viel die Höhe eines Mannes mit dem Gewehre beträgt. Bei einem vorliegenden wellenförmigen Terrain wird man jedoch die Höhe oft bis auf eilf und zwölf Fuß und gewöhnlich bis auf neun Fuß steigern müssen; immer hat aber die Höhe vom Banquet (oder der Bank), d. i. der Erhöhung hinter der Brustwehr, von wo aus darüber gefeuert wird, bis zur Kante derselben (der Feuerlinie) vier Fuß zwei Zoll zu betragen.

Was die Stärke der Brustwehr betrifft, so sind bei Feldbefestigungen, welche in der Regel nur mit leichterem Kaliber zu thun haben, 11—16 Fuß (nach Maßgabe der Festigkeit des Erdreichs) dafür hinreichend; bei permanenten Befestigungen, welche mit schwererem Kaliber und auch anhaltender beschossen werden, ist aber die Stärke der Brustwehren zu 21—24 Fuß anzunehmen. Nur an solchen Stellen, wo man ganz sicher ist, daß sie nur von schrägen Schüssen getroffen werden können, begnügt man sich mit einer reinen Stärke von 18 Fuß und darunter, was sich übrigens auch nach dem Raume bestimmt, den man im Innern der Werke übrig behält. Durch die verschiedene Stärke unterscheiden sich demnach die Brustwehren der permanenten Werke von denen der Feldwerke, und nächstdem auch noch dadurch, daß erstere einen Wallgang hinter sich haben, um darauf Truppen und Geschütz hin und herschaffen zu können, welcher bei denen der letztern nicht vorhanden ist. Im Übrigen aber haben beide eine gleiche Construction. Die Dossirung (talus, Abdachung, Böschung) der Brustwehr von Außen über der Escarpe erhält immer bei gutem und festem Boden ganze Anlage; d. h. die Anlage ist gleich der Höhe; im Sande aber 1¼ Höhe zur Anlage. Der innern Dossirung (Brusthöhe), welche steiler sein muß, damit der Mann näher herantreten könne und besser gedeckt sei, gibt man aber zur Anlage nur ¼ der Höhe und wendet zur bessern Haltbarkeit dabei mit Erde gefüllte Schanzkörbe, Faschinen mit Flechtwerk und, namentlich bei Feldbefestigungen, oft auch Sandsäcke an.

Die oberste Fläche der Brustwehr, die Krone, darf nicht horizontal sein, weil so der dahinter stehende Mann genöthigt sein würde, ebenfalls horizontal zu schießen, und seinen Feind nicht treffen könnte, am wenigsten dann, wenn dieser bis an die Contreescarpe gelangt ist. Man gibt daher jener Fläche eine Neigungslinie, deren Fortsetzung nach dem Rande der Contreescarpe hintrifft. Den so entstehenden und gewöhnlich ein bis zwei Zoll auf den Fuß betragenden Unterschied zwischen der vordern und hintern Höhe der Brustwehr nennt man den Abfall der Krone (Plongée). (*Heymann.*)

Parapetalifera *Wendl.*, s. Diosma.

PARAPHE, herstammend von παράπτω, heißt im Allgemeinen ein Anhang, der zu einem andern Gegenstande gemacht ist, in der technischen Bedeutung der Kanzleisprache hingegen zunächst ein der Namensunterschrift beigefügter Handzug, angehängt in der besondern Absicht, um eine Nachahmung der Unterschrift Andern unmöglich zu machen oder doch zu erschweren. Die Paraphe pflegt deshalb in mehr oder weniger verwickelten Zügen zu bestehen. Aus dieser auf den etymologischen Ursprung des Worts gestützten und deshalb ursprünglichen Bedeutung entwickelte sich späterhin eine andere. Man verstand nämlich unter Paraphe nicht grade den der Namensunterschrift beigesetzten Anhang, sondern auch das eigenthümliche Zeichen, wodurch viele, namentlich ältere Kaiser, die vollständige Ausschreibung ihres Namens ersetzten. Grade diese Zeichen waren, bei der Unfähigkeit so Vieler, selbst so vieler Kaiser, die Feder zu führen, in einem Stempel eingegraben, welcher nun, zur Beglaubigung der Urkunden und überhaupt zur Constatirung der Unterschrift, statt des mit der Feder unterzeichneten Namens den Documenten untergedruckt wurde. Sonach erhielt das Wort Paraphe auch die Bedeutung des Stempels und Amtssiegels. Denn es ist bekannt, daß im Mittelalter das Recht des Siegels, welches daher nicht mit dem Rechte des Wappens verwechselt werden darf, auf die Fürsten und Inhaber der öffentlichen Gewalten, sowie auf diejenigen beschränkt blieb, welche Namens der Fürsten und Herren berechtigt waren, Urkunden durch Beidrückung von Stempeln oder Siegeln zu beglaubigen; weshalb denn auch so oft ritterbürtige Personen, die stets ein Wappen hatten, in Urkunden erklären, daß sie des Siegels entbehren. — Aus dem Allen ergibt sich zugleich, was das Zeitwort paraphiren bedeutet; es heißt zunächst: den Namenszug machen oder stempeln. Daher werden z. B. Actenstücke oder Documente paraphirt, um eine Verfälschung

zu verhüten. Merkwürdig ist der in Österreich und auch sonst vorkommende Gebrauch des Paraphirens der kaufmännischen Handelsbücher. Diese Urkunden haben bekanntlich ein besonderes Gewicht für die Führung des Beweises in Handelsproceßsachen. Sie sind daher mit kaufmännischer Accuratesse und nach gewissen festen Regeln zu führen. Allein wo das Paraphiren derselben üblich ist, glaubte man noch einen Schritt weiter gehen zu müssen, namentlich um ein Ausschneiden einzelner Blätter zu verhüten. Darum werden die sämmtlichen Lagen des Handelsbuches in Österreich mit einer Schnur, deren Enden durch ein obrigkeitliches Siegel angesiegelt werden, durchzogen und zugleich die Zahl der Blätter amtlich notirt. Es versteht sich von selbst, daß die obrigkeitlichen Personen, welche das Paraphiren vollziehen, für ihre Bemühungen Gebühren erhalten. Es sind dies die Paraphen- oder Stempelgebühren; auch nennt man sie Paraphenjura. Sie bilden einen Theil der Amtssporteln oder Taxen und sind mitunter sehr hoch, wovon die sogenannte Lehntaxe ein Beispiel liefert. Denn wie man, schon dem Obigen zufolge, von dem ursprünglichen Sinne des Wortes Paraphe verschieden abgewichen ist, so auch bei dem Worte Paraphenjura. Mitunter wird es gleichbedeutend genommen mit Kanzleisporteln überhaupt. (*Dieck.*)

PARAPHERNA und PARAPHERNALGÜTER. In der strengen Ehe des ältern römischen Rechts, in der das gesammte Vermögen der Frau und Alles, was Andere zum Behufe der einzugehenden Ehe hergegeben hatten, Eigenthum des Mannes ward, mußte das Bedürfniß, einzelne Vermögensstücke der Willkür des Mannes zu entziehen und dem ausschließlichen Gebrauche der Frau zu sichern, bald fühlbar werden. Diesem Bedürfniß war selbst durch den Willen des Mannes nicht abzuhelfen, denn theils konnte ein eigentliches Peculium nur Sklaven und wirklichen Hauskindern ertheilt werden (die Frau in manu war aber nur filiae *loco*), theils gewährte das peculium des alten Rechtes (profecticium pec.) demjenigen, dem es eingeräumt war, keinen gesicherten, sondern nur einen jeden Augenblick widerruflichen Besitz. Eine Aushilfe scheint nun dadurch gefunden zu sein, daß die Frau, bevor sie die coemtio mit dem Manne einging, die Stücke, welche sie sich vorbehalten wollte (recepticiae res) ihm gesondert fiduciae causa mancipirte. Sicherer war es noch, wenn ein Dritter, anstatt der Frau, diese Mancipation vornahm, in welchem Falle er, was für die Frau natürlich nicht zulässig war, sobald der Mann der getroffenen Abrede nicht genügte, die fiduciae actio gegen ihn anstellen konnte. Am häufigsten mochten in solcher Weise die Ältern der Frau zu Werke gehen. Durch dies Verfahren wurde nun zwar, wie bei jeder fiducia, das Eigenthum auf den Mann übertragen; in Folge der Nebenabrede aber blieb der Genuß und Gebrauch der mancipirten Sachen der Frau, in ähnlicher Weise wie der des Peculium dem unter Potestas Stehenden, und zwar in der Art, daß dieses Recht der Frau dem castrensischen Peculium der neuern Zeit näher stand als dem profecticischen der älteren [1]).

Als Spur dieses ältesten Rechtes ist der Name Peculium zu betrachten, der an mehr als einer Stelle für denjenigen Theil des Vermögens der Frau gebraucht wird, der nicht bestimmt ist, dem Manne zur Bestreitung der Ehelasten zu dienen [2]). Wenn dabei berichtet wird, die cisalpinischen Gallier [3]) seien es gewesen, welche solches Frauengut peculium genannt, so scheint dies so zu verstehen, daß diese Bedeutung des Wortes die bei den Römern technische überwogen habe.

Ebenfalls auf ein Rechtsverhältniß, wie das angegebene, deutet es hin, wenn solche der Frau vorbehaltene Gegenstände recepticiae res genannt werden [4]), da dieser Ausdruck voraussetzt, daß ohne solchen Vorbehalt der Mann freier Eigenthümer auch dieser Stücke geworden wäre, was nur bei der strengen Ehe angenommen werden kann.

Die Ehe ohne manus nämlich überträgt das Vermögen der Frau nur in soweit auf den Mann, als es ihm ausdrücklich zur dos bestellt wird. Alles, was der Frau sonst gehörte, bleibt der Ehe ungeachtet ihr freies Eigenthum, ist ihr von selbst vorbehalten. Dennoch konnte auch bei dieser Ehe ein ausdrückliches recipere nicht nur vorkommen, sondern mußte sich auch als höchst empfehlenswerth bewähren. Wollte nämlich die Frau, oder wollten deren Successoren nach Trennung der Ehe, oder auch während des Bestandes derselben die von der Erstern in das Haus des Mannes gebrachten, nicht dotalen Vermögensstücke zurückfodern, so bedurfte es freilich nicht wie bei der Rückfoderung der dos des Beweises, daß diese Gegenstände zu diesem Behufe bestellt seien, wol aber mußte bewiesen werden, daß sie wirklich von der Frau herrührten; wo es an diesem Beweise fehlte, mußte die sogenannte Muciana praesumtio [5]) eintreten, welcher zufolge die Sachen dem Manne oder dessen Erben verblieben. Um diese Vermuthung auszuschließen, diente nun am sichersten ein vom Manne ausgestelltes Verzeichniß der inferirten nicht dotalen Sachen [6]). Es wurden diese Sachen aber nicht um deswillen nicht dotal, weil sie be-

1) Vergl. Schilling, Bemerkungen über röm. Rechtsgesch. S. 172—174. Hugo, Gesch. des röm. Rechts. 11. Ausg. S. 235. Rein, Das röm. Privatrecht. S. 202. Die meisten Juristen sind indessen der Meinung, daß ein solches recipere bei der Ehe mit manus unzulässig gewesen sei. S. z. B. v. Löhr in Grolmann und Dessen R. Magazin. I, 525. 526.

2) L. 9. §. 3. D. De Jure dotium (23. 3). L. 31. §. 1. D. De Donationib. (39. 5) (gleichlautend mit Vatic. fragm. §. 254). Vatic. fragm. §. 112. *Plautus* Casina Act. II. sc. 2. v. 26. 3) Vergl. *Menagii* Amoenitates juris. c. 3. init. ed. *Hoffmann*. p. 7. *Salmasius*, De modo usurarum. p. 143. 144. *De Retes*, Opuscula. V. 1. §. 7 in *Meermann*. Thesaur. VI, 241. 4) *Gellius*, Noctes atticae. XVII, 6. Vergl. mit *Nonius Marcellus* de proprietate sermonum. c. 1. §. 267. Die irrige Erklärung des Verrius Flaccus, die Gellius (l. c.) widerlegt, findet sich bei seinem Epitomator Festus. 5) L. 51. D. De Donat. int. V. et V. (24. 1). 6) L. 9. §. 3. D. De Jure dot.: „Mulier res quas solet in usu habere in domo mariti, neque in dotem dat, in libellum solet conferre, eumque libellum marito offerre, ut is subscribat, quasi res acceperit; et velut chirographum ejus uxor retinet, res, quae libello continentur, in domum ejus se intulisse; .... puto hoc agi inter virum et uxorem .... ut certum sit in domum ejus illatas, ne, si quandoque se paratio fiat, negetur."

sonders vorbehalten waren, sondern, weil sie nicht dotale waren, wurden sie in ein besonderes Verzeichniß eingetragen. Wenigstens in einem Falle konnte es aber auch geschehen, daß der Grund, warum die Sachen nicht dotal wurden, grade in dem Vorbehalte lag. Wenn nämlich die Frau, nachdem sie sich von dem Manne getrennt hatte, und inzwischen eine andere Ehe eingegangen war, zu dem ersten Manne zurückkehren, aber nur einen Theil des frühern Heirathsgutes als dos betrachtet wissen und die Verfügung über den Rest sich selbst reserviren will, so kann sie dies nur durch einen besondern Vorbehalt [7]). In ähnlicher Weise scheint es auch, daß wenn ein zur Dotation verpflichteter Verwandter der Frau in deren Namen dem Manne Vermögensstücke übergibt, dieselben nur dann nicht dotal werden, wenn diese Ausschließung ausdrücklich bedungen ist [8]).

Auch für die Ehe ohne manus war also das recipere gewisser Vermögensstücke, welche die Frau extra dotem in das Haus des Mannes inferirte, keinesweges überflüssig [9]), und der Ausdruck *bona recepticia* in der Rede, mit welcher der ältere Cato die Lex Voconia empfahl (im J. d. St. 585), der einzigen Stelle, in welcher er vorkommt [10]), läßt sich sogar nur auf eine solche Ehe beziehen; denn, hätte die Frau in der manus des Mannes gestanden, so hätte sie offenbar weder, wie dort vorausgesetzt wird, mit dem Manne ein Darlehen contrahiren, noch ihn durch den vorbehaltenen Sklaven um Zahlung mahnen lassen können. Statt dieses nicht in Gebrauch gebliebenen Namens bezeichnen die classischen Juristen die nicht dotalen Güter der Frau mit keinem feststehenden Kunstausdrucke; nur gelegentlich erwähnt Ulpian, die Griechen sagten dafür *παράφερνα*, und bei den Kaisern scheint diese Benennung technisch geworden zu sein [11]). Sowie aber bei den byzantinischen Griechen der Name *φερνή* für dos, durch *προίξ* verdrängt ist, so findet sich bei ihnen für Parapherna auch nur der Ausdruck *ἐξώπροικα* [12]).

Schon aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß alles Vermögen der Frau, möge sie es in das Haus des Mannes gebracht haben oder nicht, insofern es nicht ausdrücklich zur dos bestellt ist, oder insofern nicht einer der wenigen Fälle einer stillschweigenden Reconstitution der dos eintritt, den Parapherna beigezählt werden muß, was wieder gleichbedeutend ist mit dem freilich vielbestrittenen, aber sicher richtigen Satze, daß eine Praesumtio dotis überall nicht, selbst nicht für die von der Frau in des Mannes Gewahrsam gebrachten Gegenstände gilt [13]). Zu den Paraphernen ist aber ferner zu zählen, was ihr zum Behufe der Ehe bei deren Eingehung von Dritten geschenkt wird. Selbst was der Schenkgeber unmittelbar dem Manne, jedoch im Namen der Frau und in deren Beisein zum Eigenthume übergibt, wird so angesehen, als sei es zuvörderst der Frau geschenkt, und alsdann erst von dieser dem Manne anvertraut [14]). Was die Frau während bestehender Ehe durch die mit dem vorbehaltenen Vermögen betriebenen Geschäfte, durch selbständige Gewerbsthätigkeit, durch Geschenke, Glücksfälle, Honorirungen auf den Todesfall oder Intestatsuccession erwirbt, wird gleichfalls Theil der Paraphernen. An dem durch häusliche Dienste und durch Mitwirkung in den Geschäften des Mannes Erworbenen, hat sie dagegen nicht einmal einen Antheil, sondern es fällt dies ausschließlich dem Manne zu [15]). Die Propter nuptias donatio endlich kann nicht zu den Paraphernen, den res *extra* dotem, gezählt werden, denn sie macht das Gegenbild der dos und unterliegt daher in allen Stücken verwandten Grundsätzen wie diese.

Die Stellung des Mannes zu den Paraphernen kann eine dreifache sein: entweder hat ihn die Frau von aller Einwirkung darauf ausgeschlossen, oder sie hat ihn blos mit der Verwaltung jener Gegenstände beauftragt, oder sie hat auf ihn ein revocables Eigenthum an den körperlichen Stücken übertragen. Ist im ersten Falle die Frau filia familias und hat der Vater ihr Paraphernen als peculium überlassen, so werden sie auch während der Ehe nach den gewöhnlichen Grundsätzen über profecticisches Peculium zu beurtheilen sein. Außerdem wird der Mann, auch ohne daß ihm die Verwaltung eingeräumt wäre, in Folge seines mandatum praesumtum, vorausgesetzt nur, daß die Frau nicht ausdrücklich widerspricht [16]), die der letztern in Betreff dieses Vermögens zustehenden Klagen vor Gericht anstellen können; doch ist der Gegner nur auf vorgängige Satisdation de rato sich darauf einzulassen schuldig [17]). Hat der Mann nicht dotale, seiner Verwaltung nicht übertragene Gegenstände entwandt, so geht gegen ihn nach bekannten Grundsätzen nicht die actio furti, sondern rerum amotarum, und ist dies sogar der einzige Fall, in dem diese Klage gegen den Mann angestellt werden könnte [18]). Hatte der Mann solche Sachen nicht, um sich dadurch zu bereichern, entwandt, sondern sonst mit den seinigen vermischt, so geht gegen ihn die actio ad exhibendum [19]).

7) L. 66. §. 5. D. soluto matrim. (24. 3). 8) L. 31. §. 1. D. De Donat. „(si) vir cavisset, (*species*) *extra dotem, usibus puellae, sibi traditas*, ea significatione .... peculium a dote puellae distinguitur.“ Anderer Meinung ist Hasse, Güterrecht der Ehegatten. I, 437—440. 9) Anderer Meinung ist Mühlenbruch, Lehrbuch des Pandektenrechts. §. 540 a. E. 10) *Gellius* l. c. 11) L. 8. L. 11. C. De Pactis conv. (5. 14). 12) *Harmenopul*, Prochiron. IV, 9. §. 22—26. ed. *Reiz*. und die dort citirten Basiliken-Stellen. Cf. *Leunclavii* Notatorum L. II. c. 54 in *Otto* Thesaurus. III, 1516. 1517. Nur in dem *κατὰ πόδας* zu L. 8. C. De Pact. conv. (Basil. ed. *Fabrot*. IV, 711) kommt zu weiterer Erklärung auch der Ausdruck *παράφερνα* vor.

13) Vergl. die überzeugende Ausführung bei Hasse a. a. O. S. 412—452. Gegen diese Ansicht hat sich unter den Neuern noch Mühlenbruch a. a. O. §. 537. Anm. 2 erklärt; vergl. indessen Puchta, Lehrbuch der Pandekten. §. 415. Anm. w, welcher Letztere jedoch §. 405 wol mit Unrecht, die von Mühlenbruch §. 530. Anm. 1 richtig erklärte, aber §. 537 dennoch zur Unterstützung der oben angeführten Ansicht citirte, L. 23. D. De Jure Dot. (23. 3) allegirt, um zu belegen, daß „die Bestimmung dotis nomine nicht wörtlich ausgedrückt zu sein brauche.“ 14) L. 31. §. 1. De Donat. 15) Vergl. Witte, Preuß. Intestat-Erbrecht. S. 67. 16) L. 8. C. De Pactis conventis (5. 14). 17) L. 21. C. De Procuratorib. (2. 12. [13]). 18) L. 9. §. 3 in f. D. De jure Dot. L. 6. §. 2. L. 7. D. Rer. amotar. (25. 2). 19) L. 9. §. 3. cit., vergl. mit L. 7. §. 1. D. De condict. furt. (13. 1) und L. 1. §. 6. D. De Vi (43. 16).

Die **Verwaltung** der Paraphernalgüter wird auf den Mann durch ein einfaches Mandat übertragen; Ulpian berichtet indessen, es sei gewöhnlich gewesen, daß der Mann auf dem das Verzeichniß dieser Gegenstände enthaltenden libellus sich zu deren custodia verbindlich gemacht[20]). Es gewährt diese Verwaltung aber dem Manne kein Recht auf Fruchtgenuß, er muß die Einkünfte des Paraphernalvermögens der Frau zu deren willkürlicher Verwendung herausgeben, oder, wenn sie dieselben nicht verlangt, zum Capitale schlagen[21]). Was insbesondere die zu diesem Vermögen gehörigen Schuldfoderungen betrifft, so ist der Mann an die bei Übertragung der Verwaltung ihm von der Frau gegebenen Vorschriften gebunden[22]); innerhalb dieser Grenzen aber kann er dieselben klagend verfolgen, ohne daß die Schuldner eine cautio de rato von ihm zu fodern befugt wären, wenn die Überweisung an den Mann in den Ehepacten ausgesprochen ist[23]). Für die solchergestalt vom Manne eingezogenen Gelder, nicht aber für die sonstigen, dem Letztern anvertrauten, Paraphernalgüter, gewährt Justinian der Frau, wenn sie sich nicht schon in den Ehepacten anderweitige Sicherheit hat bestellen lassen, durch Einräumung einer stillschweigenden, nicht privilegirten, Hypothek an dem gesammten Vermögen des Mannes, eine Real-Sicherheit und datirt das Alter dieser Hypothek von dem Tage, an welchem die fragliche Schuld eingezogen worden ist[24]). Bis der Mann eine solche Foderung eingeklagt, oder sich hat bezahlen lassen, kann die Frau nach allgemeinen Grundsätzen jeden Augenblick das Mandat aufrufen, sich (gegen Quittung) die Schulddocumente vom Manne retradiren lassen und Selbst die Schuldner in Anspruch nehmen[25]). Ebenso kann sie in Betreff der übrigen Paraphernalstücke, sobald es ihr beliebt, dem Manne die Verwaltung entziehen und sie wieder in eigner Person übernehmen[26]). Jedenfalls aber ist der Mann bei der während bestehender Ehe oder nach deren Trennung erfolgenden Rückgabe der ihm anvertrauten nicht dotalen Vermögensstücke der Frau zur Rechnungsablegung verpflichtet[27]).

Für die Zeit, während welcher diese Gegenstände ihm anvertraut waren, prästirt der Mann die culpa nach allgemeinen Grundsätzen. War also eine eigentliche Verwaltung ihm nicht übertragen, waren die Sachen ihm nur zur Verwahrung gegeben, so haftet er als Depositar nur für dolus und culpa lata. War er aber als Mandatar zu betrachten, so hat er auch für seine culpa levis zu haften, ohne daß ein Grund vorhanden wäre, diese, statt in abstracto, in concreto zu messen. Nur in Betreff der von dem Manne eingezogenen Capitalien verordnet Justinian singulärer Weise, daß Ersterer auf deren Bewahrung und auf Beitreibung der durch deren weiteres Verleihen gewonnenen Foderungen nur diligentiam qualem suis rebus adhibere solet zu wenden brauche[28]). Ob der Mann dafür einzustehen habe, daß der Schuldner der ihm zur Verwaltung anvertrauten nomina solvendo bleibe, ob er mit andern Worten ihn bei drohender Verarmung ausklagen müsse, scheint je nach der Natur des im einzelnen Falle unter den Ehegatten beabsichtigten Verhältnisses beurtheilt werden zu müssen. War ihm der eventuelle Auftrag der Einziehung ertheilt, so haftet er der richtigen Meinung nach für diligentiam diligentis in Betreff der Beitreibung; war er dagegen nur mit Einziehung der Zinsen ꝛc. beauftragt, so ist er dem Depositar zu vergleichen und steht nur für seine culpa lata ein[29]).

Es kann aber auch geschehen, daß, wie es bei den Recepticien der Ehe mit manus allein möglich war, dem Manne das **Eigenthum** der Paraphernen übertragen wird, um dadurch seine Verwaltung zu erleichtern. Für eine solche Übertragung streitet indessen niemals die Vermuthung, und ist die bloße Tradition ohne weitere Erklärung als nur zum Zwecke der gewöhnlichen Administration geschehen zu betrachten[30]). Der Übertragung des Eigenthums an körperlichen Sachen ist die von der Frau bewirkte Novation zu parallelisiren, durch welche der Mann ihrem Gläubiger gegenüber an ihre Stelle rückt[31]). Wo nun ein solches Recht dem Manne eingeräumt ist, da geht natürlich das periculum interitus und deteriorationis auf ihn über; es steht ihm frei, sich durch unverschlechterte Restitution der inferirten species zu liberiren, aber die Frau hat zu deren Verfolgung keine vindicatio, sondern nur eine condictio[32]). Hat er die durch Expromission auf ihn übergegangenen nomina nicht eingefodert, so kann er sich durch Cession derselben an die Frau nur dann liberiren, wenn der Schuldner noch solvendo ist; hat er dagegen den Schuldner seiner Verbindlichkeit entlassen, so muß er deren Nominalwerth erstatten. Eine Pandektenstelle scheint, dem argumentum a contrario zufolge, den letzten Grundsatz auch dann gel-

20) L. 9. §. 3 cit. „plerumque custodiam earum maritus repromittit." 21) L. 95. pr. D. Ad L. Falcid. (35. 2). Völlig singulär ist es, wenn Justinian in L. 11. C. De Pactis conv. bestimmt, der Mann solle befugt sein, die Zinsen der ausstehend gewesenen, von ihm eingeklagten Capitalien „circa se et uxorem expendere," und nur das Capital selbst zu conserviren haben. 22) L. 21. C. De Procuratorib. 23) L. 11. C. cit. Daß diese Grundsätze nur für diejenigen Schuldfoderungen gelten, deren Verwaltung dem Manne übertragen ist, ergibt sich aus den Anfangsworten der Constitution: „Si mulier marito suo nomina .... *dederit*, ut loco paraphernorum *apud maritum maneant*." 24) L. 11. C. cit. Vergl. mit Sintenis Handb. d. gemein. Pfandrechts. S. 324. 325. Die falsche Ansicht findet sich u. a. noch in der neuesten Ausgabe (v. Roßhirt) des Mackeldey'schen Lehrb. §. 313. Anm. g. und §. 529 Anm. f. 25) L. 11. C. cit. 26) L. 9. §. 3 fin. vers. D. De Jure Dot. 27) L. 95. pr. Ad L. Falcid.

28) L. 11. inf. C. cit. Irrig wird diese Vorschrift von vielen Juristen auf die gesammte Verwaltung der Paraphernalien ausgedehnt, z. B. von Glück, Pandektencomm. XXV, 262. Am seltsamsten ist es, wenn Tigerström (Innere Geschichte des römischen Rechts. S. 479. Anm. 14) vermeint, die Prästation der culpa levis in concreto bildet für jeden procuratorischen Verwalter die Regel. Vergl. übrigens Hasse, Culpa des röm. Rechts. S. 498. Nr. 3. 29) Etwas andere Ansichten hat Sintenis a. a. O. 30) L. 9. §. 3. post med. D. De Jure Dot. verb. „Hae igitur res an mariti fiant etc." 31) L. 36. D. Eod. 32) L. 9. §. 3. cit. „Et putem, si sic dentur, ut fiant, effici mariti: et quum distractum fuerit matrimonium, non vindicari oportet, sed condici, nec dotis actione peti, ut D. Marcus et Imperator noster cum patre rescripserunt.

ten zu lassen, wenn die Acceptilation auf Verlangen der Frau geschehen ist[33]). Ein griechisches Scholium[34]) dürfte indessen die alia causa, deren Ulpian gedenkt, mit größerm Rechte nicht auf Paraphernen, sondern auf ein selbständiges Schuldverhältniß der Frau gegen den Mann beziehen.

Sind die in solcher Weise in des Mannes Eigenthum gekommenen Gegenstände nicht fruchtbringend, so wird der Mann auch deren Werth nicht zu verzinsen haben; sind sie fruchtbringend, so muß der Mann die Früchte an die Frau abliefern, wenn bei der Übergabe an ihn gegen eine bestimmte Taxe nicht etwa ein eigentlicher Kauf beabsichtigt ward, in welchem Falle er nur das Kaufpretium landesüblich zu verzinsen gehalten ist[35]).

Da die Übergabe zum Eigenthume nur unter der Absicht, ein bleibendes Verhältniß hervorzurufen, gedacht werden kann, so wird die Frau solche Gegenstände in der Regel erst nach getrennter Ehe, ausnahmsweise aber dann schon constante matrimonio condiciren können, wenn der Mann in Vermögensverfall geräth, in welchem Falle sie auch gegen die hypothekarischen Gläubiger des Mannes, der fortbestehenden Ehe unerachtet, die ihr ausdrücklich bestellte Special- oder General-Hypothek wird geltend machen können[36]). Daß dagegen die Frau sich gegen die, constante matrimonio solche Sachen als Theil des Vermögens ihres Mannes in Anspruch nehmenden, Gläubiger auf eine ihr an denselben zustehende gesetzliche Hypothek berufen, und daß sie auf Grund einer solchen diese Sachen auch von dritten Besitzern einfodern könne, sagen zwar die byzantinischen Juristen[37]), aber, wie es scheint, mit Unrecht. Denn, wo die L. 29. cit. von der Zurückweisung der Hypothekarien des Mannes spricht, da setzt sie wol sicher eine der Frau besonders bestellte Hypothek voraus; wo sie dagegen weiter unten von der dinglichen Klage gegen Dritte handelt, da erwähnt sie die Paraphernen keineswegs. Überdies ist diese Constitution um zwei Jahre älter als die erwähnte L. 11. C. De Pactis conv. Am wenigsten kann hiergegen eine andere Constitution beweisen, welcher zufolge die Paraphernen wegen der Municipallasten des Mannes nicht angegriffen werden sollen[38]); denn theils erwähnt sie nicht, daß das Eigenthum der ersten auf den Mann übertragen sei, theils rührt sie aus einer Zeit her, wo stillschweigende Hypotheken zu Gunsten der Frau noch überall nicht eingeführt waren. Es muß also die Rückfoderung der Frau, wo die pacta dotalia ihr kein besseres Recht bedungen, in diesem Falle als eine nur persönliche betrachtet werden. Eine der Lex Julia de Fundo dotali analoge Beschränkung der Veräußerung kommt keinenfalls vor[39]).

Die Klage, mit welcher für von dem Manne verzehrte Paraphernen irgend einer Art Ersatz gefodert wird, geht nach allgemeinen Grundsätzen gegen ihn selbst nur in id, quod facere potest[40]). Hat indessen die Frau zu dem Verzehren ihren Willen gegeben, so liegt darin eine Donatio inter virum et uxorem, ja die Frau kann eine solche Schenkung nur aus den Paraphernen machen. Die Rückfoderung der Frau ist also in solchem Falle nur bei ihren Lebzeiten zulässig, und geht auch alsdann nur auf die noch gegenwärtige Bereicherung des Mannes oder seiner Erben[41]).

Das im teutschen Rechte geltende mundium maritale, das im Zweifel das gesammte Vermögen der Frau der Verwaltung und dem Nießbrauche des Mannes unterwarf, ließ die Voraussetzung, daß alle, nicht ausdrücklich zur dos bestellten, Vermögensstücke paraphernal seien, nicht zu. Daher stellten die modernen, namentlich teutschen Juristen die unrömische praesumtio pro dote auf, daher wollten sie nur die vom ehemännlichen Nießbrauche ausdrücklich ausgenommenen Gegenstände (bona recepticia im neuern Sinne) als nicht dotal betrachten; daher endlich waren sie fortwährend geneigt, die Grundsätze über dos mehr oder weniger vollständig auf die Paraphernen zu übertragen. Hierzu kam noch, daß man sich gewöhnte, die teutsche Aussteuer (den Brautwagen) mit der römischen dos als ziemlich gleichbedeutend zu betrachten, wodurch dann wieder ein Gegensatz zwischen den Illaten im Allgemeinen (die man noch am ersten mit der römischen dos hätte parallelisiren können) und der in engerm, germanisirenden Sinne sogenannten dos entstand. So behauptete man denn wol, dos und Paraphernen (d. h. die übrigen Illaten außer der Aussteuer) seien zwar verschieden; der Mann aber habe an beiden gleiches Nießbrauchs- und Verfügungsrecht; nur die, beiden gegenüberstehenden, bona recepticia (Vorbehaltenes) seien ausschließlich der Frau unterworfen.

Aus diesem Grunde ist denn in vielen Theilen von Teutschland die Lehre von den Paraphernalien als unpraktisch zu betrachten[42]). (*Karl Witte.*)

PARAPHIMOSIS (*παρά-φιμός*), die mehr oder weniger feste Zusammenschnürung der zurückgezogenen Vorhaut hinter der Eichelkrone. Dieser Zufall ist bisweilen die Folge der Einwirkung rein mechanisch wirkender Einflüsse. Die Paraphimosis — oder, wie das Übel zuweilen auch genannt wird — der spanische Kragen kommt z. B. bei Kindern in Folge einer gewaltsamen Entblößung der Eichel, sowie bei Männern, welche durch weites Zurückziehen der Vorhaut entweder vor der venerischen Ansteckung sich zu schützen beabsichtigen, oder zu solchem öftern Zurückziehen durch ein unerträgliches Jucken der Eichel veranlaßt werden, gar nicht selten vor, zumal bei Subjecten, bei denen in Folge der ursprünglichen Bildung die Vorhaut lang und eng ist. Ebenso kommen Fälle vor, in denen fremde um das männliche Glied ge-

33) L. 36. D. Eod. 34) Schol. *Innominati* o. ad XXIX. 1. Basilicor. c. 32. bei *Fabrot*. IV, 577. 35) Vergl. L. 5. C. De Actt. emti. IV, 49. 36) L. 9. §. 3. D. cit. verbis „quum distractum fuerit matrimonium." L. 29. C. Eod. (5. 12). 37) Schol. *Theodori* (f.) und Schol. g. ad XXIX, 1. Basilicor. [illegible] bei *Fabrot*. IV, 655. 38) L. 8. C. Ne uxor pro ma- [illegible] 39) Vergl. Glück, Pand.-Comm. XXV, 266.

40) L. 20. D. De Re judic. (42. 1). Harmenopul (Prochiron IV, 9. §. 25) behauptet das Gegentheil. 41) L. 17. C. De Donat. int. V. et V. (5. 16.) 42) Mittermaier, Grunds. d. teutsch. Privatr. §. 343. Anm. 10. Haubold, K. Sächs. Privatr. §. 74—76.

legte Körper eine heftige Einklemmung desselben bewirken, wie eine solche z. B. in einem Falle durch den Ring eines Schlüssels, in einem andern durch einen Feuerstahl, in einem dritten durch einen messingenen Ring, in vielen andern durch ein um die Ruthe gelegtes Band hervorgebracht wurde. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist aber unbestritten die Paraphimosis Wirkung der Syphilis, namentlich Symptom des Trippers, der venerischen Geschwüre der Eichel oder der an diesem Theile auftretenden Excrescenzen. In allen diesen Fällen entsteht, wenn der in Rede stehende Krankheitszufall sich ausbildet, zuerst eine Entzündung der Vorhaut, zumal der untern Fläche derselben, wodurch die Vorhaut nach Hinten aufgerollt, sich hinter die Eichel zurückzieht und durch Zusammenschnürung des männlichen Gliedes den Umlauf der Säfte in der Eichel unterbricht und dadurch eine so bedeutende Anschwellung, mit den heftigsten Schmerzen verbunden, erzeugt, daß unvermeidlich der Brand eintritt, wenn es nicht bald genug gelingt, die Zusammenschnürung der Ruthe zu heben. Es kommen Fälle vor, in denen unter solchen Umständen das Volumen der Ruthe drei- oder viermal das Gewöhnliche übersteigt, und fast immer ist dann auch die Form des männlichen Gliedes verändert, und es erscheint dasselbe namentlich oft gekrümmt und gewunden. Mit diesem örtlichen Leiden verbinden sich begreiflicherweise bald die Zufälle eines allgemeinen Übelbefindens, eines bald größern, bald geringern Erethismus und mehr oder minder heftiger Fieberbewegungen. Indessen pflegen sowol die örtlichen als die allgemeinen Zufälle bei Kranken dieser Art eine geringere Heftigkeit zu zeigen, wenn Eichel und Vorhaut sich vor der Einschnürung in gesundem Zustande befanden, eine größere dagegen, wenn beide Organe schon vorher in höherem oder niederem Grade pathologisch ergriffen waren.

Gefährlich ist die Paraphimosis nach dem Gesagten unter allen Umständen, aber nicht immer ist sie es in gleichem Grade, und den jedesmaligen bestimmen mancherlei Nebenumstände; denn es pflegt nicht blos die Paraphimosis einen minder heftigen Zufall darzustellen, wenn sie mehr serös als arteriell ist, sondern auch die ganze Individualität des Kranken ist viel entscheidend für die Prognose. Immer sind z. B. junge Leute von arterieller Constitution, Subjecte, welche bereits vor dem Eintritte der Paraphimosis an irgend einer Krankheit litten, mit welcher das hinzutretende Übel complicirt verläuft, insbesondere Syphilitische, in größerer Gefahr, als Individuen, bei denen die entgegengesetzten Umstände stattfinden. Die Lustseuche namentlich, wie sie meistens zur Entstehung einer Paraphimosis Veranlassung gibt, verschlimmert sich auch jedesmal unter dem Verlaufe der letztern, mindestens wird durch diese die Heilung der Lustseuche nothwendig verzögert. — Wie übrigens eine bis zum höchsten Grade der Heftigkeit gesteigerte Paraphimosis oft den Brand eines Theiles der eingeklemmten Organe oder aller herbeiführt, so kann auch eine Anfangs vernachlässigte Paraphimose Eiterung der ergriffenen Organe bewirken und alle verderblichen Folgen dieses Ausganges der Entzündung veranlassen, sowie endlich geringere Grade der Paraphimosis auch zu einem chronischen Übel, und in diesem Falle die veranlassende Ursache mancher Desorganisationen der leidenden Theile werden können.

Die Paraphimosis gehört zu den fast mit jedem Augenblicke wachsenden Übeln, erfodert also auch in jedem Falle schleunige Hilfe, durch welche nichts anderes als die möglichst baldige Reposition der umgestülpten Vorhaut bezweckt werden kann. Um diesen Zweck zu erreichen, wendet man zuvörderst nach Maßgabe des jedesmaligen Grades der Entzündung die antiphlogistische Methode bald in größerm, bald in geringerm Umfange an, man setzt einige Blutegel an oder scarificirt die wulstig aufgeworfene Vorhaut rc., und läßt dann einige Stunden lang örtliche warme Milchbäder anwenden oder erweichende Breiumschläge überlegen. Weniger empfehlenswerth ist die von Vielen vorgeschlagene örtliche Anwendung des eiskalten Wassers, des Eises, einer Auflösung des Salpeters oder Salmiaks, des Bleiwassers; denn leicht kann dadurch entweder ein vorhandener Tripper unterdrückt und eine Entzündung der Hoden, der Harnblase, der Augen rc., oder beim Vorhandensein von venerischen Geschwüren Überreizung derselben und Brand der ergriffenen Theile herbeigeführt werden. Ist nun durch das genannte Verfahren eine Verkleinerung der Eichel und eine Erschlaffung der Vorhaut bewirkt worden, so kann die Reposition der Eichel versucht werden, indem man mit dem Daumen und den ersten Fingern einer Hand einen Druck auf die Eichel und mit den Fingern der andern Hand einen ähnlichen Druck auf die wulstige Vorhaut anwendet. Oft gelingt hierdurch die Reposition, selbst wo das Übel nicht mehr neu genannt werden kann. Walther will denselben Zweck dadurch immer erreicht haben, daß er die aufgeworfenen Wülste des innern Hautblattes gleichmäßig zurückdrängt und somit die ganze Vorhaut umkehrt.

Wo indessen überhaupt die angestellten Repositionsversuche mislingen, verlangt die Dringlichkeit der Gefahr, daß ohne langes Zögern der krankhafte Zustand durch die Operation aufgehoben werde. Bei geringerer Heftigkeit der Entzündung geschieht dies, indem ein kleines Knopfbistouri unter die gespannte Falte der Vorhaut gebracht wird, indem man die Schneide desselben zur Seite gegen die Falte, den Rücken aber nach der Ruthe richtet, und die Falte ganz durchschneidet. Ist aber die Einschnürung des Gliedes so stark, daß das Bistouri gar nicht unter die Vorhaut gebracht werden kann, so hebt man die äußere Haut der Ruthe, nahe hinter der eingeklemmten Stelle, wo sie beweglich und schlaff zu sein pflegt, in eine Falte in die Höhe und bringt, nachdem man sie durchschnitten hat, durch die Schnittwunde selbst eine feine gerinnte Sonde in das Zellgewebe. Behutsam führt man hierauf diese Sonde unter der eingeschnürten Stelle vorwärts und schneidet diese auf der Sonde durch. Nach beendigter Operation wird kaltes Wasser auf die Ruthe umgeschlagen und diese in einer Lage erhalten, bei welcher sie gegen den Unterleib gerichtet ist. Gegen die oft längere Zeit nach der Operation zurückbleibende wassersüchtige Anschwellung der Vorhaut werden Einreibungen von Mercurialsalbe mit Kampher, aromatische Kräuterkissen oder

nöthigenfalls oberflächliche Einschnitte oder ein mäßiger Druck durch Einwickelung des Gliedes mit Nutzen angewandt. Wenn sich aber Entzündung und Geschwulst gänzlich verloren haben, welches freilich meist nur langsam geschieht, so tritt alsdann die Vorhaut von selbst wieder über die Eichel.

B. Travers, Über Phimose und Paraphimose (A. Cooper u. B. Travers. II, 367). T. Kirnberger, Historisch-kritische und pathologisch-therapeutische Abhandlung über die Phimosis und Paraphimosis (Mainz 1831). Walther, Über die Reduction der Paraphimosis und über die Behandlung der Phimosis (Journ. der Chirurgie und Augenheilkunde. VII, 3. S. 347). (*C. L. Klose.*)

PARAPHONIA (παρὰ-φωνή), ein Fehler der Stimme, der diese mehr oder weniger unangenehm macht, und welchem, da er Folge einer idiopathischen oder sympathischen Affection eines oder mehrer der die Stimme bildenden Organe ist, in verschiedenen Fällen ganz verschiedenartige Ursachen zum Grunde liegen können, sowie er selbst auf mannichfache Weise sich äußert. Diesen mannichfachen, im Krankenbette häufig vorkommenden und als Zeichen in vielen Fällen höchst wichtigen Arten der Paraphonie liegt nämlich bald, wie bei katarrhalischen Affectionen, eine entzündliche Affection des Schlundes oder der Luftröhre und eine davon abhängige, bald zu reichliche, bald zu sparsame Absonderung der Schleim-Membranen dieser Organe, bald eine größere oder geringere Anschwellung der Organe der Mundhöhle und der benachbarten Theile, bald ein Geschwür der Luftröhre, Wunden, Geschwüre oder eine Öffnung im Gaumensegel, ein Nasenpolyp rc. zum Grunde; in andern Fällen sind sie von der ursprünglichen Misbildung der Organe, von welchen die Stimme unmittelbar gebildet wird, abhängig, in unzähligen andern Fällen endlich sind sie — bei völliger Integrität der Organe der Stimme — nur dem bedeutenden Nervenconsense beizumessen, in welchem diese Organe mit andern pathologisch ergriffenen stehen. Unter den verschiedenen Arten der Paraphonie zeichnen wir als die vorzüglichsten die rauhe, die feine und pfeifende, die Nasenstimme, die hohle Stimme und das Heulen aus, obwol alle diese Arten des in Rede stehenden Zufalls wieder in sehr verschiedenen Graden nicht blos, sondern auch unter mannichfaltigen Modificationen vorkommen.

Die Stimme wird rauh (vox rauca), wenn beim Sprechen die Vibrationen des Kehlkopfs unregelmäßig erfolgen und deshalb auch die abwechselnde Erweiterung und Verengung der Stimmritze nicht leicht und regelmäßig von Statten geht. Es charakterisirt aber diese Rauhigkeit der Stimme keineswegs blos die genannten katarrhalischen Affectionen, sondern auch viele andere bedeutendere Krankheiten. In der brandigen Bräune namentlich beobachten wir diese Erscheinung gleich im Anfange der Krankheit und sehen zuletzt gänzliche Stimmlosigkeit eintreten. Ähnliches geschieht in den Pocken, wenn sich Bräune zu ihnen gesellt, immer ein Zeichen schlimmster Bedeutung. Aber auch in vielen langwierigen Krankheiten ist die Rauhigkeit der Stimme sehr charakteristisch. Sie bezeichnet, oft mit katarrhalischer Heiserkeit verwechselt, nach venerischer Ansteckung gemeiniglich als sicherster Vorbote venerische Halsgeschwüre, sowie sie oft im Verlaufe der Krankheit als nothwendige Folge der durch Exulceration bewirkten Zerstörung des Zäpfchens oder selbst des Kehlkopfes besteht. Eine langwierige Heiserkeit, der nicht selten ein mehr oder weniger heftiger Katarrh vorhergegangen, kündigt außerdem, als Zeichen von Erschlaffung und Schwäche der Bänder des Kehlkopfes, so häufig den Übergang in bedenkliche Brustkrankheiten, namentlich Schleimschwindsucht und Brustwassersucht, an, begleitet auch so oft diese Krankheiten und ist insbesondere auch ein so constantes Merkmal der Luftröhrenschwindsucht, daß sie bisweilen, doch nicht mit Recht, zu den pathognomonischen Merkmalen der Schwindsucht gezählt worden ist (Ballonius). Die in den Anfällen der Hundswuth beobachtete Heiserkeit hat oft, doch nicht immer, in einer brandigen Entzündung des Kehlkopfes, deren Spuren die Leichenöffnung nachwies, ihren Grund (Morgagni). Die Stimme der an der asiatischen Cholera Leidenden (vox cholerica), schwach und oft auch heiser, kann nur einer sympathischen Nervenaffection, von der Oberbauchgegend ausgehend, beigemessen werden, gehört aber zu dem wesentlichen Merkmal jener Krankheit. Endlich wissen wir, daß eine hartnäckige Rauhigkeit der Stimme auch den Aussatz begleitet, und daß man deshalb im Mittelalter die des Aussatzes Verdächtigen zur Probe singen ließ (Hensler).

Die Stimme wird fein, hoch, klingend, zischend, pfeifend (vox acuta, tinnula, stridula, sibilans), wenn ein gereizter, gespannter, auf Entzündung oder Krampf beruhender Zustand des Kehlkopfs und seiner Bänder, die Stimmritze verengt, und der Ton der Stimme ist daher namentlich bei der Bräune um so gefährlicher, je feiner und pfeifender er wird, und der scharfe und kreischende, dem Krähen eines jungen Huhnes ähnliche Ton der Stimme bei Croup-Kranken ist als pathognomonisches Merkmal der Krankheit hinlänglich bekannt. Bei Abwesenheit entzündlicher Zufälle kündigt in acuten Krankheiten ein feiner, pfeifender Ton der Stimme oft heftiges Irrereden, Metaschematismen und Metastasen, sowie zuweilen bei Hypochondristen und Hysterischen einen Anfall ihrer gewöhnlichen Leiden an.

Die Nasenstimme (vox nasalis) ist bald Folge eines vorhandenen Nasenpolypen, und in diesem Falle nach Maßgabe der Ausbreitung des Polypen bald mehr, bald weniger auffallend, öfter noch die Folge eines Bildungsfehlers, vermöge dessen das Gaumensegel eine Öffnung besitzt, am häufigsten die Folge von Wunden und Geschwüren, namentlich syphilitischen, welche den Gaumen oder das Zäpfchen zerstört haben. Fälschlich nimmt man aber im gemeinen Leben an, daß in allen diesen Fällen die Stimme durch die Nase gebildet wird, es entsteht vielmehr diese Art der Paraphonie grade daraus, daß bei diesen Kranken die ausgeathmete Luft die Nasenhöhle nicht erreicht, sondern unmittelbar durch die Öffnung des Gaumens entweicht.

Eine besondere Weite der Stimmritze, krampfhafte Spannung der Bänder des Kehlkopfs und große Trockenheit derselben macht die Stimme hohlklingend (vox

PARAPHRENITIS (παρὰ — φρένες). Man hat früherhin mit diesem Namen am häufigsten die Entzündung des Zwerchmuskels und zwar in der — durch die Erfahrung keineswegs bestätigten — Voraussetzung bezeichnet, daß jedesmal ein anhaltender Wahnsinn diese Krankheit begleite. Aber man hat oft genug auch diesem Wahnsinne selbst den Namen Paraphrenitis — oder nach Sauvages und Linné Paraphrenesia, und nach Boerhaave und Vogel Paraphrenitis — beigelegt, sowie man darunter endlich auch nicht selten ein heftiges Fieber, begleitet von einem Wahnsinne verstanden hat, der wenn auch gleich anhaltend, wie der die Entzündung des Gehirns begleitende, doch minder heftig, als dieser ist und sympathisch abhängig ist von vorhandenen gastrischen Unreinigkeiten oder der entzündlichen Affection eines Unterleibs-Eingeweides, besonders der Leber (mithin keineswegs ausschließlich des Zwerchmuskels), oder selbst eines Eingeweides der Brust. In diesem letztangeführten Sinne, wie in dem erwähnten zweiten, bedient man sich des in Rede stehenden Kunstausdruckes jetzt wol niemals mehr, aber auch als gleichbedeutend mit Zwerchmuskelentzündung ist der Name Paraphrenitis aus dem vorhin angedeuteten Grunde längst von den besten Schriftstellern als eine unpassende Bezeichnung verworfen worden. Über die Natur, die Ursachen, die Vorhersagung und die Cur der Paraphrenitis siehe daher Diaphragmitis. (*C. L. Klose.*)

PARAPHROSYNE bezeichnet einen geringen Grad von Verstandesverwirrung, doch versteht man darunter auch wol das sogenannte Überschnappen, und gebraucht es so synonym mit Aphrosyne. Die Griechen verstanden darunter auch die Delirien der Fieberkranken. (*Rosenbaum.*)

Paraphysen, s. Moose.

PARAPIANI, ein Volk bei Plinius (H. N. VI, XXV. ed. *Hard.* p. 324). Nach seiner Art stellt Plinius Namen zusammen, ohne nähere Angabe der Lage der Völker, noch der Richtung, in welcher er sie aufzählt. Er muß das Volk der Provinz Arachosien zugezählt haben, ob an der nördlichen oder südlichen Grenze des Landes, ist nicht zu ermitteln; die Reihe ist: Bactrianorum deinde, cujus oppidum Alexandria, a conditore dictum, Syndraci, Dangalae, Parapiani, Cantaces, Maci; ad Caucasum Cadrusi, oppidum ab Alexandro conditum. Wenn Bactriana gemeint ist, und anders ist die Stelle kaum zu fassen, da der Paropamisus vorher erwähnt wird, so wäre das Volk der Parapiani hinaufzurücken in die Nähe jenes Landes, und da nachher der Kaukasus, der indische nämlich, folgt, so scheint das Annehmbarste, daß die Parapiani in der Nähe jenes Gebirges wohnten. Die Maci schreiben sich von Herodot her, der das Volk der *Μύκων*, nach ältern Handschriften *Μέκων*, erwähnt; dieses führt eine persepolitanische Inschrift unter dem Namen Mak nach den Sakern auf (siehe altpersische Inschriften. Seite 114), und mithin, da sie genau geographisch aufzählt, setzt sie die Mak in die Nähe der Skythen. Auf der andern Seite scheint ein Name vorzukommen, der uns in die Nähe des Indusflusses versetzt, der der Syndraci. Denn ein Volk am untern Indus, welches die Indier Sudras oder Sûdrakas nennen, heißt bei den Griechen mit wechselnden Formen Hydracae, Sydracae, Oxydracae (s. meine Abhandlung de Pentapotamia Indica. p. 27. Droysen's Geschichte Alexander's des Großen. S. 443). Plinius selbst gibt die Hydracá als das äußerste von Alexander erreichte Ziel an. Harduin scheint hiervon ausgegangen zu sein, indem er für Dangalá lesen will Sangalá (Sangala hieß die von Alexander eroberte Stadt der Kathäer in Penjab); wenn man dann die Cantaces in Gandari verwandelt, hat man eine Reihe von Völkern am obern Indus und höher gegen Norden hinauf bis zum Kaukasus. Doch hat Plinius die Oxydracá auch in dieser nördlichen Lage an einer andern Stelle, also ein anderes Volk mit demselben Namen, der unten am Indus vorkommt; VI, 18. *Hard.* heißt es: Derbices, quorum medios fines secat Oxus; Syrmatae, Oxydracae, Heniochi, Bateni, Saraparae, Bactri, quorum oppidum Zariaspe. Also eine andere Notiz über dasselbe Volk der Syndraci, mit demselben Wechsel des Namens, wie er für das Volk am Indus vorhanden war. Die Cantaces der ersten Stellen lassen sich auch wahrscheinlicher aus den Candaci der zweiten berichtigen. Aus welchen Quellen diese beiden Notizen stammen, ist nicht auszumitteln; was sicher steht, ist, daß Plinius in der Nähe Bactriens ein Volk Syndraci oder Oxydracá erwähnt fand. Steht jenes aber fest, müssen aber auch die Parapiani dort oben im Norden gesucht werden. Näher läßt sich ihre Lage nicht beschreiben *).

Wir haben hier einen Fall, der bei Plinius so oft vorkommt und seinen geographischen Nachrichten viel ihrer Brauchbarkeit benimmt; er führt aus verschiedenen Quellen unter etwas veränderter Form denselben Namen zweimal auf und verursacht denen, die hierauf nicht achten, unauflösliche Schwierigkeit. Der Name ist zugleich Altpersisch und Altindisch, und bedeutet Wasseranwohner (parâ, neben, ap, Wasser). Es mag der Oxus gemeint sein. Ptolemäus erwähnt ein indisches Volk, dessen Name dieselben Elemente enthält, die Parapiotá; es wohnte aber am Nerbudda, also im innern Indien, und hat mit den Parapiani sonst nichts zu schaffen. (*Lassen.*)

PARAPIOTAE (*Παραπιῶται*, *Πραπιῶται*), ein indischer Volksstamm (in Indoscythia), nördlich von dem Tabassi bis zum Gebirge Vindus, in der Nähe des Flusses Nomadus (Paddar), von welchem die Rhamná oder Sirhamná (*Ῥάμναι*, *Σιράμναι*) einen südlichen Zweig bildeten. Sie bewohnten die Städte Cognabanda, Ozoamis, Osta, Kossa. Hier sollten Diamanten gefunden werden. (*Ptolem.* VII, 1. Mannert 5. Th. S. 152. Sickler 2. Th. S. 507). [„Vgl. auch oben den Art. Parapiani a. E." Red.] (*Krause.*)

PARAPITINGA, kleiner Bach der brasilischen Provinz St. Paulo, welcher dem Paraiba zufließt. Er schwillt in der Regenzeit oft so an, daß Reisende nur mit Mühe über denselben gelangen können. Einige nennen auch den Paranapitingasee mit diesem Namen. (*Fischer.*)

*) Ptolemäus setzt in Sogdiana die Oxydrancá, Dribactá, Candari, ohne der Parapiani zu erwähnen.

PARAPLEGIE, (*Παρά-πλήσσω*). Die Alten verstanden unter Paraplegie eine unvollkommene Lähmung; die Neueren belegen mit diesem Namen die Lähmung der untern Gliedmaßen, nach Einigen mit Inbegriff der Harnblase und des Mastdarms, bisweilen auch die Lähmung der obern Gliedmaßen. Bei den meisten Schriftstellern ist überdies Paraplegie synonym mit Paraplexie. Andere unterscheiden zwischen beiden dergestalt, daß sie unter Paraplegie eine theilweise, unter Paraplexie eine allgemeine oder vollkommene Lähmung verstanden wissen wollen. Nach Andern ist Paraplexie identisch mit Parapoplexie, und bezeichnet demnach einen schwachen Anfall von Schlagfluß. — S. Paralysis. (*C. L. Klose.*)

PARAPLEROMA (*παραπλήρωμα*), nannten die griechischen Lehrer der Beredsamkeit diejenigen Wörter, namentlich Partikeln, welche wenig Einfluß auf die Bedeutung haben, vielmehr blos dazu beitragen, um die Rede volltönender zu machen, was manchen unnützes Beiwerk und Einschiebsel zu sein schien; solche Partikeln, wie *νύ, δή* u. ä., nannten sie daher *παραπληρωματικοὺς συνδέσμους*, obgleich genau besehen sie auch der Rede eine feine Modification geben. (Vgl. *Ernesti* Lexic. Technol. Graec. p. 246). Ein anonymer Schriftsteller *περὶ τρόπων* T. 8. p. 721 Walz erklärt *Παραπλήρωμα* durch *λέξις ἐκ περισσοῦ κειμένη κόσμου χάριν ἢ μέτρου*, und geht so weit in dem Verse *Πάνδαρος, ᾧ καὶ τόξον Ἀπόλλων αὐτὸς ἔδωκε* die Conjunction *καὶ* und das Pronomen *αὐτὸς* für blos des Schmuckes halber daseiende *παραπλήρωσις* zu erklären. (*H.*)

PARAPLEURITIS nannten die ältern Ärzte einen geringen Grad von Pleuritis oder Entzündung des Brustfells. Da sie sich aber meistens nur von dem Schmerze in ihrer Diagnose leiten ließen und dieser ihrer Angabe nach besonders in den äußern Theilen der Brust oder des Thorax seinen Sitz bei der Parapleuritis hatte, so ist diese synonym mit der falschen Pleuritis oder dem Rheumatismus der Brust- und Rippenmuskeln. (*Rosenbaum.*)

PARAPOMISUS, falsche Schreibung für Paropamisus; (s. d. Art.). (*H.*)

PARAPOPLEXIA ist ein geringer Grad der Apoplexie oder des Schlagflusses (s. d. Art.). Einige Ärzte haben jedoch auch den nervösen Schlagfluß mit diesem Namen belegt, um ihn von dem blutigen zu unterscheiden. (*Rosenbaum.*)

PARAPORT-HOLZ, (englisch: Botany-bay-wood), ein ausgezeichnet schönes, braunröthliches, mit weißen Adern netzartig durchzogenes Holz, welches aus Neuholland und von einer Eichenart (englisch: she-oak, die weibliche Eiche) stammt. Es eignet sich trefflich zu feinen Tischlerarbeiten, kam vor ungefähr 20 Jahren zuerst nach Europa, wird aber jetzt selten im Handel angetroffen. (*Karmarsch.*)

PARAPOTAMIA, nennt Plinius (VI, 31) die Gegend zunächst am Tigris in der assyrischen Landschaft Sittakene, und setzt dahin den Ort Dibitach, welcher sich nicht näher bestimmen läßt. (Man. Th. V, 2. S. 467. Ptol. [VI, 1] nennt jedoch dieselbe Gegend Melitene. *Cell.* orb. ant. T. I, 2, 19. p. 797.) (*Krause.*)

PARAPOTAMII, (*οἱ Παραποτάμιοι, ἡ Παραποταμία*), eine sehr alte Stadt in Phokis, welche schon dem Homer bekannt war (Il. II, 522. *Paus.* X, 3, 2). Sie lag am Fluß Kephissos, von welchem sie den Namen erhielt, auf einem steilen Hügel, da, wo man von Böotien aus das phokische Land betrat, in der Nähe der Städte Hyampolis, Panopeá, Chäronea, Elateia, und bildete die Grenzscheide der Gebiete von Ambrysus, Panopeá und Daulis. Nach Theopompus bei Strabon (IX, 3, 424) war sie von Chäronea 40 Stadien entfernt. Von Elateia dagegen betrug die Entfernung 160 Stadien, wie Mannert (8. Th. S. 178) aus der Peut. Tafel gefolgert hat. Der Hügel dieser Stadt (*λόφος πετρώδης καὶ περίκρημνος*), früher eine Akropolis bildend, war vom Berge Edylius, einem Vorsprunge des Parnassus, nur insoweit getrennt, als der kleine, am Fuße des genannten Berges in den Kephissos mündende Fluß Assos Raum occupirte. (*Plut.* Sull. c. 16). Auf der entgegengesetzten Seite erstreckte sich der Berg Akontion von Orchomenos aus, welche Stadt etwa 60 Stadien von Parapotamii entfernt lag, bis in die Nähe des Flusses, sodaß das enge Thal in seiner ganzen Ausdehnung nur fünf Stadien betrug (*Strab.* IX, 4. 424. Man. l. c.). In der älteren Zeit schon war Parapotamii, wie die benachbarten Städte, von dem Heere des Xerxes, welches sich an dem Kephissos hinzog, gänzlich vernichtet worden (*Herod.* VIII, 33). Hier war die ganze Heeresmasse noch vereint, welche sich dann zu Panopeá in zwei Hauptcolonnen theilte (*Herod.* VIII, 34). Diese Stadt erhob sich zwar nach dieser Zerstörung nie wieder zu ihrer früheren Bedeutung, war aber doch wieder aufgebaut und bewohnt worden, als sie im phokischen oder heiligen Kriege, welcher im 1. Jahre der 108. Ol. sich endigte, nebst anderen phokischen Städten zum zweiten Male der Erde gleichgemacht wurde (*Paus.* X, 3, 1. 2). Von dieser Zeit ab scheint sie nie wieder zur Stadt geworden zu sein. (Vgl. *Plut.* Sull. c. 16.) Ein Irrthum ist es bei Mannert l. c., wenn er sie schon nach ihrer ersten Zerstörung durch die Perser für immer in den Ruinen bleiben läßt. Gegenwärtig findet man hier noch bedeutende Überreste. (*J. H. Krause.*)

PARAPRESBEIAS (*παραπρεσβείας*). So hieß in Athen die öffentliche Klage, welche gegen Gesandte angestellt wurde, die entweder bei dem, an den sie geschickt waren, den ihnen vom Volke gewordenen Auftrag gar nicht oder auf eine sehr unangemessene Weise ausgeführt, oder während ihrer Gesandtschaft überhaupt sich instructionswidrig betragen, oder das Interesse ihres Vaterlandes verrathen, oder Bestechung angenommen, oder wahrheitswidrige Berichte über ihre Gesandtschaft dem Volke abgestattet hatten. Das hier anzuwendende Verfahren war in der Regel Schriftklage (*γραφή*), welche zur Competenz der Oberrechnungsbehörde oder der Logisten gehörte, wenigstens in der Regel nur in den Euthynais oder während der Rechenschaftsablegung der Gesandten angestellt wurde und schätzbar war; in außerordentlichen Fällen konnte aber auch gegen pflichtvergessene Gesandte Eisangelie eingelegt werden. Ebenso war es wol etwas Ungewöhn-

liches, daß Äschines erst drei Jahre nach bekleideter Gesandtschaft von Demosthenes vor Gericht παραπρεσβείας angeklagt wurde. (Vgl. über diese Anklage Meier und Schömann attisch. Proceß S. 362. Platner, der Proceß u. d. Klag. I. S. 349 fg.) (*H.*)

PARARHYTHMISCHER PULS nennt man einen solchen Puls, welcher in Bezug auf Zahl und Beschaffenheit seiner Schläge dem Geschlecht, Alter, der vorhandenen Krankheit rc. nicht entspricht. Vergl. den Art. Puls. (*Rosenbaum.*)

PARARTHREMA bezeichnet die unvollkommene Ausrenkung (Subluxatio, Luxatio imperfecta) eines Knochens aus der natürlichen Verbindung mit einem andern, mit welchem er durch Diarthrosis verbunden ist. Der Gelenkkopf z. B. des Oberarms verläßt hier zwar die Gelenkpfanne, bleibt aber auf dem Rande derselben stehen. Vergl. den Art. Verrenkung, Luxatio. (*Rosenbaum.*)

Pararthroma, s. Pararthrema.

PARARTHROSIS ist der Zustand der Pararthrema. (*Rosenbaum.*)

PARARTHRYMA unrichtig statt Parathrema. (*Rosenbaum.*)

PARASACCO, ein Dorf in der päpstlichen Legation Ferrara, am rechten Ufer des Po di Volano, in flacher, sumpfiger, mit starken Weidenbäumen und Pappeln reich besetzter, übrigens grasreicher Gegend gelegen, 13 ital. Meilen ostwärts von der Stadt und Festung Ferrara entfernt. Das Erdreich ist schwer, eigentlicher Marschboden, und die ganze Landschaft höchst einförmig; hie und da sieht man zwischen größeren oder kleineren Lacken oder grünen Grasflächen eine traurige Hütte, oft mit Stroh gedeckt und meist von rebenumschlungenen Baumgruppen überschattet. (*G. F. Schreiner.*)

PARASANGE [1]), ein persisches Längenmaß, welches von Herodot (II, 6, V, 53. VI, 42) 30 Stadien gleichgesetzt wird. Nimmt man das Stadium zu 125 Schritt, so kommt die Parasange auf 3750 Schritt, also ungefähr $\frac{3}{4}$ teutsche Meilen. Dieselbe Bestimmung geben Xenophon (Anab. II, 5) und Hesychius. Dies scheint also wirklich in alter Zeit das gewöhnliche Maß gewesen zu sein, wenngleich vorauszusetzen ist, daß es nicht aller Orten übereingestimmt. Dies wird von Plinius (H. N. VI, 26) in Bezug auf die Parasangen ausdrücklich, wenn auch nur obenhin, versichert. Strabo (XI. S. 518) gibt der Parasange 60 Stadien, setzt jedoch hinzu, daß sie nach Andern zu 30 oder 40 gerechnet werde. Vielleicht hatte er indessen den ägyptischen σχοῖνος im Sinne, von welchem er an einer andern Stelle (XVII. S. 804) nach Artemidor dieselben Maße gibt, daß er nämlich gewöhnlich zu 60, von Manchen aber zu 30 oder 40 oder gar zu 120 Stadien berechnet werde. Auf seine Angabe stützt sich aber wahrscheinlich das Etymologicum magnum (p. 652), wenn es der persischen Parasange 30, der ägyptischen dagegen (d. h. eigentlich dem ägyptischen Schönus) 60 Stadien zutheilt, wie dasselbe anderswo (S. 740) gleichfalls die Parasange mit dem Schönus zusammenstellt [2]). Eine selbständige Nachricht finden wir dagegen bei Agathias (hist. L. II), wo er bemerkt, daß die Parasange zu seiner Zeit bei den Iberern und Persern nur 21 Stadien befasse. — Was nun die orientalischen Schriftsteller betrifft, so kommt zunächst im Zendavesta, und zwar in dem jüngeren Theile Bundehesch XXVI. (bei Kleuker Bd. III. S. 104) nur folgende schwankende Bestimmung vor: „Der Farsang hält eine Weite, in der ein weitsehender Mensch ein Kameel erblickt, und sieht, ob es weiß oder schwarz ist." Die persischen und arabischen Geographen [3]) und Lexikographen geben die Parasange zu drei Meilen an [4]). Die arabische und persische Meile aber hält 4000 kleinere oder 3000 größere Ellen (jene zu 24, diese zu 32 Zoll), also die Parasange 12,000 kleinere oder 9000 größere Ellen, oder 288,000 Zoll. Dies kommt ungefähr auf drei Viertel einer teutschen Meile, womit auch die Angaben der englischen Reisenden in Bausch und Bogen zusammenstimmen, wie wenn Rennell (zu Xenophon S. 4) die Parasange zu 3$\frac{1}{4}$, Franklin (Tour to Persia p. 17. ed. Calcutt. 1788) gegen 4, Macdonald Kinneir (Geogr. of Persia p. 57) zu 3$\frac{1}{4}$, Capitain Christie (in Pottinger's travels in Beloochistan p. 419) zu 3$\frac{7}{8}$, und Ouseley (travels, vol. I. p. 23) zwischen 3$\frac{1}{4}$ und 3$\frac{1}{2}$ englische Meilen ansetzt. Nach Abulfeda kommen auf einen Längengrad 22$\frac{2}{9}$ Parasangen nach der alten Rechnung (Ptolemäus), dagegen 18$\frac{8}{9}$ nach der unter dem Khalifen Mamun vorgenommenen Gradmessung, richtiger aber 18$\frac{3}{4}$. Jetzt indessen soll die Parasange in Persien nur 3000 Schritte halten, und deren 20 auf einen Grad gehen. Größer ist dagegen die Parasange (פַּרְסָה) nach welcher Benjamin von Tudela und andere jüdische Reisende rechnen. Sie hat vier Meilen (מיל) Länge oder 4000 Doppelschritte, oder beinahe eine teutsche Meile [5]). Schließlich wollen wir noch Einiges über die muthmaßliche Bedeutung des Namens beifügen. Die griechische Form παρασάγγης ist die älteste, die wir kennen, und an sie würden wir uns daher bei Aufsuchung der Etymologie

1) Im Teutschen ist man gewohnt dieses Wort weiblich zu gebrauchen, wie es z. B. auch im Ital. la parasanga heißt. Die Griechen sagten ὁ παρασάγγης, und so unter den Neuern die Franzosen le parasange. Die Araber gebrauchen das Wort gleichfalls männlich; im Neupersischen aber gibt es keine Geschlechtsunterscheidung für solche Ausdrücke.

2) In dieser letztern Stelle las man früher παραπάγγης für παρασάγγης. Aus dem Etymologicum war jene falsche Lesart auch in den Phavorinus übergegangen. Das Richtige hat außer Sylburg auch Reland aus seiner Handschrift des Etymol. hergestellt. S. dessen Dissertat. P. II. p. 212. 3) s. besonders Abulfeda's Geographie. S. 15 der pariser Ausg. v. J. 1837. Köhler in den Prolegomenen zu Abulfeda's Syrien. *Ouseley* zu *Ebn Haukal*, Oriental geogr. p. XXIV. Firuzabadi's Kamus und nach ihm Freytag im arab. Lexikon. *Lee* zu *Ibn Batuta*. p. 34. 4) So außer den Anm. 3 angeführten Autoren u. A. auch das pers. Wörterbuch Burhani Katie; dagegen gibt das Ferhengi Schuuri bei Meninsky 4 Meilen, was entweder irrthümlich ist oder auf einem geringern Maße der Meile beruht. 5) S. *Drusii* animadv. L. I. c. 44, und Benjamin v. Tudela in der Vorrede der Ausg. von Const. l'Empereur.

vorzugsweise halten müssen, wenn wir sicher wären, daß die Griechen nicht vielleicht in der Auffassung der ersten Hälfte des Namens unwillkürlich ihr παρά eingeschwärzt für einen ähnlich klingenden persischen Laut. Die Pehlwiform **farsang**, welche im Bundehesch vorkommt, schließt sich schon eng an die neupersische **ferseng**, (فرسنك) an, aus welcher die Araber **farsakh**, (فرسخ) gemacht haben. Was zunächst den letzten Theil des Namens betrifft, so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß man darin das persische Wort سنك **seng**, d. i. Stein, zu suchen habe, und es ist daher zu vermuthen, daß der Name von den Steinen hergenommen ist, die man als Marken dieser Entfernungen oder Stationen aufstellt. Solche Parasangensteine heißen فرسنكسار. Es fragt sich daher nur noch um den ersten Theil des Namens **para** oder **fer**. Reland (Dissert. II. p. 212) meint, der Name sei aus فرس سنك zusammengezogen und durch „persischer Stein" zu übersetzen. Diese Erklärung ist wenigstens um etwas verständiger als die, welche Bernard gibt (de mensuris et ponderibus p. 244), nämlich: kleine Sendung, von فرستن. Es ist leicht zu sehen, daß auch die Reland'sche Ableitung nur wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, aber schwer hält es, etwas Besseres und Sichereres an ihre Stelle zu setzen. Bohlen[6]) erklärte „am Stein," nach Analogie des römischen **ad lapidem ab urbe tertium etc.**; und die persische Präposition **fera** فرا macht diese Deutung möglich. Doch thut man vielleicht besser, auf das indische **para** zurückzugehen, worin bei dieser Zusammensetzung entweder der Begriff der Entfernung, der Distanz, oder, was auf Eins hinauskäme, der des Andern und immer Andern, also der Reihenfolge, liegen könnte. Hiernach würde der Name Distanzsteine bezeichnen. Oder man vergleiche das indische Wort **pâra** „Ende," und übersetze den Namen End- oder Grenzsteine, als solche nämlich, die immer das Ende einer gemessenen Strecke bezeichnen. Andere Vermuthungen über die Etymologie dieses Namens unterdrücken wir lieber, um die eben gegebenen, die uns die wahrscheinlichsten dünken, nicht in Schatten zu stellen (*E. Rödiger.*)

Parasceue, s. Osterfest und Passah.

PARASCHEN, heißen Vorleseperikopen der Synagoge. Seit dem Exil wurden in der jüdischen Synagoge an jedem Sabbattage Abschnitte aus der heiligen Schrift vorgelesen, und das Vorgelesene interpretirt. Diese Abschnitte, sofern sie aus dem Pentateuch genommen waren, hießen (פרשיות)[1]), Paraschen. Die Zahl derselben war 54 und zwar 53 für die Sabbate des regelmäßigen Jahres, eine weiter für die Sabbate des Schaltjahres; im regelmäßigen Jahre las man denn zwei Paraschen am letzten Sabbat. Die Paraschen zerfallen wieder in kleinere Theile; auch theilte man die Paraschen in **geöffnete** (פתוחות) und **geschlossene** (סתומות). Dieses geht aus die Manuscripte und deren Beschaffenheit, je nachdem der auf die Parasche folgende Text entweder mit einer neuen Linie angefangen, oder auf der alten fortgesetzt ward. Die Masoreten bezeichneten dies mit ססס und פפפ, oder auch nur mit ס und פ. Wie alt die Einrichtung sei, ist ungewiß, jedenfalls aber sind die großen Paraschen älter als die kleinen[2]). — Die aus den **Propheten**[3]) für die Vorlesung ausgewählten Perikopen heißen הַפְטָרוֹת, Haphtaren; sie waren in besondere Rollen zusammengeschrieben. Zur Zeit Christi existirten diese Lesestücke noch nicht (vgl. Luc. 4, 16 fg.), wol aber die Vorlesung aus Gesetz und Propheten (νόμος καὶ προφῆται) selbst (Ap. Gesch. 13, 15. 27). (*Rheinwald.*)

PARASEISMA, das Laufen mit von sich geschlenderten Armen, rechnet Hippokrates (de diaeta lib. II. p. 363) zu den nicht empfehlenswerthen diätetischen Bewegungen, da leicht innerliche Convulsionen darnach entstehen. (*Rosenbaum.*)

Paraselenen, s. Mond und Nebenmonde.

PARASEMON, (παράσημον). So, oder auch ἐπίσημον und σημεῖον hieß bei den Griechen das am Vordertheil eines Schiffs angebrachte Bild einer Gottheit, eines Heros oder einer Heroine, oder einer Tugend oder eines Thiers, nach welchem das ganze Schiff seinen Namen hatte; wenn z. B. Paläphatus (de incredibilib. c. 29) sagt „das Schiff aber hatte den Namen Pegasus, wie auch jetzt jedes Schiff seinen Namen hat," so geht daraus hervor, daß auf dem Vordertheil jenes Schiffs sich als Parasemon das Bild des Pegasus befand, wie an dem Schiffe, welches Gorgo hieß, ein Gorgonenhaupt gemalt war. (**Derselbe** c. 32.) Die rationalistischen Ausleger antiker Mythen unter den Alten haben diesen Gebrauch dazu benutzt, um dadurch manche wunderbare Erzählung ihrer wunderbaren Umhüllung zu entkleiden, wie sie z. B. die Sage, daß Phryxus auf einem Widder übers Meer geschwommen sei, dahin deuteten, daß das Schiff, was ihn geführt, einen Widder zum Parasemon gehabt hätte. Am vollständigsten hat hierüber Ruhnkenius in der Abhandl. „de tutelis et insignibus navium" gehandelt, in der er auch ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß von bis dahin bekannt gewesenen Schiffsnamen gegeben hat, deren Zahl sich mit Hilfe der vor kurzem aufgefundenen attischen Verzeichnisse von Schiffen der attischen Marine nicht wenig wird vergrößern lassen. (*H.*)

Parasi, s. Para, türk. Münze.

---

6) Abhandlungen der teutschen Gesellschaft zu Königsberg. Erste Sammlung 1830. S. 92.

1) Von Parasch, a) distinxit, secavit. b) explicavit.

2) De Wette, Einl. in's A. T. S. 148. (§. 75. 80.) 3) Wozu man aber nicht allein die von uns sogenannten Propheten rechnet, sondern auch die historischen Bücher und frühern Propheten (Josua, Richter, 2 Samuel, 2 Könige). Ja es wurden mehre unserer Propheten nicht vorgelesen. So Daniel und Jeremiä Klagelieder. Nicht vorgelesen wurden auch Koheleth, das Hohelied, Hiob, Chronik, Ruth, Esra, Nehemia, Esther. Der Psalter wurde als liturgisches Buch (bes. Gesangbuch) gebraucht.

PARASIOPESIS (*παρασιώπησις*), nannten die grie-ischen Rhetoren diejenige Redefigur, wo man sagt, daß ian etwas verschweige, was man aber eben dadurch doch en Zuhörern andeutet. Diese Figur hat besonders dann re Stelle, wenn entweder die Sache so schon bekannt enug ist, oder man den Verdacht erregen will, als hätte ıan noch mehr zu sagen, was man nur verschweige. Diese figur kommt also ziemlich mit der zusammen, welche Paraleipsis (vgl. d. W.) heißt. Dies ist die Erklärung es Rutilius Lupus (II, 11) und des Quintilian (IX, 3); dagegen Tryphon (*περὶ τρόπων* Tom. VIII. p. 747 *Walz* sie für eine solche Rede erklärt, in der von zweien Dingen, die der Vollständigkeit nach beide gesagt werden müßten, nur eins gesagt wird, das andre aus der Ana-ogie ergänzt werden soll *). (*H.*)

PARASITEN. Das Wort *παράσιτος*, *παρασιτεῖν* bedeutet an sich „Mitesser," „mitessen" und war Anfangs Bezeichnung einer ganz geachteten Sache, nämlich besonders eines gewissen religiösen Dienstes, den man mit dem der römischen septemviri epulones öfter verglichen hat; die Parasiten waren nämlich die zur Auswahl des heiligen Getreides Erwählten [1]); heiliges Getreide aber mag hier das sein, was zum Opfermahle, nicht aber was zum Futter der Opferthiere gebraucht wurde; ob nun das Geschäft der Parasiten darin bestanden habe, jenes Getreide einzukaufen, oder es von den Gläubigen durch freiwillige Gaben einzusammeln, oder ob dasselbe auf den Tempeldomainen wuchs und die Parasiten nur eben das beste des eingeernteten auszuwählen, oder ob sie gar aus eignen Mitteln das Getreide herzugeben hatten, wissen wir nicht; in dem die Amtsthätigkeit des Archon-Königs anordnenden attischen Gesetze wird bestimmt, die Parasiten sollten ein jeder von seinem Theile aus der *βουκολία* $\frac{1}{6}$ Medimnos Gerste auswählen (einsammeln), um die anwesenden Athenäer im Tempel zu speisen nach väterlichem Gebrauch; das Sechstel sollten gewähren zu den Amtshäusern für den Apollon die Parasiten der Acharner. Die Worte [2]) dieses neuerlich auch von Preller [3]) behandelten Gesetzes bieten mehr als eine Schwierigkeit; was ist *βουκολία*? von welchem Tempel, von welchen Amtshäusern ist hier die Rede? warum wird grade den Parasiten der Acharner dies Geschäft auferlegt? und wer sind die „anwesenden Athenäer," wenn dies anders der Sinn der Worte ist *τοὺς ὄντας Ἀθηναίους*? Ich möchte vermuthen, daß es sich von einem Tempel des Apollon im Gau der Acharner handle, und daß die Amtshäuser (*ἀρχεῖα*) den *ἄρχοντες* angehören, deren Ernennung zu betreiben ebenfalls dem Könige in den unmittelbar vorangehenden Worten [4]) dieses Gesetzes aufgegeben wird; das scheinen aber etwas anderes als Staatsbeamtete zu sein, wie vielleicht auch die „Archonten und Parasiten," welche unter dem Archonten Pythodor etwas im Tempel der Pallenensischen Minerva geweiht haben [5]), nicht Staatsbeamtete waren, obgleich ich über das, was beide wirklich waren, mir auch nicht einmal eine Vermuthung erlaube. Außerdem haben diese Parasiten entweder gemeinschaftlich mit einem Priester [6]), oder für sich allein [7]) das Opfern besorgt und dabei allem Anscheine nach wenigstens zum Theil die Geschäfte der *ἱεροποιοί* gehabt; in einer Verfügung [8]), welche sich vielleicht auf den Dienst der Pallenensischen Minerva bezieht, wird dem Könige mit den Parasiten und einigen andern aufgegeben, für etwas Sorge zu tragen, ohne daß näher angegeben wäre, worauf diese Sorge gerichtet sein solle. Für diese Geschäfte erhielten die Parasiten auch gewisse Belohnungen, nämlich Antheil am Opfer; so wird in einem Gesetze [9]), was auf einer Säule im Anaceum geschrieben war, bestimmt, daß die Parasiten ein Drittel von den beiden großen Ochsen, die geopfert werden würden, erhalten sollten. Fragen wir, auf welche Weise die Parasiten bestellt wurden, so wissen wir wenigstens für Athen, daß sie durch Wahl und nicht durch Loos ernannt worden sind; das beweist 1) die oben angeführte Erklärung des Wortes Parasiten, als die zur Auswahl des heiligen Getreides E r w ä h l t e n; 2) meldet Klidemus in seiner Atthis, daß Parasiten dem Hercules e r w ä h l t wurden (*ᾑρέθησαν*); 3) heißt es in dem im Tempel der Pallenis geschriebenen Gesetze: „die Parasiten, welche man immer aus den Demen e r w ä h l t [10])", und in dem Gesetze des Königs wird diesen aufgegeben, dafür zu sorgen, „daß die Parasiten e r w ä h l t würden [11]); 4) am allerdeutlichsten geht dies aus dem ausführlichen Zeugnisse des Komikers Diodor [12]) aus Sinope hervor, welcher in der Ko-

---

*) *Παρασιώπησίς ἐστι λόγος, ἐν ᾧ δύο ὀφειλόντων πραγμάτων κατὰ τὸ πλῆρες λέγεσθαι τοῦ μὲν ἑνός ἐστιν ἐπαγγελία, τοῦ δ᾽ ἑτέρου παρασιώπησις κατὰ τὸ ἀνάλογον νοουμένη.*

1) Krates im zweiten Buche seiner Schrift über den attischen Dialekt bei *Athen.* 235. b. *Καὶ ὁ παράσιτος νῦν ἐπ᾽ ἀδόξου μὲν κεῖται πρᾶγμα, πρότερον δ᾽ ἐκαλοῦντο παράσιτοι οἱ ἐπὶ τὴν τοῦ ἱεροῦ σίτου ἐκλογὴν αἱρούμενοι.* Hieraus *Pollux* VI, 35. *Ἔστι δὲ καὶ παρὰ τοῖς παλαιοῖς τοὔνομα [παράσιτος]. οὐ μὴν ἐφ᾽ οὗ νῦν, ἀλλ᾽ ἐπὶ ἱερᾶς ὑπηρεσίας τοὔνομά ἐστιν. οἷον, ὁ ἐπὶ τὴν τοῦ ἱεροῦ σίτου ἐκλογὴν αἱρούμενος.* Hesychius hat dafür im W. *παράσιτος: ἀρχὴ ἐπὶ τὴν τοῦ ἱεροῦ σίτου ἐ κ δ ο χ ή ν.* 2) *Athen.* VI, 235 c. *Τοὺς δὲ παρασίτους ἐκ τῆς βουκολίας ἐκλέγειν ἐκ τοῦ μέρους τοῦ ἑαυτῶν ἕκαστον ἑκτέα κριθῶν δαίνυσθαι τοὺς ὄντας Ἀθηναίους ἐν τῷ ἱερῷ κατὰ τὰ πάτρια. τὸν δ᾽ ἑκτέα παρέχειν εἰς τὰ ἀρχεῖα τῷ Ἀπόλλωνι τοὺς Ἀχαρνέων παρασίτους ἀπὸ τῆς ἐκλογῆς τῶν κριθῶν.* 3) Preller (*Polemon.* fragm. p. 115 sq.) statuirt eine Lücke nach *ἐκλέγειν*, nach *κριθῶν* und nach *ἀρχεῖα*; damit ist freilich den meisten Schwierigkeiten abgeholfen, aber das Mittel ist etwas zu heroisch.

4) *Ἐπιμελεῖσθαι δὲ τὸν βασιλεύοντα τῶν τε ἀρχόντων, ὅπως ἂν καθιστῶνται, καὶ τοὺς παρασίτους ἐκ τῶν δήμων αἱρῶνται κατὰ τὰ γεγραμμένα.* 5) *Athen.* 234 f. 6) *Athen.* 234 e. *Τὰ δὲ ἐπιμήνια θυέτω ὁ ἱερεὺς μετὰ τῶν παρασίτων.* 7) 235 f. *Θύειν τῷ Ἀπόλλωνι τοὺς Ἀχαρνέων παρασίτους.* 8) *Athen.* 235 a. *Καὶ Θεμίσων δ᾽ ἐν Παλληνίδι.* „*Ἐπιμελεῖσθαι δὲ τὸν βασιλέα τὸν ἀεὶ βασιλεύοντα, καὶ τοὺς παρασίτους οὓς ἂν ἐκ τῶν δήμων προαιρῶνται, καὶ τοὺς γέροντας καὶ τὰς γυναῖκας τὰς πρωτοπόσεις.*" 9) *Athen.* 235 b. „*Τοῖν δὲ βοοῖν τοῖν ἡγεμόνοιν τοῖν ἐξαιρουμένοιν τὸ μὲν τρίτον μέρος εἰς τὸν ἀγῶνα· τὰ δὲ δύο μέρη, τὸ μὲν ἕτερον τῷ ἱερεῖ, τὸ δὲ τοῖς παρασίτοις.*" 10) *Τοὺς παρασίτους οὓς ἂν ἐκ τῶν δήμων προαιρῶνται.* 11) *Καὶ τοὺς παρασίτους ἐκ τῶν δήμων α ἱ ρ ῶ ν τ α ι κατὰ τὰ γεγραμμένα.* 12) Bei *Athen.* 239 d. *Ὅτι δ᾽ ἦν τὸ πρᾶγμ᾽ ἔνδοξον ἀεὶ καὶ καλὸν | ἐκεῖθεν ἂν γνοίη τις ἔτι σαφέστερον. | Τὸν Ἡρακλέα τιμῶσα λαμπρῶς ἡ πόλις, | ἐν ἅπασι τοῖς δήμοις θυσίας ποιουμένη, | εἰς τὰς θυσίας ταύτας παρασίτους τῷ θεῷ | οὐπώποτ᾽ ἀπεκλήρωσεν οὐδὲ παρέλαβεν | εἰς ταῦτα τοὺς τυχόντας, ἀλλὰ κατέλεγεν | ἐκ τῶν πολιτῶν δώδεκ᾽ ἄνδρας, ἐπιμελῶς | ἐκλεξαμένη τοὺς ἐκ δυναστῶν γεγονότας, | ἔχοντας οὐσίας, καλῶς βεβιωκότας. |*

mödie „die Erbtochter" zum Beweise, daß das Parasitenwesen immer rühmlich und schön wäre, anführt, wie Athen den Hercules ehrend und ihm in allen Demen Opfer bringend, zu diesen Opfern dem Gotte niemals durchs Loos Parasiten bestellt, noch die ersten besten dazu angenommen hätte, sondern aus der Zahl der Bürger zwölf Männer erwähle und dabei sorgfältig die aussuche, welche mit Adel der Geburt und dem Besitze von Vermögen den Ruhm anständigen Lebenswandels verbänden. Mehre der bis jetzt angeführten Stellen beweisen zugleich, daß die attischen Parasiten aus der Mitte der Gaue oder Demen ernannt wurden, vielleicht so, daß jeder einzelne Gau für den in ihm gelegenen Tempel aus der Mitte seiner Gaugenossen die Parasiten auswählte, wie uns namentlich die Parasiten der Acharner einigemal genannt werden; jedoch kann dies in Athen nicht bei allen Parasiten der Fall gewesen sein; denn z. B. sollten im Delion zwei Kerykes aus dem mysteriösen Geschlechte dieses Namens ein Jahr lang Parasiten sein [13]), und im Herakleion im Kynosarges [14]) sollten die Parasiten aus der Zahl der Nothoi und deren Nachkommen genommen, und wenn sie sich die Stelle anzunehmen weigerten, von dem Könige von Amtswegen vor seinen Gerichtshof gestellt werden. Die attischen Gottheiten, von denen die spärlich uns erhaltenen Nachrichten uns melden, daß Parasiten zu ihrem Cult bestellt waren, sind Hercules [15]), der vermuthlich in jedem Gau, in dem er einen Tempel hatte, auch Parasiten zu seinem Dienste besaß; ferner Apoll [16]), die Anakes [17]), oder die ältern Dioskuren, endlich die Pallenensische Minerva. Diese religiösen Parasiten, die Polemon [18]) mit den heil. Tischgenossen vergleicht, hatten in Athen auch ein eignes Amtshaus, „Parasiteion," oder „Parasition" genannt [19]), in welchem sie die Erstlinge des heiligen Getreides niederlegten. Von religiösen Parasiten in andern griechischen Staaten ist meines Wissens keine Nachricht auf uns gekommen. Die Abhandlung von Le Beau [20]) kenne ich nur aus fremden Anführungen. —

Von den religiösen scheinen die Staatsparasiten unterschieden werden zu müssen, welche nach alten Gesetzen in vielen griechischen Staaten den geehrtesten Amtsstellen sollen beigegeben gewesen sein [21]); diese dürfen wir wol nicht mit den Aeisiten oder Aisiten identificiren, wie Preller [22]) geneigt zu sein scheint; denn die letztern waren Tischgenossen der Prytanen, ohne darum παράσιτοι derselben je zu heißen, die Parasiten aber sollen Tischgenossen der Beamteten sein [23]); überhaupt sind attische Parasiten dieser zweiten Art mir wenigstens nicht weiter bekannt.

Wer zuerst dieser seiner ehrenvollen Bedeutung das Wort entkleidet und es für alle Ewigkeit zur Bezeichnung des gemeinen Schmarotzers gestempelt hat, der für ein gutes Gericht die stärksten Schmeicheleien zu sagen, die größte Schmach zu ertragen bereit ist, läßt sich nicht mehr ausmitteln; daß schon Plato im Anfange des Laches [24]) παρασιτεῖν in dieser Bedeutung gesagt habe, wird schwerlich jemand dem Athenäus [25]) glauben, da dort ein Vater erzählt, es hätten mit ihm und seinem Freunde ihre beiderseitigen zwei Söhne gegessen; denn wenn hier das Mitessen durch παρασιτεῖν bezeichnet ist, so kann doch darin ebenso wenig ein Tadel liegen, als jene religiös-politische Beziehung. Eher ist glaublich, daß Aristophanes' Sohn Araros, ein Dichter der mittlern Komödie, jene tadelnde Nebenbeziehung in das Wort hineingelegt habe, wenn er in der Komödie Hymenäos jemand sagen läßt, er müsse nothwendig ein Parasit und Ischomachus der sein, der ihn erhalte. Das ist freilich gewiß, daß der Parasitencharakter mit diesem Namen verbunden sich zuerst in der Komödie ausgebildet findet, die man die mittlere und neuere nennt; gewiß ferner, daß durch diese Komödie zuerst sich die neue Bedeutung so fixirt hat, daß unter den Griechen selbst nur wenige Gelehrte sich an jene ältere und ursprüngliche erinnert haben und ihrer bewußt worden sein mögen; aber damit ist noch nicht erwiesen, daß dieselbe mittlere und neuere Komödie die Bedeutungsveränderung zuerst versucht hat, vielmehr wahrscheinlich, daß diese schon früher eingeleitet war, und sich nur erst jetzt befestigt hat. Einige unter den Alten [26]) meinten, den Charakter des Parasiten habe schon Homer, wenn auch unter anderen Namen, dargestellt, und zwar in der Person von Podes, dem Sohne des Aëtion, den er [27]) als lieben Gast, als φίλον εἰλαπιναστήν des Hektor, uns zeige, auch lasse er ihn ebendeshalb grade am Bauche durch Menelaos verwundet werden. Der Dichter Nikolaus [28]) nennt

---

13) *Athen.* 234 e. Ἐν δὲ τοῖς κύρβεσι τοῖς περὶ τῶν Δηλιαστῶν, οὕτως γέγραπται· „Καὶ τὼ κήρυκε ἐκ τοῦ γένους τῶν κηρύκων τοῦ τῆς μυστηριώτιδος. τούτους δὲ παρασιτεῖν ἐν τῷ Δηλίῳ ἐνιαυτόν." 14) Vergl. Volksschluß des Alcibiades bei *Athen.* 234 e. Οἱ δὲ παράσιτοι ἔστων ἐκ τῶν νόθων, καὶ τῶν τούτων παίδων κατὰ τὰ (denn so muß man mit Casaubonus für κατὰ lesen), πάτρια, ὃς δ' ἂν μὴ θέλῃ παρασιτεῖν, εἰςαγέτω καὶ περὶ τούτων εἰς τὸ δικαστήριον. 15) *Athen.* 234 e. 235 a. 239 e. 16) *Athen.* 234 f. 235 c. 27) *Athen.* 235 b. Das Gesetz nämlich, was auf einer im Anaceum stehenden Säule geschrieben ist, kann sich doch nur auf den Cult der Anakes beziehen. 18) *Athen.* 234 d. Τὸ τοῦ παρασίτου ὄνομα νῦν μὲν ἄδοξόν ἐστι, παρὰ δὲ τοῖς ἀρχαίοις εὑρίσκομεν τὸν παράσιτον ἱερόν τι χρῆμα καὶ τῷ συνθοίνῳ παρόμοιον. 19) *Athen.* 235. d. *Poll.* VI, 35. 20) *Le Beau*, Sur les Parasites des Dieux dans l'Antiquité, avec quelques Observations sur les Parasites de théâtre. In der Histoire de l'Acad. des inscript. T. XXXI. p. 51. 21) *Athen.* 235 a. Ἐν γοῦν τοῖς παλαιοῖς νόμοις αἱ πλεῖσται τῶν πόλεων ἔτι καὶ τήμερον ταῖς ἐντιμοτάταις ἀρχαῖς συγκαταλέγουσι παρασίτους. 235, e. Ἀριστοτέλης δ' ἐν τῇ Μεθωναίων πολιτείᾳ „Παράσιτοι (φησὶ) τοῖς μὲν ἄρχουσι δύο καθ' ἕκαστον ἦσαν, τοῖς δε πολεμάρχοις εἷς. τεταγμένα δ' ἐλάμβανον παρ' ἄλλων τέ τινων καὶ τῶν ἁλιέων ὄψον." Die Vermuthung Grashof's (in Jahn's J. B. X, 158), der Ἀθηναίων für Μεθωναίων schreibt, kann ich nicht theilen, obgleich Preller (a. a. O. S. 117) sie angenommen hat; denn 1) ist gar nicht abzusehen, warum für die uns wenig bekannte Verfassung von Methone nicht passen soll was Aristoteles nach dieser Stelle von ihr gesagt hat; 2) dagegen ist Athens Verfassung uns so weit bekannt, um absehen zu können, daß er dies in der Verfassung der Athener nicht sagen konnte; denn in Athen gab es nur einen Polemarchen, sodaß er nicht den Plural gebrauchen und mehr als eine Art von Archonten, sodaß er nicht ἄρχοντες ohne nähere Bezeichnung hinstellen durfte.

22) l. c. p. 120. 23) Die nach *Thom. M.* p. 280 Ritschl zu berichtigende Erklärung des *Moeris* p. 322. Παρασίτους τοὺς τὰ δημόσια (l. τοὺς δημοσίᾳ), σιτουμένους ἐν τῷ Πρυτανείῳ Ἀττικῶς ist gewiß ungenau. 24) *Plato*, Laches. 179. c. 25) *Athen.* 237 b. 26) *Athen.* 236 c. 27) *Homer.* Il. XVII, 575. 28) Bei *Stobaeus* Tit. XIV. nr. 7. p. 148. Τὸ τῶν παρασίτων ἐξεῦρεν γένος Διὸς πεφυκὼς ὡς λέγουσι, Τάνταλος.

ie Parasiten eine Erfindung des Tantalus. Beides ist wol nicht ernsthafter zu nehmen, als wenn bei Lucian[29]) in em anmuthigen Dialog, in welchem mit ergötzlicher Ernsthaftigkeit der Beweis geführt wird, daß das Geschäft des Parasiten nicht nur eine Kunst, sondern die beste aller Künste und Wissenschaften sei, der Parasit seiner Kunst uch alten Adel vindicirt[30]), und behauptet, schon Homer abe das Parasitenleben als ein besonders glückseliges und eneidenswerthes da[31]) gepriesen, wo er im Munde des Ulysses die Herrlichkeit rühmen lasse, wenn vor jedem die nit Brod und Fleisch angefüllten Tische ständen und der Schenk die Becher fleißig mit Wein fülle; bei ihm seien ie besten Helden Parasiten, so Nestor und Idomeneus ei Agamemnon, Patroklus bei Achill, nur nenne er sie nicht Parasiten, sondern δαιτυμόνας[32]); nicht ernsthafter u nehmen, als wenn der Parasit in der Komödie Dioor's[33]) von Sinope „die Erbtochter" das Parasitenleben ine Erfindung des Zeus Philios nennt. Sicherer ist, daß, die Siciliens reiche Mahlzeiten früh berühmt und sprüchwörtlich wurden[34]) und die griechischen Bewohner Siciliens eine entschiedene Hinneigung zur Schmeichelei zu allen Zeiten hatten[35] (man denke nur an die Dionysokolaes), auch ein sicilischer Komiker, Epicharmus, den komichen Charakter des Parasiten zuerst, wenn auch unter ndern Namen, eingeführt hat, wie eine Species der attischen Parasiten den Beinamen „Sicilischer" (Σικελικός) uch noch später führte (vergleiche Not. 58). In einem Stücke, was „die Hoffnung oder der Reichthum" hieß, ließ Epicharmus den Parasiten von sich selbst sagen, gern sei er Gast bei jedem, der ihn zu haben wünschte, man brauche hn nur zu rufen, aber er komme auch, wenn man ihn nicht wünsche und brauche man ihn auch nicht zu rufen; da sei er liebenswürdig und mache vielen Spaß und lobe den Wirth, und wolle einer dem Wirthe entgegensprechen, so schimpfe er ihn und sei sein Feind, habe er dann sich satt gegessen und getrunken, gehe er nach Hause, kein Sklave leuchte ihm, allein schleiche er im Dunkeln rc. Es ist also ein Misverständniß von Pollux'[36]) Seiten, wenn er behauptet, Epicharmus habe den Namen des Parasiten zuerst eingeführt, was nur vom Charakter gilt. Der letztere war auch der ältern attischen Komödie nicht ganz fremd, nur hieß er damals nicht Parasit, sondern Kolar, der Schmeichler; so hatte man von Eupolis eine Komödie, welche „Kolakes" hieß, in der der Chor aus den Schmarotzern gebildet war, die den Kallias, den Sohn des Hipponikus, umschwärmten. Später scheint der Name ἐπισῖτοι als Bezeichnung für diese Leute aufgekommen zu sein, ein Wort, was genau genommen und anfänglich „für Kost Arbeitende" bedeutet; in jener Bedeutung aber haben vielleicht schon Aristophanes in den Pelargois und Pherekrates in seiner Komödie: „die alten Weiber," gewiß Timokles, welcher der mittlern Komödie angehört, das Wort gebraucht[37]). Der erste jedoch, welcher diesen Charakter auch unter dem Namen Parasiten dargestellt hat, ist nach dem Zeugnisse des Karystius[38]) aus Pergamum, was sich in dessen Schrift über die Didaskalien fand, Alexis; dieser Dichter aber gehörte, man sehe nun auf seine Zeit oder auf den Inhalt seiner Stücke, beiden, der mittlern wie der neuern Komödie, gleichmäßig an; er hat es daher auch erlebt, wie dieser von ihm zuerst unter diesem Namen eingeführte komische Charakter so gewöhnlich wurde, daß er in einem Stücke, „der Steuermann," schon den Parasiten sagen lassen konnte[39]), es gebe zweierlei Gattungen von Parasiten, die eine die gewöhnliche und in der Komödie verspottete, die Schwarzgekleideten, die andere, welche aus schmeichlerischen und schmarotzenden Satrapen und Feldherrn gebildet werde. Es haben nämlich diesen Charakter verschiedene Komiker der mittlern und neuern Komödie, wie Antiphanes[40]), Aristophon[41]), Diodor[42]), Arionikos[43]), welche zur mittlern, Timokles[44]), welcher vom Pollux zur neuern, von Meinecke[45]) zur mittlern Komödie gerechnet wird, u. A., nicht nur in einem oder dem andern ihrer Stücke gelegentlich benutzt, dargestellt, geschildert, sondern mehre haben Komödien unter dem Titel „der Parasit," wie Alexis, Antiphanes und der zur neuern Komödie gehörende Diphilus, oder unter dem Titel „Kolax", wie Menander, geschrieben, andere ihre Komödien nach dem Eigennamen des in demselben auftretenden Parasiten genannt, wie z. B. Plautus seine Komödie Curculio, Terenz die Komödie Phormio von dem Parasiten in diesen Stücken genannt haben; in allen solchen Stücken müssen natürlich die Parasiten die Hauptrolle gespielt haben, um welche und durch welche sich die Handlung fortbewegte, was wenigstens von dem erhaltenen Plautinischen und Terentischem Stücke vollkommen gilt. — Auch die Worte παραμασήτης[46]), μασύντης[47]), τρεχέδειπνος[48]), ψωμοκόλαξ[49]), τραπεζοχόρος (bei Phokylides) finden sich als Bezeichnungen des Parasiten. —

Welches sind aber wol die eigenthümlichen Kennzeichen dieses Charakters? Diphilus soll in der Komödie Telesias am genauesten den Parasiten charakterisirt haben, und es ist zu bedauern, daß Athenäus (258, e), dem wir diese Notiz verdanken, nicht auch diese Charakteristik excerpirt habe. Mancherlei hierher Gehöriges ist uns auch gewiß durch den Verlust der Plautinischen Komödie „**Parasitus piger s. Lepargus**" entzogen. Was sich aus Zusammenstellung der Schriftsteller ergibt, läuft etwa auf Folgendes hinaus. Der Parasit liebt das Essen, und zwar gutes und reichliches, ebenso das Trinken, und Beides auf fremde Unkosten; seinen eignen Beutel, sollte er auch, was selten genug der Fall sein mag, nicht leer sein, will er nicht dafür anstrengen; er ist daher der eigentliche

29) T. VII. p. 99—154. 30) Ibid. c. 10. 31) *Odyss.* IX, 7. 32) *Lucian.* c. 44 sq. 33) Bei *Athen.* 239 b. 34) *Athen.* I, 25 e. 35) *Curt.* VIII, 5. Cleon *Siculis nationis vitio adulator.* 36) *Poll.* VI, 35. *Πρῶτος Ἐπίχαρμος τὸν παράσιτον ὠνόμασεν, εἶτα Ἄλεξις.* 37) *Athen.* 246 f.

38) *Athen.* 235 f. *Pollux* l. c. 39) *Athen.* 237 b. 40) Dieser Dichter gibt theils in den Zwillingen (*Athen.* 238, a) theils in den Vorfahren (238, e) eine Beschreibung von der Weise und Sinnesart des Parasiten. 41) Aristophon thut dasselbe im Arzt (238, b) und im Pythagoristen (238, c). 42) In der Erbtochter bei *Athen.* 239, b. 43) Bei *Athen.* 239, f. 44) In der Komödie *Δρακόντιον* 237, d. 45) Quaest. Sc. III, 62. 46) *Athen.* 242, c. 47) *Hesych.* *Μασύντης παράσιτος.* 48) *Athen.* I, 4, a und das. die Ausleg. 242, c. 49) *Athen.* 262, a.

Beitragslose oder *ἀσύμβολος*, wie ihn mehr als ein Dichter nennt [50]); sein Bauch ist ihm sein Gott [51]), für den allein scheint er geboren zu sein [52]); auf eins versteht er sich meisterhaft, auf die guten und schlechten Eigenschaften aller Speisen und Getränke [53]); hat er sich wo etwas zu bedingen, wird seine Bedingung gewiß immer aufs Essen gerichtet sein [54]), und doch muß er zu Hause sich mit spärlicher Kost begnügen; mager wird er, soll er von eignem Fette leben, dick erst, wenn er an fremdem sich sättigt [55]); denn hier ist er, wie auch der Parasit in den Menächmen des Plautus heißt, der Peniculus, d. h. die Bürste, der Schwamm, der den fremden Tisch rein, d. i. leer, macht; in diesem Stücke empfiehlt [56]) der Parasit auch, man sollte Sklaven nicht durch Fesseln und Bande, lieber durch Essen und Trinken vom Entlaufen abhalten. Überhaupt haben die Parasiten bei den Komikern öfter sich aufs Essen beziehende Namen; so heißt der Parasit in dem Persa des Plautus „Saturio" (Nimmersatt), im Miles gloriosus desselben Dichters „Artotrogus" (Kuchenesser), im Curculio heißt er „Curculio" (Kornwurm) ꝛc. Aber wenn er auch nicht sein Essen und Trinken mit Geld bezahlt, auch niemals wieder bewirthet, so ist er doch bereit, auch etwas für seine Mahlzeit zu thun; hier kann man viererlei Arten von Parasiten unterscheiden, wenn auch Nonius [57]) und Pollux [58]) nur dreierlei zu statuiren scheinen, weil sie nämlich die, welche wir als erste anführen werden, ganz übergehen; sowie es, wenn Lucian [59]) die Wissenschaft des Parasiten als diejenige definirt, „welche auf Essen und Trinken und auf die Reden gerichtet sei, die man um ihretwillen führe, zum Ziel aber das Vergnügen habe," leicht scheinen könnte, als ob der Parasit nur durch Reden und nicht auch zuweilen durch Handlungen zu seinem Ziele gelange. Die bessern vergelten durch eine zwar nicht aus lauterer Quelle entsprungene, aber doch immer wahre und dankbare Anhänglichkeit die ihnen gewordene Wohlthat [60]); eine solche Gesinnung zeigt z. B. Ergasilus in den Gefangenen des Plautus gegen seinen gefangenen Freund Philopolemus und dessen Vater Hegio; das Unglück des Erstern macht ihn mager und schwindsüchtig, kein Essen will ihm mehr schmecken; einige begleiten ihren Ernährer (denn *ὁ τρέφων* ist eine öfter vorkommende Bezeichnung für den Patron) auf allen seinen Gängen; daher beklagt sich der Parasit Stratios, es wäre für ihn besser, beim Pegasus oder den Boreaden oder bei einem noch schneller laufenden Parasit zu sein, als jetzt beim Eteobutaden Demeas, dem Sohne des Laches, denn der fliege beinah [61]); andere übernehmen bereitwillig für ihre Gönner alle möglichen Dienste; es sind freilich meistens mehr die niedern Triebe und Leidenschaften ihrer Patrone, denen sie Vorschub leisten; aber es ist doch immer im Interesse dieser Patrone, für die sie, wenn es darauf ankommt, zu lügen, falsche Eide zu schwören, die Häuser der Geliebten zu erstürmen, kurz jede Schmach, jedes Ungemach zu ertragen, jedes Verbrechen zu begehen bereit sind; Dienste, welche eigentlich einem Sklaven zukämen, finden sie nicht unter ihrer Würde; für ihren König (denn so [62]) heißt ihnen der, der sie bewirthet), für ihren Genius (wie sie ihn auch [63]) wol nennen) besorgen sie alle möglichen Commissionen, gehen für ihn auf den Markt, kaufen für ihn ein, besonders Lebensmittel [64]), worauf sie sich ganz vorzüglich verstehen, wie z. B. der Parasit in den Bacchides des Plautus [65]). In der Asinaria desselben Dichters (IV, 1) verfaßt der Parasit den umständlichen Contract zwischen seinem Gönner Diabolus und der Hurenwirthin Cleäreta über die Überlassung des Mädchens Philenium an ihn und erregt gegen den, der sie diesem abspenstig machen will, einen gehörigen häuslichen Zwist. Der Curculio im Plautinischen Stücke dieses Namens unternimmt für seinen Phädromus eine Reise nach Karien, und im Miles Gloriosus (IV, 1) erzählt wenigstens Pyrgopolinices, daß er seinen Parasiten mit den von ihm angeworbenen Soldaten zum Könige Seleucus geschickt habe; jener schurkische Phormio bei Terenz, strengt er nicht seine ganze Rabulisterei an, um seinem Gönner Antipho zu seinem Mädchen, seinem Phannium, zu verhelfen? Ladet er nicht dafür den ganzen Zorn des alten Demipho auf sich? Es ist wahr, die Parasiten schließen sich nur an junge und reiche Freunde an, wenigstens in der Komödie finden wir sie den Adolescentes, und nicht leicht den Senes beigegeben, und auch im Leben war der Parasit einer alten Frau, von der er sich füttern ließ, und mit der er dafür auch buhlte, etwas Seltenes und darum Verspottetes [66]); aber niemand wünscht eifriger als sie, daß das Glück ihrer Freunde beständig bleibe; dieses betrachten sie um so mehr ohne Neid, als sie daran Theil zu nehmen wünschen; sie sind nicht streitsüchtig, nicht heftig, lassen sich den Zorn gefallen, lachen, wenn man zum Spotten geneigt ist [67]).

Bei weitem häufiger indessen war die zweite Art Parasiten, die, welche durch Späße und Witze den Wirth und seine Gäste bei Tische zu unterhalten und vor allen Dingen zum Lachen zu bringen sich bemühten; ein Komiker [68]) sagt in einem verlornen Stücke, schon Rhada-

50) *Anaxandrides* ap. *Athen*. 464, c. Vergl. auch *Dromon* ap. *Athen*. 240, d. *Timokles* ap. eund. 240, f. *Diphilus* ibid. 247, c. 51) *Plaut*. Capt. IV, 2, 85. 52) *Terent*. Eun. III, 2, 7. Abdomini hunc natum dicas. 53) *Lucian*. de paras. 5. 54) *Terent*. Eun. V, 8, 28. 55) *Plaut*. Capt. I, 1, 75. 56) Menaechm. I, 1. 57) s. v. derisores. triplex parasitorum genus est, derisores, plagipatidae sive lacones, adulatores. 58) *Pollux* IV, 146. *Δεύτερος κόλαξ, παράσιτος, εἰκονικός, Σικελικός.* Vergleicht man nämlich §. 148, namentlich die Worte: *ὁ δὲ Σικελικὸς παράσιτός ἐστι τρίτος*, so wird man nicht daran zweifeln, daß der *εἰκονικὸς* kein Parasit sei, und es vielmehr nur drei Species von ihm nach Pollux gebe: *κόλαξ, παράσιτος, Σικελικός.* 59) *Lucian*. Parasit. c. 9. *Παρασιτική ἐστι τέχνη ποτέων, καὶ βρωτέων, καὶ τῶν διὰ ταῦτα λεκτέων, τελος δὲ αὐτῆς τὸ ἡδύ.* 60) *Timocles* ap. *Athen*. 237, e. *Εἰ δ' ἐστὶ τὸ φιλέταιρον ἕν τι τῶν καλῶν, | ἀνὴρ παράσιτος τοῦτο ποιεῖ διὰ τέλους. | ἐρᾷς, συνεραστὴς ἀπροφάσιστος γίγνεται | πράττεις τι, πράξει συμπαρὼν ὅ τι ἂν δέῃ, | δίκαια ταῦτα τῷ τρέφοντι νενομικώς.*

61) *Alexis Athenaei* 244, e. [illegible] t. I, 1, 58. 63) *Plaut*. Curcul. II, 3, 23. [illegible] II, 1, 14. Ipsi opsonant, quae parasitorum [illegible] *Plaut*. Bacchid. IV, 1, 2. [illegible] Spö[illegible] bei *Athen*. 246, b. 2[illegible] *ράσιτος εὔχει* [illegible] *χεῖν δεῖ κτ.* [illegible]



manthus und Palamedes hätten es erfunden, da der Parasit Spaßhaftes sagen müßte; Eupolis [68]) sagt, bei Tische müßte der Kolax viel Anmuthiges alsbald sagen, sonst würde er zur Thür hinausgebracht, und wenn auch nicht jeder, wie der ἀηδής oder der Zudringliche des Theophrast [70]) seinem Parasiten während des Trinkens ein „Amüsire die Gäste" zurief, so erwartete es doch jeder; im Stichus des Plautus hieß daher der Parasit Gelasimus (Lachmann); darum klagt der Parasit Ergasilus in den Gefangenen des Plautus (III, 1), es müßte jetzt eine förmliche Verschwörung gegen die Parasiten gestiftet sein, weil er und andere Parasiten heute ganz umsonst auf dem Forum herumgegangen wären, ohne daß sie einer eingeladen hätte; gleich wie er aufs Forum gekommen wäre, habe er sich an die jungen Männer mit der Frage gewandt, wo wollen wir heute zusammen zu Mittag, wo zu Abend essen? keiner aber sei darauf eingegangen, und als er dann einen seiner bessern, einen seiner Hauptspäße erzählt, mit dem er sich sonst den Tisch für den ganzen Monat verdiente, habe keiner nur gelacht. Diese Species sind die ridiculi des Plautus [71]), die derisores des Plautus [72]) und Nonius, die παράσιτοι im engern Sinne des Pollux. Von der Art war z. B. Demosthenes' Zeitgenosse, der berühmte Parasit Korydus; er hieß eigentlich Eukrates, und es circulirten von ihm so viele Bonmots, daß ein Schüler Theophrast's und Bruder des Historikers Duris, nämlich Lynkeus aus Samos, sie in seiner „Ἀποφθέγματα" genannten Sammlung von Bonmots verzeichnet hat [73]); wir können daher auch mit Sicherheit annehmen, daß hier wie in der Specialschrift, in welcher Aristodemus die Bonmots und Späße gesammelt hat (die letzter hieß *Γελοτα ἀπομνημονεύματα*, und wird davon das zweite Buch citirt), nicht wenige Parasiten verzeichnet gewesen sind. Man könnte deshalb geneigt sein, die Parasiten mit den Lustig- und Spaßmachern von Profession, mit den Gelotopoiois zu identificiren; solcher Spaßmacher gab es bekanntlich in Athen wenigstens einige Zeit lang eine Art Collegium von 60 Mitgliedern, welche sich täglich im Herakleion in Diomeia versammelten, deren Späße für so classisch befunden wurden, daß sie, im französischen Styl zu reden, eine Art akademisches Ansehen erhielten [74]), und man sagte: „die Sechszig haben es gesagt," „ich komme von den Sechszigen." Doch scheint mir, als müßten wir beide unterscheiden; die Parasiten haben für ihre Späße nur eine Belohnung verlangt, freien Tisch, die Lustigmacher noch ein ganz anderes Honorar; überdies pflegten jene sich immer einem einzigen, bei dem sie beständigen freien Tisch hatten, oder einigen wenigen, bei denen sie ab und zu zur Mahlzeit geladen wurden, gewissermaßen als untergeordnete Hausfreunde anzuschließen [75]), die ihrerseits sich auch auf ihren Parasiten etwas zu Gute thaten, wenn sie ihn als einen besonders anmuthigen produciren konnten, während die Lustigmacher jedem zu Gebote standen, der sie bezahlte und ein näheres dauerndes Verhältniß zwischen ihnen und einzelnen Familien oder Individuen nicht existirte.

Eine dritte Classe bildeten die, welche Nonius nach dem Vorgange des Plautus [76]) Laconas plagipatidas nennt, d. h. die, welche für die Mahlzeit sich vom Wirth und seinen Gästen die schimpflichste Behandlung gefallen lassen mußten; daß sie öfters nicht wie die übrigen Gäste bei Tische auf einem Sopha lagen, sondern zu den Füßen des Wirths auf einer niedrigen Bank saßen (*Plaut.* Stich. III, 4, 32), war eine Kleinigkeit, aber sie mußten es auch dulden, daß man sie ohrfeigte, ihnen die Töpfe an den Kopf schlug; wollten sie das nicht geschehn lassen, so konnten sie nur, wie Ergasilus klagt, mit dem Bettelsacke aus der Stadt gehen [77]); in einer verloren gegangenen griechischen Komödie [78]) erzählt ein Parasit, wie er sich noch jung zu seiner Kunst gewandt und da so viel Ohrfeigen bekommen hätte, so viel Becher ihm an den Kopf geworfen wären, daß er manchmal mindestens acht Wunden zählen konnte. Und alle diese schmähliche Behandlung, aller Spott, den man sich mit ihm erlaubt, darf ihn nicht zum Zorne reizen; „er zürnt", sagt der Komiker [79]) Diphilus, „obgleich er Parasit ist, doch zürnen!" Pollux bezeichnet diese Gattung offenbar mit dem Worte Σικελικός.

Die letzte und vierte Gattung bilden die, welche bei Nonius Adulatores, bei Pollux κόλακες heißen, die, welche an ihrem Gönner Alles lobten, und wie der Komiker Diodor sagt, sogar wenn er sie anrülpste, und hätte er auch eben erst Rettig und Häring gegessen, doch ihm sagten, er müßte eben wol Veilchen und Rosen genossen haben, wenn er aber f..zte, die Nase hinhielten und frugen, woher er nur den Weihrauch habe. In der Komödie wurden sie am häufigsten den hochmüthigen und aufgeblasenen Condottieren beigegeben, wie sie Griechenland besonders seit den Kriegen der Nachfolger Alexander's so häufig gesehen hat, und dienten, indem sie sie ins Gesicht dergestalt lobten, daß sie deren Aufschneidereien noch um ein gehöriges Theil übertrieben, hinter ihrem Rücken aber als das darstellten, was sie waren, als nothwendige Ergänzung des Charakters jener; auf diese Weise hat Plautus in seinem Miles gloriosus dem Helden Mauersturm oder Pyrgopolinices zum Parasiten den Artotrogus oder Kuchenesser beigegeben, und die ganze erste, auf den Gang des Stückes wenig Einfluß übende, Scene scheint nur die Bestim-

---

Gerontomania bei *Athen.* 614, c. *Τὸν ἀσύμβολον εὗρε γελοῖα λέγειν Ῥαδάμανθος καὶ Παλαμήδης.*

69) Bei *Athen.* 236, f. *Οὗ* (nämlich *ἐπὶ δείπνου*) *δεῖ χαρίεντα πολλὰ τὸν κόλακ' εὐθέως λέγειν ἢ φέρεται θύραζε.* 70) *Theophr.* Ch. 20 a. E. 71) *Plaut.* Capt. III, 1, 10. 72) Ib. I, 1, 3. 73) *Athen.* 241, d. 245, d. 74) *Athen.* VI, 260, a. XIV, 614, d. 75) *Plaut.* Menaechm. III, 2, 40. *PE.* Tuum parasitum non novisti? Bacchid. IV, 1. Parasitus ego sum hominis nequam atque improbi | Militis. *Theophr.* Char. 20. *Καὶ ξενίζων δὲ δεῖξαι τὸν παράσιτον αὐτοῦ ποῖός τίς ἐστι τῷ συνδειπνοῦντι*, wo Casaubonus an den Ausspruch des Diogenes, der die Mäuse seine Parasiten nannte, und an Plautus (Stich. I, 3, 72. Nullis meliores esse parasitos sinam) erinnert.

76) Captiv. III, 1, 11. Nihil morantur jam Laconas imi subsellii viros | Plagipatidas, quibus sunt verba sine penu et pecunia. 77) Captiv. I, 1, 20. Et hic quidem hercle, nisi qui colaphos perpeti | Potis Parasitus, frangique aulas in caput, | Vel ire extra portam trigeminam ad saccum licet. 78) *Athen.* 239, f. *Καὶ Ἀξιόνικος δ' ἐν Χαλκιδικῷ φησιν | Ὅτε τοῦ παρασιτεῖν πρῶτον ἠράσθην μετὰ | Φιλοξένου τῆς Πτερνοκοπίδος νέος ἔτ' ὤν, | πληγὰς ὑπέμενον κονδύλων καὶ τρυβλίων | ὀστῶν τε τὸ μέγεθος τοσαύτας, ὥστε με | ἐνίοτε τοὐλάχιστον ὀκτὼ τραύματα | ἔχειν.* 79) ap. *Athen.* 247, c.

mung zu haben, uns gleich von Vorn herein jenen zugleich sinnlich wollüstigen und feigen Aufschneider in seiner ganzen Natur zu zeigen; in dem nämlich dort zwischen dem Helden und seinem Parasiten geführten Gespräche nennt der letztere den ersteren ins Gesicht einen Helden, neben dem Mars sich verbergen müßte, addirt lügnerisch seine Heldenthaten, preist die Schönheit seiner körperlichen Gestalt, um derentwegen er von allen Weibern geliebt würde, sodaß sie selbst ihm (seinem Parasiten) keine Ruhe ließen, damit er ihnen nur zu ihm Zutritt verschaffte, ihn bei ihnen vorbeiführte; hinter seinem Rücken aber sagt er dafür, es gebe keinen dünkelhaftern, aufgeblasenern, meineidigern Schurken als diesen Soldaten. Auf ähnliche Weise war auch der Parasit Kolax in der gleichnamigen Komödie Menander's einem ruhmredigen Soldaten, auf ähnliche ist im Eunuchen des Terenz der Parasit Gnatho (Kinnbacken) dem Thraso (Verwogenen) beigegeben; dieser mag sprechen, was er will, gleich rühmt es der Parasit als richtig, gut, schön, witzig, daß nichts darüber gehe, und er stellt sich, als müßte er herzlich lachen, wenn er auch nur das Allereinfältigste gesagt hat [80]), während er ihn hinter seinem Rücken einen dummen, abgeschmackten Einfaltspinsel nennt [81]).

Berühmte Parasiten in Athen, aber mehr durch die Scherze der Komiker als durch die Zeugnisse der Schriftsteller bekannt, waren Archephon [82]), Chärephon [83]), Euklides [84]), Gryllion [85]), Kobion [86]), Korydos [87]), Kyrebion [88]), Moschion [89]), Philoxenos [90]), Skombros, Semidalis [91]), Stratios [92]) und Tithymallos [93]). Auch dürfen wir den durch Menander geschilderten und durch ihn sprüchwörtlich gewordenen Parasiten Struthias, den er in seinem Kolax, Thero, den er in einem unbekannten Stücke dargestellt hat, nicht ganz übergehen; der letztere rühmt sich, die Menschen bei der Nase herumzuziehen und sie als Krippe zu benutzen [94]). Dies sind einige Namen von Parasiten, deren Ruhm Athen angehört; aber auch auswärtige griechische Fürsten hatten nicht blos berühmte Kolakes, wie die Regenten Siciliens, namentlich die beiden Dionyse ihre Dionysokolakes [95]), und die Fürsten von Cy-

---

80) III, 1, 39. III, 2, 45. IV, 7, 3 sq. Ib. 20. Di vostram fidem, | Quánti est sapere? númquam accedo quin abs te abeam dóctior. | *Eupol.* ap. *Athen.* 236, f. *Κἄν τι τύχῃ λέγων ὁ πλούταξ, πάνυ τοῦτ' ἐπαινῶ καὶ καταπλήττομαι δοκῶν τοῖσι λόγοισι χαίρειν.* 81) V, 8, 49. Fatuus est, insulsus, bardus, stertit noctes et dies: | Neque istum metuas ne amet mulier: facile pellas ubi velis. | Diese ganze Scene zeigt, wie unehrlich Gnatho dem Thraso mitspielt, obgleich er ihm am Ende das verschafft, was er haben will; es ist hinreichend auf den 57. Vers zu verweisen, in welchem er den Gegnern seines Gönners in Beziehung auf den letztern sagt: Hunc comedendum et ebibendum vobis propinó. Ch. placet. Über den *κολακείας ἀγὼν* der Parasiten vergl. *Alexis* ap. *Athen.* 237, c. 82) *Athen.* 244, b—d. 83) *Matron* ap. *Athen.* IV, 134, e. v. 9. 136, e. v. 99 sqq., wo unter andern von ihm gesagt wird, daß er sich auf die Unterscheidung der Vögel verstände, einer hungrigen Möwe gleiche, übrigens wie ein Löwe esse; Alexis (bei *Athen.* 164, f.) erzählt, daß Chärephon immer was Neues ersinde, so jetzt die Mahlzeiten, zu denen man nichts contribuire; gleich des Morgens früh pflege er auf den Markt zu gehen und wenn er von einem der Köche gehört habe, wer heute eine Gasterei veranstalte, so sei er gewiß der erste, der, wenn das Haus geöffnet würde, hineindringe; auch gehe er jetzt ungeladen zur Mahlzeit sogar nach Korinth. Es war nämlich seine Art ungeladen zur Mahlzeit zu kommen, wie auch der Komiker Apollodor (bei *Athen.* 243, d) und ein ungenannter Schriftsteller (vermuthlich Lynkeus) (bei *Athen.* 584, e) melden; als er einstmals ebenfalls ungeladen gekommen war und den letzten Platz eingenommen hatte, wurde er von den für die Beobachtung der Luxusgesetze wachenden Gynäkonomen aus dem Hause gewiesen, weil er über das Maximum der gesetzlich gestatteten Gästezahl (nämlich 30) hinausginge, er aber verlangte von ihnen, sie sollten nur noch einmal zählen indessen von ihm anfangen (*Athen.* 245, a). Wurde er aber etwa zum Abendessen eingeladen, so kam er gewiß schon des Morgens früh in aller Eile gelaufen, um ja Nichts zu versäumen, wie Menander (bei *Athen.* 243, a) komisch erzählt. Man hatte von ihm auch eine Schrift über die Mahlzeit, die er seinem Zunftgenossen Kyrebion dedicirt hat; Kallimachus hat ihren Titel in seine bibliothekarischen Verzeichnisse eingetragen, Athenäus aber scheint sie nicht mehr gekannt zu haben (vergl. 244. a). Die Zeit des Mannes wird ziemlich durch die der Komiker bestimmt, die seiner spottend gedenken, das sind der Karystier Apollodor, Antiphanes, Menander, Machon.

84) Dieser Euklides war der Sohn eines Smikrinus und hatte aus uns unbekannten Gründen den Zunamen *Σεῦτλος* oder Mangold erhalten (*Athen.* 242, b. 250, e, wo ein Bonmot von ihm angeführt wird). 85) *Athen.* 244, f. Gryllion war, obgleich Areopagit, doch Parasit bei der Hetäre Phrynis, wie der Schauspieler Satyros aus Olynth bei der Pamphila (*Athen.* 591, d). 86) Kobion wird erwähnt in den von Athen. (IV, 134, d. VI, 242, d) citirten Stellen des Komikers Alexis und vom Komiker Antiphanes (ebend. 339, a); aus der letzten Stelle scheint auf ein Verhältniß zwischen ihm und der schönen Pythionike angespielt zu werden; übrigens bleibt es zweifelhaft, ob dies des Mannes wirklicher oder nur sein Spitzname war, den man ihm etwa wegen seiner Vorliebe für den gleichnamigen Fisch beilegte. 87) Des Korydos, als eines witzigen Spaßmachers, der eigentlich Eukrates hieß, ist schon oben gedacht worden; vergl. *Athen.* 241. Der jüngere Kratin nennt ihn einen Kupferschmid (241, c), ob weil er das wirklich war oder wegen seiner gewaltigen kupferartigen Hand? und doch war er verbuhlt (241, e) und hatte beim Könige Ptolemäus Zutritt. 88) Kyrebion oder „Kleienmann" ist der Spitzname, den aus uns unbekannten Gründen Eukrates, der Sohn des Philodemus, Bruder des Philo und der Frau des Redner Äschines bekommen hat. Demosthenes (F. l. p. 433. §. 287) nennt ihn den verfluchten Kyrebion und wirft ihm vor, daß er in den Processionen ohne Larve am Komos Theil nehme. Hieraus haben Harpokration und andere Lexikographen die Glosse *Κυρηβίων*. Äschines (de leg. sum. §. 151) bestreitet die Beschuldigung; in dem Schol. dazu (p. 23 *Bekk.*) *Ἔοικεν οὗτος εἶναι ὁ Κορηβίων*, lies: *Κυρηβίων*. Unter den *τρεχεδείπνοις* nannte ihn der Komiker Alexis bei *Athen.* 242, d. Ihm dedicirte Chärephon seine Schrift *Δεῖπνον*, ebend. 244, a. 89) Moschion hatte den Beinamen *ὑδροπότης*, der Wassertrinker, und war nicht ohne Witz; vergl. *Athen.* 44, d. 246, b. c. 382, d. 90) Dieser Philoxenus hatte den Beinamen *ἡ Πτερνοκοπίς*, das Schinkenmesser, scheint also für Schinken eine starke Liebhaberei gehabt zu haben; er war allgemein beliebt wegen seiner anmuthigen niemand verletzenden Scherze, deren einige uns bei Athenäus erhalten sind; gedacht haben seiner Machon und Menander; vergl. 239, f. 241, e. 242, b. c. 246, a—c. 91) Skombros hieß eine Art Thunfisch, Semidalis das feinste Weizenmehl; beides können also nur Spitznamen sein; der Dichter Alexis aber (bei *Athen.* 242, d) zählt sie unter den *τρεχεδείπνοις* auf. 92) *Athen.* 244, d. e. 93) *Athen.* 238, c. 240, c—f. 94) *Meinecke*, Menandr. p. 99. 278. 95) *Athen.* 249, c. f. 235, e. 539, f. *Suid.* in *Βομβοῦσιν* — *Καὶ οἱ περὶ τὴν Διονυσίου βομβοῦντες τράπεζαν καὶ περὶ τὴν Ἀλεξάνδρου μεμηνότες δαῖτα καὶ χεῖρα καὶ ἄλλοι δὲ καὶ ἄλλοι ὧν εἶπον, Ὀρέστης, Μαρψίας, Καλλίου τοῦ Ἀθηναίου κόλακες.* Diese Stelle, welche die meisten Ausleger dem Älian vindiciren, scheint am Ende arg corrumpirt, doch möchte man vermuthen, daß Orest und Marpsias Schmeichler des Kallias waren und als solche [illegible] auch von Eupolis [illegible] wurden.

ern[96]), sondern sie hielten sich auch ihre eignen Parasi-
n, wie Klisophos aus Athen bei König Philipp, dem
Sohne des Amyntas[97]), Bithys bei Lysimachus, Apollo-
ius[98]) beim Könige von Syrien Antiochus dem Greif,
er Pankratiast Anthemokritus beim Tyrann von Argos
ristomachus Parasiten waren. Klidemus hatte für Phi-
pp die Aufmerksamkeit, als dieser in der Belagerung
on Methone das eine Auge eingebüßt hatte und es des-
alb unter einer Binde trug, ebenfalls ein Auge unter
iner Binde zu verbergen. — In der attischen Komödie
atten die Parasiten ihr ein für alle Mal vorgeschriebenes
Costüm[99]), nämlich schwarzes Obergewand; die Larve
eigte wie die des Kolax eine eingebogene Nase, theilneh-
nendes Gesicht, dieses aber war beim Parasiten fröhlicher,
nd die Ohren waren mehr zerschlagen, um die vielen
Schläge anzudeuten, die er sich gefallen lassen mußte,
vährend das Gesicht des Kolax etwas boshafter war. —
Vergl. *Grysar*, De Doriensium comoedia. I, 253 sq.
(*M. H. E. Meier.*)

PARASITEN. Die parasitischen Gewächse, d. h.
diejenigen, welche auf anderen Organismen wachsen, sind
nur dann wahre Parasiten, wenn sie ihren Nahrungs-
stoff unmittelbar aus den Säften lebender Vegetabilien
in sich aufnehmen, z. B. die Cuscuteae, Lorantheae,
Cytineae, Orobancheae, Balanophoreae, Rhizan-
theae und die niedersten Pilze. Uneigentlich nennt man
aber auch diejenigen Pflanzen Parasiten, welche überhaupt
auf anderen Gewächsen vorkommen, ohne ihnen Nahrung
zu entziehen, oder welche auf abgestorbenen vegetabilischen
und animalischen Körpern wachsen, z. B. viele Orchideen,
Farren, Moose, Flechten, Schwämme und Pilze.
(*A. Sprengel.*)

Parasiticola *March*, s. Tuburcina *Fr.*

PARASIUM, ehemalige Stadt im venetianisch-
lombardischen Königreiche, welche von Heinrich IV. zer-
stört wurde und auf deren Ruinen nach dem Thesaurus
des Ortelius später im J. 951 Cremona erbaut wor-
den sein soll. (*Fischer.*)

PARASKENIA, (*παρασκήνια*). So hieß ein Theil
des attischen Theaters, welcher uns jedoch nur aus einer
einzigen Stelle der Rede des Demosthenes gegen Mid.
(p. 520. 18. §. 17), bekannt ist, in der es heißt,
daß Midias, um den vom Redner gestellten Chor von
Flötenspielern zu Falle zu bringen, unter andern auch
die Paraskenia vernagelt hätte. Auf diese Stelle beziehen
sich alle Glossen der Grammatiker, bei denen wir aber
eine doppelte Erklärung finden: die eine des berühmten
Grammatikers Didymus, welcher meinte, daß damit die
beiderseitigen Eingänge zur Orchestra, die andere des noch
berühmtern Philosophen Theophrast, welcher glaubte, daß
damit ein Ort in der Nähe der Bühne (*σκηνή*) bezeich-
net werde, der die Bestimmung hatte, den Bühnenappa-
rat aufzunehmen; beide Erklärungen lassen sich aber sehr
wohl mit einander vereinigen; denn warum sollen nicht
in dem für den Bühnenapparat bestimmten Raume auch
die Eingänge für den Chor haben sein können? Beide
Erklärungen hat Harpokration, welchen Photius, Suidas
und das Scholion der bairischen Handschrift zur Stelle
des Demosthenes excerpirt haben; zunächst an die Mei-
nung des Didymus kommen Ulpian, das Etymol. Magn.
(653, 7.), Bekker's Anekd. (292, 12.) und Phot. (389,
21), welche alle Paraskenia erklären durch Eingänge zur
Bühne (*αἱ εἴσοδοι αἱ εἰς τὴν σκηνήν*). Vgl. Schneider,
Das attische Theaterwesen. S. 89. (*H.*)

PARASOLE, der Beiname des Lenardo Norsini,
unter welchem Namen er mehr bekannt ist. Dieser Zeich-
ner und Holzschneidekünstler war geboren zu Rom 1570
und erhielt seinen Beinamen von seiner Frau Isabella
Parasole. Beide hatten sich der Holzschneidekunst gewid-
met und arbeiteten nach verschiedenen Meistern; besonders
machten sie sich durch das unter Papst Sixtus V. nach
Castor Donato geschnittene Herbarium einen bedeutenden
Namen. Er starb im J. 1590, 60 Jahre alt. Sein
Sohn Bernardo war Maler und Schüler des Joseph Ar-
pines; von ihm sieht man ein Bild in der Michaeliska-
pelle der Rochuskirche zu Rom. (*Frenzel.*)

PARASOLS, (B. de) ein provençalischer Dichter,
der nach den Vies von Jean de Nostre-Dame in Sisteron
geboren war; sein Vater war Arzt bei der Königin Jo-
hanna von Neapel, Gräfin von Provence. Obgleich er,
wie es scheint, zum geistlichen Stande gehörte, dichtete
er doch Mancherlei in provençalischen Versen zu Ehren
der Damen und schrieb fünf Tragödien, deren Stoff er
aus dem Leben der genannten Königin entlehnte; er über-
reichte sie heimlich dem Papst Clemens VII., der in Avi-
gnon residirte, und erhielt von ihm zur Belohnung ein
Kanonikat am Capitel zu Sisteron; er starb etwa 1383.
(Nach Weiß in der Biograph. univ.) (*H.*)

PARASOL-SCHWAMM oder Bubuze heißt in
einigen Gegenden Teutschlands der eßbare Agaricus pro-
cerus *Scopoli* (*Schäffer* t. 22 und 23, Flor. dan. t.
772), ein großer, aschgrauer, braunschuppiger Blätter-
schwamm mit fußhohem, an der Basis knolligem Strunke,
welcher mit einem beweglichen Ringe umgeben ist.
(*A. Sprengel.*)

PARASOPIA, ein am Flusse Asopos in Böotien
in der Nähe des Kithäron sich hinziehender unbedeutender
rauher Landstrich, welcher zum Gebiete Thebens gehörte,
Er umfaßte mehre Ortschaften und Flecken (*κατοικίας*,
κώμας), zu denen auch Skolos gehörte, ein unwirthlicher
und rauher Ort am Fuße des Kithäron, welcher deshalb
zum Sprüchwort diente (*εἰς Σκῶλον μήτ᾽ αὐτὸς ἴμεν,
μήτ᾽ ἄλλῳ ἕπεσθαι*). Die Bewohner dieses Landstriches,
in *κατοικίας* eingetheilt, hießen Parasopii. (*Strab.* IX, 2.
408. 409. *Casaub.* Man. 8. Th. S. 230.) (*Krause.*)

---

96) Idem 255, f. 97) Idem 248, c—f. Älian (N. A. IX, 7) nennt ihn *Κλείδημος*, aber *Κλείσοφος* hat auch Suidas in *Διώνυμον* und in *Κλείσοφος*: *Ἐπεὶ οἱ Ἕλληνες Κλεισόφους τε ᾄδουσι καὶ Θήρωνας καὶ Στρουθίας καὶ Χαιρεφῶντας, ἀνθρώπους ἐσθίειν εἰδότας εἰς κόρον καὶ δεινοὺς γαστέρα.* — Über Bithys, der bei Lysimachus viel vermochte, vergl. *Athen.* 246, d. 614, f. 98) *Athen.* 246, d. e. 99) *Κόλαξ δὲ καὶ παράσιτος μέλανες* (daher *οἱ μέλανες ἡμεῖς* des Alexis bei *Athen.* 237, b), *οὐ μὴν ἔξω παλαίστρας* (diese Worte scheinen mir dunkel und noch von niemand gehörig erklärt), *ἐπίγρυποι, συμπαθεῖς. Τῷ δὲ παρασίτῳ μᾶλλον κατέαχται τὰ ὦτα καὶ φαιδρότερός ἐστιν, ὥσπερ ὁ κόλαξ ἀνατέτακε δὲ κακοηθέστερον τὰς ὀφρῦς.*

PARASOPII, ein Flecken (κώμη), an welchem der Asopos (Strabon nennt vier Flüsse dieses Namens) vorüberfloß, im Gebiete der Herakleia Trachinia. (Strab. VIII, 6, 381). Über die Parasopii, Bewohner der Gegend Parasopia, s. d. Art. (*Krause.*)

PARASPUS, ein Fluß im nördlichen Theile des Landes der Paropamisadä. Ptolem. VI. 13. Plin. VI, 25 nennt ihn Parospus und läßt ihn mit dem Sadarus und Sodinus in den Cophes münden. (*Krause.*)

PARASTAS (παραστὰς) heißt in der Baukunst die Ante oder der Eckwandpfeiler; doch ist das Wort mehrdeutig und namentlich will Schneider (zu *Vitruv.* VI, 7, 1) dem Plural eine ganz andere Bedeutung beilegen als dem Singular, insbesondere wenn ein Tempel als ein ναὸς ἐν παραστάσιν bezeichnet wird, so wäre dies nach Schneider ein Tempel, der in der Fronte zwischen den beiden hervortretenden Eckwandpfeilern der Zellmauern zwei Säulen hat und einen über diesen Eckwandpfeilern und Säulen errichteten Giebel. (Vgl. jedoch *K. O. Müller* Minerv. Pol. p. 51. *Böckh* C. J. Gr. T. I. p. 280.) Auf die Parastas wurden öfter Verordnungen eingeschrieben; so wird C. I. 2672. 2677 verfügt: ἀναγράψαι τὸ ψήφισμα ἐν τῇ παραστάδι τῇ πρὸ τοῦ ἀρχείου. 2673, a: ἀναγραφῆναι εἰς παραστάδα. Die Lateiner scheinen nicht nur Parastas (*Vitruv.* X, 15) sondern auch Parastata (das. V, 1. *Plin.* N. H. XXXII, 3. s. 15.) u. Parastatica sc. columna (*Vitruv.* IX, 9) für Pfeiler, Pilaster gesagt zu haben. (*H.*)

PARASTASIS (παράστασις). Dieses Wort bedeutet in der attischen Gerichtssprache eine doppelte Art von Gerichtsgeldern, nämlich einestheils diejenigen Gerichtsgebühren, welche die öffentlichen Schiedsrichter oder Diäteten von den beiden processirenden Parteien erhielten und betrug diese eine Drachme, welche beim Anbringen der Klage erlegt werden mußte, sowie eine andere Drachme bei jeder Hypomosie oder jedem Fristgesuch. Die andere Gattung von Gerichtsgebühren dieses Namens wurde bei gewissen öffentlichen Klagen und namentlich solchen, welche zur Competenz der Thesmotheten gehörten, deponirt; wir wissen aus Aristoteles, daß sie bei den Klagen ξενίας, d. h. gegen die Fremden, welche sich das Bürgerrecht angemaßt, δωροξενίας, d. h. gegen die Fremden, welche durch Bestechung von der Klage ξενίας losgesprochen worden zu sein beschuldigt wurden, ψευδεγγραφῆς, d. h. der Anklage wegen falscher Einschreibung unter die Staatsschuldner, desgleichen den Klagen ἀγραφίου, βουλεύσεως, ψευδοκλητείας und μοιχείας erlegt worden sei; aber ob sie nur bei den vor die Thesmotheten oder gar nur bei diesen zur Cognition der Thesmotheten gehörigen Klagen erlegt worden sei, wissen wir nicht; indessen ist doch wahrscheinlich, daß Aristoteles jene Anklagen nur beispielshalber genannt habe, denn daß z. B. auch in der Klage wegen κακώσεως γυναικός Parastasis bezahlt worden sei, wird dadurch wahrscheinlich, daß dies Wort aus des Menander's Weiberfeind citirt wird und diesen bedroht seine von ihm übel behandelte Frau mit einer Anklage κακώσεως; wir müssen also lieber eingestehen, die Fälle öffentlicher Klagen nicht alle zu kennen, in denen Parastasis vorgekommen. Ebenso wenig wissen wir aber auch, wie viel diese öffentliche Parastasis betragen habe; indessen ist es wahrscheinlich, daß sie ebenfalls wie die an die Diäteten erlegte eine geringe Summe und vielleicht ebenfalls eine Drachme oder 6 Grochen gewesen sei. (Vgl. hierüber den att. Proceß von Meier und Schömann S. 61. 614 fg.) (*H.*)

PARASTATAE nannten die Griechen nach Pollux (II, 4) die Samenstränge, die Neuern verstehen darunter gewöhnlich die Nebenhoden, Epididymides. (S. d. Art. Geschlechtstheile.) (*Rosenbaum.*)

PARASTATES (παραστάτης) nannten die Griechen den Nebenmann sowol im Heere als im Chor, kurz den, welcher in demselben ζυγός steht, während sie den, welcher in demselben στίχος steht, ἐπιστάτης oder Hintermann nannten (vgl. was den Chor betrifft, z. B. *Aristotel.* Pol. III. 1, 4). (*H.*)

PARASTREMMA, bezeichnet die Verdrehung eines Theils, besonders des Mundes beim Hundskrampf, Kinnbackenkrampf und Gesichtsschmerz. (*Rosenbaum.*)

Parasu-Rama, s. Wischnu.

PARASZNYA. 1) Ein zur königlichen Kameralherrschaft Dios-Györ gehöriges, nach Sajo-Szent-Péter (Erzbisthum Erlau) eingepfarrtes Dorf im sajo-szentpéterer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der borsoder Gespanschaft im Kreise disseit der Theiß Oberungarns, im Gebirge, an einem am rechten Ufer in den Sajofluß sich ergießenden Bache gelegen, $1\frac{1}{4}$ teutsche Meilen nordwestwärts von Miskolcz entfernt, mit 94 Häusern, 788 magyarischen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft nähren und mit Ausnahme von 10 Katholiken und 9 Juden sämmtlich Reformirte sind, einer eignen Pfarre, Kirche und Schule der evangelisch-helvetischen Confession. Mit den Bergen, zwischen denen das Dorf liegt, fangen die ausgebreiteten Waldungen Bikk an. — 2) Ein Dorf im nyirer Gerichtsstuhle der szathmárer Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, im nordöstlichen Theile der großen oder untern ungarischen Ebene, in waldreicher Gegend gelegen, nur eine deutsche Meile südostwärts von dem Marktflecken Nagy-Mada entfernt, mit 89 Häusern, 634 magyarischen Einwohnern, deren 328 zur katholischen, 261 zur evangelischen Kirche helvetischer Confession sich bekennen, 45 aber Juden sind, mit einer eigenen Pfarre und einem Bethause der Reformirten, einer katholischen Filialkirche, welche nach Vitka eingepfarrt ist, einer griechisch-katholischen Pfarre und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PARAT, ein einfarbiger schwarzer Zeuch aus Seide oder Wolle, welcher ehemals in Hamburg, Bremen u. s. w. von dem weiblichen Geschlechte auf Umschlagtüchern und Regenmänteln getragen wurde. (*Karmarsch.*)

PARATHENAR nannte Winslow (Exposition anatom. de la struct. du corps hum. T. II. § 548) zwei Muskeln des Fußes, und unterschied einen P. magnus, welcher nichts als ein Theil des Abductors der [illegible] Zehe ist, und einen P. parvus, welcher mit [illegible] brevis der kleinen Zehe übereinkommt.

PARATHESIS (Παράθεσις). 1) [illegible]matik. So nennen die griechischen [illegible]

...e Composition, wo die das zusammengesetzte Wort bil...den Bestandtheile ganz die Form beibehalten, welche ...unzusammengesetzt haben, eine Art loser Zusammen...ung, die mehr Nebeneinandersetzung als Mischung ist; ...der griechischen Sprache ist eine solche Zusammen...tung eigentlich nur möglich, wenn eine oder mehre ...äpositionen den einen von beiden Bestandtheilen ...ben, z. B. παραβάλλω, παράδοσις, παρακαταβάλλω; ...t andern Redetheilen dagegen findet nur die feste Zu...mmensetzung oder σύνθεσις statt, d. h. die, bei der die ...zelnen Bestandtheile ihre Endung etwas umändern, ...a zusammenschmelzen zu können, z. B. wenn aus λίθος, ...tein, und βάλλω, ich werfe, das Compositum gebildet ...rden soll, so heißt es λιθοβολέω, λιθοβόλος. Von ...en durch feste Zusammensetzung gebildeten Compositis ...nnen abgeleitete Wörter gebildet werden, die bei den ...rammatikern παρασύνθετα heißen, z. B. von δεισι...ίμων: δεισιδαιμονία, von λιθοβόλος: λιθοβολικός, was ...n den durch Parathesis componirten nicht gestattet ist. Vgl. Buttmann's Gr. Gr. II, 360 fg. 370.) 2) In ...r griechischen Kirche heißt Παράθεσις das Gebet, was, ...ährend der Bischof den Katechumenen die Hand zum ...egnen auf den Kopf legte, abgelesen wurde, auch das ...ebet für die Todten. (*H.*)

PARATICO, ein ansehnliches Gemeindedorf (Com...une) in dem nach der Gemeinde Adro benannten Di...tricte IX der lombardischen Provinz (Delegation) Bre...cia, am südlichsten Ende des anmuthigen Lago d'Iseo, ...em Districtshauptorte Sarnico gegenüber, und zwar ...a gelegen, wo sich der Oglio den Fluthen des Sees entwindet, drei Miglien nordwestwärts vom Hauptorte des Districtes (Capo luogo del distretto) entfernt, mit einem Gemeindevorstande, einer eignen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Brescia gehört, einer der heil. Jungfrau Maria geweihten katholischen Kirche, zwei Aushilfskirchen, einem Oratorium und einer Elementarschule. (*G. F. Schreiner.*)

PARATILMOS (παρατιλμός) nannten die Griechen das Ausrupfen der Haare am menschlichen Körper; dieses war eine Strafe, welche auf der That ertappten Ehebrechern von dem beleidigten Ehegatten zuweilen auferlegt wurde; es wurden dann die Haare an der Scham und dem After und natürlich etwas weniger sanft ausgerupft, als wenn Wollüstlinge, um ihrer Haut ein weiches Ansehen zu geben, sich die Haare auszogen. (Vgl. Schol. zu Aristoph. Plutus 168.) (*H.*)

PARATITLA. In dem zugleich griechisch und lateinisch erlassenen Publicationspatente der Pandekten, nicht aber in denen der Institutionen und des Codex, verbietet Justinian, damit nicht Weitschweifigkeit, Controversen und Verwirrung, welche durch die Redaction jenes Werkes behoben wären, wieder einträten, dasselbe zu commentiren. Nur eine zwiefache schriftstellerische Thätigkeit über die Digesten will der Kaiser gestatten: buchstäbliche Übersetzungen und Paratitlen[1]). Was Paratitlen seien, setzt Justinian dabei als bekannt voraus, und sicher waren dergleichen, obwol frühere Spuren uns unbekannt sind, damals schon längst im Gebrauche. Dem Wortsinne nach heißt Paratitlon, ea quae praeter titulum sunt, also in specieller Beziehung auf Justinian's Digesten diejenigen Fragmente aus den in jenen excerpirten Schriften römischer Juristen, die nicht in dem eben vorliegenden Titel enthalten sind, aber zu diesem Titel gehörige Rechtsfragen behandeln. Übereinstimmend hiermit bezeichnet Blastares in der Vorrede zu seinem Σύνταγμα κατὰ στοιχεῖον die Paratitlen: „Ergänzungen zu jedem Titel, welche dort übergangenes Wissenswerthes enthalten"[2]). Zu solchem, in Bezug auf den vorliegenden Titel, Wissenswerthen konnte aber außer eigentlichen Ergänzungen auch gehören, was das vorgetragene Rechtsprincip durch Gegensatz erläuterte[3]). Misbräuchlich ist es dagegen, wenn Cujaz in seinen zwei sobenannten Schriften, Jac. Gothofred im Commentar über den Theodosischen Codex u. A. übersichtliche Angaben der in einem Titel erörterten Rechtssätze Paratitlen nennen, und mindestens ungenau muß es genannt werden, wenn auch unter den neuern Juristen noch viele Paratitlen durch Verweisungen auf andere, im Wesentlichen dasselbe sagende, Stellen erklären[4]).

Daß die byzantinischen Juristen von der ihnen gewährten Erlaubniß Gebrauch gemacht, ergeben mehre Beispiele von Paratitlen zu den Pandekten, die sich in den Basiliken erhalten[5]). Für den Codex sind ähnliche Spuren mir nicht bekannt, doch hat es an solchen Verweisungen auch für ihn gewiß nicht gefehlt. Für die Institutionen befriedigte Theophilus auch dieses Bedürfniß. Die einzelnen Titel aber, in welche Athanasius Scholasticus die Novellen vertheilte, finden wir regelmäßig mit Paratitlen versehen, und zwar nicht nur mit bloßen Ver...

1) Latein. Const. De confirm. Digestor. (*Tanta circa*) §. 21.... ...ristan per titulorum subtilitatem annotare maluerint, ...nuncupantur, componere." Noch kürzer drückt sich die griech. Const. ibid. aus: καὶ εἴ τι κατὰ τὴν τῶν ὀνομαζομένων παρατίτλων, ὡς εἰκὸς, προσγράψαι βουληθεῖεν χρείαν. Dagegen heißt es in der Const. De concept. Dig. (Deo auct.) §. 12. „Sufficit per indices tantummodo et titulorum subtilitatem, quae παράτιτλα nuncupantur, quaedam admonitoria ejus facere," in welcher Stelle jedoch die Worte qu. παρ. nunc. von zweifelhafter Echtheit sind. Vergl. *Th. Gronov.* et *Conradi* Hist. Pandect. authent. p. 22—25. 100. Nr. 88 und Gebauer's 79. Anm. in dem göttinger Corp. jur.

2) *Beveregius* Synodicon II. 1. unpag. p. penult. d. Vorr. Ἔδοξέ τισι πολλὰ τῶν καιριωτέρων, ἐκ τῆς σπουδασθείσης συντομίας παραλελεῖφθαι· διὸ πάλιν ὡρίσθη καὶ ἐγένετο τὰ λεγόμενα παράτιτλα, καθ' ἕκαστον τίτλον ἀναπληρώσεις ἔχοντα τῶν παραλελειμμένων χρησίμων. Vergl. darüber *Zachariae* Αἱ ῥοπαί. p. 56. Nr. 78. *Heimbach*, Ἀνέκδοτα. p. XVIII. u. 269. 3) Ein solches Paratitlon findet sich in dem Schol. n. ad LX. 15. Basilicor. c. 2. bei *Fabrot.* VII, 387. 4) Zimmern, Geschichte des römischen Privatrechts. I, 219. 220. Schweppe, Römische Rechtsgeschichte. §. 117. Mackeldey, Lehrbuch des heutigen röm. Rechts. 11. Ausg. v. Roßhirt §. 64. Die richtige Erklärung der Paratitla haben schon Leunclav. in der Vorrede zur Ausg. d. collectio const. ecclesiasticar., die er Paratitla nannte, in *Voell.* et *Iustell.* biblioth. j. can. vet. II, 1219. *Fabrot.* ibid. p. 1377. *Menagius*, Amoenitat. j. civ. c. 15. p. 80—84 der Hoffmann'schen Ausg. *Du Fresne*, Glossar. med. et inf. Graecit. v. Τίτλος. Unter den Neuern Hugo 11. Rechtsgesch. 1061. 1077 und insbesondere *Heimbach* Ἀνέκδ. p. XVIII. XIX. 5) Schol. m. ad XXII, 1. Basilic. c. 83. *Fabr.* III, 53 u. Schol. b. ad XLI, 7. Bas. c. 1. *Fabr.* V, 521.

weisungen auf die, sondern mit den Excerpten aus den, verwandte Materien abhandelnden übrigen Novellen; Justinian's ältere Rechtsbücher sind dagegen in diesen Paratitlen nicht berücksichtigt. Zahlreiche Paratitlen enthält ferner die fälschlich dem Balsamon beigelegte Collectio constitutionum ecclesiasticarum, deren lateinische Übersetzung Leunclav (1590) zuerst unter dem Namen Paratitla herausgegeben, am Ende jedes der Titel, in welche das erste und dritte der drei Bücher, aus denen sie besteht, zerfallen, und zwar wieder in der Art, daß die Paratitlen des ersten, Excerpte aus dem Codex enthaltenden, Buches nur Verweisungen auf und Inhaltsangaben von Codexstellen geben, während die des dritten aus den Paratitlen des Athanasius entlehnt sind, also nur die Novellen betreffen. Hieraus und aus den frühern Beispielen läßt sich denn ferner entnehmen, daß die Paratitlen, ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, auch nur Verweisungen auf andere Theile des Werkes, dem sie beigefügt waren, nicht aber auf andere Rechtsbücher enthielten; daß also z. B. die Paratitlen der Digesten sich nur auf Digesten-, nicht auf Codexstellen bezogen [6]).

In einem völlig andern Sinne gebraucht der Urheber des Prochiron auctum, das Zachariä in das 13. Jahrh. setzt, das Wort Paratitla: es sind ihm ungeordnete Ergänzungen des von ihm umgearbeiteten Werkes aus andern Rechtsquellen, namentlich aus Synopsis und Ekloge excerpirt [7]).

In welchem Sinne endlich der sogenannte Tipucitus seinen Auszug der Basiliken Paratitlen genannt, wird (wenn dieser Name anders von dem Urheber der Arbeit, und nicht etwa nur von Demjenigen herrührt, der im 16. Jahrh. oder später die bekannte Notiz in den vaticanischen Codex eingeschrieben) sich erst ergeben, wenn wir von diesem Werke genauere Kunde erhalten haben werden [8]).

Nicht zu verwechseln mit den Paratitlen sind die *Παραγραφαί*, d. h. kurze Erklärungen, und *Παραπομπαί*, d. h. Verweisungen auf Parallelstellen, die, im Gegensatze der eigentlichen Scholien, als Marginal- und Interlinearglossen in den Basiliken vorkommen [9]). (*Karl Witte.*)

PARATODO heißt eine sehr bittere, in Brasilien gebräuchliche officinelle Rinde, welche nach Martius von Drimys granatensis *L.* (s. d. Art.) abstammen soll. (*A. Sprengel.*)

PARATONIA bezeichnet die theilweise abnorme Spannung eines Theils, wird aber von den Pathologen auch für Überspannung des ganzen Theils (Hypertonia) gebraucht. (*Rosenbaum.*)

PARATOUT, ein von Barnett in Birmingham 1804 erfundener mechanischer Schirm, der ganz oder theilweise ausgespannt, als Sonnen-, Regen-, Kamin-, Lichtschirm u. s. w. gebraucht werden konnte, auf welche verschiedenartigen Anwendungen der Name hinweist. Eine Beschreibung dieses längst wieder verschwundenen Geräthes zu geben, würde überflüssig sein. (*Karmarsch.*)

6) *Heimbach* l. c. 7) *Zachariae αἱ ῥοπαί* p. 55. 56. Ibid. *Ὁ πρόχειρος νόμος.* p. CLXI. 8) *Heimbach* l. c. p. 220. 9) Cujacius in der Vorrede zum LX. Buche der Basiliken.

PARAFRENARII, Diener des höhern Klerus, zuzüglich für das kirchliche Fuhrwesen bei feierlichen Anlässen, für Besorgung der Reitpferde in Processionen u. s. w. Sie waren zuweilen Kleriker, obschon der letzten Stufe. (*Rheinwald.*)

PARATRAPEZA, auch **PARATRAPEZON**, Nebenaltar; bezeichnet im spätern kirchlichen Sprachgebrauche den Ort, wohin die Oblationen der Eucharistie, nachdem sie von den Altardienern entgegengenommen sind, vor dem Anfange des Abendmahls gelegt werden. Er war gewöhnlich auf der rechten Seite des Hauptaltars. (*Rheinwald.*)

PARATRIMMA, Diatrimma, Attritio, Attritus, das Frattsein, ist eigentlich eine jede auf mechanische Weise hervorgebrachte Entblößung einer Hautstelle, welche näßt, wodurch sich diese Affection von Intertrigo (s. d. Art.) unterscheidet, die auf einem eigenthümlichen Erkranken der Haut beruht. Am gewöhnlichsten versteht man indessen nur die Entblößung der Afterkerbe und deren nächster Umgebung von der Epidermis darunter, den sogenannten Wolf, Afterfratt, welcher durch anhaltendes Reiben dieser mehr oder weniger stark schwitzenden beim Gehen, Reiten u. s. w. entsteht. Bei großer Intensität des Übels entzünden sich auch wol einige der dort zahlreich vorhandenen Hautdrüsen, und erscheinen in Gestalt von Pusteln, was den ohnehin schon starken Schmerz noch vermehrt. Soldaten, starke und fette Personen, vorzüglich Hämorrhoidarien, sind dem Übel am meisten ausgesetzt, welches ohne Gefahr sich leicht durch Reinhalten der Theile, öfteres Waschen derselben mit kaltem Quellwasser und Entfernung reizender Kleidungsstücke verhüten läßt. Das ausgebrochene Übel schwindet bei leichterm Grade bald durch Bestreichen mit milden Ölen, auch wol nicht ranzigem Fett und Talg. Heftige Grade verlangen kalte Umschläge von Wasser, auch wol von Bleiwasser, das aber bald lauwarm angewendet werden muß, wenn After und Blase nicht leiden sollen. Blutegel werden selten nöthig sein. (*Rosenbaum.*)

PARATROPIA nannte Candolle (Prodrom. IV. p. 265) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Araliaceen, welche sich von Hedera und Aralia nur dadurch unterscheidet, daß bei ihr die beiden Narben ungestielt, und Anfangs in eine drüsige Scheibe, welche auf dem Fruchtboden steht, eingesenkt sind. Die vier von Blume entdeckten Arten wachsen als Sträucher oder Bäume mit zusammengesetzten Blättern und rispen- oder traubenförmigen Blüthen in den Gebirgswäldern der Insel Java. 1) P. nodosa *Cand.* (l. c., Aralia nodosa *Blum.* Bydr. tot de Fl. van Nederl. Ind. p. 875), 2) P. pergamacea *Cand.* (l. c., Aralia pergamacea *Blum.* l. c.), 3) P. rigida *Cand.* (l. c., Aralia rigida *Blum.* l. c.), 4) P. longifolia *Cand.* (l. c., Sciodaphyllum longifolium *Blum.* l. c. p. 876). (*A. Sprengel.*)

PARÁTZ, **PARACZ**, ein zur Kameralherrschaft Csákova gehöriges großes Dorf im Banat, und zwar im temesvárer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) und Comitate im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der

großen oder untern ungarischen Ebene, am linken Ufer des gleichnamigen, auch Sitna genannten Armes des Temesflusses in fruchtbarer Gegend, an der von der Festung Temesvár nach Pancsova führenden Straße gelegen, 1½ geogr. Meile südsüdostwärts von jener entfernt, mit 410 Häusern, 2692 walachischen und serbischen Einwohnern, welche Ackerbau und Viehzucht treiben und mit Ausnahme von 16 Katholiken sämmtlich nichtunirte Griechen sind, einer eignen Pfarre, Kirche und Schule der letztern. Ostwärts gehen in einiger Entfernung von diesem Dorfe die Römerschanzen vorüber. (*G. F. Schreiner.*)

PARAVADI, befestigte Stadt im türkischen Sandschak Silistria, Paschalik Rum-Ili, liegt in einem von zwei Felsenbergen der nördlichen Hämusabdachung gebildeten Thale an dem Kamerik und hat ein Schloß, mehre Moscheen und Bäder. Die Einwohner treiben einen starken Handel. (*Fischer.*)

PARAVÄI, ein kleiner thesprotischer Volksstamm (ἔθνος Θεσπρωτικόν) in Epirus, welchen der Dichter Rhianus in seinen Thessalicis erwähnt und mit den Omphaliern verbindet (*Σὺν δὲ Παραναίοις καὶ ἀμύμονες Ὀμφαλιῆες*). *Stephan. Byz.* v. *Παραύαιοι*. *Cellar.* orb. ant. II, 13. p. 875. T. I. (ed. 1731). (*Krause.*)

PARAVATI, ein großer Ort in der neapolitanischen Intendanza Calabria ulteriore II, gleich unterhalb der Stadt Mileto und von ihr nur gegen ¼ ital. Meile entfernt, auf einer Fläche gelegen, die im Osten von dem Risi und westlich von dem Calopotamo begrenzt wird, mit beiläufig 70, meist durch das Erdbeben von 1783 stark mitgenommenen und zum Theile aus Holz wieder aufgeführten Häusern, 660 Einwohnern, die überhaupt Feldbau, vorzüglich aber Ölbaumzucht treiben, einer katholischen Pfarre und einer Kirche. An diesem Orte geht der Weg von Monteleone und Mileto nach Rosarno und Oppido vorüber. Das Erdreich ist kreideartig und gleicht der sogenannten Bergseife, deren sich die Einwohner bedienen, um Tücher und Leinenzeuch zu reinigen und weiß zu machen. (*G. F. Schreiner.*)

PARAVEA, PARAVOEA, PAROREA, Sagari, Sagori, Zagori, kleines Gebirgsland im Norden des Janinasees im türkischen Albanien, ist unter dem letzten Namen bekannter als unter dem erstern. Der District Zagori, welches albanesische oder vielmehr walachische Wort so viel als Land jenseit des Gebirges bedeutet, wird durch den Berg Mitchikéli im Westen vom Janinathale, nördlich durch die Lazaris- und Panestiberge vom Districte Conitza, durch den Pindus von Macedonien, getrennt und im Süden vom Inachus oder dem Artaflusse begrenzt. Die ihn bewässernden Flüsse sind der Inachus, der Aoüs, der Rhedias, Zagori und die Duarda. Obgleich äußerst gebirgig, ist das Land doch sehr fruchtbar; man baut hinlängliches Getreide; sehr guten Wein liefern Stalovo, Manussi und Calota, Kirschen und Äpfel zieht man vorzüglich bei Beïa. Auch an Weiden und Triften ist der District sehr reich und die Vlachen, welche sich im 10. Jahrh. hier an den Quellen des Aoüs und Rhedias niederließen und die 10 Dörfer, — der ganze District enthält deren 40, — inne haben, beschäftigen sich größtentheils mit Viehzucht [1]). Die hier wohnenden Griechen sind ein schöner Menschenschlag, von weißer, frischer Farbe, durch welche sich vorzüglich die Weiber vor den südlichen Epirotinnen vortheilhaft auszeichnen; dabei sind sie äußerst thätig und betriebsam und führen zum Theil einen ausgebreiteten Handel. Die Bewohner von Cappesovo, Beïtza und Négates haben Handelshäuser in Wien, Moskau, Breslau, Leipzig, Amsterdam und Constantinopel, und sie machen in Teutschland Wechselgeschäfte, während sie sich in Rußland, in der Moldau und Walachei mehr mit dem Pelzhandel abgeben. Dabei zeichnet Griechen und Vlachen eine außerordentliche Vaterlandsliebe aus und immer kehren sie in ihre Gebirge zurück, um in der Heimath zu sterben und bei ihren Vorfahren begraben zu werden. Die Vlachen treiben nur Karavanenhandel, verleihen Pferde und Maulesel, welche die Waaren zwischen Janina, Bukaresch, Salonichi, Serres und Constantinopel fortschaffen und man nennt sie in diesen Orten gewöhnlich Mezzoviten. Die Hauptorte des Districts sind außer Zamori Dovra mit einem alten Schlosse und Cyklopenmauern und in dem Krater eines erloschenen Vulkans liegend [2]), Boulson mit 70 Häusern und griechischen Einwohnern, Cloubochari mit 100 christlichen und Ackerbau treibenden Familien, Soudena-Apano zwischen den Klöstern Evangelistra und Agia-Paraskevi in einer Böschung des Palao-Vouniberges, Baïa mit 100 Häusern, Coucouli mit 150 Häusern, Capessovo, Calota und Liaskovo. Djoukli liefert die Bäcker für Epirus und mehre Städte Rum-Ilis und Lignadez liegt auf der höchsten Spitze des Mitchikelis. Liaskovo ist wegen seiner Ärzte berühmt, welche sich unter dem Namen der guten Ärzte, Kaloiatri, während sie sich selbst Kataphiani nennen, über die ganze Türkei verbreiten. Sie besitzen einige medicinische und chirurgische Kenntnisse, die sich in einer selbstgeschaffenen Sprache [3]) vom Vater auf den Sohn fortpflanzen und die sie oft mit außerordentlichem Erfolg anwenden. Vorzüglich gelingt ihnen die Heilung eingeklemmter Brüche, wobei sie sich jedes Mal den Bruchsack ausbedingen, der ihnen als Zeichen ihrer Geschicklichkeit dient und von deren größerer oder geringerer Menge ihr Ruf abhängt. Auch den Star wissen sie zu heilen und mit dem Steinschnitte sind sie

---

1) Auch der Seidenbau wird hier sehr stark getrieben. Man gewinnt jährlich 25,000 Oken Seide; von diesen werden 5000 Oken in den Dörfern zu Hemden verwebt, 6000 auf Saki, 5000 Oken zu Turnowa verarbeitet und 6000 Oken nach Österreich und 3000 Oken nach Italien versandt. Auch werden hier viele Kaputröcke verfertigt und über Salonichi, Valo und Trikery ausgeführt. 2) Pouqueville erhielt hier mehre alte Medaillen, deren eine auf der Vorderseite einen Blitz in einem Eichenkranze mit dem Worte *ΜΟΛΟΣΣΩΝ*, auf dem Revers aber einen Tannenzapfen zeigte. Er vermuthet, daß hier vielleicht das von Livius erwähnte Tegmon gelegen habe, sowie er überhaupt den ganzen District für das Perrhäbia der Alten hält. 3) In dieser Sprache heißt *καταφρενούς* ein Arzt, *καταφιανίζειν* die medicinische Kunst üben, auch betrügen, *ἀνθίζειν* begreifen, *βιζιόνειν* benachrichtigen, *τοῦφα* ein Haus, *ἁγιότουφα* eine Kirche, *λαχενᾶς* ein Richter, *χαρανισούλης* ein Gouverneur, *γράζειν* geben, *κοτοῦρος* Geld, *σουγρόνειν* nehmen, stehlen. Vergl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. T. V. p. 376. T. I. p. 149 fg.

gleichfalls vertraut. Unter Ali Pascha hatte der District viel zu leiden, er machte die bis dahin freien Einwohner, ohne auf deren Reclamationen Rücksicht zu nehmen, zu Sklaven, und bildete aus ihren Dörfern eine Dotation für seinen dritten Sohn, Salik Bey. Jetzt gehört der District der Sultana Valide. (*Fischer.*)

PARAVICINO, auch PARRAVICINO, ein Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Dorfe Erba benannten Districte XIV der lombardischen Provinz (Delegation) Como, in einer kleinen, zwischen den hügeligen Ausläufern der Brianza in der Nähe des Lago d'Alserio sich ausbreitenden Fläche, unfern von der von Como nach Lecco führenden Provinzialstraße, in einer überaus anmuthigen Gegend gelegen, nur $1\frac{1}{2}$ Miglie südwestlich von dem Hauptorte des Districtes entfernt, mit einem eignen Gemeindevorstande, einer katholischen, zum Bisthume Como gehörigen Pfarre, welche in dem hierher gehörigen und benachbarten Dörfchen Casiglio ihren Sitz hat, einer der heil. Jungfrau Maria geweihten katholischen Kirche und einem ergiebigen Weinbaue. (*G. F. Schreiner.*)

PARAVICINO (Vincentius), ein reformirter Geistlicher, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in Graubündten lebte. Er wird von Bayle ohne nähere Angaben über seine Person angeführt wegen seiner italienischen Übersetzung von *Mestrezat* de la communion de Jesus Christ dans l'eucharistie (Genev. 1638), welche 1640 in den Index librorum prohibitorum gesetzt wurde. — Dieser Mann stammte aus einem ursprünglich mailändischen Geschlechte Paravicino, auch Paravicini, aus welchem Dominicus, der zur guelfischen Partei gehörte, gegen Ende des 13. Jahrh. sich in das Veltlin zurückzog, und sich oberhalb Traona anbaute. Von ihm stammen die verschiedenen theils katholischen, theils reformirten Zweige, die sich in Graubündten, ferner in den Cantonen Glaris und Basel ausbreiteten, und aus welchen Mehre theils in fremden Kriegsdiensten, theils als Geistliche oder Staatsbeamte sich bekannt gemacht haben. Weder das Geburts- noch das Todesjahr von Vincentius wird erwähnt. Er war von Traona gebürtig, studirte zu Zürich, wo er 1616 sich aufhielt, wie man aus einer Rede sieht, die er in diesem Jahre daselbst hielt. Im J. 1619 wurde er unter die reformirte Geistlichkeit von Graubündten aufgenommen, entrann dann glücklich der allgemeinen Ermordung der Reformirten im Veltlin, im Jul. 1620, lebte hierauf einige Zeit als Prediger der italienischen Gemeinde zu Zürich, dann als Pfarrer zu Castasegna im Bergell, und zuletzt als italienischer Prediger und Rector des Gymnasiums zu Chur. Außer jener Übersetzung der Schrift von Mestrezat hat man von ihm: Oratio de Philosophiae Christianae dignitate et utilitate (Tiguri 1616. 4.). — Vera narrazione del massacro degli Evangelici fatto da Papisti i rebelli nella maggior parte della Valtellina nel' anno 1620 (1621. 12.), wovon zu Zürich eine teutsche Übersetzung erschien. Diese Schrift wurde den 16. März 1621 in den Index gesetzt. — Canzonetta tragediale sopra la desolazione de poveri Fedeli nelle leghe de Grigioni. 1626. — instruttione fondamentale, se una setta duri più ò meno ducent anni, tradotta dal Tedesco di *Breitinger* (1622). — Il combattimento christiano, tradotto dal Francese dal Sign. *Pietro du Moulin* (Geneva 1627. 16.). — Preservativo spirituale, overo divote prighiere in tempo di peste (Zurigo 1629. 16.). — Sanità delli amalati, tradotta dal Francese di Sign. *Ben. Turretino* (Geneva 1630. 16.). — Compendio delle controversie tradotto dal Francese dal Sign. *Drelincourt* (1630. 16.). — Il Rhetico canto del Gallo, translatato di lingua tedesca in italiana (1621), ist ein Aufruf an die Bündtner zur Vertheidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Gewaltthaten der Österreicher und Spanier. In Handschrift ist auch noch von ihm vorhanden: Orazione delli presagi avenuti avant il massacro di Valtellina. — — — Von ihm ist zu unterscheiden sein Sohn Vincentius Paravicino, geb. 1648 zu Castasegna, welcher 1661 zu Zürich, nachher zu Basel studirte, hier 1670 in den geistlichen Stand aufgenommen, und 1683 zum Conrector des Gymnasiums gewählt wurde. Er bekleidete diese Stelle bis 1722, trat dann in den Ruhestand und starb den 17. Dec. 1726. Er beschäftigte sich besonders mit der Literaturgeschichte. Man hat von ihm: Catalogus scriptorum ab Helvetiis ac Foederatis reformatae religionis annis quinquaginta posterioribus Seculi XVII editorum (Bas. 1698 u. 1702). — Ein kurzer Begriff der fürnehmsten Begebenheiten, die sich zu Basel zugetragen (Basel 1701. 12.). — Singularia de viris eruditione claris. ib. 1713. — Aus dem Italienischen übersetzte er ins Latein: *Manzini* encomium noctis (Basil. 1672. 12.). — *Dominii Vincenti* laus ignorantiae. ib. 1674. 12. — *Ant. Fel.* Abbatis *Marsilii* de ovis cochlearum epistola (Aug. Vindel. 1684). — — Petrus Paulus Paravicino, welchen Bayle anführt mit der Bemerkung, er sei wahrscheinlich von der nämlichen Familie gewesen mit Vincentius (dem Vater), war Arzt zu Como und von einer andern Linie des Geschlechtes. Bayle führt seine Schrift an: De Masinensium et Burmiensium thermarum, hactenus incognitarum situ, natura et miraculis (Mediolani 1545. 4.). Sie enthält eine in Vielem irrige Beschreibung von zwei warmen Bädern, von denen das eine hinter dem Dorfe St. Martino im veltlinischen Masinerthal, das andere in der Landschaft Bormio (Worms) in der Pfarre St. Gallo liegt, und auch St. Martinsbad genannt wird. Die Fehler und Unrichtigkeiten dieser Beschreibung werden widerlegt in *Gasparis Sermundi* Medici peritissimi de Balneorum Burmiensium praestantia (Mediol. 1590 et 1594. 4.). — Man hat ferner von Fabrizio Paravicino geb. 1631 zu Traona, gest. 1695 als Arzt zu Trezzo im Mailändischen: Acque Minerali di Masino Descritte da *Fabr. Paravicino* in Trezzo (Milano 1694). — Und von Giovanni Pietro Paravicino, Arzt zu Dazio im Veltlin: Avertimenti sopra li Bagni del Masino overo di S. Martino (Milano 1649. 12.). Die beiden letztern Schriften sind beinahe wörtlich aufgenommen in: Bagni di S. Martino detti communamente del Masino, essistenti nella Valtellina, dati alla luce

dal Dottore *Vaginnio Mosato* (Milano 1709). — Endlich ist auch noch zu erwähnen Johannes Antonius Paravicino, geb. 1588 zu Sondrio im Veltlin, studirte zu Mailand in dem Helvetischen Collegium (s. d. Art.), dann zu Padua, und wurde 1620 Erzpriester zu Sondrio. Wegen eines heftigen Memorials, das er im Namen der katholischen Veltliner abfaßte, kam er eine Zeit lang in Gefangenschaft. Nachher wurde er von den Päpsten Gregor XV. und Urban VIII. zu verschiedenen Unterhandlungen gebraucht, und erhielt 1653 das Erzbisthum San Severina in Calabrien. Er starb den 17. Nov. 1659 zu Catanzaro. Von diesem befinden sich zu Sondrio in Handschrift: Memorie delle cose della chiesa di Sondrio, 3 Tom. in Fol. und Del Stato della pieve di Sondrio. Fol. (*Escher.*)

PARÁWA, Stadt im vorderindischen Malvaplateau, an der Straße von Agra nach Oujein (Udschayini) und 14,5 engl. Meilen von Susnir (Soosneer) entfernt. Sie gehörte, als Hunter*) sie besuchte (im J. 1790) dem Tuckojee Holkar. Der Boden, auf welchem sie liegt, ist der leichte, schwarze und reiche Lehmboden, welcher sich im größten Theile des Malvaplateau's findet, der aber hier wenig bebaut wird. Der zur Stadt gehörige District entrichtet jährlich ein Lack Rupees. (*Fischer.*)

PARAXIA, eine macedonische Gegend, nach Ptolemäus (III, 5) mit dem Promontorium Ampelos (Ἄμπελος ἄκρα) und der Stadt Torone. (Vgl. *Herodot.* VII, 122. *Cellar.* II. 13, p. 845. T. I. [ed. 1731.]) (*Krause.*)

PARAY LE MONIAL, lat. Paredum Moniale (Br. 46° 47′ 12″, L. 21° 47′ 24″), kleine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Departement der Saone und Loire (Bourgogne), Bezirk Charolles, liegt drei L. von dieser Stadt entfernt, in einer Ebene auf dem rechten Ufer der Bourbince am Centralkanal, und an der Straße von Charolles nach Digoin und Bourbon l'Ancy, hat schöne Umgebungen und eine von dem einen Thore zum andern führende Promenade, und ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungs-, Etappen- und Briefpostamtes, sowie einer Forstconservation. Die Zahl der Häuser beträgt mit der Pfarrkirche 320, die der Einwohner, welche neun Jahrmärkte unterhalten und Getreidehandel treiben, 2828. — Im J. 1605 wurde hier Franz Vavasseur geboren, welcher 1621 in den Jesuiterorden trat, die schönen Wissenschaften an mehren Collegien vortrug und zu Bourges über die heilige Schrift las. Von hier wurde er 1644 nach Paris berufen, wo er die Stelle des berühmten Petavius einnahm und ihr 36 Jahre vorstand. Er starb daselbst 1681 und hinterließ den Ruhm, der größte Kenner der Feinheiten der lateinischen Sprache seines Jahrhunderts gewesen zu sein und sie mit der größten Feinheit und Eleganz gesprochen zu haben. Er hinterließ mehre trotz mancher Mängel schätzbare Werke. — Der Canton Paray le Monial enthält in 12 Gemeinden 7674 Einw. — (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

*) Vergl. Narrative of a Journey from Agra to Oujein by William Hunter Esq. im sechsten Bande der Asiatic Researches (London 1801) p. 62.

PARAZONIUM (Παραζώνιον), heißt jedes, was am Gürtel getragen wird, namentlich ein Schwert, Dolch, den bei den Römern die tribuni militum trugen. Die Numismatiker nennen so etwas, was sich auf römischen, namentlich Kaisermünzen, z. B. des Galba, Vespasian, Titus, Domitian u. A., häufig findet, worin die Einen einen Commandostab, Andere ein Scepter, wieder andere einen Degen oder Dolch, noch Andere einen Köcher sehen, ohne daß aber irgend nachweislich oder wahrscheinlich wäre, daß das grade am Gürtel getragen worden sei. (Vgl. *Eckhel* D. n. VI, 310. *Rasche* Lexic. i. W.) (*H.*)

Parbadi, s. Parwadi u. Schiwa.

PARBARA (Πάρβαρα) wird eine Stadt im westlichen Theile Parthiens genannt. (*Ptolem.* VI, 5. *Cellar.* orb. ant. III, 20. pag. 822. T. I.) (*Krause.*)

PARCA, bei den Römern die Zutheilerin des Schicksals, ein in der neuern Poesie und Rhetorik durch vielfache Anwendungen einheimisch gewordener Name, an den sich großentheils dunkle und verworrene Vorstellungen geknüpft haben, welche den Alten durchaus fremd sind. Das Wort ist echt lateinisch und der Begriff eigenthümlich römisch; da aber bei den Griechen diese Idee mehr ausgebildet ist und die Darstellungen der Parzen in den uns erhaltenen lateinischen Dichtern größtentheils durch die Vorbilder derselben bedingt sind, wird es zweckmäßig sein, zuerst die Bedeutung des Begriffs bei den Griechen zu verfolgen, dann die eigenthümlich römische Auffassung und endlich den Einfluß der griechischen Darstellungen anzuknüpfen.

Was wir Schicksal nennen, heißt bei den Griechen μοῖρα, Theil. Es ist der Antheil des Einzelnen an den Erzeugnissen des Weltalls gemeint. Dieser Antheil ist zunächst bedingt durch die Geburt. Alles, was da ist, ist nach griechischer Vorstellung entweder unmittelbar oder durch seine Vorfahren Erzeugniß des Erdbodens. Wie nun jeder Pflanze ein bestimmter Antheil von Erde, Luft und Wasser, denn dies sind die drei Gebiete und Grundbestandtheile der Welt, nothwendig ist, so hat auch jedes lebende Wesen seine unentbehrlichen Bedürfnisse in denselben, und einen den hieraus sich ergebenden Ansprüchen gemäßen Antheil. Dieser Antheil kann, wie die eine Pflanze zu ihrer Ernährung mehr bedarf, als die andere, ein größerer oder geringerer sein. So hat der im Himmel waltende Geist, der bei den Griechen Uranos heißt, den Himmel zu seinem Antheil und lebt und webt in allen Erscheinungen desselben, ebenso Pontos das Meer, Helios die Sonne, die Dryade den Eichbaum. Den größten Antheil hat der mächtigste unter allen Lebenden, der lebendige Gott. Sein Geist ist von Anfang an der weiseste, seine Glieder die gewaltigsten: darum gewinnt er die Herrschaft über das Weltall: es ist sein Lebensantheil, seine μοῖρα, der Herr der Welt, der allein Freie zu sein und jeden, der vor ihm mächtig war oder der sich gegen ihn auflehnt, zu überwältigen: denn Zeus' Würfel fallen immer glücklich. Daß er also auch eine μοῖρα hat, will nichts Anderes sagen, als daß er nicht eine pantheistische Weltseele, sondern ein persönlicher Gott ist. Seitdem nun Zeus den Sieg über die frühern Gewalten erworben

hat, der ihm die Herrschaft über die Welt zu eigen gibt, ist es sein Antheil, die Antheile aller übrigen Wesen zu bedingen und zu regieren. Jetzt ist der Geist des Himmels nicht mehr selbständig, sondern er dient dem Zeus. Zeus beherrscht den Himmel, sammelt die Wolken, lenkt den Sturm und schleudert den Blitz. Der Himmel ist noch jetzt nichts Unbeseeltes, Uranos ist sein Geist, wie Nephele die Seele der Wolken ist, aber Gott ist der Herr der Wolken, der Herr der Winde, der Wellen, der Eichen; die dürstende Erde fleht ihn knieend an, daß er die Schollen, welche durch sie beseelt sind, mit seinem Regen erquicke; der Baum wächst nach wie vor durch die Nahrung von Erde, Luft und Feuchtigkeit; daß aber ihm alles dies zu rechter Zeit und im rechten Maße zukomme, daß es ihm gedeihlich werde, ist vom freien Willen, ja von der Laune des Zeus abhängig. Zeus ist der Alles Vollendende, Alles zur Reife Bringende, in Allem Wirkende. Es ist nun der poetischen Reflexion eigenthümlich, bei jeder gleichmäßig erscheinenden Wirkung eine derselben völlig gemäße persönliche Ursache vorauszusetzen. Nicht allein jeder elementarische Gegenstand hat seine Seele, nicht allein jede Naturkraft hat die ihre, sondern auch bei jedem Verhältniß wird eine solche vorausgesetzt; selbst das ganz abstracte Verhältniß der Zeit wird persönlich aufgefaßt als Chronos, der der Vater aller Dinge heißt. So wird nun auch bei dem Verhältniß, daß Alles, was lebt, sein eigenthümliches Recht und Gebiet hat, ein persönliches Wesen anerkannt, welches über dieser Gleichheit waltet, welches gar Nichts zu thun hat, als jedem seine Grenze zu setzen und ihn innerhalb dieser Grenze zu erhalten. Dies Wesen beseelt die Antheile der Einzelnen und kann keinen andern Namen haben, als der von diesem Antheile hergenommen ist, *Μοῖρα*. Da nun der Antheil eines Jeden ein anderer ist, kann man diese Seelen der Antheile auch als unzählig auffassen, und insofern gibt es unberechenbar viele Mören; jede Vielheit aber pflegen die Griechen nach dem Grundverhältnisse der Dreizahl zu betrachten: daher gewöhnlich drei Mören angenommen werden, wie entweder drei Furien oder unzählige [1]).

Diese drei Mören nun werden einzeln benannt nach Eigenschaften, welche vom Lebensantheile jedes Einzelnen ausgesagt werden müssen. Die einzelnen Ereignisse dieses Lebensantheils stehen in einem organischen Zusammenhange, da sie sich aus den natürlichen Anlagen jedes Einzelnen und aus der regelmäßigen Benutzung aller ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig zustehenden Gegenstände von selbst ergeben. Dieser organische Zusammenhang wird von den Griechen versinnlicht als ein Weben oder Spinnen, weil auch in diesem einzelne Flocken durch eine regelmäßig fortwirkende Kraft zu einem einigen Ganzen vereinigt werden. Daher denkt man sich die Mören als spinnend oder webend, die eine von ihnen führt den Namen der Spinnerin, Klotho, und die wesentlichste Eigenschaft ihres Fadens ist die Unauflösbarkeit (*οὐδεὶς δύναται Μοιρᾶν μίτον ἐξαναλῦσαι*). Was nun die Mören so verweben, fällt Jedem bei der Geburt und durch das ganze Leben hindurch als ihm eigenthümlich zu: dieses Zusammentreffen und Zufallen drückt der Name der zweiten Möre, der Erloosung, Lachesis, aus, und die organische Nothwendigkeit, womit sich dies Alles ergibt, der der dritten, Atropos, der Unabwendbaren. So schon bei Hesiod (Th. 218, 905. Scut. Herc. 258). Als Verwalterinnen jener Grenzen der Lebensantheile schon in der Urzeit sind hier die Mören Töchter der Nacht, ohne Vater erzeugt in einer Reihe von allegorischen Wesen, welche sämmtlich blos aus Abstractionen hervorgegangen sind, blos Verhältnissen vorstehen, wie Tod, Schlaf, Träume, Tadel, Noth, Verübelung, Täuschung, Alter, Zwietracht. Weil aber mit dem Siege des Zeus, dessen Blitze das ganze Weltall durchfahren und die ganze Leere des Raums mit Brand erfüllen (*Hes.* Theog. 700) eine neue Weltordnung beginnt, weil jetzt die Mören selbst einen neuen Charakter haben, indem nun zum Lebensantheile jedes einzelnen Wesens die Mitwirkung des Allvollbringers Zeus gehört, werden die Mören nach dieser Einrichtung von Zeus Weltherrschaft noch einmal erzeugt von Zeus und der Themis, welche der in der göttlichen Setzung, im Gottesrecht waltende Geist ist. Denn *δίκη* bezeichnet die Gebühr, den Zustand, welcher besteht, wenn jeder sich innerhalb der Grenzen seines Lebensantheils hält, wie die Pflanze: *θέμις* aber bezeichnet das Gesetz, welches der Befehl und die höhere Autorität der Götter gibt und wodurch die Gebiete der ursprünglichen Gebühr häufig verändert und bedingt werden.

Denn während die Pflanze ihrer Natur nach nichts Anderes beginnt, als daß sie sich ausbildet mit Verarbeitung der ihr durch die Stelle, die sie auf dem mütterlichen Boden einnimmt, zustehenden elementarischen Nahrungsmittel, ist es den organisch belebten Wesen eigen, daß sie die ihnen durch die ursprüngliche Zutheilung gesetzte Grenze der Gebühr zu überschreiten und Andere zu beeinträchtigen suchen. Jedes Leben bringt diesen Trieb mit sich, es kann sich keins erhalten, ohne ein anderes Leben, wenigstens ein vegetabilisches, zu zerstören, während die Pflanze, indem sie für sich sorgt, auch Andern nur wohlthut, einzelne Ausnahmen, wie das Aussaugen der Eiche durch den Epheu, abgerechnet. Jede Überschreitung jener Grenzen der Gebühr, welche eine Beeinträchtigung Anderer zur Folge hat, heißt dem Griechen ein *ὕβρις*, und wie man beim Epheu schon von einer *ὕβρις* in der Pflanzenwelt reden könnte, so ist unter den Thieren, namentlich den Raubthieren, die *ὕβρις* alltäglich. Wie aber die Gesetze der Gebühr nicht auf der Gleichheit beruhen, sondern auf der Gleichmäßigkeit, wird nun, sowie der Baum mehr elementarische Nahrung braucht, als die Rose, um so mehr noch in der organischen Welt jedem höher begabten Wesen höherer Anspruch zugestanden, als dem andern, ja das niedere wird gegen dasselbe rechtlos. Pflanzen zu verzehren, gehört zum Lebensantheile des Thiers und wird ihm nicht als *ὕβρις* angerechnet; ebenso steht es dem Menschen zu, die Thiere nach

1) Unter den Römern vergl. über die Dreizahl der Parcen *Favon.* Eulog. in *Cic.* Somn. Scip. p. 403. l. 13 (*Orell.*). *Auson.* Griph. v. 19. *Serv.* ad *Virg.* Buc. VIII, 75: Omnia ternario numero continentur, ut Parcae, Furiae, Hercules etiam trinoctio conceptus, Musae ternae.

kür zu seinem Nutzen zu verwenden und nicht blos ihre Freiheit, sondern selbst ihr Leben zu nehmen. Dem Menschen wird es nur als ὕβρις nachgesagt, wenn er eines andern Menschen Recht verletzt, und diese Rechte der Menschen sind wieder durchaus nach der Geburt verschieden. Wie die Menschen über den Thieren, so stehen über den Menschen die Götter: gegen ihre Willkür hat der Mensch kein Recht: Nichts in der Welt hat ein Recht gegen sie, weil ihr Vater und König Zeus die Weltherrschaft gewonnen hat. Nur gegen einander können die Götter eine Übertretung begehen: wenn einer das dem andern durch seine Geburt und durch die Zutheilung des Zeus beschiedene Gebiet beeinträchtigt.

Da nun die Mören Nichts sind, als die Geister der Grenzen zwischen den verschiedenen Gebieten, ergibt es sich von selbst, daß sie diese Grenzen zu hüten haben. Wenn also eine Übertretung begangen ist, haben sie das Amt der Herstellung des Rechts, sie müssen dem Versehrten (die Versehrung heißt ἄτη) sein Gebiet um so viel gegen den Versehrer hin erweitern, als es ihm durch die Verletzung beeinträchtigt ist: dadurch wird die Gleichmäßigkeit des Rechtes hergestellt. Diese Ausgleichung, diese Vergeltung gilt für ein ewiges Weltgesetz, für einen Proceß, der sich von selbst versteht und sich von selbst vollbringt mit ruhigem Fortwachsen. So sicher wie der Halm die Ähre bringt, so sicher setzt die Versehrung des Beleidigten sich um in die Versehrung des Beleidigers (ὕβρις γὰρ ἐξανϑοῦσ' ἐκάρπωσεν στάχυν ἄτης. *Aesch.*. Pers. 821). Diese stille Thätigkeit, welche ebenso vegetabilisch fortschreitet, wie das Hervorwachsen der einzelnen Lebensereignisse aus der von den Mören zugewiesenen Lebensgrundlage, wird nun ebenfalls den Mören zugetheilt: sie verfolgen die Übertretungen der Götter und Menschen und lassen nimmermehr ab von ihrem furchtbaren Zorne, bis sie dem, der gesündigt hat, bösen Erfolg heimgegeben haben (*Hes*. Theog. 220).

Da nun aber Zeus keine Weltseele ist, sondern ein gewordenes Einzelwesen, das freilich kein Ende hat, dem keine Grenze gesetzt ist, die er nicht überschreiten kann, der aber doch nicht von jeher in dieser Macht, wenn auch in dem Anspruche darauf, sich befand, so muß er in einem Augenblicke seines Lebens auch mit einer Grenze und hiernach mit der Möre in Conflict kommen und eine Vergeltung gegen sich hervorrufen. Denn die Herrschaft, die er sich erobert, hat vor ihm sein Vater Kronos. Zeus' Natur ist die höhere, er ist weiser und stärker als Kronos, ihm dienen die Mächte des Verstandes, welche Kronos von sich stößt, und die Gewalten der Natur, welche Kronos im Schooße der Erde verschlossen hat, Prometheus, die Kyklopen und die Hekatoncheiren sind die Werkzeuge für seinen Sieg über die Titanen. Aber obgleich Zeus dazu geboren war, größer zu sein, als sein Vater, so gut wie Achill, so bleibt doch immer ein Band zwischen Sohn und Vater: und es ist ein altes Naturgesetz der Sitte, daß der Sohn den Vater ehren soll. Dieses Gesetz wird gehütet von den Erinnyen, welche in den Flüchen jedes widerrechtlich Gekränkten walten. Eines solchen Fluchs nimmt sich die gemeinschaftliche Mutter Erde an: ihr Groll duldet den Beleidiger nicht auf dem Boden, auf dem er den Beleidigten verletzt hat: die Seele dieses Grolls der Erde ist die Erinnys, welche Äschylus mit den Seelen der Flüche des Beleidigten identificirt, weil der Fluch in dem austreibenden Groll der Erde fortlebt (*Aesch.* Eum. 417). Einen solchen Fluch mußte nun, das konnte nicht ausbleiben, auch Kronos gegen Zeus ausrufen, als er gestürzt war, und dieser Fluch konnte kein anderer sein, als daß dem Sohn geschehen solle, was er ihm selbst gethan, daß er einen Sohn zeugen solle, der mächtiger sei, als er selbst. Nachdem also Zeus den Kronos überwältigt hat, steht seiner unbedingten Herrschaft noch jenes alte Weltgesetz: der Thäter soll leiden (δράσαντι παϑεῖν· τριγέρων μῦϑος τάδε φωνεῖ, *Aesch.* Choeph. 302), gegenüber. In jedem andern Fall wird dies Weltgesetz durch unwiderstehlichen, still fortwachsenden Fortgang verwirklicht, durch eine Nothwendigkeit (diese verstehen die Griechen unter dem für dieses Verhältniß oft gebrauchten ἀνάγκη), welche ebenso feststeht, wie daß der Baum Blätter trägt: und die Verwalterinnen dieser Nothwendigkeit (ἀνάγκης οἰακοστρόφοι) sind die Mören, welche zu wachen haben über die Grenze von Zeus' und Kronos' Lebensantheil, und die Erinnyen, welche in dem durch Kronos' Fluch hervorgerufenen Groll der Erde gegen Zeus, der, wie sein Vater, auch ihr Kind ist, leben (*Aesch.* Prom. 516, vgl. 768. 910. 920). Zeus muß also fallen, wenn er nicht dieses Weltgesetz, wenn er nicht den Groll der Erde, die seine Herrschaft nach dem Sturze des Vaters nicht dulden will, überwinden kann. Die Ausgeburt dieses in den Erinnyen lebenden Grolls der Erde ist Typhoeus, den die Erde mit dem Abgrund, in den Zeus die Titanen hinabgestoßen hat, erzeugt (*Hes.* Th. 821). Diesen besiegt Zeus mit den Waffen seiner Gewalt (Th. 853. *Aesch.* Prom. 358); gegen den Fluch muß er andere Mittel brauchen: er muß das Beilager vermeiden, an welches jene Verwünschung gebunden ist, das mit der Wasserfürstin Thetis, der Herrin des Nereidenchors, deren Liebe so begehrt war, daß Zeus und Poseidon sich darum stritten (*Pind.* Isthm. VII, 27). Um zu verstehen, worum es sich hier handelt, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie eine Liebe des Zeus den Alten Nichts weniger als eine Tändelei, sondern die tiefste Bewegung seines Gemüths ist, wie der ἔρως λυσιμελής ihn durch und durch einnimmt und überwältigt. So muß der allein Freie, dem die Macht der Willkür über alle Welt durch seine Natur zusteht, seiner Neigung Zwang anthun, und, während er sonst kein Mittel gescheut hat, seine Sehnsucht zu befriedigen, jetzt dem Gegenstande derselben auf immer entsagen. Das heißt der Grieche den Prometheus ehren. Nichts steht sich mehr entgegen als Leidenschaft und Vorbedacht, als Eros und Prometheus. Durch diesen Zwang aber, den der allein Freie sich selbst anthut, stellt er nun auch seine Herrschaft gegen jeden Angriff fest, Kronos' Fluch wird eitel, Zeus ist den Mören und Erinnyen nichts mehr schuldig und niemals sieht ihn einer je besiegt (*Aesch.* Theb. 514); Nichts ist ihm beschieden, als auf ewig zu herrschen (*Aesch.* Prom. 515).

Das Verhältniß der Mören, die Zeus nun von Neuem erzeugt, zu ihm ist daher durchaus nur das der Unterordnung. Allerdings kann es von Zeit zu Zeit geschehen, daß der durch sie herbeigeführte Gang der Ereignisse seiner Neigung zuwiderläuft. Denn Zeus ist der höchste Gott, aber nicht der einzige; er beherrscht die Welt mittels seines Geschlechtes, seiner Geschwister, Gemahlinnen und Kinder; jedem derselben hat er sein bestimmtes Gebiet und in demselben das Recht der Freiheit und Herrschaft angewiesen. Was nun diese feststellen, das erkennt Zeus an, wenn ihm nicht wegen besonderer Rücksichten daran gelegen ist, es umzustoßen; ja er gibt seinen Wunsch, seine Neigung auf, um das einmal von ihm selbst bestätigte Recht nicht aufzuheben (neque enim licet irrita cuiquam facta dei fecisse deo: *Ovid.* Met. III, 336) [2]). Wenn aber ein anderer Gott dem von Zeus einmal Beschlossenen zuwiderhandelt, stößt dieser das von demselben Festgestellte ohne Weiteres um, wie in der Ilias, was Poseidon heimlich zu Gunsten der Griechen im Kampfe bei den Schiffen gethan, und wenn er selbst andern nachgibt, so geschieht das nicht, ohne daß vorher anerkannt ist, wie Niemand ihn dazu zwingen könne. So gewährt er der Hera die Zerstörung Troja's und den Tod Sarpedon's, aber nur nachdem sie erklärt, es stehe ihm frei, den beschlossenen Lauf des Geschicks zu ändern, doch werde es den andern Göttern misfallen (Il. IV, 29. XVI, 443).

Das Verhältniß des Schicksals in der Weltordnung des Zeus ist also das, daß nach wie vor die Lebensereignisse in organischer Entwicklung aus den ersten Anlagen und Ansprüchen des Einzelnen hervorwachsen, daß aber diese Anlagen und Ansprüche jetzt von Vorn herein durch die Gunst oder Abneigung des Zeus und der übrigen Götter bedingt sind. Darum heißen die Schicksale der Menschen nun Antheil von Zeus her, Antheil von Gott her, Antheil Gottes (den Gott gibt) [3]): sofern aber der Mensch dem Willen, ja der Willkür der Götter in irgend einer Hinsicht widerstrebt, erfährt er an ihrer herrischen Gewalt seine Ohnmacht. In diesem Sinne finden wir am häufigsten Klagen gegen das Schicksal vorgebracht: der Mensch fühlt sich unfrei, während er den frei und willkürlich schaltenden Göttern gegenübersteht, er fühlt sich von ihnen beeinträchtigt, ohne ihnen vergelten zu dürfen. Der allgemeinste Unterschied zwischen den Antheilen Beider ist die Sterblichkeit der Menschen: darum ist alles Menschliche unzuverlässig, während was die Götter beginnen, auf der Grundlage der Unvergänglichkeit fest steht: in den Lebensfaden des Menschen ist von seiner Geburt an der einstige Tod unauflösbar hineingewebt. Nichts kann also der echtgriechischen Auffassung ausdrücklicher widerstreiten, als wenn man die Mören für die weltregierende Macht, Zeus für eine derselben unterthänige personificirte Naturkraft nimmt [4]). Vielmehr ist die Möre eine solche Naturkraft, fortwebend nach blinden Naturgesetzen sowol im physischen als im sittlichen Gebiete, ohne Fähigkeit, etwas mit Freiheit zu wollen und zu wählen: frei dagegen sind die Götter, welche zwar im Allgemeinen jene blind fortschreitende Entwickelung bestätigen, aber nur da sie ungestört lassen, wo sie ihrem Willen, ihrer Liebe und ihrer Abgunst nicht zuwiderläuft. Nur in einem Verhältniß könnte es scheinen, als wäre Zeus mehr Vollzieher als Verleiher des Geschicks: da, wo er die Lebensantheile zweier Parteien, einmal der Griechen und Troer, das andere Mal des Achilleus und Hektor wägt. Wenn Zeus hier untersuchen und aus dem Gewicht erfahren wollte, wem der Sieg gebühre, so läge allerdings nicht in seinem Willen, sondern in der Natur der Parteien die höchste Entscheidung. Auch dann würde immer noch Zeus der lebendige Gott, die Möre das blinde Verhältniß sein; jener aber würde unter diesem stehen. Aber Zeus will Nichts erfahren, denn er greift zur Wage immer nur in dem Augenblicke, wo es zur Entscheidung kommen soll: er weiß also vorher, wie es mit den Dingen steht: er will offenbaren, daß jetzt der Augenblick da sei, wo keine nicht von ihm selbst beauftragte Macht störend eingreifen, sondern das reine Verhältniß der beiden Loose, wie sie durch seine Bestimmung bedingt sind, den Ausschlag geben soll. Daher siegen nach dem ersten Abwägen die Troer, weil Zeus ihnen den Sieg zugedacht hat und die Achäer durch Blitze schreckt (Il. VIII, 75. 133. 170. 335); nach dem zweiten siegt Achill, weil Apoll den Hektor verlassen muß, ihm aber Zeus Athene zu Hilfe sendet (Il. XXII, 213). Daher flehten in Äschylus Psychostasie Thetis und Eos den Zeus für ihre Söhne an, während er deren Loose wog (*Aesch.* Fr. 263). Dies wäre widersinnig gewesen, wenn nicht von Zeus die Entscheidung abhinge.

Gleichbedeutend mit *μοῖρα* ist *αἶσα*, und wird ebenso, bald als Appellativ, bald persönlich gebraucht: stärkere Bezeichnungen desselben Begriffs sind *πεπρωμένη* und *εἱμαρμένη*: bei beiden wird *μοῖρα* hinzugedacht, jenes ist der beschiedene, dies der zugetheilte Lebensantheil. Die passivischen Ausdrücke, welche das Schicksal bezeichnen, machen es deutlich genug, daß durchaus nicht eine nach Neigung oder nach Weisheit verfahrende persönlich regierende Macht, sondern lediglich ein Verhältniß mit diesem Namen bezeichnet wird. Und weil die personificirte Möre selbst Nichts ist, als die Seele dieses Verhältnisses, scheuen sich die Griechen auch nicht, die passivischen Participien Pepromene und Heimarmene für dieselbe zu gebrauchen.

Die gereiftere Reflexion ertrug die Vielheit persönlicher Götter, deren Dasein der Mensch aus dem Bewußtsein seines Verhältnisses zur Gottheit in dessen verschiedenen Richtungen gefolgert hatte, nicht. Indem man die göttliche Willkür aus der Weltordnung verbannte, wurde das leblose Gesetz, der Zusammenhang der Dinge, die Heimarmene als Weltherrschaft anerkannt, es regierte der Wirbel der ewigen Bewegung des Weltalls, durch ihn

---

2) *Eurip.* Hippol. 1328: *Θεοῖσι δ' ὧδ' ἔχει νόμος· Οὐδεὶς ἀπαντᾶν βούλεται προθυμίᾳ Τῇ τοῦ θέλοντος, ἀλλ' ἀφιστάμεσθ' ἀεί.* 3) Daher spinnen die Götter nach griechischer Vorstellung auch selbst zu, z. B. Od. I, 17. Daher von ihnen Auflösung des sterblichen Looses oder Wollvorraths und Fäden ehernen Metalls für den Kaiser erbeten. *Calpurn.* Ecl. IV, 139. 4) Wie es von Blümner geschehen ist: über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Äschylos (S. 14. 15. 133). Die richtige Auffassung war in der daselbst (S. 14. Not 10.) angeführten Stelle aus A. W. v. Schlegel's Vorlesungen bereits klar genug

war Zeus vertrieben. Diese Ansicht, welche den Zeus gegen das Weltgesetz aufgab oder doch ihm unterordnete, war in Griechenland die gewöhnliche, als die griechische Literatur in Rom Eingang nicht blos für die Lesung, sondern für die Nachahmung fand.

Dagegen steht ursprünglich im römischen Glauben der Begriff des Schicksals in viel bestimmterer Beziehung auf eine weltordnende persönliche Macht, als bei den Griechen. Es heißt hier nicht der Antheil der Einzelnen, sondern das den Einzelnen Zugesprochene, der Ausspruch Gottes, des Jupiter oder des Götterraths [5]), auch der Ausspruch einzelner Gottheiten, daher öfters von Fata, die mit einander streiten, geredet wird. Diese Göttersprüche werden nun auch personificirt, die Schicksalsmächte sind die Seelen, welche walten in dem, was die Götter gesprochen: ihr Charakter ist der Natur des Götterspruchs so gemäß, wie der des Elementargeistes seinem Element: sie werden daher Faten, Fata genannt und behalten diesen Namen fortwährend in der Volkssprache [6]). Die im Gesprochenen waltenden Seelen werden nun oft auch selbst als sprechend gedacht, ihre Zahl ist der Natur der Sache nach so groß, wie die Menge und Verschiedenheit der göttlichen Bestimmungen. Es ist aber auch bei den Römern die Dreizahl ein Grundverhältniß der Vielheit, und zwar in der Weise, daß nicht den drei einzelnen gleiche Bedeutung zugetheilt wird, sondern daß man zwei zusammen und ein drittes ihnen gegenüberstellt, wie unter vielen Beispielen die Lucerer unter den Ramnes und Tities, die sich an Rechten gleich sind, stehen. So beziehen sich die Namen von zwei dieser Fata, welche weiblichen Geschlechts gedacht werden, ungeachtet des sächlichen Geschlechts des Namens, auf die Zeit der Geburt, Nona und Decuma, die dritte auf die des Todes, Morta, für welche Andere die Parca, die Karge, die Beschränkende, Begrenzende, setzten, weil am Todestage die Beschränkung des menschlichen Looses am empfindlichsten gefühlt wird [7]). Die Schicksalsmächte bewachen also nach römischer Vorstellung die Grenzen des Lebensloses, und zwar nicht wie dasselbe von Natur zunächst, sondern wie der eingreifende und beschränkende Wille der Götter es bestimmt, denn die Römer unterscheiden zwischen natura und fatum, und berechnen die Lebensdauer des Menschen nach der ersten auf höchstens 120, nach dem letzten auf höchstens 90 Jahre (*Serv. Virg.* Aen. IV, 653. Vgl. *Censorin.* D. Natal. 14). Die in dieser Beschränkung waltenden Schicksalsmächte führen daher auch insgesammt den Namen der Parcen, der Kargen, der Beschränkenden, und werden als Herrinnen des Schicksals, als sorores dominae fati und als das Schicksal durch eignen Ausspruch zuerkennend eingeführt, mit um so größerer Autorität, je mehr der Einfluß der persönlichen Götter für das Bewußtsein zurücktritt. So wird der Name Parcae dem Namen Fata ganz analog, wie Homer Kataklothen für Mören braucht, und man redet von den Parcen des Einzelnen, wie von seinen Fata.

Da nun der Begriff des Fatum durchaus nicht sich auf die Bestimmung der Todesstunde beschränkt, sondern auf die Ordnung aller Lebensverhältnisse durch den göttlichen Willen sich ausdehnt, wird auch diese ganze Ordnung von den Parcen hergeleitet, doch mit besonderer Hervorhebung von Geburt und Tod. Die von der Zeit der ersten hergenommenen Namen aber erscheinen zu dürr und äußerlich, indem die ganze Mannichfaltigkeit der Lebensverhältnisse auf sie übertragen wird: die römische Vorstellung nimmt daher eifrig die griechischen Namen Klotho, Lechesis und Atropos mit dem griechischen Bilde des Spinnens und Webens auf.

Hier aber erkennen wir recht augenscheinlich, wie in den Dichtern Roms zur Zeit des Cicero und des August die einheimische Nationalität bei aller Einwirkung des Griechischen noch nicht so gelähmt war, daß sie sich diesem unbedingt hingegeben hätten. In einheimischer Vorstellung wurde die Handlung des Bestimmens als ein Zusprechen, die des unabänderlichen Feststellens als ein Schreiben, das man von den Parcen aussagte, gefaßt: diese Vorstellungen lebten in religiösen Gebräuchen: am Ende der ersten Woche rief man für das neugeborene Kind die Fata Scribunda [8]), die niederzuschreibenden Bestimmungen, an. Dies Bild des Anschreibens ist eigenthümlich italisch und kommt namentlich in etruskischen Darstellungen öfters vor: auch fehlt es nicht an Anspielungen der classischen Dichter (*Ovid.* Met. XV, 808. *Martial.* X, 44, 6. *Claud.* Bell. Gild. 202) und die spätern Rhetoren führen es weiter aus (Latin. Pacat. Paneg. Theod. 18, 4. *Marian. Capell.* I, 2. 2. 16, 3. 17, 10). Auch finden wir in einzelnen Stellen das Geschäft des Schreibens der einen Parce, der andern das Weben zugetheilt (*Claud.* Bell. Gild. 202. *Serv. Virg.* Aen. I, 22). Gewöhnlicher aber wird das Schreiben zurückgestellt und das Zusprechen als ein Zusingen während des Zuspinnens der Lebensfäden ausgemalt. Dies Zusingen, welches bei den Griechen so wenig vorkommt, wie das Anschreiben, ist während des goldnen Zeitalters das gewöhnliche Bild, bald als ein praefari, wie schon Livius Andronicus (*Gell.* III, 16) und Catull (64, 382), bald als ein dicere, gewöhnlich aber als canere bezeichnet (*Virg.* Ecl. IV, 46. *Ovid.* Her. XV, 81. Ibid. 240. Met. VIII, 451. Trist. V, 3, 25. Consol. Liv. 247. *Tibull.* I, 7, 1. IV, 5, 3. Prop. IV, 7, 51, *Horat.* C. Saec. 25). Das damit verbundene Spinnen aber, wodurch bei den Griechen ein leinener Faden gedacht wird, gilt den Römern als die bei ihnen besonders in Ehren stehende Wollarbeit, und Catull führt die Parcen im Ehrenkleide römischer Matronen ein und begründet ihr Spinngeschäft durch die römischen Hochzeits-

5) Fatum dicunt quicquid dii fantur, quicquid Jupiter fatur. *Isidor.* Orig. VIII, 11, 90. 6) Fatis tribus. *Varro* ap. *Gell.* N. A. III, 16. *Τὰ τρία Φᾶτα, οὕτω γὰρ Ῥωμαῖοι τὰς Μοίρας νενομίκασι καλεῖν.* *Procop.* B. G. I, 25. *Orell.* Inscr. 1777. 7) *Gell.* N. A. III, 16. [illegible] Nona, Decuma, Parca, nach Cäsellius Vindex [illegible] die Morta. [illegible] zehnte Monat gilt als [illegible] der [illegible] reift die Frucht. Nona und [illegible] *Orell.* [illegible]

8) *Tertull.* De Anim. c. 39.

gebräuche, wobei Spindel, Rocken und Wollkorb feierlich der Braut in die neue Wohnung nachgetragen werden.

Indem nun die Parcen nicht blos Geburt und Tod bestimmen, sondern die gesammten Lebensverhältnisse verwalten, werden die einzelnen Vorzüge des Menschen nicht selten von ihnen hergeleitet. Gewöhnlich aber empfindet man das von ihnen geleitete Geschick als Beeinträchtigung der menschlichen Freiheit, man sieht ab von der individuellen Mannichfaltigkeit der Schicksale, welche man auf die verschiedenen Parzen verschiedener Menschen zurückführt, und hebt die Nothwendigkeit hervor, welche von den einträchtigen Schwestern (concordes stabili fatorum numine Parcae. *Virg.* Buc. IV. 47) festgestellt werde. Daher in vielfachen Dichterausdrücken die unerbittliche Strenge der Parzen ausgemalt, die Nichterfüllung des sehnlichen Wunsches ihrer Abgunst zugeschrieben: namentlich wieder die Sterblichkeit und die Kürze des Lebens, über welche die Parcen Niemanden Herr werden lassen. Das gewöhnliche dichterische Bild hierfür ist das Abspinnen des Rockens oder das Abschneiden des Fadens: Beides wird auch in Kunstdenkmälern dargestellt: die Lebensdauer denkt man sich gewöhnlich als abhängig von dem Vorrath an Wolle, mit dem der Rocken zuerst umwickelt war; zufälliger und jäh eintretender Tod wird dargestellt als das Abschneiden übereilend oder ihm zuvorkommend (*Juven.* XIV, 219. *Stat. Theb.* VII, 11); glückliche Fäden sind weiß oder golden, unglückliche schwarz (*Juven.* XII, 64. *Martial.* VI, 3, 5. *Sidon. Apoll.* XV, 201. *Ovid.* Trist. V, 13, 24). Wegen der Unabwendbarkeit des Todes gilt gewöhnlich Atropos als die, welche abschneidet, und findet sich daher auch mit dem Doppelmesser auf einem Kunstwerke dargestellt (Welcker Zeitschr. für alte Kunst S. 199). In der bildenden Kunst erscheinen die Parcen als ernste jungfräuliche Gestalten, in der Poesie wird auch noch das Greisenalter an ihnen hervorgehoben (*Ovid.* Met. XV, 181. *Claud.* R. Pros. I, 49): um das Ursprüngliche ihrer Beschlüsse und die keiner Liebe zugängliche Unerbittlichkeit ihres Gemüths zu versinnlichen. Wegen ihrer Herrschaft über den Tod erscheinen sie als Dienerinnen des Pluto (*Ovid.* Fast. VI, 757. *Claud.* R. Pros. I, 50).

Auch bei den Römern finden sich einzelne Spuren, daß man das Gesetz der Nothwendigkeit nicht für schlechthin unüberwindlich hielt, sondern in einzelnen Fällen göttlicher Willkür oder Kunst Einfluß darauf zuschrieb. So geschieht in der Wiederbelebung des Virbius durch den Äsculap der Macht der Parcen Eintrag (*Ovid.* Fast. VI, 757), und hier und da wird auch wol selbst der ärztlichen Kunst, die der Gott unter den Menschen aufrecht erhält, diese Ehre zugestanden, wenn gleich nicht als Bekämpfen, sondern nur als ein Erweichen der Parce (*Martial.* IX, 18, 1). Im Ganzen aber hielt man an der Überzeugung von der Unabänderlichkeit ihrer Beschlüsse fest und ließ selbst den Jupiter bei ihnen Kunde von der Zukunft einholen (*Ovid.* Met. XV, 813). Die Astrologie suchte die Parcen oder vielmehr die griechischen Mören in den Partikeln des Thierkreises und erklärte die Bestimmung der Schicksale durch die Parcen bei der Geburt aus dem Einflusse des Verweilens der Sonne in einem von diesen Theilen (*Censorin.* D. Nat. 8.). Mehr im Einklang mit den Vorstellungen der Dichter bleiben die Erklärungen, welche die Rhetoren und Grammatiker von dem allegorischen Bilde des Spinnens geben: der gesponnene Faden stelle die Vergangenheit dar, das durch die Hand laufende Gespinnst die Gegenwart, der Vorrath auf dem Rocken die Zukunft. Auch wird auf die nicht mehr zu ändernde Vergangenheit der Name Atropos, auf die Zukunft, die noch zufallen soll, Lachesis, auf die Gegenwart die thätige Klotho (*Apul.* de mundo pr. fin.). Beide Erklärungen geben Zeugniß, wie in der Kaiserzeit die Vorstellung von den Parcen keineswegs blos als dichterisches Bild behandelt wurde, sondern, so deutlich man sich auch der Allegorie bewußt war, mit besonderer Theilnahme gehegt wurde. (*Klausen.*)

Parc aux cerfs, s. Ludwig XV., König von Frankreich.

PARCAY, großes Gemeindedorf im franz. Maine- und Loiredepartement, (Anjou), Canton Noyant, Bezirk Baugé, liegt fünf Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem linken Sartheuser und hat eine Succursalkirche, 400 Feuerstellen und 1485 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PARCÉ, 1) kleine Stadt im franz. Sarthedepartement (Anjou), Canton Sablé, Bezirk La Flèche, liegt 4 Lieues von dieser Stadt entfernt, an dem linken Ufer der Sarthe und hat eine Succursalkirche, 400 Feuerstellen, eine Papiermühle und 2000 Einw. — 2) P., Gemeindedorf im Departement der Ille und Vilaine (Bretagne), Canton und Bezirk Fougères, liegt zwei Lieues von dieser Stadt entfernt, und hat eine Succursalkirche und 1062 Einw. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Parcellas, s. Madagascar.

PARCELLES (Johann), ein nicht unberühmter See- oder Marinemaler, geb. zu Leyden etwa 1597, war ein Schüler von Heinrich Broom, und zeichnete sich durch naturtreue Copirung der See in allen ihren Gestalten aus; um die Seestürme besser darzustellen, hat er sich selbst oft mit größter Gefahr ihnen ausgesetzt; mit diesem sorgfältigen Studium der Natur verband er eine sehr große Leichtigkeit der Erfindung. Eines Tages wettete er mit zweien geschickten Landschaftsmalern Knypberghen und Van Goyen, wer von ihnen am besten innerhalb eines Tages und in Gegenwart von gemeinschaftlichen Freunden als Zeugen ein Landschaftsgemälde zu Stande bringen würde, und man erklärte ihm allgemein den Preis zu. Mehre Seestücke von ihm sind in Kupfer gestochen. (Amsterd. 1620.) Parcelles hinterließ einen Sohn, Namens Julius, der ebenfalls Seemaler wurde; öfter hat man die Werke von Vater und Sohn mit einander verwechselt. (Nach der Biograph. univ.) (*H.*)

PARCEVAL-GRANDMAISON, (François Auguste), geboren den 7. Mai 1759 zu Paris. Sein Vater bekleidete dort einen hohen Posten beim Finanzfache. Er zeigte früh Neigung und Talent zu den Künsten, vertauschte jedoch die Malerei, der er sich Anfangs ge-

met, mit der Dichtkunst. Delille war sein Muster, und unter seiner Leitung bildete er sein poetisches Talent sorgsam aus. Als Mitglied der wissenschaftlichen Commission begleitete er im Jahre 1798 den damaligen Consul Bonaparte nach Ägypten und ward in das ägyptische Institut aufgenommen. Napoleon ernannte ihn späterhin zum Mitgliede des Conseil des prises und der französischen Akademie. In das zuletztgenannte Institut trat er im Jahre 1812. Paris blieb sein fortwährender Aufenthalt. Er beschäftigte sich dort mit mannichfachen literarischen Arbeiten bis zu seinem im Nov. 1834 erfolgten Tode. Sein erster poetischer Versuch führt den Titel: Les Amours Epiques, Poëme héroïque en six chants.[1]) Den Inhalt jenes Gedichts lernt man aus dem Bericht kennen, der Napoleon (1810) von der französischen Akademie abgestattet ward auf Veranlassung der zehnjährigen Preise über die in dem ersten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen vorzüglichen literarischen Erzeugnisse[2]). Als der Kaiser sich mit der Erzherzogin Marie Louise von Österreich vermählte, dichtete Parceval-Grandmaison einen Dithyrambe[3]), und zur Feier der Geburt des Königs von Rom einen Chant héroïque[4]). Den Vorzug unter allen seinen poetischen Werken behauptet die Epopöe: Philippe Auguste in zehn Gesängen, unter welchen er ein Fragment des siebenten, l'Interdit betitelt, im Dec. 1817 in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorlas[5]). Den Beifall, den dies Gedicht fand, bewiesen die wiederholten Auflagen[6]), und mehre öffentliche Beurtheilungen[7]). Den meisten dichterischen Werth hat unstreitig der siebente, achte, neunte und zwölfte Gesang. Eine Probe aus dem siebenten Gesange verdient hier eine Stelle. Es ist die Anrede des päpstlichen Nuntius an den König und die versammelten Pairs seines Reichs[8]). Zu näherem Verständniß möge hier erwähnt werden, daß Philipp August, auf Veranlassung des Grafen von Boulogne sich von seiner Gemahlin Ingelberg (in dem Gedicht Isembure genannt), der Tochter König Waldemar's I. von Dänemark, hatte scheiden lassen und sich dagegen mit Marie Agnes vermählt, einer Tochter des Herzogs von Meran. Papst Innocenz III., diese Gelegenheit benutzend, die weltliche Macht zum Vortheile der geistlichen zu schmälern, that ihn deshalb 1199 in den Bann, und belegte ganz Frankreich mit dem Interdict, welches zwar 1200, als Agnes freiwillig zurücktrat, und Ingelberg wieder den Thron bestieg, wieder aufgehoben, doch 1214 wieder erneuert ward. Den Anlaß hiezu gab Philipp August's Krieg mit dem König von England Johann ohne Land, (in dem Gedicht gewöhnlich Plantagenet geheißen) der sein Reich vom Papst als Lehen angenommen hatte[9]). *(Heinrich Döring.)*

PARCHACZ, ein Kameralgut im nordöstlichen Theile des zloczower Kreises des Königreichs Galizien mit ausgebreiteten Waldungen, welche sich zu beiden Seiten des Bug- und Rathaflüßchens hinabziehen, und dem gleichnamigen Dorfe, welches in ebener Gegend, am Rathabache liegt, der sich unterhalb des Dorfes am linken Ufer in den Bug ergießt, und von dem Städtchen Sokal

---

1) Paris 1804. 18. 2) „Ce poëme," heißt es in jenem Berichte, „n'est ni un ouvrage original, ni une simple traduction: il est composé de six ou sept épisodes, tirés de poëmes épiques anciens et modernes imités ou traduits, et liés par une invention très-simple; l'auteur suppose tous les poëtes épiques rassemblés dans l'Elisée, et récitant tour-à-tour aux ombres enchantées, les épisodes d'amour, qu'ils ont placés dans leur poëmes." 3) Paris 1810. 4. 4) Ibid. 1811. 4. 5) „Ce fragment," sagt der Dichter selbst in einer Anmerkung, „connu dans mon ouvrage sous le nom de l'Interdit, a obtenu, par les lectures que j'en ai faites, une esèpce de célébrité, et m'a valu beaucoup d'encouragement de la part de mes confrères" (den Mitgliedern der französischen Akademie). 6) Das Gedicht erschien zuerst Paris 1825. 2 Voll. 8. Zweite Ausgabe ebend. 1826. 2 Voll. 8. Dritte vielfach verbesserte und theilweise gänzlich umgearbeite Ausgabe. Ebend. 1829. 2 Voll. 12. 7) s. unter andern die geistreiche Kritik von Villenave in der Revue Encyclopédique. Vol. XXXV. p. 112 sq. 8)

N'espérez pas marcher contre vos ennemis,
Français, sans qu'à vos chefs l'Église l'ait permis.
Tant que Plantagenet *) à ses loix fut rebelle,
Vous dûtes vous armer et combattre pour elle;
Mais il abjure enfin ses coupables erreurs,
Et l'Église à son tour abjure ses rigueurs;
Que dis-je? elle a dans Londre établi son empire;
Elle-même y commande; elle même y respire;
Qui troublerait sa paix? Quel bras profanateur
Osérait attenter à l'arche du Seigneur?
Ce bras serait seché par une mort soudaine.
Mais c'est peu d'offenser la cité souveraine,
En combattant un roi par elle protegé;
Vous voyez dans quels noeuds le vôtre est engagé:
Jadis, époux lassé de la triste *Isembure*,
Sur elle d'un divorce il fit peser l'injure,
Et le thrône par elle autrefois occupé,
A sa jeune rivale offre un titre usurpé:
L'Église, trop long temps inactive et sans force,
A detourné les yeux d'un coupable divorce,
Qui d'un auguste hymen a violé les loix:
Si pour votre malheur, le ciel souffre une fois
Qu'un roi brise les noeuds que forme l'hymenée,
Bientôt par son exemple une foule entrainée
Ne respectera plus ce saint engagement,
Et du crime bientôt l'affreux débordement,
Enveloppant vos fils, vos femmes et vos filles,
Au divorce honteux livrera vos familles;
Et quel sort vous attend, si votre souverain,
De la religion brisant l'auguste frein,
Trahit les loix dont Dieu l'a fait dépositaire!
C'est l'intérêt du ciel, l'intérêt de la terre,
C'est le vôtre surtout qui m'anime aujourdhui.
Mais ce Dieu qui m'entend n'est il pas vôtre appui?
Prêt à lever son bras sur un roi qui l'offense,
Il arrête un moment les traits de sa vengeance,
Pourvu qu'un saint concile assemblé par ma voix,
D'*Agnes* et d'*Isemburre* examine les droits.
Et toi, toi, si tu veux que le ciel te pardonne,
Roi superbe, flechis sous la loi qui l'ordonne,
De desarmer soudain tes coupables vasseaux!
Français, Dieu vous defend de suivre ses drapeaux;
Obéissez, ou Dieu, qui peut encore l'absoudre,
Va souffler sur son trône et le reduire en poudre.

*) Johann ohne Land.

9) Vergl. Biographie des hommes vivants. T. V. p. 18 fg. Biographie nouvelle des contemporains. T. XVI. p. 12 fg. Ibeler's und Nolte's Handb. der franz. Sprache und Literatur. 4. Th. S. 675 fg.

Albert zu Parchim huldigen, bei welcher Gelegenheit die Freiheiten der Stadt bestätigt wurden. Nach dem Tode Heinrich Burewin's II. erhielt bei der Theilung der meklenburgischen Lande sein vierter Sohn Pribislaus Parchim und Reichenberg, und im Anfange des 14. Jahrh. residirten hier die Fürsten Nikolaus und Johannes (vergl. N. 2), welche der Stadt ihre Vorrechte von Neuem bestätigten. Im Jahre 1368 erhielt Parchim das Recht Pfennige und grobe Münzsorten zu schlagen, und zwar sollten von den ersteren vier auf einen Witte gehen und die löthige Mark zwei Schillinge höher als zu Lübeck ausgeprägt werden. Im J. 1404 verwüsteten die Lübecker die Umgegend der Stadt und trieben das Vieh hinweg. Das Gebiet der Stadt erstreckte sich damals sehr weit und war zum Theil mit tiefen Gräben, der sogenannten Landwehr, umgeben, und wurde von Warten und Thürmen vertheidigt, von welchen noch die Steinburg Kieckemark (d. i. Kuck' in das Land) übrig ist. Im J. 1506 stellte Parchim 400 Mann Fußsoldaten zu dem lübischen Kriege. Im J. 1528 bekam Parchim an Kaspar Lönnies den ersten Lutherischen Prediger, welcher an der St. Georgenkirche (Jürgenkirche) angestellt wurde, während die Marienkirche den Katholiken verblieb. Diese nahmen jedoch mehr und mehr ab [3]), vorzüglich seit dem Jahre 1536, wo Herzog Heinrich den von Luthern erbetenen Hamburger Johann Riebling zum Superintendenten machte, welcher sich große Verdienste um das Schulwesen erwarb. Zu dieser Zeit war Parchim sehr blühend. Man zählte über 2000 Bürger und die Georgengemeinde war 7000 Seelen stark. Der Hopfenbau wurde in mehren tausend Gärten getrieben, und der Hopfen fand in Lübeck, Hamburg und Stralsund starken Absatz. Täglich holte man 20—30 Fuder Bier auf das Land, und Tuch und Leinwand brachten viel Geld in die Stadt. Im J. 1586 verheerte eine Feuersbrunst 282 Wohnhäuser, und 1604 raffte die Pest 1600 Einwohner hinweg, unter diesen die Prediger Johannes Kuno, Joachim Tauman und Christoph Rampsack. Im J. 1609 wurde ein neues Schulgebäude errichtet, und 1620 wurden die Parchimer, welche zwei Fahnen in voller Rüstung stellen konnten, aufgeboten, um den dem Pfalzgrafen Friedrich zu Hilfe ziehenden 2500 Mann starken Engländern den Weg versperren zu helfen. Am 5. Nov. 1626 besetzten die Dänen die Stadt und am 6. Aug. 1627 nahmen der dänische Generalfeldmarschall Georg Friedrich von Durlach, der Herzog Bernhard von Weimar, der Herzog Karl von Sachsen-Lauenburg, Slabatta, General Jakob Bützow von Schlamenstorff und andere Befehlshaber mit ihrer 14,000 Mann starken Armee ihr Quartier einen Tag und zwei Nächte lang in Parchim und dessen Umgebungen, wobei die Stadt außer den verheerten Feldern und einer Contribution von mehren tausend Thalern, die bedeutenden Unkosten der Einquartirung bei den Privaten abgerechnet, 40 Tonnen Bier und 4000 Pfund Brod liefern mußte und 1000 Stück Vieh verlor. Den Dänen und Schweden folgten die Truppen Waldstein's, welchem die Stadt 1628 gezwungen huldigen mußte, und diese Einquartierung kostete dem Rathe allein im J. 1629 75,000 Thlr. 1631 mußte die Stadt außer den Lasten, welche sie mit dem ganzen Lande zu tragen hatte, 6000 Fl. Contribution an einzelne Befehlshaber, 1100 Pfund Brod à 1 Schilling und 8 Drömpt Roggen liefern. In demselben Jahre mußte die Stadt drei schwedische Reitercompagnien neun Wochen lang ernähren, und dem Rittmeister Keling 100 Gulden zahlen. Diesen Reitern folgten bald andere schwedische, kursächsische oder kaiserliche Truppen, wobei die Stadt außerordentlich litt. Im J. 1634 nahm die ganze schwedische Armee ihren Marsch durch Parchim und die dabei liegenden Dörfer, wobei der Stab der Stadt zur Last fiel. Im J. 1635 nahmen ebenfalls schwedische Truppen hier ihr Quartier, welche nicht nur, wie die Chronik sagt, unmenschlich fraßen und soffen, den Privaten viel Geld, und der Stadt monatlich 5600 Gulden abpreßten, sondern auch durch Plünderung der vor dem Kreuzthore gelegenen Scheunen und Speicher nicht zu berechnenden Schaden anrichteten. In demselben Jahre hatte der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., mit seinem ganzen Hofstaate und dem Stabe seiner Armee zehn Tage lang sein Quartier in der Stadt auf deren Kosten. Am 5. April 1636 erpreßte der Oberst Tzwitzsche 2000 Gulden von der Stadt und am 15. Aug. desselben Jahres mußte sie einige tausend Gulden zahlen, um ihren Bürgermeister Bossow loszukaufen, welchen der Oberst Platen hinweggeführt hatte. Den 6. Sept. zog der Feldmarschall Banner mit 20,000 Mann in die Stadt und lebte mit diesen bis zum 13. des genannten Monats auf ihre Unkosten, welche, der Mishandlung der Privaten nicht zu gedenken, kaum zu erschwingen waren. 1637 plünderte und mishandelte eine kaiserliche Streifpartie die Bewohner der Stadt, und 370 nicht sowol mit Korn, Hausgeräth und Bettzeuch, als mit Gold, Silber, Geld, Leinen und Kleidern beladene Wagen führten den Raub hinweg. Diesem Streifcorps folgte der Generalstab der kaiserlichen Armee, dem wieder monatliche Contributionen gezahlt werden mußten, und welcher, nach seinem Abmarsche, im Herbste durch drei schwedische Regimenter ersetzt wurde, die drei Wochen lang blieben, sodaß bald kein Ochse mehr in der Stadt zu finden war, und eine solche Pest entstand, daß man am Tage kaum die in der Nacht Gestorbenen begraben konnte. Von 1638—1641 kosteten die Durchmärsche der feindlichen Armeen bei ihren Hin- und Herzügen der Stadt 263,295 Thlr. Von 1641—1644, in welchem letzteren Jahre die Kaiserlichen am 27. Juli die Stadt noch ein Mal plünderten, rechnet man den Schaden, welchen Parchim erlitt, auf 45,003 Thlr. Im J. 1655 wurden die Kinder von zehn und mehren Jahren vom Teufel besessen, eine Krankheit, die 1½ J. anhielt. 1659 marschirte die polnische Armee unter Zarnetschi durch Parchim und hielt gute Mannszucht. Dies war nicht der Fall bei der Armee Montecuculi's, welche eilf Wochen darauf 42 Wochen in der Stadt lag und manchem Kaufmanne 1000—3000 Thlr. kostete. 1667

3) Die Bettelmönche erhielten sich bis 1553. Ihr Bettelspruch lautete: Bedenkt die armen Bröder und vergätet Tömins Farken ohe nig.

am 12. Sept. wurde nach Parchim das fürstliche Land- und Hofgericht verlegt. 1705 hielten die Bürger ihren Stadtrath drei Tage lang in Gefangenschaft, weil dieser die Gilden zwingen wollte, den Sohn des Stadtknechts oder Rathsdieners zu beerdigen, und 1712 überfielen und plünderten die Sachsen die Stadt, deren Einwohner damals kaum auf 300 Waffenfähige geschätzt, und deren Häuser in Kaveln eingetheilt wurden. Diesen Kaveln standen gewisse Freiheiten hinsichtlich der Wiesen, des Holzes und der Mastungen zu, wofür sie die Brunnen der Stadt, sowie die bei Feuersgefahren nöthigen Geräthe in Stand halten mußten [4]). (*Fischer.*)

PARCHON, ein jüdischer Gelehrter, welcher um die Mitte des 12. Jahrh. lebte. Sein vollständiger Name war Rabbi Salomo ben Abraham Parchon (הפרחון). Sein Geburtsort hieß Kal'a (קלעה). Als seine Lehrer werden die drei berühmten Rabbinen jener Zeit, R. Ephraim, Juda Hallevi und Aben Esra genannt. Seinen Ruf verdankt er hauptsächlich einem hebräischen Lexikon, das er im Jahr 1161, also vor David Kimchi, vollendete. Der Titel desselben ist Mechabberet (מחברת compositio), nicht Mechabberoth, wie Wolf in der Bibliotheca hebraea schreibt, und wie der frühere Lexikograph Menahem ben Saruk sein Werk betitelte. Er benutzte dabei das letztere, wie auch die Wörterbücher des R. Jona oder Abulwelid, des Salomo Gabirol u. A. Die Exemplare davon sind selten. Doch liegt in Wien eins, drei hat die Oppenheimer'sche Bibliothek, zwei besaß de Rossi. Der Letztere hat das Buch in seiner Variantensammlung zum A. T. fleißig benutzt und auch ein Specimen herausgegeben: Lexicon hebraicum selectum, quo ex antiquo et inedito R. Parchonis lexico novas ac diversas rariorum ac difficiliorum vocum significationes sistit *J. B. de Rossi*. (Parmae 1805. p. 44.) Er giebt allerdings einzelne brauchbare Glossen, doch hat er die Bedeutung schwieriger Wörter nicht selten nur nach dem Zusammenhange bestimmt, und zwar keineswegs immer glücklich. De Rossi hat den Werth seines Lexikons überschätzt. Indessen ist es wahr, daß Parchon nicht so ängstlich an dem Überlieferten klebt, wie sein gepriesener Nachfolger David Kimchi. Auch ist seine Kritik freisinnig. Außer dem Lexikon hat er noch einige andere Werke grammatischen Inhalts geschrieben. S. *Wolfii* biblioth. hebr. Nr. 1951, de Rossi var. lectt. prolegom. p. XXXVI und dessen Dizionario storico degli autori Ebrei. (Vol. II. p. 86.) (*E. Rödiger.*)

PARCHWITZ, unummauerte, mit kleinen Thürmen versehene Stadt, im Regierungsbezirke und Kreise Liegnitz der preuß. Prov. Schlesien, liegt unweit der Oder an der Katzbach, drei Meilen von Liegnitz und ebenso viele Meilen von Lüben entfernt, und hat zwei Lutherische Kirchen, eine katholische in dem außerhalb der Stadt gelegenen Schlosse *), in welchem das Rentamt seinen Sitz hat, befindliche Kapelle, ein Rathhaus, — die Kämmerei hat 1050 Th[lr.] jährliche Einkünfte — eine Schule, ein im J. 1584 [er]bautes Hospital, eilf andere öffentliche Gebäude, 1[..] Häuser, welche theils in der Stadt selbst, theils in [der] Vorstadt liegen, und 1100 Einwohner, welche ein[en] Wochen- und vier Jahrmärkte unterhalten, und Tuch[-] weberei, Bierbrauerei, — 99 Häuser besitzen die Bra[u]gerechtigkeit, und das Dorf Leschwitz mußte, wenigst[ens] sonst, sein Bier hier nehmen, — Ackerbau, Viehzucht und Viehhandel treiben. Eine schöne Chaussée führt von der Stadt nach Liegnitz, und es befindet sich in ihr ein Postamt, sowie auch ein Land- und Stadtgericht. Parchwitz soll 1280 von einem Edelmann, Namens Peter von Parchwitz, erbaut worden sein. Als dessen Nachkommen ausgestorben waren, kam die Stadt an die Herzoge von Liegnitz, und Herzog Georg Rudolph residirte gewöhnlich auf dem hiesigen Schlosse. Im J. 1400 am 17. Mai gab Herzog Ruprecht I. die Stadt einem Otto von Ze[d]litz zu Lehen, dessen Nachkommen mit Otto dem Jüngern 1562 in der männlichen Linie ausstarben. Herzog Heinrich von Liegnitz wollte daher dieses Lehn wieder einziehen, auch ergab sich ihm die Stadt gutwillig, allein der Herr von Oppersdorf, welcher mit Otto's Tochter verheirathet und von seinem Schwiegervater zum Erben eingesetzt worden war, weigerte sich die Hofgerichte zur Einziehung des Lehens in das Schloß einzulassen. Heinrich fing daher am 5. Dec. d. g. Jahres an, dasselbe zu belagern, stand jedoch bald wieder davon ab. Erst im März 1564 unternahm er in Verbindung mit dem Herzog Georg von Brieg eine neue Belagerung, die mit einem unter Kaiser Maximilian's Vermittelung zu Liegnitz geschlossenem Vertrage endigte, dem zufolge der Herr von Oppersdorf Parchwitz mit seinen Zubehörungen dem Herzoge überließ. Im J. 1639 wurde die Stadt von den Schweden eingenommen, denen sie die Kaiserlichen bald wieder entrissen, doch kamen die ersteren 1642 abermals in ihren Besitz. 1709 erhielt Parchwitz vermöge der altranstädter Convention die erste Lutherische Kirche, und da diese in der Vorstadt erbaut wurde, so entstand daraus das Sprüchwort, daß die Parchwitzer, wenn sie in die Kirche gehen wollten, zur Stadt und zum Thore hinausliefen. Am 28. Nov. 1757 eröffnete hier Friedrich der Große mit einem siegreichen Gefechte den großen Kampf bei Leuthen, und am 15. Aug. 1760 schlug er hier den General Laudon. (*Fischer.*)

PARCIVAL, altteutsch Parzival (sprich Parsiwal), auch häufig Parcifal [1]), Parzifal, nämlich hier ist das französische v für ein teutsches v und als mit f für gleichlautend genommen, französisch Perceval, wird aus dem Persischen erklärt durch Parsi oder Parseh Fál, d. i. der reine oder arme Dumme, oder thumbe in der Sprache des Gedichts, in welchem Charakter er auch durch

4) Vergl. Hans Heinr. Klüver's Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg ꝛc. 2. Th. S. 294.

*) Zum Schlosse gehört das Dorf Parchwitzer-Hübner mit 66 Häusern.

1) Auch findet man Bartschifal; so heißt es in einem Liede aus dem 14. Jahrh., welches im langen Tone Frauenlob's gedichtet ist:
her *Bartschifal* in liden kam
dare bracht in der edle mijnne stam.
s. das Lied bei W. Wackernagel, Die altteutschen Handschriften der baseler Bibliothek. (Basel 1836.) S. 53.

den ganzen Verlauf vortrefflich gehalten ist. So nach Görres [2]). Doch wird Parcival nur im ersten Theile des Gedichts als der Dummheit Genoß dargestellt. Sollte auch der Name persisch sein, so ist er doch nur darum gewählt, damit er desto geheimnißvoller klinge, denn die Parcivals-Sage ist ihrem Geiste nach ein Erzeugniß des christlichen Mittelalters, und zwar die großartigste Dichtung desselben. Die letzte Abfassung des Nibelungenliedes fällt zwar auch der Zeit der Blüthe des Mittelalters, aber nicht dem Geiste desselben anheim. Seinen Ursprung verdankt das Nibelungenlied dem Geiste des teutschen Heidenthums. Das christliche oder das eigentliche Mittelalter hat zwar auch Einfluß auf die letzte Abfassung des Nibelungenliedes gehabt, und nur im Norden, wo die Denkmäler des Heidenthums besser gepflegt wurden, hat sich die Sage in ungetrübter Gestalt erhalten. Aber doch ist im Nibelungenliede in seiner letzten teutschen Abfassung der Geist des Heidenthums nicht so verwischt, daß er nicht noch überwiegend wäre. Daraus erklärt sich, warum Wolfram von Eschenbach, der die Nibelungensage kannte, zu seinem Hauptgedichte nicht diese, sondern die von Parcival wählte. Während andere Dichter seiner Zeit sich entweder wie der letzte Sänger des Nibelungenliedes der teutschen Heldensage oder wie Hartmann [3]) von der Aue, Wirnt von Grafenberg und Gottfried von Strasburg sich den romanischen Rittersagen zuwandten, wo glänzende Heldenthaten und Liebesabenteuer die Hauptrolle spielten, wählte der tiefer denkende und doch christgläubige Wolfram von Eschenbach die Sage, in welcher zwar als äußere Ausstattung Heldenthaten und Liebesabenteuer auch nicht fehlen, aber doch die Hauptrolle der Christenglaube spielt, aber ein Christenglaube, nicht streng an die Lehren der Kirche sich haltend, jedoch der christlichen Kirche auch nicht feindlich, sondern sich nur an diese nicht einseitig anschließend, sondern zugleich die Ansichten mit aufnehmend, die sich im Verkehre mit dem moslemimischen Morgenlande und Spanien gebildet hatten, und die Religionsgeheimnisse der Templer als das Höchste betrachtend. Der Einfluß, welchen das moslemimische Morgenland und Spanien auf das christliche Abendland äußerte, hat bewirkt, daß man die Parcivals-Sage als ein Erzeugniß der Mauren angegeben und geglaubt hat. Wir werden die Stelle des Dichters, welche davon handelt, betrachten, nachdem wir, den Gang des Wolframischen Gedichtes vom Parcival verfolgend, dahin gelangt sind. Wolfram hat die Parcivals-Sage am sinnigsten aufgefaßt und am schönsten abgerundet und dargestellt. Zwar verbirgt er das, was er sagen will, zuweilen hinter witzige Wendungen, doch nicht in der Absicht, um das, was er vorträgt, wirklich in Dunkel zu hüllen, sondern um desto gesuchter und erhabener zu reden und sein Gedicht zum vornehmsten Erzeugnisse des Mittelalters zu machen. Der Hauptgedanke ist sogleich an die Spitze des Gedichtes gestellt und beginnt mit Hervorhebung der Bitterkeit des Zweifels. Bei dem ersten Theile des Einganges ist das Bild mit der Elster die Hauptsache. Ein Theil des Gedichtes ist dem gewidmet, zu veranschaulichen, wie einer, der auch leiblich schwarze und weiße Farbe wie die Elster trägt, doch des Himmels werden kann. Weiter fragt der Dichter, wie man Treue da finden wolle, wo sie wie Feuer in dem Brunnen verschwinde, und singt, daß falscher geselliger Muth zum Höllenfeuer gut sei, und ermahnt insbesondere die Weiber zur Keuschheit und schamhaftem Sinne und zur Treue. Der letzte Theil des Eingangs geht dann von allgemeinen Betrachtungen zu dem Maere (Erzählung mit fortlaufenden Begebenheiten) über, das er erneuere. Hierauf beginnt er das Maere selbst, stellt aber wieder eine Betrachtung voran, nämlich die des Rechtsgebrauches, nach welchem in wälschen Gerichten und an einem Orte teutscher Erde der älteste Bruder das ganze Erbtheil seines Vaters erhält und die jüngern „huobe-enterbet“ (hufen-enterbt) sind, d. h. keinen Theil an dem Grundeigenthum erhalten. So verliert Gahmuret Burgen und Land da, wo sein Vater Scepter und Krone trug (nämlich in Anjou). Hierdurch wird Gahmuret sogleich über die gewöhnlichen abenteuernden Ritter erhoben, die Abenteuer suchen um der Abenteuer willen. Daß Gahmuret auf Ritterschaft ziehen muß, ist für ihn eine Nothwendigkeit. Als die Fürsten aus dem Reiche des verstorbenen Königs Gandin von seinem ältesten Sohne die Lehen empfangen, bitten sie den König, daß er an Gahmureten brüderliche Treue mehren möchte. Der König verspricht seinem Bruder stete Hilfe und soll sein Ingesinde (einer seiner Hofleute oder am Hofe überhaupt) sein. Aber Gahmuret will keines Mannes Ingesinde sein, denn so hätte er seinen Gemach gethan (läge er in Unthätigkeit). Er bittet also seinen Bruder und seine Mutter, ihn ausrüsten zu helfen. Herrlich ausgestattet zieht er mit zwanzig Knappen aus. Er will aber keines Königs, keines Kaisers und keiner Kaiserin Messenie (Ingesinde) sein, als des einen, der die höchste Hand über alle Lande auf der Erde trüge. Dieses ist der Baruch (der Gebenedeite), der Amtsname für den Khalifen) zu Baldac (Bagdad). Sein Amt ist das für den heidnischen Orden, was des Papstes Amt zu Rom für die Christenheit. Bei dem Baruch tritt Gahmuret in Dienst und Sold. Der Parcival ist nämlich nach jenen freiern Ansichten des Mittelalters gebildet, welche eine Frucht der Kreuzzüge waren. Nach ihr schätzte man das Christenthum zwar immer als das Höchste, sah aber ein, daß man das Heidenthum, wie man die Lehre Muhammed's nannte, nicht durch Gewalt vernichten könnte. So lernte man die Ungläubigen politisch ertragen. Auch faßte man die mildere Ansicht, daß wenn auch ein guter Heide ohne Taufe stür-

2) Lohengrin, Einleitung S. VI. und nach Görres San-Marte, der Mythus vom heiligen Grab. (Halle 1837.) S. 9. 3) Wie man bemerkt findet, wollen dem sehnsuchtsvollen Drang der Jugend entsprechend Hartmann, Wirnt, Wolfram den Übergang vom träumerischen Wesen des Jünglings zur Besonnenheit des zweckvollen Mannes darstellen. Im Gegensatze dazu verweilte Gottfried von Strasburg im Tristran in der Heiterkeit eines friedfertigen Charakters, im rücksichtlosen Genuß des Moments. Höheres konnte das Ritterleben nicht ersinnen, als die mystische Erklärung eines Parcival und den Eudämonismus eines Tristran. So nach Rosenkranz in der Beurtheilung von Gervinus (Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Teutschen, in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Nr. [illegible] 291).

be, er doch durch Gottes Erbarmen und Macht selig werden könnte. Wolfram singt im Parcival S. 31:

> der küene swarze heiden,
> des lop was virrec unde wit:
> starb er âne toufe sit,
> so erkenn sich über den degen balt,
> der aller wunder hât gewalt.

Jenes politisch Ertragenlernen und diese mildern Ansichten, daß Gott sich auch über einen Heiden, der ohne Taufe stürbe, erbarmen könne, waren den blinden christlichen Eiferern ein Greuel. Namentlich hatten die Tempelherren dadurch Haß auf sich gezogen, daß sie manchmal mit den Sarazenen im geheimen Bunde standen. Neuere haben die Tempelherren beschuldigt, daß sie selbst Muhammedanischen Unglauben und Gebräuche eingeführt hätten. Hierfür läßt sich in den bisher bekannt gewordenen Proceßacten kein sicherer Beweis finden. Auch ist das nicht wahrscheinlich. Aber ganz natürlich war, daß sie in ihrem Verkehre mit den Moslemim mildere Ansichten gegen sie gewannen. Den Parcival aber durchweht der Geist jener freiern Ansichten der Tempelherren; daher kann es nicht befremden, daß ein christlicher Ritter in den Dienst und Sold des Baruch tritt. Ein Ritter nach dem eigentlichen Begriffe hätte freilich dieses nicht gedurft. Aber im Parcival soll zwar das Christenthum triumphiren, aber nicht nach dem Begriffe jener Eiferer durch blinden Haß und unbeschränkte Verfolgung des Heidenthums, welche auch eine politische Verbindung mit den Ungläubigen verdammt. Gahmuret bleibt auch ein guter Christ unter den Heiden, und die einzige Veränderung ist, daß er andere Waffen trägt als die, die ihm sein Vater gab, und sein Streben ist, sich unter den Heiden den Namen des größten Ritters zu erwerben. Nachdem er sich zu Marroch (Marokko) und zu Persia, zu Damask und zu Halap (Aleppo), zu Arabi und vor Arabi und überall, wo man Ritterschaft gab, vor jeglichem Manne ausgezeichnet und man ihm dieses zu Baldac (Bagdad) zugestand, zieht er in das Königreich Zazamanc. Hier wohnen Mohren, und eine Mohrin, die Jungfrau Belacane ist ihre Königin. Sie wird von Vridebrant von Schottland belagert. Seines Oheims Sohn war Isenhart gewesen. Dieser lag nach Belacane's Minne todt, denn sie hatte ihn versucht, und er hatte um ihretwillen seinen Harnisch hinweggegeben und suchte so entblößt manche Abenteuer, bis er im Forste in Azagouc in einer Tjost (Zweikampf zu Rosse) mit dem Fürsten Prothizilas sein Leben verlor. Da suchte Belacane'n der Schottenkönig von jenseit des Meeres mit seinem Heere heim. Gahmuret faßt Liebe zu der „schwarzen Möhrin“ und sie zu ihm. Er besiegt in der Tjost die tapfersten Helden, die vor der Stadt liegen. Sie müssen ihm Sicherheit schwören und in die Stadt einreiten. Das Schottenheer darf nicht mehr gegen Belacane'n kämpfen. Der Sieger pflegt der Minne mit der schwarzen Königin und wird König von Zazamanc. Nachher erst wird die Hochzeit gefeiert. Es soll Gahmuret's Verbindung mit der Mohrin den Gegensatz zu einer christlichen Ehe machen. Gahmuret ist in seinem Königreiche, bis er sich sehr zu sehnen beginnt, daß er nicht Ritterschaft findet. Er schifft also heimlich davon. In seinem Briefe, welchen sie in ihrem Beutel findet, drückt er seine größte Zärtlichkeit für die Königin aus, und gibt als Grund an, warum er sie verlasse: wäre dein Orden in meiner Ehe (hier Religionsgesetz), so wäre mir immer nach dir wehe und (ich) habe doch immer nach dir Pein, und weiter unten: Frau willst du taufen dich, du magst auch noch erwerben mich. Daß er aber sie darum verlasse, weil sie eine Heidin sei, ist eigentlich nur ein Vorwand. Sie ruft, als sie den Brief gelesen: Oh! Weh! wie bald das geschieht! will er wieder umkehren, schnell soll ich es enden! Seinem Gotte zu ehren, ich mich gerne taufen sollte, und leben wie er wollte. Er hat sich also vorher nicht bemüht, sie zur Taufe zu bewegen. Auch flieht er die Mohrin wegen ihrer Farbe nicht, denn er sagt weiter unten (S. 53) eine Sehnsucht nach ihr aus und weist den Vorwurf, als habe ihre Schwärze ihn von ihr getrieben, zurück. Er verläßt die Mohrin, weil ihn das verdrießlich machte, daß sie ihn vor Ritterschaft hütete. Die Königin gebiert einen Sohn, der zweierlei Farbe ist, an dem Gott Wunder vereinigt, weiße und schwarze Farbe erscheint. Die Mutter küßt ihn oft an seine blanken Male (weißen Flecken). „Als ein agelster wart gevar sin hâr und och sin vel vil gar.“ Sein Haar und seine Haut ward ganz färbig wie eine Elster. Hieraus schon geht hervor, warum der Dichter jenes Bildniß von der Elster in Beziehung auf den Glauben an die Spitze des Gedichtes gestellt hat, und noch mehr erhellt dieses weiter unten. Bedeutungsvoll umschreibt er auch S. 35 die Mohren durch: die nâch der helle wârn gevar (die nach der Hölle gefärbt waren). Die Mutter nennt ihr Kind Feirefiz Anschevin (den Anjouer von Anjou). Gahmuret schifft nach Spanien und kämpft im Turnier zu Kanvoleiz so ritterlich, daß er den Preis gewinnt. Aber nicht Freude, sondern Trauer erfüllt ihn. Er erfährt hier seines Bruders, des Königs Galoes von Anjou, Tod. Die Königin Amphise von Frankreich sendet ihm einen Liebesbrief. Es ist dieses seine wahre Frau (Gebieterin). Sie haben sich seit ihrer Kindheit geliebt. Auch sehnt er sich nach seinem Weibe, der schwarzen Königin von Zazamanc, zurück. Aber Herzeloyde, die jungfräuliche Königin von Waleis, deren Hauptstadt Kanvoleiz ist, bestürmt ihn auch mit ihrer Liebe, und er verschmäht ihre Hand. Da nehmen der Ritter und das Mädchen einen Richter über die Klage der Jungfrau, und man spricht das Urtheil: Welcher Ritter Helm hier aufband, der daher nach Ritterschaft ist gekommen, hat er den Preis hier gewonnen, den soll die Königin haben. Diesem Spruche zufolge muß Gahmuret Herzeloyden zum Weibe nehmen. Von einer ordentlichen Ehe ist auch hierbei nicht die Rede, sondern blos von der Vollziehung der Minneverbindung, nachdem sie gelobt, daß sie ihn monatlich turniren lassen will, weil er sonst entrinnen werde, wie er seinem Weibe entronnen, das er durch Ritterschaft gewonnen. Er wird König von drei Landen, von Waleis und Norgals und Anjou, da sein Bruder gestorben. Zazamanc wird nun nicht mehr gerechnet, da er Land und Leute seinem Weibe gelassen, als

er entrann. Sein zweites Weib, Herzeloyde, ist Königin über drei Lande, Waleis, Anjou und Norgals, dessen Hauptstadt Kingrivals ist. Dem Wesentlichen nach ist sie also Gahmuret's Frau, da sie auch die Krone mit über Anjou trägt, aber es ist eine Verbindung ohne Zuziehung der Kirche. Der Zweck des Dichters ist nicht, Gahmureten durch diese Verbindung dauernd glücklich zu machen, sondern eine neue tragische Verwickelung herbeizuführen, da auch Herzeloyde Gahmureten bald verlieren soll. Seine Verbindung mit der Heidenschaft wird ihm zum Verderben. Ihm kommt die Botschaft, daß sein Herr, der Baruch von Babylon, mit Heeresmacht überzogen ist von den beiden Brüdern Pompejus und Ipomedon, denen er Ninive genommen hat. Da zieht Gahmuret zu dem Baruch und wird mit Freuden empfangen. Nachdem Gahmuret ein halbes Jahr ausgeblieben, hat Herzeloyde um einen Mittag einen fürchterlichen Traum. Darauf kommen geritten Tampanis, ihres Mannes weiser Meisterknappe, und viele kleine Jungherren. Der Knappe bringt die Botschaft von dem Tode seines Herrn und den Speer, mit dem er durchstochen ward. Große Hitze hatte ihn gezwungen gehabt, sein Härsenier von sich zu ziehen. Geunehrte heidnische Witze (Künste) haben ihnen den guten Helden gestohlen. Ein Ritter hatte Bocksblut in langes Glas genommen. Das schlug er auf den Adamas, den Helm Gahmuret's. Da ward er weicher als ein Schwamm. Vor Baldac (Bagdad) auf dem Gefilde da wurden viele Schilde durchstochen. Da kam gefahren Ipomedon und gab Gahmureten mit Tode den Lohn, daß er ihn früher vor Babylon niedergestochen hatte. Seines Speeres Spitze durchschnitt den Helm Gahmuret's. Der Baruch läßt ihn zu Baldac (Bagdad) begraben und das köstlichste Grabmal errichten. Auf der Grabschrift heißt es unter anderm: Er trug die Taufe und Christenehe (Religionsgesetz), sein Tod that Sarazenen weh. Der Baruch oder Khalif mit seiner Duldsamkeit ist sehr idealisch gehalten, sowie auch Gahmuret, als er seines Bruders Ingesinde werden soll, nur dem höchsten Herrscher der Erde dienen will, ungeachtet dieser das Oberhaupt der Ungläubigen ist. Der Baruch selbst auch schätzt den besten Ritter so sehr, daß er seinen Knappen gestattet und selbst die Kosten dazu hergibt, daß ihm prächtiges christliches Grabmal in Bagdad, dem Rom der Ungläubigen, errichtet wird. Man hat an Walter Scott bewundert, daß er die verschiedenen Volksthümlichkeiten so scheinbar naturgetreu gegen einander ankämpfen läßt. Aber dieses gibt dem Kunstwerke immer einen prosaischen Anstrich. In den größten Dichterwerken, wie in der Iliade, dem Nibelungenliede und im Parcival sind die verschiedenen Volksthümlichkeiten nur ganz schwach angedeutet und werden nicht als etwas Wesentliches geltend gemacht. Die Griechen bekämpfen die Troer nicht, weil es Troer und nicht Griechen sind, sondern weil sie einen Frauenraub an ihnen zu rächen haben, und Hektor fühlt menschlicher als Achilles. Etzel hat seine hunnische Volksthümlichkeit ganz verloren und ist nur dem Namen nach Hunne und dem Glauben nach angeblich Heide. Im Wesentlichen ist er ein ebenso menschlicher König als die christlichen. Ähnlich auch ist der Baruch im Parcival nur seinen äußern Umgebungen nach das Oberhaupt der Ungläubigen. Er ehrt den Ritter ungeachtet seines Christenthums, weil es der beste war, und gestattet, daß in seiner Hauptstadt ein Crucifix über das Grab des Helden gesetzt wird. Daß man sich im Gedichte zu diesem Ideal der reinen Menschlichkeit erheben konnte, war eine Frucht der Kreuzzüge, durch welche mildere Ansichten über die Moslemim verbreitet wurden. Einen merkwürdigen Contrast bilden in dieser Beziehung das Rolandslied, dessen Quelle das blindeifernde Werk des angeblichen Turpin ist, zu dem Parcival, welcher nicht nach den beschränktesten, sondern nach den erweiterten Ansichten des Mittelalters entworfen ist. So weit das Gedicht blos Gahmureten betrifft, ist es schon der höchsten Bewunderung werth. Aber dieses ist nur die Einleitung zu dem eigentlichen Parcival, nämlich nur die Erzählung von der Zeugung und Geburt des Halbbruders Parcival's und des Parcival's selbst. Herzeloyde erträgt den Tod ihres Mannes Gahmuret so gelassen und gottergeben als möglich, indem sie durch ungestüme Leidklage die werthe Frucht nicht tödten will, die sie von Gahmureten trägt. Sie will, wie sie zuvor gethan, das Hemde an sich legen, welches von des fallenden Gahmuret's Blute gefärbt ist. Aber die Besten des Landes nehmen es ihr aus der Hand und bestatten den Speer und auch das Blut im Münster, sowie man den Todten thut. Dann über den vierzehnten Tag gebiert sie einen Sohn, den sie selbst säugt. Bei dem Preise, welchen der Dichter Herzeloyden ertheilt, flicht er eine lyrische Episode von den Frauen überhaupt, und besonders von einer, die ihm jedoch ungetreu geworden; nennt das Weib zwar nicht mit Namen, aber sich selbst: Ich bin Wolfram von Eschenbach und kann ein Theil mit Sange, mir ist von Herzen leid ihre Pein. Sein Lob hinket an dem Spat, wer allen Frauen saget: Matt! Nachdem der Dichter seinen Unwillen gegen das Weib, das ihm Leid zugefügt, ausgesprochen, sich aber mit Lobeserhebungen über die tugendhaften Frauen im Allgemeinen verbreitet hat, kehrt er zu Herzeloyden zurück. Sie wird ihren drei Landen fremd. Ihr Herz liegt nur dem Jammer ob. Sie zieht sich aus ihrem Lande in eine Einöde in Soltane und bringt dahin das Kind des werthen Gahmuret. Die Leute, die bei ihr sind, müssen anbauen und ausreuten. Sie verbietet ihnen, von Rittern etwas laut werden zu lassen. Sie sollen ihm alle Ritterschaft verhehlen. So wird der Königssohn in der Einöde erzogen. Bogen und kleine Polzen schneidet er mit seiner eignen Hand. Wenn er aber einen Vogel erschoß, der erst so laut sang, da weint' er und raufte sein Haar. Der Vogelsang macht den tiefsten Eindruck auf ihn und seine Brust schwillt von ihm. Die Königin weiß nicht, was ihm ist, er weiß ihr es nicht zu sagen. Sie forscht darnach und findet, wie ihr Sohn nach den singenden Vögeln auf den Bäumen schaut. Sie läßt nun ein Strafgericht über die Vögel durch ihre Leute ergehen. Parcival bittet für sie. Bei dieser Gelegenheit sagt sie: weshalb wende (verkehre) ich sein Gebot, der doch ist der höchste Gott? Sollen die Vögel meinetwegen ihre Freude lassen? Der Knappe fragt,

was ist Gott? Sie lehrt ihn, daß er lichter als der Tag sei ꝛc., und weiter, daß einer der Wirth der Hölle heiße, der schwarz sei ꝛc. Seine Mutter unterschied ihm gar daz vinster und daz licht gevar, das Finster- und das Lichtfarbige. Hierauf schreitet er auch weiter in leiblichen Fertigkeiten und lernt den „Gabilotes-Schwank“ und erschießt damit manchen Hirsch. Als er eines Tags den Waidegang geht, hört er Schall von Hufschlägen und macht sich mit seinem Gabilote zum Kampfe fertig, wenn etwa der Teufel, von dessen Schrecken ihm seine Mutter gesagt, mit zornigem Grimmen käme. Da kommen drei gewappnete Ritter, welche herrlich aussehen. Parcival hält jeden für einen Gott und fällt auf seine Kniee. Der vorderste äußert seinen Zorn, daß dieser thörige Waleise sie an ihrer jähen Reise verhindert. Die drei Ritter sind die Mannen des vierten Ritters, der kommt. Ihm haben zwei Ritter in seinem Lande eine Jungfrau genommen. Sie reiten voraus, und er jagt ihnen mit seinen drei Mannen nach. Er ist herrlich gewappnet und gekleidet. Parcival hält ihn für Gott, wie Herzeloyde ihm gesagt, als sie ihm den Unterschied des lichten Scheines lehrte, und ruft den Ritter als Gott an. Der Ritter antwortet ihm, daß er ein Ritter sei und belehrt Parcifal auf sein Fragen, was ein Ritter sei. „Wer gibt Ritterschaft?“ fragt Parcival weiter, und erhält zur Antwort: König Artus. Ferner fragt Gahmuret's Sohn, warum der Ritter manchen Fingerring an seinen Leib gebunden habe, da doch die Jungfrauen ihre Ringe (vingerlîn) an Schnüren tragen. Der Ritter zeigt ihm sein Schwert und sagt, daß er vor Schuß und Stich so gewappnet sein müsse. Beim Scheiden bedauert der Ritter, daß es dem vollkommen schönen Knaben an Witzen gebreche. Seine Mutter geräth in den äußersten Jammer, als ihr Parcival erzählt, was er gehört und gesehen. Er verlangt von seiner Mutter oft ein Pferd. Um ihren Sohn zu veranlassen, daß er wieder komme, wenn er recht gerauft und geschlagen werde, zieht sie ihm Thorenkleider an. Sie gibt ihm Lehren, daß er gebahnte Straßen reiten, der Welt Grüße bieten, einem alten weisen Manne, der ihm Zucht lehren will, folgen soll, aber vor Allem eine Lehre, welche ein gewaltiges Abenteuer veranlaßt: Wo du gutes Weibes Fingerlein (Ring) kannst erwerben, und ihren Gruß: das nimm; es thut dir Kummersbuße (Besserung), du sollst zu ihrem Kusse jach gehen und ihren Leib fest umfangen, das gibt Glück und hohen Muth, wenn sie keusch und gut ist. Hierauf sagt sie ihm, daß der stolze, kühne Lahelin die zwei Länder Waleis und Norgals, welche Parcival'n dienen sollten, an sich gerissen und seinen Fürsten Turkentals und sein Volk erschlagen und gefangen. Parcifal will den Lahelin schon noch mit seinem Gabilot verwunden. Den Morgen darauf ist es dem Knappen nach Artus eilig. Als seine Mutter von ihm scheidet und ihn nicht mehr sieht, stirbt sie vor großem Schmerze. Der Knabe wendet sich gegen den Forst in Prizljan, reitet einen Bach hinab und findet am Morgen darauf ein herrliches Zelt. In ihm schläft die Herzogin Jeschute, die Gemahlin des Herzogs Orilus de Lalander. Parcifal, der Lehre seiner Mutter eingedenk, aber sie misverstehend, nimmt der erschrockenen Herzogin wider ihren Willen Kuß, Ring und das Fürspann (den Heftelschmuck) an ihrem Hemde und reitet fröhlich davon. Der Herzog kommt und spüret an dem Thau, daß seine Frau besucht worden ist. Vergebens erzählt sie, wie ein Thor zu ihr geritten, und betheuert ihre Unschuld. Der Herzog, von Eifersucht ergriffen, gibt kein Gehör, sagt, daß er nicht mehr an ihren blanken Armen erwarmen wolle, reißt den Sammt von ihres Pferdes Sattel, gibt dem Pferde einen Bast zum Zaum, und sie muß im bloßen Hemde ihm folgen. Er schlägt den Weg ein, den Parcival geritten. Dieser weiß nicht, daß er verfolgt wird. Wen seine Augen sehen, dem nähert er sich und grüßt ihn und sagt: so rieth mir meine Mutter. So kommt der thörige Knabe dahin, wo er die Jungfrau Sigune im größten Jammer und in ihrem Schooße den todten Fürsten Schianatulander findet. Der Knappe fragt: wer hat ihn erschossen? geschah es mit einem Gabilot? und greift zu seinem Köcher, wo er viele scharfe Gabilots findet. Sie antwortet, daß dieser Ritter das Gabilot gemieden habe und bei Tjostiren todt lag, und fragt Parcifal'n, wie er heiße. Er erwiedert, seine Mutter habe ihn bon fiz, sher fiz, bêâ fiz (guter Sohn, theurer Sohn, schöner Sohn) genannt. Sie erkennt ihn und sagt, daß er Parcival heiße. Der Dichter hat ihm bis jetzt seinen Namen nicht gegeben. Sie erzählt ihm weiter, daß Parcival's Mutter ihre Muhme und der Ritter, den Orilus im Tjostiren erschlagen, sein Vetter sei. Dieser Schianatulander war ein Fürst von Parcival's Lande, der dessen Land immer vertheidigte. Er diente Sigune'n um Minne und lag in ihrem Dienste todt. Parcival verheißt, daß er ihren Kummer rächen werde. Am Abende kommt er zu dem Hause eines kargen und argen Fischers, der ihn nicht bewirthen will, bis er ihm Frau Jeschuten's Fürspann gibt. Hierfür führt der Fischer den Knappen auch den andern Morgen nach Nantes an den Hof des Königs Artus. Vor Nantes kommt Ither von Gaheviez, der Basensohn des Königs Artus, dem Parcival entgegengeritten, mit ganz rothem Wappen und Kleidern. Er hat ein goldenes Trinkgefäß genommen, sodaß der Wein in den Schoos der Königin Ginovere, der Gemahlin des Königs Artus, geflossen ist, und bittet Parcival'n, den Tafelrundern zu sagen, daß einer von ihnen hier ihr Goldgefäß haben solle. Der Knappe reitet in Nantes ein und vor den Palast des Königs Artus. Der Knappe Ivanet springt zu Parcival und bietet ihm Kumpanschaft an. Parcival fragt ihn, wer ihn zum Ritter machen solle, da er hier manchen Artus sehe. Ivanet führt Parcival'n in den Palast hinein, wo er die werthe Massenie (das Ingesinde) findet. Parcival grüßt sie, wie ihn seine Mutter gelehrt und sagt, was der rothe Ritter hierher entboten hat. Er wird vor den König Artus gebracht und ist so schön, daß ihm Niemand feind sein kann. Er stellt dem Könige vor, wie lange ihm das währe, bis er Ritter sei. Der König will sein Begehr…
er bis morgen warte, und ihn auc…
rüsten. Der Knappe will keine Ga…
nisch des Ritters, der ihn draußen…

antwortet, den Harnisch habe ein Mann an sich, daß er ihn Parcival'n nicht zu geben wage. Keye aber, der sich weder um Parcival's noch um des rothen Ritters Leben bekümmert, verlangt, daß der König dem Knappen den Harnisch geben und ihn zu dem Ritter auf den Plan lassen soll, damit er das Goldgefäß hole. So empfängt Parcival die Gabe, ungeachtet Artus sie ihm ungern gibt, weil er fürchtet, daß er erschlagen wird. Parcival eilt vom Könige weg. Die Königin geht mit Rittern und Frauen an das Fenster. Da sitzt auch Cunneware [4]) de Lalant, die Schwester des Königs Orilus. Sie lachte auf keine Weise, sie sähe denn denjenigen, der den höchsten Preis haben oder erwerben soll. Sie vermied alles Lachen, bis der Knappe vor sie reitet, da lacht ihr minniglicher Mund. Keye faßt sie bei dem Haar und schlägt sie mit einem Stabe auf den Rücken, da so mancher werthe Mann in Artus' Hof geritten sei und sie Lachen gemieden habe, und lache nun wegen eines Mannes, der nichts Ritterliches könne. Der verschwiegene Antenor wollte nie ein Wort sagen, wenn Cunneware nicht lachte. Jetzt hat sie es gethan, und er redet und erhält wegen seiner vermeintlichen Thorheit Schläge von Keye'n. Parcival'n ist Cunnewaren's und Antenor's Noth von Herzen leid, und er greift oft zum Gabilot. Aber vor der Königin ist solcher Gedrang, daß er den Schuß unterläßt. Er reitet hinaus zu Ither auf den Plan und verlangt, daß er ihm das Roß und den Harnisch, den er auf dem Palaste empfangen, und in welchem er Ritter werden soll, abgebe. Der Ritter sticht den Knappen mit umgekehrtem Schafte so, daß er und sein kleines Pferd auf die Blumen fallen. Parcival schießt den Ritter mit dem Gabilot durch das Auge und todt. Aber er versteht nicht dem Todten die Rüstung abzuziehen. Durch den Lärm, den beide Pferde machen, eilt Ivanet heraus und zieht Parcival'n die Rüstung Ither's an. Der Knappe verlangt seinen Köcher, aber alle Gabilots werden von Ivanet verweigert, und Parcival erhält das Schwert umgegürtet. Ivanet lehrt ihn das Schwert ziehen, läßt ihn das Streitroß besteigen und unterrichtet ihn, wie er mit dem Schilde und Speere umgehen solle. Parcival sendet dem Könige Artus das goldene Trinkgefäß durch Ivanet wieder, das Ither genommen hatte, und spricht nochmals sein Leid aus, daß ein Ritter sich an ihm vergaß und die Jungfrau schlug, weil sie ihn anlächelte. Parcival scheidet. Die Königin Ginevere kommt aus der Stadt und beklagt den erschlagenen Ither, der den höchsten Preis hatte und Massenie (Ingesinde) am Hofe des Königs Artus war. Ither wird königlich bestattet. Seinen Harnisch aber hat der noch „dumme" Parcival. Als er nachmals sich besser versinnet, hat er Ither'n ungern erschlagen. Parcival reitet auf Ither's unermüdlichem Rosse. Am Abend erblickt er das Dach eines Thurmes und glaubt, der Thurm wachse, und bemerkt: Das Volk meiner Mutter kann nicht bebauen. Ihre Saat wächst nicht so lang rc. Der Wirth (Hausherr) auf der Burg heißt Gurnemanz de Graharz. Er sitzt eben vor der Burg unter einer Linde und empfängt Parcival'n. Dieser antwortet ihm: Meine Mutter hat mich, bei dem Rath zu nehmen, der graue Locken hat; darnach will ich Euch dienen. Der Fürst wirft in die Burg empor einen Mûzerspärwaere [5]). Dieser beflügelte Bote trägt eine goldene Schelle, und viele Jungherren erscheinen und sorgen für den Gast Parcival. Den andern Tag darauf nimmt ihn der Hausherr in die Lehre und beginnt mit der Ermahnung, daß Parcival nicht wie ein kleines Kind sich immer auf seine Mutter berufen solle, und unterweist ihn darauf in ritterlicher Zucht und in der Kunst, ritterlich zu kämpfen. Von des Hausherrn schöner Tochter, Liaze, nimmt ihr Vater Gelegenheit, den Gast praktisch zu belehren, wie er sich anders gegen Frauen betragen, als er es im Forste gegen Jeschuten that, und den Frauen die Ringe und andern Schmuck nicht nehmen und sie anständig küssen soll. Herrlich pflegt man den jungen Helden bis in den vierzehnten Tag. Aber sein Herz liegt in Kummer blos darum, daß er zuvor besser streiten wollte, bevor er an Frauenarmen erwarmen würde. Groß ist der Jammer des Fürsten Gurnamanz, als der rothe Ritter, wie Parcival heißt, seitdem er Ither's Rüstung trägt, von ihm scheidet, sodaß er an ihm seinen vierten Sohn verliert. Graharz erzählt, wie seine drei Söhne das Leben verloren haben. Parcival bittet ihn, daß, wenn er immer einmal Rittersprеis erwerbe, sodaß er wol nach Minne begehren möge, Graharz ihm seine schöne Tochter gewähren solle. Parcival ist seine „Dummheit" bei Gurnamanz losgeworden, aber Liebe für die schöne Liaze hat sich seiner bemächtigt, die aber bald der Liebe zu einer noch weit schönern Platz machen soll. Von Gaharz kommt er diesen Tag in das Königreich Brobarz und zur Stadt Pelrapeir. Der König Tampenteire hat sie auf seine Tochter Condwir-amurs [6]) vererbt. Sie übertrifft alle berühmten Schönen an Schönheit. Sie und ihre Hauptstadt und ihr Land sind aber höchst bedrängt und unglücklich durch den König Clamide, der um

4) Cuneware wird bei Christian von Troyes (MS. 5. Bl.) und im Druck des Prosa-Romans von Perceval le Galois (v. 1530. 7. [illegible]) nur durch un pucelle, und Antenor durch un sot bezeich[net]. [illegible] Heinrich von dem Turlin in der Aventiure Krone wird [illegible] und erstere Frowe Lède genannt. S. [illegible] dem Turlin bei Lachmann, Wolfram [illegible] XII.

5) Mauserſperber, ein Sperber, der sich gemausert hat, Sperverium mutatum, wie ihn Kaiser Friedrich II. (de arte venandi cum avibus. Lib. II. c. 29 bei Schneider 1. Th. S. 90) nennt.

6) Christian von Troyes nennt Parceval's Weib Blancheflor, so auch Heinrich von dem Turlin, welcher singt: eine Frau hieß „Blanscheflûr," die liebt, die minnt ein Ritter „per amûr," das war mein Herr „Parzevâl," auch war die Frau von Gâl, als (wie) ich es vernommen habe. Der Ausdruck Heinrich's von Turlin, daß Parcival Blanscheflоren par amour geminnt habe, zeigt, daß er einer Darstellung folgte, in welcher Parcival's Verhältniß zu ihr nicht so edel als bei Wolfram von Eschenbach und vermuthlich auch bei Kyot gehalten war, und daß Parcival mit Blancheflor in einem Verhältnisse wie andere galante Ritter zu ihren Amies oder Freundinnen standen. Auch läßt Heinrich von Turlin Keyen über Blancheflor's nächtlichen Besuch bei Parcival spotten (s. die Stelle bei Lachmann S. XXII), da doch Wolfram und wahrscheinlich Kyot vor ihm diesen Besuch im schönsten Sinne geschehen lassen, um nämlich des Mädchens und Parcival's Unschuld in das schönste Licht zu stellen.

Condwir-amurs Liebe wirbt, aber verschmäht wird, das Land verheert und die Hauptstadt eingeschlossen und in die größte Hungersnoth gebracht. Parcival reitet über die Brücke, die ohne Seil hin und her schwankt, wird von einer Jungfrau erblickt und in die Burg, deren Vertheidiger nicht an Gäste, sondern nur an Feinde denken, doch endlich aufgenommen. Alles ist in der größten Verlegenheit, wie man in einer ausgehungerten Feste den rothen Ritter würdig bewirthen soll. Doch lindern die Hungersnoth für einen Augenblick Kyot von Katelangen und der werthe Manpfilyot, zwei Herzöge, Vatersbrüder der verwaisten Königin, welche ihr Schwert um Gottes Minne aufgegeben haben und Klausner geworden sind, und deren Klause von dem Feinde verschont wird. Als Parcival des Nachts schläft, geht heimlich zu ihm die verwaiste Königin, aber nicht in Liebesgedanken, sondern um Hilfe und Freundesrath zu suchen. Sie knieet vor Parcival's Bette, als er erwacht, und sie auf sein Bitten sich zu ihm legen muß, aber Alles in Zucht und Ehren. Sie trägt ihm nun ihre bedrängte Lage vor und bittet um Beistand. Den Morgen darauf kämpft Parcival mit dem Heeresmeister der Feinde, dem Seneschall des Königs Clamide. Er heißt Kingrune und hat Liazen's Bruder Schenteflur'n, einen Helfer der Königin Condwir-amurs, erschlagen. Parcival besiegt ihn, und es ist sein erster Schwerteskampf. Der Sieger hieß dem Besiegten, Fianze (Sicherheit) Gurnamanzen zu bringen, d. h., als Geißel Gurnamanz's einzureiten. Aber Kingrune stellt vor, daß er Gurnamanz's Sohn Schenteflur erschlagen habe. Da heißt ihm der rothe Ritter, daß er der Königin sichern soll. Aber auch hier stellt Kingrune vor, daß er verloren sein würde, weil er dort manchem kühnen Manne Herzeleid gethan habe. Da besiehlt ihm Parcival, daß er von diesem Plane ins Land zu Bretane seine ritterliche Sicherheit einem Mädchen, die Parcival's wegen gelitten, bringen und ihr entbieten solle, daß er nimmer froh sei, bevor er sie räche. Die Bürger werden durch zwei von großem Winde herbeigetriebene Schiffe, denen Parcival die Ladung durch zwiefache Bezahlung abkaufen läßt, von der Hungersnoth befreit. Der rothe Ritter und die Königin werden gefragt, ob sie einander beiliegen wollen. Sie sagen ja, und es geschieht, aber so, daß der Unkundige die Königin Mädchen sein läßt. Doch wähnt sie, sie sei Weib, bindet des Morgens ihr Haupt, und diese „magetbäriu Brut" (noch jungfräuliche Braut) gibt ihm Burgen und Land. In der dritten Nacht erst wird sie sein Weib. Clamide wird schrecklich enttäuscht. Sein Seneschall Kingrune hat ihm entboten, daß die Belagerten die Stadt wegen Hungersnoth übergeben und die Königin ihm ihre werthe Minne bieten würde. Jetzt hört er, daß sein Seneschall, des Heeres Meister, bezwungen ist und zu Artus zieht. Als Kingrune hier ankommt und Cunnewaren die Botschaft von Parcival bringt, da erschrickt und erröthet der andere Seneschall, nämlich der Seneschall des Königs Artus, Keye. Clamide wird von den Seinen damit getröstet, daß Kingrune nur allein aus Tapferkeit gekämpft und das Heer noch unbezwungen sei. Clamide unternimmt mit seinem Heere einen Sturm gegen die Festung. Parcival'n ist leid, daß er Ritterschaft an den Thoren vermeidet und auf der andern Seite streitet. Der Sturm ward zurückgeschlagen. Parcival nimmt der Gefangenen Sicherheit, und sie kehren in das Heer vor die Stadt zurück und bringen die Nachricht, daß in der Festung so viel Speise ist, daß die Belagerten wol noch ein Jahr aushalten können, und daß die Königin den schönsten Mann hat, der je Schildesamt gewann. Erbittert fodert da Clamide Parcival'n zum Kampf, während die beiden Heere mit einander Frieden haben. Parcival siegt und Clamide bittet um sein Leben. Parcival befolgt Gurnemanz's Rath, nach welchem „ellenhafter Mannheit Erbarmung bereit sein solle." Clamide soll Liazen Sicherheit bringen. Aber er fürchtet ihren Vater, da er dessen Sohn erschlagen, indem ihm sein Seneschall half. Parcival sendet ihn daher zu Artus, daß er der Jungfrau, die Parcival's wegen Schläge erlitten, seine Sicherheit bringe. Clamide reiset zu Artus, bringt Cunnewaren Parcival's Botschaft, und Alle sprechen einmüthig, daß Keye übel gethan habe. Das verwüstete Land, in welchem Parcival die Krone trägt, wird wieder angebaut. Freude und Wonne herrscht auf Pelrapeir. Eines Morgens nimmt der Held von seinem Weibe Urlaub, um zu sehen, wie es mit seiner Mutter stehe. Am Abend nach einer großen Reise gelangt er zu einem großen See, wo Waidmänner geankert haben, und fragt den Fischer [7], der wie ein Herrscher gekleidet ist, wo er Herberge haben möchte. Der traurige Mann antwortet, daß innerhalb dreißig Meilen nichts angebaut sei, nur ein Haus (eine Burg) liege hier nahe dabei dort an des Felsen Ende, dorthin soll er sich wenden. Parcival trabet dahin. Die Brücke ist aufgezogen, wird aber, da Parcival sagt, daß der Fischer ihn hierher gewiesen hat, herabgelassen und Parcival empfangen. Der weite Burghof zeigt, daß er durch Schimpf selten zertreten war, da überall grünes Gras stand, und daß Buhurdiren vermieden und er selten mit Panieren überritten worden war. Man konnte schließen, daß in der Burg Jammer herrschte. Doch bewirthen die Traurigen den Gast freudig. Der Wirth (Hausherr) kommt. Es ist jener Fischer. Auf einem Palast, in welchen man mit Parcival geht, brennen hundert Kronleuchter und liegen hundert Betten. Auf den Feuerstätten brennen große Feuer von Aloeholz. Sie und dazu noch warme Kleider hat der Wirth (Hausherr) wegen seiner Siechheit. Er läßt sich gegen die mittlere Feuerstätte auf ein Spanbette setzen und hat ein Leben wie ein Sterbender. Viele Ritter sitzen dort im Jammer. Ein Knappe trägt eine Glävin (Lanze) herein; an der Schneide erhebt sich Blut und läuft den Schaft hin bis an die Hand. Während Weinen und Geschrei auf dem Palast erschallt, trägt der Knappe die Glävin ringsherum zu den vier Wänden, bis wieder zur Thüre hinaus. Am Ende des Palastes ist eine stählerne Thüre aufgeschlossen. Aus ihr kommen zwei Jungfrauen, die Gräfin von Tenabrok

7) Die zwar äußere, aber hier bedeutungsschwere Verwandtschaft der Wörter pécheur (Fischer) und pecheur (Sünder) in der Urschrift konnte in die teutsche Dichtung nicht übergehen.



und ihre Gespielin in braunscharlachnen Röcken mit brennenden Kerzen in der Hand, und nach ihnen eine Herzogin und ihre Gespielin, auch in braunscharlachnen Röcken und tragen zwei Stollen (Stützen) aus Elfenbein. Alle vier neigen sich, und die zwei davon setzen die Stollen vor den Wirth. Hierauf erschienen viermal zwei andere Frauen in grünen Röcken; vier davon trugen große Kerzen und die andern vier einen langen und breiten glänzenden Stein, ein Granat-Jachant, und legen ihn auf die Stollen als Tisch vor den Wirth (Hausherrn). Zwei Fürstinnen, die Töchter Iwan's von Nonel und Jernis von Ril, die aus jener Ferne zum Dienste hierher genommen sind, bringen auf zwei „Twehelen" (Zwehlen, Quehlen, Handtüchern) zwei auf das Schärfste schneidende Messer aus hartem, weißem Silber, und vor und bei dem Silber tragen vier andere Frauen Lichter. Sie neigen sich, und die zwei legen das Silber auf die Tafel nieder. Dann gehen die sechs Jungfrauen wieder zu den zwölf ersten. Darauf erscheint die jungfräuliche Königin Repanse de schoye und trägt den Gral. Vor dem Grale kommen sechs lange Gläser, in welchen Balsam brennt. Die Königin und die sechs Jungfrauen, welche die Balsamgefäße tragen, neigen sich, und die Königin oder das Mädchen mit der Krone setzt vor den Wirth den Gral hin. Dann gehen die sieben zu den achtzehn. Für je vier Ritter, die in dem Saale sitzen, ist ein Kämmerer mit einem schweren goldenen Becken da und ein Jungherr, der eine weiße Twehele (Zwehle, Quehle) trägt. Hundert Tafeln bringt man herein und setzte jede vor vier Ritter. Der kummervolle Wirth selbst nimmt Wasser. Mit ihm wäscht sich Parcival. Eine seidene Quehle bot darauf ein dabei knieender Grafensohn dar. Wo keine der Tafeln stand, da sah man vier Knappen, welche ihres Dienstes für die, welche daroben saßen, nicht vergaßen. Zwei knieeten und schnitten. Die andern zwei trugen Essen und Trinken dahin. Theure Goldgefäße werden jedem Ritter gebracht. Hundert Knappen werden beauftragt und nehmen mit Züchten vor dem Grale Brode in weiße Quehlen und zertheilen sich damit vor die Tafeln. Alles, wornach jeder [8]) die Hand darbot, das fand er Alles bereit, warme Speise, kalte Speise, neue und dazu alte Speise, das Zahme und das Wilde, das war Alles die Wirkung des Grals [9]). In kleine Goldgefäße nahm man, wie jeder Speise geziemte, Salz, Pfeffer, Agraz, da hatten der Keusche und der Fräßige beide gleich genug. Moraz, Wein, Sinopel, wornach jeder den Napf immer darbot, das konnte er darin erkennen, Alles von des Grales Kraft. Die werthe Gesellschaft hatte Wirthschaft von dem Grale. Wol bemerkte Parcival die große Reichheit und das große Wunder. Aber um der Zucht willen verdroß es ihn zu fragen. Er dachte, mir rieth Gurnamanz mit großen Treuen, ich sollte nicht viel fragen. Ohne Frage ich vernehme, wie es mit dieser Massenie (Ingesinde) steht. Während er dieses denkt, trägt ein Knappe ein kostbares Schwert herbei. Der Wirth gibt es seinem Gaste mit den Worten: Herr! ich brachte es in Noth [10]) an mancher Stätte, bevor mich Gott am Leibe verletzet hat. Nun seid damit ergötzet, wenn man Euch hier nicht wohl pflege. Ihr könntet's wohl überall führen, wenn Ihr seine Art recht prüfet. Der Dichter ruft hierauf aus: Oh! Weh! daß er da nicht fragte. Dessen bin ich für ihn noch unfroh; denn da er es empfing in seine Hand, da war er damit zu fragen ermahnt. Auch schmerzet mich sein süßer Wirth, daß er von seinem Ungemache nicht durch Parcival's Frage befreit worden ist. Die Königin und die andern Jungfrauen tragen den Gral und die Tafel wieder zu der Thüre hinaus. Parcival blickt nach, und sieht auf einem Spanbette in einer Kemenate (Kammer) den schönsten alten Mann [11]). Der Wirth bietet Parcival'n gute Nacht, und dieser wird in eine Kemenate auf ein köstliches Lager gebracht und vier Jungfrauen reichen ihm noch Essen und Trinken. Parcival hat einen schweren Traum, welcher ihm seine künftigen Leiden weissagt, denselben Traum, den seine Mutter im Betreff Gahmuret's hatte. Als er erwacht, findet er sich allein. Auf dem Teppich sieht er seinen Harnisch und zwei Schwerter, das eine, welches ihm der Wirth geben hieß, das andere war von Gaheviez. Er muß sich selbst waffnen. Er ruft nach den Leuten, aber sie halten sich verborgen. Er läuft dahin, wo er des Abends abgestiegen war. Da ist jetzt Gras und Erde vom Treten berührt, und der Thau hinweggeführt. Er setzt sich auf sein Roß, findet das Thor offen und dadurch eine große „Slâ" (Spuren von Hufschlägen) hinausgehen, er trabet auf die Brücke, ein verborgener Knappe zieht das Seil, daß ein Theil der Schlagbrücke beinahe das Roß niedergefällt hätte. Der Knappe schilt den rothen Ritter aus, daß er den Wirth nicht gefragt. Er hätte dadurch viel Preis davon getragen. Der Gast ruft und will sich vertheidigen. Aber der Knappe hört nicht und schlägt das Thor zu. Parcival folgt der Slâ (den Spuren von Hufschlägen) in der Hoffnung, daß die vor ihm ritten, ausgezogen sind, um für die Sache ihres Wirthes zu streiten, und will ihnen hierbei helfen. Aber die Spur Derer, die vor ihm ritten, scheidet sich. Ihre Slâ, die erst breit wird, wird schmal, und zu seinem Leidwesen verliert Parcival sie ganz und gar. Da hört er die jämmerliche Stimme einer Frau. Es war noch vom Thaue naß (d. h. es war Morgen). Vor ihm sitzt eine Jungfrau auf einer Linde, und ein todter einbalsamirter Ritter lehnt zwischen ihren Armen. Parcival reitet dahin, erkennt sie aber wenig, obwol sie seiner Muhme Kind ist. Sie fragt ihn, woher er in diese große gefährliche Wildniß kommt, wo schon viele Leute ihr Leben verloren haben, und bittet ihn, sich von hier hinweg zu wenden, und will wissen, wo er heute noch gewesen ist. Er antwortet:

8) In der Müller'schen Ausgabe (S. 57) und auch in der Lehmann'schen steht „jener," nämlich swâ nâch jener bôt die hant, aber weiter unten heißt es: swâ nâch den napf *jeslîcher* bôt, es ist also auch oben für jener zu lesen *jeder*. 9) Merkwürdig ist, wie Wolfram von Eschenbach sich bei Erzählung vor den Wundern des Grabes verwei[illegible] in der Ausgabe von Lachmann S. 119.

10) Nämlich, indem er mit dem Schwerte gewaltig schlug. 11) Nämlich den Titurel.

Dahin ist eine Meile oder mehr, daß ich eine mit aller Art Reichheit so hehre Burg sah. In kurzer Weile ich von dort hierher ritt. Sie will ihm nicht glauben, da er doch eines Gastes (eines Fremden) Schild trage, und der Wald ihm beschwerlich gefallen sein würde, wenn er von angebautem Lande hierher geritten sei. Innerhalb 30 Meilen, erzählt sie weiter, wird zu keinem Baue Holz oder Stein zerschnitten. Nur eine wunschesreiche Burg steht allein. Wer sie mit Fleiße sucht, findet sie nicht. Viele Leute streben darnach. Aber es muß unwissend geschehen, wer immer die Burg sehen will. Munsalvâsche heißt sie und des Burgherrn Königreich Terre de Salvaesche. Der alte Titurel brachte es an seinen Sohn, den König Frimutel. Nachdem dessen Hand manchen Preis erworben, lag er von einer Tjost todt, wohin ihn die Minne gebot. Er hinterließ vier werthe Kinder. Bei Reichheit sind drei in Jammer. Der vierte hat Armuth. Um Gott für Sünde thut er das. Er heißet Trevrizent. Sein Bruder Amfortas lehnet, kann weder reiten noch gehen, noch liegen, noch stehen. Der ist Wirth (Hausherr) auf Munsalvâsche, und immer in Ungemach. Weiter sagt sie zu Parcival, daß, wenn er dahin zur jämmerlichen Schar gekommen wäre, der Wirth von dem Kummer, den er hat, befreit worden sein würde. Parcival antwortet, daß er dort große Wunder und manche schöne Frau gesehen. Das Mädchen erkennt den Mann bei der Stimme und nennt ihn mit Namen. Die Jungfrau gibt sich ihm auch zu erkennen. Es ist das Mädchen, das ihm zuvor ihren Kummer geklagt hat. Seine Mutter ist ihre Muhme. Auch er erinnert sich Sigune's, die er im Forst in Prizljan sah. Von ihren damaligen langen braunen Haaren ist jetzt ihr Haupt entblößt, und sie sieht jämmerlich aus. Er fodert sie auf, daß er und sie den todten Mann begraben wollen. Aber Sigune ist nicht, wie manche andere Frau, bei Wanke (veränderlich), und will nicht durch einen andern Mann ergötzt sein [12]). Sie sagt ferner, daß, wenn Parcival von dem Traurigen auf Munsalvâsche geschieden sei, nachdem er ihm geholfen, Parcival preiseswerth sei. Er trägt auch, wie Sigune erzählt, das Schwert des Amfortas um sich gegürtet. Es machte dasselbe Trebuchte's Hand. Das Schwert bleibt, wenn es einen Schlag thut, ganz; bei dem zweiten zerfällt es gar. Wird es aber wieder von dem Brunnen, der bei Karnant fließt und nach welchem der König Lac heißt, vor Sonnenaufgang benetzt, so wird es wieder ganz und stärker. Das Schwert bedarf Segensworte. Sigune fürchtet, daß Parcival sie auf Munsalvâsche gelassen hat. Hat er sie aber gelernt, so wächset und körnet immer der Sälde (des Heiles) Kraft bei ihm, und alles muß seiner Hand dienen, was von Wundern er dort gesehen hat. Er trägt immer der Sälde (des Heiles) Krone, wenn er der Frage ihr Recht gethan hat. Aber er hat nicht gefragt. Da bricht Sigune in Jammer und in Verwünschungen gegen ihren Neffen aus, da an ihm zu Munsalvâsche Ehre und ritterlicher Preis verschwunden. Voll Reue und Schmerz setzt er seine Reise fort. Er kommt auf eine neue Slâ (Spuren von Hufschlägen), vor ihm geht ein wohlbeschlagenes Roß und ein barfußes Pferd. Letzteres trägt eine Frau und hat das ärmlichste Sattelzeug. Die Frau ist ganz verwelkt und vor Hunger und Kummer abgezehrt und unbekleidet. Parcival grüßt sie. Sie erkennt ihn wieder, und sagt, daß das Leid, welches sie trägt, durch ihn über sie gekommen ist. Er antwortet, daß, seitdem er den Schild gewonnen und Ritters-Fuhre verstanden, weder ihr noch einem andern Weibe Leid von ihm geschehen sei, und bietet ihr ihren Dienst an. Sie bittet ihn, sich zu entfernen, wenn er will, daß nicht beide getödtet werden. Ihren Tod würde sie nicht beklagen, aber das, daß Parcival in Noth käme. Parcival will jedoch nicht fliehen. Der Herzog Orilus [13]) hält zum Streite. Erst eine Tjost, dann Schwertkampf und endlich Ringen der beiden Ritter. Orilus de Lalant hat oft gesiegt, wird aber von Parcival bezwungen. Dieser sagt ihm, daß er verloren sei, wenn er dieser Frau hier nicht seine Huld schenke. Orilus antwortet, er sei noch nicht bezwungen. Aber dieses geschieht sogleich noch mehr, und er bittet um sein Leben. Parcival will ihn gern leben lassen, wenn er dieser Frau seine Huld gebe. Orilus will dieses aber durchaus nicht thun, wol aber sein Leben durch seines Bruders Reichthum, der in zwei Landen die Krone trägt, und dadurch erkaufen, daß er sein Herzogthum von Parcival (zu Lehn) nimmt, und gegen die geunehrte Herzogin durchaus nicht Sühne pflege. Parcival aber antwortet, Leute, Land, noch fahrendes Gut können ihm nicht helfen. Er solle Sicherheit gegen ihn thun, daß er gen Bertane (Bretagne) fahren und dem wohlgeborenen Mädchen sichere und ihr Parcival's Dienst und Artus und dessen Weibe sage, daß sie das Mädchen ihrer Schläge wegen ergötzen, und dazu verlangt Parcival, diese Frau hier in des Herzogs Orilus Huld mit Sühne ohne Gefährde zu schauen, oder er müsse auf einer Bahre todt von hier hinwegreiten. Orilus will noch leben, und muß es leisten und Frau Jeschuten Sühne verheißen. Da springt sie schnell vom Rosse und empfängt den Kuß der Versöhnung. Die beiden Ritter und die Frau reiten vor eine Klause in eines Felsens Wand. Da findet Parcival eine „Kesse" [14]). Ein bemalter Speer lehnt dabei. Der Einsiedler heißt

12) Sowie bei Chretien von Troyes und im Prosa-Romane von Parceval heißt sie sowie auch bei Heinrich von Turlin in der Aventiure Krone nur „diu magt." Bei Heinrich ist nicht zu erkennen, ob sie wie bei Chretien (MS. 14. Bl.) und im Druck des Prosa-Romans (21. Bl. vw.) unter einer Eiche, oder wie im Wolfram'schen Parcival auf einer Linde sitze. Heinrich singt: Dieses erwarb Herr „Perceval," an dem armen Fischer, den er in großer Schwere „durch zuht" (um des Anstands willen) ungefragt ließ, „als" (wie) ihn „diu magt" alt (nachher hieß), daß ihn seine Zucht sogar verrieth, da (wo) er sie sitzend fand, und des Schwertes Kraft erkannte, das ihm sein Oheim gab, da (als) er heimreiten wollte. Vergl. Lachmann, Wolfram von Eschenbach. Vorrede S. XXII. XXIII.

13) Bei Heinrich von Turlin heißt er Orgoloys de lan lande (L'orguiolleux de la lande), und der Dichter sagt von ihm, was sich, wie Lachmann (S. XXIII) bemerkt, weder aus Wolfram von Eschenbach, noch aus dem französischen Roman erklären läßt, „sam" (sowie) Orgoloys de la lande von „Perschevalle" geschah, da er den „halslac" (Halsschlag) rächte, den er ihm mit Neide schlug, und einen kleinen Unfug, den er mit Rede beging, da (als) er ihn minniglich empfing. 14) Einen Reliquienschrein.

Trevizent (der oben erwähnte Bruder des Königs Amfortas auf Munsalväsche). Parcival nimmt das Heiligthum, schwört darauf und stabet selbst seinen Eid, und zwar, daß er ein Thor und nicht ein Mann, nicht bei Witzen gewachsen gewesen, als er von der Frau das Fürspan (den Heftelschmuck) und den Ring gebrochen, und daß sie ein unschuldiges Weib sei. Parcival gibt dem Orilus den Ring, daß dieser ihn ihr zurückstelle. Orilus steckt ihr den Ring wieder an die Hand, und bezeugt sich mit Parcival's ungezwungenem Eide zufrieden und will nun die Frau für ihr Leid ergötzen, sagt, wie er, da sie von Parcival's Schönheit gesprochen, geglaubt habe, es sei eine Freundschaft (Liebschaft) dabei. Parcival nimmt den Speer von Troys mit sich fort. Ihn vergaß der wilde Taurian, Dodine's Bruder dort. Parcival scheidet von Orilus und Jeschute. Orilus findet sein Zelt und Ingesinde, und erhält die Nachricht, daß Artus nicht fern sein Lager von 1000 oder mehr Zelten hat. Orilus und Jeschute werden von ihrem Ingesinde gepflegt und gebadet, und der Herzog erfüllt wieder seine eheliche Pflicht. Sie reiten zu Artus, und Orilus kniet vor seine Schwester Kunneware nieder, und bringt ihr seine Sicherheit und die Botschaft von dem rothen Ritter, der ihn bezwungen hat. Keye erwirbt da neuen Haß von Rittern und Frauen und Allen, die dort saßen. Artus erzählt, daß er Lack'en, den König von Karnant, ihren Vater, gekannt und ihr minniglicher Strahl den Preis zu Kanedic erhielt, und ihr wegen ihrer Schönheit der Sperber verblieb. Keye, der Seneschall, bittet Kingrunen, den Seneschall Clamide's, daß er dem Herzog Orilus, dem Bruder Cunneware's, die er geschlagen hat, an seiner Statt dienen solle. Der König Artus ist deshalb aus seinem Hause zu Karidöl und aus seinem Lande geschieden, um den rothen Ritter aufzusuchen, und ihn unter die Tafelrunde aufzunehmen. Alle, die bei Artus Schildes-Amt pflegten, gelobten ihm in seine Hand, daß sie, wo immer sie Ritterschaft sähen, durch die Kraft ihrer Gelübde keine Tjost thäten, es wäre denn, wenn sie ihn bäten, daß er sie streiten ließe. Des Königs Artus Falkner von Karidöl reiten des Abends zum Plimizöl, um zu beizen und verlieren ihren besten Falken, indem er übersättigt davon fliegt. Er steht des Nachts bei Parcival, in einem Walde, der beiden unbekannt ist. Sie frieren beide sehr. Als Parcival den Tag erblickt, ist ihm verschneit seines Pferdes Bahn. Es ist jedoch nicht Schnees-Zeit, sondern zu Pfingsten oder in des Mais Blumenzeit. Parcival reitet über liegende Baumstämme und Steine, bis er zu einem gefällten Baumstamme auf einer Pläne kommt. Artus' Falke streicht mit. Da liegen wol 1000 Gänse. Da ward ein großes Jagen. Mit Hurte (Stoße) fliegt der Falke unter sie und schlägt eine von ihnen, daß sie ihm kaum entkommt unter dem Aste des gefallenen Baumstammes. An ihrem hohen Fluge ward ihr wehe. Aus ihren Wunden auf den Schnee fielen drei rothe Zähren Blutes, die Parcival'n Noth zufügten. Auch nach Chretien de Troyes fliegt ein Falke unter eine Ordnung fliegender Gänse [15]). Doch ist die Verwickelung nicht so schön als bei Eschenbach, da es überhaupt blos ein Falke ist, der dort zufällig unter einen Flug Gänse stößt. Weit schöner ist es bei Wolfram von Eschenbach ein Falke des Königs Artus, der entflohen und zu Parcival'n gekommen ist und ihn begleitet. Nach der gedruckten französischen Prosa [16]) des Roman de Parceval hält Parcival still, um einen Flug Krähen [17]) vorüberziehen zu sehen. Sie schlugen aber Nüsse nieder, um sie zu verzehren. Die Nüsse waren weiß wegen des starken Frostes und des Schnees, der sie bedeckt hatte. Schreiend flogen die Krähen fort, denn ein Knabe schoß nach ihnen und traf eine an den Hals. Sie fiel zu Boden, war aber nicht tödtlich verwundet, erholte sich wieder und flog fort. Auf der Stelle blieb die weiße Nuß, welche sie in ihrem Schnabel gebracht hatte. Parcival sprengte dahin, wo die Krähe [18]) gefallen war und fand dort die weiße Nuß, gefärbt von dem Blute, das sie durch den Schuß vergossen hatte. Da stützte sich Parcival auf die Lanze, um das Blut zu betrachten, das auf der Nuß erschien, und gerieth, indem er es betrachtete, in so großes Nachdenken, daß er sich nicht emporrichten konnte, denn auf der Nuß

---

15) s. die Stelle bei den Brüdern Grimm, Commentar zu einer Stelle in Eschenbach's Parcival, Altteutsche Wälder. 1. Bd. 1. Heft. S. 25. Auszug aus dem roman (aber in Versen, kurzen Reimpaaren) Perceval par *Chretien de Troyes*.

16) s. die Stelle aus der pariser Ausgabe von 1530. Fol. bei dens. S. 30. Vergl. den fehlerhaften Auszug in der Biblioth. des romans. p. 72. 17) Pour regarder passer une route *gentes*, aultrement dit *corneilles*, und unten heißt es blos *les corneilles*. Das aultrement (autrement) will also nicht besagen, daß gentes und corneilles gleichbedeutend seien, sondern daß er nach der einen Sage Gänse, nach der andern Krähen fliegen sah. 18) Den Brüdern Grimm scheint (S. 13) in Betreff der Krähe, welche für den Raben steht und fast in allen Mythen und Sprachen damit gleichbedeutend genommen wird, die Vorstellung des Prosa-Romans von Parcival echter, als die der beiden Dichter, der blutende Rabe ursprünglicher, als die Gans (gente). Da aber die Dichter (blos Wolfram von Eschenbach) einmal den sagenden Falken besser mit Artus' Hofhaltung verknüpfen konnten, so war es auch natürlich, daß sie den Falken auf keinen Raben, sondern eine Gans stoßen ließen, unachtsam, wie die tiefere Bedeutung dadurch geschwächt würde. Da die Wanderfalken auf Krähen stoßen, so hätte nach Christian von Troyes, nach welchem es ein wilder Falke ist, der Falke recht gut eine Krähe verwunden können. Ja selbst ein zahmer, abgerichteter Wanderfalke wird auch auf Krähen stoßen. Aber die Dichter wollten das Blut eines schwarzen Thieres hier nicht haben, sondern das einer Gans, d. h. hier, einer Schneegans, deren Gefieder weiß ist. Aus dem weißbefiederten Thiere soll das rothe Blut auf den weißen Schnee fallen. Die Blutstropfen sollen die Sinnbilder des Schmerzes des Weibes um Parcival sein. Vorzüglich gegen Wolfram's Gedankengang und Bildersprache, welcher die schwarze Farbe als Sinnbild der Hölle sogleich an den Eingang seines Gedichtes stellt, würde es sein, wenn die Blutstropfen aus dem schwarzen Raben fließen sollten. Auch daraus, daß der Prosa-Roman von Parcival erst von Gänsen redet und dann zu Krähen übergeht, läßt sich schließen, daß die Krähen statt der Gänse erst später untergeschoben worden sind, weil man ihre Bedeutung als weißbefiederte Schneegänse nicht verstand. Der Verfasser des Prosa-Romans hielt es wahrscheinlich für zu kühn, daß Parcival blos bei Blutstropfen, welche auf Schnee gefallen waren, an seine Geliebte, voll so großen Entzückens, gedacht haben sollte. Er suchte daher nach etwas, was einem menschlichen Haupte ähnlicher sehen möchte. Er wählte also eine beschneite Nuß. Gänse tragen aber keine Nüsse durch die Luft, aber Krähen thun dieses. So ward die Gans in eine Krähe verwandelt.

erschienen drei Tropfen von rothem und frischem Blute, daß es ihn an seine Freundin erinnern ließ, und je mehr er die weiße Nuß betrachtete, um so mehr erinnerte er sich seiner Freundin, weil die Röthe des Blutes, gesetzt auf die Weiße des Schnees, ihm zu betrachten so gefiel, daß er sich seinem Nachdenken nicht entreißen konnte, da die Nuß dem Antlitze seiner Freundin glich. So nach dem französischen Romane von Parcival in ungebundener Rede. Wolfram von Eschenbach weiß dagegen von der Nuß nichts. Von Parcival's Treuen geschah dieses, da er des Blutes Zähre auf dem allweißen Schnee sah, da dachte er, wer hat seinen Fleiß an diese klare Farbe gewendet? Cundwir-amurs! sich mag fürwahr diese Farbe dir vergleichen. Mich will Gott an Glückseligkeit reich machen, seit ich hier dir Gleiches fand. Geehret sei die Gotteshand und all sein Geschöpf. Cundwir-amurs, hier liegt dein Schein (Glanz), seit der Schnee dem Blute Weiße bot, und es den Schnee so roth macht, Cundwir-amurs, dem gleichet sich dein schöner Leib [19]), dessen bist du nicht erlassen (hast es zu deinem Theile). Des Helden Augen maßen, als es dort war ergangen, zwei Zaher (Tropfen) an ihren Wangen, den dritten an ihrem Kinne [20]). Er pflog der wahren Minne gegen sie gar ohne Wanken, so begann er sich in Nachdenken zu versenken, bis er unversinnen (bewußtlos) hielt, die starke Minne waltete da über ihn. Solche Noth fügte sein Weib ihm zu. Dieser Farbe gleichen Leib trug die Königin von Pelrapeir, die zuckte (entführte) ihm wizzenlichen sin [bewußten Sinne [21])]. So hielt er, als wenn er schliefe [22]). Cunneware's Garçon (Knappe) war ausgesandt nach Lalant, und sah einen Ritter mit aufgerichtetem Speere, als wenn er Tjostierens pflegen wollte. Der Knappe, wenn er ihn gekannt und gewußt hätte, daß es der Ritter seiner Frau (Herrin) wäre, so würde er ihn nicht verrathen haben. Aber so lief er in das Lager des Königs Artus zurück und machte Lärm, daß die Tafelrunden geschändet seien, da ihnen hier durch die Schnüre gerannt sei. Da thaten den Helden die Gelübde wehe, die Artus von ihnen empfing. Vor allen zeichnete sich durch Kampflust der ungestüme Jüngling Segramors [23]) aus; er mußte gebunden werden, wenn er Kampf zu finden wähnte, und man ihn nicht fechten lassen wollte. Segramors weckt ungestüm den König Artus und bittet die Königin Gynever, seine Niftel, daß sie sich bei ihrem Manne Artus für ihn verwende, und dieser ihm bei diesem Abenteuer die erste Tjost zugestehe. Artus will das nicht, da auch mancher Andere ihn bitten würde, ihn nach Preise streiten zu lassen, und er seine Wehr nicht schwächen will, da sie sich dem Heere des Amfortas nähern, das von Munsalväsche fährt und den Forst mit Streite vertheidigt. Aber Gynover bittet Artusen so, daß sie ihrem Verwandten, dem König Segramors, das Abenteuer erwirbt. Freudig sprengt Segramors hinaus. Unversonnen (ohne Besinnung) hielt dort Parcival, das fügten ihm die Blutsmale zu und die strenge Kälte. Segramors fodert ihn auf sich zu ergeben, oder er werde ihn bezahlen, daß er dem Könige Artus auf Streit zu nahe geritten sei. Parcival, vom Minnezauber befangen, antwortet auf die Drohung nicht. Segramors wendet sein Roß von ihm, um es zu einer Tjost zu bringen. Da wendet sich auch das Roß, auf welchem Parcival ohne Besinnung sitzt. Da er die Blutstropfen nicht mehr sieht, gibt Frau Witze (ihm) den Sinn wieder. Er sticht in der Tjost Segramors vom Rosse. Ohne Fragen reitet er wieder dahin, wo die Blutszäher lagen. Als er sie mit den Augen fand, strickte Frau Minne ihn in ihre Bande, und er schied von den Witzen. Keye bittet den König Artus um die Erlaubniß, den rothen Ritter züchtigen zu dürfen, und erlangt sie, und reitet aus, den Wald (die Lanzen) mit Tjost auf diesen kommenden Gast zu verschwinden, der der Minne große Last trug, weshalb der Dichter eine schöne Anrede an die Frau Minne hält. Keye räth Parcival'n, daß er, weil er den König gelästert habe, sich selbst an ein Brackenseil (Jagdhundschnur) nehmen (binden) und sich vor ihn ziehen lassen soll, da Keye ihn doch so bezwungen dahin bringen werde. Durch der Minne Kraft wird der Waleis, wie Parcival häufig umschrieben wird, zum Schweigen gezwungen. Keye schlägt ihm seinen Schaft an das Haupt. Aber vergebens, bis er ihm das Roß herumdrängt, und er den seinem Weibe gleichen Schein nicht mehr sieht. Jetzt thut Keye seine Tjost, aber Parcival die Gegentjost so kräftig, daß der Seneschall des Königs über den Baumstamm niedergeworfen wird, unter welchen die Gans entrann. Sein Roß findet dabei den Tod, er selbst zerbricht den rechten Arm, das linke Bein. Parcival's Treue lehrt ihn, daß er wie-

19) Cundwir âmurs
dem glichet sich din bêâ curs.
Man braucht nicht nothwendig anzunehmen, Wolfram von Eschenbach habe die Worte des Provenzalen Guiot's buchstäblich beibehalten oder vorgefunden; er kann auch das bêâ curs gebraucht haben, um auf Cundwir âmurs zu reimen. 20) Er stellte sich nämlich das Bild seines Weibes so deutlich vor, daß von den drei Blutstropfen einer auf der einen, der andere auf der andern Wange und der dritte auf dem Kinne zu stehen schien. Um Parcival'n dieses Geschäft der Einbildungskraft zu erleichtern, läßt der Verfasser des Prosa-Romans die Blutstropfen auf eine beschneite Nuß fallen, weil diese mit einem menschlichen Haupte mehr Ähnlichkeit hat, als platter Schnee. 21) Im Titurel wird Parcival genannt: der [illegible] ab den Blutesmalen. 22) Zur Vergleichung ist interessant die Stelle des Christian von Troyes bei den Brüdern Grimm (a. a. O.). Man sieht daraus, daß Wolfram von Eschenbach's Parcival [illegible] ist. 23) Christian von Troyes singt:
Segremor, qui par son descroi
estoit desreez apelez.
Das Beiwort desreez bedeutet so viel als wild, unbändig. Sein eigentlicher Name ist nach den Brüdern Grimm (S. 26) nicht von dem Fluche sacre mort abzuleiten, als vielmehr gleich andern Wörtern dieser Endung aus dem Altbritannischen. Segrimors erinnert nach den Brüdern Grimm gradezu an die nordischen Berserker, und er mußte auch gebunden werden, wenn ihn die Kampfwuth befiel. (Über die Berserker s. F. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis. 1. Bd. S. 22.) Ähnlich sind auch in der teutschen Heldensage Widolf mit der Stange, Asprian, Abenroth, Etgeir und Schruthan. Wie im Titurel (Str. 4572) ausdrücklich gesagt wird, sind Segremors und Key bei aller Gelegenheit immer voran, der eine aus Kampfwuth, der andere aus Eitelkeit und Prahlsucht, aber beide werden schon dadurch erniedrigt, daß Parcival sie so leicht vom Rosse sticht.

der zu den drei Blutstropfen reitet, die ihm seiner Witze berauben. Keye wird vom Dichter wegen seiner Tapferkeit gelobt, und insbesondere als Seneschall, daß er an Artus' Hof, an welchen sich Würdige und Unwürdige drängten, das falsche Volk von den Würdigen zu scheiden verstanden [24]). Keye, der auf dem Plimizöles Plan liegt, wird in Artus' Zelt gebracht. Seine Freunde begannen ihn zu beklagen, viele Frauen und mancher Mann. Auch Gawan selbst klagt, daß er einen Freund verloren hat. Wolfram will aus Keye durchaus keine Caricatur machen und ihn so würdig als möglich halten, da es unwahrscheinlich ist, daß der große König Artus einen unwürdigen Seneschall gehabt habe. Die Andern, z. B. der Dichter des jüngern Titurel, würdigen Keyen zu sehr herab. Selbst Hartmann von der Aue, der große Zeitgenosse Wolfram's von Eschenbach, weiß Keyen im Iwain nicht so gut zu halten, als Wolfram im Parcival. Jene leiten Keye's vorlautes und zänkisches Wesen von seinem misgünstigen Charakter ab, Wolfram von seinem Amte. Ein Seneschall muß Herr bitterer Worte sein, wenn er Ordnung an einem Hofe halten soll, an den sich Alles drängt. Diese Bitterkeit, welche nothwendig ist, um Unwürdige zu züchtigen, wird dann leicht zur Gewohnheit, und Keye würde, wenn er nicht ein guter Seneschall hätte sein wollen, oder überhaupt das Seneschallamt nicht geführt hätte, ein ganz Anderer sein. Die andern Dichter thun daher Unrecht, wenn sie Keyen, den trefflichen Seneschall des Königs Artus, zu sehr zu einer komischen Figur und zu argem Spötter [25]) machen. Etwas Starkes begeht er allerdings auch bei Parcival, daß er Cunneware'n schlägt. Aber doch nur im Amtseifer, damit Parcival, der damals einem Thoren glich, an Artus' Hofe keinen Beschützer finden soll. Cunneware sieht mit ahnendem Geiste, was Parcival zu werden verspricht. Keye sah in Parcival nur das, was er damals war, und züchtigte deshalb Cunneware'n wegen ihres scheinbar falschen Urtheils. Wolfram sucht aber nun nicht Keyen verächtlich zu machen, daß er ihn als einen gemeinen Menschen schildert, sondern hält ihn so edel als möglich, jedoch ohne ihn, der von andern Dichtern niedrig gehalten, ganz unkenntlich zu machen. Das Prosaische, was Keyen anklebt, leitet er nicht sowol von seiner Persönlichkeit ab, sondern vielmehr von seinem Amte. Während Hartmann von der Aue den darnieder liegenden Keye lästert und als einen Niederträchtigen darstellt, sucht ihm Wolfram das Mitleid der Leser zu erwerben, und zeigt, was Gutes an ihm war, namentlich seine Tapferkeit, und das, daß er ein Merker war, und viel Schein rauhen Willens zeigte, seinem Herrn zu Schirme, an dessen Hof sich die Werthen und die Schmählichen drängten. An wem die Curtoise (dem Hofe gemäßes Wesen) und die werthe Kumpanie lag, den konnte er ehren. Da Wolfram oben Luneten's Rath durchgezogen hat, so kann man mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch hier die Rechtfertigung Keye's vorzüglich gegen Hartmann von der Aue gerichtet ist. Wolfram mochte sich um so mehr dazu aufgefodert fühlen, je mehr er selbst in Beziehung auf die Liebe zum Spotte ein Geistesverwandter Keye's war. Sowie aber Wolfram selbst nur gerechten Spott übte, so suchte er auch, so weit es möglich war, den allbekannten Spötter Keye zu veredeln, insoweit nämlich, als er durfte, um Keyen darin, wie er in den Gedichten Anderer einmal geschildert war, nicht ganz unkenntlich zu machen, und ihm nicht blos den Namen und das Amt zu lassen. Daher darf der so übel zugerichtete Keye auch bei ihm seine Art und Weise nicht verleugnen, und er läßt ihn darüber spotten, daß Gawan ihn beklagt, und nicht hinauseilt, ihn zu rächen. Gawan reitet ohne Schwert hinaus, um gütlich zu sehen, von wem der Kampf geschehen sei. Aber Parcival, von der Minne bewältigt, nimmt nicht wahr, was Gawan redet, und kümmert sich nicht um sein Flehen und Drohen. Gawan erinnert sich, daß auch die Minne ihn bezwungen, und fragt sich, ob nicht vielleicht die Minne auch über diesen Mann ihre Kraft ausübe. Er bemerkt, wohin Parcival sieht, und schwingt ein Tuch über die Blutesmale. So nach Wolfram von Eschenbach und Ulrich Fürterer, der sich in seiner Bearbeitung der Parcivals-Sage ziemlich genau an Wolfram zu halten scheint. Nach Christian von Troyes schmelzen die Sonnenstrahlen den Schnee auf; schon haben sie zwei von den Tropfen hinweggeschmelzt und schon ist Parcival's Nachsinnen schwächer geworden; nach und nach zergeht auch der dritte, und nun begrüßt ihn Gauvain zur glücklichen Stunde. Diese Auflösung, unschuldig und unerwartet, steht nach den Brüdern Grimm über der im altteutschen Gedicht. Es kann für das stille Aufhören kein treffenderes Bild gegeben werden, als das des schmelzenden Schnees, die Zeit, gütig und grausam zugleich, und ruhig, wie die Sonne schmelzt Leid und Freude des Menschen auf. Und warum ließ Wolfram von Eschenbach, welcher das Gedicht des Christian von Troyes kannte, die Blutstropfen nicht von der Sonne hinwegschmelzen? Hierzu hatte er viele Gründe. Einmal konnte die Sonne wol den Schnee, aber die Blutstropfen selbst nicht hinwegschmelzen. Ein wichtigerer Grund aber ist, daß Wolfram Alles mehr modificirt. Zwar darf der Zufall im Epos eine Rolle spielen, aber je weniger er es thut, um so schöner ist es. Nach Christian von Troyes führt der Zufall einen Falken daher, der mit dem Hofe des Artus nichts zu thun hat. Nach Wolfram von Eschenbach entflieht ein Falke des Königs Artus, als die Falkner mit ihm und dem König auf den Plimizöles-Plan ziehen, und Artus unternimmt die Fahrt, um den rothen Ritter aufzusuchen und ihn unter die Tafelrunder aufzunehmen. Weit schöner macht sich daher auch, daß der Beste dieser Tafelrunder Parcival'n von dem Minnezau-

24) Es folgt dann die berühmte Anrede an den Landgrafen Herman von Thüringen, von dem gesagt wird, daß er auch einen Keye ...thig habe. s. F. Wachter, Thüring. Gesch. 2. Bd. S. 247.
...) So sagt Hartmann von der Aue im Iwain Z. 2441:

nu was kày fro,
daz er spotten vant.

...an vergl. Z. 2512 fg., wo Hartmann von der Aue sich über den ...fällten Keye ausspricht mit dem, was Wolfram Z. 8791 über ...n verwunden Keye sagt, und wird staunen, um wie viel edler ...olfram sich und seine Personen zu halten weiß, als Hartmann ...n der Aue, der doch auch ein großer Dichter war, aber freilich ... Schärfe des Urtheils Wolfram von Escheubach weit nachstand.

der befreit, in welchen ihn die Blutmale versenkt haben, die der beste der Falken des Königs Artus verursacht hat. Als die Blutstropfen vom Tuche bedeckt sind, gibt ihm die Königin von Pelrapeir seine Witze wieder. Er behält sie jedoch in seinem Herzen und bricht in Klagen aus, daß sie ihren Augen entrückt ist, und daß er nicht weiß, wohin sein Speer gekommen. Gawan erklärt ihm, daß er den Speer mit Tjost verthan hat, und ladet ihn ein mit ihm zu dem König Artus gesellig zu reiten. Parcival erwidert, daß er den König und die Königin nicht mit Ehren sehen könne, da er noch zu rächen habe, daß der Seneschall das werthe Mädchen geschlagen habe, weil es ihn angelächelt. Gawan erzählt, daß dieses bereits hart gerächt ist, und zeigt ihm die Splitter seines Speeres auf dem Schnee. Sie reiten mit einander in des Artus' Lager, und Cunneware empfängt fröhlich ihren Ritter, auch der von Keye zerbläute Antenor bezeigt seine Freude. Artus'en ist durch Parcival Lieb und Leid geschehen, bittet ihn aber, sowie Alle, daß er denen von der Tafelrunde seine ritterliche Geselligkeit geloben möge. Parcival gewährte es ihnen. Artus pflog dieser Sitte, daß vor ihm kein Ritter des Tages aß [26]), wenn Abenteuer seinen Hof vermied. Ihm ist Abenteuer nun bereits geschehen. Wenn auch die runde Tafel zu Nantes gelassen war, so sprach man doch ihr Recht auf Blumenfeld. Das gebot jetzt der König dem rothen Ritter zu Ehren. Ein „Pfelle" [27]) von Acraton, aus der Heidenschaft [28]) fern hergebracht, ward rund geschnitten, und die Sitze alle gleich hehr (erhaben) gemacht und in der Runde so herum gestellt, daß kein Gegensitz war. Wegen Ither's Tod ward Parcival mit der Königin Ginover durch einen Kuß der Sühne befreundet. Lauter Würdige saßen in diesem Ringe (Kreise) und zwar Parcival zwischen Clamide und Gawan in großer Schönheit und Pracht. Da kam die rauche und rauhe, aber in aller Wissenschaft erfahrene Cundrie, mit dem Zunamen Surziere [29]) vor den König Artus geritten und sagt, daß seine schnelle Würde hinke und der Preis der runden Tafel durch eine Gesellschaft gelähmt werde, die Parcival oder der rothe Ritter hergegeben, und lästert diesen, weil er, als ihm der kranke Hausherr auf Munsalväsche das Schwert gab, und bei dem Anblick des Grals, des schneidenden Silbers und des blutigen Speeres nicht gefragt hat. Nachdem sie Parcival'n durch lange Rede ausgescholten, sagt sie: Ist hier kein werther Ritter, dessen Stärke Preis begehrt hat und dazu hohe Minne? Ich weiß vier Königinnen und 400 Jungfrauen, die man gern schauen möchte, zu Schastel marveil [30]). Alle „Aventiure" ist ein Wind, außer der, die man da bezahlen mag, hoher Minne Bejag (Erwerb). Ohne Urlaub reitet Cundrie vom Ringe hinweg, und ruft zuletzt: „Ay Munsalväsche, Jammers-Ziel! Weh! daß dich Niemand trösten will! Cunneware das erste Weinen erhob, daß Parcival'n, den schnellen Degen, Cundrie la surziere so beschalt. Als dieses wunderliche Geschöpf hinweggeritten, kommt ein unbekannter Ritter an den Ring hingeritten, wo Mädchen und Weiber traurig sitzen, und fragt nach Artus und Gawan, und geht vor den Wirth (Hausherrn) und entbietet ihm seinen Haß wegen Gawan's, welcher seinen Herrn im Gruße erschlug, nachdem er ihm einen Judaskuß gegeben. Wenn das strenge mordliche Re (Leiche), das an seinem Herrn gethan ist, Gawan leugnet, so ladet er ihn zum Kampf vor den König von Ascalon in der Hauptstadt zu Schanpfanzun. Artus sagt dem unbekannten Ritter zu, daß sein Schwestersohn Gawan kämpfen solle, und daß der Herausfoderer sein Laster nicht ohne Schuld so breit machen möge. Der stolze Beacurs bittet fußfällig seinen Bruder Gawan, daß er ihn für ihn kämpfen lassen möge. Gawan gestattet es nicht, auch will der Gast den Kampf von einem unbekannten Manne nicht annehmen und besteht darauf, mit Gawan zu kämpfen und gibt ihm Frieden über alles Land, bis auf seine Hand allein. Als der Gast sich als einen Fürsten aus Ascalon, und zwar als den Landgrafen von Schanpfanzun, Kingrimursel geheißen, nennt, sprach man, daß Gawan wegen des Kampfes mit ihm besorgt sein müsse. Der gepriesene Held Kingrimursel schied

26) Die Stelle besagt nichts anderes, als Artus aß nicht mit seinen Rittern an der Tafelrunde, wenn es kein Abenteuer gegeben hatte. Bei Wirnt von Gravenberg findet sich dieses so gesteigert (Z. 246 fg. S. 12), daß er singt: Nun hatte der König eine Sitte, damit war sein Hof getheuret (werth gemacht) daß er zu Tische nie saß des Morgens, eh er etwas von Abenteuer hätte genommen, und noch mehr bei Daniel von Blumenthal: Artus wollte fasten alle Tage, bis er von Sehen oder Sage vernehme neue Mähre (s. *Nyerup*, Symbolae Teutonicae. p. 465). Zu der Stelle des Wirnt von Grafenberg findet man bemerkt: daß Artus keine Morgentafel hielt (Mittagstafeln kannte man nicht), wenn sich keine Aventiure dargeboten hatte, wird, so wie hier, auch in Parcival erzählt (Z. 9206) (Benecke, Wigalois, Anmerkungen. S. 436). Aber soll Morgentafel halten, so viel wie essen überhaupt bedeuten, so ist in Beziehung auf das, was Wolfram im Parcival sagt, unrichtig, da dieser von dem feierlichen Sitzen des Königs und seiner Ritter an der Tafelrunde redet. Mit Recht zieht daher Albrecht (im Titurel XVII, 51) die durch, welche die Sitte des Königs übertrieben so dargestellt haben, als wenn er gefastet hätte, wenn es kein Abenteuer gegeben. Ob Artus der geheure pflog, daß er den Tag nicht esse, eh daß er Abenteuer hörte sagen? Ich wähne, er sich vergesse, wer es von ihm sagt. Gönnt er ihm irgend Ehren, so greif er es an der Saite, Wenn er will sein Lob hier nicht verkehren. Ob es denn wol geschähe, daß man wol acht Tage weder hörte noch sähe, davon man Aventeure sagen möchte, sollte er und die Seinen alle darum verderben? Der Dumme noch der Sparende war er da nicht; er konnte nach Würde werben. Es gab nämlich in den Augen der Sänger und Ritter des Mittelalters keinen größeren Schandflecken als Sparsamkeit, und der größte Ruhm war verschwenderische Freigebigkeit; s. *F. Wachter*, De eo, quid Sigifridus cornea cute Nibelungorum thesauro et Tarencappa ornatus sibi velit, p. 13—21 und dessen thüringische Gesch. 2. Bd. S. 245. 246. Albrecht konnte daher nicht dulden, daß man behauptete, das Muster aller Könige habe, wenn es kein Abenteuer gegeben, seine Ritter hungern lassen. Auch sagt dieses Wolfram von Eschenbach durchaus nicht. Wol aber wurde die runde Tafel dadurch sehr geehrt, daß man die Tage nicht an ihr aß, an welchen es kein Abenteuer gegeben hatte.

27) Ein kostbarer Seidenstoff, theils mit, theils ohne Gold, verschieden von Siglat (s. die Nachweisungen bei Benecke, Wörterbuch zum Wigalois. S. 677. 28) d. h. aus den Ländern der Moslemim gebracht, daher kommt anderwärts vor Pfelle von „Alexandria," von Arabi, von Kaukasus (wo wirkliche Heidenschaft war) von „Niaive," von „Syrie." 29) Sorcière, Zauberin, Hexe. 30) Wunderbares Schloß, Wunderburg, Zauberschloß.

ohne Gruß und Gegengruß von dem Plimizöles-Plan. Von Cundrie hatten die Tafelrunder Parcival's Namen und Abkunft und seine Thaten vor Kanvoleiz erfahren. Auch hat sie seinen Bruder, den schwarzen und blanken Feirefiz, Anschewin genannt. Clamide bittet Parcival'n um Cunnaware'n [31]), deren Gefangener er so lange am Hofe des Königs Artus gewesen, und Herzeleidens Sohn gewährt sie ihm. Clamide gibt ihr seinen Leib zum Lohne und ihrem Haupte eine Krone. Die Heidin von Jansuse, die Muhmentochter der Mutter des Feirefiz, preiset Parcival'n glücklich, einen solchen Bruder zu haben. Er ist König von Azagouc und Zazamanc, und seinem Reichthume kommt nichts gleich, außer der Baruch und außer Tribalibot [32]). Man betet ihn wie einen Gott an. Niemand blieb von seiner Tjost sitzen. Sein milder Leib sog nie Brust. Parcival wird jedoch durch den gütlichen Trost der Muhmentochter der Mutter seines Bruders vom Trauern nicht erlöset. Er will sich keine Freude zugestehen, bis er den Gral gesehen. Er erklärt, wie er durch seiner Zucht Gebot jetzt der Welt Spott trage. Ihm rieth der werthe Gurnamanz, daß er frevliche Frage vermeide und immer gegen Unfuoge (Unziemlichkeit) streite. Die Ritter der Tafelrunde gaben ihm alle Gesellschaft, während er in Preiseskraft stand. Dieser Gesellschaft erklärt er sie für ledig, bis er bezahle, wovon seine grüne [33]) Farbe jetzt fahl sei, und beklagt, daß er bei dem hilflosen Amfortas war und ihm nicht geholfen hat. Dann bittet er den König Artus und die Ritter und die Frauen um Urlaub. Artus gelobt ihm Beistand, wenn sein Königreich zu Brobarz bedrängt werden sollte. Cunneware führt ihn zu Gawan, und Parcival und Gawan nehmen Abschied von einander. Parcival äußert dabei: Weh! was ist Gott, wäre der gewaltig, solchen Spott hätte er uns beiden nicht gegeben. Ich war ihm dienstunterthan, seit ich von Gnade Einsicht habe; nun will ich ihm Dienst widersagen. Hat er Haß, den will ich tragen. Parcival nimmt von Cunnewaren Abschied, reitet hinweg, und übt nun viel Schildes-Amt um den Gral. Viel von der Massenie (dem Ingesinde) fuhr ein Abenteuer zu schauen, worin 400 Jungfrauen und vier Königinnen gefangen waren zu Schahtel marveile. Der Grieche Clias erzählt, daß der Turkoyte ihn da hinter das Roß gestochen, doch habe er ihm den Namen von vier kronbaren Frauen gesagt. Die eine heißt Itonje, die andere Cundrie [34]), die dritte Arnive, die vierte Sangive. Jeder wollte das Abenteuer besehen. Sie mußten aber Schaden erjagen. Auch Gawan rüstete sich als ein Kampfbarer vor den König von Ascalon, und beurlaubte sich bei dem trauernden Artus. Die reiche Heidin Hekuba, die junge, reiste zu ihrer Flotte. Von dem Plimizöl kehrte nach vielen Seiten hin das Volk heim. Artus zog gen Caridöl. Von ihm beurlaubten sich auch Cunneware und Clamide und Orilus und Jeschute von Karnant, doch blieben sie auf dem Plane bis den dritten Tag, denn Clamide feierte seine Hochzeit. Dann reist Frau Jeschute mit Orilus um Clamidens Willen nach Brandigan. Der Dichter schließt hierauf den Abschnitt mit Betrachtungen, und beginnt den folgenden mit der Bemerkung, daß nun von dem werthen Gawan erzählt werden solle. Weiter spricht sich der Dichter aus, wie man Wahrheit loben solle, und wie unhaltbar falsche lügeliche Mähre sei, und geht zum Lobe Gawan's über. Der Dichter zeigt hierdurch, wie gewaltig und gerecht seine Kunst ist. Um Parcival über Gawan zu erheben, schlägt er nicht den Weg ein, diesen zu erniedrigen, sondern stellt ihn in aller seiner Herrlichkeit und Größe dar. Aber dennoch ist ein solcher Held wie Gawan nicht würdig den Gral zu erwerben, sondern nur ein Parcival. Um Parcival'n desto mehr zu erheben, flicht er die größten Abenteuer ein, welche der größte Ritter der Tafelrunde siegreich bestand. Aber sein Zweck ist nicht, diese um ihrer selbst willen zu besingen, sondern sie sollen nur den noch größern Abenteuern Parcival's zur Folie dienen. Vorzüglich sollen Gawan's Liebesabenteuer einen Gegensatz zu der Liebe Parcival's machen, der sein Weib liebt und der Galanterie sich nicht ergibt, welcher die Troubadours und die Minnesänger, namentlich Ulrich von Lichtenstein, huldigen, und als welcher ergeben auch die meisten Helden der Rittergedichte geschildert werden. Der Dichter erzählt Gawan's Abenteuer so hinreißend, daß man Parcival'n fast darüber vergißt; aber um so wirksamer tritt dann dieser selbst wieder auf, und dann wieder Gawan, bis endlich Parcival in seinem vollen Glanze erscheint. Doch schon selbst bei Gawan's [35]) Abenteuer zu Bearosche spielt dieser nicht allein die Heldenrolle. Gawan auf der Seite der Burgbewohner und auf der Seite der Belagerer ein rother Ritter behalten den Preis. Gawan vermuthet, daß der rothe Ritter Parcival ist. Gawan hätte zu Bearosche den Preis gewonnen, wenn nicht davor der unerkannte rothe Ritter erschienen wäre. Gawan's spielende Abenteuer im Dienste der jungen Obilot gegen den jungen Meljanz werden nun vorausgesandt, um die Größe der folgenden ernsthaften Abenteuer Gawan's mit dem Könige Vergulaht desto mehr hervorzuheben. Doch wird auch dabei sogleich am Anfange von dem Dichter verhütet, daß man Parcival'n über Gawan vergesse, indem er bemerkt: Gawan das bedeuchte, da der König (Vergulaht) ihm so entgegenleuchtete, es wäre der andere Parcival. Weiter unten wird dann Vergulaht als den Seinen Folgendes erzählend eingeführt. Er kam, um Abenteuer zu bestehen, in den Forst Lähtamris. Ein Ritter stach ihn hinter dem Roß herab und zwang ihn zu geloben, ihm den Gral zu erwerben. Erwürbe er den Gral innerhalb Jahresfrist nicht, so sollte er zu der Königin von Pelrapeir kommen und Sicherheit leisten, und ihr entbieten, der Ritter, der ihn sende, sei der, welcher sie von Clamide erlösete. Es ist also Parcival, der dem Könige Vergulaht die Erlangung des Grales auferlegte, und die Abenteuer Ga-

31) Clamide war nämlich in Parcival's Gewalt gekommen, und die Unterthanen durften ohne den Willen der Herrschaft nicht heirathen. 32) Feirefiz wird also nicht als im Besitze von Tribalibot (Indien) gedacht. s. Parcival bei Lachmann. S. 386. 33) Vergl. mit einem Gewächse oder Walde oder einer Wiese. 34) [illegible] die andere Cundrie, die schöne.

35) s. den Art. Gawan in der Allgem. Enc. d. W. u. K.

wan's mit Vergulaht stehen in der schönsten Verbindung mit der Parcivals-Sage, denn Vergulaht's Rathgeber rathen ihm, daß hierfür, wozu ihm dort der eine Mann gezwungen, Herr Gawan Pfand sein solle. Der König solle ihn von hinnen mit guter Liebe scheiden und nach dem Grale streiten lassen, keine Burg sei in so gutem Vertheidigungszustande als Munsalväsche, und Gawan werde sicher erschlagen werden. Vergulaht legt Gawanen die Erwerbung des Grales auf. Gawan scheidet von seinen Knappen. Nach dem Grale gebietet ihm Sicherheit, die er geleistet hat. Der Dichter wendet sich nun wieder zu Parcival, den Cundrie nach dem Grale mit unsüßen Worten jagte. Parcival hat, seitdem er von Artus hinweggewichen, manches Land zu Rosse durchstrichen und das Meer zu Schiffe. Es sei Landsmann oder Verwandter, wer in der Tjost gegen ihn maß, den hat er von dem Rosse gestochen. Sein Schwert, das ihm Amfortas gab, da, als er bei dem Grale war, zerbrach späterhin, als er bestanden ward. Da macht es ganz die Art des Brunnens bei Karnant, der da Lac heißet. Das Schwert half ihm Preis erjagen. Er kommt in einen Wald und findet da eine neuerbaute Klause. Klausnerin ist Sigune. Darin liegt begraben Schianatulander. Sie liebt seinen todten Leib [36]). Sie erzählt Parcival'n, der sie noch nicht erkannt hat, und befragt, was sie in dieser Wildniß mache, dieses. Ihre Speise kommt ihr von dem Grale hierher. Jede Samstagsnacht [37]) bringt Cundrie la surziere die Speise, welche Sigune die ganze Woche haben soll. Da wähnt Parcival, daß sie lüge und ihn gern betrüge. Im Scherze fragt er sie, um wen sie das Fingerlein (den Fingerring) trage; er habe sagen hören, Klausnerinnen und Klausner die sollten Amurschaft meiden. Sie antwortet, daß sie diesen Mahlschatz um einen lieben Mann trage, dessen Minne sie nie mit menschlicher That an sich gewonnen. Ihr rathen „magtuomliches" (jungfräuliches) Herzen Räthe gegen ihn Minne. Sie hat den in der Klause, dessen Kleinod sie in der Folge trug; seit des Orilus' Tjost ihn erschlug. Sie ist darin selbander. Das eine Schianatulander, das andere sie. Da versteht Parcival, daß es Sigune ist, und entblößt das Haupt vom Hersenier. Nun erkennt sie ihn und fragt ihn, wie es um den Gral stehe. Parcival hat, wie er dem Mädchen klagt, viel Freude verloren. Der Gral macht ihm Sorge genug. Er verließ ein Land, wo er Krone trug, und das minniglichste Weib, nach deren keuscher Zucht er sich sehnt. Nach ihrer Minne trauert er viel, aber noch mehr nach dem hohen Ziele, wie er Munsalväsche und den Gral sehen möge. Er bittet Sigunen um Rath. Sie antwortet: Nun helfe dir dessen Hand, dem aller Kummer ist bekannt, ob dir sowol gelinge, daß eine Slâ (Spur von Pferdehufen) dich dahin bringe, wo du Munsalväsche siehst. Cundrie la surziere ritt ganz neulich von hinnen. Mir ist leid, daß ich sie nicht fragte, ob sie dahin oder anderswohin kehren wollte. Immer, wenn sie kommt, steht ihr Maulthier dort, wo der Brunnen aus den Felsen geht. Ich rathe, daß du ihr nachreitest. Parcival wendet sich auf die neue Slâ (Spur von Pferdehufen), verliert sie aber bald wieder. Gegen ihn kommt ein Gewappneter geritten und sagt zu Parcival, daß ihm leid sei, daß er seines Herrn Wald so pfände; Munsalväsche sei nicht gewohnt, daß Jemand ihm so nahe reite, es wäre denn einer, der ängstlich stritte, oder solchen Wandel (Veränderung) böte, als man vor dem Walde Tod heiße. In der Tjost sticht Parcival den Templeis (Templer) von Munsalväsche vom Rosse, aber Parcival's Roß stürzt sich todt. Dem Templer hilft der Gral heim. Parcival besteigt das Roß, das der Templer vergaß, und nichts war, als sein Speer verloren (nämlich den er in der Tjost zerbrochen hatte). Da ritt er, er wußte nicht wohin, sodaß die munsalväscher Schar ihn ganz vermied. Eines Morgens, in einem großen Walde, trifft er auf einen Mann, sein Weib und seine Töchter alle in grauen Röcken und barfuß, während doch Schnee gefallen ist. Parcival weiß nicht, wie des Jahres Anfang steht und wie der Wochen Zahl geht, und erfährt auf sein Befragen, vom grauen Manne, daß heute Charfreitag ist, und daß der jetzt graue Mann alljährlich eine Bußfahrt thut. Parcival äußert: Ich diente einem, der Gott heißt, bevor so lästerlichen Spott seine Gunst über mich verhängte. Mein Sinn ihm nicht wankte, von dem mir Hilfe gesagt war. Nun ist seine Hilfe an mir verzagt. Der Graf im Bußgewande richtet gottesfürchtige Reden an Parcival, wie sie besonders diesem wichtigsten Tag angemessen sind. Dieses erweckt ähnliche Betrachtungen in Parcival, die er anstellt, als er sich von der büßenden Schar beurlaubt. Er gelangt nach Fontan la salvatsche, wo Orilus den Eid empfing. Dort saß der Einsiedler Trevrizent. Von ihm erfährt er die Geheimnisse des Grals. Nun folgt die wichtigste Stelle im Parcival in Betreff der Quellen, welche der Dichter angibt und von denen wir unten handeln. Nach jener merkwürdigen Stelle über Kyot und dessen angebliche Quelle, die heidnische Schrift des Sterndeuters Flegetanis, kommt Wolfram wieder darauf, wie Parcival daselbst reitet, wo zuvor Blumen standen, dort, wo vor der Wand eines Gebirges seine männliche Hand Frau Jeschuten die Huld erwarb und der Zorn des Orilus verging. Parcival's Reise ging nach Fontane la salvatsche. Der Einsiedel macht dem Ritter Vorwürfe, daß er in dieser heiligen Zeit (am Charfreitage) gewappnet reitet, und daß, wenn er um Minnesold ausgesandt, er nun minnen solle, wie dieses Tages Minne stehe, und hernach um Weibesgruß dienen solle. Parcival bittet um Rath, er sei ein Mann, der Sünde habe. Der Einsiedel fragt, wer ihn hergewiesen habe. Parcival antwortet: Ein grauer Mann, dessen Slâ (Spur von Pferdehufen) er geritten sei. Dieser graue Mann war, wie der Einsiedel erzählt, der Fürst Kahenis, ein Punturteis, dessen Schwester der König von Kareis zum Weibe hat, und kommt alle Jahre zum Einsiedel. Parcival fragt den Wirth, ob er sich nicht gefürchtet, als er ihn habe stehen sehen. Der Einsiedel antwortet: ihn habe der Bär und der Hirsch öfter erschreckt, als der Mann, er fürchte nicht, was Mensch sei, er sei auch ein Ritter gewesen, der nach

36) Der Dichter spielt dabei abermals auf Lunetens Rath an, den sie ihrer Herrin gab. 37) Sonnabendsnacht.

Minne gerungen. Parcival's Roß wird unter die Wand eines Felsens gebracht. Er selbst im Harnische steht auf dem Schnee und friert, bis ihn der Wirth in eine windesfreie Gruft führt, wo glühende Kohlen liegen, und ihm einen Rock statt des Harnisches anlegt. Auf einem Altarsteine erkennt Parcival die Kesse (den Reliquienschrein) wieder, auf der Parcival's Hand einen unverfälschten Eid in Betreff Jeschutens schwor. Parcival erzählt dem Wirthe von seinem Eid und wie er den gemalten Speer, den er bei der Kesse fand, nahm und damit Preis erjagte, ungeachtet er sich an sein eignes Weib so in Gedanken versenkt hatte, daß er ohne Besinnung war, und fragt, wie lange es von der Zeit her sei, daß er den Speer genommen. Den Speer vergaß, wie der gute Mann erzählt, sein Freund Taurian, und klagte es ihm nachher. Fünfthalb Jahr und drei Tage ist, daß Parcival den Speer hier nahm. Am Psalter liest ihm der Einsiedel die Jahre und der Wochen Zahl, welche dazwischen waren. Parcival klagt dem Einsiedel seinen Kummer und thut ihm kund, daß in dieser Zeit ihn kein Auge dort gesehen, wo Kirche oder Münster stand, und daß ihm Gott nicht helfe. Der Wirth erseufzet, und ermahnet ihn, an Gott zu glauben und ihn nicht zu erzürnen, und hält ihm als warnendes Beispiel Lucifern und dessen Gesellen vor, die in der Höllen sauren Lohn empfangen. Astiroth und Belcimon, Belet und Radamant und Andere, die da der Einsiedel erkannt hat, die lichte himmlische Schar ward durch nichts nach der Hölle gefärbt. So findet sich im Parcival Heidnisches hereingezogen und zu Christlichem gestempelt, daß als Gegensatz zu Lucifer und seinen Gesellen von einem Einsiedel aufgestellt werden Astiroth und Belcimon, Belet und Radamant. Man erinnere sich dabei der freien Ansichten, welche damals in Südfrankreich herrschten. Der Provenzale und nach ihm Wolfram suchen ordentlich ihren Triumph darin, das Christenthum siegend darzustellen, aber ohne kirchlichen Zuschnitt und mit Vermischung des Heidenthums. Selbst bei Parcival's Verbindung mit seinem Weibe ist von einer priesterlichen Einsegnung nicht die Rede. Der Einsiedler erzählt zwar dann weiter, daß Gott den werthen Adam aus der Erde machte und von Adam's Fleische Eva'n brach, die uns das Ungemach gab, daß sie ihren Schöpfer überhörte und unsere Freude störte, unterläßt aber nicht seinem Neffen das Räthsel vorzulegen, daß einem sein Ungenüge rieth seiner Ahne den Magetuom zu nehmen, welches Mähre mit Sünden Schein ward. Parcival weiß sich das nicht zu erklären; doch der Einsiedler reißt ihn aus dem Zweifel. Die Erde war Adam's Mutter. Von Erdenfrucht Adam genas (d. h. ward von Eva entbunden). Dennoch war die Erde eine Magd (Jungfrau). Kain's Vater war Adam. Der erschlug Abel'n um krankes Gut. Da auf die Erde das Blut fiel, war ihr Magetuom verfahren, den nahm ihr Adam's Kind. Da erhob sich erst der Menschen Neid (Haß), wie er seitdem immer währet. In der Welt ist doch nichts so rein als die Magd (Jungfrau) ohne falsche List. Gott war selbst der Magd Kind. So kommt der Einsiedler wieder auf Gott und auf die sündische Menschheit, über die sich Gott erbarmen möge, und fodert Parcival'n auf, seinen Zorn gegen Gott aufzugeben, und kommt dann auf die Prophezeiung von Christo durch Plato und Sibylla. Der Einsiedler handelt hierauf von dem wären Minnaere (Minner, Freund der Menschen). Parcival spricht seine Freude darüber aus, daß er von dem Einsiedler über den belehrt worden ist, der nichts unbelohnt läßt, und auf die Auffoderung des Wirthes (Hausherrn), was Parcival für Kummer und Sünden habe, antwortet der Ritter, seine höchste Noth sei um den Gral und darnach um sein Weib. Der Wirth bezeugt seinen Beifall, daß Parcival nach seinem eignen Weibe (nâch sîn selbes wîbe) dem Leibe Sorgenpflicht gebe. Parcival soll nämlich nicht als ein Ritter dargestellt werden, dessen höchstes Ziel der Minnesold von dem Weibe eines andern war, nach welchem die meisten Troubadours und Minnesänger, vor allen Ulrich von Lichtenstein, rangen. Als Hochbild eines solchen von der Liebe für das Weib eines andern entflammten Ritters wird im Sagenkreise des Königs Artus Tristram verherrlicht. Den schönsten Gegensatz zu einem solchen Ritter macht Parcival, der Liebeskummer um sein eignes Weib trägt. Deshalb ist auch der Einsiedler höchlich mit ihm zufrieden und verheißet ihm, daß mit Gottes Hilfe seine Noth bald ein Ende haben werde. Aber darum, daß Parcival sich nach dem Grale sehnt, darum schilt er ihn einen dummen Mann und beklagt ihn deshalb, denn den Gral kann Niemand erwerben außer der, der im Himmel so bekannt ist, daß er zu dem Grale benannt sei. Das muß der Einsiedler vom Grale aussagen. Er weiß es und hat es als wahr gesehen. Parcival fragt ihn, ob er da gewesen. Der Einsiedler bejaht es. Parcival verschweigt ihm ganz, daß er auch dahingekommen war, und fragt ihn um die Kunde, wie es um den Gral stände. Dem Wirth ist es, wie er nun erzählt, wohl bekannt, es wohnt manche wehrliche Hand zu Munsalväsche bei dem Grale. Um Aventiur, die allemal reiten manche Reise. Dieselben Templeise[38]) (Templer) tragen, wo immer sie Kummer oder Preis erjagen, das für ihre Sünde. Da wohnt eine wehrliche Schar. Der Einsiedler will Parcival'n nun ihre Nahrung verkünden. Sie leben von einem Steine. Dessen „Geshlaehte“ (Schlag, Art) ist viel rein. Hat Parcival das nicht erkannt, der Wirth es ihm hier nennt. Er

38) Es bleibt dabei dunkel, ob man diese Templeise blos in Beziehung auf den Tempel zu Munsalväsche und blos von ihm genannt, oder ob man zugleich bei diesen Templeisen an die wirklichen Templeisen, die von dem Tempel in Jerusalem genannten Templer oder Tempelherren und die Templeisen von Munsalväsche mit den wirklichen Templeisen in Verbindung dachte. Auf jeden Fall haben die wirklichen Templeisen von Jerusalem Veranlassung gegeben, daß man die mythischen Templeisen von Munsalväsche als Pfleger des Gral's aufgestellt hat. Vermuthungsweise läßt sich aber auch mit Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß die Sage von den Geheimnissen des Gral's von den wirklichen Templeisen mit Liebe gepflegt ward, und Kyot sie im Interesse des Ordens der Tempelherren zur Verherrlichung derselben als Pfleger des Grales sang. Wahrscheinlich ward, um zu verbergen, daß dieses Geheimlehre der wirklichen Templer sei, als Kyot eine Dichtung darüber entwerfen wollte, der Flegetanis als angebliche Quelle ersonnen, um die wahre Quelle zu verhehlen.

heißet lapsit[39]) exillis[40]). Von des Steines Kraft der Fênis (Phönix) verbrennt, daß er zur Asche wird. Die Asche ihm aber Leben bringt[41]). So läßt der Fênis (Phönix) seine Mauser fallen[42]), und gibt darnach viel lichten Schein, daß er schön wird, wie zuvor. Auch ward nie einem Menschen so wehe, welches Tages immer er[43]) auf den Stein sieht, die Woche kann er nicht sterben, die zu allernächst darnach ist. Seine Farbe auch ihm nimmer zergeht, man muß ihm solche Farbe zugestehen, womit er den Stein angesehen hat, es sei Magd (Jungfrau) oder Mann, als da seine beste Zeit anhob, säh' es den Stein 200 Jahr, ihm würde dann nicht grau sein Haar[44]). Solche Kraft dem Menschen gibt der Stein, daß er ganz ohne Verzug im' Fleisch und Bein Jugend empfängt. Der Stein ist auch der Gral genannt. Darauf kommt heute eine Botschaft, daran doch liegt seine höchste Kraft. Es ist heute der Charfreitag, daß man fürwahr da erwarten mag. Eine Taube vom Himmel sich schwinget, die bringt auf den Stein eine kleine weiße Oblate. Auf dem Steine sie die läßt. Die Taube ist „durchliuhtec blanc“ (glänzend weiß). Zum Himmel thut sie Widerwanc (fliegt zum Himmel zurück). Immer alle Charfreitage bringt sie auf den Stein, wie der Einsiedler Parcival'n sagt, davon der Stein empfängt, was immer Gutes sich drehet von Trinken und von Speise, „als den wunsch von paradise“ (wie alles Wünschenswertheste vom Paradiese); der Einsiedler meint, was immer die Erde gebären kann. Der Stein soll fürbaß (ferner) ihnen mehr gewähren, was immer von Wilde unter Luft lebt, es fliege oder laufe, und das schwebt. Ihnen, der ritterlichen Brüderschaft, gibt die Pfründe des Grales Kraft. Die aber zum Grale sind benannt, werden auf diese Weise bekannt: zende an des steines drum von karacten[45]) ein epitafium (am Ende, wo der Stein abgebrochen ist, eine Aufschrift) sagt seinen Namen und seine Art (Geschlecht), wer immer dahin thun soll die „Saelden-Fahrt“ (Reise zum Glücke), es sei von Mädchen oder Knaben. Die Schrift darf Niemand hinwegschaben: wenn man seinen Namen gelesen hat, zergeht sie vor ihren Augen. Sie kamen alle dahin als Kinder, die nun große Leute sind. Wohl der Mutter, die das Kind gebar, das zum Dienste dahin gehören soll. Der Arme und der Reiche freut sich allgleich, wenn man ihre Kinder dahin heischet, daß sie sie dahin an (in) die Schar senden sollen. Man holt sie in manchen Landen. Vor sündebaren Schanden sind sie immermehr behütet und ihr Lohn wird im Himmel gut; wenn ihnen erstirbt hier das Leben, so wird ihnen dort „der Wunsch“[46]) (alles Höchste, was man wünschen kann) gegeben. Die „newederhalp“ (auf keiner Seite) standen, da zu streiten begannen Luzifer und Trinitas, „swaz der selben engel“ (welche immer unter diese Engel gehörten), die Edeln und die Werthen mußten auf die Erde zu demselben Steine. Der Stein ist immer rein. Der Einsiedler weiß nicht, ob Gott auf sie „verkos“ (ihnen verzieh), oder sie fürbaß (ferner) verlôs (zu Grunde richtete). War das sein Recht, er nahm sie wieder. Des Steines pflegt[47]) (pflegen) immer seitdem, die Gott dazu benannte und ihnen sein Engel sandte. So steht es um den Gral! Nach diesem Berichte des Einsiedlers sagt Parcival: Mag Ritterschaft des Leibes Preis und doch der Seele Paradies erjagen mit Schilde und auch mit Speer, so war je Ritterschaft mein Begehr. Ich stritt je, wo immer ich zu streiten fand, sodaß meine wehrliche Hand sich nähert dem Preise. Ist Gott an Streite weise, der soll mich dahin ernennen, daß sie mich da erkennen. Meine Hand da Streites nicht unterläßt. Da sprach aber der keusche Wirth: Ihr müßt allda vor Hochfahrt mit sanftem Willen sein bewahrt. Euch verleitet[48]) leicht eure Jugend, daß ihr der Keuschheit die Tugend brächet. Hochfahrt je sank und fiel. Ein König war, erzählt der Einsiedler Parcival'n weiter, der hieß und heißt noch Amfortas. Das soll Parcival'n und den armen Einsiedler Trevrizent (den Bruder des Amfortas) immer mehr erbarmen um seine herzbare Noth, die Hochfahrt ihm zu Lohne bot. Seine Jugend und seine Reichheit fügte der Welt an ihm Leid zu und dieses, daß er Minne begehrte außerhalb dem Sinne der Keuschheit. Die Sitte ist nicht dem Grale recht, da muß der Ritter und der vor Losheit (Losigkeit, vor freien Sitten) bewahrt sein. Demuth überstritt je Hochfahrt. Da wohnt eine werthe Brüderschaft, die haben mit wehrlicher Kraft erwehret mit ihren Händen dem Volke (der diet) von all' den Ländern, daß der Gral unerkennet Allen ist außer denen, die dahin benannt sind zu Munsalväsche an (in) des Grales Schar, nur einer kam unbenennet dahin und derselbe war ein dummer Mann[49]), und führte auch Sünde mit sich von dannen, daß er zu dem Wirthe nicht sprach um den Kummer, den er an ihm sah. Er muß Sünde entgelten, daß er nicht fragte nach des Wirthes Schaden. Er war mit Kummer so beladen, es ward nie so hohe Pein erkannt.

---

39) Nach anderer Lesart iaspis, nach einer dritten lapis. 40) Nach andern Lesarten erillis, exilis, exillix. 41) birt, trägt, gebiert. 42) d. h. so mausert sich der Phönix sus rêrt der fênis müse sin, nach andrer Lesart muozze; rêrt von rêren, triefen, fallen, und triefen lassen, fallen lassen. 43) In der Urschrift steht hier und in den folgenden Zeilen ez, welches auf Mensche geht, da darunter hier sowol Jungfrau als Mann verstanden wird. 44) im enwurde denne grâ sin har, nach anderer Lesart im wurde danne grâ sin har. Das en könnte hier auch nicht verneinend genommen werden, sondern als pleonastisch oder richtiger für nur stehend. Daß der Dichter meint, nach 200 Jahren werde das Haar grau, könnte man daraus schließen, daß es oben im 240. Abschnitte S. 120 von dem allerschönsten Mann, welchen Parcival auf dem Spanbette in der Kemenate (der Kammer) auf Munsalväsche heißt: er was noch grâer dan der tuft, er war noch grauer als der Duft. Deshalb läßt sich übertragen das Obige im enwurde denne grâ sin har auch durch: ihm wurde (selbst) dann nicht grau sein Haar, und auch der Lesart: im wurde danne grâ sin har, ihm wurde dann grau sein Haar, folgen. 45) Nach anderer Lesart karachtern.

46) über „den Wunsch“ vergl. Grimm, Teutsche [illegible] logie. S. 99. 100. 235. 236. 261. 507. 547. 692. 47) [illegible] pfligt (pflügt) ist die andere Lesart phlegent. 48) Oder [illegible] verleitete, nämlich verleit, welches verlei[illegible] deutet; euch verleitete nicht eure Jugen[illegible] heit Tugend brachet (oder brachet, d. h. [illegible] 49) Mensch, da Parcival, als er den [illegible] Knabe war.

Davor (zuvor) kam König Lähelin an den See zu Brumbann geritten. Um Tjost hatte ihn dort erwartet Lybbeals, der werthe Held, dessen Tod ward mit Tjost erwählt. Er war geboren von Prienlasiors. Lähelin zog mit seiner Hand des Helden Roß von dannen. Da ward der „rêroup“ (Rehraub, Raub an Leichnamen) bekannt. Der Einsiedler fragt darauf Parcival'n, ob er Lähelin sei, denn in seinem Stalle stehe ein Roß, den Rossen gleichfarbig, die da an des Grales Schar gehören. Am Sattel steht eine Turteltaube. Das Roß geht von Munsalväsche. Die Wappen gab ihnen Amfortas, als er Herr der Freude war. Ihre Schilde sind von Alters her so. Titurel sie brachte da an seinen Sohn König Frimutel. Darunter verlor der schnelle Degen von einer Tjost auch seinen Leib (Leben); der nimmt sein eignes Weib (sin selbes wîp), daß nie vom Manne mehr so sehr ein Weib geminnt ward, nämlich mit rechten Treuen. Seine Sitte soll nach der Ermahnung des Einsiedlers Parcival erneuern, und von Herzen seine Gattin („kone“) minnen. In seiner Sitte soll Parcival wohnen. Seine Farbe trägt Frimutel'n gleiche Male (Zeichen, Aussehen); Frimutel war Herr über den Gral. Der Einsiedler fragt hierauf Parcival'n, woher er komme und woher er stamme. Parcival erzählt, wer sein Vater war, und bittet den Einsiedler, daß er ihn in sein Gebet schließen möge, sagt dann, er sei Lähelin nicht. Nahm Parcival je den rêroup (Rehraub, Raub an Todten), so war er an den Witzen taub. Es ist jedoch von ihm geschehen. Derselben Sünde muß er sich zeihen. Ithern von Cucumerland, den erschlug seine sündbare Hand. Er legte ihn todt auf das Gras und nahm, was zu nehmen war. Der Einsiedler bricht in Wehklagen aus, daß die Welt den Leuten mehr Herzeleid als Freude gibt, und spricht seine Verlegenheit aus, daß er seinem lieben Schwestersohne nicht rathen könne. Dieser hat sein eignes „Verch“ (Fleisch) erschlagen, Ihern von Kaheviez, den schuld- und tadellosen Ritter, und auch des Einsiedlers Schwester Herzeleid starb vor Kummer, als ihr Sohn Parcival schied. Parcival sagt unter andern: wäre er dann Herr über den Gral, der könne ihm keinen Ersatz für die Nachricht bringen, die ihm sein Oheim gibt. Er beschwört ihn, die Wahrheit zu sagen. Sein Oheim erzählt ihm, warum seine Mutter starb, und sagt in Beziehung auf ihren Traum vor Parcival's Geburt: du warst das Thier, das sie da säugte, und der Drache, der von ihr da flog. Der Einsiedler hat, wie er erzählt, noch zwei Geschwister. Seine Schwester Tschoysiane gebar ein Kind, und starb dabei. Der Herzog Kyot von Katelange war ihr Mann. Sigunen, dessen Töchterchen, befahl man der Mutter Parcival's. Der guten Tschoysiane Tod schmerzt ihren Bruder, den Einsiedler. Seine andere Schwester Repanse de schoye (joie) pflegt des Grales. Ihr und des Einsiedlers Bruder Amfortas, war und ist von Art (seiner Geburt) noch Herr des Grales. Doch ist ihm Freude fern. Als Frimutel, des Einsiedlers Vater, das Leben verlor, da erwählte man nach ihm seinen ältesten Sohn zum Könige, und dem Grale und des Grales Schar zum Voigte. Das war des Einsiedlers Bruder Amfortas. Als er zum Jünglinge [50]) erwachsen war, hatte er mit der Minne zu kämpfen. Welcher Herr des Grales Minne begehrt auf andere Weise, als die Schrift ihm gewährt, der muß in Ungemach und Herzeleid kommen. Des Einsiedlers Herr und Bruder erkor sich eine Freundin, bestand in ihrem Dienste manches Abenteuer und ward in allen ritterlichen Landen gepriesen. Eines Tags der König allein ritt aus nach Abenteuern, um die Freude der Gabe der Minne willen. Durch einen „gelupten“ [51]) Speer ward er beim Tjostieren wund, sodaß Parcival's süßer Oheim nimmermehr gesund ward wegen seiner „heidruose“ [52]) (Heid-Druse). Es war ein Heide, der diese Tjost ritt, geboren von Ethnise, da, wo aus dem Paradiese die Tigris rinnet. Derselbe Heide war gewiß, seine Stärke und Tapferkeit sollte ihm den Gral verschaffen. Er suchte die ferne Ritterschaft nur allein um des Grales Kraft. Parcival's Oheim führte das Speereisen in seinem Leibe von dannen. Als der junge werthe Mann heim zu den Seinen kam, da sah man großen Jammer ausbrechen. In die Wunde griff eines Arztes Hand, bis er das Speereisen fand; „der trunzûn was roerîn“ (der Lanzensplitter war röhren, hatte eine Röhre) [53]) und ein Theil war in seiner Wunde. Der Arzt brachte beide wieder heraus. Seine Venie [54]) fiel der Einsiedler nieder, da gelobte er der Kraft Gottes, daß er keine Ritterschaft nimmermehr thäte, damit Gott um seine Ehre seinem Bruder hülfe von der Noth. Er verschwur auch Fleisch, Wein und Brod. Das war dem Volke eine andere Klage, daß er von seinem Schwerte schied. Sie sprachen, wer soll Schirmer sein über des Grales „Tougen“ (Geheimnisse). Sie trugen den König vor den Gral. Da der König den Gral sah, da war sein anderes Ungemach, daß er nicht sterben konnte. Des Königs Wunde eiterte. Was man immer für Ärztbücher las, die gaben keine Hilfe. Sie brauchten das Gift verschiedener Schlangen, aber es half nicht, so auch keine Kräuter (würze), selbst auch da nicht, als sie sie in das liebliche riechende Wasser der vier aus dem Paradiese strömenden Flüsse Gêôn, Fîson, Eufrates und Tigris thaten. Sie gewannen das nämliche Reis, das Sybilla dem Äneas gegen das höllische Ungemach und des Phlegetons Rauch zuwies, daß es bessern sollte, wenn etwa der Speer in höllischem Feuer „geluppet“ (durch Zaubermittel vergiftet) oder gelötet wäre. Aber vergebens! Sie gewannen das Blut des Pelekans, womit er seine Jungen ätzet, indem er sich in die Brust beißt, und worüber er stirbt. Sie strichen das Blut an die Wunde, aber es vermochte nicht zu helfen. Sie gewannen das Herz des Thieres Moncirus (Monoceros, Einhorn), welches im Schooße reiner Mädchen schläft, und nahmen den Karfunkelstein, welcher auf desselben Thieres Hirnbein unter seinem Horne wächst, bestrichen die Wunde damit, aber sie blieb „lüppec“ (durch Zaubermittel vergiftet). Sie gewannen das Kraut (wurz)

50) do min bruoder gein den jâren kom für der gransprunge zit; jenes kommt von gran, Barthaar und von sprung, Entsprießung. 51) Durch Hilfe von Zaubermitteln vergiftet. 52) Cod. G. heidruse. 53) In dieser Röhre war nämlich das Gift. 54) Kniefällig zum Gebete.

Trachontê (Dracontea), welches dort, wo ein Drache erschlagen wird, von dessen Blute wächst. Aber es half nichts. Sie warfen sich betend vor den Gral nieder. Da sahen sie einmal geschrieben: ein Ritter sollte dahin kommen, würde dessen Frage allda vernommen, so sollte der Kummer ein Ende haben. Wäre es Kind, Mädchen oder Mann, das ihn der Frage etwa warnet (an die Frage erinnerte), so sollte die Frage nicht helfen, als daß der Schade wie vorher bestände, und herzlicher weh thäte. Die Schrift sprach: Habt ihr das vernommen, euer Warnen (Erinnern) mag (kann) zu Schaden kommen. Fragt er nicht bei der ersten Nacht, so zergeht seiner Frage Macht. Wird seine Frage zur rechten Zeit gethan, so soll er das Königreich haben, und der Kummer hat von der höchsten Hand ein Ende. Damit ist Amfortas genesen, er soll aber nie mehr König sein. So lasen sie an dem Gral, daß Amfortas' Qual damit ein Ende nähme, wenn ihm die Frage käme. Sie strichen an die Wunde die gute Salbe „Nardas“ und den Rauch vom Holz Alôê. Ihm war zu allen Zeiten Weh. Es kam zwar ein Ritter dahingeritten, aber er erwarb Unpreis, denn ungeachtet er den Kummer sah, fragte er doch nicht: Herr! wie steht es um eure Noth. Parcival und der Einsiedler klagen. Parcival's Roß leidet Noth, denn alles ist mit Schnee bedeckt. Der Einsiedler gräbt für sich und Parcival'n Wurzeln zum Mittagsmahle, und Parcival für das Roß lwîn loupu (Epheulaub). Der Dichter spottet über Parcival's und des Einsiedlers kärgliches Mahl, bestößt sich aber selbst darüber, daß er der getreuen „Diet“ (Volkes), wie ihm sein „alt unfuoye“ gerathen, spotte, und sagt, daß sie Herzen-Reue nur aus rechter Treue getragen. Parcival bekennt seinem Oheim, wie er misgethan habe, und bittet ihn, daß er ihm das beklagen helfe, daß er auf Munsalväsche ritt, den rechten Kummer sah und doch nicht fragte. Der Einsiedler antwortet, daß sie beide zu herzlicher Klage greifen sollen, tröstet ihn aber zugleich noch, und sagt, daß er nicht zu sehr klagen (d. h. nicht verzweifeln) solle; er habe aus Jugend gefehlt, verzweifle er an Gott nicht, so könnte es ihm vielleicht noch gelingen, den Preis zu erjagen. Der Einsiedler fragt dann weiter, ob er das Speer auf Munsalväsche gesehen, und geht dann auf Folgendes über: Da der Stern Saturnus wieder an sein Ziel „gestuont“ (sich stellte), das ward uns bei (an) der Wunde kund, und bei (an) dem sommerlichen Schnee, ihm that der Frost nie so weh, deinem süßen Oheim. Das Speer mußte in seine Wunde: da half eine Noth für die andere Noth, „des“ (dadurch) ward das Speer blutig roth. Etlicher Sterne kommende Tage die Diet (das Volk) da lehren[55]) große Klage, die so hoch „ob einander stênt“ (über einander stehen), ungleich „wider gent“ (gegen einander gehen); und des Mondes Wandel-Kehre schadet auch zur Wunde sehr; diese Zeit, die ich hier benennet habe, so muß der König Ruhe lassen, so thut ihm großer Frost so weh, sein Fleisch wird kälter, denn der Schnee, seit man „daz gelüppe“ (das mittels Zauberkunst bewirkte Giftwerk) heiß an dem Speeres-Eisen weiß, die Zeit man es auf die Wunden legt, den Frost es aus dem Leibe trägt. All um das Speer Glas war als (wie) Eis, das mochte (konnte) um keinen Preis vom Speere niemand bringen (von) dannen, „wan“ (als) Trebuchet der weise Mann, der „worht“ (fertigte) zwei Messer aus Silber, die es schnitten, die es nicht vermieden; „den list“ (die Kunst) that ihm ein Segen kund, der an des Königs Schwerte stand. Mancher ist, der gern „giht“ (sagt) „aspindê“ das Holz brenne nicht: sô dises glases drûf iht spranc (so von diesem Glase etwas darauf sprang), Fiuwers-lohen (Feuersflammen) darnach (sich) schwang, aspindê davon verbrannte: waz wunders diz gelüppe kan (was für Wunder dieses mittels Zauberkunst hergestellte Giftwerk vermag)! Er mag (kann weder) reiten noch gehen, der König, noch liegen noch stehen, er lehnt ohne Sitzen, mit seuftbaren Witzen. Gegen des Mondes Wandel ist ihm weh. Brumbane ist genannt ein See, da trägt man ihn hinauf „durch süezen luft“ (um der angenehmen Luft willen), das heißt er seinen Waidetag[56]); was (immer) er allda fangen mag bei so schmerzlichem „sêre“ (Wehe), er bedarf daheim mehr, davon kam aus ein Mähre, er wäre ein Fischer; das Mähre muß er leiden: Salmen, lamprîden (Lampreten) hat er doch „lützel“ (wenig) feil, der traurige, der nicht geile (frohe). Parcival erzählt darauf, daß er den König auf dem See fand, als er Pelrapeiren um die Mitte des Morgens entwichen war, und dann des Abends Sorge hatte, wo die Herberge sein möchte, da habe ihn sein Oheim mit ihr berathen. Der Einsiedler sagt, Parcival habe eine ängstliche Fahrt geritten, denn alles sei so wohl bewacht und besetzt; es helfe selten Jemandes List bei der Reise, er komme in Fährlichkeit, denn wer immer zu ihnen reite, sie nähmen niemandes Sicherheit (d. h. sie ließen den Besiegten nicht den Eid der Sicherheit leisten, daß er ihr Mann sein wollte, sondern erschlügen ihn). Parcival entgegnet, daß er dahin, wo der König war, ohne Streiter geritten sei, und erzählt, wie er den Palast Abends voll Jammer gefunden, und wie ein Knappe ein blutiges Speer zu den vier Wunden getragen; der Einsiedler spricht: Neffe! seit noch eh (zuvor) ward dem Könige nie so weh „wan“ (als) da sein Kommen zeigte „sus“ (so) der Stern Saturnus, der kann mit großem Froste kommen. Darauf legen mochte uns nicht frommen, als man es oft darauf liegen sah, das Speer man in die Wunde stach. Saturnus läuft so hoch empor, daß es die Wunde wußte zuvor, eh der andre Frost hernach kam, dem Schnee war „ninder als gâch“ (nirgends so eilig), er fiel allererst an der andern Nacht, in der sommerlichen Macht. Der Einsiedler Trivrizent bemerkt nun weiter, wie der Frost und das Speer die auf Munsalväsche in Jammer brachte. Parcival sagt, er habe fünf und zwanzig „maide“ (Jung-

55) Nämlich für leret S. 119 bei Müller, S. 235 bei Lachmann, lesen wir lerent (lehren).

56) Waide nämlich nicht blos von der Jagd und dem Fange der vierfüßigen Thiere, sondern auch vom Fischfange gebraucht, s. F. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis. 1. Bd. S. 222.

rauen) vor dem Könige stehen sehen. Der Wirth bemerkt, daß „maide“ (Jungfrauen) des Grales pflegen, und ihn Ritter mit keuschlicher Güte hüten sollen, der hohen Sterne kommende Zeit gebe den Alten und den Jungen dort großen Jammer, Gott habe Zorn so lange gegen sie behalten. Sie erhalten, erzählt der Einsiedler weiter, kleine Kinder von hoher Art und schöner Farbe nach Munsalväsche. Wird irgendwo ein Land herrenlos, so erkennt sie die Gotteshand, sodaß das Volk einen Herrn von des Grales Schar begehrt, und es wird dessen gewährt, und seiner pflegt der Gottessegen. Gott schafft die Männer verhohlen von dannen (von Munsalväsche) hinweg, öffentlich gibt man die Maide von dannen. Der König Kastis begehrte Herzeloyden, und man gewährte sie ihm. Parcival's Mutter gab man ihm zu „konen“ (zur Frau); der Tod legte ihn eh (zuvor, d. h. bevor die Ehe vollzogen ward) in das Grab. Zuvor gab er der Mutter Parcival's Waleis und Norgals, Kanvoleis und Kingrivals. Der König starb; da trug sie Krone über zwei Land, da erwarb sie Gamurete's Hand. So gibt man von dem Grale hinweg öffentlich Maide, verhohlen die Männer, um der Frucht willen, damit ihre Kinder wieder zu Dienste dahin gegeben werden, und mit Dienste des Grales Schar mehren sollen. Das kann Gott sie wol lehren: swer sich dienstes geim grâle hât bewegn[57]), gein wîben minne er muoz verplegen (wer immer sich zum Dienste für den Gral entschlossen hat, der darf keine Minne mit Weibern pflegen, der König soll haben „eine“ (allein) ze rehte (von Rechtswegen, wie das Recht vorschreibt) „ein konen reine“ (eine reine Gattin) und andre, die Gott zu Herren in herrenlose Länder gesandt hat (die also nicht mehr bei dem Grale sind). Trivrizzent erzählt weiter: über das Gebot ich mich „bewac“ (bewog), daß ich Dienstes nach Minne pflog, mir rieth meine „klaeteclîchiu“ (zierliche) Jugend und eines werthen Weibes Tugend, daß ich in ihrem Dienste ritt, die wilden Abenteuer mich deuchten so geheuer, daß ich selten turnirte[58]). Ihre Minne „condwierte“ (geleitete) mir Freude in das Herze mein, durch sie (um ihretwillen) that ich viel Streites Schein (ließ manchen Streit sehen,) „des“ (dazu) zwang mich ihrer Minne Kraft „gein“ (gegen, nach) der wilden fernen Ritterschaft, ihre Minne ich „alsus“ (so) kaufte, der Heide und der Getaufte war mir Streites allgleich (mir einerlei, ob ich mit Heiden oder Christen stritt). So pflag ich es durch die Werthen (um der Werthen willen) auf den drei Theilen der Erde zu Europa und in Asia; so ich reiche Tjoste[59]) wollte thun, so ritt ich vor Gauriuon. Ich habe auch manche Tjost gethan vor dem Berg zu Famorgan. Ich that viel reicher Tjoste Schein vor dem Berg zu Agremontin, wer (immer) „einhalp“ (auf einer Seite) will ihre Tjoste haben, da kommen feurige Männer heraus, „anderhalp“ (auf der andern Seite) brennen sie nicht, was man (immer) da (für) Tjostiure[60]) sieht; und da ich vor den Rohas durch Aventiure (um Abenteuer willen) gestrichen war, da kam eine werthe wendische Diet (Volk) heraus „durch tjoste gegenbiet“ (um Gegenbietung von Tjost willen, um für Anbietung des Zweikampfes zu Rosse wieder Zweikampf anzubieten, d. h. den angebotenen tjostmäßigen Zweikampf anzunehmen). Ich fuhr von Sibilje das Meer allum gen Zilze durch Friûl hinaus vor Aglei; ô we unde heiâ hei! daß ich deinen Vater je sah, der mir zu sehen allda geschah, da ich zu Sibilje zog ein, da hatte der werthe Anschewin vor mir geherberget eh (zuvor), seine Fahrt thut mir immer weh, die er fuhr zu Baldac, zu Tjostieren er da todt lag, des war eh von ihm deine Sage, es ist immer meines Herzens Klage. Mein Bruder ist Gutes reich: verhohlen ritterlich er mich dicke (oft) von ihm (sich) sandte. So ich von Munsalväsche wendete, sein Insiegel nahm ich da, und führte es zu Karchobrâ, da sich säet[61]) der Plimizöl, in dem Bisthume zu Barbigöl. Der Burggraf mich da berieth, auf das Insiegel, eh ich von ihm schied, (mit) Knappen und andrer Kost gegen die wilde Tjost und auf andre ritterliche Fahrt, dessen ward viel wenig von ihm gespart. Ich mußte allein dahin kommen, an (bei) der Wiederreise ließ ich gar bei ihm „swaz ich gesindes plac“ (alles Gesinde, was ich hatte), ich ritt „dâ“ (dahin, wo) Munsalväsche lag. Nun höre, mein lieber Neffe, da mich dein werther Vater zu Sibilje „alrêrste“ (das erste Mal) sah, „balde er mîn ze bruoder jach Herzeloyden sînem wîbe“ (bald sagte, daß ich Herzeloydens, seines Weibes Bruder wäre.) Doch ward von seinem Leibe mein Antlitz nicht mehr gesehen. Man mußte auch[62]) mir fürwahr den „jehen“ (gestehen), daß nie schöner Mannesbild ward: „dannoch“ (bis dahin noch) war ich ohne Bart. In meine Herberge er fuhr. Der Inhalt dessen, was der Einsiedler Trevrizzent seinem Neffen weiter erzählt ist dieses. Gahmuret gab Trevrizzenten sein Kleinod, einen grünen Stein, aus welchem der Einsiedler seine Kesse (Reliquienkasten) machen ließ. Seinen Neffen, den König Ither von Cucumerlant, ließ er Trevrizzenten zum Knechte. Gahmuret kehrte dahin, wo der Baruc war, und Trevrizzent ritt aus Zilje vor den Rohas. Drei Montage stritt er da viel, ritt darnach in die weite Gandine, wo Ither bekannt ward. Die Stadt Gandin liegt allda, wo „Diu Greian in die Trâ mit Golde ein Wazzer rinnet,“ da ward Ither geminnet. Er fand dort Parcival's Base, Namens Lammire, sie war Frau (Herrin) über das Land „Stîre“ (Steier), hier ließ Gandin von „Anschouwe“ sie Frau (Herrin) sein. Trevrizzent bricht dann in Kla=

57) Hat zwei entgegengesetzte Bedeutungen, einmal bedeutet es sich einer Sache begeben, entschlagen, das andere Mal sich zu etwas entschließen, sich zu ihm ergeben. 58) Gewöhnliche Turniere bilden nämlich den Gegensatz zu den wilden, gefährlichen Abenteuern, bei welchen es etwas Wunderbares gab. 59) Zweikampf mit dem Speere zu Rosse.

60) Die Ausübung der Tjost, des Zweikampfes mit dem Speere zu Rosse, und wenn das Speer zerbrochen war, mit dem Schwerte, und den man auch, wenn man von den Rossen gestürzt oder gesprungen war, zu Fuße fortsetzte. 61) Bedeutet entweder durch ausgefallenen Samen seiner Blumen sich selbst begrünt und blühend macht, oder das sich Besäen ist bildlich auf das Bedecktwerden mit Lanzensplittern zu beziehen. 62) Man muß hinzudenken: Gahmuret war zwar äußerst schön, aber auch mir mußte man große Schönheit zugestehen.

gen aus, daß Parcival Ithern, Trevizzent's Knappen, erschlagen hat. Nach diesen Trauerklagen fragt Trevizzent seinen Neffen Parcival, von wannen ihm dieses Roß gekommen sei. Parcival antwortet, er habe das Roß erstritten, als er von Sigunen, welche er vor einer Klause gesprochen, hinweggeritten; er habe einen Ritter von Musalvâsche von dem Rosse herabgestochen. Der Wirth (der Einsiedler) sprach: ist aber der genesen, was er von Rechte sein sollte. Parcival antwortet: Herr! ich sah ihn vor mir gehen, und fand das Roß bei mir stehen. Trevizzent sagt: willst du Gralsvolk so berauben, und dabei das glauben, du gewinnest noch ihre Minne, so zweien sich deine Sinne. Parcival antwortet: Herr! ich nahm es in einem Streit, wer (immer) mir darum Sünde „git" (zuspricht), der prüfe allererst, wie die stehe, mein Roß hatte ich zuvor verloren. Parcival fragt hierauf seinen Oheim, wer die „maget" (Jungfrau) war, welche den Gral trug, und deren Mantel man ihm (Parcival'n) lieh. Der Einsiedler benachrichtigt seinen Neffen, daß sie dessen Muhme gewesen, und ihm den Mantel nicht zu Ruhme (daß er sich dessen rühmen sollte) geliehen, sondern weil sie wähnte, daß Parcival sein sollte des Grales Herr, sowie auch ihr und Trevizzent's Herr. Der Einsiedler sagt weiter, Parcival's Oheim habe diesem auch ein Schwert gegeben, und er habe es mit Sünden empfangen, da sein wohlredender Mund die Frage unterlassen. Trevizzent und der Parcival legen sich nach diesen Gesprächen schlafen. Funfzehn Tage war Parcival bei seinem Oheim, dem Einsiedler. Ihre beste Speise war Kraut und Wurzeln. Parcival trug die Beschwerde um der süßen Mähre (der angenehmen Nachrichten) willen, denn der Wirth (Hausherr) schied ihn von Sünden, und ihm doch ritterlich rieth. Eines Tags fragt ihn Parcival, wer der Mann war, der vor dem Grale lag, und ganz grau bei lichter Haut war. Der Einsiedler ertheilt ihm diese Auskunft: das war Titurel, der Ahn der Mutter Parcival's, ihm ward die Beschirmung des Grals zu allererst befohlen. Er trägt hülfelos Lähmung durch das Siechthum „pôgrât" (Podagra). Seine Farbe verlor er jedoch nie, denn er sieht den Gral so oft, davon kann er nicht sterben. Hierauf sagt der Einsiedler weiter, daß Titurel in seiner Jugend viel um Tjostierens willen geritten, und gibt dann seinem Neffen Parcival den Rath, daß, wenn er sein Leben zieren und würdiglich fahren wolle, er Haß gegen Weiber sparen müsse. Weiber und Pfaffen tragen unwehrliche Hand, Parcival's Dienst solle die Pfaffen, da Gottes Segen über sie reiche, mit Treue pflegen. Der Einsiedler fährt dann fort, von dem heiligen Amte der Priester zu handeln. Als hierauf Trevizzent und Parcival sich scheiden, verspricht Ersterer Letzterem, die Vertheidigung seines Fehlers vor Gott zu übernehmen. Dann kommt er darauf zurück, wie Vergulaht und Gawan beide, jedoch jeder besonders, ziehen, um den Gral zu erforschen, und erzählt, wie die stolze Orgeluse Gawanen in Gefahr lockt und verschmäht und verhöhnt. Der Dichter ergibt sich aber nun der Erzählung der Abenteuer Gawans[63]) nur in Beziehung auf sein großes Ganze. Er webt in sie die Erzählung von dem misgestalten „Malcrêature" dem Bruder der Cundrie la surziere ein, und bemerkt, daß solche Leute bei dem Wasser „Gaugas" (Ganges) im Lande zu Tribalibôt wachsen durch Noth. Unser Vater Adam nahm (lernte) die Kunst von Gotte, er gab allen Dingen Namen, beiden wilden und zahmen; er erkannte auch jegliches Art, dazu der Sterne Umfahrt, der sieben Planeten, was die für Kräfte hätten. Er erkannte auch aller Würzeln Macht; wenn seine Kinder der Jahre Kraft gewannen, daß sie menschlicher Frucht „berhaft" (tragbar) wurden[64]), widerrieth er ihnen Ungenugsamkeit, und hieß ihnen wiederholt viel Wurzeln meiden, welche Menschenfrucht verkehrten. Aber die Weiber thaten wie Weiber. Mancher rieth ihr „broeder" (schwacher) Leib, daß sie die Werke vollbrachte, deren ihres Herzens Gier gedachte. So ward die Menschheit verkehrt. Die Königin Secundilla, deren Leib und Land Feirefiz mit Rittershand erwarb, hatte von Alters her in ihrem Reiche viel Leute mit verkehrtem Antlitzesziel, sie trugen fremde, wilde Mahle. Da sagte man ihr um den Gral, daß auf der Erde nichts so Reiches war, und dessen der König Anfortas pflege. Das deuchte sie wunderlich genug, denn viel Wasser in ihr Land trug statt des Grieses Edelsteine, und sie hatte große goldne Gebirge. Die edle Königin wollte Kunde über den Mann gewinnen, dem der Gral unterthan war. Sie sandte ihre Kleinode, zwei wunderlich farbige Menschen, Cundrien und ihren Bruder, dahin, um große Kostbarkeiten. Da sandte Anfortas, der sehr freigebig[65]) war, Orgelusen de Lôgroys den Knappen Malcrêatiure. Dieser der Wurzeln und der Sterne Mage (Verwandter)[66]) erhob gegen Gawan, der ihn auf der Straße erwartete, großen Zank. Er kam auf einem Pferde geritten, das an allen Füßen gebrechlich war; Frau Jeschute die werthe ritt jedoch ein besseres Pferd des Tages, da Parcival dem Orilus die Huld abstritt, die sie ohne alle ihre Schuld verloren hatte. So weiß der Dichter immer den Haupthelden des Gedichtes, Parcival'n, auch wenn er fern ist, immer gegenwärtig zu erhalten. Auch ist die Erinnerung an den Gral sehr schön dadurch hier eingeflochten, daß Malcreatiur in Folge der Geschenke, welche Secundille macht, eine Kunde von des Grales Pfleger zu gewinnen, aus dem Lande der misgestalteten Menschen in dieses Land der wohlgestalteten gekommen ist. Misgestaltete Menschen waren im Mittelalter als Gegenstände roher Ergötzlichkeit eine gesuchte Waare, aber freilich paßte ein solches Geschenk nicht an den heiligen Hof des Pflegers des Grals, und als Botschafterin war schon Cundrie la Surziere genug. Anfortas schenkt daher den misgestalteten Knappen der Orgeluse, an deren Hofe man sich der weltlichen Lust ergab. Der Dichter erzählt, wie Malcreatiure

63) s. den Art. Gawan in d. Allgem. Encykl. d. W. u. K.

64) Wenn sie so erwachsen waren, daß sie empfangen und gebären konnten. 65) Man hatte nämlich im Mittelalter zum Kurzweil gern misgestaltete Zwerge, und so glaubte Anfortas, er könnte Orgelusen nichts Kostbareres schenken, als einen so wunderlich misgestalteten Menschen mit Eberzähnen und Igelshaut statt der Haare. 66) Er war nämlich durch Einfluß der Wurzeln und der Strene ein so misgestaltetes Geschöpf geworden.

Gawanen wegen seiner Dummheit schilt, daß er seine (Malcratiures) Frau (Herrin) von dannen führe, und trägt Gawan's Abenteuer im Dienste der stolzen Orgeluse weiter vor. Gawan besteht den gefährlichen Kampf auf dem Plimizöls-Plane, in den ihn Orgeluse verwickelt. Doch auch bei Erzählung von diesem Abentheuer Gawan's verliert der Dichter Parcival'n nicht aus dem Auge. Der Ritter, welcher den Plimizöls-Plan zu Lehn hat erzählt dem bei ihm herbergenden Gawan: Der Ithern vor Nantes erschlug, ihn trug gestern mein Schiff über, er hat mir fünf Rosse gegeben[67]), welche Herzoge und Könige ritten; was er immer ihnen im Streite abgewonnen hat, das wird zu Pelrapeire gesagt; ihre Sicherheit hat er erjagt, sein Schild trägt mancher Tjoste Male; er reitet hier forschend um den Gral. Gawan sprach: wohin ist er gekommen, sagt mir, Wirth! hat er vernommen, da er so nahe hierbei war, was diese Aventiure sei. Der Wirth antwortet: er habe es nicht erfahren, er habe sich wohl gehütet, es ihm zu sagen; auch Gawan hätte es erfahren, wenn er nicht Fragen erdacht hätte. Auf diese schöne Weise webt der Dichter Parcival'n auch in Gawan's Sage ein. Die Frage entsteht, warum läßt das Abenteuer, welches als das schwierigste aller Abenteuer geschildert wird, der Dichter Gawanen, und nicht Parcival'n bestehen? Er will Gawanen als einen Ritter schildern, der zwar das Schwierigste ausführen kann, aber doch nicht würdig ist, den Gral zu erforschen und sein Pfleger zu werden, weil er sich der ritterlichen Galanterie überläßt. Parcival aber thut dieses nicht, und ist also würdig, der Pfleger des Grales zu werden. Der Dichter hat ihn auch bereits so geschildert, daß Niemand zweifelt, daß auch er das Abenteuer in Klingsor's Zauberschlosse würde bestanden haben, wenn er davon Kenntniß gehabt hätte. Aber Parcival hat einen höhern Beruf, er soll nicht Herr der Terre marveile (des Wunder-Zauberlandes), sondern Pfleger des Grales werden. Nachdem wir so gezeigt haben, daß die Einwebung der Gawans-Sage in das Lied vom Parcival keineswegs blos als eine Episode zu betrachten, sondern darum geschehen ist, um den Unterschied zwischen einem Hochbilde eines Ritters, wie sie in den gewöhnlichen Rittergedichten jener Zeit geschildert werden, und zwischen einem Ideale eines heiligen Ritters, welcher würdig ist, Pfleger des Grales zu werden, zu veranschaulichen, nachdem wir dieses gezeigt haben, deuten wir den weitern Inhalt der Gawanssage im Parcivalsliede nur an, so weit es nöthig ist den Gang des Dichters zu bezeichnen. Gawan vernichtet siegreich den Zauber Clinschor's und befreit dadurch aus dessen Zauberbanne vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen. Gawan auf dem Zauberbett fürchterlich verwundet, wird durch die Kunst der von ihm aus Clinschor's Zauberbanne befreiten Königin Arnive schnell geheilt. Auch Chretien v. Troyes und nach ihm der Prosa-Roman vom Parcival, und das von Dr. Kellner eingesehene, einen Parcival in kurzen Reimpaaren enthaltende Manuscr. Nr. 7536 der königl. Bibliothek zu Paris erwähnen zwar die Eroberung des Chasteau de la merveille durch Gauvain auf eine ähnliche Weise, wie Wolfram; das Schloß ist par l'art de nigromance gebaut, eine vornehme Königin mit zwei schönen Töchtern und ungeheuren Reichthümern ist darin. *Vng clerc bon nigromancien et bien saige en Astrologie* la reyne avec son compagnie en ce beau palais amena, ou fist une si grante *merveille*[68]). Namen werden nicht genannt. Bene und die Spiegelsäule finden sich nicht. Die ganze Episode ist wie San-Marte bemerkt, so trocken gehalten, Klinschor so obenhin erwähnt, daß man erkennt, wie unbequem dem Dichter dieser zweite, bei Wolfram so imposante Zauberer gewesen ist, da der Artus'sche Sagenkreis schon mit einem ähnlichen Wesen, dem Merlin, versehen ist. So nach San-Marte. Nach Heinrich von Turlin verliert, wovon die Andern nichts haben, Gawan auf dem L' kastel alt (al lit?) merveillos eine Rippe[69]). In der Spiegelsäule der Zauberburg erblickt, wie Wolfram besingt, Gawan die von ihm angebetete Orgeluse, wie sie mit dem Ritter Florand auf Plimpalinot's Anger daherreitet. Zwar ist Gawan noch sehr schwach, aber die Eifersucht läßt ihn sich wappnen. Er besiegt Floranden, und folgt Orgelusen, um ihr von dem verpönten Baum des Königs Gramoflanz ein Reiß zu verschaffen. Der von Zorn flammende Gramoflanz behauptet, an Gawan den Tod seines Vaters rächen zu müssen, und verabredet mit ihm einen feierlichen Zweikampf auf Joflanze, trägt aber nichtsdestoweniger Gawanen eine Liebesbotschaft an die sich auf der Zauberburg befindende Itonie auf. Als Gawan zurückkehrt, stürzt Orgeluse ihm reuig zu Füssen, erklärt ihre Liebe sei überwunden, und gesteht, nur der Drang an Gramoflanz, der ihren früheren Geliebten Cidegast erschlagen, Rache zu nehmen, habe ihr Benehmen geleitet. Glänzend wird nun ihre Vermählung zu Chateau-Merveille gefeiert. So findet man den Inhalt des Parcivalsliedes angegeben[70]). Aber von einer Vermählung ist gar nicht die Rede, denn diese wäre ganz gegen des Dichters Zweck. Orgeluse ergibt sich, wie aus dem Parcivalsliede (S. 302—303) unwiderleglich[71]) hervorgeht, als Freundin oder Amie. Zwar nennt die Herzogin (S. 232) den König Lot (den Vater Gawan's) ihren

67) Fünf Ritter auf dem Plimizöls-Plane besiegt, und ihre Rosse dem gegeben, der den Plan zu Lehn hatte, weshalb dieser den Wunsch ausspricht: Gott lasse ihn mit Sälde (Glücke) leben.

68) MS. Nr. 7536. Abschn. 14 u. 15. Roman de Perceval (1530). S. 39 fg. Vergl. San-Marte, Mythus vom heiligen Gral. S. 36. 69) s. die Stelle aus der Aventiure Krone von Heinrich von Turlin bei Lachmann, Wolfram von Eschenbach. S. XXIII. 70) Von San-Marte (Schulz) in dessen Übersetzung des Parcivalliedes. 71) So heißt es z. B. S. 302: ich soll in hinte sô bewarn, daz sîn nie friundin baz geplac, und weiter unten singt der Dichter: in einer kemenâte er sach zwei bette sunder lign und dann S. 303: kunn si zwei nu minne steln, daz mag ich unsanfte heln, und dann: er waer immer unernert sunder âmien. Aus diesem und andern geht hervor, daß Gawans galantes Liebesverhältniß zu Orgelusen den Gegensatz zu Parcival's Verhältniß zu seinem Weibe macht, welches er schwärmerisch liebte, sowie der Dichter S. 276 sagt: „wes“ (wozu) zwang der blutfarbige Schnee Parcival's getreuen Leib? Das schuf die Königin sein Weib.

„sweher“ (Schwäger, Schwieger-Vater). Aber Wolfram kann diesen Ausdruck hier nicht anders als dichterisch brauchen, nämlich für Vater des Geliebten, ähnlich wie Ovid den Amor den Stiefsohn des Mars nennt, denn nirgends wird Orgeluse durch Gawan's Weib, oder er durch Orgelusens Mann bezeichnet, sondern er heißt ihr „amis“ (Freund, d. h. in der Bedeutung von Geliebter, wie es Wolfram häufig braucht.) Höchstens kann man annehmen, Gawan habe Orgelusen nachher geheirathet, denn (S. 343) sagt die Herzogin, daß Gawan ihre „gedient“ (durch Dienst erworben) mit hocherkanntem Preise, daß er ihres Leibes und über ihr Land von Rechte Herre wäre. Wie man sich auch dieses spätere Verhältniß denken mag, so viel ist gewiß, daß Orgeluse nicht das erste Weib war, welchem sich Gawan ergeben hatte, wodurch er sich wesentlich von Parcival unterscheidet. Gawan bildet in diesem Verhältnisse den Gegensatz zu Parcival, welcher nur keuscher Minne mit seinem Weibe pflegt, und dadurch sich würdig macht, der Pfleger des Grales zu werden; Gawan hingegen macht sich durch sein Liebesabenteuer mit Orgelusen der Pflege des Grales unwürdig, denn er wird dadurch andern galanten Rittern gleich. Um Parcivalen recht über Gawanen zu erheben, läßt der Dichter zuvor Orgelusen dem Gawan erzählen, wie Parcival sie verschmäht. Orgeluse sagt nämlich (S. 291—292) zu Gawan: Meinen Leib sah nie (ein) Mann, ich möchte (könnte) wol seinen Dienst haben, „wan einer“ (ausgenommen einen), der trug rothes Wappen, mein Gesinde brachte er in Noth. Vor Logroy's kam er geritten, da „entworht“ (machte er sie unwirksam) mit solchen Sitten, seine Hand sie niederstreute, daß ich mich dessen wenig freute, zwischen Logroy's und eurem Ufer folgten ihm fünfe meiner Ritter dahin, die „entschumpfiert“ (überwand) er auf dem Plan. Da er die Meinen überstritt (besiegte), nach dem Helden ich selber ritt, ich bot ihm Land und meinen Leib, er sprach: er hätte ein schöneres Weib, und die ihm lieber wäre. Die Rede war mir schwer. Ich fragte, wer die sein möchte? von Pelrapeir die Königin, so ist genannt „diu liht gemâl“ (die Lichtfarbige), so heiße ich selbst Parcival, ich will eure Minne nicht. Der Gral „mir ander kumbers giht“ (andern Kummer bestimmt.) So sprach der Held mit Zorne. Hinritt der Auserkorene; habe ich daran missethan, wollt Ihr mich das wissen lassen, ob (wenn) ich durch meine Herzenoth dem werthen Ritter Minne bot, so kränket sich meine Minne. Gawan zur Herzogin sprach: Ich erkenne ihn also werth, an dem Ihr Minne gegert habt, hätte er Euch zur Minne erkoren, Euer Preis wäre an ihm unverloren. Dieses erzählt Orgeluse Gawanen (S. 291—202). Wie sie ihm Minne gewährt, besingt der Dichter S. 302—303. Gawan steht so unendlich tief unter Parcival, da er die Minne deren genießt, welche Herzeloydens Sohn verschmäht hat. Nachdem der Dichter erzählt hat, wie Gawan dadurch von seinem Liebeskummer geheilt wird, daß sich ihm Orgeluse als Amie oder Freundin ergeben hat, besingt er, wie der Knappe, durch welchen Gawan den König Artus und alle Tafelrunder einladet, Augenzeuge seines Zweikampfs mit Gramoflanz zu sein, diese seine Botschaft ausrichtet. Von den Unterhaltungen zwischen Gawan's Knappen und der Königin, der Gemahlin des Artus, bemerken wir, daß (S. 304) die Königin sagt: Fünftehalb Jahr und sechs Wochen ist, daß der werthe Parcival von dem Plimizöl nach dem Gral ritt. Während Gawan's Knappe bei der Königin Ginever und dem Könige Artus in dem Lande zu Löver zu Bem bei der Korcâ seine Botschaft ausrichtet, erzählt des Königs Artus Mutter Arnive Gawanen auf dem Zauberschlosse Clinschors Geschichte in Beziehung auf die Erzählerin und den Hörer, Clinschor's Sage in Beziehung auf uns. Gawan zieht mit der Schar des Zauberschlosses nach Joflanze, führt dem König Artus dessen aus dem Zauberbanne befreite Mutter Arnive und dessen Schwester, die Königin Sangive von Norwegen zu, als deren Sohn sich Gawan zu erkennen gibt, sowie er sich auch als Cundrien der Schönen und Itoniens Bruder darstellt. Nach Joflanze hat sich mit Gawan auch seine Geliebte, die Herzogin Orgeluse von Logroys, begeben. Gawan will versuchen, ob seine Wunden so geheilt sind, daß sie ihn nicht beschweren, und reitet am Morgen des Tages, wo sein Zweikampf mit Gramoflanz sein soll, gewappnet heimlich aus, um sich eine Bewegung zu machen. Er sieht einen Ritter halten bei dem Wasser Sabins. Man mochte diesen Ritter einen Flins (Kieselstein) der männlichen Kraft nennen. Die Rosse, auf welchen beide Ritter die Tjost thaten, waren von Munsalväsche[72]). Die Verwandten und Gesellen, welche einander nicht erkannten, tjostierten so, daß jeder mit dem Rosse fiel. Sie kämpften nun mit den Schwertern, und Niemand war zugegen, der ihren Kampf scheiden konnte. Während dessen fanden die Boten des Königs Artus den König Gramoflanz auf einem Plane bei dem Meer zwischen den Flüssen Sabbîns und Poynzaclîns. Sein Heer regte sich, denn es wollte nach Joflanze reiten. Die Boten des Königs Artus stellen dem Gramoflanz vor, wie er darauf denken könne, daß er gegen seiner[73]) Schwester Sohn solche Ungnade thun wollte, und bemerken weiter: hätte Euch der werthe Gawan größeres Herzeleid gethan, es möchte der Tafelrunder doch genießen (d. h. es sollte ihm doch zu Gute kommen, daß er ein Tafelrunder ist.) Gramoflanz aber besteht darauf, den gelobten Streit[74]) mit Gawan zu halten. Die Boten des Königs Artus kommen auf ihrer Wiedetreise dahin, wo Gawan streitet, und schreien laut um seine Noth, denn es war beinahe so weit gekommen, daß den Sieg allda Gawan's Kampfgenoß genommen hatte. Dessen Kraft war über ihn so groß, daß Gawan beinahe den Sieg verloren hatte. Aber ihn rettete, daß die Knappen die Boten des Königs Artus kannten, und ihn, als sie beklagten, nannten. Gawan's Gegner wirft da sein Schwert

72) Gawan ritt nämlich sein Roß Grinjuljeten, welches Lähelin einem von diesem erschlagenen Templeisen genommen hatte und als Zeichen das Wappen des Grals, eine Turteltaube trug, und Parcival das Roß, welches er seinem Siege über einen Templer oder Ritter des Grales verdankte. 73) Des Königs Artus. 74) Kampf.

aus der Hand weit fort, und bejammert unter Thränenvergießung sein Unglück, daß er sein Streiten gegen den werthen Gawan allhier gethan, und sich selbst überstritten (überwunden) habe. Gawan hört seine Klage und bittet, daß er ihm sage, wer er sei, da er gern wissen wolle, wer den Preis über ihn gewonnen habe. Parcival sagt: Neffe! ich thue mich dir bekannt dienstlich nun und alle mal, ich bin's, dein Neffe Parcival. Gawan sprach: so war es recht, hier ist krumme Dummheit worden schlecht (schlicht, grade), hier haben zwei einfältige Herzen mit Hasse erzeigt ihre Gewalt, deine Hand uns Beide überstritt (überwand), nun laß dir's durch uns (um unser beider willen) leid (sein); du hast dir selber angesingt, ob (wenn) dein Herz Treue pflegt. Gawan konnte vor Unkraft nicht länger stehen, ihn schwindelte, denn ihm war das Haupt zerschellet und strauchelte nieder in das Gras. Ein Jungherrlein des Königs Artus band ihm den Helmhut ab, schwang den Wind mit einem weißen Pfauhute ihm unter die Augen, und Gawan gewann neue Kraft. Mit hundert großen gespiegelten Baumstämmen war der Ring oder Kreis bezeichnet, innerhalb dessen der gelobte Kampf zwischen Gramoflanz und Gawan vor sich gehen sollte. Jetzt kam von beiden Heeren manche Rotte, um zu sehen, wer den ungelobten Kampf in dem Ringe gekämpft hat. Auch Gramoflanz ritt aus seiner Schar zu den Kampfmüden, welche den harten Streit mit den Schwerten gegen einander gehalten hatten. Gawan war aufgesprungen. Nun war noch Frau Bêne (die Tochter des Schiffsherrn bei dem Zauberschlosse) mit dem König in den Ring dorthin geritten, wo der Kampf erlitten war. Als sie Gawanen, den sie für all' die Welt zur höchsten Freudenkrone erkor, kraftlos sieht, springt sie schreiend von dem Pferde, umarmt Gawanen und verflucht die Hand, welche diesen Kummer Gawanen angethan, setzt diesen nieder auf das Gras und streicht ihm Blut und Schweiß von den Augen ab. König Gramoflanz spricht: Gawan mir ist leid dein Ungemach, es wäre denn von meiner Hand gethan, willst du morgen wieder auf den Plan kommen, um zu streiten, darauf will ich gern warten, ich bestände lieber ein Weib, als deinen kraftlosen Leib, was für Preis möchte ich an dir erjagen, wenn ich nicht höre, daß du besser bei Kräften bist. Nun ruhe heute u. s. w. Da trug der starke Parcival nirgends müde Glieder noch erblichene Mahle. Er hat den Helm abgebunden, und spricht züchtiglich zu dem Könige: „Herr! was (immer) mein Neffe Gawan gegen eure Huld gethan hat, dessen laßt mich für ihn Pfand sein, ich trage noch wehrliche Hand, wollt ihr Zürnen gegen ihn kehren, das will ich euch mit Schwerten wehren.“ Auf das Bedeutungsvollste wird so Parcival als stärker denn Gawan dargestellt und veranschaulicht, daß auch er und noch leichter als Gawan das Abenteuer in Klinschor's Zauberschlosse hätte bestehen können, wenn er [illegible] gehabt hätte, denn er hat ja den Ritter, [illegible] erste aller Abentheuer bestanden hat, be- [illegible] Sinne hat also der Dichter vor- [illegible] dem Abenteuer auf Clin- [illegible] eht, damit hierauf dieses, daß Gawan Parcival'n besiegt, desto mehr Gewicht erhält. Zugleich wirkt es sehr tragisch, daß die beiden Verwandten und Gesellen mit einander kämpfen und der eine den andern besiegt. Der starke Parcival hat nirgends müde Glieder und erblichene Male, das heißt geschlagene Flecken, und erbietet sich, für Gawan mit Gramoflanz zu kämpfen. Dieser aber, der Wirth aus Rosche Sabbîns, wie er genannt wird, sagt zu Parcival: Gawan soll ihm (Gramoflanzen) morgen Zins und Kraftgeld für seinen Kranz (d. h. für das Reiß, welches Gawan von Gramoflanzens verziertem Baume für Orgelusen geholt hat) geben, und schlägt den Kampf mit Parcival, für den dieser Kampf nicht erwählt sei, aus. Bene schilt Gramoflanzen wegen seiner Untreue aus, sein Herz liege ja in Gawan's Hand, habe Gramoflanz je Minne getragen, die sei mit falschem Sinne gewesen, da sein Herz Haß pflege. Der König spricht Benen besonders und bittet sie: Frau! zürne nicht, daß der Kampf von mir geschieht, bleib hier bei deinem Herrn, sage Itonjen, seiner Schwester, ich sei fürwahr ihr Dienstmann und wolle ihr dienen, was ich (immer) kann. Bene verflucht Gramoflanzen wegen seiner Untreue, als sie hört, daß ihr Herr Gawan, der Bruder Itonjen's, mit Gramoflanzen streiten soll. Dieser und die Seinen reiten von dannen. Die Jungherrlein des Königs Artus fangen Parcivalen und Gawanen die Rosse, und Parcival, Gawan und Bene reiten von dannen zu ihrem Heere. Die, welche Parcival'n kommen sehen, gestehen alle ihm hohen Preis zu und preisen ihn wegen seiner ritterlichen That. Auch gestehen Männer und Weiber, daß sie keinen wohlgestalteten und schönern Ritter gesehen als Parcival'n. Gawan läßt Parcival'n in gleiches Gewand wie sich selbst kleiden. Überall ward dieses Mähre bekannt, daß Parcival gekommen wäre, von dem man so oft gehört hatte, daß er hohen Preis erjagte. Gawan spricht zu Parcival: Willst du schauen deines „Künnes“ (deiner Verwandtschaft) vier Frauen und andere wohlfarbige Frauen, so gehe ich gerne mit dir hin. Da sprach Gahmuretes Kind: Ob (wenn) hier werthe Frauen sind, den soltu mich unmaeren niht (denen sollst du mich nicht zuwider machen); eine mich ungern sieht, die bei dem Plimizöl gehört hat von mir fälschliche Worte. Gott müsse ihr weibliche Ehre sehen. Ich will immer Frauen „saelden jehen“ (segnen), ich schäme mich noch sehr, ungern ich gegen sie kehre (mich zu ihnen begebe). „Es muß doch sein,“ sprach Gawan, er führte Parcival'n (von) dannen, da ihn küßten vier Königinnen, die Herzogin es lehrte Pein, daß sie den küssen sollte, der ihren Gruß da nicht wollte, „des“ (darüber) kam sie hier von Scham in Noth, da er vor Logroys stritt und fern nach ihm Parcival der Clare ward dessen „âne vare“ (ohne Hinterlist) „überparlieret“ (überredet), daß „gecondwieret“ (geführt) ward alle Scham aus seinem Herzen da; „âne blûkeit“ (Zaghaftigkeit) ward er froh. Diese Stelle S. 329, sowie die Stelle oben S. 291—292, ist äußerst wichtig. Sie zeigt uns Parcival'n, der Orgelusen's Minne verschmäht hat, unendlich erhaben über Gawanen, der ihr nachgestrebt und sich ihr ergeben hat. Sehr schön

hat der Dichter, wie Parcival Orgelusens Minne verschmäht, in die Gawan's-Sage gleichsam nur episodisch eingewebt. Gawan ist scheinbar zum Hauptheld geworden und Parcival in den Hintergrund getreten. Aber es ist von weit größerer Wirksamkeit, wenn wir nur kurz berührt finden, wie Parcival Orgelusen's Minne verschmäht hat, während Gawan's Streben nach der Minne der Stolzen umständlich erzählt dargestellt ist. Orgeluse würde zu viel verlieren, wenn uns umständlich vor die Augen geführt würde, wie Parcival sie verschmäht. Ihr Liebesreiz wird aber gewaltig erhoben, wenn Gawan so viel um ihretwillen duldet. Je mehr dieses geschieht, um so erhabener steht Parcival da, daß er das verschmäht, was sein Verwandter und Geselle mit so großer Anstrengung zu erlangen trachtet. Dadurch wird auch Parcival erhoben, daß es Orgelusen, auch schon als sie Gawan's Amie geworden ist, doch noch verdrießt, daß Parcival ihre Minne und ihr Land verschmäht hat. Sie begrüßt Parcival'n nur mit Schmerz durch einen Kuß. Nachdem der Dichter diese Scene besungen, fährt er zu erzählen fort. Gawan verbietet Frau Benen, es seiner Schwester Itonje zu sagen, daß ihn König Gramoflanz wegen seines Kranzes so hasse, und daß sie morgen mit einander kämpfen müssen, Frau Bene solle ihr Weinen verbergen. Sie entgegnet, daß sie wol jammern müsse, möge Gawan oder Gramoflanz erliegen, so sei sie, sowie ihre Frau (Herrin), Gawan's Schwester, zu bejammern. Das Heer war ganz eingezogen. Gawanen und seinem Gesellen Parcival war das Essen bereit. Parcival sollte mit der Herzogin Orgeluse essen. Gawan befahl ihn ihr. Sie sprach: Wollt Ihr befehlen mir den, der Frauen spotten kann. Wie soll ich pflegen diesen Mann? Doch diene ich ihm durch Euer Gebot (um Eures Gebotes willen), ich enruoche (trage keine Sorge), ob er das nimmt für Spott. So bedeutungsvoll wird Orgeluse als noch auf Parcival'n zürnend geschildert, weil der Keusche ihre Minne verschmäht. Orgeluse sucht diese Verschmähung so darzustellen, als wenn Parcival dadurch die Frauen überhaupt habe verspotten wollen. Deshalb antwortet Gahmuretes Sohn: Frau: Ihr wollt Gewalt mir thun, so weise erkenne ich meinen Leib (d. h. mich), der midet spottes elliu wîp (der vermeidet alle Weiber zu spotten, der spottet kein Weib). Parcival hat nämlich Orgelusen's Minne nicht ausgeschlagen, um sie zu verspotten, sondern weil er seinem Weibe, der Königin von Pelrapeire, treu bleiben will. Parcival soll nämlich als ein heiliger, der Pflege des Grales würdiger, Ritter dargestellt werden. Da der Dichter die Verderblichkeit der Weiblosigkeit der in der Wirklichkeit bestehenden geistlichen Ordensritter, namentlich der Tempelherren, erkannte, so sollten in seinem Hochbilde eines Templerordens die Pfleger des heiligen Grales zwar beweibt sein, aber sich der sinnlichen und unzüchtigen Galanterie der gewöhnlichen Ritter enthalten. Parcival sollte sich also von den geistlichen Ordensrittern, wie sie in der Wirklichkeit bestanden, dadurch unterscheiden, daß er nicht wie sie weiblos lebte, und vor den weltlichen Rittern sollte er sich rühmlich dadurch auszeichnen, daß er Liebeshändel vermied, sondern seinem Weibe mit Treue anhing. Die sinnliche Orgeluse konnte ihm freilich so etwas nicht vergessen und legte es ihm so aus, daß er ihre Minne verschmäht habe, um das weibliche Geschlecht zu verspotten. Nachdem der Dichter hierauf Parcival'n eingeführt hat, wie er sich gegen diese ungerechte Beschuldigung zu vertheidigen sucht, fährt er zu besingen fort. Mädchen, Weiber und Männer aßen mit Freuden. Itonje jedoch gewahrte an Benen's Augen, daß sie heimlich weinten. Ihre Gesichtsfarbe wurde da auch vor Kummer bleich, und ihr süßer Mund vermied das Essen ganz. Sie hegte schmerzvolle Gedanken, warum Bene hier sei, die sie doch zu dem gesandt, der ihr Herz trage[75]), und fragt sich ängstlich: Hat der König widersprochen (zurückgewiesen) meinen Dienst und meine Minne? Sie sagt, daß sie wol vor Liebeskummer werde sterben müssen. Als man zu essen aufhörte, war es wol über den Mittag. Artus und sein Weib ritten mit Rittern und einer Schar Frauen, wo Parcival bei werthem Frauenvolke saß. Parcival's Empfang gerieth da wohl. Von mancher klaren Frau mußte er sich küssen lassen. Artus bot ihm Ehre und dankte ihm deshalb sehr, daß seine hohe Würdigkeit so lang und breit wä, daß er den Preis vor allen Männern mit rechten Schulden (mit vollem Rechte) haben sollte. Der „Wâleis" (Parcival) sprach zu Artus: Herr! da ich Euch jungest (zuletzt) sah, da ward auf die Ehre mir gerennt: von Preise ich gab so hohe Pfänder, daß ich von Preise nah (beinah) gekommen war. Nun hab' ich Herr! von Euch vernommen, ob (wenn) Ihr mir's saget „âne var" (ohne Hinterlist, daß Preis ein Theil an mir wahr hat; swie (wie) unsanft ich (auch) das lerne, ich glaubt' es Euch doch gern, wollt es glauben andre Diet (Volk), von denen ich mich da schämend schied. Die da saßen, gestanden seiner Hand zu, sie hätte den Preis über manche (viele) Länder mit so hohem Preise erworben, daß sein Preis sei unverdorben. Die Ritter der Herzogin (Orgeluse) kamen auch dahin, wo der wahlfarbige Parcival bei Artus saß. Wie weit auch Gawan's Zelt war, so setzt sich doch König Artus auf das Feld und alle um ihn in den Ring (im Kreise herum). Clinschor's Heer[76]) und die von Logrois, die um Orgelusen willen stritten, und die, welche König Artus gebracht hatte, gestanden allgemein, daß Parcival allein vorausträge so klaren Leib, den gerne Weiber minnen möchten, und daß dessen, was immer zu hohem Preise gehöre, seine Würdigkeit genug habe. Gahmuretes Kind steht auf und hält an die Versammlung eine Anrede, in welcher er sagt, ihn habe von „Tavelrunder" (der runden Tafel) ein „verholnbaeres wunder" (ein Wunder, das verschwiegen werden müsse) geschieden. Er bitte die, welche ihm ehemals Gesellschaft gegeben, daß sie ihm zu geselliger Kraft helfen mögen (d. h. seine Wiederaufnahme unter die Tafelrunder bewirken sollen). Artus gewährt Parcival'n sein Begehren. Hierauf tritt Herzeloyden's Kind mit wenigen Leuten zu Gawan besonders und thut eine andere Bitte. Der Inhalt seiner Rede ist dieser. Parcival brach heute früh

75 d. h. zu Gramoflanz, welchen sie liebte. 76) In dessen Besitz jetzt Gawan war.

vom Baume des Königs Gramoflanz einen Kranz, und dieser führte ihm deshalb Streiten zu (foderte ihn zum Kampfe heraus). Parcival kam, um zu streiten (kämpfen) in das Land des Königs Gramoflanz. Parcival vermuthete seinen Neffen Gawan nicht hier und focht zu seinem großen Leide mit seinem Neffen, indem er glaubte, es sei Gramoflanz. Er bittet daher jetzt seinen Neffen, daß er ihm den Kampf mit Gramoflanz zu rechter Kampfeszeit morgen früh überlassen möge; ihm (Parcival'n) sei sein Recht hier wieder gegeben, und er könne gesellig mit Gawan leben. Dieser möge ihm daher um ihrer Verwandtschaft willen den Kampf überlassen. Gawan antwortet auf dieses Begehren Parcival's: er habe hier viel „Mage" (Blutsverwandte) und Brüder hier bei dem Könige von Bretane und gestatte keinem derselben, daß er für ihn fechte, und dankt Parcival'n für sein Anerbieten. Artus hörte die Bitte, zerstörte das Gespräch und setzte sich mit ihnen wieder an den Ring. Gawan's Schenke läßt die Jungherrlein mit manchem theuren, goldenen Kopf (Becher) Trank schenken. Das Volk fährt an sein Gemach. Es begann die Nacht zu nahen. Parcival besieht seinen Harnisch, und wenn irgend einem Riemen etwas gebrach, das läßt er wohl bereiten und statt des außen und innen zerstoßenen und zerschlagenen Schildes einen neuen starken sich gewinnen und tragen. Das thaten Sarjande, die vil wênig er bekande, etslicher was ein Franzeys. Parcival ist nämlich bisher ohne Gefolge geritten, wie ein Ritter, welcher wilde Abenteuer suchte, mußte. Die Bemerkung, daß von den Sarjanden etliche Franzosen gewesen, soll so viel heißen, es seien Fremde und nicht Landsleute Parcival's gewesen, denn dieser war ein Waleys und kein Franzeys. Sein Roß, das Templeys (Templer) zur Tjost gegen ihn gebracht hatte, besorgt ein Knappe auf das Beste. Da war es Nacht und Schlafeszeit. Parcival auch Schlafes pflog. Sein Harnisch lag gleich vor ihm. Auch den König Gramoflanz schmerzte es, daß ein Anderer für seinen Kranz des Tages gefochten hatte. Es that ihm sehr leid, daß er sich versäumt hatte. Während es tagte, ward sein Roß und sein Leib gewappnet; er zierte sich um einer Maget (Jungfrau) willen. Er ritt allein auf die Warte und ihn betrübte sehr, daß der werthe Gawan nicht alsobald auf den Plan kam. Nun hatte sich auch ganz verhohlen Parcival herausgestohlen ganz geharnischt und mit einem starken Speer aus Angram. Er ritt ganz allein gegen die „ronen spiegelin" (die Baumstämme, in welche als Zeichen Spiegel gehauen) dorthin, wo der Kampf sein sollte. Bevor einer ein Wort zu dem andern sagt, sticht jeder den andern durch des Schildes Rand, daß die Speersplitter in die Luft fliegen. Nach der Tjost halten sie harten Schwertkampf. Während dessen bereitet Gawan sich zum Kampfe. Es war wol mitter Morgen, bevor man das Mähre erfuhr, daß Parcival der Kühne vermißt wurde. Gawan und Artus wohnen der Messe bei. Dann wappnet sich Gawan. Frauen beginnen zu weinen, daß er hinauszieht, wo man Schall mit den Schwertern und Feuer aus den Helmen schwingen und Schläge mit Kräften bringen hörte. Dem Könige Gramoflanz pflegte es sehr verdrießlich zu sein, wenn er nur mit einem Manne stritte. Jetzt deuchte es ihm, daß hier sechs gegen ihn kämpften. Es war doch Parcival allein. Dieser lehrte Gramoflanzen, daß er seitdem nicht mehr zweien Männern Streit anbot. Das Heer war gekommen zu beiden Seiten auf den weiten grünen Anger auf jeder Seite an seine Ziele. Sie beurtheilten dieses Neid-Spiel (Kampf). Die beiden kühnen Streiter kämpfen einen harten Streit mit den Schwertern zu Fuße. So empfing der König Gramoflanz sauern Zins für seinen Kranz, einer stritt für Freundes Noth [77]), dem andern gebot das Minne [78]). Da kam auch Gawan, als es fast dahin gekommen, daß den Sieg allda der stolze Waleis (Parcival) genommen hatte. Brandelidelin von Punturteis, Bernout de Riviers und Affinamus von Clitiers ritten mit bloßen [79]) Häuptern zu dem Streite näher hinzu, Artus und Gawan ritten auf der andern Seite zu den zwei Kämpfenden. Die fünf kamen überein, daß sie diesen Streit scheiden wollten. Das deuchte rechte Zeit Gramoflanzen, der dem den Sieg zugestand, welchen man gegen ihn hatte kämpfen sehen. Auch andere Leute mehr gestanden dieses. Gawan spricht zu dem Könige Gramoflanz, er (Gawan) wolle heut so thun, wie Gramoflanz gestern gethan, da er ihn bat, daß er ausruhen möge, heute solle Gramoflanz ausruhen, denn ihn, der nur mit zweien bisher gefochten habe, bestände Gawan nun wol allein. Der König leistet Sicherheit, daß er des Morgens zum Kampfe mit Gawan auf den Plan kommen will, und reitet zu den Seinen. Artus spricht zu Parcival, dieser sein Neffe habe Gawanen um den Kampf gebeten, und dieser es ihm versagt, Parcival habe darum sehr geklagt, habe nun jedoch den Kampf gegen den, der auf ihn gewartet, gestritten, ohne zu fragen, ob es Artus, Gawanen und den Tavelrundern leid oder lieb sei, er habe sich von ihnen wie ein Dieb geschlichen, sonst hätten sie ihm den Kampf wol gewehrt, nun dürfe Gawan darüber nicht zürnen, was immer für Preis man Parcival'n darum zugestehe. Gawan spricht: ihm sei seines Neffen hohe Würdigkeit nicht leid, denn morgen sei es ihm ohne dies noch zu früh, wenn er kämpfen solle; er würde einwilligen, wollte der König ihm den Kampf erlassen. (Gawan hat sich nämlich noch nicht von seinem gestrigen Kampfe mit Parcival ganz erholt, und dieser Kampf war um so nachtheiliger, da er erst kürzlich von den Wunden geheilt war, welche er bei Bestehung des Abenteuers in Clinschor's Zauberschlosse erhalten hatte.) Der Dichter handelt nach Gawan's Rede von dem herrlichen Anblicke, welchen das einreitende Heer mit prächtigen Helmzierden und Wappenröcken und die Schar schön geschmückter Frauen gewährte; Parcival der Gehreure ward in beiden Heeren so gepriesen, daß seine Freunde darüber froh waren. Sie gestanden in Gramoflanz's Heer, daß zu keiner Zeit so wol zu Wehr nie ein Ritter kam, den die Sonne je beschien. Was immer auf beiden Seiten da gethan war, den Preis

---

77) Parcival für Gawan. 78) Gramoflanz war in Itonje verliebt und kämpfte in ihrem Dienste. 79) Zum Zeichen, daß sie nicht kämpfen wollten.

mußte er allein haben. Doch erkannten sie ihn noch nicht, dem jedermann da den Preis zugesteht. Sie riethen Gramoflanzen, er möchte Artus'n entbieten, daß er wahrnähme, daß kein anderer Mann aus seiner Schar gegen ihn, um zu fechten, käme, und daß er ihm den rechten, Gawan, den Sohn des Königs Lot, sendete, mit diesem wollte er den Kampf thun. Der König Gramoflanz sendet in diesem Auftrage zwei Knappen an den König Artus und gibt ihnen noch den geheimen Auftrag, an Frau Bene's Augen zu sehen, ob sie weine und ihr den Brief und ein Fingerlin (Ring) zu geben, sie wisse schon, wohin sie diese weiter befördern solle. Auf der andern Seite hatte Bene vernommen, daß ihr Bruder und der liebste Mann, den eine „Magt" (Jungfrau) je ins Herz gewann, mit einander fechten sollten. Da brach ihr Jammer durch die Scham. Ihre Mutter und ihre Ahne führen sie von dannen in ein kleines seidenes Zelt. Arnive strafte sie um ihrer Missethat. Sie gestand allda unverhohlen, daß sie ihn lange zuvor verstohlen geliebt. Arnive sendet ein Jungherrlein zu dem Könige Artus, daß er sie bald sprechen und allein zechen sollte. Itonje stellt ihm vor, wie der Kampf zwischen Gramoflanz und ihrem Bruder unnöthig sei. Artus antwortet seiner Niftel, Gramoflanz fahre mit so männlichen Sitten, daß der Kampf gestritten werde, wenn ihre Minne es nicht hindere. Artus fragt weiter, ob Gramoflanz ihren lichten Schein gesehen habe. Sie antwortet, daß sie einander minnen, ohne einander zu sehen; er habe ihr viele Kleinode gesandt. Die Knappen des Königs Gramoflanz erscheinen und händigen Frau Benen heimlich den Brief und das Fingerlin (Ring) ein, und gibt das Empfangene Itonjen. König Artus liest den Brief und gesteht seiner Niftel, daß sie wahr habe und der König sie âne vâr (ohne hinterlistige Nachstellung) grüße, und räth seiner Niftel, daß sie beide einander ihr Ungemach wenden und ihm (Artus) die Sache überlassen sollen, er wolle den Kampf verhindern. Itonje wünscht, daß Artus es so füge, daß sie Gramoflanzen sehe. Artus verspricht es ihr. Hierauf geht Artus aus dem Zelte und hört die Botschaft der Knappen an ihn an, nämlich ihn bitte Gramoflanz, daß er das Gelübde zwischen diesem und Gawan ganz machen und keinen andern als Gawanen zum Kampfe kommen lassen solle. Der König antwortet, Gawanen sei nie größeres Leid geschehen, daß er nicht selbst kämpfte, und sagt dann weiter: der mit eurem Herrn focht, dem war der Sieg wol „geslaht" (kam ihm zu). Er ist Gahmuret's Kind, alle, die in dreien Heeren gekommen sind, die „vrieschen" (erfuhren nie, daß ein Held so männlich gegen Streiten (zum Kampfe) gewesen sei. Seine That ist dem Preise ganz gleich; es ist mein Neffe Parcival. Ihr sollt ihn sehen „den liht gemâl" (den mit der blendend weißen Hauptfarbe). So gewinnt die Einwebung der Gawan's-Sage den schönsten Sinn. Nicht nur, daß Parcival dadurch sehr hervorgehoben, daß er Orgelusen's Minne verschmähet, um deretwillen Gawan so viel duldet, sondern auch dieses insbesondere, daß Lot's Sohn für Orgelusen einen Zweig von dem verpönten Baume des Königs Gramoflanz holt, von diesem zum Kampfe herausgefodert wird und diesen Kampf vor Artus und den Tafelrundern fechten will, schlägt zu Parcival's Verherrlichung aus, da er nicht nur mit Gawan selbst, sondern auch mit Gramoflanz, der bisher gewohn gewesen, nicht mit einem, sondern mit zwei Männern zu gleicher Zeit zu fechten, den Kampf siegreich besticht. Der Schatten, den Cundrie la Surziere früher durch ihre Verleumdung auf Parcival geworfen, und um deretwillen sich dieser freiwillig aus der Gesellschaft der Tafelrunder geschieden hatte, wird so in das glänzendste Licht verwandelt. Zu Gunsten Parcival's wird Gawan aufgeopfert. Er kommt nicht zum Kampfe mit Gramoflanz, und noch viel weniger läßt ihn Wolfram von Eschenbach zum Grale gelangen, zu welchem er, wie wir unten aus Heinrich von dem Türlin ersehen werden, nach Andern gelangt. Hier betrachten wir den Gang weiter, welchen Wolfram von Eschenbach im Parcival's-Liede nimmt. Artus und Bene reiten mit den beiden Knappen des Königs Gramoflanz zwischen den drei Heeren herum und zeigen ihnen die Ritter, Mägde (Jungfrauen) und Weiber und reiten dann mit den Knappen vom Heere fern auf den Plan. Hierauf sagt Artus zu Bene, was ihm seiner Schwester Kind Itonje geklagt hat und bittet die beiden Knappen und Frau Benen, daß sie den König Gramoflanz veranlassen sollen, zu ihm zu reiten, und fragt die Knappen, was er dem Könige Gramoflanz gethan, daß dieser Minne und so große Unminne gegen seine (Artus) Künne (Geschlecht) pflege. Einer der Knappen antwortet, daß sein Herr das Ungemach, worüber Artus klage, sein lassen solle; auch solle sein Herr zu Artus kommen, aber die Herzogin (Orgeluse) habe Gramoflanzen ihre Huld noch versagt. Artus antwortet: Er soll mit wenigen Leuten kommen, „die wil" (unterdessen) habe ich von der Herzogin Frieden für denselben Zorn genommen. Ich will ihm gut Geleite thun. Beakurs, meiner Schwester Sohn, nimmt (empfängt) ihn dort am halben Wege. Bene und die zwei Knappen zu Rosche Sabbins ein. Gramoflanz erlebte nie so lieben Tag, als ihn Frau Bene und die Knappen sprachen, und macht sich mit den Fürsten seines Landes, seinem Oheim, dem Könige Brandelidelin, Bernout de Riviers und Affinamus von Clitiers und anderm Gefolge auf den Weg, wird auf dem halben Wege von Beakurs, Gawan's und Itonjen's Bruder, welchen Artus abgesandt, in die Pflege seines Geleites genommen. Artus hatte auch Frieden für Gramoflanz von der Herzogin erlangt, denn ihr Zorn, welchen sie gegen Gramoflanz, weil er Cidegasten erschlagen hatte, hegte, war nur noch schwach, denn ihr war nach Cidegasten, um den sie zuvor sehr klagte, Ergötzens Gewinn durch Gawan zugekommen. Artus hatte von den Frauen hundert in ein Zelt gesondert. Hier saß Itonje in freudiger Erwartung. Da saß mancher Ritter „licht gemal" mit blendend weißer Hautfarbe). Doch trug der werthe Parcival den Preis vor anderer Klarheit. Gramoflanz erscheint und wird von Ginover mit Kusse empfangen. Artus spricht zu Gramoflanz: Eh ihr zu sitzen beginnt, seht, ob ihr keine dieser Frauen minnet, und küsset sie, euch beiden sei es hier erlaubt. Gramoflanzen sagte, wer seine

Freundin war, ein Brief, den er zu Felde las. Er erkennt sie, und sie begrüßen einander. Er setzt sich, nachdem er sie an den Mund geküßt hat, zu ihr. Artus führt Gramoflanzen's Oheim Brandelidelin in ein kleineres Zelt und stellt ihm vor, wenn der König Gramoflanz, Brandelidelin's Schwestersohn, dann Artus seinen Schwestersohn, Gawan, erschlagen, ob er dann noch Minne zu Artus' Niftel tragen wollte. Der König von Punturtoys antwortet, daß sie den Kampf zwischen ihren beiden Schwestersöhnen hindern wollen. Artus' Niftel Itonje solle Brandelidelin's Neffen gebieten, daß er um ihretwillen dem Kampfe entsage, da er ihre Minne begehre. Auch möge Artus Brandelidelin's Neffen zur Huld bei der Herzogin verhelfen. Artus antwortet, daß er es thun wolle, denn seiner Schwester Sohn Gawan sei so gewaltig über die Herzogin. Artus und Brandelidelin gehen beide wieder in das größere Zelt. Da saß (setzte sich) der König von Punturtoys zu Ginover'n; „anderhalp ir" (ihr zur andern Seite) saß Parcival, der war auch so „lieht gemâl" von so blendend weißer Hautfarbe), nie ersah ein Auge einen so schönen Mann. König Artus begibt sich zu Gawan, und sie tragen das zusammen, daß die Herzogin zur Sühne (mit Gramoflanz) ja sprach, aber anders auf keine Weise, als wenn „Gawan ir âmis" den Kampf um ihretwillen aufgebe, so wollte auch sie die Sühne gewähren, die Sühne würde von ihr gethan, wenn der König Gramoflanz beizeiten seinen Haß gegen ihren Schwäher Lot lassen wollte. Artus benachrichtigt Gramoflanzen von dem, was man verabredet hat. Da gibt dieser um der schönen Itonje willen seinen Haß gegen Gawan wegen des Kranzes und seinen Haß gegen den König Lot von Norwegen um der schönen Itonje willen auf. Orgeluse und Gawan kommen in Artus' Zelt, und beide versöhnen sich mit Gramoflanz. Artus gab Itonjen Gramoflanzen zu rechter Ehe und Cundrie'n (nämlich die schöne) Bischoysen und Sangiven Floranten. Gawan und Orgeluse und Arnive, der werthe Parcival, Sangive, Cundrie und Itonje nehmen Urlaub, Itonje bleibt bei Artus und feiert ihre Hochzeit mit Gramoflanz. Nun dachte aber Parcival an sein Weib, „die licht gemâl" (mit blendend weißer Hautfarbe). Große Treue hatte ihm sein männlich Herz und den Leib so bewahrt, daß nie ein anderes Weib seiner Minne gewaltig ward, als nur die Königin Condwir-amurs. Er sagt, daß, während er nach dem Grale ringt, er so lange ihre Minne hat entbehren müssen, und ihre Minne ihm andere Minne benommen hat. Der freudenflüchtige Mann wappnet sich, wie er oft that, allein und scheidet, als es zu tagen begann. Des Morgens hörte man über seine Reise klagen. Der Dichter beginnt den hierauf folgenden neuen Abschnitt auf diese Weise. Viel Leute hat dessen verdrossen, denen dieses Maer war zuvor beschlossen (verschlossen), nun will ich das nicht länger sparen, ich thu's euch kund mit rechter Sage, „wande" (weil) ich in dem Munde trage das Schloß dieser Aventiure, wie der süße und der geheure Amfortas ward wohl gesund, wie von Pelrapeir die Königin ihren keuschen weiblichen Sinn behielt, „unz" (bis) an ihres Lohnes Statt, da sie in hohe Sälde (Glückseligkeit) trat. Parcival das wirbet, ob (wenn) meine Kunst nicht verdirbet. Ich sage allererst (nun erst recht) seine Arbeit, was seine Hand je stritt, das war mit Kindern bisher gethan, möchte ich dieses Maeres Wandel (Umwandlung) haben (d. h. könnte ich dieses Mär verändern), ich wollte ihn ungern wagen, dessen könnte auch mich betragen (schmerzen), nun befehl' ich sein Glück seinem Herze, der saelden stücke (dem Stücke des Wohlergehens, des Segens), dâ diu vrävel bî der kiusche lac (da die Kühnheit bei der Keuschheit lag, mit ihr verbunden lag), „wand" (denn) es nie Zagheit pflag. Das müsse ihm „Vestenunge" (Befestigung) geben, daß er behalte nun sein Leben, seit es sich hat an den gezogt (gezogen), ihn besteht ob allem Streit ein Vogt (ein König über allen Streit, d. h. der größte Kämpe) auf seiner unverzagten Reise, derselbe kurteise (feine und edle an Sinn und Sitten) war ein heidnischer Mann, der „toufes künde" (Kunde von Taufe) nie gewann. Parcival ritt bald gegen einen großen Wald auf einer lichten „waste" (Öde) gegen einen reichen Gast. Es ist Wunder, ob (wenn) ich armer Mann die Reichheit Euch sagen kann, die der Heide für Ziemierde (als Waffenschmuck) trug. Der Dichter beschreibt nun die Kostbarkeit des Wappenrocks, sagt dann von dem heidnischen Gaste weiter, daß seine Gier nach Minne und nach Preises Gewinn gestanden, und die Minne in sein Herz männlichen Muth geleitet, und beschreibt die Kostbarkeit seines Helmes und der Bedeckung seines Rosses. Derselbe wehrliche Knabe (Jüngling) hatte in einem wilden Hafen zum fôreht (bei dem Forst) geankert auf dem Meer. Er hatte fünfundzwanzig Heere. Mancher ohne Land diente seiner werthen Hand, Mohren und andere Sarazenen mit ungleichem Scheine (Hautfarbe). Dieser eine Mann ritt nach Abenteuer von seinem Heere allein hinweg durch Paneiken (um sich zu erlustigen) in den Wald. Beide Könige ritten allein nach Preise. Parcival ritt niht eine (nicht allein), da war mit ihm gemein, er selber und sein hoher Muth. Hier wollten einander „vâren" (feindlich begegnen), die mit Keuschheit Lämmer waren, und Löwen an der Frechheit (Kühnheit). Der Dichter ruft aus: Oh! Weh! seit (da) die Erde war so breit, daß sie einander nicht vermieden, die da um Unschuld stritten! Ich „sorge des" (fürchte für den), den ich gebracht habe, „wan" (nur daß) ich Trostes gedacht habe, ihn solle des Grales Kraft ernähren (erhalten), ihn soll auch die Minne wehren (vertheidigen), denen war er beiden dienſthaft ohne Wank mit dienstlicher Kraft. Meine Kunst mir „des niht witze gît" (spricht mir nicht Verstand genug zu), daß ich sage diesen Streit bescheidenlich (mit klarer Einsicht), als (wie) er erging. Jedwedes Auge Blick empfing, daß er den andern kommen sah, sweders herze drumbe freuden jach (wie das Herz jedes der beiden auch Freude aussprach), da stand ein Trauren nahe dabei. Jedweder des andern Herz trug, ihre Fremde war heimlich genug (sie waren einander fremd, aber doch mit einander vertraut, d. h. verwandt). Nun mag (kann) ich diesen Heiden von dem Getauften nicht scheiden, sie wollten Haß erzeigen, das sollte ihnen Freude neigen &c. Der Dichter sagt dann

weiter, wie jeder aus Minne sich in den todesgefährlichen Kampf begab, oder wie sich der Dichter ausdrückt: jeweder durch friwendinne lîp sîn verch[80]) gein der herte[81]) bôt; hier wird in Beziehung auf Parcival friwendin für geliebtes Weib gebraucht. Den Löwen, singt der Dichter weiter, seine Mutter todt gebiert, von seines Vaters galme (Schalle) er lebendig wird. Diese zwei waren aus Krache geboren, von mancher Tjost aus Preise erkoren, sie konnten auch mit Tjost, mit speer-zehrender Kost. Der Dichter besingt nun, wie beide sich zur Tjost anschicken und sie vollführen, sodaß die Speere zersplittert werden. Den Heiden erbitterte es, daß dieser Mann vor ihm saß (nicht vom Rosse gestürzt ward), denn niemand, der mit ihm gestritten, hatte es zuvor gethan, war sitzen geblieben. Sie halten hierauf furchtbaren Schwertkampf zu Rosse, welchen der Dichter beschreibt. Der Heide thut dem Getauften weh. Der Getaufte vertheidigt sich gut. Der Dichter sagt weiter: Ich muß ihren Streit mit Treue beklagen, da ein Verch (Fleisch) und ein Blut, solche Ungnade einander thut. Sie waren doch beide eines Mannes Kinder, der geläuterten Treue Fundament. Des Heiden Schild in der Noth war die Königin Secundille, welche das Land zu Tribalibot ihm gab, und um deretwillen er nach Preise rang. Der Heide nimmt an Streite zu, und der Dichter ruft aus: wie thu' ich dem Getauften nun, er wolle an Minne denken, sonst mag (kann) er nicht entwenken (entwanken, davon kommen), dieser Streit muß ihm erwerben vor des Heiden Hand ein Sterben, das wende[82]), tugendhafter Gral, Condwir-âmûrs diu lieht gemâl! (lichtfarbige), hier steht euer beider Dienstmann in der größten Noth, die er je gewann. Der Heide schwingt das Schwert hoch empor, sodaß Parcival auf die Kniee kommt. So streiten sie. Der Dichter singt weiter, der (wer) sie beide nennen will zu zweien, sie waren doch beide „niht wan“ (nur) einer, mein Bruder und ich das ist ein Leib. Der Heide that dem Getauften weh. Der Dichter beschreibt weiter den kostbaren mit Edelsteinen[83]), welche den Helden schützten, der ihn führte, besetzten Schild. Ihn hat dem Heiden seine Geliebte, die Königin, gegeben. Um Minne willen hatten der Heide und der Getaufte beide ihr Leben mit Kampfe auf Urtheil gegeben (d. h. fochten, als wäre es ein gerichtlicher Zweikampf auf Leben und Tod). Der Getaufte vertraute Gotte wohl, seit er von Trevizenten schied, der ihm so herzlich rieth, er sollte Hilfe an den begehren, der in Sorge Freude könnte gewähren. Der Heide trug „et“ (eben) starke Glieder, wenn (immer) er Thabronit schrie[84]), da, wo die Königin Secundille war, vor der „muntâne Kaukasus“ (dem Gebirge Kaukasus), so gewann er neuen hohen Muth gegen den, der je (immer) war behütet vor solhem strîtes überlast (vor solcher Überladung mit Kampf). Mit Kunst schwangen sie die Arme. Feuerblicke (Blitze) sprangen aus den Helmen. Von ihren Schwertern ging der saure Wind, Ernähre (erhalte) Gahmuretes Kind, ruft der Dichter und führt dann den Gedanken aus, wären sie einander besser bekannt gewesen, so hätten sie nicht so heftig mit einander gekämpft, und der, welcher gewinne, müsse immer Schmerz empfinden. Der Dichter hält dann eine Apostrophe an Parcival, indem er ihn auffodert, nicht zu säumen und eilig an sein keusches Weib zu denken, wenn er sein Leben behalten wolle. Bei dem Heiden liege die meiste Kraft einmal darin, daß Minne beständig in seinem Herzen lag, und zweitens, daß die Steine[85]) seinen Muth und seine Kraft vermehrten. Den Dichter schmerzt, daß der Getaufte sich im harten Kampfe so ermüdet und sagt dann weiter, mögen weder Condwir-amurs noch der Gral Parcival'n helfen, so möge er sich durch den Gedanken Vertrauen und Hilfe verschaffen, daß er die klaren süßen Knaben Karbeiz und Loherangrin, welche er mit rechter Keuschheit mit seiner Frau gezeugt habe, nicht so früh zu Waisen werden lasse. Der Getaufte nahm an Kräften zu, er gedachte, und das war Zeit, an sein Weib und ihre werthe Minne, welche er durch Schwertkampf gegen Clamide vor Pelrapeire errang. Parcival wog nun des Heiden Ruf Thabroni[86]) und Thasme[87]) durch den Ruf Pelrapeire[88]) auf. Da springen von dem Schilde des Heiden kostbare Späne durch das starke Schwert von Gaheviez, welches Parcival Ither'n genommen hatte. Bei einem gewaltigen Schlage auf des Heiden Helm[89]) zerbrach das Schwert des Getauften. Der Heide sinkt zwar auf das Knie, springt aber wieder auf und spricht höflich auf Französisch, das er kannte, aus heidnischem Munde, er wolle mit dem wehrlichen Mann, der kein Schwert mehr habe, nicht mehr kämpfen; er möge ihm sagen, wer er sei, und bemerkt hierauf weiter: Fürwahr du hättest meinen Preis behabt (gewonnen), der mir lange gewährt ist, wäre dir dein Schwert nicht zerbrochen, nun sei von uns beiden Friede, bis uns die Glieder besser ausruhen. Sie setzten sich nieder auf das Gras. Mannheit (männliche Stärke und Tapferkeit) bei Zucht an beiden war. Der Heide spricht zu dem Getauften, er habe in seinem Leben noch Niemand gesehen, der den Preis besser haben möge, als der Held, den er anrede. Der Held möge geruhen, ihm seinen Namen zu sagen. Herzeloydens Sohn antwortet, solle er es aus Furcht, so dürfe es Niemand von ihm verlangen. Der Heide von Thasme antwortet: ich will mich zuvor nennen, und laß du das Laster mein sein, ich bin Feirefiz Anschevin ꝛc. Parcival sagt zum Heiden: Wovon seid Ihr ein Anschevin? Anschouwe (Anjou) ist mein Erbe ꝛc., und bittet ihn, er solle sich einen andern Namen wählen; doch sagt er weiter, ihm sei von einem unverzagten in der Heidenschaft wohnenden Helden gesagt worden, der mit Ritterschaft Minne und Preis erhalten habe, dieser sei ihm als

80) Herzen, Leben. 81) Härte für den harten Streit. 82) Wende ab, verhindere. 83) Mit Edelsteinen, deren Namen der Dichter (S. 349 bei Lachmann) aufführt. 84) Nämlich wenn er, wie aus S. 346 hervorgeht, einen harten Angriff thun wollte, brauchte er als Kampfgeschrei den Namen des Wohnsitzes seiner Geliebten.

85) Die Edelsteine auf seinem Helme und Schilde. 86) Der Wohnsitz der Geliebten des Heiden. 87) Der Wohnsitz des Heiden selbst, nach welchem er von Thasme genannt wird. 88) Der Wohnsitz der Frau Parcival's. 89) Der Heide hatte nämlich auf dem Helme „ein ecidemon“ (siehe, was der Dichter hievon sagt, S. 347).

Bruder genannt worden. Parcival bittet ihn dann weiter, daß er sein Haupt entblößen möge, damit er seines Antlitzes Male sehen könne, und verspricht, daß er nicht gegen ihn kämpfen wolle, bis sein Haupt wieder gewappnet sei. Der heidnische Mann antwortet Parcival'n, er fürchte sich wenig vor Parcival's Streite, da dessen Schwert zerbrochen sei und er das seinige noch habe, dieses solle keinem von beiden gehören. Mit diesem Worte wirft es der Kühne fern von sich hinweg in den Wald und bittet Parcival'n, ihm, da er sein Bruder sein könne, zu sagen, wie die Farbe von seinem (Feirefizen's) Antlitz sei. Herzeloydens Kind antwortet: Wie ein geschriebenes Pergament, schwarz und blank, hier und da, so nannte mir ihn Ekuba. Der Heide sprach: der bin ich. Jedweder entblößet sein Haupt. Parcival fand hohen Fund, und den liebsten, den er je fand. Der Heide ward sogleich erkannt, denn er trug „agelstern mâl" (Elster-Male, d. h. schwarze und weiße Zeichnung, wie eine Elster). Feirefiz und Parcival wandten Haß mit Kusse ab. Der Heide ruft freudig, wie wohl ihm sei, daß er des werthen Gahmuretes Kind sah, und wie seine Götter und Göttinnen und Jupiter und Juno geehret seien, daß sie ihm dieses Glück gewährt haben, und ferner, sagt er, geehret sei der Planeten Schein, darin seine Reise nach Aventiure gethan ward, geehret sei Luft und Thau, die heute auf ihn niederfielen, und überhäuft Parcival'n mit den zärtlichsten Ausdrücken. Parcival äußert sein Bedauern, daß er nicht so weise als sein Bruder sei. Feirefiz erwidert, Jupiter habe seinen Fleiß auch an Parcival, den werthen Helden, gelegt, und bittet, daß er ihn nicht mehr ihrzen[90]) soll. Parcival antwortet, ihm erlaube seines Bruders hohe Macht und dieses, daß er der ältere Bruder sei, nicht, daß er ihn duze. Der von Tribalibot preiset seinen Gott Jupiter, sowie seine Göttin Juno, daß sie das Wetter so fügte, daß er mit seinem Heere aus dem Meere auf das Land ging. Er bietet Parcival'n zwei reiche Länder, Zazamanc und Azagouc, an, welche ihres Vaters Tapferkeit erworben, und spricht den Wunsch aus, diesen Mann, den besten Ritter der Welt, zu ersehen, erfährt von Parcival, daß er von Baldac (Bagdad) durch Tjost des Königs Ipomidon das Leben verloren, und bricht nun in Klagen aus, daß Freude verloren und Freude gefunden, dieses dadurch, daß er den Bruder getroffen, und jenes durch Nachricht von dem Tode seines Vaters, den er noch für lebend gehalten, er und Parcival und ihr Vater seien nur eins gewesen, das in drei Stücken erschienen sei. Die Augen des Heiden vergießen Thränen, welche der Dichter mit der Wirkung der Taufe vergleicht. Feirefiz ladet seinen Bruder ein, mit ihm zu reiten, und das reichste (mächtigste) aller Heere zu sehen, welches je Segels-Luft trug, und manchen Mann, der ihm dienstunterthan sei. Parcival fragt seinen Bruder, ob er seiner Leute wol so gewaltig sei, daß sie auf ihn warten, und erhält die Antwort, daß sie dieses unbezweifelt ein halbes Jahr thun würden, und ladet ihn ein, mit ihm zu Artus, der mit werthem Volke hier nahe beiliege, zu reiten, und dort wonnigliche Frauen und werthe Ritter zu schauen. Da der Heide Weiber nennen hört, spricht er sein Verlangen aus, dahin geführt zu werden, und fragt, ob er bei Artus ihre Verwandten sehen werde, und erhält befriedigende Antwort. Parcival holt seines Bruders Schwert, und stößt es ihm wieder in die Scheide. Sie reiten zu Artus. Am nämlichen Tage war dieses hier allgemeine Klage gewesen, daß Parcival so von dannen geschieden war, und Artus hatte beschlossen, auf Parcival bis an den achten Tag hier zu warten. Gramoflanzens Heer war auch gekommen und hatte seine Zelte aufgeschlagen. Ein Mann von Schastel marveile kommt zur nämlichen Zeit geritten und erzählt Gawanen, daß ein Streit in der Säule (der Spiegel-Säule) auf dem Warthause wäre gesehen worden, daß alles, was je mit Schwertern geschehen, gegen diesen Kampf nichts sei. Artus sagt: von der einen Seite wisse er den Streit, ihn habe sein Neffe von Kanvoleiz gestritten, der heute früh von ihnen geschieden sei. Parcival und Feirefiz erscheinen, und an ihren Schilden und Helmen sieht man die Spuren des Kampfes. Sie reiten in Gawan's Hochzelt und beim Entwappnen wird die Reichheit der Wappen und Kleider des Königs Feirefiz bewundert, und dann als er entwappnet seine bunte (weiß und schwarzgefleckte) Hautfarbe. Gawan verlangt von Parcival zu wissen, wer sein Geselle sei, und Parcival stellt ihm Feirefizen als seinen Bruder und zugleich auch als Gawan's Verwandten dar, da Parcival dessen Neffe ist. Nun zärtlicher Empfang Feirefizens durch Gawan, Cundrie, Sangiven und Arnive. Feirefiz ist froh, daß er so klare Frauen sieht. Gawan spricht gegen Parcival sein Bedauern aus, daß seine und seines Bruders Waffen solche Spuren des Kampfes tragen. Parcival erzählt von dem harten Kampfe mit seinem Bruder, und wie sein Schwert zerbrochen, und sein Gegner das seinige weit hinweggeworfen. Gawan sagt, daß ihm von einem Streite erzählt worden, den man in der Säule auf dem Warthause zu Schastel marveile, in welcher man alles sehen kann, was innerhalb sechs Meilen geschehe, erblickt habe. Gawan's Oheim Artus, habe gesagt, daß sein Neffe von Kingrivals den Streit gestritten; Parcival habe die wahre Nachricht gebracht. Gawan erzählt Parcival'n weiter, daß man hier auf ihn acht Tage mit großer Hochzeit (Feste) gewartet haben würde. Gawan läßt durch Jofreit fiz Ydoel den König Artus benachrichtigen, daß der reiche (mächtige) Heide da wäre, welchen die Heidin Eckubâ (Hekuba) bei dem Plimizöl so pries. Während dessen haben Feirefiz und Parcival bei Gawan gespeiset. Artus und der Tafelrunder Schar kommen und empfangen den Heiden. Feirefiz preiset die Göttin Juno, daß sie sein Segelwetter so fügte, daß er in diese Westreiche zu Artus gekommen, und erzählt ihm, daß er im Dienste der Königin Secundille ausgefahren sei, und sie ihm besseren Trost gewährt, als sein Gott Jupiter. Artus antwortet, daß Feirefiz vollkommen nach Gahmuret seinem (des Königs Artus) Neffen geartet sei, und erzählt ihm von der Herzogin (Orgeluse) und der Schar Clinschor's, welche mit Gawan hierher gekommen ist, und von den zwei Streiten, welche

90) In der Ihr-Form anreden solle.

Feirefizens Bruder, Parcival, auf Joflanz gestritten, und daß dieser nach dem Grale suche. Auf Artus' Verlangen führt Feirefiz die Könige, die Herzoge und die Grafen namentlich auf, welche ihm die Ritter führen. Mit ihnen ist Feirefiz, wie er erzählt, ausgefahren, um Gahmuret, den besten Ritter, von dem er je gehört, zu suchen, bis er ihn fände, hat wehrliche und reiche Lande bezwungen, und zwei Königinnen, Olimpie und Clauditte, haben ihm ihre Minne gewährt, und Secundille ist nun die dritte. Feirefiz macht, so wie Gawan, den Gegensatz zu seinem Bruder Parcival, der im Dienste seines Weibes allein die Heldenthaten gethan. Feirefiz hat, wie er weiter erzählt, heute erst erfahren, daß sein Vater Gahmuret todt sei, und bittet seinen Bruder, daß dieser ihm auch seine Noth sage. Parcival führt nun eine Menge Könige, Herzoge und Grafen namentlich auf, die er, seit er vom Grale schied und ihn dann wieder suchte, auf Turnieren besiegt hat, weiß jedoch die nicht zu nennen, mit denen er während er nach dem Grale ritt, außer auf Turnieren gekämpft hat. Der Heide ist über seines Bruders Preis von Herzen froh. Gawan läßt des Heiden Zimierde (Wappenschmuck) in den Ring tragen und bewundern. Artus hält den Tag darauf zum Empfange seines Neffen Feirefiz auf dem Felde eine Hochzeit (festliche Lustbarkeit), und bei Beschreibung dieser Herrlichkeit bemerkt der Dichter: **manc ungevelschet frouwen vel** (Haut) **man dâ bî roten münden sach, ob** (wenn) **Kyôt die wârheit sprach.** Während Artus, Feirefiz und Parcival und die andern Ritter und Frauen im Ringe sitzend Tafel halten, erscheint eine nach französischen Sitten und köstlich angethane Jungfrau zu Pferde, und wirbt bei Artus, daß eine Rache gegen sie aufgegeben werde, wendet sich dann zu dem Artus nahe sitzenden Parcival, springt vom Pferde, fällt Parcival'n zu Füßen und bittet weinend, daß er seinen Zorn gegen sie aufgeben möge. Parcival trägt Haß gegen sie, vergißt ihn aber auf Bitten Artus und Feirefizens, welche sich für sie verwenden. Sie springt wieder auf, sagt Parcival'n Dank, reißt sich den Kopfputz vom Haupte, und wird nun als Cundrie la surziere erkannt. Sie trägt des Grales Wappen. Von derselben häßlichen Leibesbeschaffenheit ist sie wie damals, als sie auf den Plimizöls-Plan ritt [91]). Sie begrüßt Parcival'n und Feirefiz, und preiset sie glücklich, und sagt, an Parcival gewendet: Das Epitaphium ist gelesen, du sollst des Grales Herr sein, Condwir-Amurs dein Weib und dein Sohn Loherangrin sind beide mit dir dazu benannt, erzählt, als Parcival das Land Brobovarz verlassen, habe Condwir-Amurs zwei lebende Söhne getragen, Kardeiz (der andere Sohn Parcival's) habe dort genug, und sagt, Parcival solle den König Amfortas grüßen, Parcival's Frage nähre (rette) ihn. Cundrie nennt sieben Sterne auf heidnisch (d. h. arabisch), deren Namen Feirefiz wohl kennt; es sind sieben Planeten, welche durch ihren Lauf am Firmament (durch ihre Constellation) Parcival'n glücklich gemacht haben, indem sie ihm den Gral verliehen. Parcival vergießt Freudenthränen, und spricht demüthigen Dank gegen Gott aus. Orgeluse weint aus Liebe, daß die Frage von Parcival die Qual des Amfortas abwenden soll. Feirefiz erklärt sich auf Parcival's Bitte bereit, mit ihm nach Munsalvåsche zu reiten, beschenkt, bevor er von den bei Artus versammelten Herren scheidet, sie mit seinen Kleinoden, und sendet einen Brief in den Hafen, wo sein Heer liegt. Parcival erzählt allen, welche bei Artus versammelt sind, auf französisch, was ihm Trevrizent vorher erzählt, daß man den Gral nie erstreiten könne, und der nur dazu gelange, wer von Gott dazu benannt (ernannt) sei. Parcival und Feirefiz und Cundrie reiten von Joflanz hinweg. Den letzten Abschnitt des Parcival beginnt der Dichter damit, daß er uns zu Amfortas führt, welcher seinen Rittern seine große Pein klagt, die er dadurch leidet, daß Mars oder Jupiter wieder mit ihrem Laufe zornig gekommen wären. Der Dichter beschreibt die Specereien, welche man anwendet, um des Amfortas Qual zu mildern, und das Spanbette, auf welchem Amfortas liegt, und nennt die Edelsteine, mit denen es verziert ist, und die des Amfortas Schmerzen abwenden sollen. Er hat blinzelnde Augen allemal bis zum vierten Tag, wo man ihn, er mag wollen oder nicht, zum Grale trägt, und der Todkranke seine Augen aufschlägt. So muß er wider seinen Willen leben und kann nicht ersterben. Parcival und sein Bruder und die Jungfrau langen an, werden von den Templeisen (Templern) empfangen und nach Munsalvåsche hinauf begleitet. Amfortas empfängt sie fröhlich und doch mit Jammers-Sitten, und sagt: Seid ihr genannt Parcival, so währt mein Sehen an den Gral sieben Nächte und acht Tage, damit ist „**wendec**" (abwendig gemacht, abgewandt), ich darf Euch anders nicht warnen (erinnern), wohl Euch, wenn Ihr helft; dann bemerkt Amfortas weiter, daß der fremde Mann, Parcival's Geselle, vor ihm (vor Amfortas) nicht stehen dürfe, man solle ihn an sein Gemach gehen lassen. Parcival fragt, wo der Gral liegt, fällt nieder und macht seine „**Venje**" (veniam, betende Knie-Verbeugung) dreimal zu Ehren der Trinität (Dreieinigkeit), richtet sich auf und spricht: „**oeheim, waz wirret dir**" (was beunruhigt dich, was fehlt dir?). Der durch Sanct-Silvestern einen Stier vom Tode lebendig von dannen gehen hieß, und der Lazarum aufstehen hat, derselbe half, daß Amfortas gesund ward und wohl genas. Seine Haut glänzt von blühender Schönheit, und Absalon's und Vergulaht's von Ascalon und Gahmuret's und Parcival's und jedes Andern Schönheit ist nichts gegen die Schönheit, welche Amfortas aus seiner Krankheit durch Gottes Künste davon trug. Die Schrift am Grale hatte Parcival'n zum Herrn ernannt, und er wird sogleich als König und Herr anerkannt. Condwir-Amurs vernimmt die Botschaft, daß [illegible] klagende Noth abgewandt sei, und begibt sich, vom Herzoge Kyot und manchem andern werthen Manne begleitet, auf den Weg nach Terre de Salvåsche. Da, wo mit der Tjost Segramors gefällt ward, und wo der Schnee mit Blute [92]) sich ihr ehemals gleich machte [93]), da sollte

91) Und Parcival'n lästerte.

92) Nämlich von dem Blute, welches die
pete weiße Gans vergoß. 93) Ihr rothe



Parcival sie holen. Diese Nachricht sagt ihm ein Templeis (Templer). Parcival reitet mit einem Theile der Schar des Grales zu Trevizent, welcher sich über Gottes unerklärliche Wunderkraft verbreitet, und Parcival'n zur Demuth ermahnt, reitet dann mit seinen des Waldes kundigen Gesellen dahin, wo sein Weib liegt, welches er innerhalb fünf Jahren nicht gesehen, kommt dahin, als kaum der Tag graut, wird vom Herzoge Kyot in ihr Gezelt geführt, von ihr empfangen und küßt seine Söhne Kardeiz und Loherangrin. Diese, sowie alle Jungfrauen, läßt Kyot aus dem Zelte bringen. Parcival bleibt mit seinem Weib allein im Zelte, und sein Leib, der nirgend anderswo Minne-Hilfe für Minne-Noth empfangen, wird seines Kummers von seinem Weibe auf der Stelle des Plimizöl erledigt, wo ihn zuvor Blut und Schnee in Entzücken und Bewußtlosigkeit versetzt hatte. Der König (Parcival) und die Königin (Condwir-Amurs) stehen, als der Mitten-Morgens-Tag gekommen ist, und das Heer, mit welchem der Herzog Kyot die Königin hierher geleitet hat, die wohlgewappneten Templeisen zu sehen, daherreitet, auf, und hören die Messe. Parcival wird dann von seinen Mannen, dem Heere, welches ehemals gegen Clamide stritt, empfangen, empfiehlt ihm seinen Sohn Kardeiz, sagt, daß er Wâls und Norgâls, Kanvoleiz und Kyngrivals, Anschouwe und Bealzenân haben soll, und läßt ihn krönen. Kardeiz und sein Erzieher der Herzog Kyot und das Heer und das weibliche Gefolge scheiden von Cundwir-Amurs, und kehren heim. Die Templeisen nehmen Loherangrin und seine Mutter und reiten mit ihnen von dannen nach Munsalvâsche. Unterwegs läßt sich Parcival von den Templeisen zu Sigunens Klause weisen; findet Abends spät Sigunen, wie sie betend gestorben, und ihren Geliebten, den einbalsamirten Schianatulander noch unverweset. Sigune wird zu ihm gelegt, und das Grab zugeschlagen. Condwir-Amurs beklagt die Tochter ihres Vetters Parcival, sein Weib und sein Sohn Loherangrin reiten bei Nacht nach Munsalvâsche, werden im Hofe mit brennenden Kerzen empfangen. Loherangrin wird zu seinem Vetter Feirefiz, der schwarz und weiß ist, getragen, der Knabe will ihn aber nicht küssen, worüber der Heide lacht. Feirefiz stellt seine Schwägerin, Cundwir-Amurs, den Frauen im Schlosse vor. Der Gral und der blutige Speer wird vorgetragen, aber nicht wie ehemals, als Parcival sie in Sorgen ließ, mit Trauer, sondern jetzt in Freude, da ihre Sorge ganz unterschlagen ist. Drei große Feuer werden im Saale gemacht, und verbreiten Geruch von Aloeholz. Die 25 keuschen Jungfrauen, von denen nur allein der Gral sich tragen läßt, darunter als Hauptperson Repanse de schoye (joie), tragen ihn in feierlichem Zuge wie ehemals vor Amfortas, so jetzt vor Parcival. Die Ritter setzen sich zu Tische, und man nimmt die Speisen und Getränke vor dem Grale. Der Heide fragt, woher es komme, daß die goldnen Gefäße vor der Tafel voll werden. Amfortas antwortet: Herr! seht Ihr den Gral vor Euch liegen? Der Heide entgegnet: Ich sehe nichts als ein „Achmardi," das meine Jungfrau uns herbeitrug, die dort mit einer Krone (auf dem Haupte) vor uns steht; ihr Blick geht mir ins Herz. Feirefiz sagt weiter, er habe sich immer für so stark gehalten, daß kein Mädchen oder Weib ihm Freudenkraft benehmen könne, beklagt, daß ihm jetzt alle seine Reichheit nichts helfe, und klagt den Jupiter an, daß er ihm ein so peinliches Leben gibt. Clauditens, Olimpia's und Secundille's Minne dünkt Feirefizen jetzt ganz schwach. Amfortas sieht, daß sein Geselle in Pein ist, und die blanken Male ihm bleich werden, und äußert ihm sein Bedauern, daß seine Schwester ihm solche Pein lehre, Feirefizens Bruder sei ihr Schwestersohn, der könne ihm wol helfen. Feirefiz bittet Amfortas um Rath, und klagt, daß er seiner Schwester noch nicht gedient, namentlich nicht in ihrem Dienste das Abenteuer gegen den feurigen Ritter vor Agremuntin bestanden hat, und sagt, daß er Jupitern immer hassen müsse, wenn er dieses starke Leid nicht von ihm abwende. Amfortas sagt zu Parcival, daß er glaube, sein Bruder habe den Gral noch nicht gesehen. Feirefiz gesteht dieses. Titurel entbietet, ein Heide könne ohne der Taufe Kraft den Gral nicht sehen. Man wirbt, daß Feirefiz die Taufe und dadurch endlosen Gewinnes Kauf nehme. Feirefiz fragt, ob die Taufe ihm zur Minne nütze. Parcival, der seinen Bruder mit der Bemerkung dutzt, daß ihre Reichheit nun gleich sei, und zwar von seiner Seite durch des Grales Kraft, antwortet, wolle er sich Taufe gewähren lassen, so könne er ihre Minne wol begehren. Feirefiz sagt, man hole um Parcival's Muhme die Taufe durch Kampf. Parcival bemerkt, daß Feirefiz, wenn er Taufe empfangen wolle, um ihretwillen seinen Gott Jupiter und Secundillen aufgeben müsse, und verweiset ihn auf Morgen. Die Tafeln werden aufgehoben, Feirefizens Herzens-Schloß trägt den Gral von dannen. Parcival gibt ihnen Urlaub. Am Morgen bitten Parcival und Amfortas den von Zazamanc, daß er in den Tempel vor den Gral kommen solle. Parcival läßt auch die Templeisen (Templer) sich hier versammeln. Der Heide geht hinein. Der Taufnapf ist ein Rubin. Parcival sagt zu seinem Bruder, wolle er seine Muhme haben, so müsse er um ihretwillen alle Götter versprechen, und immer gern den Widersatz des höchsten Gottes rächen. Parcival erklärt sich bereit dazu. Der Taufnapf wird ein wenig gegen den Gral geneigt. Ein alter grauer Priester, der manches Kindlein aus der Heidenschaft getauft hat, sagt zu Feirefiz, was er glauben solle, namentlich die Dreieinigkeit. Feirefiz sagt, daß er Gottes Gebot um Repansens de schoye willen gern leiste, alle seine Götter aufgebe, und Secundille habe auch verloren, was sie je an ihm begehrt habe, und erhält Frimutteles' Tochter, war vor der Taufe blind, den Gral anzusehen, sieht ihn jetzt. Nach seiner Taufe fand man an den Gral geschrieben, welchen Templeisen immer die Gotteshand fremdem Volke zu Herrn gebe, der sollte widerrathen, daß man ihn nach seinem Namen und seinem Geschlechte frage; würde die Frage an ihn ergehen, so könnten sie ihn nicht länger haben, darum, weil der süße Amfortas in sauren Peinen (Qualen) war, und ihn die Frage lange mied,

[illegible] [illegible] ...arcival so in Liebesentzücken gerieth, daß er [illegible]



ist ihnen nun immer mehr Fragen leid. Alle Pflichtgesellen des Grales wollen nun nicht mehr, daß man sie fragen solle. Feirefiz bittet seinen Schwager, daß er mit ihm von dannen reisen solle. Amfortas leitet ihn von dem Gewerbe ab; er wolle nicht, daß sein dienstlicher Muth gegen Gott (sein Vorsatz Gott zu dienen) verderbe, er habe durch seine Hochfahrt die gute Krone des Grales verloren, er wolle nun in des Grales Dienste, und nicht im Dienste eines Weibes kämpfen. Feirefiz wirbt, daß Loherangrin mit ihm von dannen fahren solle. Aber seine Mutter verhindert das, und König Parcival sagt, daß sein Sohn auf den Gral geordnet sei. Feirefiz bleibt auf Munsalväsche bis zum eilften Tag, am zwölften scheidet er mit seinem Weibe. Parcival läßt ihn durch eine große Schar Ritter bis vor den Wald hinaus nach Carcobrâ geleiten, und Amfortas entbietet durch Cundrie dem, der hier Burggraf ist, daß er seinen Schwager und dessen Weib, seine Schwester, durch den Forst Laprisîn in den wilden Hafen weise. Der Burggraf von Carcobrâ thut es. Feirefiz findet, als er zu Joflanz anlangt, daß Artus nach Schamilot ist. Der von Tribalibôt (d. h. Feirefiz) begibt sich zu seinem Heere, das traurig im Hafen liegt, weil sein Herr geschieden war. Der Burggraf von Carcobrâ und all' die Seinigen werden mit reicher Gabe heimgesandt. Nach dem Heere waren Boten gekommen mit großen Nachrichten, daß Secundille den Tod genommen hätte. Feirefiz entbietet dieses durch Cundrie dem Amfortas. Da freut sich Amfortas, daß seine Schwester ohne Streit über viele so große Länder Frau (Herrin) ist. Repanse de schoye gebiert in India einen Sohn, der der Priester Johannes heißt. Feirefiz läßt schreiben in India über alle Lande, wie Christenleben erkannt ward. Dieses war zuvor nicht so kräftig da. Wir heißen es, bemerkt der Dichter, hier India, dort heißt es Tribalibot. Die rechten Mähre, sagt der Dichter, sind euch gekommen, von den fünf [94]) Kindern Frimutelles', daß die Gute warben, zwei, Schoysiane und Herzeloyde, sind gestorben, Trevizent hat sein Schwert und Ritterliches um endlosen Gewinnes willen aufgegeben. Amfortas reitet ordenliche (dem Orden gemäß) manche Tjost um des Grales, nicht um der Weiber willen. Loherangrin wächst männlich stark, und gewinnt in des Grales Dienste Preis. Viele Grafen in Brabant werben um ihre Fürstin, und bedrängen sie, weil sie keinen zum Manne wählt. Von Munsalväsche wird ihr der gesandt, den der Schwan nach Antwerpen bringt, wird von der Frau des Landes schön empfangen, bietet und sagt, wenn die Herzogin wolle, daß er hier des Landes Herr sei, so solle sie niemals fragen, wer er sei, denn so könne er bei ihr bleiben, werde er zu ihrer Frage erkoren, so habe sie an ihm ihre Minne verloren. Sie setzt Weibes Sicherheit, daß sie zu seinem Gebote stehen will. Die Hochzeit ergeht, sie haben zusammen schöne Kinder. Viele Leute, bemerkt der Dichter, sind noch in Brabant, welche von ihnen beiden wohl wissen. Aber des Weibes Frage vertreibt ihn. Er scheidet ungern von dannen. Der Schwan bringt ihn wieder hinweg. Von seinem Kleinode läßt er dort ein Schwert, ein Horn und ein Fingerlein (Fingerring). Hinfährt Loherangrin Parcival's Sohn auf dem Wasser und Landwegen bis er wieder in des Grales Pflege kommt. Diese Sage von Loherangrin behandelt Wolfram im Parcival nicht umständlich, sondern gibt das Wesentlichste derselben nur in ganz gedrängter Darstellung. Albrecht, der Vollender des Titurel, singt:

> Ich möhte mich hie nieten [95])
> der kunst durch Parzivâlen
> wie sîniu kint gerieten,
> diu edeln klâren süezen lieht gemâlen.
> vil endelich [96]) ich gerne von in spraeche:
> man giht [97]), wie dem von Eschenbach
> an sîner hôhen kunst dar an gebraeche.

Albrecht sagt weiter: und wie die Königin Kundwiramur's lebend war; — und was der Gral nun wäre: das war der Welt mit Schlössern gar verbaut. Wovon er heilig wäre, „des“ (dessen, daran) hatte „vor“ (zuvor) niemand „hügede“ (Gedanken, Erinnerung, daran dachte Niemand zuvor); sagt' ich nun nicht die Mähre, so hätte man den Gral für ein getrügede (Erlogenes, Täuschung). Wer war den Gral nun tragend nach Repansedeschoyen? Das bin ich hier der sagende. Also wol findet man hierzu bemerkt [98]) hauptsächlich Loherangrin's Tod, und was sich weiter mit dem Grale begab, überhaupt Aufklärung über die freilich sehr dunkel gebliebene Sage von dem Grale scheint man ungern vermißt zu haben. Aber in Wolfram's Sinne fehlt an der ganzen Erzählung nichts: eher ist Loherangrin's Geschichte schon überflüssig, und Wolfram wollte, wie er ausdrücklich sagt (827, 11—14), am Ende der Abenteuer nichts hinweglassen: sodaß Lachmann geneigt ist zu glauben, in den Exemplaren, die Wolfram und der Verfasser des Titurel's brauchten, stand nichts von dem Anhange, den auch der Vollender des Titurel's als nicht allgemein verbreitet zu bezeichnen scheint, wenn er sagt (Tit. 40, 116[b]), er habe die Abenteuer ganz. So nach Lachmann. Doch ist der Anhang von Loherangrin gar nicht müßig, und von Wolfram selbst eingeleitet und ausgeführt, indem er vorher sagt, daß nun in der Säule gestanden, es solle nicht mehr gefragt werden. Des Dichters Zweck ist nicht in der kurzen Partie von Loherangrin, überhaupt eine Nachricht von diesem zu geben, weil er Parcival's Sohn ist, sondern den Dichter beschäftigt das Verbot der Frage. Parcival mußte solches Ungemach dulden, weil er die Frage an Amfortas nicht gethan hatte, sein Sohn kommt in Ungemach dadurch, daß seine Frau die ihr verbotene Frage an ihm thut. In gedrängter Darstellung, in welcher der Dichter diese Sage von Loherangrin gibt, macht sie sich auch hier sehr gut, und ist, da die von Parcival vermiedene Frage zu der verbotenen Frage, welche an seinen Sohn gerichtet wird, den Gegensatz macht, durchaus kein müßiger An-

94) Der Dichter zählt hierauf nur vier auf, indem er ganz kurz zuvor von dem fünften, nämlich von Repanse da Schoye, gehandelt hat.

95) Gebrauchen. 96) Bestimmt, entschieden, wahrhaft. 97) Sagt. 98) Von Lachmann, Wolfram von Eschenbach. Vorrede S. XXVI. XXVII.



hang. Die hierauf folgende Stelle des Dichters hat zu-
züglich die Alterthumsforscher in Unruh genommen:
„Ob“ (wenn) von Troyes Meister „Christjân“ diesem
Mähre hat Unrecht gethan, „dar“ (darüber) mag wol
zürnen Kyot, der uns die rechten Mähre enbôt. „En-
debaft“ (wahrhaft) „giht“ (sagt) der Provenzâl, wie
Herzeloydens Kind den Gral erwarb, „als“ (wie) dem
dieses geordnet war, da ihn verwirkte Anfortas. Von
Provenz in teutsche Lande die rechten Mähre uns sind
gesandt und dieser „Aventiure“ Endes-Ziel. Nicht mehr
davon nun sprechen will ich Wolfram von Eschenbach,
„wan als“ (außer wie) der Meister sprach. Seine Kin-
der, sein hohes Geschlecht habe ich euch benennet recht,
Parcival's, den ich habe gebracht „dar“ (dahin, wo) ie-
ner doch Saelde [99]) hatte erdacht. Der älteste der nord-
französischen Dichter, welcher nach San-Marte als Bear-
beiter der Grals- und Parcivals-Sage angenommen werden
kann, ist Chretien de Troyes. San-Marte hat in seiner
Biographie Wolfram's von Eschenbach (Mitth. 2. Bd.
1. H. S. 15—18) darzuthun versucht, daß nach den
Andeutungen Wolfram's dieser nicht blos Chretien's Ge-
dicht vom Parcival gekannt habe, sondern, daß auch Kyot
ein Vorgänger Chretien's sei. Das Alter Kyot's läßt sich
nicht genau bestimmen, und wird von San-Marte [1])
muthmaßlich in die Zeit von 1160 bis 1180 gesetzt. Die
Franzosen lassen Chretien von 1150—90 blühen, eine,
nach San-Marte, schon an und für sich sehr unwahr-
scheinlich lange Blüthezeit. Wenn jene Gelehrten, wie
San-Marte S. 25 bemerkt, ebenfalls Recht haben, daß
Chretien's Parcival sein letztes durch seinen Tod 1190
unterbrochenes Werk ist, so bleibt zwischen 1190 bis
1204, wo Wolfram an seinem Parcival schrieb, nicht nur
ein sehr geringer Zeitraum übrig, sondern es ist nach San-
Marte auch nicht wahrscheinlich, daß sein Name in dieser
so höchst romanlustigen Zeit so ganz hätte verschwinden
können, daß er von den drei Fortsetzern des Parcival
Chretien's und von irgend einem andern Dichter dieses
Fabelkreises nicht einmal wenigstens flüchtig, wenn auch
nur tadelnd hätte, erwähnt werden sollen, zumal seine
Geschichte des Hauses Titurel des Neuern so Manches
bot, was in dem nordfranzösischen Romane von Parcival
und in dem vom Grale gleichwol gänzlich mit Stillschwei-
gen übergangen wird. So nach San-Marte. Nach un-
serer Meinung dagegen brauchten in einer Zeit, wo die
Grals- und Parcivals-Sage so vielfach von nordfranzö-
sischen Dichtern bearbeitet ward, die Nordfranzosen sich
nicht um das Werk des Provenzalen zu bekümmern. Den
Nordfranzosen war vielleicht Kyot's Werk gar nicht be-
kannt, wiewol es im südlichen Frankreich nicht unbekannt
gewesen zu sein scheint, da Fauriel [2]) bei fünf bis sechs
Troubadours Anspielungen auf frappante Scenen gefun-
den hat, die nur in Eschenbach's Parcival enthalten sind,
nicht aber in den nordfranzösischen Bearbeitungen. Die-

[illegible]

Wolfram sagt:

[illegible]

[illegible] daß Wolfram und Chretien aus
[illegible] hat. Kyot kann
Troyes als Kyot's Nachahmer gemacht haben, und
[illegible] in seinem Werke Chretien's Arbeit [illegible], oder Wolfram hielt
Wolfram in diesen Tadel einstimmen, [illegible] weil sie ihm
die Darstellung bei Kyot für die bessere, [illegible] Mähre
mehr zusagte, und sagt dann, Chretien habe dem [illegible]
Unrecht gethan, wenn Chretien von Kyot abweichend [illegible]
tete. Doch stellt San-Marte folgende Ansicht auf. Die
große Übereinstimmung, welche in dem Chretien'schen [illegible]
theils bei der Geschichte Parcival's, aber auch nur bei [illegible]
ser Figur, mit Kyot's und Wolfram's Werke [illegible]
herrscht, daß man selbst bei der [illegible]
oft auf das Übereinstimmende genöthigt wird, [illegible]
ben, Wolfram habe diesen übersetzt, [illegible] Chretien den
Marten die lebhafteste Vermuthung [illegible]
Kyot sehr derb abgeschrieben habe, [illegible]
beträchtliche Zuthaten aus dem [illegible]
habe. Das bestätigt das [illegible]
den Namen der Personen bei Chretien, die bei Kyot sehr
bestimmt angegeben werden, worüber schon Wolfram
(Parc. B. 416. 20) sich mißfällig äußert [3]), und ist übrige
Vermuthung richtig, so hatte Jener freilich [illegible]
Grund, seine Quelle möglichst zu verbergen, und durch
Entstellung oder gänzliche Unterschlagung der Namen un-
kenntlich zu machen. So nach San-Marte. Aber Kyot
kann ebenso gut erst die Namen angegeben haben, welche
bei Chretien unbestimmt gelassen waren. Wenn Wolf-
ram mit der nordfranzösischen Darstellung oft so überein-
stimmt, daß er diese übersetzt zu haben scheint, so läßt
sich doch keineswegs daraus schließen, Chretien habe den
Kyot sehr derb abgeschrieben. Wolfram war des Nord-
französischen vermuthlich mächtiger [4]), als des Provenza-

99) Glück, Heil, Gutes aller Art, womit ein Mensch geseg-
net ist.
1) Der Mythus vom heiligen Gral. S. 24. 2) Sur l'ori-
gine de l'épopée chevalleresque du moyen âge.

3) Wolfram sagt nämlich S. 201: dô stuont dâ einer sili-
niges man, der was geheizen Liddamus. Kyôt in selbe
nennet sus. Kyôt la schantiure hiez, den sîn kunst des niht
erliez er en sunge und spraeche sô, dês noch genuoge werdent
frô. Im Prosa-Roman (Bl. 55) dagegen wird der Fürst Libba-
nus nur bezeichnet durch: ung veneur natif d'icelle ville (d'Escan-
vallon), homme de grant sçavoir et auquel tous ceux du pays
venoient communement son conseil demander. 4) Er ver-
gleicht nämlich (Lachmann S. XXIII. XXIV) das Französische,
welches er selbst sprach, im Wilhelm (S. 531) mit dem der Cham-
pagner: Herbergen ist loschiren genant. sô vil ich der sprâche
erkant. ein ungefüeger Tschampineys kunde vil baz franzeys
dann ich, swiech franzoys spreche, und man schließt daraus,
Wolfram habe nordfranzösisch gesprochen. Doch bleibt ungewiß, ob
er die Champagner überhaupt ungefüge nennt, oder darunter nur
die Ungebildeten von den Champagnern meint. Nennt Wolf-
ram das Champagner-Französisch überhaupt zur Bezeichnung ei-
nes schlechten Französisch, so ist nicht mit Sicherheit zu schließen,

lischen. Wenn er daher dem Kyot die rechten Mähre zuschreibt, so folgt noch keineswegs, er habe sich blos an Kyot's Arbeit gehalten, und Chretien's Arbeit gar nicht benutzt, sondern er übertrug dessen Arbeit, wenn sie die Gestaltung der Sage erhielt, die ihm zusagte, folgte hingegen Kyoten, wenn dieser eine von Chretien abweichende Gestaltung der Sage hatte. Deshalb sagt Wolfram S. 202:

Kyôt ist ein Provenzal
der dise aventiur von Parzivâl
heidensch geschriben sach;
swaz er en francois dâvon gesprach,
bin ich niht der witze laz,
daz sage tiuschen fürbaz.

Wolfram folgte also dem Kyot aus zwei Gründen besonders gern, einmal weil Kyot die Gestaltung der Sage darbot, welche Wolframen besonders zusagte, und zweitens, weil Kyot angab, er habe die „Aventiur" von Parcival heidnisch, d. h. arabisch, geschrieben gefunden. Wir wollen gern zugeben, daß die Sage vom Gral selbst morgenländisch ist, nur christlich gestaltet. Daß aber Kyot die Sage vom Grale und von Parcival, wie Wolfram nach Kyot sie hat, kein morgenländisches Werk ist, ist offenbar. Welcher Moslemim hätte Feirefizen durch Parcival die Taufe annehmen lassen, um ihn zu verherrlichen? Wir glauben daher, Kyot habe um die Gestaltung, welche er der Parcivals-Sage gegeben, die Angabe erdacht, er habe sie heidnisch geschrieben gefunden. Leicht möglich ist dabei, daß Kyot die nordfranzösische Darstellung der Parcivals-Sage vor sich hatte, und sie umänderte und zu ihr hinzusetzte, wo es ihm nöthig schien, aber auch vieles beibehielt, woraus sich am besten erklären läßt, warum Wolfram in gewissen Stücken auch mit der nordfranzösischen Bearbeitung übereinstimmt. Wolfram glaubte der Angabe des Provenzalen, daß dieser die „Aventiur" von Parcival, wie er sie bei Kyot fand, heidnisch geschrieben sah, und nahm nun an, Chretien habe dem „Maere", wo die nordfranzösische Darstellung von der südfranzösischen abwich, Unrecht gethan. Wollen wir solche Angaben, wie Kyot von seiner Quelle erdichtet hat, geschichtlichen Glauben beimessen, so hat z. B. auch der Dichter der Klage Recht, daß der Bischof Pilgerim von Passau ein Zeitgenosse des Königs Etzels (Attila's) und des Königs Günther von Burgund und der Nibelungen gewesen. Wir müssen daher die Stelle, wo Wolfram von Eschenbach von Kyot und seinen Quellen handelt, näher betrachten. Wolfram bemerkt dort, wo er sagt, von Trevizent habe nun Parcival „diu veholnen maere umben (um den) gral" erfahren, Kyot habe ihn (Wolfram) gebeten, es zu verhehlen, und nicht eher zu sagen, als bis es die „Aventiure" (der Gang der Erzählung) brächte. Wolfram will dadurch nichts anderes sagen, als er sei Kyoten bei dem Gange der Darstellung gefolgt, und handle auch nicht eher von den Geheimnissen des Grales, als es sein Vorgänger gethan. Nach jener Bemerkung läßt er die merkwürdigste Stelle des ganzen Parcivals folgen.

Kyôt der meister wol bekant
ze Dôlet verworfen ligen vant
in heidenischer schrifte
dirre âventiure gestifte.
der karacter â b c
muoser hân gelernet ê,
ân [5]) den list von nigrômanzî.
ez half daz im der touf was bî:
anders waer diz maer noc unvernumn.
kein heidensch list möcht uns gefrumn
ze künden umbes grâles art,
wie man sîner tougen [6]) innen wart.
ein heiden Flegetânîs
bejagte an künste hôhen prîs
der selbe fisîôn [7])
was geborn von Salmôn,
uz israhêlscher sippe erzielt
von alter her, unz unser schilt
der touf wart fürz hellefiur.
der schreip von grâles aventiur.
er was ein heiden vaterhalp
Flegetânîs, der an ein kalp
bette als ob ez waer sîn got.
wie mac der tievel selhen spot
gefüegen an sô wîser diet,
daz si niht scheidet ode schiet
dâ von der treit die hôhsten hant
mit dem elliu wunder sint bekant?
Flegetânîs der heiden
kunde uns wol bescheiden
jeslîches sternen hinganc
unt sîner künfte widerwanc;
wie lange jeslîcher umbe gêt,
ê er wider an sîn zil gestêt
mit der sternen umbereise vart
ist gepüfel aller menschlich art,
Flegetânîs der heiden sach,
dâ von er blûweclîche sprach,
im gestirn mit sînen ougen
verholenlaeriu tougen.
er jach, ez hiez ein dinc der grâl:
des namen las er sunder twâl
inme gestirne, wie der hiez.
„ein schar in ûf der erden liez
die fuor ûf über die sterne hôch.
op die ir unschult wider zôch,
sît muoz sîn pflegn getouftiu fruht
mit alsô kiuschlîcher zuht:
diu menscheit ist immer wert,
der zuo dem grâle wirt gegert."
Sus schreip dervon Flegetânîs.
Kyôt der meister wîs
diz maere begunde suochen
in latînschen buochen,
wâ gewesen waere
ein volc dâ zuo gebaere
daz ez des grâles pflaege
mit der kiuische sich bewaege,
er las der lande chrônicâ
ze *Britâne* unt anderswâ,
ze *Frankrîche* unt in *Yrlant*:
ze *Anschouwe* er diu maere vant.

---

sein Französisch, das er sprach, sei nordfranzösisch gewesen, wiewol wir dieses wahrscheinlicher finden. Die Stelle Schlegel's über die Formen der fremden Namen bei Wolfram, und die Beleuchtung dieser Stelle s. bei Lachmann S. XXIV.

5) Ohne. 6) Geheimnisse. 7) Vergl. das spanische fisgon, Spötter, Verhöhner, Verlacher (irrisor, subsannator).

er las van Mazadâne
mit wârheit sunder wâne:
umbe allez sîn geslehte
stuont dâ geschriben rehte,
unt anderhalp wie Tyturel
und des sun Frimutel
den grâl brâht ûf Amfortas,
des swester Herzeloyde was,
bî der Gahmuret ein kint
gewan, des disiu maere sint [8]).

Die wichtigste Frage ist hierbei, ist Flegetanis eine geschichtliche oder mythische Person. Aus seinem Namen selbst ergibt sich nur, daß, wenn wir ihn von dem arabischen Felekdaneh, Himmelskundiger, Astronom ableiten, er der Wissenschaft entspricht, welche ihm Kyot und nach diesem Wolfram von Eschenbach beilegen. Den Flegetanis hat man für eine geschichtliche Person genommen. Nach dieser Ansicht ist Kyot von Provenz keineswegs die erste Quelle, von der die Dichtung ausgegangen, sondern die Stellen im Parcival und Titurel bestätigen, daß Kyot die Aventure aus der Heidenschaft den Christen zugewiesen, und daß er sie von Flegetanis erlangt. Ja! man hat versucht zu bestimmen, in welches Zeitalter jener Flegetanis fallen müsse, nachdem man zuvor festgesetzt hat, wann Kyot gelebt haben müsse. Das Zeitalter des Flegetanis läßt sich nach Görres aus den Umständen des Gedichts mit Wahrscheinlichkeit berechnen. Wolfram von Eschenbach schrieb den Titurel nach dem Tode des Landgrafen Hermann's von Thüringen, wie allgemein angenommen wird um 1230 etwa, mithin ein volles Jahrhundert nach Galfred von Monmouth, der seine Chronik zwischen 1128 und 1138 bearbeitete. Diese Chronik hatte aber auch Kyot bei der Bearbeitung vor sich liegen [9]),

8) Mit dieser Stelle im Parcival vergleiche die Stellen im jüngern Titurel Str. 86: Der von Provenzle Flagetanis perlure heidensch von dem Grale und franzoysch tut auch kund vil Aventûre, das wil ich tutschen wil es mir Got nun kunden, was Parcival da birget, das wirt zu Licht bracht an Vackel zinden. Die 91. Strophe nennt diesen Flegetanis einen Sternwarte, der zum Lobe des Grales sein Geschlecht in hoher Zarte (Zartheit) gepriesen. Auch die Str. 3020 und 6415 besagen, daß Kyot die Aventûre aus der Heidenschaft den Christen zugewiesen, und daß er von Flegetanis sie erlangt. Die 4026. und folgende, indem sie von Artus redet, singt: wie wenig man auch davon noch in teutscher Schrift gesprochen, so pflog der Unverzagte doch mit streitlichem Muthe Wunder; ein römischer Kaiser lag vor ihm erstorben, an Riesen und Drachen erwarb der Britone viel Ehre, wer die Bücher der Hügende in Latein lesen mag, der wird's nicht für Trug ansehen, denn diese sagen viel von seiner Würde, ebenso wie die Chronik von Britannien und zu Cornewale, von wannen er bürtig war. In Beziehung auf Artus hat das mit den Chroniken allerdings seine Richtigkeit. Aber ob auch in Betreff der Pfleger des Grales und Sigunens, das ist eine andere Frage. Freilich klingt es sehr einnehmend und überzeugend, wenn im Titurel Str. 593, nachdem die Dichtung Sigunens Tod erzählt hat, aufgefodert wird: Ob ihr das nicht glaubet, dann fragt in Salvaterre, schriftlich abgefaßt sind die Chroniken der Lande nah und fern, in Frankreich, Antschow und Kattelangen, dazu in Graswaldane, in Britannien findet man sie, und in Spanien. Chroniken also sind es, findet man geschlossen, die zunächst der ganzen Dichtung untergelegt erscheinen. Hat aber wirklich der teutsche Dichter des Titurel diese Chroniken gesehen, oder hat ihn nicht vielmehr blos die Angabe des Provenzalen Kyot, welche sich bei Wolfram findet, so kühn gemacht. Wo sind alle diese Chroniken? Man antwortet, sie scheinen verloren gegangen. Hierdurch wird man also immer blos auf Kyot's Angabe zurückgewiesen. In Chroniken aber, welche sich wirklich finden, steht nichts von den Pflegern des Grales und von Sigunen.

9) Ob Kyot diese Chronik wirklich vor sich liegen gehabt hat, ist so sicher nicht. Er konnte auch aus einem Gedichte über den König Artus schöpfen, in welchem sich als Citat eine britische Chronik fand, und Kyot dieses Citat benutzen, ähnlich wie im Titurel wieder die Citate Kyot's benutzt werden. Doch läßt sich auch mit Görres anders schließen. Was nämlich der Titurel bei Gelegenheit jener Stelle von Artus, Str. 4026 und folgende, welche wir in der vorigen Anmerkung mitgetheilt haben, erzählt, und von seinen Kämpfen mit den Riesen beibringt, ist nach Görres (Lohengrin S. V. VI) alles aus der britischen Chronik des Galfred von Monmouth genommen; was er aber über seine Verhältnisse zum Könige Marloes von Cornewal, die Liebschaft Utprandragun's mit der Arnive, Gattin des Urloys und von der Niederlage des Letztern von Str. 4610—4630 erzählt, ist theils aus derselben Quelle, theils aus der Chronik von Cornwallis des Thomas von Britannien; beide hatte also zuverlässig Wolfram von Eschenbach und Kyot ebenfalls, wenn nicht beide, doch gewiß den Galfred von Monmouth vor sich liegen. So nach Görres S. V. VI. Nach unsrer Meinung schöpfte Wolfram blos aus Kyot. Aus jener Stelle des Titurels schließt Görres weiter Folgendes: Aus diesen Chroniken hatte man frühe, wie ebenfalls aus jener Stelle erhellt, eine Art von Heldenbüchern gleichfalls in lateinischer Sprache, nach Art der gesta Romanorum zusammengetragen. Man nannte sie Bücher der Hügende, Libri Exaltationis, denn der Dichter sagt Str. 5967, des hat vor niemand hügde, oder Kunde, Offenbarung, Erhöhung, woher Kreuzerhöbung oder Erfindung. Auf der Hochzeit von Floritzschanze wurden nach Str. 2671 solche Thaten von den Helden vollbracht, daß die Anwesenden des Wunders wegen den Streit jeder in seinem Lande besonders in sein gehügde Buch aufschreiben ließen: denn sie sagten, es sei unglaublich, wiewol sie es da hörten und sahen. Ein solches gehügdes Buch war auch ursprünglich unser Dichtungskreis nur nicht in lateinischer, sondern in arabischer Sprache. So nach Görres S. VI. Wenn wir sehen, wie die teutsche Heldensage auf die teutschen Chroniken in lateinischer uud teutscher Sprache einwirkte, so müssen wir schließen, daß auch die britische Heldensage von Artus nicht aus den britischen Chroniken, sondern in die Chroniken geflossen ist. War nun einmal die Heldensage in die Chroniken aufgenommen, so suchte man die geschichtliche Wahrheit der Heldensage dadurch zu erweisen, daß man sich auf die Chroniken berief. Diese sollten das beglaubigen, was sie doch selbst erst aus der Heldensage, d. h. der Dichtung, geschöpft hatten. Vorzüglich stand in Ansehen, was nicht in der Landessprache, sondern lateinisch geschrieben war, so wie man sich auch noch in neueren Zeiten dadurch, daß das Walthérslied aus dem 10. Jahrh. lateinisch auf uns gekommen ist, veranlaßt gefunden hat, ihm den Titel zu geben: De prima expeditione Attilae Regis Hunnorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharii, carmen epicum saeculi VI. Da die Geistlichen im Mittelalter blos die lateinische Sprache handhabten, so konnte man, wenn der Inhalt des Gedichts dem zu widersprechen schien, daß ihn Geistliche aufgeschrieben hätten, nicht wohl eine lateinische Quelle fingiren. Deshalb erfand Guiot der Provenzale zwei Quellen für seine Dichtung, einmal in Beziehung auf den Gral, als Stein der Weisen, die Schrift eines heidnischen Sterndeuters und zweitens in Beziehung auf die Pfleger des Grals lateinische Chroniken, auf die er sich um so getroster berufen konnte, da in ihnen, wenn auch nicht von den Pflegern des Grales, doch von dem Könige Artus stand, den er in seiner Dichtung mit auftreten ließ. Oder warum sollen wir Kyot nicht als den Schöpfer der Dichtung annehmen, da sie ganz im Geiste seiner Zeit ist und sich die Quellen nicht nachweisen lassen, aus welchen er geschöpft haben will? Doch kann auch ein anderer Dichter seiner Zeit die Sage von den Pflegern des Grales erfunden haben. Kyot aber gab ihr eine tiefere Bedeutung, und suchte seine Abweichungen durch die Angabe zu rechtfertigen, er habe theils aus dem Flegetanis, theils aus einer Chronik von Anjou geschöpft.

wir müssen diesen aber nach den mathematischen Probabilitätsgesetzen in die Mitte des zwischen beiden liegenden Jahrhunderts, also um 1180, setzen, wodurch 50 Jahre für die allmälige Verbreitung der Chronik von England für Südfrankreich und ein gleicher Zeitraum für die des Gedichtes von dort bis Baiern gewonnen, und der wahrscheinliche Irrthum ein Kleinstes wird. Es kommen aber von der andern Seite im Titurel die Anhänger des Baruch oder Kaliphen unter dem Namen Marocheisen häufig vor, und der Theil des Gedichtes, worin sie unter diesem Namen erwähnt werden, war, wie Görres annimmt, schon in den arabischen Text aufgenommen. Diese Marocheisen sind die Morabethen [10]), Anhänger des Propheten Abdallah, der den Islam reformirt; im Jahr 1069 hatte ihr Heerführer Jussuf in der Wüste von Westafrika die Stadt Marokko gegründet, 20 Jahre später führte er seine Anhänger nach Spanien hinüber, und vereinigte alle sarazenischen Provinzen dieses Reichs mit seinem großen afrikanischen Staate; leicht mochte seine furchtbare Macht von den europäischen Völkern mit dem großen Weltreiche des Emir Almumenim oder Amiral verwechselt werden. Seit 1169 bis 1180, welche Görres als die Zeit Kyot's festsetzt, ist abermals ein Jahrh. verflossen, nach demselben Grundsatze wird daher jener Flegetanis in die Mitte dieses Zeitraums um 1124 fallen. So nach Görres [11]). Dem wichtigsten Einwurf, nämlich, daß ein Moslemim die Sage von den Wundern des Grales erfunden habe, begegnet Görres durch folgende Annahme, die Geschichte vom heiligen Grale, das Lebensprincip des Ganzen, war schon, wie aus jener Stelle des Parcival erhellt, in die Compilation des Flegetanis in gleicher Würde aufgenommen. Diese Geschichte aber in rein christlicher Gesinnung gedacht, ist unmöglich, daß ein Muhammedaner oder Jude in diesem Geiste sie hervorgebracht haben könnte. Überdies würde nimmer einer der Moslemim solche Unbekanntschaft mit seiner eignen Religion sich zu Schulden haben kommen lassen, daß er von dem Khalifen berichtete, wie er den Muhammed, Apollo, Tervigant und Kahun auf dem Greife als Götter anbete. Jener Theil des Gedichtes hatte nothwendig einen christlichen Verfasser, und dann enthielt er allerdings einige Umstände, welche die Übertragung desselben ins Arabische in den Augen eines Rechtgläubigen wol rechtfertigen konnten. Es ist nämlich noch keine Spur des Hasses der Christen gegen die Muhammedaner, den die zur Zeit Kyot's antretenden Kreuzzüge anflammten [12]), zu bemerken. Mit Schonung und Milde blickt die Dichtung auf den Wahnglauben; bei so vielen Orten, die genannt sind, wird Jerusalems und des heiligen Grabes [13]) nur ein einziges Mal bei Gelegenheit des Tempels vom Gral und bei Titurel's Geburt gedacht; christliche Ritter fechten ohne Bedenken im Dienste des Khalifen; Gahmuret, der in der Schlacht gefallen, erhielt ein christliches Begräbniß und ein Kreuz bei seinem Sarge aufgepflanzt, ja der Kaliphe will ein Mönchskloster bei seinem Grabe stiften. Die Babylonen, eigentlich Perser, und daher auch wilde Griechen, als die Abkömmlinge der von den Macedoniern hereingebrachten Macedonier genannt, verehren Sonne und Mond, und dieser Dienst wird als eine schimpfliche Abgötterei verworfen und bestritten. Darum muß es als ausgemacht angesehen werden, daß Flegetanis über diesen Theil ein christliches Manuscript vor Augen hatte, das er nur übersetzen und mit den andern Chroniken verbinden durfte; nun aber wird es unbegreiflich, warum Kyot sich dazu verstand, das schwierige Arabische zu erlernen, und nicht lieber selbst aus der zugänglichen Quelle zugleich mit dem Sarazenen schöpfte. Das muß uns auf die Vermuthung bringen, daß jenes Manuscript in einer andern noch fremderen Sprache geschrieben war, die dem Provenzalen um der größeren Entfernung willen noch unzugänglicher gewesen. Görres hatte einen Augenblick auf das Westgothische gerathen, und wirklich fanden sich im Jahr 1085 bei der Eroberung von Toledo durch Alphons VI., noch eilf Foliobände mit dem alten gothischen Missale, Illumination und Musik in dieser Stadt vor, die den sogenannten Muzarabern, Abkömmlingen der alten Gothen, angehörten. Görres hat indessen diese Vermuthung fallen lassen, weil sie uns nicht weiter geführt und viele Schwierigkeiten ihr entgegenstehen, und hat sich für das Griechische bestimmt [14]). Richtig ist zwar, was man dagegen bemerkt findet, daß unter dem Heidnischen der Dichter das Arabische verstehe, denn S. 367 wird von Cundrie gesagt: **Siben sterne si dô nante heidensch**, und hierauf folgen die

10) Wörtlich sind die Marocheisen die Marokkaner, denn nichts Andres bedeutet das Wort. Freilich liegen sie dem Baruch in Bagdad etwas entfernt, aber jene Dichtung sucht, wie wir weiter unten sehen werden, die ganze ihr bekannte Welt zu umfassen. Auch ist es kein Irrthum, wenn die Marokkaner als Anhänger des Baruchs oder Khalifen behandelt waren, da sie das Gesetz Muhammed's anerkannten. Den Christen in Südfrankreich und Spanien waren aber die Marokkaner als Ungläubige oder Heiden, wie sie das Mittelalter nennt, sehr wohl bekannt, und es ist daher ganz natürlich, daß der Provenzale Guiot auch sie in seiner Dichtung eine Rolle spielen läßt. 11) Görres, Lohengrin. S. 7. 8. 12) So nach Görres. Nach unserer Meinung stammten die milden Gesinnungen, die gegen die Ungläubigen im Parcival wehen, im Gegentheile daher, weil die Kreuzzüge die Glaubenswuth der christlichen Ritter gegen die moslemimischen Helden abgekühlt hatten. Der Parcival ist zwar im Geiste der christlichen Franzosen des zwölften Jahrhunderts verfaßt, aber nicht im Geiste der christlichen Priester. Diese hatten jenen Haß entflammt, welcher die Kreuzzüge möglich machte. Aber eben dieselben Kreuzzüge hatten die entgegengesetzte Wirkung, eine Wirkung, welche die christlichen Eiferer nicht erwartet hatten. Der ritterliche Theil des Mittelalters haßte die Saladine nicht mehr, sondern bewunderte sie auf das Höchste.

13) Jerusalem und das heilige Grab waren erobert, aber die Wirklichkeit trägt immer einen prosaischen Anstrich. Daher konnte es der Dichter nicht als etwas Großes finden, wenn er Gahmureten nach Jerusalem brächte. Bagdad hat dagegen eine Ferne, die für die Dichtkunst günstig war. Deshalb läßt der Dichter Gahmureten nach Bagdad ziehen. Ägypten war durch die christlichen Streiter nicht erobert worden, deshalb muß Gahmuret vor Alexandrien kämpfen. Noch weniger hatten die Kreuzfahrer Arabien eingenommen, deshalb läßt der Dichter Gahmureten in Arabien kämpfen. 14) Um diese Annahme zu rechtfertigen, sucht Görres (S. XIII fg.) tiefer in die Fabel vom Gral einzudringen, an sich schätzbare Untersuchungen, ohne daß jedoch erwiesen wird, Kyot habe seiner Dichtung eine griechische Schrift zu Grunde gelegt. Ja, es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß Kyot das Griechische das Heidnische genannt haben sollte.

arabischen Namen der Planeten. Aber man[15]) geht zu weit, wenn man annimmt, daß die Urschrift welche die Sage vom Grale und Parcival enthalte, wirklich arabisch geschrieben gewesen, weil die Planeten, die Anfortas' Leid erhöhen und zu Parcival's Heil in günstiger Stunde sich vereinigen, noch die arab schen Namen führen. Neben diesen Namen kommen auch noch die lateinischen, Saturnus, Jupiter und Mars vor. Wir selbst schließen aus den arabischen Namen der Planeten nicht mehr als was wir aus den arabischen Namen in der Rechnenkunst folgern, nämlich daß man im Mittelalter die Lehre von der Arithmetik, Astronomie und Astrologie, vorzüglich aus arabischen Lehrbüchern schöpfte, und die arabischen Namen als Kunstnamen beibehielt. Dem christlichen Dichter mußten die arabischen Namen der Planeten vorzüglich willkommen sein, weil sie geheimnißvoller klangen und so besser das Wunder zu erklären schien, daß von ihrem Laufe gegen einander des Anfortas und Parcival's Schicksal abhingen. Auch dieses, daß der Name Parcival sich ungezwungen aus dem Arabischen erklären läßt, daß Sennabor, arabisch senber ein Wasser, Sabbilor und Azubar persische Namen, und Cundrie la Sorciere und Malcreature, die mißgeschaffenen Früchte der Wurzeln und böser Sterne indischen uralten Ursprungs sind, und die Poesie des Morgenlandes, wie bei keinem andern Volke, bei den Arabern lebendig war, und nirgend so viel und so ausgezeichnete Pfleger als die spanischen Mauren fand, dieses und andres Ähnliches kann nicht zum Beweise dienen, daß das angebliche Manuscript zu Toledo, aus welchen die Grals- und Parcivals-Sage genommen sein soll, wirklich existirt habe, sondern nur dieses läßt sich daraus schließen, daß die arabische Wissenschaft und Kunst nicht ohne Einfluß auf die Wissenschaft und Kunst des christlichen Mittelalters blieb. Eben weil man die Araber als Lehrer geheimer Wissenschaft und Kunst anerkannte, leiteten christliche Dichter, wenn sie Geheimlehren vortrugen, welche die christliche Kirche nicht anerkannte, aus arabischen Quellen ab. Fruchtlos rathen die Forscher der Grals- und Parcivals-Sage hin und her, weil sie den Flegetanis für eine geschichtliche Person genommen haben. Nach unsrer Ansicht dagegen ist er eine mythische Person, erdichtet, wie andere angebliche Quellen für Gedichte des Mittelalters, wie z. B. Bischof Pilgerin von Passau, in der Klage als der angegeben wird, welcher die Geschichte seiner angeblichen Neffen habe niederschreiben lassen (s. d. Art. Heldenbuch 2. Sect. 5. Th. S. 50). Der Otnit beginnt: Man fand ein Buch besunder zu Suders in der Stadt, daran geschrieben Wunder des Buchs war mannig Blatt, das hätten die Heiden verborgen, in ihre Gewalt vergraben, daß wir Abend und Morgen davon zu singen haben. Ähnlich wie der Dichter des Otnit's eine Quelle aus der Heidenwelt erdichtet, aus welcher er geschöpft habe, ähnlich hat Kyot einen Sterndeuter Flegetanis erfunden, oder wenigstens als Quelle angegeben, aus welcher er das entnommen habe, was er von dem Grale singe: Wenn Kyot, wie Wolfram sagt, zu Toledo verworfen liegen fand in heidnischer Schrift dieser Aventiure Gestifte, so läßt sich schließen, daß vor ihm die Sage von dem Grale oder wenigstens die Gestaltung derselben, wie sie sich in seinem Gedichte findet, in der Christenheit unbekannt war, und da ferner der Gral für Heidenschaft keine Bedeutung haben konnte, so läßt sich weiter schließen, daß Kyot der Erfinder oder wenigstens Gestalter der Sage vom Gral ist, wie sich in den Gedichten über Titurel, den Parcival und den Lohengrin findet. Kyot hatte aber, wie aus der von uns oben mitgetheilten Stelle aus dem Parcival hervorgeht, blos vorgegeben, daß er von Flegetanis über den Gral belehrt worden sei. Noch hatte Kyot durch seinen angeblichen Flegetanis kein Volk erhalten, welches dazu brauchbar wäre, den Gral zu beschützen. Er suchte daher in lateinischen Büchern zu Britannien u. s. w. und fand die Sagen von Artus. Aber hier fand er noch nicht, wie Titurel und sein Sohn Frimutel den Gral auf Anfortas brachte, und wie dessen Schwester Herzeloyde den Parcival gebar, sondern dieses erdichtete entweder Kyot oder sein christlicher, nicht heidnischer Vorgänger selbst. Der Dichter hat also zwei Quellen erdacht, einmal in Beziehung auf die Geheimnisse des Grals, den Sterndeuter Flegetanis, zweitens in Beziehung auf die Erzählung von den Pflegern des Grales Chroniken in Britannien, Irland und Frankreich überhaupt, und dann besonders eine Chronik von Anjou, weil er den Parcival zu dem Enkel eines Königs von Anjou machte. Unter der heidnischen Schrift, aus welcher der Dichter die Nachrichten vom Gral geschöpft haben will, ist, da er das Buch in Toledo entdeckt haben will, das Arabische zu verstehen. Aber daß er nicht aus der Schrift eines Moslemims geschöpft hat, geht daraus hervor, daß ihr Verfasser, der von väterlicher Seite ein Heide und von mütterlicher ein Jude gewesen sein soll, ein Kalb angebetet habe. Von mütterlicher Seite stammte er von Salmon (Salomo) her, aber die Israeliten zur Zeit Salomo's und in der folgenden Zeit beteten keine Kälber mehr an, ebenso wenig thaten es die Moslemim oder die Heiden, wie sie die Christen des Mittelalters nennen. Die Anbetung des Kalbes ist als eine Rückerinnerung an das goldene Kalb, das die Israeliten in der Wüste angebetet haben sollen, oder die Kunde vom Rinderdienste der Indier war bis nach Europa gedrungen. Wolfram fühlte selbst den Widerspruch, daß Flegetanis, der die Geheimnisse des Grales kannte, ein Kalb anbetete, denn er bemerkt, wie mag der Teufel solchen Spott fügen an so weiser diet (an so weisem Volke). Warum stellte aber Kyot eine heidnische Quelle für die Kunde von den Geheimnissen des Grales auf? In den christlichen Schriften fand sich hiervon nichts, und eine christliche Quelle zu erdichten mußte zu mislich erscheinen. Er stellte also eine heidnische Quelle auf, deren Verfasser halb ein Heide, halb ein Jude sei. Da ein Theil der Geheimnisse des Grals keine von der Kirche[16])

15) San-Marte, der Mythus vom heil. Gral. (Halle 1839.) S. 9.

16) Nach Görres ruht zwar auch dieser Gral auf uralten Ideen des Heidenthums, zunächst auf dem Heliotrapezon, dem Sonnentische der frommen Äthiopen, der schon bei Herodot jede Nacht

gebilligte Lehren waren, so machte es sich auch in dieser Beziehung besser, wenn man annahm, daß die Kunde von diesen Geheimnissen aus der Heidenschaft in die Christenheit gekommen sei. Die Sage von dem Gral selbst, d. h. von dem Blute Christi (franz. Saing-real, von dem lat. Sanguis realis), welches Joseph von Arimathia nach England gebracht haben soll, war natürlich keine Erfindung Kyot's, da das smaragdene[17]) Gefäß, worin es sich befunden haben soll, im J. 1100 aus Palästina nach Genua kam[18]), wo es gezeigt ward, bis es im J. 1806 nach Paris wandern mußte. Kyot ist nicht der Erfinder der Gralssage überhaupt, sondern nur der Erfinder der Sage von den Pflegern des Grals auf Munsalväsche. Daß diese Pfleger Templeise, d. h. Templer, Tempelherren, waren, zeigt zugleich, daß diese Sage erst seit der Blüthe des Tempelherrnordens erdichtet ward. Die Sage vom Gral beschränkte sich aber nicht blos auf die Hostie, welche am Charfreitage, dem Gedächtnißtage des Opfermahls, eine Taube zum Grale niederbringe, und auf die Engel, die ihn schwebend in den Lüften tragen, sondern der Gral sollte auch der Stein der Weisen aus dem Morgenlande sein, die Schüsseln bei Tische mit köstlichen Gerichten füllen, und durfte den, der ihn erblickte, nicht sterben lassen. Für die Kunde dieser Theile der Sage sah man sich sehr zweckmäßig nicht unter den Christen nach einer Quelle um, sondern unter den Heiden, und man erfand daher sehr zweckmäßig einen heidnischen Sterndeuter Flegetanis. Kyot war, wie er nach Wolfram's Angabe selbst berichtet hatte, der Glückliche, der die heidnische Schrift des Flegetanis, der von des Grales Aventiure schrieb, in Toledo verworfen (d. h. verlegt) liegen fand, und enträthselte, aber nicht vermöge seiner Kenntnisse, sondern es half ihm, daß ihm der touf (die Taufe) beiwar. Also wie den Sängern des Alterthums die Lieder die Göttin, d. h. die heidnische Begeisterung, eingab, flößte dem Sänger des Mittelalters, dem Provenzalen Kyot, „der Touf" (die Taufe), d. h. hier die christliche Begeisterung, das Gedicht vom Gral und seinen Pflegern ein. Geschickt bringt Kyot die wirklichen Chroniken von Britannien, in welchen von Artus zu lesen ist, mit den vermeintlichen Chroniken zusammen, aus denen er die Geschichte von den Pflegern des Grales geschöpft haben will. Da haben auch Neuere geglaubt, Kyot habe wirklich eine Chronik von Anjou vor sich gehabt, diese scheine aber verloren gegangen zu sein[19]). Nach Lachmann hat Christian von Troyes in seinem Antheil Parcival's Geschichte offenbar abgekürzt. Doch eben so leicht hat sie Kyot erweitert, und um diese Erweiterung zu rechtfertigen, erdichtet, er habe diese „Aventiur" von Parcival heidnisch geschrieben gesehen. Auf der andern Seite bemerkt Lachmann Folgendes. Was Christian von dem Dichter, dem Wolfram folgte (Parc. 827, 1—3), mit Recht vorgeworfen ward, ist die mährchenhafte Erweiterung und das Verflachen der Fabel, sodaß in strengerer Überlieferung und sinniger Darstellung der Situation das andere Werk, vermuthlich mehr als in der Kunst des Styls, sich vor jenem auszeichnen mochte. Aber Kyot kann ebenso leicht die Parcivals-Sage erst sinniger gestaltet haben, als er sie in der nordfranzösischen fand, und nahm nun, um ihr mehr Glauben zu verschaffen, zu der Angabe seine Zuflucht, er habe diese Aventiur von Parcival heidnisch geschrieben gefunden. Auf Kyot's große Kunst läßt sich daraus schließen, daß er den Beinamen „la schantiure," d. h. Gesang, hatte. Man findet dieses gewöhnlich, aber irrig, durch „le chanteur," d. h. der Sänger, erklärt, und hat daraus geschlossen, Guiot le chanteur wie man ihn fälschlich bezeichnet, habe sein Werk in langen Reihen gleichreimender Zeilen gedichtet gehabt[20]). Wie der Zusammenhang bei Wolfram lehrt, ward Kyot oder franz. Guiot la schantiure (chantiure), d. h. Gesang, Musik, wegen der Lieblichkeit seiner Kunst genannt; le chanteur[21]) oder der

mit Fleisch und Früchten sich bedeckt, doch begünstigte die Kirche den Fabelkreis vom Gral. Wenn wir nämlich, wie Görres bemerkt, das schöne, glänzende Altarblatt, das uns der Titurel in der Geschichte des heil. Grales malt, mit Aufmerksamkeit betrachten, dann gibt die Idee des Künstlers sich als eine im innersten Geiste des Christenthums empfangene kund; der heil. Gral ist der Kern und Mittelpunkt der Mythologie, der diese Religion hervorgerufen; die Erzählung von ihm ist die eigentliche Kirchenfabel, die epische Fortsetzung der alten Apokryphen des neuen Testaments, seine Hüter, die Templeisen sind die Kirchenväter dieser Fabel, die mit der neuen Religion geboren, in ihrer glanzvollsten Zeit im Mittelalter ihre Blüthen aufgeschlagen und an warmer Sonne dann zu jenem Feuerwein gereift, der in den Kreuzzügen alle Gemüther zur Heerfahrt nach dem Morgenlande begeisterte. Darum begünstigte auch die Kirche vor allen andern diesen Fabelkreis. Im Vatican befindet sich unter Nr. 1687 (Biblioth. der Kön. Christina) ein altes Pergamentmanuscript, enthaltend Boron's Geschichte des heil. Grales, und diese fängt mit den Worten an: Mesir Robert de Boron qui cheste estore translata de latin en romance *par* le commandement de sainte église. So nach Görres. Nach unsrer Meinung begünstigte die Kirche den Sagenkreis vom Grale, und Parcival und den übrigen seiner Pfleger nicht, wenigstens nicht ursprünglich. Wie konnte sie einen Sagenkreis begünstigen, in welchem die größten Helden nicht ausziehen zur Eroberung des heil. Grabes, sondern des heil. Grals, dessen Pfleger nicht im Mindesten unter dem Papst stehen. Dieser Sagenkreis hatte ungemeinen Beifall gefunden, da ihn die größten und erhabensten Dichter des Mittelalters theils erfanden, theils bearbeiteten, theils erweiterten. Da aber dieser Sagenkreis allerdings auch ein christliches Element hatte, und wegen seiner Beliebtheit nicht leicht zu unterdrücken war, so glaubte die Kirche nichts Bësseres thun zu können, als wenn sie die Geschichte des heil. Grales in ihrem Geiste bearbeiten und um dieser Bearbeitung mehr Ausbreitung zu geben, aus dem Lateinischen in das Romanische übersetzen ließ. Wäre die Begünstigung der Sage vom Grale von der Kirche ausgegangen, so hätte Kyot nicht nöthig gehabt, als ihre Quelle eine verlegte heidnische Schrift, welche in Toledo gefunden worden sei, anzugeben.

17) Nach den neuern Untersuchungen ein Glasfluß. 18) Adelung, Jacob von Püterich von Reicherzhausen. S. 10.

19) s. das Nähere bei Görres, Lohengrin. S. IV. San-Marte untersucht S. 22—28 die Frage, in welcher Zeit die Chronik von Anjou abgefaßt sein kann. 20) Lachmann S. XXIV mit Verweisung auf Uhland in Fouqué's Musen. I, 3, 82 fg. und der Bemerkung: „Roquefort hat wirklich einmal (I, 25) aus dem Roman de Perceval zwei Alexandriner, aber ich kann nicht herausbringen, wo er dieses Citat abgeschrieben hat: alle übrigen sind in kurzen Versen." 21) Sollte la schantiure bei Wolfram le chanteur bedeuten, so hätte er: li schantiur gesagt, sowie er S. 170 die Form: li schahteliur de Beâveys (der Burggraf von Beaveys) braucht. Mit la schantiure vergl. das spanische Canturia, Musik. Es ist ein weit kräftigerer Bezeichnungsname, wenn

Sänger wäre dagegen eine gemeine Bezeichnung gewesen. Aber daraus, daß Kyot ein so ausgezeichneter Dichter war, können wir noch nicht mit Sicherheit schließen, Christian von Troyes habe die Parcivals-Sage erfunden, sondern wir schließen vielmehr, Kyot habe sie mit tieferem Sinne behandelt, als er sie vorfand. Aber freilich ist Kyot's Werk von den spätern nordfranzösischen Bearbeitern unberücksichtigt geblieben. Der französische Prosa-Roman Perceval le Gallois, welcher zu Paris 1530 erschienen ist, und der vom Gral fußen, wie San-Marte bemerkt, hauptsächlich nur auf Chretien. Der Prosa-Roman von Perceval le Gallois sagt nach San-Marte [22]) sehr bestimmt, daß er Chretien's Gedicht, so weit dieser es verfaßt hat, zum Grunde gelegt hat, wenn er Chretien auch nicht bei Namen nennt. Es heißt nämlich Bl. 1 des Prosa-Romans von Perceval le Gallois, der großherzige Fürst Philipp von Flandern liebte die ritterlichen Thaten sehr und befahl, damit diese herrlichen Geschichten nicht verloren gehen möchten, sie durch die Schrift aufzubewahren, insbesondere die Thaten von Percival le Galois und die Geschichte vom heil. Grale. Wie wir aber aus Chretien's Gedichte von Parcival (Ms. de l'Arsenal zu Paris Nr. 195 A) ersehen, dichtete Chretien im Auftrage Philipp's von Flandern, welcher im Juni 1191 starb, den Parcival. Die von Jac. Grimm aus Chretien's Werke genommenen und von San-Marte benutzten Auszüge bestätigen, wie Letzterer bemerkt, vollkommen, daß Bl. 1—148 das Manuscript des Gedichtes denselben Inhalt wie der Druck des Prosa-Romans [23]) von 1530 Bl. 1—177 a hat. An diesen beiden Stellen bricht Chretien's Gedicht oder rücksichtlich dessen Inhalt ab. Hierauf wird in beiden Werken gleich aphoristisch Gautier's de Denet (im Druck Gauchie de Doudain) als Fortsetzung erwähnt, und dann folgt die auch im pariser Codex enthaltene, um 1244 verfaßte Vollendung des Gedichtes von Manessier. Nicht sehr lange nach der Stelle, wo Gautier de Denet (Manuscr. Bl. 48, im Druck Bl. 177 vw. Gauchier de Doudain) das durch Christian's Tod unterbrochene Werk fortzusetzen begann, scheint, wie Lachmann (S. XX) bemerkt, zwischen dem Gedicht und der Prosa wenig Übereinstimmung mehr stattzufinden [24]), wiewol Ginguené (Histoire littéraire de la France. 15. p. 247) das Gegentheil versichert, denn der Druck enthält z. B. nichts von dem, was das Manuscript Bl. 156 besagt, daß der alte Schmid Trebuchés (im Druck Bl. 206 vw. Tribuet, Manuscr. Bl. 14 Triboet, Druck Bl. 21 vw. Tribner) sterben muß, nachdem er Parcival's Schwert wieder ganz gemacht hat. Ferner fehlt im Druck die lange Episode von Tristrant, welche im Manuscr. Bl. 166—171 sich findet. Nicht nur Gautier de Denet und Messenier, der Vollender des Werkes [25]), sondern auch noch ein Gerbers wird (Manuscr. Bl. 180 vw.) als Fortsetzer genannt, und beide, Gerbers und Manessier, geben denselben Anfangspunkt ihrer Arbeit an, nämlich Parcival's zweiten Besuch bei dem roi pecheoir, wo er das zerbrochene Schwert wieder zusammenfügt und Bescheid über den Gral und den blutenden Speer erhält (im Drucke Bl. 180 fg.). Manessier singt: et comencha al saldement de l'espée sans contredit. Gerbers hat Folgendes, wobei man noch als besonders auffallend findet, daß er das Vorgehende, das Ringen Tristrant's mit Gauvain (Manuscr. Bl. 17) verbessert haben will [26]): si con la matere descoevre Gerbers, qui repise l'oevre, quant chacuns trovere le laisse. Mais or en a faite sa laisse Gerbers le vraie estoire. Dier l'en otroit force et victoire de tout vilenie estaindre, et que il puist la fin ataindre de Perceval que il emprint, si con li livres li aprent, où la matiere en est escripte, Gerbers, qui le nous traite et dit, puis en encha que Percevax, qui tant ot paines et travax, la bone espée rasalsa, et que du graal demanda, et de la lame qui saignoit demanda que senefioit. Puis en encha le nous retrait Gerbers qui de son sens estrait la rime que je vois contant. Néis la luite de Tristrant amenda il tot à compas. Ein auch in kurzen Reimpaaren verfaßtes Gedicht von Parcival findet sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris in einer um das J. 1300 verfertigten Handschrift, von welchem Gedichte Nr. 1987, D. Keller auf Veranlassungs Uhland's eine Inhaltsanzeige gemacht, die San-Marte (S. 21) benutzte. Es ist dieses Gedicht um so merkwürdiger, je mehr es in vielen Stücken von dem Wolfram'schen Parcival, welchem der Kyotische zu Grunde lag, abweicht, und deutlich zeigt, wie manche Dichter die vorgefundene Sage frei gestalteten: Auch ist dieses dabei besonders bemerkenswerth, daß der Verfasser des Gedichtes nicht etwa auf einen Flegetanis, wie Kyot, Wolfram und Albrecht, sich beruft, sondern seine Quelle ist, wie er bemerkt, Robert von Bouron:

> Tout ce quil sçut de Jhesu Christ
> Et ce que la noviz len eut dist
> Meister Roberz dist de Bouron
> Se il voloit dire par non
> Tout ce quen cest livre afferoit
> Presqua cent doubles doubleroit
> Meis qui cest peu pourra avoir
> Certeinement [illegible] savoir
> Que s'il y vient de cuer entendre etc.

Das Gedicht beginnt:

> Savoir doivent tout pecheir
> Et si petit et si menier etc.

Der ungenannte Verfasser hat also die Arbeit Robert's von Bouron oder Boron in Verse gebracht, denn nach Görres (S. XIII) findet sich im Vatican unter Nr. 1687

Kyot nicht blos der Sänger, sondern der Gesang oder die Musik selbst genannt wird.

22) Der Mythus vom heil. Gral. S. 26. 23) Der Kürze halber wird dieser blos bezeichnet durch die Benennung: „der Druck.“ 24) Was im Druck Bl. 203 und 204 steht, hiermit stimmen einige Citate in Roquefort's Glossaire de langue romane noch sehr genau überein (I, 522. II, 224. 496). Doch bemerkt Lachmann (S. XXI) hierzu, daß jene Citate aus einer andern als der von Grimm und Ginguené benutzten Handschrift entnommen sind.

25) Manuscr. Bl. 261 = Manessier im Druck Bl. 220; aber im Druck auch schon vorn Bl. 1. vw., wo Messenier steht. Vergl. Lachmann S. XXI. 26) Lachmann S. XXI.

(Biblioth. der Königin Christine, eine alte Pergamenthandschrift, welche die Sage vom heil. Grale enthält, und diese (Bl. 66) mit den Worten beginnt: Mesir Robert de Boron qui cheste estore translata de Latin, en romance par le commandemant de sainte église. Auf den Rand des Gedichtes von Parcival Nr. 1987 der königlichen Bibliothek hat eine neuere Hand bemerkt: Ce MS. contient l'histoire du St. Graal, par un anonime, mis en vers d'après un auteur nommé Robert de Bouron, qui les avoit composé en prose. Fauchet, der frühere Besitzer des Manuscripts, hat eigenhändig bemerkt: M. Robert de Bouron auteur premier écrit son livre en prose. Das Gedicht von Parcival in kurzen Reimpaaren Manuscr. Nr. 7536 der königl. Bibliothek zu Paris schließt mit der Krönung Parcival's und seinem Tode. Wie dieses Manuscript, welches jedoch Manessier's Gedicht nicht enthält, lassen Manessier und nach ihm der Prosa-Roman Parcival'n nach siebenjähriger segensreicher Regierung die Krone niederlegen, fünf Jahre lang ein heiliges Einsiedlerleben führen und dann sterben; an seinem Sterbetage ward der Gral zu den Engeln des Himmels emporgetragen und auf Erden nicht mehr gesehen [27]). Dieses, daß Wolfram die Parcivals-Sage blos bis dahin darstellt, wo Herzeloydens Kind zum Besitze des Grales gelangt ist, hat einsichtlosen Tadlern zu der Behauptung Veranlassung gegeben, daß Parcival nicht ordentlich beendigt sei, wie Albrecht sagt im Titurel:

Es jehent die merkerichen
das mich an vrnnden phendet,
ez si unendelicher
ein buoch ganvenget und daz ander gendet,
alsô daz sante Wilhalm an dem houbet
Parzivâl an dem ende,
sin beide an ir werdekeit beroubet.

So wenig konnte man Wolfram's erhabenen Kunstsinn fassen. Die Darstellung, welcher Heinrich von dem Turlin in der Aventiure Krone seine beiläufigen Anspielungen auf die Parcival's-Sage entnommen hat, ist aus einer französischen Quelle entsprossen, und steht der Darstellung bei Chretien näher als der, welcher Wolfram folgte, enthält aber auch Manches, was bei Chretien fehlt [28]). Die Hauptabweichung von Wolfram von Eschenbach ist diese, daß Heinrich von Turlin von seiner Fahrt nach dem Grale sagt: Über den Furth da zu Katharac fuhr ich an die „wilden habe“ [29]), da fand ich die reiche Habe, die Parcival suchte, da ihn die Maid verfluchte das Speer und „das“ reiche Gral, das alle Tage zu einem Mal Blutes drei Tropfen warf. Weit sinniger läßt Wolfram Gawanen zum Grale nicht gelangen. Wahrscheinlich war das bedeutungsvolle Geheimniß der Gralsburg auch schon Kyoten eigen. Nach dem nordfranzösischen Dichter kommen Parcival, Gawan und Andere mehr zu wiederholten Malen zu dem Schlosse des Fischerkönigs [30]). Nach dem Prosa-Romane von Parcival (Bl. 121) reitet Gawan einen schmalen gepflasterten Weg in das Meer hinein bis an den glänzenden Saal, in dem er die Wunder des Grales findet, und die heilige Lanze blutet, seitdem sie den Erlöser verwundet hat, unaufhörlich [31]). Nach Chretien und dem Prosa-Romane von Parcival (Bl. 123) ist nämlich die im Parcival vorkommende blutende Lanze dieselbe, mit welcher Longinus Christi Seite durchbohrt hat. Bei Wolfram und muthmaßlich auch schon bei Kyot ist es dagegen ein durch Zauberei vergifteter Heidenspeer, der dem Amfortas die tödtliche Wunde versetzte. Nach San-Marte mag zu jener „neuern“ Deutung, wie er es nennt, die angebliche Entdeckung der heiligen Lanze bei der Eroberung von Antiochien (1098) gegeben haben, die in der Kirche des Apostels Petrus daselbst sollte verborgen gewesen sein, und solche Begeisterung im Kreuzheere erweckte. Bei Chretien steht die Lanze mit der Verwundung des Amfortas in gar keiner Beziehung, während gewiß poetisch richtiger bei Kyot sie das mahnende Zeichen an die Übertretung des Gelübdes des Königs ist. So nach San-Marte. Aber eben, daß die in Antiochien belagerten Kreuzfahrer die Zuflucht zur heiligen Lanze nahmen, zeigt, daß sie auch vor dieser angeblichen Entdeckung noch in gutem Andenken war. Wir brauchen daher nicht anzunehmen, daß die blutige Lanze im Parcival als Lanze des Longinus eine neuere Deutung sei. Sie scheint vielmehr die ältere, mußte aber aufgegeben werden, wenn von dem geistreicheren Dichter die blutende Lanze mit der Verwundung des Amfortas in Einklang gebracht werden sollte. Hier machte sich ein durch Zauberei vergifteter Heidenspeer besser, und Kyot bedurfte dieser Umänderung wegen vorzüglich die Angabe, er habe die Aventiure von Parcival heidnisch geschrieben gesehen. Nach Chretien führte das Schwert, welches der Fischerkönig Parcival'n schenkt, einst Judas Maccabäus. Wolframen, welcher Chretien's Gedicht kannte, schien wahrscheinlich diese Deutung des Schwertes nicht geheimnißvoll genug, denn das Schwert des Judas Maccabäus soll doch wol nichts anderes bedeuten, als das Schwert eines Helden, der gegen die Feinde des Herren siegreich ist. Bei Wolfram dagegen scheint, wie er von dem Schwerte Parcival's redet, ein tieferes Geheimniß obzuwalten, indem er das Geheimniß desselben ungelöset läßt, und dieses Schwert stimmt so besser zum Geheimnisse des Grales. Hatte der Dichter einmal die Reliquie der blutenden Lanze des Longinus aufgegeben, so schien auch die andere Reliquie, nämlich das Schwert des Judas Maccabäus, leicht entbehrt werden zu können. Nicht blos in den Gedichten, welche nach Parcival, als dem Haupthelden, genannt sind, in dem Romane, welcher seinen Namen trägt, und im Romane vom Grale spielt Parcival eine Rolle, sondern auch im Titurel. Die Gedichte Parcival und Titurel hält Lachmann (S. 25. 26) auf folgende Weise zusammen. Den Inhalt und Gang des franz. Gedichtes unter des Provenzalen Namen können wir nach des so eben genannten Alterthumsforschers Ansicht noch vollständig genug angeben.

27) San-Marte a. a. O. S. 30. 28) Lachmann S. XXII. XXIII, wo die Stellen aus Heinrich von dem Turlin mitgetheilt sind. 29) Meer in der Nähe des Landes, daher auch Hafen. 30) San-Marte S. 28.

31) Lachmann S. XXIII.

da es, wie er annimmt, keinen Zweifel leidet, daß der Dichter des Titurel's dasselbe Werk vor sich hatte und der Ordnung desselben streng folgte, wenn er auch den innern Zusammenhang der Sage vielleicht noch weniger als der französische Dichter faßte. Durch diese Annahme, wenn sie richtig ist, kommt Lachmann zu dem wichtigsten Ergebnisse. Die andere Ansicht ist die, daß Wolfram in Kyot's oder Guiot's Gedichte den Gang, dem er folgte, vorgezeigt fand. Nach Lachmann hingegen, und dieses ist vielleicht die richtigere Ansicht, ward Wolfram, dem das Ganze wie uns ein Gewirr umständlicher, schlecht verbundener Sagen scheinen mußte, von Parcival's Sage, die auch schon Christian von Troyes ausgeschieden hatte, besonders angezogen, und ihn bewegte offenbar der epische Gedanke, den er wol erst durch seine eigenthümliche Auffassung wird hineingetragen haben, wie Parcival in der Gedankenlosigkeit der Jugend das ihm bestimmte Glück verfehlt, und erst nachdem er die Verzweiflung überwunden und in dem unverschuldeten Kampfe gegen Freund und Bruder das Härteste erfahren hat, in der Treue gegen Gott und sein Weib der erstrebten höchsten Glückseligkeit würdig erfunden wird. Um diesen Gedanken darzustellen, nahm er mit verständiger Wahl die Geschichten von Gahmuret auf; aber er ließ außer dem, was er für den Titurel bestimmte, noch manches hinweg, was entweder unbedeutend oder störend zu sein schien. So nach Lachmann. Ist diese Ansicht begründet, so gebührt nicht dem Provenzalen Kyot oder Guiot, sondern unserm Landsmanne der Ruhm der herrlichen Anlage des Parcival und der genialen Auffassung der Sage und dessen, daß er aus dem rohen Kloben den Gott hervorgezaubert habe, und ist insofern ein neuer Bearbeiter der Sage zu nennen. Doch freilich ist das Verhältniß des Provenzalen zu dem teutschen Dichter nicht mehr zu ermitteln, da die Annahme, der Verfasser des Titurel habe Kyot's Werk vor sich gehabt, unsicher bleibt. Dieser Annahme Lachmann's zufolge, nach welcher Wolfram selbst, nicht Kyot, den Parcival anlegte, wie wir ihn bei dem teutschen Dichter finden, und Einheit in das lose Gewebe der verschiedenartigen Sagen brachte, überging Wolfram, wie aus dem jüngern Titurel (36, 64. 65) erhellt (nach Parc. 333), Ecuba's Erzählung von Feirefiz und Secundillen, auf die sich das Verzeichniß seiner Siege (Parc. 770) bezieht; wenn es nämlich nicht schon Kyot gethan hatte. Lachmann's Ansicht zufolge war ferner das, was Wolfram in der Einleitung des neunten Buches (433, 11—30) nur im Allgemeinen andeutet, an derselben Stelle im Originale ausgeführt; zuerst (Tit. 38, 1—46) noch ein Besuch Parcival's bei Sigunen, wo sie den Geliebten im Sarge bei sich hat, aber noch ohne Capelle, dabei (Tit. 38, 42. 43) die Belehrung über das Schwert, die Wolfram (Parc. 253, 24—254, 15) in eine frühere Rede Sigunen's einfügt, wohin sie indessen auch von Christian von Troyes gesetzt wird (Manuscr. Bl. 14 = Druck Bl. 21. vw); dann (Tit. 39, 3—282) Parcival's Siege über die meisten der Könige, Herzoge und Grafen, welche im Parcival (772—773. S. 362—363) als von Parcival besiegt von diesem genannt werden, die Errettung Pardiscalen's, Seefahrten [32]), Kämpfe mit Christen und mit Heiden; auf Flordipinze zerbricht Parcival im Kampfe mit Floridable, der im Parc. 772 nicht vorkommt, das Schwert vom Gral, welches hierauf durch den Brunnen zu Karnant wieder ganz wird und von Parcivalen Ekunaten zum Kampfe wider Orilus geschenkt wird. Diese Geschichten oder richtiger Sagen, welche auch, wie Lachmann bemerkt, wenig Werth haben, opferte Wolfram der ohne Zweifel weit größern und edlern Ansicht auf, daß Parcival in seiner Verzweiflung nicht Herr der Abenteuer sein dürfe. So nach Lachmann. Doch ist es sehr zweifelhaft, ob, als Wolfram schrieb, bereits alle jene Sagen von Parcival's Abenteuern gedichtet waren, und ob sie sich bereits schon in Kyot's Werke fanden. So z. B. kann Kyot und Wolfram nach ihm (772—773. S. 362—363) die Könige, Herzoge und Grafen als von Parcival besiegt aufzählen lassen, ohne daß es damals noch eine Dichtung gab, welche diese Siege besang. Ein späterer Dichter erst hielt sich für verpflichtet, die Umstände zu erdichten, unter welchen jene Siege Parcival's stattgehabt haben sollen. Unbezweifelt ist dagegen, daß es, wie Lachmann bemerkt, gewiß dem ursprünglichen Sinne der Sage nicht so angemessen ist, wenn im Titurel (39, 148. 217) Parcival nach Pardiscalen's Erlösung sich entschließt, wo er hinkommt, nach Land und Leuten zu fragen, als wenn ihm im Parcival (559, 9—23) das Abenteuer von Chastel marveil entgeht, weil er nicht fragt. Die Erzählung von Orilus' und Ekunat's Kampfe im Titurel (40, 26—101) wird nach Lachmann etwa vor dem letzten Buche des Parcival ihren Platz gehabt haben; wenigstens verläßt Artus im Parcival 786, 29 die Stadt Joflanze. Ekunat findet im Titurel (40, 77. 78) nach Orilus' Tode den König zu Nantes, wohin er von Joflanze kommt, und nachher im Parcival (822, 7) geht Artus nach Schamilot (im französischen Romane Quamelot, Caamelot, Quamaalot). Die Rache an Orilus gehörte, wie Lachmann bemerkt, nicht nothwendig zur Vollständigkeit der Erzählung, weil er schon längst von Parcival besiegt ist. Daß Parcival's Sohn Kardeiz das von Lehelin seinem Vater entrissene Land wieder eroberte, deutet Wolfram im Parcival (S. 377) selbst an, indem er von Kardeiz bemerkt, der bezwang sider (nachher) Kanvoleiz und viel, was Gahmuretes war [33]), und ausdrücklich wird im Tit.

32) Parcival zieht nämlich nach Kriechen Bulgarîn zur wüsten Rumange durch Graeciam die wilde, gegen Capodonesye vor Sardar (Sardes) in Asia, und dann über den Wendelsee (das mittelländische Meer) nach Provence zurück. Vergl. Görres, Lohengrin S. X, welcher S. IX—XI darstellt, wie der Schauplatz im Parcival im Titurel erweitert ist. 33) Vergl. Albrecht im Titurel:

Wie Parzivâl nu lebende
Was mit den templeisen
Vnd diu land was gebende
Dem sun, diu er gewinnen muost mit freisen,
Diu er ab Lehelîne muost erstriten,
Vnd wie Repans de tschoie
Mit Fêrafîse lebt an allen siten,
Daz wil diu âventiure
Alhie nu furbaz mâzen (d. h. sich enthalten)



(40, 115. 116) bemerkt, die Aventiure. d. h. das französische Buch, erzähle diese Begebenheit nicht ausführlich. So nach Lachmann. Da Kyot's Arbeit nicht auf uns gekommen ist, so kann nicht mit Sicherheit ermittelt werden, ob der Verfasser des Titurels sie vor sich hatte, und so bleibt ungewiß, welchen Antheil Wolfram an der Gestaltung der Parcivals-Sage hat. Unbestritten jedoch bleibt ihm der Ruhm, daß er sie auf eine so geistreiche Weise nach Teutschland verpflanzt hat. Ganz unbekannt jedoch war wol die Parcivals-Sage vor Wolfram in Teutschland nicht; wenigstens findet sich im Gedichte von Kiunig Tyro[34]) eine kurze Anspielung auf Amphartys und Flenetnise, doch ist nicht gewiß, ob dieses Gedicht ein höheres Alter als Wolfram hat. Was die andern teutschen Dichter, Heinrich von dem Turlin, Ulrich Furterer[35]), Hugo von Monfort, Klaus Wisse und Philipp Kolin[36]) und Andere mehr von der Parcivals-Sage haben, ist zwar sehr schätzenswerth, aber im Vergleich mit dem, was Wolfram uns gibt, ziemlich gering. Da der große Dichter von Eschenbach so arm war, wie er selbst klagt, und die Bücher damals so viel Geld kosteten, so ist er wahrscheinlich durch die Unterstützung des freigebigen, die Gedichte so schützenden Landgrafen Hermann's I. von Thüringen, an dessen Hofe Wolfram seinen Parcival schrieb[37]), in den Besitz der Gedichte Kyot's und Chretien's gekommen. Wenigstens machte Landgraf Hermann Wolframen von Eschenbach mit dem französischen Mähre Gwillams de Orangis bekannt[38]). Kurz darauf, nachdem Wolfram selbst dieses in seinem Willehalm erzählt hat, singt er:

> Ich Wolfram von Eschenbach
> Swaz ich von Parzival gesprach
> des sin âventiur mich wiste
> etslich man daz prîste,
> ir was ouch, diez smaehten
> und baz ir rede waehten[39]).

Hier auch versichert der Dichter, er habe von Parcival, was dessen Aventiur ihm gewiesen, beruft sich also auf das französische Werk als Leitfaden. Die Vielen, welche Wolfram's Parcival tadelten, thaten es wol, weil er ihnen zu erhaben gedichtet war. Über die Zeit der Abfassung des großen herrlichen Gedichtes bemerkt Lachmann (S. 19) Folgendes: Das dritte Buch (143, 21) ist nach dem Erec das Hartmann von der Aue, das fünfte (253, 10) nach dem Iwain, das fünfte bald nach 1203, das sechste nach dem Sommer 1205[40]) gedichtet. In den Nibelungen[41]) und im Tristran[42]) wird auf das erste Buch angespielt. Wirnt von Gravenberg, welcher (S. 234—235) bemerkt, wie Parcival Jeschuten anläuft und den Fingerring nimmt und dabei Wolfram von Eschenbach den weisen Mann preiset,

> Daz lop git ir (Jeschuten) her Wolfram
> Ein wise man, von Eschenbach:
> Sin herze ist ganzes sinnes tach,
> Leien nennt nie baz gesprach.

kennt nach Lachmann das dritte, nicht das sechste Buch, weil ihm aus diesem in seinem Zusammenhange hätte sonst Cundrie einfallen müssen. Im wälschen Gast (I, 8) nach der Mitte des Jahres 1215 wird Parcival edeln Jünglingen zur Nachahmung vorgestellt, aber die Beziehung der Fabel ist ungenau, denn nach Wolfram im sechsten Buche, sowie nach Christian von Troyes, brach Parcival's Tjost Keyen nicht eine Rippe, sondern den rechten Arm entzwei. So nach Lachmann. Wie derselbe bemerkt, ließ Wolfram von Eschenbach seine zwei großen Gedichte, den Parcival und den Wilhelm von Orange, in Absätzen von 30 Zeilen schreiben und dichtete selbst darnach vom 224. des Parcivals an; vor dem dritten Buche, nachdem es bekannt geworden und getadelt war, rückte er 60 Zeilen ein (114, 5—116, 4). Von Parcival 186, 21 bis 223, 30 haben 35 Absätze je 32 Zeilen, vorher schwankt die Zahl; aber der Dichter muß nachher das Ganze haben nachzählen lassen, weil auch im Anfang eine Handschrift je nach 30 Zeilen theilt[43]) und die Summe der Verse durch 30 theilbar ist[44]). Wie Lachmann aus den Handschriften erweiset, findet sich schon in demselben eine Abtheilung der einzelnen Theile des Gedichts. Er nimmt 16 solcher Abtheilungen an. San-Marte dagegen in seiner Übersetzung[45]) zerlegt das Gedicht in drei Haupttheile, welche auf das Bestimmteste durch den Inhalt des Gedichtes gegeben seien, indem der Dichter scharf bezeichne, wie der Held, nachdem er der Einfalt (tumpheit) ohne geworden, dem Zweifel (Zwivel) verfalle, bis er endlich zum Heile (saelde) sich durcharbeite. Was die Abschnitte 1—6

---

f. das Weitere der Strophe und der folgenden bei Lachmann S. XXXI.

34) Bei Manesse 2. Bd. S. 250 b. 35) Ulrich Furterer's Parcival findet sich in dessen großem cyklischen Gedicht von den Helden des Argonautenzuges, des trojanischen Kriegs und der Tavelrunde in der münchner und in der wiener Handschrift Nr. 5. (Ambr. 426) aus dem 15. Jahrh. Bl. 60—106 aufbewahrt. Vergl. v. d. Hagen, Grundriß S. 153. 36) f. v. d. Hagen Briefe in die Heimath. 2. Bd. S. 305. 37) f. F. Wachter, Thüring. Gesch. 2. Bd. S. 245—248. 38) f. Wolfram Willeh[illegible] mann S. 424. 39) Das Vorhergehende und [illegible] illehalm selbst S. 424. 425; f. auch S. 548, [illegible] Parcival's glänzende Schönheit als Gleichniß [illegible] mann zu Walther von der Vogelweide 20, 4.

41) Nach Lachmann ist das Nibelungenlied später als der Parcival gedichtet, weil daraus Azagouc und Zazamanc, pfellel von Arabî und Ninivê und französische Wörter wie kovertiure, garzûn genommen seien. Doch bemerkt W. Grimm (teutsche Heldensage. S. 65) mit Recht dagegen, daß nur in Zazamanc allein Beweiskraft zu liegen scheine. 42) f. Docen im altt. Museum I, 59. 60 und v. d. Hagen zu Tristran. Über die Zeit der Abfassung des Wolframschen Parcival f. auch Jen. Lit.-Zeit. 1820. Erg.-Bl. Nr. 70. S. 175 und die Anm. von G. F. Benecke und Lachmann zu Iwein, der riter mit dem lewen, getihtet von dem Hern *Hartmann*, *Dienstman* ze Ouwe. (Berlin 1827.) S. 407. Das Hauptergebniß aller dieser Untersuchungen ist, daß Parcival nicht nach 1205, aber auch nicht früher vollendet war. Vergl. Koberstein, Grundriß zur Gesch. d. t. Nationallit. S. 52. 43) Bis 125 (S. 88) folgen nämlich Lachmann's Zahlen den Absätzen in Bernh. Püterich's Handschrift, die folgenden hundert sind auch in dieser unregelmäßig; von 224 an setzen fast alle Handschriften immer an gleichen Stellen ab; Handschrift G stimmt mit ihnen erst von 435 an, wo die zweite Hand anfängt. Lachmann Anm. zum Parcival. S. 68. 44) Lachmann, Zu den Nibelungen und zur Klage. (Berl. 1836.) S. 162. 45) Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochteutschen zum ersten Male übersetzt von San-Marte. (Magdeburg 1836.)

bei Lachmann, umfaßt bei San=Marte der erste Theil, was bei Lachmann Abschnitt 7—11 bei San=Marte der zweite Theil, was bei Lachmann Abschnitt 7—11, bei San=Marte der dritte Theil. Dieser theilt dann jeden Theil wieder in drei Bücher. Nach Lachmanns Annahme hat Wolfram selbst sein ganzes Gedicht in Abschnitte von je 30 Versen absichtlich abgetheilt. Nach San=Marte's Meinung rühren diese Abschnitte von je 30 Versen nur von den Abschreibern her, und bezeichnen vielleicht ein besonderes Pensum des Schreibers, zu dessen mehrer Auszeichnung er bei jedem ein und dreißigsten Verse einen großen Buchstaben malte, oder, was wahrscheinlicher, daß die Handschriften, in welchen Lachmann die Abtheilung fand, Abschriften eines ältern Coder sind, dessen Folien 30 Zeilen enthielten, und, wie oft geschieht, dieses in den Abschriften bemerklich gemacht ward. So nach San=Marte. Man könnte vielleicht annehmen, Wolfram habe irgend einen mystischen Grund gehabt, dieses mystische Gedicht in Abschnitte von je 30 Zeilen zu theilen. Aber dann hätte er wol bei jedem Abschnitte auch einen Abschnitt mit der Rede gemacht, um die Abschnitte besser hervorzuheben, oder gar sie metrisch bemerkbar gemacht, wie Wirnt von Gravenberg im Wigalois und Ulrich von Turheim im Wilhelm dem Heiligen thun. Ausgaben des Parcival's von Wolfram haben wir drei. 1) Der alte Druck in römischer Schrift ohne Ortsangabe im Jahr 1477, beginnt Bl. 1. a und 1. Col. ohne weitere Überschrift: St zweifel[46]) hertzen nachgebur, enthält 159 Bll. in zwei Col. mit 40 Zeilen, ohne Sign., Custos und Seitenzahlen. Der Drucker ist wahrscheinlich Gth. Zainer in Augsburg[47]). Diese Ausgabe ist äußerst selten, sodaß man von diesem Drucke hat Abschriften nehmen lassen[48]); 2) „Parcival, ein Ritter=Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Wolfram von Eschilbach, zum zweiten Male aus der Handschrift abgedruckt, weil der erste Anno 1477 gemachte Abdruck so selten wie Manuscript ist," nach zwei Abschriften, worunter eine von Bodmer aus der berühmten St. Galler Handschrift, herausgegeben von Chr. H. Müller in der Sammlung teutscher Gedichte aus XII. XIII. und XIV. Jahrh. I. Bd. in gr. 4. enthält 196 Seiten, jede zu drei Col., zusammen 24,747 Verszeilen. Eine Vergleichung beider Abdrücke des vom J. 1477 und des von 1783 u. 1784. Vers 8497—8571 mit Übersetzung und Erklärung findet sich in Kanzler's und Meißner's Quartalschr. 1784. I. L. S. 14—29. Die Müller'sche Ausgabe ist trotz ihrer Mängel sehr schätzenswerth, da sie nach einer fast gleichzeitigen Handschrift abgefaßt ist. Doch war diese Ausgabe für die meisten wie verschlossen und schien [illegible] unlesbar, wiewol sie Alterthumsforscher [illegible] benutzten. Erst mit 3) „Parcival, in Wolfram von Eschenbach, herausgegeben von Karl Lachmann, (Berlin 1833.)" hat das Meisterwerk einer seiner völlig würdigen Ausgabe sich zu erfreuen, (in gr. 8. S. 13—388) jede Seite zu zwei Col.), mit den Varianten unter dem Tert, dem Ergebnisse so vieler Handschriften; denn von keinem Werke des dreizehnten Jahrh. haben sich so viele Handschriften erhalten, als von Wolfram's Parcival. Außer mehren Bruchstücken hat Lachmann zu seiner Ausgabe, einer Arbeit, welche andern zum wahren Muster dienen kann, die St. Galler Handschrift, drei münchener (wovon eine unvollendet) die Heidelberger und die Hamburger und den alten Druck benutzt. Über das Verhältniß der Handschriften und der Bruchstücke zu einander handelt Lachmann S. 15—20. Seine treffliche Ausgabe hat sogleich die Verehrer des Parcivals vertausendfältigt, und die sichtbarste Frucht dieser Begeisterung für das herrliche Gedicht ist gewesen „Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochteutschen zum ersten Male übersetzt von San=Marte (Schulz) (Magdeburg 1836)." Ein Bruchstück, Anfolisens Brief an Gamuret (V. 2266—2291 bei Müller) übersetzt von Büsching findet sich in der Polychorda (VIII. St. S. 745—746). Eine herametrische Bearbeitung des Parcivals lieferte Bodmer: „Der Parcival, Gedicht in Wolfram's von Eschilbach Denkart (Zürich, 1755. 4.)" und in der Kalliope (II. Bd. S. 33—85). Der Eingang des Parcivals von Bodmer in Prosa umschrieben, sowie Jeschute, eine Romanze in dem Hildebrands=Ton oder der Nibelungen Strophe, umfassend V. 3843—4102 und 7612—8116 bei Müller, nebst kurzer Zusammenziehung der dazwischen liegenden Abenteuer auch von Bodmer, finden sich in dessen Altenglischen Balladen, (II. Bd. S. 178—179 und S. 229—232.) und die Erinnerungen dazu geben einen kurzen Auszug des Parcivals in Prosa[49]), und wiederholt in Chr. H. Müller's Ausgabe des Parcival. Über den Inhalt desselben handelt auch Joh. von Müller in der Beurtheilung von Chr. H. Müller's Ausgabe des Parcival in den gotting. Anz. 1785. S. 1732. Der Inhalt der Sage vom Gral, wie sie sich in Wolfram's Parcival und Albrecht's Titurel findet, ist in v. d. Hagens altteutschem Museum von Büsching (I. Bd. S. 491—546) zusammengestellt. Eine den Überblick der an Stoff überreichen Dichtung des Parcival erleichternde Inhaltsanzeige gewährt San=Marte zu seiner Übersetzung des Wolfram'schen Werkes; drei Jahr vorher gab er einen Auszug aus dem Parcival her[illegible] welcher sich in Nr. 79—81 des Menzel'schen Literaturblattes von 1834 ausführlich angezeigt findet, wo auch der ganze Inhalt des großen Gedichtes gedrängt mitgetheilt und auf dessen erhabene Schönheit aufmerksam gemacht wird. (Vgl. das Lit. Bl. von Menzel. Jahrg. 1837.) Den Weg zur Auffassung des Gedichtes zeigen Lachmann, (Ausarb. S. XXV. und S. IV.), Rosen=

46) Also nicht im Teutsch der Urschrift, sondern in erneuerter Sprache, nämlich wie das Heldenbuch. 47) *Vogt*, Catal. lib. rar. p. 266, der Schwarzische Katalog. 2. Th. S. 173. *Gottsched*, De rar. nonnull. bibl. Paul. codd. p. 14 und Progr. de tempo. Teuton. vat. myth. p. IX. Panzer's Annalen. I, 101—103. Fr. H. v. d. Hagen und Büsching, Literarischer Grundriß. S. 109. Fr. Ad. Ebert, Allgem. bibliogr. Ler. 1. Bd. col. 548. 48) So Bodmer von dem leipziger Eremplar.

49) Vergl. Bodmer's Brief von 1780 im teutschen Museum 1783. 1. Bd. S. 359. Siehe über den Parcival auch d. t. M. 1781. April. S. 344. Aug. S. 125. 126. 186.

kranz (Geschichte der teutschen Poesie im Mittelalter) und Gervinus (Geschichte der poetischen National-Literatur der Teutschen. I. Bd. Leipz. 1835). Bemerkenswerth sind ferner ästhetische und poet. Mittheilungen, (Magdeburg, 1827), wo S. 207 u. f. über Wolfram's Parcival gehandelt wird. Eine auch geistreiche Analyse des Parcival vom theologischen Standpunkte aus liefert der liter. Anzeiger für christliche Theologie (1836. Nr. 33 und 34). Auch dem fernen Norden ist die große Dichtung von Parcival nicht entgangen, denn den sagenreichen Isländern fehlt es nicht an der Parcevals-Saga, und sie ist auf die spätern Verfasser von Sögur nicht ohne Einfluß geblieben, wenigstens hat der Verfasser der Blómsturvalla-Sage seinen rothen Ritter aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Parcivals-Sage entlehnt, und Gratian's Spiegel, in welchem man den ganzen Weltkreis überschauen kann [50]), erinnert auffallend an die Spiegelsäule auf Clinschor's Zauberschlosse im Parcival. (*Ferdinand Wachter.*)

PARCKSTEIN, PARKSTEIN, Marktflecken im bairischen Landgerichte Neustadt, Obermainkreis (Herzogthum Sulzbach), hat 120 Häuser und 666 Einwohner, welche sich größtentheils mit Ackerbau beschäftigen. Das dabei auf einem Berge liegende Schloß ist bis auf wenige Ruinen abgetragen und zu Neubäuten benutzt *). (*Fischer.*)

50) s. Blómsturvalla-Saga bei Fr. v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. S. 30. 31.

*) Ein Alten-Parkstein genanntes Dorf liegt in dem bairischen, zum Regenkreise gehörigen, Landgericht Amberg.

Parcous, s. Roussillon.

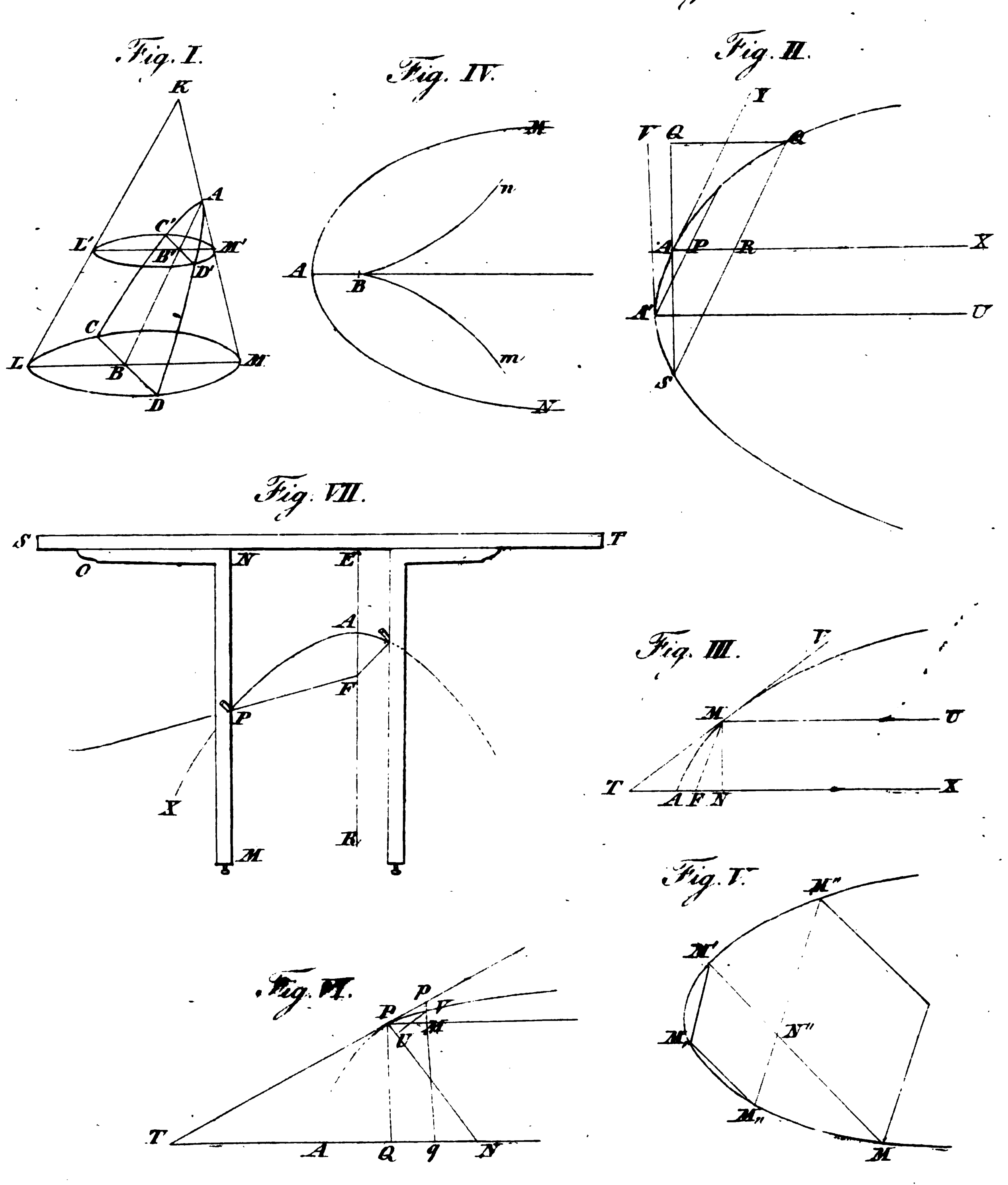
PARCQ (Le), Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franz. Departement Pas de Calais, Bezirk St. Pol, liegt fünf Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Succursalkirche und 767 Einw. Der Canton Parcq enthält in 24 Gemeinden 10,651 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PARCZENZEW, Stadt in dem zur russisch-polnischen Woiwodschaft Masovien gehörigen Obwod Lenczyc, hat 90 Häuser und 403 christliche und 197 jüdische Einwohner. Die ersteren beschäftigen sich zum Theil mit Drahtziehen, Gärberei und Tuchweberei, die letztern wie überall mit Handel und Gastwirthschaft. (*Fischer.*)

Ende des eilften Theiles der dritten Section.

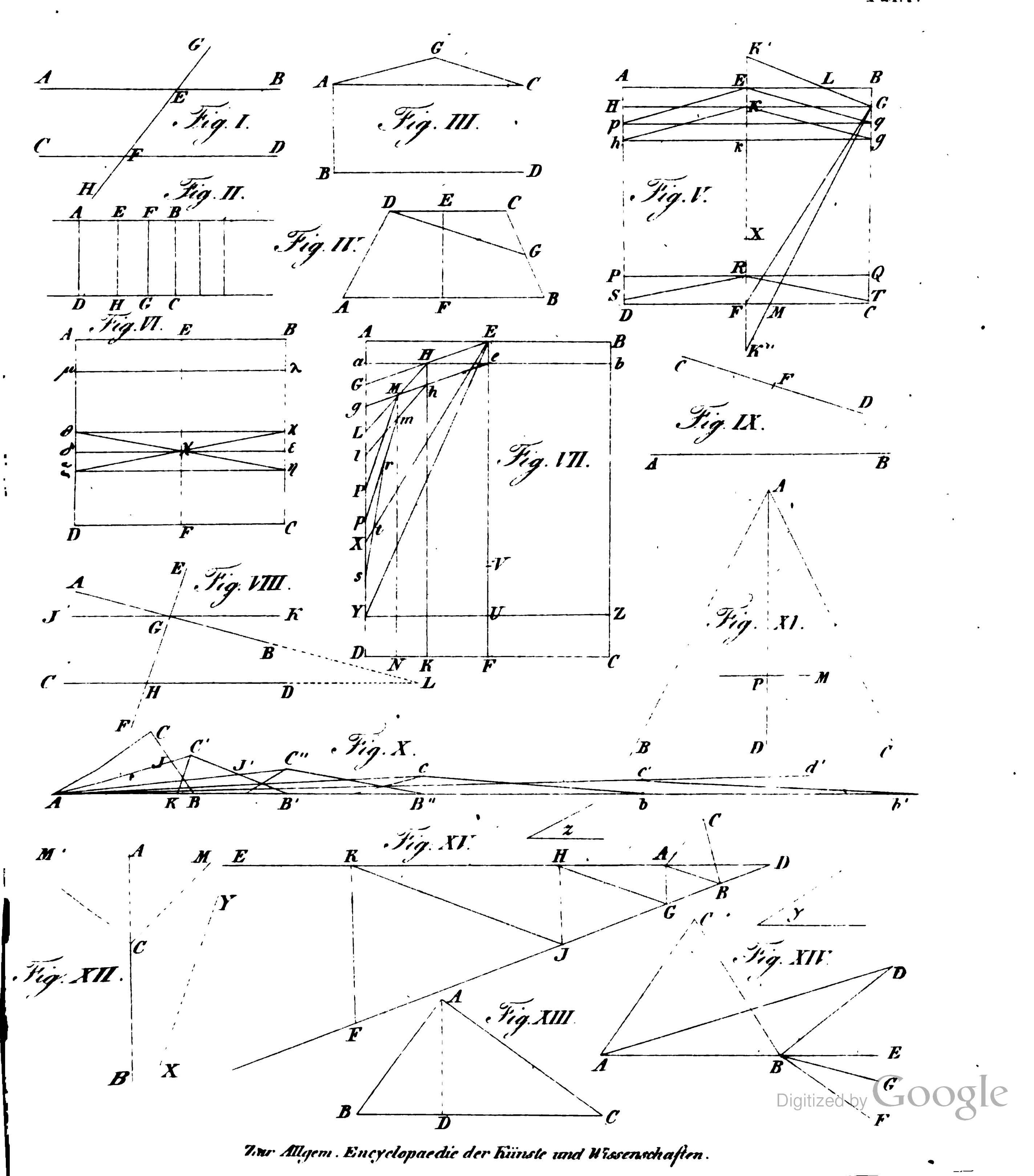
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

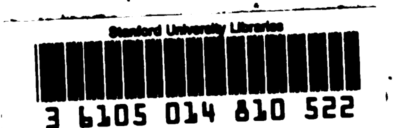
Zu den Artikeln: Parabel, Parabelzirkel.

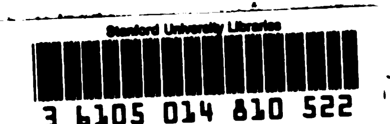


Zu dem Artikel: Parallel.

Taf. I.




Stanford University Libraries
3 6105 014 810 522




Stanford University Libraries
3 6105 014 810 522

